W. JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class
R05

Book
EV

Volume
12-13

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/evangelischekir1213vere_0

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzt. ord. Professor an d. Universität zu Berlin.

Zwölfter Band.

Januar bis Juni 1833.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

305
E-V
v.12-13

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 2. Januar. № 1.

Vorwort.

Es wird für uns und für unsere Leser wohlthuend seyn, wenn wir beim Beginn des neuen Jahrganges der Ev. K. Z. uns die veränderte Stellung vergegenwärtigen, in der sich dieselbe — Dank sey es der Gnade des Herrn — jetzt im Verhältniß zu ihrem Anfange auf dem litterarischen Gebiete befindet, und zwar besonders durch Erscheinungen, welche während des vergangenen Jahres in's Leben getreten sind.

Bei ihrem ersten Erscheinen stand die Ev. K. Z. ziemlich einsam da. Sie fand eigentlich nur Eine ältere Begleiterin vor, das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt. Denn die übrigen im christlichen Geiste redigirten Zeitschriften, der Menschenfreund, redigirt von Pfarrer Sander, die Berliner neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes und das Baseler Magazin für die Evangelischen Missionen, waren fast nur in dem engeren Kreise der Freunde des Wortes Gottes bekannt und gelesen. Jetzt dagegen treten wir unsere neue Wanderschaft in zahlreicher Begleitung an. Es gibt fast kein Gebiet der Zeitschriftstellerei mehr, welches die christliche Betriebsamkeit nicht angebaut hätte, jedes Land Deutscher Zunge wird bald auf diesem Gebiete ein Organ haben, wodurch sich der Geist Christi im Gegensatze gegen den Geist der Welt ausspricht, der die täglich wie Pilze neu aufschießenden Tagesblätter regiert. Ueberall zeigt sich das Bestreben, eingedenk des Spruches, der Acker ist die Welt, das Christenthum aus dem engen und stillen Familienkreise heraus in die größeren Kreise einzuführen, die bisher gänzlich von ihm unberührt blieben, durch dasselbe Mittel für die Ausbreitung des Reiches Gottes thätig zu seyn, dessen fast ausschließlicher Besitz bisher dem Fürsten dieser Welt so großen Vortheil gebracht hatte. Wir begnügen uns, hier eine Uebersicht über diese erfreulichen Erscheinungen zu geben, werden aber später von mehreren derselben noch besondere Anzeigen liefern.

Auf dem eigentlich theologischen Gebiete fehlte es, nachdem die theologischen Annalen von Schwarz eingegangen waren, die ohne Schuld ihres ehrwürdigen Herausgebers, dem es an hinreichender Unterstützung fehlte, ihre Bestimmung nur unvollkommen erfüllten, und ebenso das Tübinger Archiv, herausgegeben von Bengel, in dem das christliche Element nicht allein und nicht durchgängig waltete, oft vielmehr dem Zeitgeiste Opfer dargebracht wurden, ganz an einem tauglichen Wegweiser. Seit dem Erscheinen des litterarischen Anzeigers von Tholuck ist diesem Uebelstande abgeholfen. Die Vorzüge dieses Blattes, die Mannichfaltigkeit der besprochenen Gegenstände, die durchweg interessante Darstellungsweise, die würdige Haltung, ohne dabei dem Zeitgeiste und seinen Organen Huldigungen darzubringen, die immer mit gelehrten Waffen wohlgerüstete und oft geistreiche Polemik, haben ihm einen stets wachsenden Eingang auch bei denen verschafft, welche sich zur Zeit mit den durchweg darin herrschenden theologischen Ueberzeugungen nicht befreunden können. Unter den wohlgesinnten Geistlichen werden, denken wir, nur wenige seyn, welche bisher dies Mittel, die pflichtmäßige Bekanntschaft mit den Fortschritten ihrer Wissenschaft zu unterhalten, eingedenk, daß sie nicht bloß Christen, sondern auch Theologen sind, unbenutzt gelassen haben. Dürften wir uns erlauben einige Wünsche für die Zukunft dieses uns theuren Blattes auszusprechen, wobei wir aus eigener Erfahrung wohl wissen, wie wenig die Realisirung solcher von dem Herausgeber allein abhängt, so wären es die, daß der Ton in allen Mittheilungen so kräftig und entschieden, so aus dem Bewußtseyn des Ruhens der Theologie auf dem Glauben hervorgehend wäre, wie er es in vielen ist, ohne daß wir deshalb fremde Gabe und Beruf nach den unsrigen messen wollen, die auch ihre Einseitigkeit und ihre Gefahr haben, und weit entfernt zu behaupten, daß das Bestreben, die göttliche Wahrheit einer von ihr entfremdeten Zeit auf schonende Weise näher zu bringen, an und für sich fehlerhaft sey; und dann, daß die ganze Fluth ephemerer Produkte gänzlich ihrem Schicksal überlassen, und dadurch Raum gewonnen würde, alles wahrhaft theologisch Bedeutende vollständig und ausführlich zu besprechen, und neben den Recensionen auch Aufsätze aufzunehmen.

Letzteren ausschließlich ist die Zeitschrift der theologischen Fakultät zu Dorpat gewidmet, deren so eben erschienener erster Band (Hamburg bei Perthes) zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, wie sie freilich derjenige, welcher die Zusammensetzung dieser Fakultät kennt, von vorn herein hegen mußte. Er enthält eine sehr ausführliche und gelehrte Untersuchung über die Aechtheit und Integrität der Bücher Esra und Nehemia,

194408

und dann zwei Abhandlungen von Sartorius, die eine über das Abendmahl, unseren Lesern schon bekannt, die andere, über die gegenseitige Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo, in genauem Zusammenhange mit dieser stehend und sie ergänzend, so daß ein besonderer Abdruck für die zahlreichen Freunde, welche sich die erste erworben hat, sehr zu wünschen wäre.

Es ist unsere Absicht, nur diejenigen Zeitschriften hier aufzuführen, deren Mitarbeiter sämmtlich wie Ein Mann von dem Heile in Christo zeugen. Wollten wir auch diejenigen berücksichtigen, in welchen sich christliche Stimmen neben anderen vernehmen lassen, so hätten wir Gottlob weit mehrere zu nennen, bei weitem die Mehrzahl der theologischen und der allgemein litterarischen Blätter, so daß Zeitschriften, die nur der Finsterniß offen sind, wie die von Röhr, von Schuderoff, die Hallische Litteraturzeitung (in der Jenaer läßt sich nicht selten Besseres, obgleich mit großer Vorsicht, vernehmen) fast schon zu den Ausnahmen gehören. Wir würden dann zuerst von der Tübinger Zeitschrift für Theologie, dann von den Studien und Kritiken zu reden haben, in welchen letzteren doch viele Aufsätze, besonders die Mittheilungen des verehrungswürdigen Nitzsch, den Schmerz mildern, welcher in einem christlichen Gemüthe nothwendig durch die in einer großen Anzahl anderer zu Tage liegende klägliche Halbheit, noch schwerer zu ertragen durch die damit verbundene, oft auch auf das Niedere gesehen so gar wenig begründete Vornehmigkeit hervorgerufen werden muß.

Wenden wir uns nun zu denjenigen Zeitschriften, zwischen denen und den eigentlich theologischen die Ev. K. Z. die Mitte einzunehmen bestimmt ist, den christlichen Volksblättern, so ziehen durch ihre zum Theil ungeheure Verbreitung und durch den Segen, den der Herr auf ein anscheinend so geringes Mittel gelegt hat, zuerst die Missionsblätter unsere Aufmerksamkeit auf sich, das Barmer, das Calwer und der Baseler Heidenbote. Alle drei Blätter werden gut redigirt und sind in einem lebhaften Tone geschrieben, fern von einem gewissen christlichen Schlendrian, der aus der früheren Zeit der Beengung und des Druckes auch zum Theil auf die unsrige fortgeerbt, jetzt immer mehr im Verschwinden begriffen ist, zum großen Vortheil der Wirksamkeit christlicher Blätter, die, so lange er fortdauerte, nur für diejenigen erträglich und fruchtbar seyn konnten, welchen die Liebe zur Sache Geduld in Bezug auf die Form gewährte. In ungewöhnlichem Grade zeigt sich die so seltene Gabe zur christlichen Volksschriftstellerei besonders bei dem Herausgeber des Barmer Missionsblattes, dem Pfarrer Ball zu Hörstgen, und wie sehr Gott in unserer Zeit jeder von ihm ertheilten Gabe ihre volle Wirksamkeit gewährt, das bestätigt sich durch den ungeheuren Absatz dieses Blattes, der schon vor geraumer Zeit die Zahl von 10000 Exemplaren bei weitem überstieg, wobei man noch in Anschlag zu bringen hat, daß auf jedes dieser Exemplare im Durchschnitte gewiß zehn Leser gerechnet werden können, und zwar Leser ganz anderer Art, wie die meisten, deren sich die äußerlich eine bedeutendere Stellung einnehmenden Blätter erfreuen, solche, die nicht dies Blatt als eins unter vielen zur Beseitigung der Langeweile in die Hand nehmen und flüchtig durchlaufen, die vielmehr dies Blatt neben Bibel und Gesangbuch zur einzigen Lektüre machen, und was ihnen hier dargeboten wird in Saft und Blut verwandeln. Dies Blatt, das einen weit höheren Zweck hat, als die Beutel für die Missionen zu öffnen, das jedes Missionsereigniß in lebendiger Beziehung auf die eigenen Herzen der Leser bespricht, zeigt deutlich, wie abgeschmackt der Einwand gegen die Missionen ist, es sey im Deutschen Vaterlande selbst noch genug zu thun. Wir bemerken nur noch, daß der Herausgeber dieses Blattes auch noch die Herausgabe einer anderen Zeitschrift, Mittheilungen aus der christlichen Litteratur des Auslandes, begonnen hat, für deren Fortsetzung wir den Wunsch aussprechen, daß sie uns mehr Historisches, weniger eigentlich Ascetisches bringen möge, an welchem letzteren wir im Deutschen Vaterlande einen reichen und trefflichen Vorrath, besonders aus der älteren Zeit, haben.

Die populär christlichen Blätter umfassenderen Inhalts haben fast alle mit einer höchst lobenswerthen Selbstbeschränkung ihr Augenmerk vorzugsweise auf die Gegenden oder speciell die Städte gerichtet, wo sie erscheinen. Es ergeht hier dem Volksblatte, wie der Predigt. Faßt es einen zu weiten Kreis in's Auge, so verliert seine Wirksamkeit nothwendig an Intensität. Die Leser verwandeln sich den Verfassern immer mehr in ein Abstraktes, und je mehr dies geschieht, um so weniger fühlen diese sich getroffen und angefaßt. Alles bleibt in der Luft schweben und jedem überlassen, was er davon erhaschen will. Dies wird aber bei den meisten, wenigstens unter denen, die nicht schon eine entschieden christliche Gesinnung mit zur Lesung hinzubringen, immer nur weniges seyn. Die Sache in ihrer abstrakten Fassung ist ihnen unverständlich und entbehrt für sie des Interesses. Und doch sind diese es grade, die jeder Herausgeber eines solchen Blattes besonders in's Auge fassen sollte. Zeitschriften der Art für solche, die schon im Glauben stehen, scheinen uns, es sey denn daß sie sich vorwiegend mit der Mittheilung von Nachrichten beschäftigen, wenn auch nicht überflüssig, doch weniger nöthig zu seyn. Zur eigentlichen Erbauung haben diese auch außer Schrift und Gesangbuch Hülfsmittel in Händen, welche an Trefflichkeit zu erreichen einer neueren Zeitschrift kaum gelingen wird. Daraus aber, daß auf die mehr oder weniger ferne Stehenden die Hauptabsicht bei der Redaction eines solchen Blattes gerichtet seyn muß, ergeben sich noch andere Anforderungen an dasselbe. Es muß sie, die mannichfach verwöhnten, durch eine lebhafte und muntere Darstellung anziehen, weit entfernt Auszüge aus Predigten zu geben den ganzen Predigtton sorgfältig vermeiden, nicht durch jedes Wort bekehren wollen, sondern so viel als möglich alle Gegenstände des Lebens umfassen, und oft nur mit einer kurzen christlichen Hindeutung zufrieden seyn, kurz denen, zu welchen es spricht, in Allem gleich werden, außer der Sünde. Ein vortreffliches Muster gewähren in dieser Hinsicht die Schriften von Claudius; schade nur, daß es hier weniger wie irgend sonst an dem guten Willen genügt, das Muster nachzuahmen, daß diese Nachahmung so gar leicht zum Zerrbilde wird, daß daher dem Vorsatze zur Herausgabe eines solchen Blattes weit mehr wie bei einem mehr wissenschaftlichen, die sorgfältige Prüfung vorausgehen muß, ob man die dazu erforderliche sehr specielle Gabe besitze, eine Gabe, die zu keiner Zeit seltener war, als in der gegenwärtigen, wo sich die in Folge der einseitigen Verstandesbildung zwischen Volk und Gebildeten eingetretene Scheidewand so häufig auch zwischen den christlichen Prediger und seine Gemeinde, den christlichen Schriftsteller und sein Publikum stellt. Man glaube aber nur nicht, daß wir mit diesen Bemerkungen über jedes Blatt, in dem sich diese Gabe nur in geringem Maaße zeigt, den Stab brechen wollen. Das hieße sich der Unart derjenigen theilhaftig machen, welche, von der unzufriedenen Tadelsucht der Zeit angesteckt, Allem, was auf dem christlichen Gebiete nicht in seiner Art vollkommen ist, sofort das Recht des Daseyns absprechen. Wir freuen uns vielmehr von Herzen über jede neu erschei-

nende wahrhaft und innerlich christliche Zeitschrift; sie findet doch immer einen gewissen Kreis von Lesern, und unter ihnen manche, die, da einmal gelesen werden muß, in ihrer Ermangelung nach den elenden Produkten des Zeitgeistes greifen würden. Nur das wünschten wir von Herzen, daß wenn Jemand diese Gabe besitzt, dieser das ihm anvertraute Pfund nicht vergraben, sondern mit ihm reichlich wuchern möge.

Den von uns aufgestellten Anforderungen an ein christliches Volksblatt entspricht unter den bis jetzt vorhandenen keins mehr, als der in Hamburg erscheinende Bergedorfer Bote, der sich außerdem auch durch außerordentliche Wohlfeilheit des Preises empfiehlt. Die Stadt Hamburg ist es allein, auf welche die Mitarbeiter durchgängig ihr Augenmerk gerichtet haben; wie sehr aber die individuellste Beziehung bei einem solchen Blatte an seiner Stelle ist, das zeigt sich recht deutlich daraus, daß das vorliegende auch einen weit von Hamburg wohnenden, mit seinen Verhältnissen gar nicht vertrauten Leser weit mehr anspricht, wie ein allgemein gehaltenes. Man fühlt überall, daß man nicht mit langweiligen, personificirten Ideen, sondern mit lebendigen Menschen in Gesellschaft ist. Ein treffender aber nur der Sache dienender, nie auf boshafte Weise Personen verletzender Witz steht den Verfassern überall zu Gebote. Jedes merkwürdige politische und kirchliche Ereigniß wird von ihnen besprochen. Sie lassen sich sogar herab, die ganze Stadtchronik mit hie und da eingestreuten kurzen Bemerkungen mitzutheilen. Zu Anfang lief freilich noch manches Ungehörige mit unter, oft wurde man auch durch ein gewisses Schwanken in der Lehre unangenehm berührt, man stieß auf Manches, was die Aufnahme nicht verdient zu haben schien; aber diese Mängel zeigen sich im Fortgange des Blattes als immer mehr im Verschwinden begriffen. Wir freuen uns seiner um so mehr, da außer Berlin keine andere Stadt Deutschlands mit einer solchen Fluth von Schmutzblättern heimgesucht ist, wie Hamburg. Es ist schrecklich, wie viele Seelen der Satan durch dieses Mittel mordet, ohne daß die Censur dies irgend hinderte. Denn wo sie noch aufs Beste ausgeübt wird, was in Hamburg, wenn es noch jetzt so ist, wie früher, nicht geschieht, da begnügt sie sich doch nur die gröbsten äußerlichen religiösen, moralischen und politischen Anstöße hinwegzuschaffen; *). das feine um so sicherer tödtende Gift geht frei durch.

In einem höheren Style wie das letztgenannte Blatt, ist der Bremer Kirchenbote geschrieben. Er hat es mehr mit den Gebildeten zu thun, und daß er sich vorzugsweise dieses Publikum gewählt hat, an welches sich wenden anderwärts meist tauben Ohren predigen heißen würde, das findet seine Rechtfertigung vollkommen in den Verhältnissen Bremens, wo das Verhältniß zu den Lebendigen auch bei den mehr oder weniger Todten ein lebhaftes kirchliches Interesse erhalten oder neu hervorgerufen hat. Das Vorhandenseyn eines solchen erhellt schon hinreichend aus der Neigung der Bremer Tagesblätter, religiöse Gegenstände und kirchliche Ereignisse vor ihr Forum zu ziehen, und die Art, wie dies gewöhnlich geschah und noch geschieht,

*) Daß auch dies nicht einmal immer geschieht, davon zeugt z. B. die blasphemische Travestirung des Vater-Unser in der Zeitschrift Immergrün, December 1831. Der Unglaube muß die Großen dieser Erde nothwendig entweder zu Göttern machen oder in den Staub erniedrigen. Gott geben was Gottes und dem Kaiser geben was des Kaisers, ist unzertrennlich verbunden.

reicht allein schon hin, die Erscheinung dieser Zeitschrift zu motiviren, die aber daneben auch eine allgemeinere Tendenz hat. Der ebenso gehaltene als christlich entschiedene Ton, die überall gebildete, in manchen Aufsätzen, namentlich denen von Krummacher, dessen Gutachten über die Braunschweiger Angelegenheit auch in besonderem Abdrucke erschienen ist, geistreiche Darstellung, die Einsicht, welche diese Zeitschrift in die religiösen Verhältnisse einer in dieser Hinsicht so wichtigen Stadt wie Bremen gewährt, haben ihr schon außerhalb ihres nächsten Bestimmungsortes Eingang verschafft und werden es gewiß immer mehr thun.

Das Verdienst der Gründung einer Zeitschrift für das Evangelische Rußland, das Deutschen Blättern so wenig zugänglich ist, hat sich im Laufe des vorigen Jahres Dr. Busch, Professor der Theologie in Dorpat, erworben. Sie führt den Titel „Evangelische Blätter" und der verhältnißmäßig starke Absatz, den sie gefunden, hat gezeigt, daß sie wirklich einem vorhandnen und gefühlten Bedürfniß abhilft. Ihr Charakter ist vorwiegend ascetisch, was aber seine Rechtfertigung darin findet, daß die guten Erbauungsmittel in Rußland gewiß weit weniger verbreitet sind, wie bei uns. Der Herausgeber läßt es sich besonders angelegen seyn, seine Leser mit dem, was die ältere deutsche Litteratur in dieser Hinsicht besitzt, und dem, was stets neu hinzukommt, bekannt zu machen, und sie zur Anschaffung einzuladen. Neben Originalaufsätzen werden manchmal auch Auszüge aus Deutschen Zeitschriften geliefert. Durch den warmen und herzlichen Ton fühlt man sich wohlthuend angesprochen. Gewiß wird der Herausgeber in Zukunft sein Augenmerk auch auf die Ausbildung und Befestigung seiner Leser in der christlichen Lehre richten, was überall nöthig ist, und in Rußland vielleicht besonders, wegen des sehr verderblichen Geistes, in dem die frühere Facultät in Dorpat, den bekannten Hezel an ihrer Spitze, bis zu ihrer vollständigen Reorganisation durch den Fürsten Lieven, wirkte. Eine solche Wirksamkeit bleibt auch bei den später zum Glauben gelangten Geistlichen nicht ohne Nachwirkung, besonders in einem litterarisch so abgeschnittenen Lande, wie Rußland. Auch Nachrichten würden wir mehr wünschen, da diese Zeitschrift doch gewiß für die meisten ihrer Leser das Ein und Alles ist. Diese Wünsche dürfen wir aber auch gewiß erfüllt zu sehen hoffen, da der uns theure Herausgeber selbst das bisher Geleistete nur als Vorbereitung zu einem umfassenderen Unternehmen betrachtet.

Der in Stuttgart erscheinende Christenbote, redigirt von dem Pfarrer Burk in Thailfingen, einem großen Theile unserer Leser gewiß schon als Verfasser von Bengel's Leben bekannt, welches die Anerkennung, die es verdiente, so reichlich gefunden, daß binnen Jahresfrist eine zweite Auflage nöthig geworden, ist ein vorwiegend nach innen zu gerichtetes Blatt, das sich weislich nicht von dem Boden loszureißen strebt, auf dem es erwachsen. Würtemberg ist bekanntlich ein in christlicher Hinsicht reich gesegnetes Land, aber auch zugleich ein Land der Sekten. Beizutragen zur Beförderung der Einheit in dieser Mannichfaltigkeit, die Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe unter den Christen der verschiedensten Sekten zu befördern, schädliche Auswüchse als solche kenntlich zu machen — das ist, wie es uns erscheint, die Hauptabsicht des Herausgebers, und wir sind überzeugt, daß diese im Ganzen ihr Ziel nicht verfehlen wird, wenn wir auch manchem Einzelnen nicht vollkommen beistimmen können. So glauben wir, es sey nicht die rechte Weise, den Sektengeist zu bekämpfen, wenn man das Dogma, wie es hier in einigen Aufsätzen geschieht, für indifferent erklärt; hierauf

eine Vereinigung der Gemüther basiren sey nichts anders, als auch die Schwachheitssünden im Leben, wenn nur im Ganzen ein lebendiges Verhältniß zu Christo bestehe, für unbedeutend ausgeben. Denn das eine sowohl wie das andere sey Frucht des Glaubens und stehe in einem nothwendigen Verhältniß zu ihm. Die wahre Duldsamkeit dagegen beruhe auf ganz anderem Grunde, auf der Erkenntniß der eigenen Sündhaftigkeit, welche die Abirrung des Bruders nicht als eine rein äußere erblickt, und weiß, daß man auch selbst noch im Fleische wohnt, auf der Erkenntniß der alles wirkenden Kraft der göttlichen Gnade, die vor jedem Sichselbsterheben und vor jedem Aufdringenwollen an andere bewahrt.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus dem Reiche.

55) Die Weinproben.

Ein Gutsbesitzer in Frankreich, der sich viel mit dem Anbau und der Pflege des Weines beschäftigt hatte, ließ einige Zeit vor seinem Tode drei Flaschen, welche mit den drei berühmtesten Arten der Französischen Weine gefüllt waren, am Grundgemäuer seines Hauses unter einem Steine vergraben, und machte zugleich in seinem Testament die Verordnung: daß die Erben und künftigen Besitzer seines Hauses nach hundert Jahren den Stein herausheben und die drei Weinproben versuchen sollten, um zu erkennen, welche von jenen drei Arten in so langer Zeit sich am besten erhalten habe? Die Erben im dritten Gliede kamen der Verordnung ihres Ahnherrn nach; der Stein wurde in Gegenwart von Zeugen herausgehoben, der Wein versucht. Da fand man, was die meisten der Anwesenden nicht erwartet hatten, daß grade der Wein, welcher durch seinen lieblich süßen Geschmack und durch sein jugendlich aufschäumendes Feuer der Jugend wie dem Alter, den Schwachen wie den Starken gleich angenehm ist, sich am besten erhalten, ja sogar veredelt habe; von den beiden übrigen sonst als sehr stark gepriesenen Weinen war nur der eine von Geschmack noch kenntlich geblieben, der andere aber so zu Grunde gegangen, daß er nur zum Wegwerfen tauglich erschien.

Diese kleine Erzählung erweckte in mir verschiedene Gedanken. Der Mann in der Champagne, der für so lange Jahre und noch weit über die Zeit seines Lebens hinaus auf die Würdigung eines bloß leiblichen Nahrungsmittels Bedacht genommen hatte, verdankte seiner Beschäftigung mit dem Weine nicht bloß von Jugend an sein tägliches Brodt und Auskommen, sondern den guten Wohlstand seines Hauses und überdies dem Genuß des von ihm gepflegten Getränkes auch manche fröhliche Stunde. Es war daher eine Art von dankbarer Anhänglichkeit an die seinem Lande durch Gottes Güte verliehene Gabe, welche ihm den Gedanken eingab, für die Ehre seines Weines auch lange nach seinem Tode noch etwas zu thun.

Ich nun meines Theiles kenne auch ein Nahrungsmittel, zwar nicht des Leibes, aber des Geistes, welchem ich nicht nur von Jugend an alle wahrhaft fröhliche Stunden meines Lebens, sondern auch alle Kraft zum Guten und die ganze Ruhe, den

Frieden meines Herzens verdanke. Dieses Nahrungsmittel ist Gottes geoffenbarte Wahrheit und lauteres Evangelium: der Glaube an Christum, Gottes eingeborenen Sohn, meinen Herrn; die Lehre vom Kreuz. Da wünschte ich denn, ich könnte auch bei dem Eckstein am Tempel meines Gottes dreierlei Proben der berühmtesten Lehren meiner Zeit und meines Landes niederlegen und nach hundert Jahren käme ein dann lebendes, gesundes Auge und prüfte, welche der drei Proben sich bis zu dieser Zeit am meisten in gleichem Werth erhalten habe, ja dem Menschengeist noch werther geworden sey? Ich möchte da, im Angesichte des Ecksteines niederlegen vor Allem die Lehre der Väter seit der Apostel Zeiten, welche auch meines Lebens Trost und Kraft war, die Lehre: daß in keinem Anderen Heil und daß auch kein anderer Name den Menschen gegeben sey, darinnen sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi; die süße, lautere Lehre des Evangeliums, welche schon den Kindern eine liebliche Engelsbotschaft, den Jünglingen und Männern eine Kraft Gottes, den Greisen eine Seligkeit ist. Dazu möchte ich zweitens legen die Lehre der offnen, unverhohlenen Feinde des einfältigen Christenglaubens; der Feinde, unter denen auch mancher redliche Forscher auf dem Wege der Vernunft war, mancher, welcher nicht wußte, was er that. Endlich, drittens möchte ich dazu legen die Modelehre unsers Tages, die jüngste unter allen dreien, die Lehre, genannt juste milieu oder Denkglaube, die Lehre jener nicht offenen Gegner, welche die Worte und Ausdrücke des Christenglaubens im Munde führen, aber hiermit heucheln, denn sie meinen damit, was ihres Dünkels, nicht das, was Gottes ist. Die Lehre jener blinden Männer, welche von sich selber sagen: daß sie auf den Schultern Christi und seiner Apostel stehen und darum weiter blicken als diese; jene Männer, welche an dem theuren, geoffenbarten Worte Gottes deuteln und mäkeln, und davon stehen lassen oder hinwegthun was ihnen gut däucht, ohne Kraft und ernsten Willen, zu prüfen durch die That; ob diese Lehre von Gott sey?

Welche von diesen dreien, jetzt neben einander bestehenden Lehren wird wohl nach hundert Jahren sich als die haltbarste, als die durch keine Zeit wandelbare erweisen? — Ich meine, wohl die, welche sich in ihrer ganzen Gotteskraft und Herrlichkeit seit fast zweitausend Jahren unwandelbar als dieselbe erwiesen hat; denn sie wird dauern so lange ein Gott und der Mensch ist. Der Enkel im dritten Gliede, der etwa nach hundert Jahren diese Titel und Namen der drei Lehren läse, würde sagen: „was der alte, einfältige Christenglaube sey, das weiß ich wohl, denn derselbe bestehet noch jetzt, wie er zu der Apostel Zeiten bestanden, und der Mund der Wahrheit hat von ihm gesagt: daß die Pforten der Hölle ihn nicht werden überwältigen. Was die Lehre der offenen Feinde und Gegner war und ist, dies weiß ich auch. Viele dieser Feinde sind zu Freunden des Evangeliums geworden; ihre Angriffe und Forschungen haben vielfältig die Wahrheit besser zu Tage gefördert und ihr den Weg durch das Wüste gebahnt. Was aber die Lehre des Denkglaubens gewesen sey, das weiß ich nicht, auch erwähnen die Bücher der gründlichen Wissenschaft ihrer nirgends. Sollte es wirklich zu Anfang des Jahres 1833 eine solche Lehre gegeben haben, oder hat der alte Schreiber dieser Zeilen, die ich hier unter einem Stein vergraben fand, jenen Namen nur im Scherz erfunden?“

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 5. Januar. № 2.

Vorwort.

(Schluß.)

Was einen Hauptgegenstand des Blattes, die Bengelsche Zeitrechnung betrifft, so meinen wir, anders wie der Verfasser, es lasse sich schon aus der ersten Grundlage des Systems, der Bestimmung des prophetischen Jahres, darthun, daß dasselbe ein willkührliches sey, und daher auch dann nicht einmal für richtig zu halten, wenn der Erfolg auch damit übereinstimmen sollte, das Verdienst dieses theuren Zeugen der Wahrheit sey daher anderswo zu suchen, als in dieser Berechnung, in der durch ihn angeregten lebendigen Hoffnung auf eine glorreiche Zukunft der Kirche, worin wir einen wesentlichen Fortschritt der Kirche erblicken. Doch erkennen wir, daß der Herausgeber grade von seinem Standpunkte aus ganz besonders im Stande ist, einzelnen groben Abirrungen der Anhänger dieses Systems kräftig entgegen zu arbeiten, und freuen uns desjenigen, was er in dieser Beziehung bereits geleistet hat. Die wenigstens einmal bestimmt hervortretende Lehre von der Wiederbringung, die wir für schriftwidrig und praktisch schädlich halten, haben wir schmerzlich wahrgenommen. Eine der trefflichsten Partieen dieses Blattes bilden die anziehenden christlichen Biographieen, die unter dem Namen „Christlicher Kalender" jedes Stück eröffnen. Sie sind um so verdienstlicher, da der Verfasser bei ihnen sehr häufig aus bisher unzugänglichen Materialien geschöpft hat. Eine Menge von Bekennern Christi, besonders aus Würtemberg, wird durch sie zuerst in das größere christliche Publikum eingeführt. Der in der Kürze liegenden Gefahr der Trockenheit ist der Verfasser glücklich entgangen. Die Darstellung ist durch eine Menge von individuellen Zügen und von Kern- und Kraftsprüchen belebt. Auch außerdem theilt der Herausgeber aus seinen handschriftlichen Schätzen — ähnlich denen, aus welchen die interessanten „süddeutschen Originalien," herausgegeben von Pfr. Barth, 3 Hefte, auf welche wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen, geflossen sind, — manches Treffliche mit. Es gibt wohl kaum ein anderes Land außer Würtemberg, in dem sich aus den Reliquien des vergangenen Jahrhunderts der Finsterniß solches zu Tage fördern ließe. Aus der neuesten Zeit liefert das Blatt manche interessante Correspondenznachricht.

Das „Religionsblatt," herausgegeben von den Predigern Volquardts, Aschenfeldt, Callisen und Lorenzen, und zu Flensburg erscheinend, schließt sich nicht so eng an die speciellen Bedürfnisse seines Vaterlandes an, wie der Christenbote. Wir kennen aber zu gut die Schwierigkeiten, welche mit der ersten Gründung eines solchen Blattes verbunden sind, als daß wir den Herausgebern hieraus einen Vorwurf machen sollten. Wir freuen uns vielmehr, daß der erst vor kurzem gelegte Grund von der Art ist, daß auf ihm trefflich fortgebaut werden kann.

In Berlin erschien seit Anfang des vorigen Jahres ein Volksblatt „der christliche Zuschauer," herausgegeben von Dr. C. Dielitz, das bei manchem Lobenswerthen Vieles zu wünschen übrig ließ. Mehr steht zu erwarten von dem unter demselben Herausgeber mit Anfang d. J. erscheinenden „Sonntagsgast," zu dem eine tüchtigere Mitwirkung statt finden wird. Wir freuen uns, daß wir unter den thätigsten Mitarbeitern einen Mann nennen hören, der auf andern Gebieten sich einen bedeutenden Namen erworben hat, und wünschen, daß jeder, der die Gabe dazu hat, statt scharf zu kritisiren, lieber helfe besser machen. Das Bedürfniß wenigstens eines solchen Blattes ist hier gewiß dringender wie irgend, die Schwierigkeit einer tüchtigen Ausführung aber auch größer, wie man auswärts wohl denken sollte. Daß man sich klar bewußt werde, für welche Leser man schreibe, da die Berücksichtigung aller hier ganz unausführbar seyn möchte, ist das erste Erforderniß, das in dem ersten uns vorliegenden Stücke noch nicht hinreichend ins Auge gefaßt zu seyn scheint. Ein christlicher „Beobachter an der Spree," oder ein in einen Berliner umgewandelter Bergedorfer Bote, etwas der Art zu liefern, wäre, dächten wir, die eigentliche Aufgabe.

Das Beuggener Blatt, herausgegeben von dem Inspektor Zeller, ist schon früher hinlänglich charakterisirt. Es geht noch immer seinen ernsten und männlichen und doch lieblichen Gang fort, und wird in weiten Kreisen gelesen. Der ehrwürdige Herausgeber hat die Gabe der Volksschriftstellerei in einem so hohen Grade, wie wir sie in unserer Zeit sonst nicht gefunden. Möchte seine vielbesetzte Zeit es ihm erlauben, ein umfassenderes Blatt zu liefern!

Noch ist uns die Anzeige eines neuen Blattes zugekommen, welches unter dem Titel „Sonntagsblatt für denkende Christen" durch einen Verein von Baierschen Geistlichen herausgegeben werden soll. (Nürnberg bei Stein.) Wir freuen uns unter den Aufgaben des Blattes die vorangestellt zu sehen, „alles mit dankbarer Bereitwilligkeit aufzunehmen und nach Kräften zu liefern, was zu einer allseitigen und im Glauben lebendigen, praktischen, äußeren und inneren Schriftkenntniß mittelbar oder unmittelbar, näher oder entfernter das größere Publikum hinführt." Gerade darin scheinen uns die meisten christlichen Blätter zu fehlen, daß sie zu wenig eigentliche Schriftauslegung geben; solchen Aufsätzen könnte mancher gradezu ascetische Platz machen. Wahre Schriftbildung ist jetzt sogar unter den Gläubigen leider sehr selten, und was noch schlimmer ist, was auf den tiefen Schaden der Kirche in unserer Zeit hinweist, auch der Wunsch sie sich zu erwerben sehr geringe, besonders an Orten, wo, (wie z. B. in Berlin) alles Vorhandne ein neu Gewordenes ist. Um so mehr aber sollten christliche Blätter, die ja nicht dem Zeitgeiste dienen, sondern ihn dem Geiste der Kirche dienstbar machen sollen, alles aufbieten, um auch in dieser Beziehung die Herzen der Kinder zurückzuführen zu den Vätern.

Noch haben wir der Zeitschriften für die Jugend zu erwähnen. Zwei derselben scheinen zu unserm großen Bedauern aufgehört zu haben, der Jugendfreund, der in Basel erschien, und das Alte und Neue, von Dir. Wetzel in Barmen. Beide Blätter hatten ihre Aufgabe sehr gut erkannt, wie dies in Bezug auf das Letztere schon in einer früheren Anzeige ausgesprochen worden. Bei dem großen Mangel an guter Lektüre für die Jugend (wir denken nächstens eine Anzeige des Besten unter dem in dieser Art Vorhandenen, namentlich der Kinderschriften vom Pfr. Barth, die ohne unsere Schuld bis jetzt unterblieben ist, liefern zu können) verdienen beide auch in ihren früheren Jahrgängen von christlichen Eltern gekauft zu werden. Jetzt besteht unseres Wissens nur noch ein Blatt der Art, die Kinderzeitung, herausgegeben von dem Grafen von der Recke-Vollmarstein. Die Kritik hat allerdings an demselben manches auszusetzen; aber der Herausgeber erhält gegen sie einen merkwürdigen Beistand, den kräftigsten, den er haben könnte: Die Kinder lieben es. Dies hat sich uns aus mannigfachen Erfahrungen ergeben. Darum wollen wir auch unsere kritischen Bedenken ganz zurückhalten. Auch wegen des Zweckes, dem der Ertrag dieser Zeitschrift gewidmet ist, wünschen wir ihr überall Eingang. Innerhalb der Preußischen Staaten bezieht man sie, da die Anstalt des Herrn Grafen Portofreiheit genießt, am besten durch die Post.

Von den Zeitschriften machen wir einen kleinen Excurs zu den ihnen verbrüderten Kalendern und Taschenbüchern. Auch dieses von Disteln und Dornen so durchwucherte Feld hat die christliche Thätigkeit zu bebauen angefangen. Der „Christliche Volkskalender," Elberfeld bei Hassel, hat nun schon zum fünften Male seine Wanderung angetreten, und wir freuen uns versichern zu können, daß sein Gehalt im Zunehmen begriffen ist. Ansprechend finden wir besonders die Betrachtungen bei jedem Monat, in denen das Irdische als Leiter für das Himmlische benutzt wird. Bis es dahin kommt, daß jede Gegend ihren besondern christlichen Kalender hat, was wol nicht so sehr lange dauern wird — denn wir sind im Wachsen begriffen — wird doch jeder gewiß diesen lieber anschaffen, als einen andern, wie z. B. den weit verbreiteten Erfurter, den er verschließen muß, damit er nicht seinen Hausgenossen in die Hände falle.

Von dem „Christlichen Taschenbuch," herausgegeben von Pf. Döring, ist der vierte Jahrgang (Barmen, bei Schmachtenberg) erschienen. Es enthält des Schönen Mancherlei. Wir rechnen dahin besonders die ganze Rubrik Kirchlich-Christliches; enthaltend: 1) Aus dem Leben eines evangelischen Geistlichen (des Pfarrers Rauschenbusch in Elberfeld). 2) Einfältiges Gespräch eines Predigers mit einem Hirtenmädchen, vom seligen Pf. Henke in Duisburg. 3) Bekenntnisse gebildeter Zeitgenossen, von sich selbst. a) Des Pred. J. v. d. Roest zu Harlem. b) Des Dr. da Costa in Amsterdam. Ferner den Brief einer Christin (der reichbegabten sel. A. Schlatter zu St. Gallen) an einen Demagogen, und derselben Brief über christliche Kindererziehung. Solches, was wir ganz weggewünscht hätten, haben wir verhältnißmäßig nur weniges gefunden. Dahin gehört unbedingt der Auszug aus einem Briefe von J. M. in L. an W. R. in B. Die Aufnahme dieses kompleten Unsinnes können wir uns nur aus der von dem Einsender auf den Herausgeber fortgepflanzten Ahndung erklären, daß diesem Unsinne etwas von Geistreichigkeit zu Grunde liegen möge. Hüten wir uns doch, daß die Krankheit unseres Zeitalters, jenes Jagen nach Geistreichigkeit, und sey sie auch aus dem Irrenhause geholt, wie es sich z. B. in der bewundernden Aufnahme kund giebt, welche die Sachen des Berliner Hoffmann zur Zeit ihres Erscheinens gefunden, nicht auch uns anstecke! Sie ist wie alle Unnatur eine Strafe, womit Gott die Welt heimgesucht. Der Einsender bezeichnet, wir zweifeln nicht nach bester Kenntniß, den Briefsteller, dem wir übrigens gar nicht zu nahe treten und auf den wir das über das Jagen nach Geistreichigkeit Gesagte nicht ausdehnen wollen — denn ihm ist diese Sprache gewiß natürlich — als einen Engländer. Wir behaupten aber zuversichtlich, daß diese Art von Unsinn in England nur als exotisches Gewächs fortkommen kann. Der Verfasser wird wohl ein ehrlicher Deutscher seyn. Daß er Lehrer der Orientalischen Sprachen am Seminar der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft ist, können wir eben nicht erfreulich finden. Doch wir wollen mit diesen Bemerkungen dem Büchlein nicht zu nahe treten, in dem dieser Brief ja nur einige Seiten füllt, und in dem er nur an dem Kupfer, unter welchem sich das Rafael px. grade so komisch ausnimmt, wie unter dem Briefe das Prädikat „genial," einen würdigen Genossen hat.

Zum Erstenmale erscheint die Christoterpe, ein Taschenbuch für christliche Leser auf 1833, herausg. von Alb. Knapp, Tübingen bei Osiander. Sie trägt allerdings noch den Charakter eines beginnenden Unternehmens; einige Beiträge erscheinen für diesen Zweck überhaupt nicht passend; es findet unter den verschiedenen Verfassern noch zu wenig Verständigung und also keine Harmonie zwischen ihren Mittheilungen statt, so daß man bei jedem einzelnen Aufsatze die Empfindung hat, als beginne man ein neues Buch). Dennoch aber liefert sie schon jetzt des Schönen verhältnißmäßig so viel, daß wir für die Zukunft die besten Hoffnungen hegen dürfen. Dahin rechnen wir vor allem die eignen Gedichte des Herausgebers, der uns bekanntlich schon früher mit einer Sammlung von solchen (Basel, 2 Bände) beschenkt hat. Darüber ist wohl nur eine Stimme, daß ihm unter den christlichen Dichtern der Gegenwart die erste Stelle gebührt. Seine Gabe ist nicht der erhabne Schwung eines Nicolai, die aus vollem Herzen strömende Fülle der Empfindung eines Gerhard, aber der Freund stiller und sanfter Betrachtung, hervorgehend aus einem harmonisch durchgebildeten Gemüthe, ausgesprochen in nicht geringer Vollendung der Form,

wird hier reiche Befriedigung finden. Das Schönste unter dem Schönen ist in dieser Sammlung das Lied „auf Göthe's Hingang." Unter den Aufsätzen zeichnen wir aus „zur Charakteristik der Propheten," von Dr. Sack. „Ueber das Zagen des Heilandes vor und in seinem Leiden auf Gethsemane und Golgatha," von Dr. Olshausen, und „die Finnisch-lappische Mission bis 1726 und das Leben des ersten Apostels der norwegischen Finnen, Thomas von Westens" von Dr. Rudelbach.

Welches Christenherz sollte nicht beim Rückblicke auf diese Uebersicht der christlichen Thätigkeit auf einem einzelnen Gebiete mit Freude und mit innigem Danke gegen den Herrn erfüllt werden! Zwar heißt es noch immer auch hier „die Erndte ist groß und der Schnitter sind wenige." Aber wie sehr muß doch die Zuversicht unsrer Bitte an den Herrn, daß er Arbeiter senden möge in seine Erndte, wachsen durch das was wir schon jetzt vor Augen sehen. In dieser Zuversicht auf die Kraft des Herrn, die uns bei dem lebendigen Bewußtseyn der eigenen Schwäche aufrecht erhält, wollen denn auch wir unsern neuen Weg beginnen, mit der Bitte an unsre Mitarbeiter, daß sie uns treulich nach der vom Herrn verliehenen Gabe unterstützen, an unsere Leser, daß sie uns mit ihrer Fürbitte begleiten.

Dr. Bretschneider wider Dr. Hahn.

Wir waren dessen gewärtig, daß Dr. Bretschneider auf das an ihn von Dr. Hahn öffentlich gerichtete Sendschreiben*) auch öffentlich antworten würde. Jedoch dessen waren wir allerdings nicht gewärtig, daß seine Antwort so lauten würde, wie sie lautet. Wir beklagen aufrichtig den Mann, der auf jene für die heilige Sache der evangelischen Wahrheit zwar freimüthig zeugende, aber dabei den milden Geist christlicher Liebe und Schonung überall so unzweideutig kund gebende Schrift des Dr. Hahn in einem solchen Tone sich vernehmen lassen konnte. — Die von Dr. Bretschneider kürzlich herausgegebene Schrift führt den Titel:

> Ueber die Grundprincipien der evangelischen Theologie, und die Stufenfolge göttlicher Offenbarung in heiliger Schrift. Antwort an Herrn Professor Dr. Hahn in Leipzig von Dr. Bretschneider, Ober-Consistorialrath und General-Superintendent zu Gotha. (Motto: Ich gebe ihnen das Zeugniß, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand, Röm. 10, 2.) Altenburg 1832.

Beim Niederschreiben dieser Antwort nun hat ihr Verfasser, offenbar in einer leidenschaftlichen Aufgeregtheit darüber, daß es ihm Dr. Hahn darauf abgesehen zu haben schien, ihn um die Achtung, das Vertrauen und den Einfluß zu bringen, deren er sich bisher erfreute, seine Feder in Gift und Galle getaucht. Käme es auf Dr. Bretschneider an, so wäre es forthin gewiß mit der Christen- und mit der Gelehrtenehre des Dr. Hahn für immer vorbei. Denn sein Gegner hat ihm in diesem Buche das für einen Christen und Gelehrten unverantwortlichste Benehmen sonnenklar nachzuweisen gesucht — ein liebloses, ein leichtsinniges, ein böswilliges, ein verläumderisches — doch wir mögen die injuriirenden Ausdrücke, deren sich hinsichtlich des Dr. Hahn zu bedienen der gereizte Mann kein Bedenken gefunden hat, nicht alle abschreiben. Da ihm aber selbst das viele Arge, das er in seiner Art seinem Gegner in dieser Schrift nachgewiesen hat, noch nicht genügt, so muß ihm zu seinem Zwecke auch noch die Verdächtigung dienen. Hahn hat nämlich zu einer Zeit wider Bretschneider geschrieben, wo er (Hahn), „wie ein öffentliches Blatt berichtet, sich in Gefahr sehen konnte, diesen zu seinem Collegen bei der Universität an des verstorbenen Tittmann's Stelle zu bekommen" (S. 3.). Kurz, hätte etwa mancher Leser des Bretschneiderschen Buches von der rabies theologorum, wie sie der liebe Melanchthon erfahren mußte, bisher noch keine klare Vorstellung gehabt, — neben dem hitzigen Streiter wider Tholuck, dem Dr. Fritzsche in Rostock, kann ihm zu derselben der General-Superintendent Bretschneider in Gotha durch diese seine Schrift gar leicht verhelfen. Wie sehr uns dies nun auch leid thut um des bethörten Mannes willen, der einer solchen Vertheidigung und Ehrenrettung sich bedürftig gefühlt hat: so müssen wir doch gestehen, daß wir hinsichtlich der uns theuren Sache der Evangelischen Kirche nicht eben Ursache zu haben glauben, über diese Expectoration des Dr. Bretschneider betroffen und verlegen zu seyn. Dieser Sache kann es durchaus nur frommen, wenn immer mehr diejenigen, die bisher noch zu ihren Vertheidigern von Vielen gezählt wurden, wiewohl sie in Wahrheit schon längst nur ihre Gegner waren, sich als ihre Gegner, sey es auch selbst wider Willen, immer offener herausstellen. Dr. Bretschneider hat sich, nach unserer Ueberzeugung, in dieser Art der Kirche wiederum, und noch mehr als schon früher, dienstbar bewiesen.*)

*) Ueber die Lage des Christenthums in unserer Zeit und das Verhältniß christlicher Theologie zur Wissenschaft überhaupt. Ein Sendschreiben an Herrn Dr. Bretschneider von Dr. Aug. Hahn. Leipzig 1832, Liebeskind.

*) Rüstig fährt Bretschneider fort, in dieser Art der Kirche gute Dienste zu leisten. Das Oktoberheft der Allg. Kirchenzeitung v. J., deren Herausgeber an des verstorbenen Dr. Ernst Zimmermann Stelle er fortan seyn wird, eröffnet er mit einer Zeugniß gebenden Würdigung des Entwurfes zu einem neuen Glaubensbekenntnisse (!) der Evangelischen Kirche, welchen neuerlich Dr. Röhr bekannt gemacht hat. In dieser Würdigung sagt es Dr. Bretschneider ganz offen, die Augsburgische Confession sey zwar der volle und ganz adäquate Ausdruck der Ueberzeugung der Evangelischen Kirche im 16ten Jahrhundert; aber nicht eben so sey sie der Ueberzeugung der Evangelischen Kirche im 19ten Jahrhundert adäquat, weil man nun erkannt habe, daß besonders die beiden Dogmen, welche ihr Fundament bilden, die Lehren von der Erbsünde und von der Genugthuung, nicht biblisch seyen, und daß dieselben überdies mit der Idee der Gottheit und der Sittlichkeit, so wie mit der erfahrungsmäßig erkannten Natur des Menschen in unauflöslichem Widerspruche stehen; es bedürfe demnach allerdings für die seyende Evangelische Kirche eines neuen Bekenntnisses, da das Bekenntniß der gewesenen das Bekenntniß jener nicht mehr sey. — Sonach hat sich Dr. Bretschneider verständlich genug darüber ausgelassen, daß ihm diejenige Evangelische Kirche, welche mit den Reformatoren in ihrem Glaubensbekenntnisse zusammenstimmt, gar nicht mehr existirt, daß es aber dabei ihm, wie dem Dr. Röhr beliebt, nun den alten Namen Evangelische Kirche für die Menge derer in Anspruch zu nehmen, welche den herrschenden theologischen Ansichten des 19ten Jahrhunderts (d. i dem Nationalismus) huldigen. — Dies offene Eingeständniß vor dem großen Publikum Seitens der Gegner, daß die von ihnen für ihre Parthei angesprochene Namen „evangelisch und protestantisch" allerdings bei dieser nicht mehr die Geistesrichtung der Reformatoren, sondern eine ganz andere bezeichnen sollen, kann, weil es mithelfen muß, der ungeheuren Begriffsverwirrung mehr und mehr Einhalt zu thun, zu der es seither unter-

Denn davor ist uns nach solcher Kundgebung seiner selbst nicht bange, daß er von denen seiner Leser, welche irgend schon die evangelische Richtung genommen haben, auch nur manche noch durch seine Sophismen in dem Wahne befangen erhalten werde, daß sein Streben im Geiste der Reformatoren auf die Förderung der wahren Interessen der Evangelischen Kirche gemeint sey. Ja, selbst zu denjenigen seiner rationalistischen Leser, welche nur redlich und aufrichtig nach Wahrheit suchen — und wir wissen, daß es deren noch immer gibt — hegen wir mit Grunde das Vertrauen, daß sie in Dr. Bretschneider's Streiten wider Dr. Hahn nichts weniger, als die Handhabung der Waffen der Wahrheit gegen Gebilde des Wahns und der Lüge erkennen werden. Nur möchten wir wohl, daß die Hahnsche Schrift, gegen welche Bretschneider so gewaltig anstürmt, von allen denen mit Bedacht gelesen würde, welchen es in dieser Sache um die Wahrheit und nur um die Wahrheit zu thun ist. — Uns kann es hier, nach dem Zwecke der Ev. K. Z., nur anliegen, einige Andeutungen zu geben, unter dem Gebrauche welcher Sophismen hauptsächlich Dr. Bretschneider es gewagt hat, seinen Gegner zuvörderst der lieblosen Verläumdung zu bezüchtigen, sodann das von demselben dargestellte Princip der Evangelischen Kirche zu befehden, und endlich für sich selbst auf den Namen eines offenbarungsgläubigen Theologen fort und fort Anspruch zu machen.

Dr. Bretschneider hatte sich in seiner Schrift: „Der Simonismus und das Christenthum" nicht bloß für sein eigenes Theil zu den Grundsätzen der neueren Protestantischen Theologie, d. h. wie er selbst gesteht, des sogenannten Rationalismus, offen bekannt, sondern auch den jetzigen Theologen und Religionslehrern Ermahnungen gegeben, nach dem Bedürfnisse dieser Zeit ja in rationalistischer Weise das Christenthum aufzufassen und zu behandeln, sofern sie den sonst immerfort bleibenden Antagonismus zwischen der Theologie und den anderen Wissenschaften wollten aufgehoben sehen. In dem Ersteren nun, in seinem eigenen offenen Bekenntnisse zur rationalistischen, oder wie er sie zu nennen beliebt, zur wissenschaftlichen Theologie will ihm ja fürwahr grade von den Evangelischen, die er Stationäre oder pietistische Zeloten schilt, Niemand hinderlich seyn. Gegen das Zweite aber, gegen die Zumuthung, auf Dr. Bretschneider's Wort ohne Weiteres sich entweder zu den Rationalisten (Wissenschaftliche nennt er sie) zu schlagen, oder sich von ihm mit den Brandmalen „der Kurzsichtigkeit, Bequemlichkeit und Selbstsucht" öffentlich bezeichnen zu lassen, hatten sie doch wohl unbestreitbar das Recht sich zu sträuben, und wie Dr. Bretschneider entschieden für die neuere Theologie sich erklärt hat, eben so entschieden sich gegen dieselbe zu erklären; ja, wenn ihnen die in das große Publikum und nicht bloß in die Theologenwelt vom Dr. Bretschneider hineingerufene warme Empfehlung des Rationalismus als die wahren Interessen der Evangelischen Kirche benachtheiligend sich darstellte, so mußte es ihnen ja wohl sogar als Pflicht erscheinen, den Ungrund solcher Empfehlung öffentlich nachzuweisen. Siehe, dazu hat sich nun zunächst Dr. Hahn berufen gefunden, und wir sind des Dafürhaltens noch heute, daß er die Aufgabe, die er sich gestellt, wacker und mit Ueberführungskraft für alle Unbefangenen gelöst hat. Da tritt nun aber Dr. Bretschneider auf und ruft: „Ihre Schrift hat die Absicht, mich als einen Verächter und Feind der Bibel und Offenbarung darzustellen, der durch seine schonungslose Offenheit, mit der er die Blößen und Gebrechen der Schrift aufdeckt, die Bibel um alles Ansehen bringt und dadurch fromme Gemüther ärgert und beunruhigt." (S. 6.) „Sie haben Ihrem Sendschreiben den Charakter einer gehässigen und lieblosen Anklage meiner Theologie und Person gegeben." (S. 8.) „Sie sind bei dieser Anklage mit solcher Uebereilung, Nachläßigkeit, Verketzerungssucht und Lieblosigkeit zu Werke gegangen, daß ich Ihre Schrift unter keinem andern Gesichtspunkte betrachten kann, als unter dem einer recht groben Vergehung gegen das achte Gebot ꝛc." (S. 16.) Das klingt nun wirklich fast spaßhaft für Jeden, der mit Besonnenheit die Hahnsche Schrift gelesen hat; allein Herrn Dr. Bretschneider ist es kein Spaß, ihm ist es, wie man deutlich sieht, baarer Ernst, seinen Gegner als einen verächtlichen Mann dem Publikum darzustellen. Zu dem Ende wird denn derselbe, geschehe dies nun bewußt oder unbewußt, nicht etwa zunächst als Bestreiter der ganz allgemein von Dr. Bretschneider empfohlenen neueren, d. i. nach seinem eigenen Zugeständnisse (s. die Schrift: Simonismus ꝛc. S. 204.) Rationalismus genannten Theologie, sondern vielmehr als Verläumder und Ankläger der Person und der Theologie Bretschneiders charakterisirt. Allerdings gewinnt Dr. Bretschneider durch diesen sophistischen Kunstgriff vorläufig einen Vortheil in den Augen derjenigen Kampfrichter, die ohne Weiteres seiner Relation trauen. Denn er kann nun dem Grundsatze gemäß, daß Jedem die Interpretation seiner eigenen Worte zusteht, dreist rufen: Sehet, dies und das habe ich gesagt; so und so aber ist es von mir gemeint. Nun kommt der —, dessen Schuldigkeit es doch ist, Alles zum Besten zu kehren, und nimmt unbesonnen, leichtsinnig und böswillig und ohne alle Rücksicht auf meinen Ruf und mein Amt meine Worte in dem allerschlimmsten Sinne. An dies πρωτον ψευδος sich lehnend, führt denn wirklich Dr. Bretschneider, indem er mit sophistischer Gewandtheit seine Worte, die Hahn in seiner Darstellung der Grundsätze der neueren Theologie als bequeme Bezeichnung gebraucht, sich zu Gunsten deutet, gewaltige Streiche auf seinen Gegner und beweist es also gar stringent, (zum Theile freilich auch nach der Analogie seines vor einiger Zeit geführten Beweises für die falsche Auffassung seiner Berufung auf Blumenbach), daß Hahn nicht die pflichtmäßige Sorgfalt angewendet habe, seine (Bretschneider's) Grundsätze kennen zu lernen, daß er das Meiste von dem, was Bretschneider gesagt, aus Kurzsichtigkeit oder bösem Willen entstellt und zum schlimmsten Sinne gedeutet, und daß er ihn weder verstanden, noch die von ihm ausgesprochenen Ansichten über die Bibel und Theologie widerlegt habe. (Fortsetzung folgt.)

dem Einflusse des Rationalismus gerathen ist, für die Interessen derjenigen Kirche, deren Glieder wir bleiben wollen, nur förderlich seyn. — Wird denn aber auch Herr Bretschneider sammt seinen Geistesverwandten, wenn das beabsichtigte neue Glaubensbekenntniß erst öffentliche Anerkennung gewonnen haben wird, uns bei der Augsburgischen Confession Beharrende mit Lehr- und Gewissensfreiheit mild bedenken? Oder werden alsdann z. B. in Weimar und Gotha die dort sich findenden „neuesten Alten" für sich selbst nur auf solche Predigten und für ihre Kinder nur auf solche Konfirmanden-Unterweisungen ein Anrecht haben, die sich freilich nicht nach der Augsburgischen, aber doch allerdings nach der Weimar-Gothaischen Confession — wie wir sie vorläufig nennen wollen — werden vertheidigen lassen? Und die Pfarrer und Gemeinden alten Bekenntnisses in Weimar und Gotha — werden sie auch dann General-Superintendenten neuen Bekenntnisses zu ihren Oberhirten behalten? —

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 9. Januar. № 3.

Dr. Bretschneider wider Dr. Hahn.

(Fortsetzung.)

Vergessen hat hiebei Dr. Bretschneider nur dies Wichtige, daß er nicht als der erste, geschweige denn als der einzige Sprecher für die neuere Theologie — und gegen diese ist durchweg Hahn's Beweisführung gerichtet — vor das Publikum hingetreten ist. Läßt es sich anderweitig auf das Klarste darthun, was die neuere Theologie behauptet und anstrebt, so muß es sich ja Dr. Bretschneider, da er so entschieden sich für sie einlegt und so bestimmt erklärt, daß ihre Anhänger „den einzig möglichen Weg zum Frieden zwischen Bibel, Theologie und Wissenschaft betreten," und daß sie es seyen, welche „die Kirche vor der doppelten Gefahr beschützen, entweder in Irreligiosität zu versinken, oder von Schwärmern erschüttert zu werden," wohl gefallen lassen, daß, wie es sich ganz von selbst verstand, seine Worte in keinem anderen, als in dem allbekannten Geiste der von ihm vertheidigten und gelobten neueren Theologie aufgefaßt wurden. Wäre es doch auch in der That vom Dr. Hahn, der auf Anlaß dieses die neuere Theologie rühmenden Buches wider dieselbe zu schreiben sich gedrungen fühlte, wunderlich gewesen, wenn er zum Behufe der Darstellung der neutheologischen Grundsätze etwa lieber auf Röhr's Briefe oder auf Wegscheider's Dogmatik, denn auf die ihm eben in diesem Buche begegnenden Aeußerungen Bretschneider's hätte Rücksicht nehmen wollen. Es wäre dies um so zweckwidriger gewesen, da solche Aeußerungen grade dieses Mannes, den Viele unter den gebildeten und halbgebildeten Laien bisher immer noch etwa in derselben Glaubensstellung, wie Reinhard, Knapp und Aehnliche sich gedacht hatten, und grade in einer solchen Schrift, die, ihres ein besonderes Zeitinteresse habenden Inhalts wegen, unter Menschen von gar verschiedenen Bildungsstufen sich Leser gewinnt, um so bedrohlicher für unbefestigte Gemüther, die noch unsicher schwanken zwischen Wahrheit und Irrthum, erscheinen mußten. Dabei durfte denn Dr. Hahn auch dessen nicht im Mindesten gewärtig seyn, daß Dr. Bretschneider, was ihm helles Licht der Wahrheit und Wissenschaft ist bei der von ihm gelobten Parthei, gleichwohl bei sich selbst und in seinen eigenen Aussprüchen nicht für solches Licht werde gelten lassen wollen, geschweige denn, daß er die ganz von selbst sich an die Hand gebende Deutung seiner Aussagen in dem Sinne des neuen Systems als ihn verläumdend und lästernd ansehen würde. Dies Unvorhergesehene hat sich nun gleichwohl begeben. Dr. Bretschneider will der Mann nicht seyn, der so denke und lehre, wie in der Darstellung des Sinnes seiner Aussprüche sein Gegner es andeutet. Obwohl ein entschiedener Lobredner und Anpreiser der neueren, d. i. der rationalistischen Theologie, sieht er es dennoch als eine „schändliche Aufbürdung" an, daß an seinem eigenen Systeme die rationalistische Ansicht von Hahn unbedenklich nachgewiesen wird, denn Bretschneider glaubt und lehrt fort und fort — so will er dafür gehalten wissen — „eine unmittelbare göttliche Offenbarung, und daß sie in der Schrift enthalten sey" (S 23.). Er findet auch in diesem Widerspruche — keinen Widerspruch; er mag ihn wohl seines Theils sogar auch mit der Erklärung zu reimen wissen (Simonism. S. 177.): „Die Zeit ist in religiöser und politischer Rücksicht so ernsthaft, daß sie die sorgfältigste, besonders aber die aufrichtigste Beachtung verdient, und daß man endlich es aufgeben sollte, durch Täuschungen und Verläugnung der Wahrheit noch etwas gewinnen zu wollen. Ist irgend etwas im Stande, das politische und religiöse Chaos dieser Zeit auf eine wohlthätige Weise zu entwirren, so ist es die Wahrheit, aber sie allein und ungemischt." Doch sey dem, wie ihm sey. Dr. Bretschneider hat für die Sache, zu deren Vertreter er sich aufgeworfen, durchaus nichts gewonnen, so wir es ihm auch zugeständen, was er bewiesen haben will, daß seine Lehre von dem Urtheile des Dr. Hahn durchaus nicht getroffen werde. Wird doch immerfort die rationalistische Theologie von diesem Urtheile getroffen, und, was hiebei ja nicht zu übersehen ist, die Aussprüche dieser werden nachweisbar auch von den gebildeten und von den ungebildeten Laien, die zur Kenntniß derselben gelangen, in keinem anderen Sinne genommen, als in welchem sie Dr. Hahn genommen hat; wie denn fürwahr auch Dr. Bretschneider's auf „gebildete Christen und gelehrte Laien" es absehende Schriften, wenn ihnen ferner mit Recht „die gute Eigenschaft der Klarheit und Deutlichkeit" zuerkannt werden soll, nothwendig nur als Zeugnisse des rationa-

listischen Geistes der Zeit aufgenommen werden dürfen. Gegen diesen rationalistischen Geist aber, von dem unläugbar zu dieser Zeit unzählige Gemüther in allen Ständen und Lebensverhältnissen regiert und getrieben werden, hat Dr. Hahn geschrieben. Ob also auch Dr. Bretschneider für sein Theil diesen Geist durchaus nicht in sich waltend hätte, oder ihm fortan auf das Allerernstlichste absagte, so ist dennoch der Hahnschen Schrift ihr Ziel nicht entschwunden. Und ob Dr. Bretschneider es auf das Bündigste, wie er es nicht hat, bewiesen hätte, daß seine eigene Theologie weder in ihrem Principe, noch in ihren Lehrsätzen, noch in ihren Wirkungen so bedenklich sey, wie es Dr. Hahn von der neueren überhaupt dargethan hat, so bleibt hinsichtlich dieser der von ihm geführte Beweis zur Zeit noch ganz unerschüttert stehen. Indessen, es bleibt derselbe auch stehen hinsichtlich der Theologie Bretschneider's, weil dieser bis jetzt nur durch ein für den Sachkundigen augenfälliges homonymisches Sophisma dahin strebt, seine Theologie dem Publikum als eine solche zu zeigen, der Dr. Hahn mit seinen Waffen nichts anhaben könne. Er urgirt es nämlich als etwas völlig Verfehltes, daß Hahn in ihm einen Rationalisten entdeckt habe, und nun gegen ihn als einen Rationalisten argumentire. Ein Rationalist sey er aber nicht, sondern er gehöre nach wie vor zu den Gläubigen an eine unmittelbare Offenbarung. Die Leser unter den gebildeten Laien müssen hier fast nothwendig auf die Vorstellung kommen, es stehe also dennoch Bretschneider mit denjenigen, die sonst allgemein für Offenbarungsgläubige, für Anhänger des „wahren Supernaturalismus" gelten, und nur nicht mit den „Buchstabentheologen," wie er seine Gegner nennt, auf Einer Linie. Wenn sich nun aber die Sache auf keine Weise so verhält, wenn vielmehr Bretschneider dem Ausdrucke „Glauben an eine unmittelbare Offenbarung Gottes in der Schrift" oder „wahrer Supernaturalismus" einen Begriff unterlegt, der nur ihm eigenthümlich, der völlig abweichend von dem sonst gebräuchlichen, der nichts weniger als allgemein gültig ist, und der auf jeden Fall von allen früheren Offenbarungsgläubigen als naturalistisch und rationalistisch zurückgewiesen seyn würde, wenn gleichwohl Bretschneider aus diesem Begriffe so argumentirt, wie sich augenscheinlich nur aus dem älteren und in die Wissenschaft recipirten argumentiren läßt: so ist es doch sonnenklar, daß er, in seinem Gedränge zu einem sophisma homonymiae Zuflucht nehmend, ein bloßes Verstecken spielt, und daß er die auch gegen seine Theologie, als eine rationalistische, gerichtete Beweisführung Hahn's in keinerlei Weise entkräftet hat, ob es ihm auch noch so sehr gelungen wäre, als Interpret seiner eigenen Worte seinem Gegner eine falsche Auffassung derselben in Sachen, die nun bloß Nebensachen sind und seyn können, nachzuweisen. Es würde uns die tiefere Erörterung dieses Gegenstandes hier zu weit führen. Auch ist zu dem Zwecke, den wir hier haben, anzudeuten, mit welchem Rechte oder Unrechte Bretschneider sich in seiner — Weise gegen Hahn verantwortet, schon genug gesagt worden.

Wir wollen jetzt auf zwei Proben, statt aller, hinweisen, die es klar zeigen, daß der Mann, der sich so bitter über Entstellung seiner Worte und über Auslegung derselben im schlimmsten Sinne von Seiten Hahn's beklagt, und der sich nicht scheuet diesen deshalb unverständiger, leichtsinniger, böswilliger Verläumdung zu beschuldigen, vor der verkehrtesten und sinnentstellendsten Auffassung mancher Aussprüche seines Gegners sich selbst nicht zu verwahren gewußt hat. Absichtlich aber wählen wir grade solche Proben, die den Leser für Bretschneider zu stimmen am meisten geeignet seyn dürften.

Dr. Hahn hatte sich mit Ernst in seiner Schrift gegen die Behauptung des Dr. Bretschneider erklärt, daß, weil die Astronomie die Annahme der alten Welt und auch der biblischen Schriftsteller, der Himmel, in welchem Gott wohne, sey ein besonderes über der Erde stehendes Lokal, nicht mehr gestatte, nach Maaßgabe der astronomischen Wissenschaften auch die biblischen Vorstellungen von einem Thronen Gottes im Himmel, von einem Herabfahren aus und von einem Hinauffahren in denselben modificirt und nicht mehr in eigentlicher, sondern nur noch in bildlicher Deutung genommen werden müßten. Es richtete sich aber natürlich Hahn's Widerspruch zunächst nur gegen den Bretschneiderschen Satz, der in der historischen Anführung, mit welcher Bretschneider seine Behauptung zu begründen sucht, involvirt liegt. Hahn läugnete, daß die heiligen Menschen Gottes als Getriebene von dem heiligen Geiste im buchstäblichen, fleischlichen Sinne sich vorgestellt hätten, Gott der Herr sitze in einem über der Erde stehenden gewölbten Lokale ꝛc., und brauchte als Gründe für seine Läugnung und für die Nothwendigkeit der Annahme, daß der Geist Gottes durch die heiligen Schriftsteller zwar zu den menschlichen Begriffen sich herablassend geredet habe, aber daß seine Rede durchaus göttlich gedeutet werden müsse, die angeführten schlagenden Beweisstellen. Er läugnete also keineswegs, daß in astronomischer Hinsicht die Alten sich den Himmel als ein Gewölbtes, ein Ausgespanntes und Ausgedehntes über uns gedacht haben; er bedurfte demnach in diesem Betrachte der Belehrung Bretschneider's gewiß nicht. Hahn's Tendenz war für jeden Unbefangenen ganz offenbar diese. Er suchte zu zeigen: ob auch die menschliche Wissenschaft anders jetzt und anders damals über die Art und Beschaffenheit des natürlichen Himmels statuire, so liege gleichwohl der Aussage der heiligen Schriftsteller, daß z. B. Gott im Himmel wohne, werde sie nur nicht im flachen fleischlichen, sondern nach den Fingerzeigen dieser Schriftsteller selbst, im tieferen geistlichen Sinne aufgefaßt, für die damalige, für die jetzige und für jede künftige Zeit, eine und dieselbe wahre Vorstellung zum Grunde. Die von Hahn aber hinzugefügte ironisch fragende Anmerkung, die Bretschneider eine lächerliche nennt: „Salomo dachte sich also das Lokal doch ganz anders, als unsere neueren Exegeten meinen, und war wohl fast so weit, wie die neueren Astronomen?" will nun in diesem Zusammenhange unstreitig dies sagen: Wenn die neueren Astronomen nicht des Glaubens sind, daß Gott in dem Himmel, der ein Gegenstand ihrer Forschungen ist, als in einem Lokale seine Wohnung habe, so hatte doch wohl schon Salomo von dem Himmelsgewölbe über ihm diese Ansicht auch nicht, ob er gleich allerdings dafür hielt, daß der Satz, Gott ist, wohnt im Himmel, dennoch eine zuverlässige und gewisse Wahrheit enthalte, und darin also nur fast so weit war, wie die neueren Astronomen, von denen manche, in Folge des gerühmten Fortschrittes der Wissenschaften, von Gott weder in dem astronomischen Himmel, noch in einem anderen etwas wissen wollen. — Was hat nun aber Dr. Bretschneider aus dieser Protestation seines Gegners wider die Ansicht, daß die biblischen Schriftsteller sich in fleischlicher und abergläubischer Weise Gott in dem über der Erde sich wölbenden natürlichen Himmel wohnend gedacht hätten, Unglaubliches gemacht? Nach ihm hat Hahn zu beweisen gesucht, ob auch unbewußt, und zwar bloß

aus rationalistischen oder aus den ihm so verhaßten wissenschaftlichen Gründen, daß David, Salomo, Jesaias und Jeremias auch die astronomisch rechte Vorstellung vom natürlichen Himmel gehabt hätten, und hat Stellen in der Bibel gefunden, welche den Himmel nach Copernikus beschreiben. Nach dieser verkehrten Anschauung der Worte seines Gegners macht sich Bretschneider nun ein leichtes Spiel mit ihm, schlägt sein eigenes Phantom, das er dem Dr. Hahn andichtet, gewaltig zurück, und beweist dabei zugleich, einer unglaublich fleischlichen und wahrhaften Buchstabeneregese sich bedienend, daß Salomo, Jesaias und Jeremias allerdings den natürlichen Himmel als den Wohnsitz Gottes angenommen hatten, ja daß sogar auch Jesus in diesem Betrachte nach der — astronomisch unrichtigen — Vorstellung seiner Zeit spreche, wenn man ihm auch für seine Person eine richtigere Vorstellung zutrauen dürfe, und gibt zuletzt noch in der eitelsten Selbstüberhebung, als wäre seine Beweisführung ein zuverlässiges Zeugniß von seiner Meisterschaft in der Logik, dem Dr. Hahn den Rath, ein gutes Compendium der Logik zur Hand zu nehmen. Wenn hier Bretschneider, wie wir gern es glauben möchten, nur unabsichtlich entstellt hat, sollte es ihm denn nicht aufs Herz fallen, wie sehr seine Leidenschaft ihn verblendet und zu einer Auffassung der Worte seines Gegners verleitet hat, bei der für ihn, einen so hohen Ton gegen Dr. Hahn anzunehmen, wahrlich keine Ursache vorhanden war, zumal, da wir ihm die Versicherung geben dürfen, daß wir ihm und dem Publikum fast überall, wo er in seiner Art den Dr. Hahn ad absurdum führt, ähnliche verkehrte Auffassungen und unverantwortliche Mißhandlungen seines Gegners nachweisen könnten. Wir wollen ihm und seinen Geistesverwandten hier nur noch, ob sie vielleicht desto leichter über ihr Hochherfahren bedenklich werden möchten, diese Fragen vorlegen: Redet etwa auch Calvin (von dem man nach Bretschneider's Aeußerungen doch wohl vermuthen sollte, daß ihm noch die Astronomie der Bibel für objektive göttliche Wahrheit gegolten habe), bei Ephes. 4, 10., so wie er dort redet *) bloß „aus rationalistischen oder wissenschaftlichen Gründen?" Hat auch „dem die verdrießliche Wissenschaft der neueren Astronomie die alte Vorstellung vom Himmel als unwissenschaftlich dargestellt?" Hat auch er [rationalistisch] „rationalisirt, wie man es auch läugnen möge?"

Noch schlimmer hat Dr. Bretschneider sich verantwortet, wo er seines Gegners Aussagen über die Lehre der neueren Theologie von den Höllenstrafen als eine ihm widerfahrene Verläumdung darzustellen sucht. Dr. Hahn hätte nämlich bei der Beschreibung der nachtheiligen Wirkungen der neueren Theologie im Volksleben unter Anderen gesagt, daß dieselbe bei denen, die unter ihrem Einflusse stehen, die Dogmen von der Auferstehung, dem Gerichte und der Verdammniß der Sünder zu kraft- und folgenlosen Begriffen verallgemeinere und verflüchtige, und Allen den Eingang in das Himmelreich verkündige; nur daß die Einen, die hier ihrer Neigung folgen, einen — wohl auch nicht unangenehmen — Umweg machen. Es bezeichnet diese Bemerkung so treffend den Volksgeist, wo derselbe irgend schon durch die rationalistische Lehrweise seine Richtung bekommen hat, daß, wer irgend mit Umsicht auf die Aeußerungen derjenigen, welche in allen Ständen der biblischen Lehre entfremder geworden sind, Obacht hat, nicht anders als zustimmen kann. Dem Referenten schwebte gleich, beim Lesen dieser Stelle, ein Gesellschaftskreis vor, in welchem vor einiger Zeit auf die laute Aeußerung eines der neueren Theologie ergebenen Geistlichen, jeder Weg führe zuletzt zur Seligkeit, grade von offenkundigen Ehebrechern der unbedenklichste Applaus erscholl. Eben so stellt sich dem Ref., indem er dies schreibt, das Bild eines von ihm wohlgekannten Mannes vor die Seele, der auf dem Sterbebette mit einem gewissen selbstzufriedenen Wohlbehagen sagte: Geht es denn also wirklich schon mit mir zum Ende? Nun, ich nehme doch den Trost mit aus der Welt, daß ich in meinem Leben kein Kopfhänger gewesen bin, und kein sich mir darbietendes Plaisir verschmähet habe. Ich habe lustig gelebt in meiner Jugend und lustig auch nachher! *) Wie manches Mal habe ich mir im Kreise froher Zecher — mit allen Ehren — ein Räuschchen getrunken, wie manches Mal am Spieltische meine Erheiterung gefunden ꝛc. Setzen wir nun den Fall, der General-Superintendent Bretschneider hätte solchen Gemüthern eine seelsorgliche Behandlung zu widmen, und er sagte ihnen ganz ehrlich, in Gemäßheit der theologischen Grundsätze, zu denen er sich bekennt, der gerechte Gott werde für dasjenige, was er Sündliches an ihnen finde, freilich unangenehme Folgen, Strafen in der Ewigkeit für sie eintreten lassen; setzen wir ferner, Dr. Bretschneider gäbe ihnen hierauf auch den Trost, daß jene Folgen nur zu ihrer Besserung gemeint wären und, wenn sie dieselbe erwirkt hätten, aufhören würden: will wirklich Jemand sich einbilden, daß Menschen der bezeichneten Art, um solcher Vorhaltung willen, was bisher, selbst noch in der Erinnerung, ihrer Seele Freude und Lust war, nun mit Widerwillen und Abscheu betrachten werden? Nein, sie wissen ja, laut der milden neuen Lehre, daß sie an ihrem Seligwerden durchaus nicht zu zweifeln brauchen. Wäre also auch wirklich dies und jenes, was sie sich zur Sünde nicht anrechneten, vor Gott Sünde und vor Gott strafbar — nun so haben sie sich freilich geirrt, und Gott mag ihnen irgendwie in unangenehmen Folgen dort ihren Irrthum fühlbar machen müssen, aber er wird dies doch immer nur thun als ein gnädiger und freundlicher Gott, und sie — haben doch das Bewußtseyn, nach ihres Herzens Neigungen, die Annehmlichkeiten, welche ihnen das Erdenleben bot, genossen zu haben. Kurz, es erläutert sich aus den angeführten Beispielen wohl hinreichend, mit welchem Rechte Dr. Hahn sagen durfte: „Diejenigen, welche hier ihrer Neigung folgen, machen zur Seligkeit [nach ihrer Auffassung der Aussprüche der neueren Theologie] nur [höchstens] einen — wohl auch nicht unangenehmen — Umweg." Daran, daß sie selig werden, ist offenbar der Sinn, kommt diesen gar kein Zweifel ein. Höchstens dürften sie auf den Gedanken gerathen, daß, wäre etwa ihr erwählter Weg, nach Gottes Urtheile, doch nicht der rechte gewesen, sie dessen dort, wohl unter gewissen Wehegefühlen, inne werden müßten. Allein selbst für diesen Fall haben sie wohl, außer der Hoffnung, daß sie gleichwohl zur Seligkeit gelangen werden, auch noch den Trost, ihr Weg, den sie auf Erden gewandelt, sey, wenn auch zu den Seligkeiten der

*) Wir theilen wenigstens den Anfang der Stelle mit: „Wenn es von Christo heißt, er sey im Himmel, so sollen wir das nicht so fassen, als wenn er zwischen den Himmelskörpern säße und die Sterne zählte: sondern Himmel bedeutet hier einen über alle Himmelskörper erhabenen Ort, welcher für den Sohn Gottes nach seiner Auferstehung bestimmt ist, nicht daß es im eigentlichen Sinne ein Ort außerhalb der Welt wäre, sondern weil wir vom Reiche Gottes nur nach unserer Weise reden können." —

*) Die Erinnerung an ein ähnliches durch eine gefeierte Selbstbiographie öffentlich gewordenes Beispiel liegt nahe.

zukünftigen Welt ein Umweg, doch kein unangenehmer Umweg gewesen. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Basel.) Der folgende Brief eines aus Deutschland vertriebenen Candidaten der Theologie, der jetzt unter den Rebellen des Kantons Basel sein Wesen hat, bekannt als Verfasser einer Schrift „Empörung," in der dies Wort vom „Emporstreben" abgeleitet wird, ist werth, daß er aus der zu Liestal erscheinenden Zeitschrift: „Der unerschreckene Rauracher. Ein Schweizerisches wahrheitsliebendes Blatt für Religion, vernünftiges Volksrecht und Aufklärung" in unser Blatt aufgenommen, und dort als ein Zeugniß gegen unsere Zeit, als ein Beweis, daß der Geist des Unglaubens und der des Aufruhrs ein und derselbe ist, aufbewahrt werde. Mancher, der den Keim derselben Gesinnung in sich trägt, wird vielleicht heilsam erschrecken, wenn er sie hier in scheußlicher Consequenz, mit Abschüttelung aller Fesseln, welche ihr anderwärts von Innen, durch den Widerstand des besseren Selbst, und von Außen angelegt werden, hervortreten sieht. Andere, deren Banden der Herr vollkommen gelöst, werden dadurch angefeuert werden, desto eifriger an der Befreiung ihrer unglücklichen Mitbrüder zu arbeiten. Es wird sich ihnen hier die Wahrheit des Schriftwortes bestätigen, daß wir nicht gegen Fleisch und Blut allein zu kämpfen haben, sondern gegen das Geistige der Bosheit, daß wir daher die Waffen unserer Ritterschaft stets bereit halten müssen, damit der mächtige Feind uns nicht unversehens überfalle. „Wir sind Weltkinder, Söhne unserer Zeit und haben einen eigenen Gott," sagt der Verf. mit schauderhafter Wahrheit. So laßt uns nun trachten, daß wir stets in unserem Gotte erfunden werden. Denn nicht wir selbst, in denen nichts Gutes wohnt, sondern der in uns ist, ist stärker, als der in ihnen ist. Laßt uns den Ernst unserer Zeit auch hieraus erkennen und Scherz und Spiel bei Seite legen. Laßt uns aber auch unsere Häupter emporheben, dieweil wir sehen, daß unsere Erlösung naht. Der Zweig wird schon saftig und gewinnt Blatter, so wissen wir ja, daß der Sommer nahe ist. Das Aas mehret sich, so müssen ja bald auch wohl die Adler sich sammeln.

„Hochwürdiger Herr Antistes Falkeisen zu Basel.

Es ist mir immer ein Räthsel gewesen, wie Geistliche unter einander ein ernsthaftes Gesicht schneiden können. Das Maskenspiel hat ein Ende, wenn die Vermummten sich wechselsweise erkannt haben, und ein Gaukler spielt seine Tausendstückchen nur vor der unerfahrnern, gaffenden Menge, nicht vor anderen Hexenmeistern. Wenn die Schaar der Stillen im Lande ihr heilschmachtendes Auge zu Ihnen emporhebt, so wird es Ihnen Niemand übel nehmen, Herr Antistes, daß Sie ihr Antlitz einreiben mit dem Oele der Salbung, und wenn die Heerde der glaubigen Lämmer um Futter blökt, so reichen Sie ihr, wie bisher, aus dem geistlichen Herbarium die dürren Trostblätter, welche Sie im irdischen Jammerthale pflückten. Aber mit Geistlichen und Pfarrherren dasselbe Spiel zu treiben, wie Sie es in Ihrem Rundschreiben vom 5. zu thun versuchen, das möchte weniger rathsam seyn. Wenn man mit Seinesgleichen spricht, muß man die Maske abnehmen und die Züge der Scheinheiligkeit bei Seite legen, und da Ihnen die Bibelsprüche nicht aus dem Halse fahren, wie dem Soldaten die Flüche, so hätten Sie füglich die heiligen Stellen sparen können, bis Sie wieder den Laien etwas vorzufanzeln haben. Die Wortgottesgier der Pfaffen ist nie so groß, und der Offenbarungsglaube der Theologen nie so stark, daß sie aus einer Schüssel essen wollten mit allen Invaliden und Rekruten. — —

Sie mochten denn auch gewahr geworden seyn, als Ihr geistliches Schreiben herumlief, daß alle Kleriker es bei Seite legten, und nun entschlossen Sie sich, dasselbe in der Baseler Zeitung abdrucken zu lassen, um alle Bataillone der Himmelsbürger gegen die neuen Ketzer unter die Waffen zu rufen. Man sagt, der Pfarrer Burkhardt sey diesmal Ihr Tambour gewesen, und habe den geistlichen Wirbel gegen mich geschlagen. Aber ich hüte schon längst die Schaafe Christi nicht mehr und bin zu weit von der Heerde entfernt, um noch den Lock- oder Drohruf der Hirten vernehmen zu können. Nur was auf den Märkten und Straßen vorgeht, das erfahre ich, seitdem ich in keine Kirche mehr gehe, und was in den Zeitungen steht, das begucke ich, weil ich ein Kind der Zeit bin. Sie, Herr Antistes, haben jetzt Ihr geistliches Antlitz durch ein weltliches Fenster gestreckt, und so lächerlich sich das auch ausnehmen mag, ich will doch versuchen, ein ernsthaftes Wort mit Ihnen zu reden.

Unsere Zeit ist ernst und schön, weil sie große Thätigkeit erfordert und hohen Muth hervorruft, was wollen Sie in solcher Zeitlichkeit? Verhimmeln Sie sich in dem Schaafstall, verpuppen Sie sich in Ihrer geistlichen Würde, lullen Sie sich ein durch der Rede Schellengebimbel und der Orgel Heulgeräusch, und drücken Sie pharisäisch die Augen zu, aber hüten Sie sich vor den Elementa-geistern der Zeit. Scheuen Sie den Regen der Zeit, er könnte Ihnen trotz Ihres priesterlichen Parapluis den Kopf waschen — meiden Sie die Sonne unserer Tage, Sie könnten einen Sonnenstich davon tragen!

Wir sind Weltkinder, Söhne unserer Zeit und haben einen eigenen Gott — irren Sie sich nicht an ihm, er könnte Ihrer gewaltig spotten. Schon werden die Spuren an Ihnen, Herr Antistes, sichtbar, schon hat Sie der Wahnsinn auf das Gebiet Ihres Feindes geführt, und nur unsere Großmuth schützt Sie noch. Die Zeitung gehört den Zeitglaubigen, lesen Sie Ihre Offenbarung, und bleiben Sie gläubig an den Leichnam und an die Verwesung, aber streuen Sie den Moder der Vergangenheit, den Schutt Jerusalems nicht auf die blühende Wiese der Gegenwart.

Die christliche Kirche ist eine traurige Anstalt, freilich ohne Ihr Verschulden, tragen Sie aber den alten Kasten in unser neues Haus, so werfen wir den Plunder in's Feuer.

Unser gehört Jesus von Nazareth und Jesus von Jerusalem, Ihnen gehört Christus von Nicäa, von Konstantinopel und wo sonst noch Mönche auf Kirchenversammlungen Unsinn ausbrüteten. Ihr gesalbter Christus wohnt in Rom, Herrnhut und Basel, unser Gott wohnt —

Doch das verstehen Sie nicht, mein kühner, hochwürdiger Herr. Und was ich Ihnen sonst noch sagen möchte, das will ich mir für die nächste Scene vorbehalten.

Nur eine kleine Vorsicht empfehle ich Ihnen noch: Verbieten Sie ja dem Herrn Expfarrer Grunauer seine Bosheit an den Tag zu geben, denn er schwatzt so dumm, daß selbst die Baseler ihn auslachen. Ich mache Ihnen und dem Predigerconvent keine Vorwürfe, daß Sie diesen Esel zum Pfarrer gemacht, ich weiß es ja, Ihr seyd Alle über einen Leisten geschlagen, und für Euern Herrgott gehört kein anderer Priester, aber es wäre Ihnen doch leid, wenn Ihr bisheriger College, eben dieser heimtückische Grunauer, noch ein paar Ohrfeigen bekäme —

Ich würde mich schämen, Ihnen schon so viel geschrieben zu haben, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, jeden Tag auch meinem Gott ein Lustopfer zu bringen. Was mich plagt und langeweilet, das verwandle ich in Scherz und behandle die Lügner, die gleißnerischen Kastengeister, die privilegirten Weichbilder, wie der Bajazzo den Teufel in der Polichinelle.

Bitte um größere Veröffentlichung.

Ihr anstößiger
Liestal den 19. Oktober 1832. Herold."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 12. Januar. № 4.

Dr. Bretschneider wider Dr. Hahn.

(Fortsetzung.)

Was macht nun Dr. Bretschneider aus dieser Hinweisung Hahn's auf eine Erfahrung, die sich im Verkehre mit den rationalistisch Gesinnten dieser Zeit so unläugbar in immer neuen Gestalten herausstellt? Davon wollen wir nicht einmal sagen, daß er nach seiner, durch das ganze Buch hingehenden sophistischen Weise, was nur als nachweisbare Wirkung der neueren Theologie bezeichnet worden ist, ohne Weiteres so auffaßt, als hätte es Dr. Hahn nicht bloß ihr überhaupt, sondern seinem Gegner insbesondere als wohlbedächtig angestrebtes Ziel schuld gegeben. Aber man denke, der Herr General-Superintendent, der doch eines Theils selbst, grade in seiner Stellung, mit den in der Zeit weithin verbreiteten Wahnbegriffen und Vorurtheilen wohl bekannt seyn sollte, und der anderen Theils bekanntlich rasch daran geht, Andere der Kurzsichtigkeit zu bezüchtigen, gesteht, daß er, trotz alles Suchens, keinen Rechtfertigungsgrund für seinen Gegner in Betreff jenes Ausdrucks, „ein nicht unangenehmer Umweg" aufzufinden wisse. Denn ihm zeigt sich in jenen Worten des Dr. Hahn nur eine eben so „böswillige wie grundlose Insinuation," durch welche derselbe ihm, einem öffentlichen Lehrer der Religion, die Behauptung unterschieben wolle, der Sünder, der hier seinen Begierden lebe, werde in jener Welt darum wohl nichts Unangenehmes erfahren, und die ganze Folge seiner Sünden werde nur etwa die seyn, daß er durch einen Umweg etwas später, als die Frommen, in's Himmelreich kommen werde. Und „diese Insinuation" — ruft Dr. Bretschneider — „haben Sie sich erlaubt an einem Orte, wo Sie in dem Beweise begriffen sind, daß die neuere Theologie die Menschen frech und gewissenlos mache, und die Sicherheit der Staaten und den Gehorsam gegen die Fürsten gefährde!" — Habe nun Dr. Bretschneider hier auch bloß aus Kurzsichtigkeit seinem Gegner den Sinn seiner Worte entstellt und verdreht, wie er ihn augenscheinlich entstellt und verdreht hat, so fragen wir nur, — und wie hier, so bei den meisten anderen Punkten —: Hat dieser Mann das Recht, wo er seinerseits von Hahn glaubt falsch verstanden zu seyn, ihn deshalb öffentlich als einen Verläumder und Lügner zu bezeichnen?

Wir wollen nun auch über diejenigen Stellen der Schrift Dr. Bretschneider's noch etwas mittheilen, in welchen die Hauptgrundsätze der Evangelischen Theologie angeblich beleuchtet werden, und in welchen es dem Dr. Hahn nachzuweisen versucht wird, daß er das wahre Princip der Evangelischen Kirche weder richtig verstehe, noch consequent anwende.

Bei dieser sogenannten Beleuchtung befindet sich Dr. Bretschneider auf einem für ihn sehr ungünstigen Standpunkte. Er hat es, obwohl er ein Evangelischer Theologe heißt und der Autor einer wiederholt aufgelegten Protestantischen Dogmatik ist, bisher noch nicht gefaßt, daß man über das objektive materiale Princip einer Corporation, und über die aus ihm abgeleiteten und abzuleitenden Sätze, vorausgesetzt, man macht den Anspruch, eben dieser Corporation, als solcher, zu dienen, der Natur der Sache nach nur dann ein Beachtung verdienendes Urtheil haben kann, wenn man seiner Seits wenigstens jenes objektive Princip zu seinem subjektiven gewonnen hat. Der Evangelischen Kirche gemeinsam von allen ihren Abtheilungen anerkanntes materiales oder dogmatisches Princip ist nun aber die Schriftlehre: der sündige Mensch wird ohne alles sein eigenes Verdienst, nicht aus seinen Werken, sondern allein aus Gottes Gnade durch den Glauben, um Christi willen, vor Gott gerecht. Auch Dr. Bretschneider gibt zu, daß dies das materiale Princip der durch die Reformatoren gestifteten Evangelischen Kirche sey, und wenn er nachher behauptet, die Lehre von der Erbsünde sey die eigentliche Grundlehre der Reformatoren, weil sich auf sie das Dogma von der Rechtfertigung gründe, so finden wir zu unserem nächsten Zwecke nicht Ursache, dagegen zu streiten. Kurz in denen Allen, welche mit den Reformatoren noch heute zu Einer Verbrüderung gehören, ist dies gedachte objektive dogmatische Princip ihres eigenen Glaubens subjektives Prineip geworden. Herr Dr. Bretschneider aber huldigt zugeständlich für sein Theil keineswegs diesem Prineipe. Nach ihm ist dasselbe ein unbiblischer und mithin unevangelischer Grundirrthum (S. 149.) und Luther ist zu demselben nur durch den Umstand gekommen, daß er als Augustiner das Dogma dieses Kirchenvaters von der Erbsünde und deren Schuld und darum auch die Anselmische Theorie von der Genugthuung — welche der nothwendige Schluß jenes Dogma's ist — sich angeeignet hatte

(S. 82.). Wunderliches Begehren, daß ein Theologe, der es offen bekennt, er halte das Grundprincip der Evangelischen Kirche für einen Grundirrthum, gleichwohl dieser Kirche, als solcher, und in der Qualität eines stimmberechtigten Lehrers in ihr, Licht darüber geben will, was sie für evangelisch und was für nicht evangelisch zu halten habe [ist hier nicht wiederum jenes mehrgedachte homonymische Sophisma?], und, daß er von ihr als befähigt zu der Beweisführung erkannt zu werden fordert, der oder der ihrer jenem Principe aufrichtig ergebenen Sprecher verstehe nicht richtig und wende nicht consequent an das formale oder kritische Princip der Kirche — welches doch, wie diese Kirche behauptet und behaupten muß, derjenige auf keinen Fall richtig verstehen und consequent anwenden kann, der nicht ihr materiales Princip zu dem Principe seines eigenen Glaubens gewonnen hat! Es könnte ja freilich seyn, daß Dr. Bretschneider in einzelnen Punkten Recht hätte; nur kann er, in seiner das Grundprincip der Kirche als einen Grundirrthum befehdenden Stellung, daß er Recht hat nie der Kirche, als solcher, beweisen, weil zu diesem Beweise die vorhergegangene subjektive Annahme jenes evangelischen Grundprincips unerläßlich erfordert wird. Denn so die Kirche, wirklich von ihm überführt, sich zu dem Zugeständnisse genöthigt sähe, daß das Grundprincip ihrer Corporation allerdings ein Grundirrthum sey, so erklärte sie eben damit sich für aufgelöst, ihrem bisherigen Bestande nach; und wenn sie nun gleichwohl, unter Annahme eines anderen materialen Princips, fortführe nach wie vor den Namen evangelisch sich beizulegen, so leuchtet es ein, daß sie nun diesen Namen in einem ganz anderen Sinne führen würde, als die Kirche, die sich früher evangelisch nannte. Und wenn irgend welche Gemeinden und Individuen Grund finden, fort und fort evangelisch im alten und nicht im neuen Verstande zu seyn — soll etwa für diese die so ernstlich angesprochene Lehr- und Gewissensfreiheit, die doch wohl auch ihnen gebührt, darin bestehen, daß sie fein stille ihren Glauben sich dürfen erklären, auslegen, erläutern lassen — nicht von solchen, die ihres Glaubens sind, nein von solchen, die zugeständlich ihres Glaubens nicht sind, sondern vielmehr die Grundwahrheit desselben öffentlich für einen Grundirrthum ausgeben, dabei aber doch die alten Namen evangelisch und protestantisch, freilich in einem neuen Sinne, führen? Sollte man es doch kaum meinen, daß grade die Eiferer für Lehr- und Glaubensfreiheit denen, die nun einmal anders lehren und glauben als sie, solche Zumuthungen machen könnten. Wenn sie sie aber, wie die Erfahrung lehrt, machen, wie mögen sie sich doch nur einbilden, daß die Andersgläubigen, denen sie ihr Lehramt aufdringen, ihnen mit der Anerkennung entgegen kommen werden, wackere Lehrer und Vertheidiger der Wahrheit an ihnen zu haben, ihrem eigenen offenen Geständnisse zum Trotze dasjenige, was die, zu deren Vertretern und Wortführern sie eigenmächtig sich aufwerfen, als des Christenthums Grundwahrheit achten, sey nicht nur gar keine Wahrheit, sondern sogar ein Grundirrthum? Wir wollen, was wir hier sagen, durch Beispiele erläutern. Wenn ein entschiedener Römling, der es noch obendrein gar kein Hehl hätte, ein Römling zu seyn, der aber historisch mit den Glaubenssätzen der Evangelischen Kirche wohl bekannt wäre, den Anspruch machte, dieser Kirche als ein stimmfähiger Lehrer in ihr mit dem Lichte seiner Weisheit zu dienen, also, daß sie gleichwohl nicht Römisch würde, sondern Evangelisch bliebe, — würde denn dem, selbst nach Dr. Bretschneider's eigenem Dafürhalten, als einem Manne, der wohl ein Wahrheitszeuge seyn könnte, Raum zu geben seyn? — Oder,

wenn unter denselben Bedingungen ein Anhänger Muhammed's zu gleichem Dienste der Kirche, als solcher, sich erböte, — müßte man denn auf dessen vorgebliche Beweise irgend Gewicht legen? — Nun hält es sich aber mit Herrn Dr. Bretschneider ganz ähnlich. Er verwirft dreist das evangelische Grundprincip, und will doch der Evangelischen Kirche, auf daß sie eine recht evangelische sey und werde, als ein ihr wohl zu beachtender Lehrer ihre Evangelischen Glaubenssätze klar machen und aufhellen. Was in aller Welt berechtigt ihn zu diesem Begehren? Seine Geburt im Schooße der Evangelischen Kirche? Das wird er doch selbst nicht behaupten. Sein Studium der Evangelischen Theologie und die Kenntnisse, die er sich durch dies Studium erworben? Er muß ja die Möglichkeit zugeben, daß auch ein entschiedener Papist oder gar Muhammedaner diesem Studium obliegen und, unter ihn begünstigenden Umständen, zu gleichen Kenntnissen gelangen könnte. Seine Aemter und Würden, die ihm zum Dienste der Evangelischen Kirche übertragen sind? Er mag es läugnen wie sehr er will, sie sind ihm jeden Falls unter der ausdrücklichen Bedingung und Voraussetzung übertragen, daß er sich zu den bei der Bildung dieser Kirche öffentlich ausgesprochenen und anerkannten Grundsätzen derselben bekennen werde. Nun läugnet er aber zugeständlich, wie seine übrigen rationalistischen Genossen, grade ihr Grundprincip, das Princip, welches eben erst dem, der es subjektiv sich aneignet, nach dem Glauben der Reformatoren und Aller, die gleich ihnen aus Erfahrung das Zeugniß des Geistes kennen, daß Geist Wahrheit ist, die Befähigung ertheilt, die aus ihm abgeleiteten Principien evangelisch zu handhaben. Wie sollte demnach die den Grundsätzen der Reformatoren zustimmende Kirche dafür halten, daß von seinem Standpunkte aus Herr Dr. Bretschneider ihr im hellen evangelischen Lichte den rechten oder unrechten Gebrauch, die rechte oder unrechte Auslegung der Schrift nachweisen könne? Nein, dazu möchte er noch zehn Wörterbücher über das N. T. und noch zehn Lehrbücher der protestantischen Dogmatik schreiben, dadurch würde die Evangelische Kirche dennoch keine Ursache gewinnen, so lange er seine gegenwärtige Stellung behauptet, in jenem Betrachte auf seine Beweisführungen, die ihm der Natur der Sache nach nicht gelingen können, etwas zu geben. Vielmehr die Worte Luther's, die Dr. Bretschneider selbst in seiner Schrift (S. 110.) anführt, gelten noch heute und gelten auch gegen ihn: „Der den Glauben hat, der ist ein geistlicher Mensch und urtheilet alle Dinge und wird von Niemand geurtheilt. Und ob ein schlechtes Müllers Mägdlein, ja ein Kind, neun Jahre alt, das den Glauben hätte, und urtheilte nach dem Evangelio [d. i., nach Bretschneider's eigener richtiger Angabe, nach der Wahrheit, daß der Mensch gerechtfertigt wird allein durch den Glauben, ohne des Gesetzes Werke], dem ist der Papst schuldig Gehorsam und unter die Füße sich zu legen, ist er anders ein wahrer Christ. Solches sind auch schuldig alle hohen Schulen und Gelehrten, und die Sophisten." Solches ist denn auch schuldig Herr Dr. Bretschneider. Dessen schuldig mag er sich aber freilich nicht bekennen, sondern er erklärt lieber Luther sammt Melanchthon für befangen in einem großen Irrthume, daß sie ihr materiales Princip als Kanon der Schriftauslegung gebraucht, und nach ihm alle andere Lehre und andere Schrift richten zu können geglaubt haben. Jedoch er hat fürwahr durch sein Beispiel die Versicherung der Bibel und der alten Evangelischen Theologie zur Zeit noch nicht widerlegt, daß allein auf die gläubige

Annahme der Predigt vom Glauben, d. h. der Evangelischen Rechtfertigungslehre, der heilige Geist sich empfangen und erfahren lasse, und daß der Mensch erst durch die mit dem rechtfertigenden Glauben verbundene Wiedergeburt zu derjenigen höheren Lebensstufe erhoben werde, auf der allein er das Göttliche, denselbigen heiligen Geist, der ihm durch die Predigt vom Glauben mitgetheilt worden, nach seinen immer einstimmigen und nie sich widersprechenden Zeugnissen in der ganzen heiligen Schrift wahrhaft zu erkennen vermöge. Dr. Bretschneider liefert durch Alles, was er gegen Dr. Hahn's Handhabung des formalen Princips der Kirche vorbringt, für Jeden, in welchem der Geist des Glaubens der Reformatoren irgend sein Werk hat, neue sprechende Belege, daß zunächst Geistesverwandtschaft mit den heiligen Schriftstellern, und nicht bloß eine gewisse formale Schärfe der Urtheilskraft das Geschick zum Vernehmen und Auslegen der Bibelworte gibt. Er kann, weil das materiale Princip der Kirche als ein Grundirrthum von ihm angesehen wird, und weil dasselbe ihm nur im äußerlichen Buchstaben einzelner Schriftstellen begründet erscheint, geschweige denn, daß es in ihm selbst Princip und Geist und Leben geworden wäre, mit dem Grundsatze scriptura scripturae interpres durchaus nicht zurechtkommen. Weil er jedoch, nach der stolzen Einbildung des psychischen Menschen, ungeachtet derselbe, nach des Apostels gewissem Worte, vom Geiste Gottes nichts vernimmt, diesen Grundsatz, der durchaus geistlich gerichtet seyn will, nach seinem wahren Sinne erkannt zu haben meint, so verfährt er gar wunderlich mit demselben, und scheuet sich sogar nicht, die sonderbare Instanz gegen ihn zu machen, wie wenn consequenter Weise seine Vertheidiger die grammatisch-historische Interpretation verwürfen oder wenigstens verwerfen müßten, jeder Satz, auch der klarste, müsse doch wenigstens philologisch erörtert und sonach die Auslegung jeder Stelle endlich doch nur durch Hülfe der Sprachkunde, der Kenntniß des Alterthums, der Logik ꝛc., kurz durch die Hülfe der Wissenschaften und außerbiblischer Gründe zu Stande gebracht werden (S. 112.). Wir würden eine vergebliche Mühe übernehmen, wenn wir Herrn Bretschneider auf seinem Standpunkte von der wahren Bewandniß, die es mit jenem Grundsatze hat, zu überführen suchen wollten. Wir wünschen daher nur, daß ihn Spener's, den er ja nach seinen wiederholten Andeutungen hochachtet, hieher gehörige Worte recht sinnig und nachdenklich machen mögen. Es sagt derselbe (in der gründlichen Beantwortung des Unfugs der Pietisten): „Ich mache einen Unterschied der Erkenntniß, deren eine eine geistliche und göttlich lebendige Erkenntniß ist; eine andere ist eine natürliche menschliche und buchstäbliche, ob zwar alle beide mit den Buchstaben des göttlichen Wortes und den darin vorgetragenen Materien umgehen. Die eine kommt wahrhaftig vom heiligen Geiste — durch die erleuchtende Kraft des Wortes selbst, obwohl der Mensch auch selbst seinen Fleiß des Hörens, Lesens und Betrachtens dabei anwendet; daher ist allezeit eine Heiligung und Kraft dabei. Die andere kommt aus dem menschlichen Verstande und dessen Gebrauche eigentlich her, nicht anders als ein Mensch aus dem Aristotele, Platone, Cartesio vermittelst seiner natürlichen Kräfte zu einer großen Erkenntniß kommen kann, ohne göttliches Licht des heiligen Geistes." Eben so (in Cons. Lat. P. I. 290., vgl. Hoßbach's Jakob Spener und seine Zeit, 1ster Theil): „Wie viele Männer kann man aufweisen, welche über das gewöhnliche Maaß hinaus als mächtig in der Schrift gerühmt zu werden verdienen? Philologen haben wir vielleicht nicht wenige und nicht ungelehrte; aber das ist noch

weit entfernt von der prophetischen oder hermeneutischen Gabe, wiewohl ich nicht läugne, daß für diese die Sprachen und die Philologie nicht das letzte Hülfsmittel sind ꝛc."

Es ist gewiß, Dr. Bretschneider kann, so lange er in seiner jetzigen Stellung sich halten will, nicht anders urtheilen, als er urtheilt. Er hat auch wirklich bei Einzelnem in seiner Art Recht. Es ist z. B. wahr, daß von den Reformatoren und ihren Freunden die ganze heilige Schrift gewissermaßen als das Werk Eines Verfassers angesehen worden ist. Sie hielten wirklich dafür, und zwar auf die Schrift selbst sich berufend, daß die heiligen Menschen Gottes alle auf den Trieb des heiligen Geistes geschrieben hätten. Verfehlt ist es nun aber, wenn Dr. Bretschneider, der keineswegs mit jenen in Geistesverwandtschaft steht und daher keineswegs zu der vollen Erfassung des Sinnes ihrer Worte geschickt ist, es zulässig findet, den Kanon, welchen er gemäß den Vorurtheilen seines Geistes meint: Die Bibel ist die Offenbarung! jenen zu suppeditiren, als wäre derselbe so wie er es sich denkt, der ihrige. Denn mit nichten war den Reformatoren die Bibel in dem Sinne, welchen Dr. Bretschneider ihnen unterlegt, die Offenbarung, sondern es galt ihnen vielmehr für den rechten Offenbarer der lauteren Gotteswahrheit der immerfort an seine vormals gegebenen und in der heiligen Schrift aufbehaltenen Zeugnisse mit göttlicher Wirksamkeit sich bindende heilige Geist. Sie hätten demnach jenem Kanon Wahrheit zugestanden nur in Beziehung auf diejenigen, welchen der Geist zeuget, daß Geist Wahrheit ist, welchen der Geist die Worte der Schrift zu lebendigen und kräftigen und die Augen des Verständnisses öffnenden und erleuchtenden Worten macht, weil sie unter dem Hören und Lesen derselben diesem durch sie wirkenden heiligen Geiste gern bei sich Raum geben, wie die dreitausend am Pfingstfeste, und ihm nicht in eigenwilliger Verkehrtheit widerstreben, wie die Spötter und Lästerer an demselbigen Tage. — Eben so ist es wahr, daß die altevangelischen Theologen — nicht aber bloß die der jetzigen Zeit — von den verschiedenen Verfassern der heiligen Schrift dafür halten, es haben dieselben ihres Verstandes, ihres Urtheils, ihrer Wahl, nach den ihnen sich darbietenden geschichtlichen Veranlassungen und nach den ihnen fühlbar gewordenen Bedürfnissen ihrer Zeit bei'm Niederschreiben sich nicht begeben, und jeder von ihnen habe auf seine eigenthümliche Weise sich ausgesprochen. Die daraus von Dr. Bretschneider aber gezogene Folgerung, es seymithin von den altevangelischen Theologen dieser Zeit, insonderheit von Hahn und Tholuck die ältere Vorstellung, daß alle Worte der Schrift unter dem besonderen Mitwirken des heiligen Geistes geschrieben seyen, verlassen und aufgegeben worden, ist keineswegs auf jene Annahme, daß die Propheten, Evangelisten und Apostel nicht als todte Werkzeuge dem heiligen Geiste gedient haben, sondern nur auf jener Annahme subjektive Fassung von Seiten des Dr. Bretschneider, dem freilich in seiner Stellung des heiligen Geistes göttliches Zeugen durch jene Männer und ihre dabei gleichwohl behauptete freie menschliche Thätigkeit absolute Gegensätze seyn müssen, zurückzuführen. Hiemit läugnen wir indeß gar nicht, daß in wissenschaftlicher Hinsicht auch für die altevangelischen Theologen eben die Inspirationstheorie einer befriedigenderen Begründung und Entwickelung noch bedürftig ist, weshalb wir aber keineswegs die Zulässigkeit der Consequenz einräumen, daß die Sache der Inspiration selbst eines festen Halts und der für den Glauben erforderlichen Gewißheit ermangele. Diesem Unvermögen Bretschneider's nun, in die geistige Situation derjenigen

sich zu versetzen, welche, weil sie denselben Geist, aus dem die heiligen Schriftsteller reden, empfangen haben (1 Cor. 2, 12 ff.), sich mit diesen und unter einander als Geistesverwandte klar erkennen, sind auch alle die sonderbaren und lächerlichen seiner Urtheile anzurechnen, mit denen er nicht bloß Dr. Hahn und dessen neuere Kampfgenossen, sondern selbst die älteren Theologen eines „verkappten Rationalismus" beschuldigt (S. 104 ff.). Er hat es bis jetzt noch nicht begriffen, weil er natürlich sich selbst eine erleuchtete Vernunft zuschreibt, in welchem genau begrenzten Sinne das alte System von einer erleuchteten und von einer nicht erleuchteten Vernunft redet. Ihm ist es noch immer, ungeachtet ihn darüber schon im Jahre 1826 Sartorius in seinen Beiträgen zur Vertheidigung der Evangelischen Rechtgläubigkeit eines Besseren zu belehren gesucht hat, als wenn diejenigen, welche mit Entschiedenheit gegen den Rationalismus angehen, nicht selbst irgendwie der Vernunft — auch nicht der erleuchteten — in göttlichen Dingen etwas einräumen, geschweige denn sich ihrer als Waffe bedienen dürften. Es ist ihm z. B. ein Verfallen Hahn's in rationalistische Principien (!), wenn dieser sagt, das Evangelium könne mit einer wahrhaft erleuchteten Vernunft nicht im Widerspruche stehen, eben so, die Einheit des Glaubens könne bei der größten Mannichfaltigkeit der Glaubensformen bestehen und dgl. Insonderheit aber gibt er einen merkwürdigen Beleg darüber, daß er auch nicht die mindeste Ahnung davon hat, in welchem Sinne die Reformatoren zwischen Vernunft und Vernunft unterschieden, wenn er (S. 179.), um Hahn's „nichtige Versuche, das unbiblische Dogma von der Erbsünde mit etlichen Lappen von Vernunftgründen aufzuputzen" als gar „armselig" zu zeigen, „die durchgreifende und aufrichtige Verständigkeit des großen Luther" rühmt, der gradezu erklare, daß das Dogma von der Erbsünde „vor der Vernunft aussehe als wie eine große starke Lüge," und wenn er nun so gar kein Bedenken hat, Luther's eben ihn gewaltig schlagende Worte in einer Note mit abdrucken zu lassen. Wir dürfen wenigstens den Anfang dieser trefflichen Stelle unseren Lesern nicht vorenthalten (Walch'sche Ausg. Th. 8. S. 1239.): „Es ist aber eine lächerliche Predigt, die hier St. Paulus (1 Cor. 15, 22.) thut, wo beide, Tod und ewiges Leben herkommen und läßt sich ansehen für eine große starke Lügen bei der klugen Vernunft und weltlichen Weisheit, daß das ganze menschliche Geschlecht soll um fremder Schuld willen eines einigen Menschen allzumal sterben. Denn es scheint ja zu unbillig und ungereimt, daß Gott das Spiel so abentheuerlich angreifen und sich so thörlich zur Sache stellen soll mit seinem Gerichte, daß, weil Adam in einen Apfel beißet, soll er so viel ausgerichtet haben, daß alle Menschen nach ihm bis zu Ende der Welt müssen des Todes seyn ꝛc." — Für wie blindgläubig hält doch Bretschneider den „großen Luther mit seiner durchgreifenden und aufrichtigen Verständigkeit!" — Und der Mann, der gar nichts davon ahnt, daß er mit solchen Anführungen gegen seinen Gegner nur gegen sich selbst ficht, der wagt es gleichwohl zu significiren, Dr. Hehn „zeige eine Schwäche der Urtheilskraft, daß man [d. h. Dr. Bretschneider] versucht werde, eine solche Urtheilskraft für alle gelehrte Dinge für incompetent zu halten."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Berlin.) Die bei der Redaction eingegangenen Beiträge für die Evangelische Gemeinde zu Karlshuld, nämlich, nach Abzug derjenigen, über welche von den Einsendern bereits anderweitig disponirt worden, von Herrn H. in B. 4 Rthlr., Pf. E. G. K. in Schl. 8½ Rthlr., Pf. K. in K. 7 Rthlr., Pf. Lic. St. 5 Rthlr., sind durch Herrn Kaufmann Elsner hieselbst, der zur Beförderung ferner eingehender Liebesgaben bereit ist, an ihre Bestimmung abgesandt worden.

(Uckermark.) Auch unsere Gegend scheint jetzt hin und wieder durch eine Ausgießung des heiligen Geistes gesegnet zu werden. An mehreren Orten thut sich das Verlangen nach dem Worte des Lebens kund. Es erheben sich auch einzelne Weckstimmen aus dem geistlichen Stande, und es steht zu hoffen, daß immer Mehrere zu der Erkenntniß dessen, was allein dem immer weiter um sich greifenden Verderben in der Kirche Einhalt thun kann, kommen werden. Zu den erfreulichsten Erscheinungen unter uns gehört die Errichtung einer christlichen Leihbibliothek in dem Städtchen B. Ein christlich gesinnter Schulmann, von dem Wunsche, auch in weiteren Kreisen für das Reich Gottes wirken zu können, beseelt, und durch einige Aufsätze in der Ev. K. Z. dazu insbesondere angeregt, fühlte sich zur Errichtung derselben gedrungen, und scheute, bei seinem geringen Einkommen, auch die größten Aufopferungen nicht,*) um dieses Unternehmen, von welchem jede Rücksicht auf eigenen Vortheil ausgeschlossen ist, zu Stande zu bringen. Die Bibliothek ist bereits zu dreihundert Werken angewachsen und besteht aus lauter solchen Schriften, die auf dem Grunde des göttlichen Wortes ruhen, und auch durch ihre Form geeignet sind, christlichen Glauben und christliches Leben zu wecken. Sie erfreut sich schon jetzt der Theilnahme vieler Leser aus allen Ständen in einem großen Umkreise, und hat auch in weiter Ferne bei ausgezeichneten Gottesgelehrten und anderen Freunden christlicher Wahrheit, selbst in dem entfernten Curland, Billigung und Unterstützung gefunden. Indem wir die Aufmerksamkeit der Leser der Ev. K. Z. auf dieses christliche Unternehmen hinlenken, sprechen wir die lebhafte Bitte aus, daß doch alle diejenigen, welchen der Herr die Mittel dazu gegeben, dasselbe mit fördern zu helfen sich angetrieben fühlen möchten. Es fehlen besonders ältere Schriften erbaulichen Inhalts, die sehr willkommen seyn würden, so wie jeder andere Beitrag an Büchern und Gelde. Der Herr Kaufmann Elsner in Berlin, Spandauer-Straße Nr. 40., ist erbötig, die Liebesgaben für die christliche Leihbibliothek zu B. in der Uckermark in Empfang zu nehmen.

*) So verkaufte er einen großen Theil seiner wissenschaftlichen Werke, um dafür christliche Schriften anzuschaffen und errichtete einen Seidenhaspel, um den Ertrag desselben zu demselben Zwecke zu verwenden.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 16. Januar. № 5.

Dr. Bretschneider wider Dr. Hahn.

(Schluß.)

Doch, wir müssen nun dem Dr. Bretschneider auch etwas zugestehen. Darin hat er einigermaßen Recht, daß Dr. Hahn als ein altevangelischer Theolog zuweilen noch im schlimmen Sinne rationalisirt. Auch wir meinen, in manchen von den Stellen, die Dr. Bretschneider seinem Gegner, namentlich aus dessen Lehrbuche des christlichen Glaubens, vorrückt, und auch wohl noch in anderen, z. B. seinen Aeußerungen über die Apokalypse, über die Kindertaufe, über das Abendmahl u. a. einem gewissen rationalistischen Elemente zu begegnen. Dabei aber räumen wir es dem Dr. Bretschneider auch nicht einmal unter der Bedingung eines von ihm anzuwendenden wenig gewissenhaften Verfahrens ein, daß es ihm so leicht werden würde, wie er andeutet (S. 239.), ein Verzeichniß unevangelischer Behauptungen aus Hahn's Lehrbuche dem Publikum vor Augen zu legen, und an seinem Gegner zum Ketzermacher zu werden. Denn ob uns auch für Hahn in Beziehung auf Bretschneider das von diesem ihm in den Mund gelegte Quod licet mihi non licet tibi nicht gelten soll, so hat es doch keine Frage, daß jenes andere Wörtlein: Si duo faciunt idem non est idem, bei Vergleichung der rationalistischen Aussagen Bretschneider's und Hahn's mit Recht als dem letzteren zu Gunsten redend angesehen werden darf. Was zu dieser Ansicht nach unserer Ueberzeugung berechtigt, ist kurz dieses.

Wie jeder Mensch ist Fleisch vom Fleische geboren, so haftet auch jedem von Natur das rationalistische Wesen an. Was man Rationalismus nennt, ist eben nichts Anderes, als die Philosophie des natürlichen Menschen, des alten Adams, der eigenwillig, selbstgenügsam und hochmüthig Gott, sich selbst und die Welt betrachtet und beurtheilt. Gelangt nun aber ein Mensch in der Kraft des göttlichen Geistes zum lebendigen Glauben an das Evangelium, und kommt eben damit das kräftige Element eines neuen geistlichen Lebens in ihn hinein, so daß neben dem alten, und zwar diesen beherrschend, der nach Gottes Ebenbilde erneuerte Mensch sich erweiset: so muß sich je länger je mehr vor dessen Scepter nicht bloß das Fühlen und Wollen, sondern auch das Denken und Urtheilen — der Rationalismus — des alten Menschen beugen. Wenn aber gleich dieser sündigen Art des alten Menschen sammt ihren Regungen und Thätigkeiten das geheiligte Wesen des neuen, jene bekämpfend und überwältigend, immerfort sich entgegenstellt, und immer erfolgreicher ihre Kraft schwächt und bricht: so will dies dennoch nicht heißen, daß jemals hienieden ein Zeitpunkt einträte, wo der Streiter Christi das alte adamische Element als in den Zustand völliger Besiegtheit und Ohnmacht versetzt betrachten dürfte. Vielmehr sucht dasselbe nicht bloß immer noch ein Asyl in irgend einem verborgenen Schlupfwinkel des Herzens zu behaupten, sondern es erneuert auch immer wieder seine listigen, auf Wiedergewinnung seines verlorenen Besitzes gemeinten Angriffe, ja erlangt auch im Einzelnen manchen Vortheil, zumal wenn es ihm gelingt, sich irgend unter der Maske der neuen Kreatur, als ihre Kraft und Regung, anzuschmeicheln und einzunisten. So kommt es, daß auch Wahrheitszeugen, die wahrhaftig den Geist aus Gott empfangen und in sich waltend haben, unvermerkt hie und da noch dem fleischlichen Sinne bei sich etwas nachsehen, und so oder so etwas Rationalistisches wider Wissen und Willen bei sich hegen und pflegen. Das hat denn freilich seine Gefahren; aber es hat, wenn man derselben, unter ernstlichem Wackerbleiben und munterem Gebetseifer, nur erst gewahr wird im Lichte des Geistes, und wenn man nun desto entschiedener in des Herrn Kraft ankämpft wider den in sich entdeckten „verkappten Rationalismus," noch weit größeren Segen, weil im geistlichen Streite jeder neue Sieg die bedeutendste Stärkung dem neuen, nach Gott geschaffenen Menschen bereitet. —

In diesem Betrachte nun bekennen wir allerdings auch bei unserem theuren Glaubensgenossen Hahn in seinen theologischen Schriften hin und wieder Rationalistisches anzutreffen, wollen uns aber mit diesem Bekenntnisse durchaus nicht überheben, sondern räumen es im Voraus ein, daß auch uns mit leichter Mühe der Nachweis von rationalistischen Auswüchsen gegeben werden dürfte, die sich, uns selbst unbewußt, noch befinden auch an dem Baume unseres geistlichen Lebens, wie wir denn in der Hinsicht, daß neben dem Willen des Geistes und den Entscheidungen der erneuerten Vernunft, noch immer der Wille unseres Fleisches und die Gedanken unserer verkehrten Vernunft sich uns merkbar machen, und daß

nach Röm. 7. das Gesetz in unseren Gliedern widerstreitet dem Gesetze in unserem Gemüthe, jeden Falls dessen, was wir aus guten Gründen im weiteren Sinne Rationalismus nennen, uns schuldig geben müssen. Doch das macht hier den großen Unterschied: Wir Alle, die wir mit Dr. Hahn den Geist des Glaubens haben, erkennen unseren Rationalismus, sobald wir von demselben, sey es durch Freund oder Feind überführt werden, für eine sündliche Schwachheit an, und es darf nur von irgend einer Seite her heißen: Siehe da verkappten Rationalismus! so ist uns dies ein Mahnruf zur sorgsamsten Prüfung, und — finden wir von der Beschuldigung uns irgend getroffen — zum ernstlichsten Kämpfen wider die vom alten Menschen in uns noch rückständige und Einfluß beweisende rationalistische Art. Wie nun aber unsere Gegner? Die achten ihren Rationalismus, ihr Denken und Urtheilen, nach dem Willen ihrer natürlichen Vernunft, für eine edle Vollkommenheit, die des ernstlichsten Strebens werth sey, und auch in dem Falle thun sie so, wo sie etwa bei ihrem rationalistischen Kram zur absichtlichen Täuschung das Aushängeschild mit der Inschrift: Offenbarungsglaube! Supernaturalismus! gebrauchen. So streben und wirken sie denn geflissentlich nicht für, sondern wider die Sache des Geistes, eben weil sie in ihrer Verblendung ihren Rationalismus durchaus nicht für fleischlich, sondern vielmehr für des Geistes ächtes Produkt ansehen. Aus diesen Andeutungen ergibt sich hinreichend, in welchem Betrachte wir dem Dr. Bretschneider beistimmen, wenn er uns und auch die älteren Theologen, bei aller unserer und ihrer Entschiedenheit gegen den Rationalismus, gleichwohl in manchen Punkten als Rationalisten entdeckt. Insonderheit aber läßt sich aus dem Gesagten entnehmen, wie, wer sich auf unserem Standpunkte befindet, über folgende Aeußerungen des Herrn Doktors urtheilen wird: „Der Offenbarungsglaube oder Supernaturalismus hat nie vor Empörungen geschützt. Durch alle Jahrhunderte hindurch, wo an den — verhaßten Rationalismus noch nicht gedacht war (!?) Empörungen ohne Ende in allen christlichen Ländern! Das ganze streng supernaturalistische (!?) Mittelalter ist voll davon. Und waren etwa die Bauern bei'm Bauernaufruhr, oder waren die Janitscharen, die neuerlich in Konstantinopel den Thron des Sultans erschütterten, oder die rebellischen Paschas Rationalisten? [Ja freilich, sie thaten den Willen des Fleisches und der Vernunft.] Sind es in unseren Tagen die Polen, die Brasilianer, die Portugiesen, die Unterthanen des Papstes?' [Was denn anders? Regiert sie etwa Gottes Geist bei ihren Aufruhren und Empörungen?]

Wir könnten nun noch viel darüber sagen, wie Dr. Bretschneider den Beweis zu führen gesucht hat, daß die Bibel die Lehre von der Erbsünde nicht kenne. Wir müssen es aber denen, die Lust haben sich davon zu unterrichten, überlassen, diese merkwürdige Probe von der Schriftauslegungskunst, auf die sich Dr. Bretschneider versteht, in dem Buche selber nachzulesen. Da wird sich denn freilich Mancher, der mit einem einfältigen Auge liest, verwundern, wie diejenigen, die so groß thun mit ihrem Geiste, und die Alle, welche diesem Geiste nicht huldigen wollen, als Buchstäbler in Verruf bringen möchten, die Stirn haben können, mit einer solchen so ganz plumpen Buchstabenexegese, dem kirchlichen Publikum sich darzustellen. Ist doch fürwahr an dieser Bretschneiderschen neuen Auslegung, der Geschichte des Sündenfalls insonderheit, auch nicht einmal von der ingenii solertia, welche die Ernestische Schule bei dem Ausleger anspricht, eben etwas zu entdecken. Ja freilich, der alte Johann Arnd hat wohl Recht: Viele meinen, die Theologie sey nur eine bloße Wissenschaft und Wortkunst, da sie doch eine „lebendige Erfahrung und Uebung ist," und Gottlieb Spangenberg hat wohl Recht: „daß manchen Menschen grade das, was so deutlich in der Bibel steht, verborgen und verdunkelt bleibt, kommt gewiß nicht daher, als wenn ihnen die Worte nicht deutlich wären, sondern die darin dargelegte Sache steht ihnen nicht an," und Gottfried Menken hat wohl Recht: „Die Welt braucht am Ende Gottes Worte nur als Gefäße, um ihr unreines Wissen, ihr unlauteres Empfinden, ihr ganz anderes Wollen hineinzulegen und unter die Menschen zu bringen. Willst du denn das Wort fassen, das die Welt nicht fassen kann, so lerne anders damit umgehen." — Doch genug hievon. Denjenigen, welchen es um eine gründliche Vertheidigung der biblischen Lehre von der Erbsünde zu thun ist, wollen wir nur noch die treffliche Schrift von Dr. Sartorius: Apologie des zweiten Artikels der Augsburgischen Confession gegen alte und neue Gegner (und die Apologie des ersten Artikels nicht minder), dringend empfehlen.

Wir schließen unsere nothgedrungen lange Relation mit einigen kurzen Bemerkungen zu dem neunten Abschnitte des Bretschneiderschen Buches. In diesem sucht der vorgeblich schnöde verunglimpfte Verfasser „dem großen Publikum, für welches Hahn eine Anklage gegen ihn geschrieben habe," durch summarische Wiederholung seiner Grundsätze von Offenbarung und heiliger Schrift, wie er dieselbe in der zweiten Auflage seines Lehrbuches der Religion und in der dritten Auflage seiner Dogmatik dargestellt habe, zu der Ueberführung zu verhelfen, daß es mit der Theologie des Mannes, den Hahn „nicht als einen Hirten der Heerde, sondern als einen Wolf abgemalt habe," doch ganz anders sich halte, als man nach Hahn's Darstellung glauben möchte; daß, wer zu solchen theologischen Grundsätzen sich bekenne, nicht gelten dürfe für einen „Verächter der Bibel, der das heilige Buch nicht auslege, sondern widerlege, der die ganze Lehre und Geschichte desselben in ein Gewebe von Widersprüchen verwandele, und einer Lehrart folge, welche bei den Laien den Glauben an das Christenthum und an die Wahrheit der biblischen Lehre zerstören müsse;" sondern vielmehr für einen Theologen, der als ein redlicher Offenbarungsgläubiger „von der Bibel diejenige Vorstellung habe, welche ihr wirklich entspreche, und die wahre Würde der Bibel, als des Buches der Bücher, des Wortes Gottes, der Quelle der Welterleuchtung geltend zu machen suche." — Auf das Festeste sind wir dessen gewiß, daß Herrn Dr. Bretschneider dieser sein Ueberführungsversuch hinsichtlich aller derer, welchen irgend ohne die Beihülfe sophistischer Vorspiegelungen die Bibel an sich als das Buch der Bücher erscheint, völlig verunglückt ist. Denn den Offenbarungsglauben, zu welchem er unter der Führung einer ganz gewöhnlichen Popularphilosophie gelangt ist, wird sich von ihm schwerlich Jemand, der auch nur eine oberflächliche historische Kenntniß der Evangelischen Kirche und ihres Lehrbegriffes hat, und dabei nur irgend noch ein Interesse nimmt an dem, was Wahrheit ist oder Lüge, vorspiegeln lassen als auch nur in den wesentlichsten Punkten identisch mit dem Offenbarungsglauben der Reformatoren. Wir theilen beispielsweise nur dies eine von den Resultaten mit, auf die Bretschneider gekommen ist: „Obgleich das Christenthum im Geiste der alten Welt den Tod Christi als Sühne für die Menschheit, um an eine Aufnahme zu Gott glauben zu können, darstellt, so liegt für uns doch — die wir nach S. 222. dieser Formen nicht mehr bedürfen — nur die Idee darin, daß

die Unsterblichkeit rein ein Geschenk der göttlichen Gnade ist, welches kein Sterblicher durch seinen sittlichen Gehorsam verdienen kann, und daß Gott die Sünde vergibt, sobald der Mensch sich selbst ihrer Herrschaft ernstlich entzieht." — Der unbefangene Leser ersieht aus diesem einen Beispiele schon, was es mit Bretschneider's Christenthume der „religiösen Ideen" zu bedeuten hat, und mit welchem Rechte er begehrt, denjenigen zugezählt zu werden, „welchen das Wort Gottes ein ganz unmittelbar von Gott an den menschlichen Geist gekommener Unterricht ist." Wie weit, wie sehr weit steht doch dieser Offenbarungsglaube hinter dem der Socinianer zurück, wie er denn auch zugeständlich mit dem Vernunftglauben oder Rationalismus in Allem congruirt, nur daß er, wenn unsere jetzige Vernunft die religiösen Ideen erkennt und dieselben nach dem Gesetze der Vollkommenheit entwickelt, dies, abweichend von dem gewöhnlichen Rationalismus, daraus zurückführt, daß in alter Zeit die höchste Vernunft auf die Vernunft gewisser Menschen anregend und erleuchtend unmittelbar eingewirkt habe. —

Denjenigen aber, welchen etwa Dr. Bretschneider's Aeußerungen nach ihrem Sinne sind, wollen wir zu bedenken geben, daß schon Tertullian zu der Bemerkung Anlaß fand: „Die Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes [ob sie unter einer anderen Form auftreten, benimmt ihrer Natur nichts] empfiehlt ihre Einfachheit selbst und die Uebereinstimmung mit den Meinungen der Menschen, und sie werden für desto zuverlässiger gehalten, weil sie das aussagen, was bloß und offen daliegt und Allen bekannt ist. „Der Grund der göttlichen Wahrheit aber liegt in der Tiefe und nicht auf der Oberfläche ꝛc." Daneben wollen wir solche erinnern an den Flottenkapitän Otto von Kotzebue. Dieser versichert in seinem bereits viel besprochenen Buche: Neue Reise um die Welt. Weimar 1830, daß er die demselben beigegebene Charte von der Matuwabay nach trigonometrischer Aufnahme mit vieler Sorgfalt verfertigt habe. So sollte man ja meinen, Herr von Kotzebue werde mit seiner Charte den Seefahrern, welche dort anlanden wollen, ein sehr zuverlässiger Führer seyn, zumal da er einen Wallis, Byron und Cook in ihren topographischen Bestimmungen eines Mangels an Genauigkeit beschuldigt und seiner Seits ein gutes Vorurtheil dadurch für sich erregt, daß er nicht bloß von früher Jugend auf unter Leitung des Admirals von Krusenstern sich dem Seedienste gewidmet, sondern auch diese neue Reise in Begleitung vieler gelehrter Männer gemacht hat. Die armen Schiffer aber, wenn sie den Seehafen Paprite und die Insel Motunta da suchen, wo von Kotzebue auf seiner Charte sie gelegen seyn läßt! Wie übel werden die fahren und ihren Verlaß auf Kotzebue's Weisung theuer bezahlen müssen! Denn jener Seehafen sammt der Insel liegt nicht östlich von der Venusspitze, sondern südwestlich. Oestlich aber wehren die bedrohlichsten Felsen und Korallenbänke den Zugang. Warum wir aber grade hier an Otto von Kotzebue und seine Charte erinnern? Ei nun! Es sollte uns nicht schwer fallen, zwischen dem Herrn Flottenkapitän und dem Herrn General-Superintendenten auffallende Aehnlichkeiten nachzuweisen. Wir wollen es jedoch für jetzt nur bei der allgemeinen Versicherung bewenden lassen, daß diejenigen, die unter des General-Superintendenten Dr. Bretschneider's Führung zur Wahrheit und zum Leben hindurchdringen möchten, nicht weniger kläglich zu scheitern Gefahr laufen, als die, welche nach von Kotzebue's Weisung, den Hafen Paprite suchen. —

Bedenken bei dem Aufsatze eines Lutheraners der separirten Gemeinde zu Breslau in Nr. 91 und 92. des Jahrgangs 1832.

Nichts kann dem Schreiber dieses, einem entschiedenen Lutheraner, erfreulicher seyn, als das entschiedene Bekenntniß der Lutherischen Lehre vom heiligen Abendmahle, welches von den Breslauer Lutheranern neuerdings abgelegt worden ist. Wenn er dabei noch etwas wünscht, so ist es nur dies, daß jenes Bekenntniß immer klarer und einfacher, immer bestimmter und begründeter und zugleich in seinem wesentlichen Zusammenhange mit den beiden anderen Hauptdifferenzen zwischen Lutheranern und Reformirten über die Person Christi und über die Erwählung hervortreten möge. Unverantwortlich ist die Vernachlässigung, womit man bei dem ganzen neueren Unionswesen den grundwichtigen Artikel von der Gemeinschaft der beiden Naturen in Christo ganz auf die Seite geschoben, als verlohne es sich kaum der Mühe, ein Wort darüber zu verlieren. Und doch ist dieser Artikel, worauf die Wahrheit der göttlichen Menschwerdung beruht, nicht nur eben so wichtig, als der vom Abendmahl, worauf die Wahrheit der reellen und communicativen Gegenwart Christi in seiner Kirche beruht, sondern es kann auch dieser nicht ohne jenen bestehen. Und durch beide Artikel gehet eben so wie durch den dritten von der Erwählung, in welchem die Reformirten einen geheimen Rathschluß neben oder über das geoffenbarte Wort stellen, jenes nicht bloß Unterscheiden sondern Scheiden des Göttlichen und Menschlichen, des Himmlischen und Irdischen, des Gedankens und Wortes Gottes hindurch, worin die tiefste Grundverschiedenheit der Reformirten Confession von der Lutherischen, die jene Scheidung verwirft, begründet liegt, eine Verschiedenheit, die nicht bloß im Gebiete der Theologie, sondern auch in dem der Philosophie von großer Bedeutung ist. Das Lutherthum, als das wahre Reformirte Christenthum, eben so rein von den Verirrungen des Materialismus als denen des Spiritualismus, kann und darf in einer indifferenzirenden Union nicht untergehen, wie schon der alte Reimspruch besagt: Gottes Wort und Luther's Lehr vergehen nun und nimmermehr. Es sey vergönnt, hierüber aus einer eigenen Abhandlung des Rede communicatione idiomatum folgende Stelle hieher zu setzen: „Bei einer wahrhaft vermittelnden Betrachtung ist gar nicht zu verkennen, wie bald nach dem Beginn der Reformation im extremen Gegensatz gegen den einseitigen Materialismus der Römischen Kirche, von Carlstadt und Zwingli eine eben so einseitige spiritualistische Richtung ausging, die, mit einer Bestürmung des äußeren Kultus beginnend, zuerst die Union des Himmlischen und Irdischen im Sakrament des Abendmahls verläugnete, dann die persönliche Union und Gemeinschaft der göttlichen und menschlichen Natur in Christo bis auf ein Minimum reducirte, und in derselben Consequenz fortschreitend durch die Separation der voluntas beneplaciti in Gott von der voluntas signi in den Gnadenmitteln zu dem Dogma einer geheimen Prädestination des verborgenen Willens Gottes führte, wodurch für die Individuen die objektive Wahrheit des geoffenbarten Gnadenrathschlusses verloren geht. Es ist eben so unverkennbar, daß die Lutheraner zwischen jenen beiden Extremen, die in der ganzen Kirchengeschichte so oft sich gegen einander zeigen, die wahre Mitte behaupten, indem sie das Geistliche und Leibliche, das Himmlische und Irdische, das Göttliche und Menschliche weder confundiren noch separiren, sondern beide zugleich in ihrer Verschiedenheit und in ihrer innigen wirksamen Vereinigung festhal-

ten (vgl. Luther wider die himmlischen Propheten, Walch. Th. 20. S. 333.). Dadurch haben die Christen wahrhaftige und kräftige Gnadenmittel, und ihr Gott und Heiland verharrt nicht fern oder drüben in einem abstrakten Jenseits, sondern ist und bleibt mit der Menschheit gnadenvoll verbunden in dem Mittler Jesus, der bis zum Tode am Kreuz erniedrigt und nun, über alle Himmel erhöht, Alles mächtig erfüllt (Eph. 4, 10., 1, 22 f.) und in dem heiligen Sakrament des Altars unter dem gesegneten Brodt und Wein seine wesentliche Gegenwart tröstend und seligmachend uns mittheilt, und so fortwährend in objektiver wahrhaftiger Realität bei und in uns ist. Wahrlich, um den Besitz solcher unschätzbaren Himmelsgüter soll und muß man kräftig streiten wider Alle, die sie uns entziehen oder schmälern wollen, und darf um einer äußerlichen Union willen nichts davon preisgeben. Vielmehr haben alle ächten Lutheraner an dem siebenten, achten und eilften Artikel der Concordienformel, die von dem heiligen Abendmahle, der Person Christi und der Erwählung handeln, unverrücklich festzuhalten."

Demnach kann ich es nur rühmen, daß die Breslauer Lutheraner das Bekenntniß dieser Artikel in dieser indifferenten Zeit mit fester Entschiedenheit erneuern; aber ich kann es nicht rühmen, daß sie dieses rühmliche Bekenntniß, statt es als ein hochaufgeworfenes Panier auf dem durch das Verfallen der alten Scheidewände zwischen Lutheranern und Reformirten weithin freigewordenen Felde nach allen Seiten hin Bekenner werben zu lassen, sofort gleich von vorn herein in neue Scheidewände einer separirten kirchlichen Verfassung einmauern, und so, statt vorerst noch mit einem offenen räumigen Gezelt sich zu begnügen, sogleich ein Haus bauen, was durch seine Enge eine Menge von Gläubigen nicht hereinkommen läßt, und eine so sehr zu wünschende Glaubensunion der Reformirten mit den Lutheranern unmöglich macht, weil es jenen die Thüre verschließt. Der Verfasser des Aufsatzes erkennt selbst an, daß „der Anhänglichkeit an die Union eine verhüllte Wahrheit zum Grunde liegt, weil nämlich die alten äußeren Kirchen sich überlebt hätten, und ein Jeder erst wieder Lutheraner werden müßte, so daß eine erneute Gemeinde an die Stelle der älteren zu treten hätte, wobei er mit Recht behauptet, daß der Felsengrund des neuen Gebäudes von der alten Lutherischen Kirche genommen werden müsse." Aber dieser Felsengrund ist eben das Bekenntniß jener göttlichen Wahrheiten, die sich selbst, wenn wir sie nicht vorzeitig in eine eigene Verfassungsform einpferchen, auf dem alten großen Gebiete der Protestantischen Christenheit eine neue Gemeinde von Bekennern bilden und bauen werden, der bei innerer Lebendigkeit die angemessene äußere Form nicht ermangeln wird, und in der viele ehemalige Reformirte und Lutheraner vereinigt seyn werden. Dazu gibt bei der so erfreulichen Uebereinstimmung in mehreren Fundamentalartikeln theils die ältere schon vom Marburger Colloquium an bemerkbare Annäherung besonders der Deutschen Reformirten an die Lutheraner, theils auch manche neuere Erklärung höchst ehrwürdiger Reformirter Theologen gegründete Hoffnung (man vergleiche z. B. Herrn Dr. Theremin's Aeußerungen über die Abendmahlslehre in Adalbert's Bekenntnissen). Darum kann ich da, wo Lutheraner und Reformirte unter einander gemischt sind, eine vorläufige äußerliche Union, sofern sie nur das freie Bekenntniß der Wahrheit, in der sie sich innerlich vollenden soll, nicht unterdrückt, sondern noch freier und ausgebreiteter macht, nicht verwerfen, sondern muß sie wünschen.

Was übrigens die kirchlichen Verfassungsgrundsätze der Breslauer Lutheraner betrifft, so glaube ich, daß der Grundsatz, der weltlichen Obrigkeit innerhalb der Kirche gar keine Stimme zu gestatten, nicht Lutherisch ist. Ich läugne nicht, daß bei dem tiefen Verfall der Geistlichkeit, bei dem traurigen Indifferentismus der Gemeinden, und bei gänzlicher Verweltlichung der weltlichen Obrigkeit ihr Einfluß auf die Kirche vielfach schädlich geworden ist, und will weder den vielfachen Mißbrauch ihres jus circa sacra noch die zu weit gegangene Ausdehnung desselben rechtfertigen. Aber sie ganz aus der Hierarchie zu bannen, ist eher Katholisch als Protestantisch. Es gebührt ihr ihr Antheil an derselben, und zwar nicht bloß darum, weil den Laien überhaupt schon als Individuen, in der Protestantischen Gemeinde eine berechtigtere, geistlichere Stellung zukommt als in der Katholischen, auch nicht bloß als äußerliches Beaufsichtigungsrecht von Seiten des Staates, sondern deswegen, weil ihr Amt nicht ein bloß weltliches, sondern ein heiliges, von Gott verordnetes Amt ist, welches eben darum auch dem Reiche Gottes dienen soll; denn sie ist Gottes Dienerin. Es gehört mit zu den größten und lange nicht genugsam gewürdigten Verdiensten Luthers, daß er in consequenter Entwickelung der königlichen Lehre von der Rechtfertigung dem Klerus und Mönchthum in seinen mannichfachen Verzweigungen den Charakter ausschließlicher Geistlichkeit und Kirchlichkeit abstreifte und nachwies, daß eben die als bloß weltlich, ja fleischlich angesehenen Stände der bürgerlichen Obrigkeit (magistratus politicus) und der Haushaltung (Haus- und Ehestand, status oeconomicus) als göttliche Institutionen gleichfalls heilige, gottgefällige Stände seyen, deren höchster Endzweck in rechter Verbindung mit dem Predigtamt (ministerium ecclesiasticum) die Förderung und Erhaltung des Reiches Gottes auf Erden wäre. Das Reich der Natur und das Reich der Gnade sind sich zwar einander entgegengesetzt, insofern in jenem die Sünde, in diesem die Gnade herrscht, ein Gegensatz, der von jener Seite bis zur härtesten Verfolgung steigen kann, wenn die weltliche Obrigkeit unter des bösen Geistes Getrieb ihr Schwerdt wider die Kirche kehrt. Aber dennoch stehen sie unter Einem König und Haupte, welches ist Christus der Herr; und er beweiset auch seine Herrschaft über das Reich der Natur eben dadurch, daß er jenen Gegensatz immer mehr überwindet und das Reich der Natur in das Reich der Gnade umwandelt, indem er nicht nur beständig Individuen aus jenem in dieses herüberzieht, sondern auch die ursprünglich göttlichen Stiftungen desselben, die in Folge des Falls dem Fleische verfallen waren, wieder rehabilitirt und in den Dienst des Geistes stellt. Auf diese Weise, indem der Sauerteig des Evangeliums immer mehr alle natürlichen Ordnungen durchsäuert, wird das fleischliche Geschlechtsverhältniß ein heiliger Ehestand, ein Bild Christi und seiner Gemeinde, die Familie wird eine Pflanzschule der Kirche, und die weltliche Obrigkeit eine christliche, deren höchstes Geschäft seyn muß, die Gemeinde Christi zu beschützen und zu pflegen, und nicht nur über die zweite, sondern auch über die erste Tafel des Decalogus mit frommem Ernste zu halten, wobei sie sich jedoch eben so wenig in das eigenthümliche Gebiet des Predigtamts, wie in das des Familienlebens mit unziemlicher fleischlicher Gewalt einzumischen hat. Ein solcher Mißbrauch ihres guten Rechts ist freilich eben so möglich, als der Mißbrauch der Amtsgewalt des geistlichen Ministerii und der patria potestas in der Familie; aber abusus non tollit usum und es bleiben demnach doch „als die heiligen Orden und rechten Stifte von Gott eingesetzt, diese drei: das Priesteramt, der Ehestand, die weltliche Obrigkeit," Luther Th. 20. S. 1378.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 19. Januar. № 6.

Die Rechte der Israeliten an Palästina.

Es darf uns nicht wundern, wenn das von Gott nicht bloß zugelassene, sondern gebotene Verfahren der Israeliten gegen die Cananiter von jeher zu den Thatsachen gehört hat, welche die Gegner der Offenbarung ihren Angriffen gegen dieselbe zu Grunde legen. Für die oberflächliche Betrachtung hat die Sache wirklich etwas sehr Seltsames. Die Cananiter hatten sich gegen Israel nie etwas zu schulden kommen lassen. Abraham, Isaak und Jakob hatten in ihrem Lande nur Freundliches erfahren. Man lese nur 1 Mos. 23., mit welcher Ehrerbietung kommen sie nicht dort den Wünschen Abraham's entgegen, als er nach dem Tode der Sarah ein Erbbegräbniß zu erwerben wünscht. Dies Erbbegräbniß blieb, als Israel nach Aegypten fortgezogen, unter ihnen unverletzt; Jakob's Ueberreste wurden dort unter einer zahlreichen Aegyptischen Begleitung beigesetzt. Sie waren so weit entfernt, Feindseligkeiten zu suchen, daß sie im Gegentheil die Frevelthat der Söhne Jakob's an den Sichemiten, die dieser ihnen noch auf dem Sterbelager als eine von Gott schwer zu strafende vorhält (1 Mos. 49, 3.), wider Jakob's Erwartungen ungerächt, und ihm die durch diese Frevelthat erworbene Stadt Sichem und ihre Feldmark zum ruhigen Besitze ließen. Selbst als Israel mit der offenkundigen Absicht, sich ihres Landes zu bemächtigen, an ihren Grenzen umherzog, rührten sie sich nicht. Einen einzigen kleinen Cananitischen König, den von Arad ausgenommen, der die Israeliten von freien Stücken angriff, da sie sich seinem Lande näherten, 4 Mos. 21, 1—3., warteten sie ruhig den unmittelbaren Angriff ab. Die Bewohner des eigentlichen Canaan eilten nicht einmal ihren bedrängten Stammesgenossen, den beiden Amoritischen Königen jenseits des Jordan, Og und Sihon, zur Hülfe. Was thun dagegen die Israeliten? Ohne Kriegserklärung überfallen sie das friedliche und ruhige Volk, dessen Charakter sich noch in seinen Nachkommen, den Phöniziern, als ein dem Kriege abgeneigter erweist. Nicht zufrieden, ihnen so viel von ihrem Gebiete abzunehmen, als zu ihrem nothdürftigen Bedarfe hinreichte, nehmen sie das ganze Land in Anspruch; nicht einmal als ihre Knechte wollen sie seine früheren Bewohner darin dulden; sie bestimmen sie gänzlicher Ausrottung, indem sie ihnen abschlagen, was sie allen Völkern gewährten, von denen sie zuerst angegriffen worden waren. Nur sehr schwer entschließen sie sich bei einer einzelnen Stadt, Gibeon, deren Bewohner sich durch eine List von ihnen die eidliche Zusage der Verschonung verschafft hatten, insofern eine Ausnahme zu machen, daß sie dieselben, ihres bisherigen Wohnsitzes beraubt, als Sklaven annahmen. Und dies alles wird weit bedenklicher dadurch, daß es unter der Auctorität Gottes geschieht, so daß hier die Lösung des Problems, welche so manche andere Schwierigkeiten der heiligen Geschichte hinwegräumt, die Bemerkung, daß ihr einziger Endzweck, die Verherrlichung Gottes, nicht durch die Sünden der Seinigen gestört werden kann, die vielmehr zeigen, wie nothwendig es war, daß Er sich ihrer annahm, daß daher ihre Rechtfertigung gar nicht die Aufgabe seyn kann, die sich der Vertheidiger der Offenbarung zu stellen hat, hier gar nicht anwendbar ist.

So finden wir denn auch, daß der auf diese Thatsache gegründete Angriff das Gemeingut aller Gegner der Offenbarung überhaupt und speciell des A. T. zu allen Zeiten ist. Schon die Heiden versuchten ihn wiederholt (vgl. die St. bei Serrarius zu Jos. C. 6. prooem.). Die Manichäer gründeten darauf ihren Beweis, daß der Gott des A. T. nicht der Gott des N. T. seyn könne, wie dies aus der angelegentlichen Widerlegung des Augustinus an mehreren Stellen, besonders c. Faustum B. 22. c. 73 ff., hervorgeht. Die Englischen Deisten erwiesen daraus, daß der Gott der angeblichen Offenbarung nicht der wahre seyn könne, den richtigen Satz zu Grunde legend, daß von dem wahren Gotte keine Handlung ausgehen könne, welche gegen das von ihm eingepflanzte und in seinem Wesen beruhende Gesetz der Natur streite, ein Satz, der, auf dem nothwendigen Verhältniß des Gesetzes Gottes zu seinem Wesen beruhend, dessen Abdruck und Spiegel es ist, durch die Schrift selbst an zahlreichen Stellen (vgl. z. B. 1 Mos. 18, 25. „der Richter der ganzen Erde, sollte der nicht Recht thun?“ Hiob 8, 3., „sollte wohl der Allmächtige das Recht verkehren?“) sanktionirt wird. Am Ausführlichsten und Scharfsinnigsten wurde dieser Angriff von Tindal geführt, das Christenthum so alt als die Welt, p. 454 ff. der Deutsch. Uebers. Andere, wie Morgan, Chubb

u. s. w., s. bei Lilienthal, Th. 3. p. 891 ff. In Deutschland wurde er sogleich von den ersten Vorboten der Aufklärung wiederholt, vgl. Edelmann, Moses mit aufgedecktem Angesichte. Erster Anblick S. 107. Er kehrt in den naturalistischen und rationalistischen Schriften, welche nur irgend Veranlassung haben, diesen Gegenstand zu berühren, so regelmäßig wieder, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, Einzelnes anzuführen. Wie tief dies Bedenken gewurzelt ist, möge folgende Stelle von v. Ammon zeigen, Handb. der Sittenlehre 3, 2. p. 61.: „Die Moral verwirft jeden Vertilgungskrieg. Daß sich Stellen des A. T. finden, die eine solche Gräuelthat begünstigen, kann diese Art zu kriegen nicht entschuldigen, weil solche Grundsätze im N. T. nirgends gebilligt werden, und eine wahrhaft religiöse Moral nur den Befehl für wahrhaft göttlich zu erkennen vermag, welcher die Probe des Rechtes und der Sittlichkeit aushält" — eine Stelle, der wir vorläufig die des Augustinus, c. Faustum l. 22. c. 79., entgegenstellen: „Was eilen wir also zu verwegenem Tadel, und möchte es seyn der Menschen, und nicht Gottes! Mögen die Haushalter des A. T. und zugleich die Vorherverkünder des N. gedient haben, indem sie die Sünder tödteten; mögen die Haushalter des N. T. und zugleich die Ausleger des A. gedient haben, indem sie den Sündern absterben, so haben sie doch dem Einen Gotte beide gedient."

Die Wichtigkeit der Untersuchung liegt am Tage. Der Angriff bleibt ja gar nicht bei seinem speciellen Gegenstande stehen. Es gilt ja auch von den Religionen, was der Herr von den Individuen sagt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Eine Religion, die eine Gräuelthat nicht bloß erlaubt, sondern sie an zahlreichen Stellen ihrer Urkunden mit der größten Angelegenheit als Pflicht einschärft, deren Nichterfüllung schwere göttliche Strafe herbeizieben werde, kann wahrlich nicht von oben stammen, und es ist Pflicht eines Jeden, diesen ihren vorgeblichen Ursprung zu bestreiten. Somit wäre es also, wenn dieser Angriff begründet wäre, um das ganze A. T. geschehen. Wer betrachtet nicht die Untersuchung, ob Jemand ein Gläubiger, ein Wiedergeborener sey oder nicht, als vollkommen abgeschlossen, wenn er auch nur eine seiner Handlungen, etwa einen Raubmord, kennt? Dies Resultat nun würde Vielen, auch unter den sich zum Glauben Hinneigenden, kein so sehr unangenehmes seyn. Sie sind ziemlich geneigt, das A. T. hinzugeben, wenn sie nur das N. T. behalten. Aber hat man sich einmal auf die Flucht begeben, so kann man nicht sogleich da wieder stehen bleiben, wo man gerne will. Es ist eine nothwendige Folge des göttlichen Charakters der Offenbarung, daß es unmöglich ist, einen Theil aufzugeben, ohne das Ganze zu gefährden, so daß nur die inconsequente Willkühr einzelne Theile festhalten und die übrigen verwerfen, einzelne Theile verwerfen und die übrigen festhalten kann. Dieser Charakter der Offenbarung bewährt sich dann auch in diesem Falle. Ihr sagt, Christus sey Gottes Sohn. Wie vermochte er denn aber nicht eine Gräuelthat, die durch ihre Zurückführung auf Gott noch mehr als dies wird, als solche zu erkennen? Wie konnte er die Schriften, die diese und andere Anstöße enthalten, als die untrügliche Quelle der geoffenbarten Erbarmungen Gottes betrachten? Wie als ihm mit den Juden gemeinsam den Grundsatz aufstellen, daß diese Schrift nicht gebrochen werden könne, d. h. unbedingt Wahres enthalte? Wie es billigen, daß sie in der Schrift forschen, weil sie in ihr glauben das Leben zu haben? Wie konnte er denselben Moses, der durch die Einschärfung des Gebotes zu dieser „Gräuelthat"

sich gebrandmarkt hat, stets als den erhabenen Gesandten Gottes darstellen, von dessen Gesetze auch nicht der kleinste Buchstabe noch ein Titel vergehen werde? Faßte man hier und anderwärts diese nothwendigen Consequenzen einer Ansicht in's Auge, die ihre Entstehung nicht den in der Sache liegenden Gründen, sondern nur der persönlichen Neigung verdankt, so würde jene träge Scheu vor gründlicher Beschäftigung mit dem A. T. schwinden, die wir jetzt so häufig wahrnehmen. Fühlend, daß man mit dem A. T. Alles, auch das dem Herzen bereits theuer Gewordene daran geben müsse, würde man sich anfraffen, und gründlich nachforschen, ob denn nicht das Ganze zu retten sey, ob nicht die Abneigung gegen das A. T. ihren Grund habe in der bisher nur unvollkommen realisirten Losreißung von dem Zeitgeiste und den Zeitvorurtheilen. Man denke aber nur nicht, daß jene Stellung zum A. T. nur für die gefährlich werde, welche sich dieser Consequenzen klar bewußt werden, und erst dann, wenn sie es thun. Eben weil sie in der Sache begründet sind, muß sich ein dunkles Gefühl um dieselben auch demjenigen aufdringen, der sich so stark als möglich bemüht, sie sich zu verhehlen. Der innige Zusammenhang des A. und des N. T. ist dem letzteren zu stark aufgeprägt, als daß es gelingen könnte, die Augen ganz davor zu verschließen. Die nothwendige Folge davon ist ein geheimer Zweifel auch an der Göttlichkeit der Schriften des N. B. und an der Gottheit seines Stifters, dessen den lebendigen Glauben lähmender Ausfluß gar nicht ausbleiben kann, so sehr man ihn auch zu unterdrücken sucht. Genährt wird dieser Zweifel durch so manche Parthien des N. T., welche, wie namentlich die drei ersten Evangelien, einen vorwiegend Alttestamentlichen Charakter tragen. Dieselben Vorurtheile, welche gegen das A. T. einnehmen, müssen sich auch hier geltend machen. Hat man aber erst auch beim N. T. angefangen zu scheiden, was Gott verbunden hat, so muß jenes unselige Schwanken noch zunehmen. Und auch von diesen indirekten Folgen der Abwendung vom A. T. abgesehen, wie wichtig ist der Verlust, den man unmittelbar durch diese Abneigung erleidet! Ist es etwa nicht wahr, was der Apostel sagt, daß die ganze von Gott eingegebene Schrift des A B. nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit? daß sie dazu beitrage, daß ein Mensch Gottes sey vollkommen, zu allem guten Werke geschickt? Wie weit lebendiger, anschaulicher, zusammenhängender muß die Gotteserkenntniß desjenigen seyn, der Gottes Offenbarungen seines verborgenen Wesens durch Jahrtausende hindurch verfolgt, als dessen, der sich nach Willkühr ein einzelnes Stück derselben aneignet? den Juden an Blindheit gleich; denn so wie diesen durch ihren Unglauben an den Erschienenen die Augen verhüllt sind, daß sie keine klare Einsicht in die Schrift gewinnen können, die auf den Zukünftigen hinweist, so ist ihnen die Schrift, welche den Erschienenen predigt, nur halb aufgethan, weil sie denjenigen nicht kennen, der da erscheinen sollte. Wie weit fester muß nicht der Glaube desjenigen an Gottes über die Seinen, die ganze Kirche und den Einzelnen waltende Gnade seyn, der die Offenbarungen dieser Gnade von dem Sündenfalle an durch alle Jahrhunderte verfolgt, als dessen, der in dem Wahne steht, der Herr verheiße etwas ganz Neues, noch nie von ihm Geleistetes, durch kein Unterpfand Bekräftigtes, wenn er verheißt, daß er bei den Seinigen seyn werde bis an's Ende der Welt, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen werden! Welches Mittel der Selbsterkenntniß besitzt nicht derjenige, der in der durch den Finger Gottes geschriebenen Ge-

schichte Israels seine eigene Geschichte hat! Wie muß nicht sein Herz erbeben vor der Sünde, wenn er ihren Fluch in dieser Geschichte wahrnimmt! Wie muß es sich nicht erweitern und zerschmelzen, wenn er daneben den unergründlichen Reichthum der Barmherzigkeit Gottes erblickt.

Doch es ist Zeit, daß wir von dieser Abschweifung, deren hochwichtiger Gegenstand uns zu einer anderen Zeit länger beschäftigen soll, zu unserem eigentlichen Zwecke zurückkehren. Ehe wir zu der Beleuchtung der verschiedenen Lösungen unseres Problems übergehen, haben wir noch einige Bemühungen zu betrachten, wodurch man versucht hat, durch Aenderung der Thatsache selbst ihr einen Theil des Anstößigen zu nehmen. Der Hauptversuch in dieser Art ist folgender. Fälschlich, behauptet man, werde angenommen, daß es den Israeliten befohlen worden, die Cananiter ohne Verschonen auszurotten. Es sey ihnen im Gegentheil befohlen gewesen, allen Cananitischen Städten vorher Frieden anzubieten. Nur im Falle der Verwerfung dieses Anerbietens sollten die Einwohner umgebracht werden. Welche Stadt dies Anerbieten annahm, deren Einwohner sollte Israel zu Knechten nehmen, ein Loos, das nach den milden Gesetzen über die Dienstbarkeit sehr erträglich war. Diese Annahme ist sehr weit verbreitet; sie findet sich schon bei dem jüdischen Philosophen Maimonides, dann, was eben nicht geeignet ist ein günstiges Vorurtheil für ihre Richtigkeit zu erwecken, fast bei Allen, welche seit dem Aufkommen des Deismus sich apologetisch mit dieser Thatsache beschäftigt haben. So bei Schuckford, Harmonie der heil. und Profanscribenten, B. 12. S. 274., bei Lilienthal, Bachiene, Heß (Geschichte Josua p. 46 ff) u. v. A.

Den Hauptbeweis für ihre Richtigkeit gründet man auf die Stelle Deut. 20, 10 ff. Allein man braucht diese nur anzusehen, um zu gewahren, daß sie ganz anderswo ihren Grund hat, als in ihr, in dem Eindrucke der gegnerischen Argumentation, dem man nicht ganz zu widerstehen vermochte, weil man sich selbst nicht im Besitze der einzig richtigen Lösung des Problems befand, oder wo dies der Fall war, in dem Bestreben, den Gegnern auch von ihrem Standpunkte aus, auf dem ihnen die richtige Lösung, als auf der Erkenntniß eines lebendigen Gottes beruhend, unfaßbar war, die Sache weniger anstößig zu machen. Es wird allerdings an dieser Stelle ausdrücklich bestimmt, wenn eine Stadt belagert werden solle, so sey man verpflichtet, ihr vorher den Frieden anzubieten. Nehme sie ihn an, so solle man der Einwohner schonen, und sie nur zu Unterthanen machen. Allein es wird V. 15. ebenso ausdrücklich gesagt, daß sich diese Verordnung nur auf die auswärtigen Feinde beziehe; es wird V. 16—18. ihre falsche Anwendung auf die Cananiter ausdrücklich bestritten, und ihre gänzliche Ausrottung geboten. Die Stelle beweist also grade das Gegentheil von dem, was sie beweisen soll. Außerdem beruft man sich noch auf Jos. 11, 19. 20. wo gesagt wird, es sey durch den Herrn geschehen, daß das Herz der Cananiter verstockt worden zum Streite mit Israel, auf daß sie verbannt würden und ihnen kein Erbarmen widerführe, sondern daß sie vertilgt würden, so wie der Herr dem Moses geboten, wozu Cunaeus (de republ. Hebr. 2, 20.) die Bemerkung macht: „Hieraus geht hervor, daß diese Völker deshalb vernichtet wurden, weil sie lieber das Kriegsglück versuchen, als auf die Bedingungen der Israeliten Frieden schließen wollten; hätten sie die Friedensboten gehört, so würde ihr Heil gesichert gewesen seyn." Allein daß diese Deutung nicht die richtige seyn kann, geht schon daraus hervor, daß in der Stelle selbst zum Schlusse die gänzliche Vertilgung der Cananiter als unbedingt von Gott durch Moses befohlen dargestellt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Bedenken bei dem Aufsatze eines Lutheraners der separirten Gemeinde zu Breslau in Nr. 91 und 92. des Jahrgangs 1832.

(Schluß.)

Schon in seiner Schrift an den christlichen Adel Deutscher Nation (Th. 10.) greift Luther jene ausschließliche Geistlichkeit des geistlichen Standes, als die erste Mauer der Romanisten, an, und versicht das geistliche Priesterthum der Laien in ihren verschiedenen Ständen. Die Tumulte der Schwarmgeister gaben ihm dann besondere Gelegenheit, die heilige Würde der weltlichen Obrigkeit in ihr wahres, unter dem Papstthume sehr verkanntes Licht zu setzen, so daß er sich auch rühmt, daß seit der Apostel Zeit Niemand sie so herrlich gepriesen habe als er, Th. 10. S. 573., Th. 19. S. 2287 f., Th. 20. S. 2635 f. Dies tritt dann auch in der Augsburgischen Confession mehrfach hervor, namentlich im 16ten Artikel und S. 29 und 36., auch Apologie S. 210. 217. Der 7te Artikel der Mißbräuche dringt allerdings, zwar im Gegensatz der Bischöfe, mit Recht und Nachdruck auf die Unterscheidung der geistlichen und weltlichen Gewalt, die nicht ineinander gemengt werden sollen. Allein die erstere ist dort so ganz nur in die dem geistlichen Ministerium allein gebührende Verwaltung der Gnadenmittel gesetzt, daß über das Regiment der kirchlichen Gesellschaftsverhältnisse gar nichts bestimmt, und in liturgischer Hinsicht gemäß der Fundamentallehre von der Rechtfertigung nur so viel festgesetzt ist, daß die kirchliche Obrigkeit keine Satzung der Art cum necessitate salutis, d. h. gegen das Evangelium als eine nothwendige Bedingung der Seligkeit, machen darf. Indem jedoch beide, sowohl die Kirchengewalt als Staatsgewalt, tanquam summa *Dei* beneficia in terris dargestellt werden, ist eben damit auch wieder in ihrem Unterschiede eine höhere Einheit nachgewiesen. Und auf dem Grunde dieser Einheit haben nicht nur christliche Fürsten unter geistlichem Beirath die Augsburgische Confession selbst, so wie auch später das ganze Concordienbuch aufgerichtet, sondern es heißt auch in den Schmalkaldischen Artikeln S. 350. ausdrücklich: Inprimis oportet praecipua membra ecclesiae, Reges et Principes, consulere Ecclesiae et curare, ut errores tollantur et conscientiae sanentur, sicut Deus nominatim Reges hortatur Ps. 2, 10.: et nunc Reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram. Prima enim cura Regum esse debet, ut ornent gloriam Dei. Vgl. Luther Th. 10. S. 412. Mögen nun auch diese allgemeinen Grundsätze nach Zeit und Umständen, besonders bei Confessionsverschiedenheiten, mancher einschränkenden Bestimmung bedürfen, so ist doch unter den orthodoxen Lutheranern von Luther an die Lehre von den drei heiligen Ständen des Reiches Gottes, nämlich dem Lehr-, Wehr- und Nährstande, stets herrschend geblieben, und unsere älteren Dogmatiker haben in ihrer tiefumfassenden Entwickelung des Begriffes der Kirche das kirchliche Ministerium, das obrigkeitliche Magisterium (magistratus) und die hausväterliche Macht als die drei Ordnungen der göttlichen Hierarchie (ordines hierarchici) im Gegensatz der päpstlichen Hierarchie darge-

stellt.*) Diese großartige Ansicht von der Kirche vereinigt die drei bekannten, einseitigen Systeme, das Episcopal-, Territorial- und Collegialsystem zu einer höheren Einheit und vergeistigt sie, indem sie in ihnen nicht bloß Satzung menschlicher Willkühr, sondern göttliche Institution nachweist. Man kann ihr nicht widersprechen, ohne sich in einen abstrakten, manichäisirenden Dualismus zwischen Kirche und Staat zu verwickeln, der in der Katholischen Kirche mehrfach durchschmeckt, und weil er die natürlichen Ordnungen Gottes vom Heiligthum ausschließt, sie zu profaner Weltlichkeit und Fleischlichkeit hinabdrückt, wodurch bei dem unaustilgbaren Bedürfnisse der Welt nach dem Reiche Gottes, nur zu leicht entgegengesetzte, pantheistische Extreme, wie das Carlstadtische, Münzerische, St. Simonistische, die den Geist und das Fleisch identificiren, hervorgerufen werden. Die Lutherische Kirche behauptet auch hier, wie überall, zwischen dem confundirenden Identitätssystem und dem dualistischen Separationssystem die wahre Mitte, und ist eben dadurch die Kirche der wahren Union.

D—t. S—s.

Nachrichten.

(Schreiben an den Herausgeber aus dem Deutschen Kolonialbezirk im Gouvernement Saratow.)

Gnade und Friede in Christo Jesu.
Geliebter Bruder!

Der Jahrgang der Ev. K. Z. für 1830 liegt vor mir. Als Prediger und Seelsorger haben mich unter Anderen besonders die Vorschläge zur Errichtung christlicher Leihbibliotheken (im Februarhefte Nr. 15.) angesprochen. Gegen den am Schlusse des Aufsatzes angedeuteten Einwurf, als könnte durch solche Anstalten dem Lesen des Buchs aller Bücher Abbruch geschehen, wird sich, nach meinem Bedünken, ein in der Liebe zum Herrn gegründetes Herz leichtlich rechtfertigen können. So wahr es ist, daß durch die Lesesucht profaner Schriften überhaupt und der belletristischen insonderheit die Einfalt des Gemüths erstirbt und der Geschmack am Worte des Lebens verdirbt, so wahr scheint es mir, daß jedes Gemüth, welches Kraft und Segen in der heiligen Schrift sucht und findet, durch rein christliche erbauliche Schriften immer wieder mit frischen Trieben zum Lesen der Bibel zurückgeführt wird. Sehen wir von allen Seiten die Kinder Gottes zum Brunnen Jakob's wandern, um lebendiges Wasser zu schöpfen, das in das ewige Leben quillet, so werden auch wir mit einem stillen aber kräftigen Verlangen dahin getrieben und gezogen, unseren Durst zu stillen — und wenn wir anfangs nur glaubten um der Rede Anderer willen, so haben wir jetzt selbst erkannt, daß dieser wahrlich ist Christus, der Welt Heiland.

Von den uns in dieser Gegend vom Herrn anvertrauten, in siebzehn Kirchspiele abgetheilten Evangelischen Gemeinden, welche durch ihre Ansiedelungen in den 60ger Jahren p. s. vielleicht vor dem Gifte des Rationalismus bewahrt wurden, und denen gewiß — fast ohne Ausnahme — das Wort vom Kreuze treulich verkündet worden, von diesen Gemeinden gilt freilich leider im Allgemeinen das Wort des Apostels: Sie sind schon satt — sie sind schon reich geworden. So findet die Sünde immer mehr Raum und treibt die wenigen Brünstigen immerdar zu dem Gebete: „O Herr, belebe durch

*) Vgl. Gerhard Loci theoll. de Ecclesia und den betr. Aufsatz der Ev. K. Z., Mai 1830.

deinen Geist die erstorbenen Gebeine!" — Bei diesem geistlichen Zustande der Gemeinden ist es gewiß sehr heilsam und anregend, durch Austheilung christlicher Schriften, insonderheit durch Traktate, zu wirken. Ich wage das Urtheil auszusprechen, daß eben diese Traktate sehr geeignet sind, die Gemüther auf das Buch aller Bücher hinzuweisen oder zurückzuführen. Freilich sind sie nicht selbst das wahrhaftige Licht, gewiß aber zeugen sie von dem Licht. Sie predigen wie Johannes: Thut Buße und bekehret euch — sie zeigen, wie Johannes, auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt. — Besonders segensreich finde ich es, bei etwanigen Wochenkirchen in den Wintermonaten, nach der erbaulichen Betrachtung und Erklärung eines biblischen Abschnittes, einen solchen Traktat vorzulesen. Wenn das wahrhaftige Licht die Finsterniß der Herzen gnadenreich durchbrochen, und diese nun erleuchtet und erwärmet sind, wie beseligend ist es, sodann faktisch darthun zu können, wie dasselbe Licht auch so viele andere Herzen durchdrungen und beseligt habe. Dazu gehören theils alle didaktisch-erbaulichen Traktate, wie z. B. A. H. Franke's wahrer und sicherer Glaubensweg, die Seligkeit eines Herzens, in welchem Christus wohnt u. a., theils Erweckungsgeschichten und Missionsnachrichten. Beide Gattungen sind ja auf das lebendige Wort Gottes gegründet, gehen von demselben aus und führen auf dasselbe zurück. Sie sind eben so entfernt vom subjektiven, blendenden Vernunftdünkel, als von weichlicher, sentimentaler Gefühlsschwärmerei. Darum sprechen sie auch nicht etwa nur eine Seite des innern Menschen einseitig, sondern den ganzen Menschen harmonisch an. Wer diesen Schriften abgeneigt ist, suchet gewiß noch den Weg, die Wahrheit und das Leben in sich selbst, wer sich ihrer schämt, schämt sich gewiß auch des Evangeliums. Wer aber ein lebendiges Glied an dem Leibe ist, der Christum zum Haupte hat, wie sollte der sich nicht freuen, wenn hie und da ein anderes erkranktes oder erstorbenes Glied zum Heil und Leben in Christo gelangt ist, wie lernt nicht manche Seele durch solche Schriften den wesentlichen Unterschied zwischen Wissen und Glauben kennen, wie wird nicht so manches Gemüth ermuntert mit Furcht und Zittern zu schaffen seine Seligkeit, um einst mit solchen Erweckten und Wiedergebornen vor dem Throne des Lammes die Krone des ewigen Lebens zu empfahen? Und sollten wir Diener des Wortes Gottes nicht grade in dieser so vielfach bewegten Zeit, in diesem gewaltigen Kampfe zwischen Licht und Finsterniß jedes Mittel dankbar ergreifen, das geeignet ist, Seelen dem Herrn zuzuführen? Doch dringt sich auch uns hier die tröstliche Erfahrung auf: Wenn der Teufel, unbedachtsam, seine List fahren läßt, und sein Werk mit Gewalt zu treiben beginnt, so verliert er seine reizende Larve und der zermalmende Rachen des brüllenden Löwen wird, unter der stillen Arbeit des göttlichen Geistes, sichtbar. Das verirrte Schaaf erkennt den Wolf — und der gute Hirte nimmt es auf seine Achsel. — So fehlt es denn, Gott lob! auch bei uns an brünstigen, begnadigten Seelen nicht, in denen Christus eine Gestalt gewonnen hat und deren Glaube in der Liebe thatig ist.

Der heilige Geist führe noch recht zahlreiche Erweckungen — und durch solche auch gedruckte Erweckungsgeschichten herbei, er segne jede Versammlung, wo diese gelesen werden, er segne auch ferner Ihr Unternehmen, geliebter Bruder, an allen Lesern der Ev. K. Z. — Theologen und Nichttheologen. Ein Christologe zu werden, dazu bedarf es keiner Kathederweisheit, sondern allein des Wortes Gottes und seines belebenden Geistes. Es gibt aber keine ächte Theologie, so sie anders als allein auf dem λογος und dessen gnadenreicher Verkündigung (Joh. 1, 18.) basirt ist, nur diese hat objektive Realität und ist infallibel, nur diese kann das Menschenherz erneuern, heiligen und beseligen.

— — f — —
Evangelischer Prediger.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 23. Januar. № 7.

Die Rechte der Israeliten an Palästina.

(Fortsetzung.)

Richtig bemerkt schon Michaelis (Mos. Recht Th. 1. §. 62.), der Verfasser wolle nur sagen, die Israeliten würden gütiger gewesen seyn, als das Gesetz, wenn die Cananiter um Frieden gebeten hätten und würden ihnen zugestanden haben, was Moses ihnen zuzugestehen verboten hatte. Durch Gottes Fügung seyen sie vor dieser Versuchung bewahrt worden. — Noch beruft man sich darauf, daß David und Salomo die noch im Lande übrig gebliebenen Cananiter nicht ausrotteten, sondern sie bloß dienstbar machten, ohne daß dies Verfahren irgend getadelt würde, vgl. 1 Kön. 9, 20. 21. Allein man sieht gleich, daß sich die Umstände damals ganz geändert hatten. Der Befehl der Vertilgung war nur den Israeliten bei ihrem ersten Einzuge in Canaan gegeben, wo sie durch Wunder der göttlichen Allmacht als Diener und Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit legitimirt wurden. Was sie versäumt, konnte nie nachgeholt werden; jeder Versuch, dies zu thun, würde Mord gewesen seyn, um so verdammlicher, da diese im Lande gebliebenen Cananiter im Verlaufe der Zeit in die mannichfachsten Beziehungen zu den Israeliten getreten waren. Welcher Fürst würde wohl glauben, die unzeitige Milde eines seiner Vorfahren dadurch wieder gut machen zu müssen, daß er die Nachkommen eines wider das Recht mit der Todesstrafe verschonten Missethäters hinrichten ließe? — Endlich beruft man sich noch darauf, die Geschichte zeige, daß ein großer, vielleicht bei weitem der größte Theil der Cananiter sich durch die Flucht gerettet habe. Stände dies aber auch fest, was würde damit etwa bewiesen? Nichts weiter, als daß die Israeliten nicht im Stande waren den göttlichen Befehl, der ja grade der Kern des Anstoßes ist, auszuführen. Und auch bloß auf die Israeliten gesehen, wird nicht Jeder nach der Absicht, nicht nach dem Erfolge seiner Handlungen gerichtet? Allein selbst das Faktum steht in der angenommenen Ausdehnung nicht einmal fest. Der Hauptbeweis, worauf man dasselbe gründet, ist so offenbar verwerflich, daß man sich wundern muß, wenn er in unzähligen Schriften mit der größten Zuversicht wiederholt wird. Dieser wird gegründet auf eine Stelle des Procopius, Vandal. B. 2. C. 20. Er erzählt, nachdem er von dem Kriege Josuas mit den Cananitern berichtet, die letzteren haben sich nach ihrer Besiegung zuerst nach Aegypten gewendet. Da sie dort keinen Raum mehr gefunden, seyen sie in die entfernteren Gegenden Afrikas gezogen und haben sich in den Ländern von Aegypten bis zu den Säulen des Herkules ausgebreitet. „Dort" — fährt er fort — „haben sie noch jetzt — die Phönizische Sprache redend, ihre Wohnsitze. Sie bauten aber auch eine Festung in Numidien, wo jetzt die Stadt Tingis (Tanger) ist. Dort stehen zwei Säulen aus weißen Steinen nahe bei der großen Quelle mit eingehauener Phönizischer Schrift, welche in Phönizischer Sprache Folgendes besagt. „„Wir sind die Geflohenen vor Josua, dem Sohne Nave, dem Räuber."" Aufschluß über die Entstehung dieser Sage geben uns zwei Stellen des Talmud, in deren einer berichtet wird, die Gergesiter, ein Cananitisches Volk, haben sich nach Afrika gerettet, in der anderen, sie haben sich an Alexander den Großen mit der Bitte gewandt, daß ihnen ihr ungerecht entrissenes Land zurückgegeben werden möge. Diese Stellen, in welchen diese Notizen unter einer Menge abgeschmackter Fabeln über die ausgewanderten Cananiter mitgetheilt werden, machen es höchst wahrscheinlich, daß die ganze Sage eine Erfindung der späteren Juden ist, deren müßige Einbildungskraft sich mit nichts lieber beschäftigte, als mit Muthmaßungen über Dinge, von denen die Schrift nichts berichtet, und die gewohnt waren, diese Muthmaßungen ohne Weiteres als Geschichte einzukleiden. Warum sie grade die Cananiter nach Afrika versetzten, läßt sich um so leichter erklären, da Phönizische Kolonien über die ganze Südküste von Afrika verbreitet waren. Der Schluß, daß diese von den durch Josua vertriebenen Cananitern gegründet seyen, lag um so näher, da es, ohne gehörige Kenntniß der Verhältnisse, unwahrscheinlich erschien, daß sie sämmtlich von einem so kleinen Küstenstriche, wie das nachmalige Phönizien, ausgegangen seyn sollten. Der Annahme einer jüdischen Entstehung der Sage widerspricht nicht die Nachricht des Procopius von den zwei Säulen. Es ist nichts dagegen, daß dieser Schriftsteller, der sich auch sonst als sehr leichtgläubig zeigt, aus den mündlichen Aussagen Afrikanischer Juden geschöpft habe. Er sagt durchaus nicht, was Spätere ihm beilegen, daß er die Säulen gesehen, und wäre dies auch der Fall, so würde daraus doch nichts für die Wahrheit seiner Aussage folgen. Denn er

selbst sagt, die Inschrift sey in Phönizischer Schrift und Sprache, und da er beider unkundig war, so konnte man ihm über den Inhalt der Inschrift auflügen, was man wollte. Sein Zeugniß würde also, seine Autopsie angenommen, nichts beweisen als daß bei dem großen Brunnen zu Tingis zwei Säulen gestanden. Eine Menge andere Gründe, welche den fabelhaften Charakter dieser Nachricht darthun, übergehen wir hier, um uns nicht bei einer bloßen Nebensache zu lange aufzuhalten.

So nichtig aber die Gründe für jene versuchte Milderung sind, so unwiderleglich sind die Gründe gegen dieselbe. Man braucht, um sich zu überzeugen, daß sich die Israeliten für streng verpflichtet hielten zur Ausrottung der Cananiter, nur die Erzählung von der Unterwerfung Gideons Jos. 9. anzusehen. Wozu hätten wohl die Gibeoniten nöthig gehabt, sich durch List einen Erfolg zu sichern, der nach jener Ansicht allen Cananitern offen stand? Mehrere zwar, wie Clericus und Buddeus, welche ebenfalls jene Milderung vertheidigen, haben gemeint, diese List der Gibeoniten sey ganz unnöthig gewesen, und nur aus ihren falschen Vorstellungen hervorgegangen. Es habe nichts weiter bedurft, als daß sie sich den Israeliten freiwillig unterwarfen. Es würde ihnen dann ohne Bedenken die Verschonung ihres Lebens zugestanden worden seyn. Allein diese Ansicht ist entschieden unrichtig. Denn wie könnte es dann wohl V. 14. tadelnd erwähnt werden, daß Josua, durch die List der Gibeoniten getäuscht, voreilig ihnen das Leben zugestand? Wie könnte nach V. 18. das Volk deshalb gegen Josua und die Aeltesten murren?

Jeder Zweifel aber wird ausgeschlossen durch die klaren Stellen 2 Mos. 23, 32. 33., 34, 12—16., Deut. 7, 1—5., 20, 15—18., in denen den Israeliten ausdrücklich verboten wird, die Cananiter durch einen Vertrag zu Unterthanen oder auch nur zu Leibeigenen anzunehmen. Dies Verbot liegt schon eingeschlossen in dem durchgängig in Bezug auf die Cananiter vorkommenden Ausdrucke verbannen. Denn dieser schließt stets die gänzliche Vertilgung in sich. Und daß diese in den Mosaischen Verordnungen gemeint sey, und daß sie von dem Volke nicht anders verstanden wurden, das erhellt ja auch daraus, daß die unterlassene gänzliche Vertilgung durch den Engel des Herrn hart gerügt wird, Richt. 2, 1—4., und in dem Buche der Richter alles Elend des Volkes während der Richterperiode aus dem Ungehorsam gegen dieses göttliche Gebot abgeleitet.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß diese Annahme die Schwierigkeiten der ganzen Sache, die sie mindern will, nur vermehrt, ja ihre Beseitigung ganz unmöglich macht. Es wird sich uns nachher zeigen, daß diese Beseitigung nur von der Annahme aus möglich ist, daß die Israeliten Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit waren, welche die Cananiter dem Untergange geweiht hatte. War aber dies, so machte es wenig aus, ob sie sich freiwillig ergaben oder Widerstand leisteten, und wäre an diesen Umstand ihr Heil oder ihr Verderben geknüpft, so müßte diese ganze Rechtfertigung als höchst verdächtig erscheinen. Dazu kommt, daß als Mitursache des Beschlusses über die Cananiter durchgängig die angeführt wird, sie möchten die Israeliten mit ihrer scheußlichen Lasterhaftigkeit und mit ihrem Götzendienste anstecken. Auch mit dieser Ursache kommt man bei jener Annahme in's Gedränge. Denn diese Gefahr trat bei denen, welche sich freiwillig unterwarfen, ebenso wohl ein, wie bei denen, welche mit Gewalt bezwungen wurden.

Ebenso mißlich aber steht es mit einer anderen versuchten Milderung, mit der Annahme, daß die Israeliten ihrem Einbruche in das Land eine förmliche Kriegserklärung haben vorangehen lassen. Daß einer solchen mit keiner Sylbe in der Schrift Erwähnung geschieht, zeigt wenigstens so viel, daß sie in der Rechtfertigung des Verfahrens der Israeliten kein wesentliches Moment bilden kann. Bei der einzig zulässigen Rechtfertigung ist sie nicht nur unnöthig, sondern auch unpassend, und den anderen, die man versucht hat, kann sie auf jeden Fall nur sehr geringe Dienste leisten.

Indem wir nun zur Beleuchtung dieser verschiedenen Versuche übergehen, wollen wir die Geduld unserer Leser nicht durch die Beschäftigung mit solchen in Anspruch nehmen, deren Ungereimtheit sogleich in die Augen fällt. Dahin gehört die Annahme, das Recht der Israeliten gründe sich auf eine von Noah's drei Söhnen angestellte Theilung der ganzen Erde, bei der Palästina den Nachkommen Sem's zugefallen sey, wahrscheinlich ursprünglich ein jüdisches Figment, das durch die Auctorität des beschränkten Epiphanius sich eine ziemliche Verbreitung, besonders unter Theologen der Römischen Kirche, verschaffte und noch im Jahre 1755 von einem Doktor Nonne in Bremen in einer besonderen Schrift vertheidigt wurde, so daß J. D. Michaelis, in dem Mosaischen Rechte Th. 1. §. 29., diese Abgeschmacktheit noch einer ausführlichen Widerlegung für werth hielt. Dahin gehört ferner die Annahme, es sey auch ohne daß Gott dabei betheiligt sey erlaubt, einem übermäßig lasterhaften Volke den Krieg anzukündigen, ohne vorhergegangene Beleidigung, weil es durch seine Laster die menschliche Natur beschimpfe, folglich überhaupt das menschliche Geschlecht beleidige. Dahin endlich die Hypothese, die Cananiter haben durch Beleidigungen der Israeliten ihnen Anlaß zum Kriege gegeben und seyen selbst der angreifende Theil gewesen, bei der man, wie schon Michaelis bemerkt, lebhaft an die Fabel vom Wolf und vom Schaafe erinnert wird.

Nach Abzug dieser Rechtfertigungsversuche bleiben uns folgende übrig, welche ein Recht auf unsere aufmerksame Beachtung haben.

1. Wir beginnen mit demjenigen, der durch die Auctorität von J. D. Michaelis (Mos. R. §. 31.) sich eine gewisse Geltung verschafft hat, obgleich schon von Zeitgenossen, besonders von dem gelehrten und scharfsinnigen Faber (Archäol. p. 79 ff.) sehr bedeutende Einwendungen dagegen erhoben wurden. Michaelis selbst faßt seine Ansicht kurz in folgenden Worten zusammen: „Palästina war von undenklichen Zeiten ein Land der Hebräischen Hirten gewesen, und die Israeliten, die sich ihres Rechtes nie begeben hatten, forderten es von den Cananitern als unrechtmäßigen Besitzern wieder.“ Die Phönizier, so sucht er diese Ansicht zu begründen, waren nicht die ursprünglichen Besitzer dieses Landes, sondern wohnten, nach den besten Quellen, zuerst am rothen Meere. Als sie anfingen, ihren Handel auszudehnen, zogen sie sich in das ausnehmend vortheilhaft hiezu gelegene Palästina. Zuerst legten sie bloß Handelsstädte und Faktoreien an; nach und nach aber breiteten sie sich im Lande aus und verdrängten endlich die alten Einwohner. Schon zu Abraham's Zeit wird geklagt, daß die Heerden nicht mehr völligen Raum hatten, weil damals die Cananiter im Lande wohnten und es beengten. Dies ging aber noch immer weiter, und da die Israeliten auf eine Zeitlang nach Aegypten gezogen waren, eigneten die Cananiter sich endlich das ganze Land zu. Dies Land ihrer Vorfahren hatten die Israeliten niemals den Cananitern überlassen; sie hatten sich vielmehr durch das feierliche Begräbniß Jakob's in Palästina ihre Rechte deutlich genug vorbehalten. Daß sie dorthin dereinst zurückkehren wollten, war allge-

mein, selbst in Aegypten, bekannt. „Aber hätten sie nicht wenigstens den Cananitern ihre Handelsstädte lassen sollen, die ohne Widerrede ihrer Vorfahren errichtet waren? Die Frage ist leicht entschieden. Wenn ein fremdes Volk, das wir nicht hindern, in unserem Lande Faktoreien und Handelsstädte anzulegen, unsere Güte so mißbraucht, um uns zu verdrängen, und sich nach und nach das ganze Land zuzueignen, wenn dies Volk uns, da wir wieder in unser altes Land hineinwollen, mit den Waffen in der Hand empfängt; wenn es endlich in einem so hohen Grade lasterhaft wird, daß wir ohne Verderbung unserer eigenen Sitten nicht mit ihm in einem Lande wohnen können: sind wir da schuldig ihm seine Faktoreien und Handelsstädte zu lassen und uns eben der Gefahr von Neuem auszusetzen?"

Diese ganze Deduktion beruht auf der Annahme, daß Canaan ursprüngliches Eigenthum der Stammväter Israels gewesen, die Cananiter erst später eingedrungen. Diese Ansicht aber ist entschieden verwerflich. Selbst wenn man den Cananitern einen anderen früheren Wohnort beilegt, muß man doch annehmen, daß ihre Einwanderung in Palästina noch vor der Einwanderung Abraham's erfolgt sey. Denn damals führte ja das Land schon den Namen Canaan, es wird gleich zu Anfang 1 Mos. 12, 6 und 13, 7. ausdrücklich erwähnt, die Cananiter seyen im Lande gewesen, Abraham muß sich von Lot trennen, weil die von den Cananitern unbesetzt gelassenen Wohnplätze für die Heerden beider nicht hinreichen, alle Angaben führen uns auf ein längst kultivirtes, fest und regelmäßig unter seine Einwohner vertheiltes Land. Allein jene ganze Annahme von ursprünglichen anderen Wohnsitzen der Phönizier oder Cananiter ist ohne Bedenken zu verwerfen. In der heiligen Schrift findet sich von ihr nicht die geringste Spur. Die Cananiter erscheinen als diejenigen, welche nach der Babylonischen Sprachverwirrung von Anfang an dies Land in Besitz genommen, zuerst einzelne Orte, dann, nachdem sich ihre Zahl gemehrt, das Ganze, mit Ausnahme gewisser Weideplätze, die sie als ein ackerbauendes Volk nicht nutzen konnten. Damit stimmt ganz überein die Phönizische Tradition, aufbewahrt von Sanchuniathon bei Eusebius. Die Phönizier erscheinen dort als die Urbewohner des Landes, welche, anfangs noch in geringer Anzahl, dort sich aus dem rohen Zustande zur Kultur erheben. Auf diese doppelte gewichtige Auctorität hin ist die Angabe einiger Griechischer Schriftsteller von den früheren Wohnsitzen der Cananiter am rothen Meere, die sich auf Persische Angaben gründet, getrost zu verwerfen, und dies um so mehr, da die Entstehungsgründe dieser falschen Sage so offen am Tage liegen. Sie beruht auf der Namensähnlichkeit der Inseln Tylus und Aradus im Persischen Meerbusen mit den Phönizischen Städten Tyrus und Aradus, aus der man, weil das Entferntere für das Ursprünglichere galt, auf eine Abstammung aus jenen Gegenden schließen zu können glaubte, auf einer etymologischen Combination des Namens der Phönizier (die Rothen) mit dem Namen des rothen Meeres, auf einer Stelle des Homer, Od. 4, 83 ff., wo mit Vernachlässigung der geographischen Ordnung die Sidonier mit sehr entfernten Völkern zusammengestellt werden, woraus man schloß, daß hier von anderen Sidoniern als den bekannten die Rede seyn müsse; vergl. die weitere Ausführung bei Hengstenberg, de rebus Tyriorum, Berlin 1832 S. 93 ff.

Doch ist mit dieser Nachweisung die ganze Hypothese noch nicht beseitigt. Man braucht ihr nur eine neue Wendung zu geben, so ist sie wieder geeignet auf den Kampfplatz zu treten. Die Cananiter, gesetzt man zu, waren die ursprünglichen Bewohner des Landes. Allein sie hatten dasselbe nicht ganz in Besitz genommen. Die Weideplätze lagen noch für denjenigen offen, der sie sich aneignen wollte. Dies thaten die Stammväter der Israeliten. Während des Aufenthaltes ihrer Nachkommen in Aegypten eigneten die Cananiter sich dieselben widerrechtlich zu. Nach ihrem Auszuge aus Aegypten machten die Israeliten ihr Recht daran wieder geltend, und da die Cananiter dasselbe nicht anerkennen wollten, so nahmen die Israeliten nun den einen Theil des Landes nach dem alten Eigenthumsrechte, den anderen nach dem Rechte der Eroberung in Besitz.

Unter dieser neuen Wendung hat die Hypothese um so mehr Anspruch auf Berücksichtigung, da noch neuerlich Ewald (über die Composition der Genesis S. 276 ff.) nachzuweisen gesucht hat, daß der Verfasser des 1. B. Mose beständig darauf ausgehe, ein solches menschliches Anrecht der Israeliten an Palästina zu begründen. Er macht darauf aufmerksam, wie zuerst Lot nach Osten weicht, wie seine Nachkommen von Canaan getrennt werden, wie ausdrücklich immer Isaak als Nachfolger und Erbe Abraham's in Canaan angegeben, wie darauf Esau, der erstgeborene und vom Vater zuerst vielgeliebte Sohn, von Canaan entfernt, und dies allein dem Stammvater Israel zugewendet wird, wie überall hervorgehoben, daß Abraham und seine Nachkommen Palästina ruhig und ungestört, unabhängig von den Landeseinwohnern bewohnten. Am stärksten aber soll jenes Bestreben in der Erzählung von Abraham's Ankauf eines Erbbegräbnisses, C. 23., hervortreten. Welchen Werth der Erzähler auf diesen Umstand lege, dies gehe schon aus der äußersten Sorgfalt hervor, mit welcher er überall die Lage des Ackers beschreibe, und aus der geflissentlichen Hervorhebung des Umstandes, daß Abraham ihn für baares Geld gekauft. Mit dem so förmlich erkauften Gebiete seyen die Ansprüche der Enkel auf's Genaueste verbunden. Deshalb komme der Erzähler auf diesen Gegenstand immer wieder zurück, erwähne bei Abraham's Tode desselben Ortes wieder als Begräbnißplatzes, lasse selbst den im fremden Aegypten lebenden Israel seinen Söhnen eifrig auftragen, ihn nur dort zu begraben, und selbst Joseph wolle nur da seine Gebeine beigelegt wissen.

Allein bei näherer Betrachtung zeigt sich auch unter dieser Wendung die Hypothese als ganz verwerflich. Wer zweifelt wohl daran, daß einem Volke, welches sich zuerst ein Land angeeignet, auch diejenigen Theile desselben angehören, die es zur Zeit noch nicht benutzt, und daß der Nießbrauch desselben, den es aus Vergunst Anderen gewährt, diese nicht berechtigt, sich ein Eigenthumsrecht anzumaßen? Daß so in der Schrift selbst das Verhältniß der Patriarchen zu den Cananitern betrachtet wird, ihnen durchaus kein weiteres Eigenthum beigelegt, als ihre bewegliche Habe, läßt sich aus zahlreichen Stellen der Schrift selbst darthun. Stehend ist in dem ersten B. Mosis die Bezeichnung der Patriarchen als Fremdlinge, ihres Zustandes als einer Pilgrimschaft. Diese Bezeichnung drückt aber das grade Gegentheil von demjenigen Zustande aus, in dem sie sich nach dieser Hypothese befunden haben sollen. Michaelis selbst erklärt an einem anderen Orte (Th. 2. §. 138.), das wesentliche Merkmal des Zustandes eines Fremden sey der gänzliche Mangel jedes Grundbesitzes. Dies Merkmal liegt auch deutlich genug in der Stelle C. 15, 13.: „Fremdling wird seyn dein Saame in einem Lande, das nicht ihre ist." Dasselbe Wort wird immer zur Bezeichnung des Verhältnisses von Abraham, Isaak und ihren Nachkommen in Aegypten gebraucht, wo Niemand daran denken wird, ihnen ein Eigenthumsrecht zuzuschreiben; vgl. z. B. C. 12, 10.,

und ebenso von dem Verhältnisse in dem Lande der Philister, deren König ohne Bedenken und ohne Einwand von Seiten Isaak's diesem den ferneren Nießbrauch der in seinem Gebiete gelegenen Weiden untersagt, als ihm derselbe unbequem wird; vgl. z. B. C. 21, 23. 34. Ueberall wird der jetzige Zustand dem zukünftigen, die Hoffnung dem Besitze entgegengesetzt; nie ist von einem Wiedergeben, immer von einem Geben die Rede. Die Hauptstellen sind folgende C. 17, 8.: „Und ich gebe dir und deinem Saamen das Land deiner Pilgrimschaft zum ewigen Besitze." C. 23, 4. sagt Abraham zu den Hethitern: „Ein Fremdling und Pilgrim bin ich bei euch, gebt mir eine Grabesbesitzung bei euch." 26, 3.: „Halte dich als Fremdling auf in diesem Lande und ich will mit dir seyn und dich segnen; denn dir und deinem Saamen will ich geben alle diese Länder und erfüllen den Schwur, den ich gethan Abraham, deinem Vater;" vgl. 28, 4., 37, 1. Wären die Weideplätze das Eigenthum der Hebräer gewesen, wozu hätte Abraham denn nöthig gehabt, sich ein Erbbegräbniß von den Cananitern zu kaufen? Warum hätte Jakob, als er ein Haus bauen wollte, sich vorher nach C. 33, 19. durch Ankauf eines Stückes Acker von den Sichemiten das Grundrecht gesichert? Nach diesen so deutlichen Beweisen aus demjenigen Buche, dessen Angaben hier vollkommen entscheidend sind, brauchen wir uns kaum noch darauf zu berufen, daß auch Ps. 105, 12. von den Patriarchen gesagt wird, sie seyen Fremdlinge im Lande gewesen, und in der Rede des Stephanus, Apostelgesch. 7, 5.: „Und gab ihm kein Erbtheil darinnen, auch nicht eines Fußes breit und verhieß ihm, er wollte es geben ihm zu besitzen und seinem Saamen nach ihm, da er noch kein Kind hatte." Auch brauchen wir nicht mehr geltend zu machen, daß das in der Schrift selbst begründete typische Verhältniß des Aufenthaltes der Patriarchen in Canaan zu dem Erdenwallen der Gläubigen auf der Grundlage der von uns vertheidigten Annahme beruht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zu dem Vorworte im 1sten und 2ten Stück.

Bei der in diesem Vorworte enthaltenen sehr zweckmäßigen und erfreulichen Uebersicht der jetzt vorhandenen christlichen Zeitschriften, namentlich der guten Saamen unter das Unkraut säenden Volksblätter, vermißte ein Leser der Ev. K. Z. ein ihm bekannt und lieb gewordenes Blatt, auf welches er daher nachträglich ebenfalls hinzuweisen sich gedrungen fühlt. Es ist das nun bereits in zwei Jahrgängen, 1831 und 32 erschienene Sonntagsblatt, welches unter Redaction des Herrn Pfarrer Redenbacher in Jochsberg, bei Beck in Nördlingen, wöchentlich ein halber Bogen, erscheint, und von dem homil. lit. Correspondenzblatte in Nr. 10. dieses Jahres angezeigt und empfohlen wurde. Rein christliche Belehrung und Erbauung durch die mannichfaltigste Form dem Volke anziehend und verständlich zu machen, ist das Bestreben dieses, sich immer mehr zur Vollkommenheit in seiner Art entwickelnden Blattes; es nimmt ebenfalls, nach den sehr treffenden Bemerkungen des Vorwortes, vornehmlich auf Baiern und dessen Sprache und Sitte Rücksicht, verdient aber überall gelesen und verbreitet zu werden. Populäre Schriftauslegungen, Erzählungen, die offener oder verborgener erbauen, Auszüge aus guten Büchern, z. B. Gotthold's zufälligen Andachten, älteren und neueren Sammlungen und Erbauungsschriften, Lieder, Gebete, Betrachtungen, Züge aus der Kirchengeschichte, sehr volksmäßig gehaltene, bis in das wirkliche Bauernleben herabsteigende Gespräche, witzige und lehrreiche Erörterungen von Sprüchwörtern, liebliche Gleichnisse, kurze Denksprüche, hie und da auch, mit Recht selten einmal eine Predigt, und das Alles in fortgehender Beziehung auf das Natur- und Kirchenjahr — das ist der reiche Inhalt dieses Sonntagsblattes, welches wir besonders den Landgeistlichen zur Verbreitung in ihren Gemeinden, oder zur Benutzung für ihre Mittheilungen und Gespräche empfehlen.

Nachrichten.

(Genf.) Das auf der Bibliothek befindliche Portrait Calvin's, das wohl das treueste ist, wurde bereits vor einiger Zeit von einer der ersten Künstlerinnen Genfs, Mad. Munier-Romilly, gezeichnet, und von Engelmann lithographirt. Das Gesicht ist sehr schön, und würde einer Biographie zur Zierde gereichen. Auf der Bibliothek hier befinden sich noch viele Manuscripte Calvin's u. A., mit denen man wirklich auf gottlose Weise umgegangen ist. Einen großen Theil derselben hatte nämlich ein früherer Bibliothekar an die Gewürzhandler abgegeben! Zum Glück wurden sie daselbst von Pf. M. gefunden und der Bibliothek zurückgestellt. Jetzt ist Jemand, wie man sagt, damit beschäftigt, sie für eine christliche Biographie Calvin's zu excerpiren. Auch wurden letzthin die Manuscripte aus der Reformationszeit von der Regierung dem Herrn Mignet, einem bekannten Geschichtschreiber der Revolution, anvertraut, der jetzt sich und seine Kunst an der Reformation versuchen will. So weit ist Genf herunter gekommen! Denn der vorbemeldete christliche Biograph ist kein Genfer. Indeß ist es doch gut, daß ein Deutscher christlicher Theologe sich an diese Geschichte macht. Nur wäre es schade, wenn er durch Nichtbenutzung der hiesigen Urkunden gegen seinen Nebenbuhler in Nachtheil käme! Ich kenne hier aber wahrlich Niemand, der für ihn arbeiten könnte, und es bliebe also am Wünschenswertheften, daß er selbst hieher käme, um die Akten durchzusehen.

Ein schönes Portrait Beza's wie auch mehrere Papiere von minderer Wichtigkeit befinden sich im Archive unserer christlichen Freunde, der Familie Tronchin.

(Aus einem Briefe von der Insel Malta.)

Noch eine Erscheinung unserer Zeit. Wir erhielten neulich über Frankreich und Italien den jährlichen lithographischen Bericht von den Festlichkeiten der Bibelgesellschaft in London in Form eines Briefes, welchem der päpstliche Stempel mit den Worten aufgedrückt war: Netta fuori e sporca dentro, d. h.: Außen rein und innen schmutzig.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 26. Januar. № 8.

Die Rechte der Israeliten an Palästina.

(Fortsetzung.)

Durch das Bisherige ist es schon von vorn herein gewiß geworden, daß die ganze Argumentation von Ewald auf einem Irrthume beruhen muß. Wie könnte wohl derselbe Verfasser, der jedes menschliche Recht der Israeliten an Palästina so gradezu aufhebt, dies geflissentlich zu begründen suchen? Als die Hauptquelle des Irrthums zeigt sich bei genauerer Untersuchung eine Verwechselung des Rechtes der Israeliten gegen die Besitzer des Landes, die Cananiter, mit ihrem Rechte gegen ihre eigenen Blutsverwandten. Das letztere nachzuweisen, zu zeigen, wie Israel allein durch göttliche Fügung der Erbe der göttlichen Verheißung des Landes Canaan wurde, das ist allerdings ein Zweck, der durch das ganze erste Buch Mosis mit einer Consequenz verfolgt wird, welche allein dazu hinreicht, die Hypothese einer Entstehung dieses Buches aus unzusammenhängenden Fragmenten verschiedener Verfasser nachzuweisen. Was Ewald hier höchst unpassend durcheinandermengt, hat schon ein älterer Schriftsteller, Witter, Jura Israelitarum in Palaestinam, von dem auch sonst Manches zu lernen ist, gut geschieden. Er leitet die Rechte der Israeliten allein von der göttlichen Verheißung ab. Ein zweiter Grund des Irrthums, welcher verleitet hat, die Stellen, welche Abraham's Macht und unumschränkte Freiheit beurkunden, als beweisend anzuführen, ist die Verwechselung von Unabhängigkeit und Eigenthumsrecht. Die erstere kam dem Abraham allerdings zu; er war ein freier Hirtenfürst, den Cananitischen Königen ganz gleichstehend; er führte Kriege und schloß Bündnisse. Aber hätten ihm die Cananiter die fernere Nutzung der Weideplätze untersagt, und er hätte nichts desto weniger im Lande bleiben müssen, so würde er genöthigt gewesen seyn, grade so wie später seine Nachkommen in Aegypten, einen Theil seiner Unabhängigkeit aufzuopfern. Daran aber, daß er sie behauptend wegzog, konnte ihn Niemand hindern. Eine dritte Ursache des Irrthums liegt endlich in der falschen Auffassung der Erzählung von dem Ankaufe des Erbbegräbnisses. Wie wenig dieser ein Recht der Israeliten an Palästina beweisen könne, haben wir schon gesehen. Die ganze an ungerechten Kriegen so unendlich reiche Geschichte möchte doch wohl kaum ein Beispiel kennen, wo das Recht der Eroberung eines Landes auf einen so unbegreiflich elenden Grund basirt worden wäre. Als solcher erscheint er um so mehr, da der Besitz dieses Erbbegräbnisses den Israeliten nie von den Cananitern streitig gemacht worden. Den wahrhaften Zweck aber, den der Erzähler bei seiner so ausführlichen und sorgfältigen Schilderung vor Augen hat, können wir nicht besser angeben, als mit den Worten Calvin's: „Er war nicht besorgt, daß er einen Fuß Landes habe zur Erbauung eines Zeltes, nur für ein Grabmahl sorgte er; besonders aber wollte er in dem Lande ein eigenthümliches Familienbegräbniß haben, welches ihm zum Erbe versprochen worden, damit er der Nachkommenschaft bezeugte, weder durch seinen noch durch der Seinen Tod sey die Verheißung erloschen; sie trete vielmehr dann erst in Kraft, und diejenigen, welche des Lichtes der Sonne und der Allen gemeinsamen Luft beraubt waren, bleiben dennoch immer Mitgenossen an dem verheißenen Erbe. Denn wenn sie auch schwiegen und stumm waren, so rief doch das Grab, der Tod habe nicht gehindert, daß sie seinen Besitz antreten." Wichtig war jener Ankauf für Israel als Zeugniß von dem lebendigen Glauben Abraham's, wichtig auch, weil dadurch ein einzelner Ort des verheißenen Landes merkwürdige Bedeutsamkeit erhielt, was immer in den Geschichten des ersten B. Mosis bemerkt wird, damit Israel überall von äußeren Erinnerungen an diejenigen begleitet werde, in deren Glaubensfußstapfen es gehen sollte.

Noch manches Andere könnten wir gegen die ganze Annahme von Michaelis geltend machen, wenn nicht das Bisherige schon hinreichend wäre. Wir könnten fragen, ob nicht, auch zugestanden, daß die Israeliten ursprünglich ein Recht an die Weideplätze Canaans gehabt, dies Recht während eines Zeitraums von einigen Jahrhunderten verjährt sey? Diese Frage könnte nur unter der Voraussetzung verneinend beantwortet werden, daß die Israeliten sich ihre Rechte vorbehalten haben. Davon findet sich aber keine Spur, so gewiß es auch ist, daß unter Israel selbst das Andenken an die göttliche Verheißung des Landes Canaan nicht unterging. Die Erzählung von Jakob's Begräbniß in Canaan beweist grade das Gegentheil. Denn hätten die Cananiter diese Begebenheit

in ihrem wahren Sinne aufgefaßt, als eine thatsächliche Erklärung, daß die Lebenden dereinst das Land besitzen sollten, wofür jetzt nur die Todten ruhten, so würden sie schwerlich so ruhig und freundlich der Sache zugesehen haben. — Ferner, je natürlicher es war, daß die Cananiter sich des angeblichen Eigenthums von Israel bemächtigten, was von diesem so lange Zeit verlassen war, desto nöthiger war es jedenfalls, daß vorher der Weg der Güte gegen sie versucht wurde. Davon finden wir aber nicht die geringste Spur. Von vorn herein geben die Israeliten ihre Absicht kund, das ganze Land einzunehmen. — Dann fragt es sich noch sehr, von alle dem abgesehen, ob es in dem Sinne Recht ist, demjenigen, welcher das Geringere vorenthält, nun auch sein unendlich bedeutenderes rechtmäßiges Eigenthum wegzunehmen, daß der Befehl dazu von Gott ausgehen kann. Ein Volk, was dergleichen aus eigenem Antriebe thäte, würden wir schon nicht für edel und großmüthig halten. Endlich aber, was die Hauptsache ist, Michaelis selbst muß zugestehen, daß von dem von ihm erfundenen Rechte der Israeliten an Canaan sich in der Schrift keine Spur findet. Das ist doch wahrlich weit bedenklicher, als er es gelten lassen will. Ist diese Deduktion zur Rechtfertigung des göttlichen Befehles erforderlich, wie sollte denn Gott es dem menschlichen Witze überlassen haben, sie zu erfinden? wie sollte in den so sehr zahlreichen betreffenden Stellen nie auf sie hingewiesen werden, da es doch wahrlich von Wichtigkeit war, den Verdacht zu beseitigen, daß Gott Ungerechtes befehle, und damit selbst das heilige Gesetz durchbreche, welches er den Seinen als unwandelbare Norm vorgeschrieben? Werfen wir noch einen Blick auf den Entstehungsgrund dieser Hypothese, so erscheint uns als solcher der Geist einer Zeit, in welcher auch bei den nicht ganz vom Glauben Abgefallenen Gott in das Jenseits zurückgedrängt und das lebendige Bewußtseyn um den lebendigen geschwunden war. Da man also das allein in ihm wurzelnde wahre Recht der Israeliten nicht erkennen und anerkennen konnte, so mußte man entweder die Rechtfertigung in dieser Beziehung und somit das ganze A. T. aufgeben, oder wenn man hiezu zu viel Glauben, oder zu wenige Kühnheit hatte, ein erdichtetes Recht auf Erden aufsuchen.

2. Eine andere Rechtfertigung versucht Faber am angef. O. Sie ist aber von der Art, daß man fast glauben sollte, sie bezwecke ihr Gegentheil, wenn nicht ihre Wiederholung durch den würdigen Heß zeigte, daß sie auch im Ernste und in redlicher Absicht vorgetragen seyn kann, freilich zugleich auch, welchen Gefahren des Irrthums auch der christliche Schriftsteller ausgesetzt ist, wenn er in einer glaubenslosen Zeit den Blick vorzugsweise nach Außen richtet, und wie Justi in der Schrift: über die den Aegyptern von den Israeliten abgeforderten Geräthe, Fft. 1777 p. 76. verlangt, es dahin bringen will, „daß auch der Gauch sagen muß: Es ist nichts daran zu tadeln," ein Bestreben, das, wenn wir auf die eigenthümliche Beschaffenheit der göttlichen Offenbarung sehen, eine Ungereimtheit in sich enthält. In der Natur und in der Geschichte soll sich die Verwirrung und die Schwierigkeit im Einzelnen nur für diejenigen lösen, welchen Gott selbst den wahren Schlüssel zum Ganzen, der durch keinen Diebsschlüssel ersetzt werden kann, mitgetheilt hat. Wir folgen bei der Darstellung dieser Hypothese Heß, welcher mehr als Faber gesucht hat, ihre Blößen zu bedecken. Wir müssen uns, sagt er, bei der Beurtheilung des Rechtes der Israeliten durchaus in die damalige Lage der Weltangelegenheiten und in die damaligen Begriffe von Recht und Unrecht und dem Verhältnisse der Völker zu einander hineinversetzen. Das Eigenthumsrecht war damals in Ansehung gewisser Güter noch lange nicht so bestimmt wie heut zu Tage. Das Mein und Dein fand noch vorzüglich bei beweglichen Sachen, z. B. Vieh, Hausgeräth und dergl., statt. Ländereien hießen und waren darum noch nicht Eigenthum, weil man eine Zeit lang allein und ungehindert Gebrauch davon machte. Das Eigenthumsrecht beruhte bloß in der Macht. Wer diese besaß vertrieb ohne Weiteres denjenigen, dessen Grundbesitz ihm anstand. Eigenthum wurden Länder erst nach und nach durch gegenseitige Verträge, kraft deren zwei oder mehrere Nachbarn gegenseitig versprachen, sich in dem Besitz des einmal Angebauten nicht zu stören. „Daraus folgt: Einem ohne besondere Veranlassung seine bewegliche Habe wegzunehmen, war unrecht, aber sich so weit in die umherliegenden Ländereien auszudehnen, als man Raum bedurfte, war nicht unrecht (wenn es auch mit Gewalt geschah), wo noch kein Verkommniß oder Grenzbündniß das Mein und Dein entschieden hatte." Was nun jeder Völkerstamm, wenn er nur nicht mit dem Nachbar in Bündniß stand, sich erlaubte, sobald ihn sein Bedürfniß antrieb, das durfte sich ohne Zweifel noch viel eher ein Volk, welches noch gar kein eigen Land hatte, erlauben. Sollte es etwa, aus Achtung gegen den Besitz, Nomadenvolk bleiben? Oder sollte es sich auf die weite See begeben, um ein noch unbewohntes Land zu suchen? Sie hatten ja an Canaan dasselbe Recht, wie die Besitzer selbst. Ebenso hätten sie sich auch Aegyptens bemächtigen dürfen, wenn sie es gekonnt. Man kann daher bei der Rechtfertigung des Verfahrens der Israeliten Gott ganz aus dem Spiele lassen. „Der Gott Abraham's machte nicht etwa durch seine Verfügung, daß es aufhörte, Unrecht zu seyn, sondern es war es in sich nicht." — „Ja, wenn die Recht hätten, die glauben, ein so kleines Land, wie Palästina, habe ein so zahlreiches Volk, wie Israel unter David und Salomo gewesen, nicht einmal beherbergen können, so dürften sie es den Israeliten nicht verdenken, wenn sie auch noch Syrien mit erobert hätten."

Soll dies eine bloße Beweisführung ad hominem seyn, so muß man zugestehen, daß sie ziemlich wohlgerathen ist. Sie fußt ganz auf den Zeitbegriffen von Recht, als bloßer menschlicher Erfindung; sie setzt voraus, daß nicht das Recht die Verträge machen, sondern die Verträge das Recht. Dennoch aber dürfte sie auch auf diejenigen wenigen Eindruck machen, welche dem Zeitgeiste in dieser Beziehung huldigen. Das Gewissen ist doch so mächtig, daß man in der Praxis nicht gleich gutheißt, was die Theorie billigt oder, consequent durchgeführt, billigen sollte, und wenn es sich schon sonst sträubt, einen Eroberungskrieg als rechtmäßig anzuerkennen, wie viel mehr denn hier, wo die ganze Sache auf Gott zurückgeführt wird. Zudem würde man geltend machen, daß das ganze Verhältniß der Patriarchen zu den Cananitern, der Kauf der Grundstücke von ihnen, das willige Begnügen mit den Landstrichen, die sie einräumten, die eigene Erklärung, daß sie nur Fremde im Lande, die Cananiter seine Besitzer seyen, eine faktische Anerkennung des Rechtes derselben sey. Man würde es unrecht finden, daß sie ohne Kriegserklärung in's Land hereinbrachen, abscheulich, daß sie die erklärte Absicht hatten, alle Landeseinwohner umzubringen, gräßlich, daß sie dieses Vorhaben auf Gott zurückführten.

Weit stärker aber sind die Bedenken, welche einem christlichen Beurtheiler aufsteigen. Er muß zuerst protestiren gegen das ganze bei Heß so oft wiederkehrende Streben, Handlungen, die nach unseren Begriffen von Recht und Unrecht verwerflich sind, daraus

zu rechtfertigen, daß diese Begriffe in damaliger Zeit noch nicht vorhanden waren. Das Gesetz Gottes ist dem Menschen in's Herz geschrieben, nie kann daher, nicht bloß im Leben ganzer Völker, sondern auch bei dem Individuum, seine Kenntniß so schwinden, daß seine Verletzung nicht mehr Sünde wäre, und sollte dies auch seyn, so wäre doch eben die Nichtkenntniß sündlich, so wie Jemand, der in Trunkenheit einen Mord begeht, dadurch nicht entschuldigt wird. Diese Ansicht bestätigt sich uns, wenn wir die in den heiligen Büchern verzeichnete älteste Geschichte mit prüfendem Auge durchgehen. Gesetzes- und Rechtsverletzungen finden wir dort nicht wenige, nie aber, daß sie mit gutem Gewissen geübt, nie, daß sie von Gott nach einem anderen Maaßstabe beurtheilt worden wären, wie in späterer Zeit, wobei man freilich in's Auge fassen muß, daß der Erzähler dies Urtheil gewöhnlich durch die Thatsache selbst aussprechen läßt, wie z. B. bei Jakob durch die auffallenden Wiedervergeltungen, welche allen seinen einzelnen Vergehungen parallel gehen, bei Abraham durch die bedrängte Lage, in die er durch seine Lüge in Aegypten gerieth. — Doch die Urheber der Hypothese drücken sich so aus, als ob noch jetzt jeder Länderbesitz nur durch Verträge moralisch gesichert werde, so daß bei dieser ihrer Kühnheit der zuerst aufgestellte Gegengrund sie hier nicht so vollkommen trifft wie anderwärts. Die anderweitigen Schwierigkeiten sind aber deshalb auch um so größer. Sie selbst müssen vor ihrer Theorie erröthen, wenn sie sie unmittelbar vor ihren Augen in die Praxis übergehen sehen. Hat doch grade das so viele nichtige Lösungen von Schwierigkeiten in den Geschichten der heiligen Schrift hervorgebracht, daß man zu sehr den Standpunkt der Gegenwart und des Lebens verließ, gar nicht bedachte, ob man denn ebenso urtheilen würde, wenn die Begebenheit sich vor unseren Augen zutrüge, was immer ein guter Prüfstein für die Richtigkeit einer moralischen Beurtheilung ist. Wer wollte es wohl unternehmen, das nach dieser Theorie vollkommen schuldlose Verfahren der Spanier in Amerika zu rechtfertigen? Wer sogar das viel weniger durch Grausamkeit befleckte der Europäischen Anbauer von Nordamerika? Wer dies wagen wollte, gegen den würden aus seinen Clienten selbst Zeugen aufstehen. Die ersten Kolonisten, welche wegen der Religion ihr Vaterland verließen und von lebendigem christlichen Geiste beseelt waren, nahmen sich kein Land wider Willen der ursprünglichen Landeseinwohner, obgleich dasselbe nur zum geringsten Theile von diesen benutzt wurde, obgleich es viel näher lag, ihr Eigenthumsrecht an die ungeheuren unkultivirten Waldungen zu bezweifeln, wie das der Cananiter an das vollkommen angebaute, regelmäßig vertheilte, sich ganz im Zustande der Kultur befindende Palästina. Und als die später einwandernden von einem anderen Geiste beseelten Haufen, zum Theil der transportirte Abschaum der Englischen Nation, ein anderes Verfahren einschlug, wurde dagegen vom Könige von England ein Verbot erlassen. Jeder Engländer, welcher weiter in die Waldungen hineindringen und sie urbar machen wollte, mußte den Platz den Wilden abkaufen, oder sich sonst mit ihnen vergleichen. — Treten wir der Sache näher, mit welchem Rechte unterscheidet man Verhältnisse ganzer Nationen zu einander in dieser Beziehung von den Verhältnissen einzelner Personen? Ist hier derjenige, der in das Eigenthum eines Anderen eingreift, ohne Rücksicht darauf, ob er dasselbe förmlich als solches anerkannt, ein Räuber oder ein Dieb, warum nicht dort? Begründet in dem einen Falle der Besitz das Recht, warum nicht in dem anderen? — Mit welchem Rechte ferner unterscheidet man bei den Völkern

selbst zwischen beweglicher und zwischen unbeweglicher Habe? Der auch außerdem nicht triftige Grund, daß bei der ersteren Mühe des Erwerbes statt gefunden, ist hier gar nicht einmal anwendbar. Denn die Cananiter hatten ja auf den Anbau des Landes, das mehr wie viele andere, wie sein jetziger Zustand ja hinreichend bezeugt, der Kultur bedarf, wenn es seyn soll, was die Schrift von ihm bezeugt, ein Land, fließend von Milch und Honig, die größte Mühe verwandt. — Es ist in der göttlichen Ordnung, deren Anerkennung jeder Menschenbrust eingepflanzt ist, begründet, daß jedes Land, wie überhaupt jede Sache, das bisher noch keinen Besitzer gehabt hat, in dem Augenblicke, wo ein Volk es in Besitz nimmt, sein rechtmäßiges Eigenthum wird. Es ist von diesem Augenblicke an als ein ihm ertheiltes Geschenk der göttlichen Vorsehung zu betrachten, so daß, wer es ihm zu entreißen sucht, wider Gott streitet. Diese Ansicht wird in der Schrift selbst mehrfach ausgesprochen. Als der Allerhöchste die Völker zertheilte und zerstreuete der Menschen Kinder, da setzte er die Grenzen der Völker. 5 Mos. 32, 8. Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Apostelgesch. 17, 26.

Nachdem also erwiesen worden, daß die Israeliten, von diesem Standpunkte aus betrachtet, kein Recht zur Einnahme Canaans hatten, verliert die ganze Ausführung, wie sie nicht aus Eroberungssucht, sondern nur aus Noth sich dieses Landes zu bemächtigen suchten, ihre Bedeutung. Sie kann dann nur dazu dienen, die Israeliten denjenigen gleich zu stellen, welche nicht aus Uebermuth, sondern aus Noth stehlen, rauben oder morden. Und auch dies wird nicht einmal vollständig erreicht, da die Noth nur in sehr unvollkommenem Sinne von ihnen prädicirt werden kann, ungefähr so, wie von einem Edelmann, der zwar seinen nothdürftigen Unterhalt hat, aber nicht standesgemäß leben kann. Der Weg nach Aegypten war ihnen nicht verschlossen; sie, die man so ungern ziehen ließ, würde man dort gern unter den früheren Bedingungen, und wahrscheinlich noch unter weit gelinderen, wieder aufgenommen haben. Welche Moral, auch die heidnische nicht ausgenommen, erlaubt aber wohl die Befreiung von eigenem Ungemach mit dem weit größeren Anderer zu erkaufen? Die Arabische Wüste hatte ihnen schon vierzig Jahre zum Aufenthalte gedient; sie konnte es auch noch länger. Und sollte ihr allmächtiger Führer nicht Mittel und Wege gewußt haben, ihnen einen Wohnsitz zu bereiten, den sie, ohne Unrecht zu begehen, einnehmen konnten?

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Litterarische Anzeige.

Der Evangelische Geistliche. Ermahnungen an Prediger, ihr Amt im Geist und in der Kraft des Herrn zu führen. Von Rich. Baxter, weiland Prediger zu Kidderminster in England. Aus dem Englischen nach der Ausgabe von 1829 übersetzt. Berlin, Verlag von G. Eichler. 1833. (Preis 15 Sgr. netto). XXIV und 197 S. 8.

Dies ist ein Buch, welches wir unseren Lesern, Geistlichen und Laien, vorzüglich aber den ersteren, recht angelegentlich empfehlen. „Hart muß das Herz des Predigers seyn," sagt der Englische Herausgeber, „der es lesen kann, ohne tief bewegt und erschüttert zu werden; hart muß sein Herz seyn, wenn er dadurch nicht zu

größerer Treue, Sorge und Thätigkeit erweckt wird, Christo Seelen zu gewinnen. Es ist ein Buch, das werth wäre, mit goldenen Buchstaben gedruckt zu werden; das in jedes Geistlichen Herz eingeschrieben werden sollte."

Der Verfasser dieses Buches, welches ursprünglich unter dem Titel Gildas Salvianus erschien, ist einer jener apostolischen Männer, welche die Kirche von England in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zierten, ehe die Restauration sie wegen ihrer Bedenken gegen die Bischöfliche Kirchenverfassung und den Mangel an Kirchenzucht in der Landeskirche aus ihren Aemtern trieb. Es vereinigt sich in ihm und einigen ähnlichen Männern dieser Zeit manches von den Vorzügen unserer Reformatoren und der Pietisten des 17ten Jahrhunderts; jene Frische und Lebendigkeit, mit der sie sich auf die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, als auf den Grund aller Heilslehre, zu erbauen wußten, und jener heilige, durchdringende Ernst und Eifer, womit sie für Gottes Ehre und die Heiligkeit seiner Gebote stritten; die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo bewahrten, ohne den „dunkeln Schatten des Antinomismus," der sie so häufig begleitet. — Schon die Art, wie dieses Buch entstand, ist merkwürdig. Der Verf. erzählt in seiner Zueignung an die Geistlichen von Großbritannien und Irland (S. XI.), vor einiger Zeit habe der Herr in den Geistlichen der Grafschaft Worcester und einigen umliegenden Gegenden das Bewußtseyn erweckt, daß sie verpflichtet seyen, alle einzelne Glieder ihrer Gemeinden, die nicht hartnäckig ihren Dienst von sich weisen würden, zu unterrichten und zu ermahnen; sie hätten eine Uebereinkunft aufgesetzt und unterzeichnet, welche den Vorsatz enthielt, dieser Pflicht künftig treuer nachzukommen; aber (und dies zeigt uns recht den Vorzug des praktischen Ernstes in der Gesinnung Englischer Christen vor uns Deutschen) sie mochten nicht eher an's Werk gehen, bevor sie nicht feierlich vor dem Herrn sich gedemüthigt, und ihn wegen ihrer bisherigen großen Versäumnisse um Vergebung gebeten hätten. Deshalb kamen sie denn am 4. December 1655 zu Worcester zusammen, und R. Baxter sollte eine Ermahnungsrede ihnen halten; aber Krankheit hielt ihn davon ab, und die ohnehin etwas lang gewordene Predigt wurde nun als Abhandlung gedruckt. Ihr Text ist Apostelgesch. 20, 28.: „Habt Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde, unter welche euch der heilige Geist zu Bischöfen gesetzt hat, zu weiden die Gemeinde Gottes, die er mit seinem eigenen Blute erworben hat." Der erste Theil handelt von dem Achthaben auf sich selbst, der zweite von dem Achthaben auf die ganze Heerde; darauf folgt eine Anwendung, worin ernst und scharf die vornehmsten Sünden des geistlichen Standes gerügt, und auf Treue und Fleiß in der Ermahnung und dem Unterrichten der Einzelnen kräftig gedrungen wird. — Gewaltig und herzerschütternd sind die Ermahnungen des ersten Theils. „Habt Acht auf euch selbst, daß das Werk der Gnade zu Stande gekommen sey in euch!" ruft er zuerst den Predigern zu, und malt mit lebendigen Farben das innere Elend eines unbekehrten Predigers. „Zittert ihr denn nicht davor, daß ihr, wenn ihr die Bibel aufschlaget, dort euer Verdammungsurtheil findet? Denket ihr denn nicht daran, daß, wenn ihr eure Predigten niederschreibet, ihr den Verhaftsbefehl für eure eigenen Seelen aufsetzet? Fürchtet ihr denn nicht, indem ihr Anderen die Sünden vorhaltet, die Last der eurigen zu vermehren? . . . . Ja, ein unbekehrter Prediger ist eines der unseligsten Geschöpfe auf Erden, und doch empfindet er gewöhnlich diese Unseligkeit sehr wenig; denn er hat so viele Flittern, die dem Golde der göttlichen Gnade ähnlich sehen, so viele Glassteine, die den christlichen Edelsteinen gleichen, daß er nur selten bekümmert ist über seine Armuth, sondern denkt, er sey reich und habe gar satt, während er doch arm und elend, blind und bloß ist. Er kennt die heilige Schrift, er verrichtet äußerlich seine Pflichten, er lebt in keiner offenbaren, schändlichen Sünde, er dienet an Gottes Altar, er hält Anderen ihre Sünden vor, und predigt Heiligkeit des Herzens und des Lebens — sollte ein solcher Mann denn nicht selbst heilig seyn? Ach, was für ein gehäuftes Elend ist es, mitten im Ueberfluß zu darben; zu hungern mit dem Lebensbrodt in der Hand, indem wir Anderen es anbieten, ja sie dazu nöthigen!" (S. 5.). Er erstreckt dies „Achthaben auf sich selbst" dann ferner darauf, daß die empfangene Gnade wirksam in ihnen sey, daß ihr Wandel ihrer Lehre nicht widerspreche, und daß sie nicht in den Sünden leben, gegen die sie predigen. Es werden dann ferner die Beweggründe zusammengestellt, die zu diesem Achthaben antreiben sollen: Auch Prediger haben Seelen zu verlieren und zu erretten; auch sie sind von Natur verderbt, wie Andere, sie sind größeren Versuchungen ausgesetzt, Vieler Augen sind auf sie gerichtet, ihre Sünden sind gehässiger als Anderer Sünden, ihr Werk erfordert größere Gnadengaben, des Herrn Verherrlichung ist ihnen mehr, als Anderen, anvertraut, und der Erfolg ihrer Arbeiten hängt sehr davon ab. Jeder dieser acht Punkte wird lebendig und kräftig erörtert, ganz vorzüglich aber der letzte. „Lebet ihr ungöttlich, und ermahnet euer Haus nicht zur Furcht Gottes, und bekämpfet die Sünden eurer Gesellschafter nicht, und setzet dem Strom des eiteln Geschwätzes keinen Damm entgegen, so ist es grade, als predigtet ihr, alles dies sey unnütz; ja, ihr thut damit noch mehr Schaden, denn ihr machet, daß die Leute von Anderen, die besser sind als ihr, übel denken und reden. Sie geben euch gern Erlaubniß, gegen ihre Sünde und von der Gottseligkeit auf der Kanzel zu reden, so viel ihr wollt, wenn ihr sie nur nachher in Ruhe lasset, und lustig und zuthulich seyd nach der Predigt, und sprechet, wie sie sprechen, und lebet, wie sie leben. Denn sie sehen die Kanzel an wie eine Schaubühne, wo die Prediger auftreten und ihre Rolle spielen müssen, und eine Stunde lang die Erlaubniß haben, zu reden, was sie wollen; und auf das, was ihr saget, achten sie nicht, bis ihr ihnen persönlich, in's Angesicht, saget und zeiget, daß ihr, was ihr predigtet, auch in vollem Ernste meintet. Wird der nun wohl in seinem Amte vielen Erfolg haben, der eine Stunde am Sonntag für Christum spricht, und durch sein Leben die ganze Woche wider ihn predigt?" (S. 42 f.)

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 30. Januar. № 9.

Litterarische Anzeige.

Der Evangelische Geistliche. Ermahnungen an Prediger, ihr Amt im Geist und in der Kraft des Herrn zu führen. Von Rich. Baxter, u. s. w. u. s. w.

(Schluß.)

In dem zweiten Abschnitt redet er vom Achthaben auf die ganze Heerde; zuerst von dem Gegenstande derselben, und zwar der Aufsicht über die ganze Heerde und aller einzelnen Klassen derselben: die Unbekehrten, die Erweckten, die Bekehrten, die Familien, die Kranken; sodann über die besondere und die öffentliche Ermahnung einzelner Unbußfertiger, und ihre Ausschließung. Man sieht das von Liebe zu Christo und den von ihm erlösten Menschen glühende Herz des Verfassers, besonders in der Ermahnung an seine Brüder, in der Erweckung und Bekehrung der Unbekehrten Treue zu beweisen. „Es ist etwas so unbeschreiblich Trauriges, Menschen in einem Zustande zu sehen, in welchem sie, wenn sie sterben, ewig verloren gehen, daß es mich dünkt, wir könnten sie gar nicht sich selbst überlassen, was wir auch sonst zu thun haben mögen. Ich gestehe, daß ich oft mich getrieben fühle, Bemühungen zur weiteren Förderung der Gläubigen zu unterlassen, weil mich die schreiende Noth der Unbekehrten zu sehr drängt. Welcher Mensch kann es doch wohl über's Herz bringen, vor einer Versammlung von unwissenden, fleischlich gesinnten Sündern, die, wenn sie sich nicht bekehren, in die Verdammniß fahren, von Controversen, oder subtilen Untersuchungen oder selbst Wahrheiten von geringerer Wichtigkeit zu predigen! Mir ist, als sähe ich sie schon in das Elend ohne Ende übergehen! Mir ist, als hörte ich sie um Hülfe, um schleunige Hülfe schreien! Ihr Elend redet um so lauter, weil sie kein Herz haben, das selbst um Hülfe bittet. Oft wußte ich wohl, daß ich unter meinen Zuhörern einige von feinerer Bildung und höheren Ansprüchen hatte, die nach Seltenheiten fragten, und geneigt waren, Prediger zu verachten, wenn sie ihnen nicht etwas über das Gewöhnliche Erhabenes vorsetzten, und doch konnte ich in meinem Herzen keine Erlaubniß finden, von der schreienden Noth der Unbußfertigen abzusehen, um jenen zu genügen, ja nicht einmal an die Befestigung der Gläubigen und ihr Wachsthum in der Gnade besonders zu denken" (S. 52 f). — Hierauf folgt eine Unterabtheilung: Von der Art und Weise der Aufsicht über die Heerde. Das Predigtamt muß allein um Gotteswillen, es muß eifrig und thätig, es muß mit Weisheit und Ordnung, mit Hervorhebung der Hauptsachen, mit einer einfältigen und deutlichen Lehrweise, in großer Demuth geführt werden. Ueber den letzteren Punkt sagt der Verf. (S. 82.): „Auch zu den Kleinsten müssen wir uns auf's Sanftmüthigste und Freundlichste bücken, und immer so lehren, daß wir von Jedem zu lernen bereit sind, und daher immer lehren und lernen zugleich; nicht unsere Weisheit für unfehlbar achten, und Alles von uns weisen, was ihr entgegen ist, als ob wir auf dem Gipfel der Erkenntniß ständen und prädestinirt wären, immer auf dem Lehrstuhle zu sitzen, und alle anderen Menschen zu unseren Füßen zu haben. Hoffahrt paßt schlecht für Leute, die auf dem Wege der Selbstverläugnung und Demuth Andere in den Himmel weisen sollen. Gott, der einen stolzen Engel aus dem Himmel stieß, wird sicherlich keinen stolzen Prediger darin aufnehmen." — Unter den aus dem Text entnommenen Beweggründen zur Treue in der Aufsicht ist besonders ergreifend, was er von dem Preise sagt, der für die Gemeinde Gottes gezahlt worden ist. „O meine geliebten Brüder! Lasset uns denn diese mächtigen Worte Jesu hören, wenn wir jemals träge und sorglos werden: „„Wie? Ich bin für diese Seelen gestorben, und du willst nicht einmal über sie wachen? Ich habe sie meines Blutes werth geachtet, und du hältst sie nicht deiner Arbeit werth? Ich bin vom Himmel auf die Erde gekommen, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, und du willst nicht in das nächste Dorf, die nächste Straße, das nächste Haus gehen, um sie zu suchen? Wie gering ist deine Arbeit, wie wenig brauchst du hinabzusteigen im Vergleich mit mir? Ich erniedrigte mich selbst und nahm Knechtsgestalt an, um dies Werk auszuführen; für dich ist es aber schon eine Ehre, wenn du nur dazu angestellt wirst!"" Jedesmal, wenn wir von der Kanzel auf unsere Gemeinde blicken, oder wenn sie, im Ganzen wie im Einzelnen, an unseren Geistesaugen vorübergeht, lasset uns doch bedenken, daß Christus sie mit seinem Blute erworben hat, und daß wir daher nicht zärtlich, nicht inbrünstig genug sie lieben können!"

Doch wir wollen unsere Auszüge nicht fortsetzen, da das Bisherige schon hinreichen wird, unsere Leser auf dies herrliche

Buch aufmerksam zu machen. Sollte es sich recht verbreiten, so hoffen wir ganz vorzüglich auf den Segen von der Beherzigung desselben, daß unseren Predigern, mehr als bisher, jeder Einzelne in ihren Gemeinden als einer erscheinen wird, von dessen Blut sie dereinst Rechenschaft zu geben haben; daß sie, mehr als bisher, daran denken werden, daß ihr Predigen und Wirken nicht bloß mancherlei Nutzen für ihre Zuhörer haben soll, sondern dazu bestimmt ist, sie vom ewigen Tode und Verderben zu erretten; und daß sie daher, mehr als bisher, auf die vielen Mittel, die ihnen zu diesem Zwecke zu Gebote standen, sich werden aufmerksam machen lassen, ganz besonders auf die von Baxter so nachdrücklich und lehrreich dargestellte und eingeschärfte Pflicht des Ermahnens und Unterrichtens aller Einzelnen in ihren Gemeinden. Welche fast unglaubliche Vorwände werden doch gesucht, um dieser Pflicht sich zu entledigen. Behauptete doch einmal sogar ein Geistlicher, bei uns habe das Allgemeine Landrecht die Seelsorge unmöglich gemacht, weil darin verordnet wird (was sich ohnehin von selbst versteht), daß ein Prediger sich nicht unter dem Vorwande der Seelsorge in die Familienangelegenheiten gewaltsam eindrängen dürfe! Von diesen und ähnlichen Ausflüchten gilt, was Baxter in seiner Zueignung sagt (S. XXI.): „Ich weiß wohl, fleischliche Klugheit wird es nie an schönen Vernunftgründen fehlen lassen, um der Wahrheit, die ihr zuwider ist, zu widersprechen. Aber glaubt ihr wohl, daß ihr dereinst mit Wohlgefallen auf die Unterlassung dieser Pflicht werdet zurückblicken oder Gott davon Rechenschaft geben können? Gott wird sicherlich den Heuchlern, die gegen ihre Ueberzeugung sich entziehen, zu erkennen geben, daß er sich nicht spotten lasse. Wehe ihnen, wenn sie Rechenschaft geben sollen von dem Blute derer, die ihnen anvertraut waren! Dann werden ihnen die Gründe gegen jene Verpflichtung, die ihnen hier gut schienen, nicht mehr haltbar dünken. Alle meine Ermahnungen werden am Tage des Gerichts und im Lichte der Ewigkeit erst ihre volle Stärke bekommen!“ Mögen diese Donnerworte des apostolischen Mannes viele harte Herzen unter uns erschüttern, mögen seine liebevoll dringenden Ermahnungen und Bitten bei recht Vielen Gehör finden!

Wir machen zugleich darauf aufmerksam, daß das geschmackvolle Aeußere des Buches und sein geringer Preis es vorzüglich zu Geschenken geeignet macht. Der Englische Herausgeber fordert in der Vorrede alle reichere Leute unter den Jüngern des Herrn auf, dies Buch wo möglich jedem Prediger in ihrer Nähe in die Hände zu geben; möchte das bei uns Nachahmung finden! Der starke Absatz, den, wie wir hören, in den drei Wochen, seit das Buch erschienen ist, es hier in Berlin schon gehabt hat, berechtigt uns zu schönen Erwartungen für seine gesegnete Verbreitung.

Litterarische Anzeige.*)

Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Nebst der Geschichte des Israelitischen Volks und einem Ueberblick der christlichen Kirchengeschichte Von Joh. Friedrich v. Meyer, Dr. der Theologie. Kempten, bei Tob. Dannheimer. 1832.

Ein sehr merkwürdiges und wichtiges Buch für Gläubige und Ungläubige, für denkende und forschende Christen aller Confessionen, dessen eigentliche Beurtheilung und Würdigung zwar

*) Eine Anzeige desselben Buches von anderem Standpunkte aus hoffen wir später liefern zu können.

Anmerk. der Red.

nicht wohl in das Gebiet der Ev. K. Z. gehört, welches zu berücksichtigen und anzuzeigen sie aber auch, um seiner Bedeutsamkeit willen unter den neuesten Zeugnissen des Glaubens, nicht unterlassen darf, denn der gemeinsame Glaubensgrund in der Hauptsache gilt billig mehr, als die sonstige Verschiedenheit zwischen den Standpunkten des Verfassers und der Redaction dieses Blattes. Darum übernimmt es der hier offen Unterzeichnete, auch die Leser der Ev. K. Z. auf die Erscheinung dieses Buches, das schon viel Eingang gefunden, so wie Lob und Tadel erfahren hat, und jedenfalls noch weit mehr Aufmerksamkeit erregen wird, hinzuweisen, inwieweit es ihm vergönnt und schicklich ist; er hält dies für eine Pflicht der Wahrheit und Liebe, welcher er sich, nachdem er bisher auf andere Stimmen gewartet, nicht länger entziehen mag.

Das, wie die ersten Worte der Vorrede versichern, auf öfteres Verlangen geschriebene Buch, ist gewissermaßen ein letztes, zusammenfassendes Zeugniß und Bekenntniß eines Mannes, der in der Zeit des wieder erwachenden Glaubens mit am ersten für die alte, verkannte Wahrheit, zu deren Erkenntniß ihn Gott geführt hatte, seine Stimme erhob, und seit der Erscheinung seines „Lichtboten“ (Frankfurt bei Herrmann, 1806) in mancherlei Weise, größtentheils in den nun mit der elften Sammlung geschlossenen „Blättern für höhere Wahrheit“ dem verirrten Zeitalter das Licht der Erkenntniß aus Gottes Wort anzuzünden, nach seiner reichen Gabe getreulich bemühet war; der sich vor einiger Zeit in dieser Zeitung nicht ohne Fug und Grund auf seine dreißigjährige Führung in den Wegen Gottes berufen durfte. Er sagt selbst in der, wie ein Abschluß mit dem Publikum gestellten Vorrede zu der vorhin erwähnten elften Sammlung seiner Blätter, daß der „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre“ als zwölfter Theil dazu betrachtet werden könne. Zunächst also für seine Freunde und Leser und Alle, die bisher von ihm lernen wollten, ist diese Glaubenslehre als eine Art Privat-Confession geschrieben, aber freilich auch Jedermann vorgelegt, der jetzt wiederum auf seine Stimme hören und seine Ueberzeugungen über den christlichen Glauben im Zusammenhange vernehmen will. Jedenfalls ein sehr eigenthümliches Buch, wie der ganze Mann in seiner Entwickelung und Richtung und in seinem Verhältniß zum Zeitalter dasteht. Nicht ein Compendium doctrinae in der Schulform, vornehmlich für die Schulgelehrten, denn der Verfasser ist kein Freund der Scholastik, ihrer vorgefaßten systematischen Begriffe, ihres voreiligen Abschließens und daraus entspringenden Wortstreites; das Buch, woraus er fortwährend und immer tiefer dringend Alles lernt, ist die Bibel, und das Muster, wonach er seine Darstellung bildet, ihre Sprache. Aber auch keine leichte, vorwiegend praktische Schrift zur Belehrung und Erbauung der einfachen Gläubigen, denn der Verf. ist nach seiner Gabe zur Förderung der Erkenntniß in ihren, nicht Jedermann zugänglichen Tiefen angewiesen, und reicht hier für Denker und Forscher jeder Schule und jeden Faches die Resultate seines, mit aller menschlichen Wissenschaft wohl vertrauten Forschens dar. Also einerseits, wie Manche sagen werden, unwissenschaftlich, denn er wollte geflissentlich keine Bücher anführen, als die heilige Schrift; aber doch sehr wissenschaftlich, sogar sehr philosophisch und spekulativ, nämlich im Lichte des Glaubens durch den heiligen Geist, dessen Erleuchtung alles menschliche Denken vollkommen regelt und ihm die würdigsten Gegenstände erschließt, dabei fast keine Seite ohne reichliche und gewählte Schriftstellen, welche den Grundfaden der ganzen im Text verwobenen Entwickelung bilden. Auf weitläuftigen Streit mit Andersdenkenden läßt sich

der Verf. in dem überhaupt sehr gedrängt abgefaßten Buche wenig ein, und gibt mehr Aussprüche und Zeugnisse zur Anregung und Richtung des eigenen Forschens, als Auseinandersetzungen und Erklärungen zur ausdrücklichen vollen Verständigung; wer aber mit Nachdenken lieset, wird überall mit wenig Worten Grund und Rechenschaft genug gegeben finden, namentlich auch durch den, ein System, wie irgend ein anderes, darstellenden Zusammenhang des ganzen Buches, das für den ersten Eindruck wie überwältigend aus Einem Gusse fließt. Die Terminologie und Ausdrucksweise ist, wie gesagt, nicht die in der Schulform hergebrachte, daher die daran Gewöhnten in ihrer Art mit Recht die erforderliche Bestimmtheit der Begriffe vermissen mögen; aber desto kräftiger und gewaltiger ist die Sprache, welche dem Verf. verliehen ist, desto geeigneter, auch so Viele anzuziehen, welche die Rede der Schule mehr zurückzustoßen pflegt, und auf alles Wesentliche, was die Schultheologie aufgestellt hat, wird überall die gebührende Rücksicht genommen, um das Gesagte damit in lebendige und deutliche Verbindung zu setzen. So kommt ferner, was ein großer Vortheil dieser Methode ist, gar Manches in dem Buche zur Sprache, was sonst in einer Dogmatik keinen Platz finden kann, und doch vermöge des innigen Zusammenhanges der Theologie mit allen anderen Wissenschaften, so wie der nothwendigen Beziehung des Einen, Höchsten auf alle Gebiete menschlichen Strebens, eigentlich wirklich hinein gehöret; namentlich werden hier und da sehr passende und überführende Analogien aus anderem Bereiche vorgeführt. Endlich, um nach allen diesen vorläufigen Beschreibungen den Hauptcharakter des Buches zu bezeichnen: diese Glaubenslehre ist biblisch, alt- und rechtgläubig durch und durch im wahrsten Sinne des Wortes, gibt nicht bloß Zeugniß und Bekenntniß, sondern auch Grund und Aufschluß und sehr überführende Rechenschaft von allen Hauptwahrheiten der Offenbarung, legt den Weg des Heils in Christo für den ganzen Menschen und die Menschheit mit solcher nachdrücklichen Bestimmtheit vor Augen, wie es nicht häufig vorkommt; aber sie ist freilich nicht in allem Einzelnen symbolisch-orthodox, sie ist nicht Lutherisch- oder auch Evangelisch-kirchlich im engeren Sinne des Wortes, sondern steigt selbstständig frei und kühn in manche, bisher weniger angebaute Tiefen des Schriftwortes, und lieset da, was sie eben mit ihrem Auge findet, ohne dabei genau nach dem, was diese oder jene Kirche etwa gesetzt hat, zu fragen. Sie wandelt über den Schranken der Confessionen einher, und redet ihr freundliches oder feindliches Bruderwort zu Allen, die Christen heißen und seyn wollen, ohne Unterschied; sie glaubt auch nicht verkennen und verwerfen zu dürfen, was irgend eine Parthei oder Confession bekennet und bewahret, sobald sie es als in der Schrift begründet erkennt, und sollte auch der eigenen Confession Lehre dadurch berichtiget werden. Hier lassen wir die kurze Vorrede selber reden: „Das Buch kann denen nicht gefallen, welchen ihre Vernunft, noch auch denen, welchen ihre Kirchensatzungen für Offenbarung oder ihr gleich und höher gelten. Ich lasse allen Mitteln der Erkenntniß und des Unterrichts ihren verdienten Werth; aber sollen sie den, der zur Freiheit in Christo berufen ist, nicht beschränken und einseitig machen, so bedarf er daneben der Salbung, die in Verbindung mit dem Worte Gottes heute noch Alles lehrt, und des Geistes, der über den Sinn des Wortes richtet. Das Recht, das sie gibt, räume ich dem Leser auch willig gegen mich ein, vielmehr ich ermahne ihn, sich dessen zu bedienen." Und weiterhin: „Nicht in uns von Natur, aber in uns durch die Gnade, haben wir die Wahrheit zu suchen. Wir werden dann finden, daß wir niemals fertig sind, aber daß auch nicht ausbleibt, was uns mehr und mehr vervollständigen kann. Das Unendliche kann nie abgeschlossen und die Einheit nie getheilt seyn. Gottes Weisheit aber ist unendlich, und Christus ist nur Einer. Die auf der Reise zusammentreffen, halten einander ihre Pilgerkleider zu gut, und fragen nur nach der Gesundheit; alle Kirchen sind Pilgerinnen nach dem heiligen Lande."

Diese letzten schönen Worte, wohl eine der treffendsten Empfehlungen des rechten Indifferentismus, bezeichnen die ganze Schrift und ihren Geist. Der Verf. äußert sich darüber S. 14. 15. ferner: „Die Theologie haftet entweder streng an den Bestimmungen der christlichen Confessionsschriften (ist symbolisch in besonderem Sinn, wodurch denn so viele Theologien, doch meist nur in Nebenlehren, entstehen, als Kirchen sind), oder sie ist lehrfrei im besseren Sinne des Worts (zuweilen kirchlicher Indifferentismus genannt, aber durch die heilige Schrift selbst befohlen, 1 Cor. 3.), mit alleiniger Abhängigkeit von dem geschriebenen Wort (reinbiblisch), und mit Auswahl des Guten in allen einzelnen Confessionen (eklektisch). Da es im Wesen nur ein einziges Christenthum gibt, so sind alle Kirchensymbole nur als Bestrebungen anzusehen, seine Wahrheiten zu befestigen, und bleiben als menschlich einem erleuchteten Urtheil nach dem allgemeinen Kanon unterworfen; daher diese symbolische Theologie durch bloß kirchlichen Rechtglauben den Wachsthum in der Erkenntniß (die subjektive Perfektibilität des Christenthums) hemmt. Vielmehr ist ohne willkührliche Auflösung des Bandes der gesonderten Kirchen oder eigensinnige Absonderung von ihnen (Separatismus), durch gemeinschaftliche Annäherung und Festhalten an der centralen Wahrheit die Einheit des Glaubens in Liebe zu befördern. Eph. 4, 13 — 16. Es gibt endlich eine rechtglaubige (orthodoxe) Theologie, und eine andersglaubige, irrglaubige (heterodoxe, häretische), die man ehedem nach den Kirchensymbolen bemaß, billig aber allein nach demjenigen bemessen kann, was das geschriebene Wort und die Uebereinstimmung der erleuchtetsten Lehrer aller Jahrhunderte in dessen Auslegung, und zwar in Betreff der Hauptdogmen mit sich bringt, da eine Gleichheit in allen Lehrpunkten, deren Zahl auch nie geschlossen werden kann, der menschlichen Unvollkommenheit und dem jetzigen Zustand der christlichen Gemeinde nicht zuzumuthen und durch äußere Wortbestimmungen niemals zu erringen ist."

Wir sind überzeugt, daß auch die Meisten unter den eifrigsten Freunden der symbolischen Theologie gegen diese Erklärungen im Allgemeinen nichts einwenden können oder wollen, und wirklich noch heute Jedem das Recht zugestehen, aus hellem Schriftgrunde die kirchliche Auffassung zu ergänzen und zu berichtigen. Es kommt dabei nur darauf an, was einem Jeglichen als heller Schriftgrund erscheint; und weil hierin die Augen nun einmal verschieden sehen, so lasse man Jedem die Freiheit, sich sein eigenes Auge auf's Beste salben zu lassen, und streite, wo es Noth thut, aber in Liebe, um Alles, worin man verschiedener Meinung ist, und um so mehr in Liebe, je wichtiger die Uebereinstimmung in den Grundlehren ist, wie vor Gott, so der Welt gegenüber. Möchte doch Meyer's Glaubenslehre von allen Christen mit diesem Sinne gelesen, und so unbefangen beherziget und nach eines Jeden Erkenntniß zurechtgelegt werden! Dann wird es den Evangelischen kein Aergerniß geben, wenn sie hie und da von der Lehrweise ihrer Kirche abweicht, wie z. B. in den Ausdrücken über die Dreieinigkeit, den natürlichen Zustand des Menschen, die Zurechnung der Sünde Adam's, und sich sogar freundlich zu den Katholiken neiget, wie z. B. in dem Abschnitt von den

Sakramenten, was den Streit um deren Zahl betrifft; wird doch sonst entschieden genug gegen die wesentlichen Irrthümer des Katholicismus protestirt. Dann werden es die Leser nicht gleich gar übel nehmen, wenn der Verf. nach ihrer Meinung zu theosophisch wird und über die Grenzen allgemein gültiger Erkenntniß und Schriftauslegung hinausgehet; denn sie würden doch wohl, wenn sie ihren Theils dergleichen deutlich in der Schrift zu lesen glaubten, auch das Recht freier Rede darüber in Anspruch nehmen, und es stehet ja eben jedem Leser frei, sich für oder wider solche besondere Ansichten zu überzeugen. Es könnte sich wohl treffen, daß Manches, was man als Meyer's Meinung anzusehen und dem Manne höchstens zu Gute zu halten bisher gewohnt war, sich einem recht unbefangenen Leser seiner Glaubenslehre in so klar begründetem Zusammenhang darstellte, daß es nun auch seine Meinung würde, vornehmlich, was über die ersten und letzten Dinge der Menschheit, über Paradies und Hades und die verschiedenen Zukunften Christi gelehrt wird. Es kann und wird sich nicht minder treffen, daß der Verf. in manchen Stücken manche Leser auch jetzt nicht überzeugt: lassen wir ihm dann, was er aus der Schrift zu erkennen glaubt, und freuen wir uns des Vielen, worin er uns belehret oder befestiget! Es möchte auch nicht an anderen Lesern fehlen, denen eben da noch zu wenig gesagt ist, wo die Einen schon zu viel finden; denn das kann Ref. nach seiner Kenntniß der Schriften und Anschauungen des verehrten Mannes versichern, daß er mit großer Bescheidenheit in dieser Glaubenslehre sich an die rein-biblischen Hauptsachen gehalten, und gar Vieles, davon er sonst ein Mehreres zu sagen wüßte, verläugnet und unterdrückt hat. Wohin namentlich die sehr unvorgreifliche Aeußerung einer Hoffnung auf allgemeine Wiederbringung am Schlusse des Buches zu unserer Freude gehört.

Das sey denn genug, um das Buch anzuzeigen und aufmerksam darauf zu machen. Mehr als das wollen wir nicht. Eine ausführlichere Inhaltsanzeige scheint hier nicht am Platze; eine in's Einzelne gehende Beurtheilung mag öffentlich unternehmen, wer sich Meister genug dazu fühlt durch Gottes Gnade; auch bezeichnende und einladende Stellen noch weiter auszuziehen, ist bei dem vollen Reichthum des auf allen Seiten Gegebenen nicht wohl thunlich. Wir bitten nur schließlich, daß man beachten und lesen, willig lesen möge, und hoffen dann eine gesegnete Wirkung des Buches nach vielen Seiten hin; denn es ist ein neues, kräftiges Ferment des Glaubensgeistes für die Entwickelung unserer Zeit. Der Vollständigkeit wegen ist noch zu erinnern, daß die (aus der 1sten Ausgabe des 1sten Bandes von Schlosser's Weltgeschichte wieder abgedruckte) Geschichte des Volkes Israel und der neu hinzugefügte (ganz kurze) Ueberblick der christlichen Kirchengeschichte eine dankenswerthe Zugabe ist wie für ungelehrtere Leser, so zur deutlicheren Einsicht in den allgemeinen Standpunkt des Verf. für Jedermann. R. Stier.

Nachrichten.

(Bern.) Den 5. September des letzten Jahres feierte die Evangelische Gesellschaft von Bern ihren ersten Jahrestag. Die zahlreiche Versammlung bestand großentheils aus Gläubigen von der Landschaft, die aus allen Theilen des Kantons gekommen waren. Unter ihnen waren einige durch ihren Eifer bekannte Pfarrer. Auch war der Missionar Gerber gegenwärtig, der aus Sierra-Leone zurückgekommen war, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Nach dem Eröffnungsgebete des Herrn Pfr. König von Stettlen bei Bern, verlas der Präsident, Herr Stettler von Rodt, den Rapport des Committees, der einige interessante Angaben über den Stand des Reiches Gottes in diesem Kantone enthält.

Die Nothwendigkeit einer Evangelischen Gesellschaft in Bern leitete der Rapport aus dem traurigen religiösen Zustande der Bevölkerung des Kantons ab. Die Sitten verschlimmern sich, die Lehren des Evangeliums werden verkannt, gefährliche Irrthümer treten an ihre Stelle, abscheuliche Sekten pflanzen sich fort, und mitten unter allen diesen Uebeln bleiben die Gläubigen von einander gesondert, ohne sich zu kennen, oder getrennt durch Verschiedenheit in untergeordneten Punkten.

„Seit alten Tagen hat der Herr immer einiges christliche Leben in unserer Stadt erhalten; dasselbe wurde besonders vor funfzehn Jahren unter denjenigen Einwohnern, welche die Französische Sprache reden, und sich der Erbauungsmittel bedienen konnten, die ihnen damals angeboten wurden, auf's Neue erweckt. Welches Leben offenbarte sich nicht damals unter den Gläubigen, wie einig waren sie nicht, welche Bruderliebe herrschte nicht unter ihnen! Aber bald erkaltete diese Liebe, und die Einigkeit schwand allmählig. Die zahlreichen und gesegneten Versammlungen lösten sich nach dem Rang der Theilnehmer in kleine Gesellschaften auf. Von da an unterschied man unter den Gläubigen Berns die „„von der Französischen Erweckung"" und die „„von der Deutschen."" Die Ersten waren den in der Französischen Schweiz vorgetragenen Lehren zugethan [mit Hervorhebung der Gnadenwahl], die Anderen denjenigen, welche die Christen in Basel und Deutschland gewöhnlich bekennen [mit Hinneigung zum Semipelagianismus]. Dies verursachte zahlreiche Streitigkeiten. Dazu kamen die Verschiedenheit des Standes, und späterhin noch einige sehr traurige Ereignisse. — Anderentheils schieden sich die Gläubigen von der Landschaft in „„Brüder vom Oberlande"" *) und „„Herrnhuter,"" welche Klassen beide in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts entstanden waren. Obgleich sich beide auf den einzigen Grund, Jesum Christum, gründen, so waren sie doch unter sich durch einige äußere Formen und durch einige Ausdrücke geschieden, und lebten nicht in enger Vereinigung. — Endlich kannten die Gläubigen in der Stadt die auf dem Lande sehr wenig; kaum ließen einige Privatverbindungen mit den letzteren ihre Existenz vermuthen."

Nach diesen Worten erklärte sich der Rapport über den dreifachen Zweck der Gesellschaft: die Gläubigen im Umkreis der Reformirten Kirche zu vereinigen, die reine Evangelische Lehre aufrecht zu erhalten, zur Ausbreitung des Reiches Gottes in der Ferne und Nähe mitzuwirken. Unter den Mitteln, welche die Evangelische Gesellschaft bisher anwandte, bemerken wir außer den öffentlichen Erbauungsstunden, den Missionsversammlungen, der Austheilung von Bibeln und Traktaten (von letzteren wurden in dem einen Jahre 12309 vertheilt), besonders die Besorgung einer neuen Auflage der Helvetischen Confession (Deutsch, alte und neue Uebersetzung, 2000 Exemplare) und des Heidelberger Katechismus. — Auch hofft die Gesellschaft bereits gesegnete Spuren ihrer Wirksamkeit zu erblicken. Es scheint sich mehr religiöses Leben zu zeigen, die Gläubigen vereinigen sich, Andere werden aufmerksam und suchen den Herrn, man vernimmt weniger Streitigkeiten über untergeordnete Punkte. — Die Hülfsgesellschaften für die Landschaft haben sich bereits gebildet (unter Anderem zu Thun); andere sind bereits im Entstehen. — Unter den nachfolgenden Reden machte die Ermahnung des Herrn Pfr. Lauener von Lauterbrunnen einen tiefen Eindruck auf die Versammlung.

(Aus der Feuille Religieuse du C. de Vaud.)

*) Eine Geschichte dieser „Brüder vom Oberlande" oder „vom Heimberg" würde sehr interessant seyn. Sie sind die Ueberbleibsel einer großen Erweckung, die vor hundert Jahren durch den treuen Prediger Lutz (Lucius) bewirkt worden war. Sie waren immer unter'm Kreuze, hörten aber nicht auf, Versammlungen zu halten, und gaben dreimal Glaubensbekenntnisse heraus, um die schändlichen Anklagen ihrer Feinde zu widerlegen, die sie mit den Nicolaitischen Sekten verwechseln wollten, die leider noch bis jetzt im Kanton Bern existiren.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 2. Februar. № 10.

Die Rechte der Israeliten an Palästina.

(Fortsetzung.)

3. Wir kommen nun zu einer Lösung, die schon dadurch die größte Beachtung verdient, daß sie nicht als das Eigenthum einzelner Gelehrten, sondern als die kirchliche sich darstellt. Wir begegnen ihr von Augustinus an fast allgemein, bis sie in der Periode des Unglaubens, nicht wegen ihrer objektiven Unzulänglichkeit, sondern aus den schon früher nachgewiesenen in den Personen begründeten Ursachen mit anderen ganz unhaltbaren vertauscht wurde. Ihre geschicktesten Vertheidiger sind Serrarius l. c., Stapfer, Polemik p. 1003 ff., Lilienthal, Lowmann, über die bürgerliche Regierung der Israeliten, p. 380 ff. der Deutschen Uebersetzung, und Bachiene Geogr. 1, 2. p. 184 ff. Sie ist folgende: Die Israeliten hatten kein menschliches Recht irgend einer Art an Canaan. Ihr Recht beruhte allein auf Gottes Schenkung. Durch diese geschah den Cananitern kein Unrecht. Sie hatten sich durch ihr tiefes Verderben unwürdig gemacht, ferner Besitzer des Landes zu seyn, das ihnen Gott, wie er es überall thut, nur bedingungsweise geschenkt hatte. Als Diener der göttlichen Gerechtigkeit wurden die Israeliten gegen sie ausgesandt, so daß sich ihr Untergang durch diese, von dem Sodoms und Gomorrhas nur in der Form unterscheidet. Daß Gott den Israeliten Canaan verlieh, war demnach zugleich ein Akt der Gnade und ein Akt der Gerechtigkeit.

Wir geben zuerst das Wichtigste, den Beweis, daß diese Lösung ihre feste Begründung in der Schrift selbst hat.

Als freie, Israel bestimmte Gabe der göttlichen Gnade, wobei jedes menschliche Anrecht durchaus ausgeschlossen ist, erscheint der Besitz Canaans durchgängig, vgl. z. B. 1 Mos. 12, 7., wo Gott zu Abraham spricht: „Deinen Nachkommen will ich dies Land geben. Hebe deine Augen auf und siehe von dem Orte, da du stehest, gegen Mitternacht, Mittag, Morgen und Abend. Alles Land, was du siehest, will ich dir geben und deinen Nachkommen nach dir ewiglich. Mache dich auf und ziehe durch das Land in die Länge und in die Breite, denn dir will ich es geben." Dies letztere war ein symbolischer, die dereinstige Besitznahme des jetzigen Landes seiner Pilgrimschaft bezeichnender Akt, wodurch Abraham zugleich seinen festen Glauben an die göttliche Verheißung an den Tag legte.

Dagegen wendet nun Michaelis (Mos. R. 1. §. 28.) ein, dies sey nicht sogleich für eine Anzeige des Rechtes zu halten, womit die Israeliten in Palästina einfallen. Alle Länder, die ein Volk durch Gewalt der Waffen einnehme, seyen ihm von der Vorsehung gegeben, und selbst seine Siege seyen ihr Geschenk. Allein, wäre nicht von einem solchen göttlichen Geschenke die Rede, welches denjenigen, dem es ertheilt wird, erst zum rechtmäßigen Besitzer macht, vielmehr von einem solchen, durch welches er nur in seinen rechtmäßigen Besitz eingesetzt wird, wie käme es dann wohl, daß dieses Rechtes in keiner der so zahlreichen Stellen Erwähnung gethan wird? daß überhaupt von diesem Rechte nichts in der Schrift vorkommt, vielmehr nur solches, was erweist, daß es nicht statt gefunden. Fand aber ein solches menschliches Recht nicht statt, so mußte eben in jener Verheißung die Rechtmäßigkeit des Besitzes gegeben seyn. Denn ein Gut, was durch schwere Versündigung erkauft wird, wird Gott doch nicht als Geschenk seiner Gnade verheißen, um so weniger, da diese Verheißung doch grade wie eine Anreizung zu dieser Versündigung aussieht, und hier auch schlechthin eine solche seyn würde, da sie deutlich die Ermahnung in sich schloß, sich, wenn die von Gott bestimmte Zeit gekommen, des verheißenen Gutes zu bemächtigen.

Ebenso deutlich aber, wie als Akt der Gnade gegen Israel, wird die Einnahme Canaans als Akt der Gerechtigkeit Gottes gegen die Cananiter bezeichnet. Die Hauptstelle ist 1 Mos. 15, 13—16. „Da sprach Gott zu Abraham: Das sollst du wissen, daß dein Saamen wird fremd seyn in einem Lande, das nicht sein ist [Aegypten]; und da wird man sie zu dienen zwingen und plagen vierhundert Jahr. Aber ich richte das Volk, dem sie dienen müssen; darnach sollen sie ausziehen mit großem Gute. Und du sollst fahren zu deinen Vätern in Frieden und in gutem Alter begraben werden. Sie aber sollen nach vier Geschlechtern wieder hieher kommen; denn die Missethat der Amoriter ist noch nicht voll." Diese letzten Worte sind in mehr als einer Beziehung wichtig. Sie schließen 1) jedes menschliche Recht der Israeliten an Palästina aus. Denn hätte ein solches bestanden, warum bedurfte es zu seiner Geltendmachung erst des Vollwerdens

der Sünden der Amoriter, d. h. der Cananiter überhaupt, denn die einzelne Abtheilung wird nur genannt, um die lange, schon früher gegebene Aufzählung zu vermeiden, da es sich von selbst verstand, daß von den unter gleichen Verhältnissen stehenden übrigen Theilen dasselbe galt. 2) Wird als Ursache, daß die Nachkommen Abraham's nicht jetzt gleich, sondern erst nach langer Frist den Besitz des verheißenen Landes erhalten werden, die angegeben, daß die Missethat der Amoriter noch nicht vollendet sey, ihren Culminationspunkt erreicht habe, wo das Aas die Adler herbeiruft, so wird zugleich dadurch gesagt, daß die dereinstige Vollendung der Missethat den göttlichen Akt, der, jetzt vorgenommen, noch ungerecht wäre, gerecht machen werde — grade so wie Gott, ehe er durch sein unmittelbares Gericht Sodom und Gomorrha zerstört, zuerst die Verworfenheit ihrer Bewohner sich auf eine augenfällige Weise offenbaren läßt.

Calvin bemerkt zu d. St.: „Die hier zu Grunde liegende Voraussetzung, Abraham's Söhne können nur durch den Untergang Anderer zum Heile gelangen, scheint auf den ersten Anblick abgeschmackt zu seyn. Ich antworte, man müsse bescheiden und demüthig Gottes geheimem Rathschlusse weichen. Weil er jenes Land den Amoritern gegeben, so daß sie seine beständigen Einwohner seyn sollten, so deutet er an, nur aus gerechter Ursache übertrage er seinen Besitz an Andere, als sagte er: Ich werde deinem Saamen den Besitz dieses Landes, ohne Jemand Unrecht zu thun, ertheilen. Das Land ist heute durch seine rechtmäßigen Besitzer eingenommen, denen ich es übergeben. Bis sie also durch ihre Schandthaten verdient haben, daß sie mit Recht vertrieben werden, wird sein Besitz nicht an deine Nachkommen gelangen. So erinnert er, das Land müsse ausgeleert werden, damit es den neuen Einwohnern offen stehe. Und diese Stelle ist merkwürdig, weil sie beweist, den Menschen werden also ihre Wohnsitze ausgetheilt auf dem Erdkreise, daß der Herr jedes Volk ruhig in seinem Besitze erhält, bis sie sich durch ihre eigenen Schandthaten daraus vertreiben. Denn indem sie den Ort ihrer Wohnung beflecken, reißen sie gleichsam die durch Gottes Hand gesetzten Grenzsteine um, die sonst unbeweglich bleiben würden. Uebrigens gibt der Herr hier seine Langmuth zu erkennen. Denn schon damals waren die Amoriter unwürdig, daß die Erde sie nähre; der Herr aber erträgt sie nicht allein auf kurze Zeit, sondern er gewährt ihnen vier Jahrhunderte zur Buße. Und hieraus geht hervor, wie so gar nicht umsonst er so oft in der Schrift erklärt, er sey langsam zum Zorne. Aber je gütiger er die Menschen erwartet, desto strenger richtet er eine so große Undankbarkeit, wenn sie gar nicht Buße thun, sondern verstockt bleiben. Daher sagt Paulus, es häufen sich diejenigen einen Schatz des Zornes auf, die sich in ihren Sünden gehen lassen, während Gottes Güte und Milde sie zur Buße ruft; und sie gewinnen so wenig bei dem Verzuge, daß vielmehr die Schärfe der Strafe verdoppelt wird, wie es den Amoritern erging, welche der Herr endlich gänzlich zu vertilgen befahl, also, daß nicht einmal der Kinder geschont wurde. Also, wenn wir hören, daß Gott vom Himmel schweigend warte, bis die Unbill ihren Gipfelpunkt erreiche, sollen wir daraus lernen, daß es keine Zeit zu träger Ruhe sey, Jeder sich vielmehr anreizen müsse, daß er dem himmlischen Gerichte zuvorkomme. Es ist vorlängst von einem Heiden gesagt worden, Gottes Zorn schreite mit langsamem Schritte zur Rache, aber er ersetze die Langsamkeit durch die Schwere der Strafe. Daher dürfen die Gottlosen sich nicht gefallen, wenn er sich verstellt, weil er also ruhet im Himmel, daß er nicht aufhört, der Welt Richter zu seyn, und zu seiner Zeit seines Amtes nicht vergißt. Uebrigens nehmen wir aus den Worten Mosis ab, den Gottlosen werde also Raum zur Buße gegeben, daß sie dennoch dem Untergange schon geweiht sind."

Einen anderen Beweis für denselben Satz entnehmen wir daraus, daß das Verfahren, welches die Israeliten gegen die Cananiter beobachten sollten und wirklich beobachteten, durchgängig als Verbannung bezeichnet wird. Diese Bezeichnung zeigt, daß der höchste Zweck des Vertilgungskrieges gegen die Cananiter die Rettung der von ihnen geschändeten göttlichen Ehre war. Der Begriff der Verbannung ist immer der der gezwungenen Weihung derjenigen an Gott, die sich hartnäckig geweigert haben, sich ihm freiwillig zu weihen, der Manifestation der göttlichen Herrlichkeit in dem Untergange derer, die während ihres Bestehens nicht zum Spiegel derselben dienen, also die allgemeine menschliche Bestimmung, den Zweck der Weltschöpfung nicht realisiren wollten. Gott heiligt sich an allen denen, in denen er nicht geheiligt wird. Der irdische Untergang alles dessen, was ihm nicht dient, verkündet sein Lob; in den ewigen Quaalen der Verdammten, welche durch diesen irdischen Untergang abgebildet werden, strahlt seine Herrlichkeit. Dieser Begriff des Bannes, den J. D. Michaelis M. R. §. 145. für ihn höchst charakteristisch für ein „Kunststück der gesetzgebenden Klugheit" erklärt, tritt deutlich hervor in dem Befehle Deut. 13, 16—18., jede Israelitsche Stadt, welche den Götzendienst einführen sollte, zu verbannen, vgl. besonders V. 17. „und du verbannst die Stadt und ihre Beute gänzlich dem Herrn deinem Gotte, und sie wird ein ewiger Schutthaufe; nicht soll sie ferner gebaut werden." Ebenso in der Erzählung 4 Mos. 21, 1—3. Der Cananitische König von Arad zieht gegen die Israeliten aus: „und Israel gelobte dem Herrn ein Gelübde und sprach: wenn du geben wirst dieses Volk in meine Hand, so banne ich ihre Städte. Und der Herr hörte die Stimme Israels und gab die Cananiter, und Israel verbannte sie und ihre Städte." Hier erscheint die Verbannung deutlich nicht als etwas von menschlicher Willkühr Ausgehendes, menschlichen Zwecken Dienendes, sondern als ein von Gott befohlener Gottesdienst, den Israel als eine um Gottes willen übernommene Aufopferung betrachtet. Grade so auch in der Erzählung 1 Kön. 20., wo der König von Israel, weil er den von Gott ausgesprochenen Bann über Benhadad, den König von Syrien, den frechen Verächter Gottes, selbst gottlos, nicht ausgeführt hat, dem Untergange geweiht wird. Der Bann gegen die Cananiter war im Allgemeinen nur gegen die Personen gerichtet, welche allein das eigentliche Objekt desselben bilden. Ihre Städte und ihre Habe wurden den Israeliten zugetheilt. Um aber zu zeigen, daß ihre früheren Besitzer nicht durch menschliche Willkühr, sondern durch Gottes Rache ausgerottet worden, daß ihr Land und ihre Habe den Israeliten nicht als Raub zu Theil geworden, sondern als ein Gott anheim gefallenes Lehn, das er nun wieder einem anderen Vasallen zutheile, ob dieser vielleicht die Dienste, wozu es verpflichtete, treulich leiste, erstreckte sich bei der ersten eroberten Stadt, Jericho, der Bann auch auf die Stadt selbst und auf alle Habe.

Ein dritter Grund endlich liegt in den Stellen, wo Gott den neuen Bewohnern des Landes ankündigt, daß der Abfall von ihm ihnen den Besitz des Landes rauben werde. Daß dieser es war, welcher den früheren Bewohnern den Untergang gebracht, würde schon aus der Analogie wahrscheinlich seyn, wenn es auch nicht mehrfach ausdrücklich gesagt würde. Die Hauptstellen sind hier folgende Levit. 16, 24—28.: „Ihr sollt euch in dieser keinem (im Vorhergehenden von Unzucht, zum Theil der scheuß-

lichsten Art, die Rede) verunreinigen. Denn in diesem allen haben sich verunreinigt die Heiden, welche ich vor euch vertreibe. Und da ward verunreinigt das Land und ich suche heim seine Missethat an ihm und es speit aus das Land seine Bewohner. So haltet denn ihr meine Satzungen und Rechte und thut dieser Gräuel keine, weder der Einheimische noch der Fremdling unter euch. Denn alle diese Gräuel haben die Leute des Landes gethan, welche vor euch waren, und da ward das Land verunreinigt; auf daß euch nicht das Land ausspeie, wenn ihr es verunreinigt, gleich wie es die Heiden hat ausgespieen, die vor euch waren." Deut. 12, 29.: „Wenn der Herr dein Gott vertilgt die Völker, welche du einzunehmen kommst, und du wohnest in ihrem Lande, so hüte dich, daß du nicht in den Strick fallest ihnen nach. — — Du sollst nicht also thun dem Herrn deinem Gotte. Denn sie haben ihren Göttern gethan Alles, was dem Herrn ein Gräuel ist und das er hasset. Denn sie haben auch ihre Söhne und Töchter mit Feuer verbrannt ihren Göttern." 28, 63. 64.: „Und wie sich der Herr über euch zuvor freute, daß er euch Gutes thäte und mehrete euch, also wird er sich über euch freuen, daß er euch umbringe und vertilge, und werdet verstöret werden von dem Lande, da du jetzt einziehest, es einzunehmen. Denn der Herr wird dich zerstreuen unter alle Völker, von einem Ende der Erde bis zum anderen."

Nachdem wir also nachgewiesen, daß das von uns angenommene Recht der Israeliten an Palästina das einzige in der Schrift begründete sey, haben wir nur noch die zahlreichen gegen dieses Recht erhobenen Einwendungen zu berücksichtigen.

Wir beginnen mit derjenigen, welche wir für die Quelle aller übrigen halten, obgleich die meisten Gegner unserer Ansicht sie nicht aussprechen, oder gar, wie J. D. Michaelis, als verwerflich bezeichnen. Es ist dies die Behauptung, es sey nicht Gottes Weise, Abgötterei und Laster durch Vertilgung zu strafen, wie sie z. B. gradezu in den nachgelassenen Werken des Wolfenbüttler Fragmentisten, herausgegeben von Schmidt, p. 160., ausgesprochen wird. Diese Behauptung wird zwar von Manchen in der Theorie verworfen; allein sie empfinden den lebhaftesten Widerwillen dagegen, ihr Gegentheil je in's Leben treten zu lassen, besonders auf eine so massive Weise, wie es hier der Fall seyn würde. Ganz natürlich; denn ihr Gott ist ein abstrakter, in den Himmel eingeschlossener; sie wollen Alles lieber, als daß er sich auf Erden kund gebe; sie erkennen weder die Abscheulichkeit der Sünde und die Tiefe des menschlichen Verderbens, noch die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes; ihrem Gefühle erscheint daher ein so unerbittliches Gericht als Barbarei. Diese können nun freilich, weil ihr Widerwille in der innersten Tiefe des Gemüthes wurzelt, weil sie ihn nur mit ihrem ganzen Wesen daran geben können, nicht auf eine für sie wirksame Weise widerlegt werden; dennoch aber wird es nicht überflüssig seyn, wenn wir mit Rücksicht auf die, welche durch diesen Widerwillen bloß angesteckt sind, hier einige Gegenbemerkungen geben.

Es würde überflüssig seyn, wenn wir uns zum Erweise der die Schicksale der Völker wie der Einzelnen leitenden strafenden Gerechtigkeit Gottes, auf die zahllosen betreffenden Stellen des A. T. berufen wollten. Darauf aber müssen wir aufmerksam machen, daß auch das N. T. ganz denselben strengen Begriff von Gottes Strafgerechtigkeit aufstellt, daß auch sein Gott ein verzehrendes Feuer ist. Man beachte nur, was der Heiland Luc. 13. zu denen sagt, welche ihm verkündigten von den Galiläern, welcher Blut Pilatus sammt ihrem Opfer vermischt hatte. „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein; sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen. Oder meint ihr, daß die achtzehn, auf welche der Thurm in Siloa fiel und erschlug sie, seyen schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Ich sage: Nein; sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen." Nach dem Gottesbegriff der natürlichen Vernunft hätte Christus hier den jüdischen Aberglauben, welcher in dem Vorgefallenen eine Strafe Gottes erblickte, mit der Wurzel ausrotten sollen. Statt dessen aber legt er, daß dasselbe eine solche sey, als ausgemacht zu Grunde, und warnt nur vor der aus Pelagianischer Selbstverblendung hervorgehenden Beschränkung der göttlichen Strafgerechtigkeit, die dereinst sich auf weit umfassendere Weise manifestiren werde. Auf jenem strengen Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit ruht Alles, was der Herr von dem bevorstehenden Untergange Jerusalems sagt, auf ihm seine ganze Ankündigung der vollkommensten Manifestation derselben, des Weltgerichtes, das nur in seiner absoluten Vollendung ein zukünftiges ist. Der Herr selbst ist es, der den allgemeinen Satz ausspricht, dessen specielle Anwendung das Gericht über die Cananiter war: Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler, wo die Sünde mächtig geworden, da stellt sich auch die göttliche Strafe ein. Möchten doch Alle, die auf gleichem Standpunkte stehen, so offen und so consequent seyn, wie der Verfasser des Büches: Christus und die Vernunft, welcher S. 26. aus dem: Wehe dir Chorazin u. s. w., einen Beweis entnimmt, daß die religiösen Einsichten Christi höchst ungeläutert gewesen! Allein auch diejenigen, welche Muth genug hätten ihrem Wahne, durch den sie Gott in ihre Niedrigkeit herabziehen, dieses Opfer zu bringen, würden sich dadurch noch nicht aus der Sache heraushelfen. Nachdem sie einmal angefangen haben zu weichen, können sie nicht eher wieder feststehen, bis sie in dem schaurigen Gebiete des Atheismus angelangt sind. Setzen wir einmal alle Offenbarung bei Seite und halten bloß fest, daß es einen Gott, und somit, daß es eine Vorsehung gibt. Denn das Eine ohne das Andere ist gar nicht denkbar. Treten wir dann über auf den Boden der Geschichte. Ueberall Zerstörung, eine Masse untergegangener Völker, fast jedes Blatt mit Blut bezeichnet, Verderben durch verheerende Krankheiten, Verderben durch die Elemente. Ist Gott nicht der höchste Urheber von dem Allen, er, dem jede natürliche Ursache dienen muß, sie mag es wissen und wollen oder nicht, was heißt denn Vorsehung? Ist er es, wie könnt ihr jenem strengen Begriffe von seiner strafenden Gerechtigkeit entgehen? O welch einen ganz anderen Anblick würde die Geschichte gewähren, wenn der Mensch, wenn Gott so wäre, wie ihr sie wähnt. Wie wenig der Glaube an Gott und seine Vorsehung ohne jene richtige Erkenntniß der menschlichen Sünde und der göttlichen Gerechtigkeit haltbar sey, zeigt auf merkwürdige Weise eine Aeußerung des bekannten Seume. Das Mißlingen des (früheren) Kampfes der Polen für ihre Freiheit, dessen Zeuge er selbst gewesen, entrüstet ihn so, daß er ausruft: „Wer mir ferner noch von Gott und Vorsehung redet, dem speie ich die Antwort in's Gesicht." Irrig war hier nur die Voraussetzung, daß Gott selbst gar keine Anforderungen an die Menschen mache, daß es keine Gerichte seiner Gerechtigkeit über die Sünder gebe, woraus denn nothwendig floß, daß er der äußerlich gerechten Sache stets beistehen müsse, und da dies hier nicht geschehen, daß Er nicht existiren könne. — Man bedenke noch Folgendes. Spricht man Gott das Recht ab, seine aufrührerischen Unterthanen zu strafen, oder läugnet man, daß er es ausübe, was auf dasselbe herauskommt —

denn ein in dem Wesen Gottes beruhendes Recht ist ohne Ausübung gar nicht denkbar — so nimmt man dieses Recht zugleich der Obrigkeit. Denn diese trägt das Schwerdt zur Rache über die Uebelthäter nur als Gottes Dienerin. Sie hat ihr Recht zur Strafe nur als einen Ausfluß des göttlichen. Wie könnte sie wohl Gott in einer Qualität vertreten, die in ihm selbst nicht vorhanden ist?

Diesem Hauptelnwurfe lassen wir gleich den anderen folgen, welcher, während jener gegen das Recht selbst, gegen die Art und Weise gerichtet ist, auf die Gott in diesem Falle von seinem Rechte Gebrauch gemacht haben soll. „Daß Gott dieses Recht habe" — bemerkt J. D. Michaelis — „leidet freilich keinen Zweifel, allein, sollte er auch wohl so handeln und durch den Gebrauch dieses Rechtes die Religion beschimpfen wollen? Er hat ebenso gut das Recht, jedem Einzelnen die Ermordung eines Bösewichtes aufzutragen. Allein gebraucht er dieses Recht? hebt er bei seinen Lieblingen die Gebote, du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen u. s. w. zuweilen durch unmittelbare Eingebung auf? Thäte er es, so würde die wahre Religion unter einer sehr gehässigen und verdächtigen Gestalt auf dem Erdboden erscheinen, und bei Erblickung eines Wiedergeborenen würde uns ungefähr so zu Muthe werden müssen, als wenn ein Bandit zu uns käme. Wenn nun aber Gott einzelnen Lieblingen solche Aufträge nicht gibt, wie sollte denn ein ganzes Volk sich wohl darauf berufen können, daß Gott ihm einen Krieg wider ein Volk, von dem es gar nicht beleidigt war, befohlen habe? Wahre und falsche Religion haben gleiche Rechte gegen einander; denn ein Jeder hält seine Religion für die wahre; sobald ich daher der wahren Religion ein Recht zuschreibe, so wird ein Jeder es auch für seine Religion fordern können. — — In der That würde auch nie ein Nachbar vor einem solchen Volke sicher seyn können, das auf bloßen Befehl Gottes zum Kriege berechtigt zu seyn glaubte; er muß fürchten, daß es über kurz oder lang sich auch einen solchen Befehl, ihn zu bekriegen, einbilden oder erdichten könnte; denn ob der Befehl wirklich von Gott komme oder nicht, darüber ist wiederum der angreifende Theil selbst Richter. Anderen Völkern bleibt nichts übrig, als mit vereinter Macht ein solches fanatisches Ungeheuer auszurotten."

Wie elend dieses Räsonnement sey, das geht schon daraus hervor, daß sein Urheber, es von den Englischen Deisten entlehnend, sich genöthigt sah, die einstimmige Antwort, welche ihre Gegner darauf geben, zu ignoriren, indem er wohl fühlte, daß durch diese so sehr naheliegende alle Beweiskraft des Arguments verloren gehe. Wer sähe nicht, daß es nur dann gelten würde, wenn die Israeliten ohne irgend sichtbare Mitwirkung der Vorsehung Canaan eingenommen hätten? So aber leistete ja derselbe, der den Befehl über die Einnahme des Landes und die Ausrottung der Cananiter gegeben, ihnen selbst und Anderen auch die Gewähr, daß sie nicht eigene Einbildung mit göttlicher Mittheilung verwechselt. „Sie haben das Land nicht eingenommen durch ihr Schwerdt, und ihr Arm half ihnen nicht, sondern deine Rechte, dein Arm und das Licht deines Angesichtes, denn du hattest Wohlgefallen an ihnen," Ps. 44, 2—4. Der wunderbare Durchzug durch das rothe Meer und durch den Jordan, der Umsturz der Mauern grade der ersten Stadt, welche Israel in Palästina belagerte, der Hagel an dem Tage Gibeons, welcher, ohne Israel zu treffen, mehr Feinde tödtete als sein Schwerdt — alle diese Begebenheiten, welche erweisen, daß Israel hier nur als Werkzeug Gottes in Betracht kommt, sondern doch diese Sache wohl hinlänglich von der fanatischen Einbildung Anderer, welche, während sie ihres Herzens Gelüste folgen, vorgeben, im Auftrage und im Dienste Gottes zu handeln. Man kann getrost jedem Individuum und jedem ganzen Volke das Recht zugestehn, gleiches zu thun, wenn es sich auf gleiche Weise legitimirt. Hätte z. B. Sand dies vermocht, so würde er nicht unter der Zahl der Verbrecher stehen. Das: Wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden, würde dann auf ihn grade so wenig Anwendung finden, wie auf denjenigen, der ihn zur gerechten Strafe und Anderen zum abschreckenden Beispiel ihn vom Leben zum Tode brachte. Weit entfernt, daß diese Thatsache zur Beschönigung heuchlerischer Gottlosigkeit dienen könnte, läßt sie vielmehr dieselbe in ihrer ganzen Blöße erscheinen. Sie zeigt ja eben, wie Gott ein Volk legitimirt, wenn er es als sein schuldfreies Werkzeug zur Bestrafung eines anderen gebrauchen will. Sie befestigt eine unübersteigliche Kluft zwischen Israel und denjenigen Völkern, welche Gott ihnen unbewußt und wider ihren Willen zu Werkzeugen seiner Gerechtigkeit gebraucht, um wenn sie ihre Bestimmung erfüllt, wieder andere Werkzeuge seiner Gerechtigkeit gegen sie auszurüsten, und so immer weiter fort.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Genf.) Hier erscheinen von Anfang des Jahres 1833 an zwei neue christliche Zeitschriften. Die erste, bestimmt, die reine Lehre des Evangeliums einem größeren Publikum bekannter zu machen und ihm zugleich die wichtigsten Nachrichten aus dem Gebiete der Kirche und der christlichen Litteratur mitzutheilen, ist eigentlich eine Fortsetzung der bis dahin im Kanton Waadt herausgegebenen Revue chrétienne, und wird nunmehr unter der Redaction des Herrn Professor Merle d'Aubigné, in Verbindung mit den früheren Herausgebern, in Genf erscheinen, wöchentlich eine Nummer in 4to, unter dem Titel: Gazette Evangélique. Die andere dagegen soll eine Art wissenschaftliches Repertorium für die Französisch-Protestantische Theologie bilden, und wird den Titel führen: Mélanges de Théologie Réformée, publiés par H. Haevernick, S. S. Theol. Licent., et G. Steiger, V. D. Min., professeurs de l'École de Théol. à Genève. (Genève et Paris. Für Deutschland, bei L. F. Spittler in Basel.) Sie erscheint in zwanglosen Heften, die einzeln ausgegeben werden. Jedes Heft aber wird einige ausführliche und unterzeichnete Artikel über einzelne wichtige Punkte der Glaubenslehre, heiligen Geschichte, Exegese oder Kritik enthalten; die Artikel zerfallen, wie bei den „Studien und Kritiken" in zwei Klassen: Positive Abhandlungen und Untersuchungen, und wissenschaftliche Beurtheilungen von neuen theologischen Werken. Das erste Heft, bereits unter der Presse, wird folgende Artikel enthalten:

1. La loi de l'Église primitive, d'après les écrits des premiers Pères. Par Steiger.
2. Critique de l'ouvrage de M. Cellérier, fils, intitulé: „Introduction à la lecture des St. Écritures. Ancien Testament." Par Haevernick.
3. Notice littéraire sur les Essais de M. Chenevière. (Aufdeckung eines der frechsten Plagiate.) Par Steiger.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 6. Februar. № 11.

Die Rechte der Israeliten an Palästina.

(Schluß.)

Mit vollem Rechte bemerkt daher Lowmann, a. a. O. S. 409.: „Man hat deshalb nicht die geringste Ursache zu befürchten, daß die Vollmacht, welche die Israeliten hatten, das Land Canaan einzunehmen, die betrüglichen Enthusiasten aufmuntern könnte, in ähnlichen Fällen ein Gleiches zu thun. Man verräth dadurch vielmehr seine Schwäche und Einfalt, wenn man dem allerhöchsten Beherrscher der Welt die Hände binden will, daß er ganz und gar keine solche rechte und richtige Vollmacht geben könne. Dies ist noch weit unvernünftiger, als wenn man haben wollte, daß das große Siegel in England darum gar nicht mehr gebraucht werden solle, weil es möglich ist, daß es nachgestochen und gemißbraucht werden könne. Hier ist's doch wenigstens nicht unmöglich, daß dieses Siegel abgedruckt und nachgestochen werden, der Betrug eine Zeit lang verborgen bleiben könnte. Göttliche Vollmachten aber lassen sich nicht abschildern, nachmachen und unterschieben. Wer es nur vorwenden wollte, daß er sie hätte, würde den Beweis nicht schaffen können, und es würden also Andere leicht entdecken, daß er ein Betrüger sey."

Haben wir bisher gezeigt, daß die vorliegende Art und Weise, auf die Gott den Israeliten den Besitz des ihnen verheißenen Erbes verschaffte, durchaus nichts gegen sich hat, so bleibt uns jetzt noch übrig, die Gründe anzugeben, welche die göttliche Weisheit bestimmten, grade diese, und nicht die von den Gegnern verlangte, die Vertilgung der früheren Bewohner durch ein unmittelbares göttliches Gericht, ähnlich dem früheren über die ganze Welt und über Sodom und Gomorrha, durch eine Fluth, durch Feuer, durch Seuchen, zu wählen. Der Hauptgrund ist hier der, welcher auch unter dem N. B. bewirkte, daß Gott denjenigen, der zum Glauben gelangt ist, nicht sogleich in seine Herrlichkeit aufnimmt, die streitende Kirche nicht sogleich in die triumphirende verwandelt. „Israel behält den Sieg, nach geführtem Kampf und Krieg; Canaan wird nicht gefunden, wo man nicht hat überwunden." Nur im Kampfe wächst der Glaube; nur in der Versuchung erstarkt das Gottvertrauen. Je mehr Gelegenheit man da hat, die eigene Ohnmacht zu empfinden, desto tiefer lernt man erkennen, daß Gottes Kraft es ist, die in uns das Wollen und Vollbringen schafft. Die verborgenen Abgründe des Zweifels und des Unglaubens eröffnen sich, und so erhält Gott Gelegenheit, sie auszufüllen, die Thale hoch, die Berge niedrig zu machen. Mannichfache Noth auf dem schmalen, dornenvollen, bei Abgründen vorbeiführenden Wege, lernt hinschauen auf die Hand aus den Wolken und die dargereichte mit Liebe und Dankbarkeit ergreifen. Eine solche Schule des Glaubens war für Israel der Kampf mit den Cananitern. Hätte Gott sie in das leere Land geführt, so würden sie bald daß er es ausgeleert vergessen, den natürlichen Ursachen, deren er sich dabei bedient, die ganze Wirkung zugeschrieben haben. So aber wurden sie aus dieser trägen Vergessenheit, die aus dem Wesen des natürlichen, von Gott entfremdeten Menschen hervorgeht, der Gott nur so lange vor Augen behält, als er sich sichtbar zu erkennen gibt, stets von Neuem aufgerüttelt. Man betrachte nur den Vorfall vor Ai. Wie genau er es mit den Seinen nehme, das zeigte Gott, indem er für das Verbrechen des Einzelnen das ganze Volk verantwortlich machte. Wie seiner Gnade nichts im Wege stehen könne, außer der einen Scheidewand zwischen ihm und seinem Volke, der Sünde, das zeigte der glückliche Erfolg der Waffen, sobald der auf Israel ruhende Bann durch den Tod des Sünders gesühnt worden. — Ferner, indem Gott die Cananiter nicht auf einmal vertilgte, sondern ihre Besiegung von dem Glauben Israels abhängig machte, bereitete er sich zum Voraus das Werkzeug, wodurch er seinen Unglauben und den daraus hervorgehenden Ungehorsam züchtigen, und also den faktischen Beweis liefern wollte, daß seine Vorliebe für Israel keine fleischliche sey, daß es auch das Loos der Heiden theilen müsse, wenn es ihnen im Abfall von ihm gleich geworden — ein Verfahren, welches auch jetzt noch fortgeht. Wer sich der Welt gleichstellt, wird durch die Welt gestraft. Diese Wahrheit wurde Israel deutlich genug angekündigt, vgl. z. B. 4 Mos. 33, 55.: „Und wenn du nicht vertreiben wirst die Bewohner des Landes, so werden, die ihr übrig lasset von ihnen, zu Dornen in euren Augen und zu Stacheln in euren Seiten, und sie befeinden euch in dem Lande, in dem ihr wohnt." — Endlich, indem Israel selbst die Exekution über die Feinde Gottes übernahm, indem es sich laut als denjenigen ankündigte, welcher die Gerichte der göttlichen Gerechtigkeit an ihnen vollziehen werde, erklärte es

sich durch die That förmlich und feierlich für derselben Strafe würdig, wenn es gleiche Schuld auf sich laden sollte, rechtfertigte von vorn herein die ihm schon angekündigten göttlichen Gerichte, die es in diesem Falle treffen sollten, erkannte an, daß es das Land nur zum Lehen von Gott erhalten habe, das dieser zu jeder Zeit zurückfordern könne, wenn es die von ihm gestellten Bedingungen nicht erfülle. Wie mußte aber dadurch in ihnen die Scheu vermehrt werden, die Gnade des Heiligen durch unheiliges Wesen zu verscherzen! Welche Handhabe wurde dadurch den heiligen Männern Gottes zu ihrer Bestrafung gegeben, als dies wirklich geschehen!

Nach vollständiger Beseitigung der beiden Haupteinwürfe, können wir nun die übrigen schneller abthun. Ein einigermaßen scheinbares Argument könnte man gegen uns aus dem Grundsatze entnehmen, den wir selbst in dem Aufsatze: Ueber die Entlehnung der Gefäße, aufgestellt haben. Können Gottes Befehle nie gegen sein Gesetz, den Abdruck seines Wesens, die Norm für diejenigen, die seine Heiligkeit auf Erden darstellen sollen, streiten, kann er deshalb nie die Lüge legitimiren, wie sollte er denn selbst den Befehl zur Verletzung seines Gebotes: Du sollst nicht tödten, geben können? Allein die Lösung ist hier nicht schwer. Die Lüge ist etwas unter allen Umständen Unerlaubtes, wie schon daraus hervorgeht, daß Gott unter keinen Umständen lügt. Das Tödten dagegen ist unter Umständen nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht. Die Lüge steht also nicht dem Tödten, sondern dem Morden parallel. Und nur dieses ist es, was in dem Gesetze Gottes verboten wird. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht in frevelhafter Willkühr dir die Rechte anmaßen, die allein Gott und seinen Dienern vorbehalten sind. Tödtet Gott durch seine stummen und bewußtlosen Diener, warum sollte er nicht auch seinen vernünftigen Kreaturen, den Knechten, die ihres Herrn Willen wissen, Auftrag und Vollmacht dazu geben können, vorausgesetzt, daß sie sich über diese Vollmacht auf die früher erörterte Weise legitimiren können?

Die Israeliten, bemerkt Tindal, waren nicht weniger lasterhaft wie die Cananiter. Wie sonderbar also, wenn Gott ihnen den Auftrag gegeben, ihre Sündengenossen zu bestrafen! Dieser Grund würde allerdings triftig seyn, wenn die Voraussetzung, auf der er beruht, richtig wäre. Man darf nicht etwa dagegen einwenden, daß Gott ja, wie die Geschichte lehre, gewöhnlich grade die größten Sünder zu Werkzeugen seiner Strafgerechtigkeit gebrauche. Es findet hier ein wesentlicher Unterschied statt zwischen denen, welche, wie die Assyrer und Babylonier, unbewußt und ohne dadurch irgend gerechtfertigt zu werden, der göttlichen Gerechtigkeit dienen, und denen, welche von Gott klare und bestimmte Vollmacht erhalten. Behaupten, daß es bei den letzteren gar nicht auf ihre sittliche Beschaffenheit ankomme, hieße zugleich behaupten, eine Obrigkeit könne füglich zum Scharfrichter einen geübten Mörder, zum Aufseher eines Zuchthauses einen Dieb nehmen. Wären die Israeliten zur Zeit Josuas in der sittlichen Verfassung gewesen, wie in den meisten Zeiten der Königsperiode, so würde ihnen nicht ein solcher Auftrag geworden seyn. Auch in dem Zustande, wie sie aus Aegypten herauszogen, konnte er ihnen nicht zu Theil werden. Allein der Zustand Israels unter Josua war auch von diesem sehr verschieden. Die alte verderbte Generation war durch Gottes Gerichte in der Wüste aufgerieben. Die neu herangewachsene war von dem besten Geiste beseelt. Das Bewußtseyn ihres Berufes, die Empfindung, daß der Krieg, den sie unternahmen, ein heiliger Krieg sey, waren wirklich bei ihr lebendig. Dies zeigt in doppelter Beziehung das

Faktum der von Josua gleich nach dem Durchzuge durch den Jordan vorgenommenen Beschneidung. Unterlassen war dieselbe während des Zuges durch die Wüste, weil das Volk, nachdem es sich innerlich durch den Abfall von dem Herrn entheiligt, nun auch äußerlich entheiligt werden sollte. Was konnte also wohl der Grund der Wiedervertheilung des Bundessakramentes seyn, als der, daß das Volk durch erneute Zukehr zu dem Herrn wieder geeignet geworden war, das Siegel seiner Erwählung zu tragen? Durch die neue Beschneidung wurde nach Jos. 5, 9. die Schande Aegyptens von dem Volke gewälzt, d. h. so wie das Volk frei geworden von der niedrigen Gesinnung, die es während des Aufenthaltes in Aegypten eingesogen, so wurde es nun auch von der Schande befreit, die es in Folge dieser Gesinnung getroffen. Es wurde durch die Beschneidung wieder feierlich in den Bund mit Gott aufgenommen, und durch die bald darauf folgende Feier des Paschahfestes, die in der Wüste ebenfalls unterlassen worden, weil sie unter den damaligen Umständen eine Ungereimtheit mit sich geführt haben würde, vergewissert, daß Gott um seiner Schwachheitssünden willen das Bundesverhältniß nicht auflösen, daß er, wie er es bei der ersten Stiftung des Festes gethan, so auch ferner den Verderber bei ihm vorübergehen lassen werde. — So wie aber der Befehl Gottes zu dieser Handlung Zeugniß ablegt für die veränderte Gesinnung des Volks, so auch der willige Gehorsam, mit dem das ganze Volk sich diesem Befehle unterwirft. Dieser kann nur als ein Erzeugniß lebendigen, durch die frische Erfahrung der Wunderkraft des Herrn gestärkten Glaubens betrachtet werden, welcher bewirkte, daß das Auge von der aus dieser im Angesichte der Feinde vorgenommenen Handlung hervorgehenden Gefahr, deren Größe 1 Mos. 34. zeigt, abgewandt wurde. — Sehen wir uns nun weiter in dem Buche Josua um, so finden wir nirgends das halsstarrige und widerspenstige Volk wieder, das uns in den Büchern Mosis begegnet. Wie deutlich tritt diese Veränderung des Volkes schon in seinem Betragen vor Jericho hervor! Mit vollem Rechte heißt es von dieser Stadt in dem Briefe an die Hebräer, ihre Mauern seyen durch den Glauben gefallen. Schon Calvin macht treffend darauf aufmerksam, welch eine große Glaubensprüfung der betreffende Befehl für Israel war. Dem fleischlichen Verstande mußte die Sache höchst abgeschmackt vorkommen, wie dies noch jetzt der Fall ist; der fleischliche Eifer mußte zur Ungeduld verleiten, da scheinbar so gar nichts gethan wurde; die fleischliche Klugheit mußte befürchten, daß die Cananiter, die Thorheit ihrer Feinde wahrnehmend, und durch dieselbe ermuthigt, gefährliche Ausfälle wagen würden. Wie wenig es etwas Geringes war, daß die Israeliten ganz ihr Auge von dem sichtbar Erscheinenden abwandten, und allen diesen Versuchungen widerstanden, das wird derjenige am lebhaftesten empfinden, der, selbst in diesen Kämpfen geübt, gelernt hat, daß Stilleseyn und Hoffen unter allen Aufgaben die schwerste ist. Ebenso siegreich wurde die neue Glaubensprüfung bestanden, welche durch den Befehl über Israel verhängt wurde, nach so langen Entbehrungen die Häuser zu zerstören, welche ihm bequeme Wohnung, die Güter, welche ihm reichlichen Unterhalt versprachen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf ähnliche Weise die Spuren eines lebendigen Gottesbewußtseyns unter Israel durch das ganze Buch verfolgen wollten. Wir erinnern daher nur noch an das allgemeine Zeugniß, welches jener Generation das Buch der Richter gibt. „Das Volk" — heißt es C. 2, 7. — „diente dem Herrn, so lange Josua lebte, und die Aeltesten nach ihm, welche die großen Werke des Herrn gesehen, die er an Israel gethan." Freilich gilt dies,

wie sich von selbst versteht, nur von dem Volke im Ganzen und Großen. Es würde gegen alle Erfahrung und gegen den schriftmäßigen Begriff von der menschlichen Natur streiten, wenn man annehmen wollte, daß jedes Individuum von Abgötterei und ihren sittlichen Ausflüssen frei gewesen. Dies ist aber auch für unseren Zweck gar nicht nothwendig. Für ihn genügt es, daß die unter dem Volke herrschende Gesinnung seines erhabenen Berufes würdig war. Diejenigen Glieder desselben, welche, ohne diese Gesinnung zu theilen, aus selbstsüchtigen Absichten an der Ausführung des göttlichen Befehles Theil nahmen, konnten nicht die Rechte der Israeliten an Palästina überhaupt zu nichte machen, sondern nur ihren Antheil an diesem Rechte. Sie wurden aus Dienern der göttlichen Gerechtigkeit, was ihre Person, nicht sie im Verhältniß zum Ganzen betraf, zu Räubern und Mördern; sie sprachen sich selbst das Todesurtheil, indem sie das über die Cananiter ausgesprochene ausführen halfen, und daß dem also sey, das wurde Israel durch das Beispiel des Achan zum Bewußtseyn gebracht, der selbst dem Banne unterlag, weil er den Bann, nach seinen Handlungen zu urtheilen, bloß als ein Meisterstück der gesetzgebenden Klugheit betrachtet hatte.

Die Cananiter — ruft Tindal uns noch entgegen — waren nicht lasterhafter, wie andere heidnische Völker auch. Warum sollte denn grade sie allein ein so furchtbares Strafgericht betroffen haben? Hier unterliegt zuerst das „nicht lasterhafter" einem gegründeten Zweifel. Folgen wir den einzigen geschichtlichen Dokumenten, die uns über jene Zeiten zu Gebote stehen, so zeigt es sich, daß das Allen gemeinsame Verderben doch unter keinem Volke der damaligen Welt zu so furchtbarer Reife gediehen war, nirgends die göttliche Gerechtigkeit so laut herbeirief, wie bei den Cananitern. Zu ihrem Stamme gehörten ja die Bewohner von Sodom und Gomorrha, und daß sich in der Folgezeit grade die bei ihnen am stärksten im Schwange gehenden Gräuel bei allen ihren Stammesgenossen, wo sie durch eine entartete Religion gehegt und gepflegt wurden, in gleicher Stärke vorfanden, verbunden mit der scheußlichen Sitte der Kinderopfer — wie wir denn jene Verbindung von Wollust und Grausamkeit so oft bei tiefer Entartung wahrnehmen — das zeigen hinreichend die schon früher angeführten Stellen der Bücher Mosis. — Noch stärker aber muß das allein in Anspruch genommen werden. Als ob nicht, was sogar die Heiden ahndeten, die ganze Weltgeschichte ein Weltgericht wäre! Sind denn nicht fast alle Völker des Alterthums bis auf den Namen verschwunden? Und wodurch unterscheidet sich denn das Gericht über die Cananiter, was diese selbst betrifft, von jedem über andere Völker? Der Unterschied, daß der göttliche Beschluß hier von Solchen vollzogen wurde, die ihn wußten und durch ihn bestimmt wurden, war ja nur für die Israeliten von Bedeutung.

Wir glauben jetzt unsere Aufgabe gelöst zu haben, und fügen nur noch den Wunsch hinzu, daß unsere Darstellung bei unseren Lesern nicht etwa bloß die Anerkennung hervorrufen möge, die Schrift lasse sich in dieser Beziehung zur Noth rechtfertigen, sondern daß sie den reichen Schatz von Erbauung, welchen jener Befehl Gottes in sich enthält, nicht unbenutzt lassen, durch ihn einen tiefen Blick in Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit thun, und zu erneuertem Streben erweckt werden mögen, daß Gott in ihnen, und so viel an ihnen liegt, in ihrem Volke geheiligt werden möge, damit er nicht, was sonst die unausbleibliche Folge ist, an ihnen und ihrem Volke geheiligt zu werden brauche. Möchte das: Heilig, heilig, heilig, der Ton werden, der unser ganzes Leben durchdringt! Wie viel lebhafter würden wir uns dann an den herandrängen, der uns von Gott zur Heiligung gemacht ist!

Litterarische Anzeige.

Der Monismus des Gedankens. Zur Apologie der gegenwärtigen Philosophie von Carl Friedrich Göschel. Naumburg 1832. 88 S.

Der Herr Verfasser dieses Schriftchens ist der christlichen Welt schon durch mehrere Schriften bekannt, worin eine sehr ehrwürdige Entschiedenheit biblisch rechtgläubiger Gesinnung, mit einer nicht minder entschiedenen Vorliebe für die neueste Philosophie auf eine eigenthümlich geistreiche Weise verbunden ist. Er entwickelt dabei eine höchst schätzbare Gabe penetrirender Spekulation, die sich jedoch nicht in einem streng methodischen Fortschreiten bewegt, sondern mit desultorischer Freiheit sich ergeht, und besonders gern Aphorismen pflückt und streut.

Das vorliegende Werkchen ist durch eine Schrift von Weiße in Leipzig „über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft" veranlaßt, und zur Abwehrung des darin enthaltenen Angriffs auf die Hegelsche Philosophie, zugleich aber auch für alle Gegner derselben als „Apologie des gegenwärtigen Gipfels der Spekulation" bestimmt. Uns geziemt es, in dieser, nicht der philosophischen Schule, sondern der Evangelischen Kirche gewidmeten Zeitung, jene Apologie nur von dem Standpunkte des kirchlichen Lehrbegriffs zu beurtheilen, der nicht nur auf einer, über alle Epochen der Schule weit hinausreichenden, öcumenischen Auctorität beruht, sondern auch, so wie er aus dem Glauben an die in der Schrift und Kirche Gottes offenbare Wahrheit inmitten der häretischen Entzweiungen durch eine lange Arbeit des christlichen Geistes systematisch entwickelt ist, die höchste wissenschaftliche Dignität für sich hat. Von diesem Standpunkte aus muß Ref. dem Verf. Beifall zollen, daß er auch in der Philosophie jenen Dualismus bekämpft, welcher zwischen Geist und Materie, zwischen Himmel und Erde einen ursprünglichen, und daher auch undurchdringlichen und unüberwindlichen Gegensatz aufrichtet. Ein solcher Gegensatz ist, wie er sich auch verhüllen und als Ding an sich verkleiden möge, immer nur ein Rest des Manichäismus, und eben durch die Annahme zweier Urprincipien dem reinen christlichen Monotheismus oder Monologismus entgegen, indem er zugleich die Schöpfung aller Dinge aus Nichts durch den Logos (Joh. 1, 3.) verläugnet, und den Geist Gottes nicht den Grund aller Dinge seyn läßt, weil immer dabei noch ein chaotisches Etwas im Hintergrunde steckt. In dem vom Verf. behaupteten Monismus der gegenwärtigen Philosophie liegt also eine tiefe christliche Grundidee, und die Vertheidigung derselben muß sehr gebilligt werden.

Aber deshalb ist diese Apologie noch lange nicht zureichend, der achtungswerthen Klasse derjenigen ihr Bedenken gegen die Hegelsche Philosophie zu nehmen, die mit eben so entschiedener, aber vielleicht klarerer Aufrichtigkeit, auf dem Grund der Bibel und Kirche stehen, als der Herr Verf. Es fehlt viel an dem Beweise, daß die von ihm vertheidigte Schöpfung aus Nichts diejenige sey, welche die Kirche lehrt, oder daß die Hegelsche Logik die Logik des ewigen Logos sey, wonach er das System seiner Welt (τα παντα ἐν αὐτῳ συνεστηκε, Col. 1, 17.) construirt und disponirt, so wie er sie nachher aus ihrem alogischen Verfalle durch sein Kreuz (σταυρος) restaurirt hat. Nicht als wollten wir das Verdienst jener Philosophie verkennen, nachge-

wiesen zu haben, daß das Denken mehr als ein bloß subjektives Schattenspiel, daß es eine wesentliche produktive Macht sey; nein, auch die Methode der Entwickelung und Verdichtung desselben aus dem Abstraktesten in das Concreteste wollen wir nicht tadeln, sondern die Ausstellungen dagegen Philosophen von Fach überlassen. Nur das behaupten wir, daß, wenn sie es zur biblischen Schöpfungslehre bringen will, sie mit ihrem Ende, d. h. mit Gott, s. S. 37., wieder von vorn (a priori) anfangen muß. Daß diese Forderung begründet ist, lehrt die angezogene Stelle, welche in extenso so lautet: „Nicht ist Gott der Anfang der Philosophie, die ihn sucht, sondern ihr Anfang ist das Nichts, das, das noch nicht ist, und nur in den einzelnen Erscheinungen zum Daseyn kommt, aber Gott ist das Ende, die höchste Individualität, absolute Person, der concret-allgemeine Geist. Gott ist aber darum nicht weniger, wie nach dem Range, so nach der Zeit der Erste, denn er ist der Schöpfer, der am Anfange und aus dem Anfange, d. i. aus Nichts, die Welt schuf. Die ersten Worte der Bibel enthalten schon den Unterschied zwischen dem Anfang und dem Anfänger." Daran knüpft der Verf. schöne Bemerkungen über die eneyklische Natur des Denkens, wonach sein Ende stets wieder in seinen Anfang zurückführt, wodurch aber auch die Forderung um so mehr begründet wird, mit dem Ende nicht zu endigen, sondern eben mit ihm, als dem nun erst gefundenen „eigentlichen Anfang des Anfangs" wahrhaft und wirklich zu beginnen, indem alles Bisherige nur ein Suchen, aber nicht ein Haben des absoluten Princips war. Diesen concreten positiven Anfang oder Anfänger (besser Meister) in jenen abstrakten negativen Anfang oder das Nichts, dieses Seyn in's Nichtseyn durch das allmächtige Werde! (Röm. 4, 17.) schöpferisch hineinführend beginnt die heilige Schrift, die als das Buch der concretesten Offenbarungen des lebendigen Gottes ihn nicht erst a posteriori sucht, sondern a priori im ersten Vers der Genesis oder Cosmogonie schon hat als den freien Schöpfer Himmels- und der Erden, der sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Es ließe sich darüber reden, ob eine christliche Philosophie innerhalb der Kirche nicht schriftgläubig mit der positiv concreten Vorstellung jenes ursprünglichen Seyns, Nichtseyns und Werdens (der allmächtigen Logik des Logos) beginnen könne, die sie dann in methodischer Entwickelung, durch die verschiedenen Stufen-Momente der Schöpfung der Natur hindurch (Philosophie der Natur) in der Schöpfung und Erlösung des Menschen, der, als Bild Gottes, sowohl den Begriff Gottes als der Natur in sich hat (Philosophie des Geistes), zu begrifflicher Wissenschaft erheben und vollenden würde, während umgekehrt die Hegelsche Philosophie mit der negativ-abstrakten Vorstellung des reinen Nichtseyns beginnt, und in deren monologer Evolution und Condensation nun wohl alles mit Gott zu enden, aber nichts mit ihm anzufangen weiß. Doch über das rechte Beginnen der Philosophie überläßt Ref. den Philosophen selbst das Urtheil, und behauptet hier nur als Theologe, daß, so lange die Hegelsche Philosophie nicht, dem von Herrn Göschel vorgezeichneten Kreislauf gemäß, zum zweiten Male die Runde

geht, und ihren Schluß nicht wieder zur Prämisse macht, so lange sie nicht, wahrhaft theologisch, den offenbaren Gott, den ewigen Theologen (θεος λογος) ebenso wohl an die Spitze des wirklichen Anfangs (ἐν ἀρχῃ ἦν ὁ λογος) als an die Spitze des absoluten Endes stellt (A et Ω), sie auch keine christliche, sondern eine vorchristliche Philosophie ist, die damit aufhört, womit die Bibel anfängt.

Der Verfasser kann uns bei der Forderung dieses zweiten Kreislaufes, den er ja selbst S. 37. begründet, nicht das Dilemma entgegenhalten, womit er S. 39. seinen Anfang mit Nichts rechtfertigt, daß nämlich, wer mit Gott anfange, in den Pantheismus, wer aber mit Etwas, in den Dualismus gerathe; denn die Bibel, indem sie „den Anfänger und den Anfang unterscheidet," beginnt weder mit Gott allein, noch mit dem Etwas, sondern mit Gott und dem Nichts, mit dem lebendigen Gegensatz des Seyns und Nichtseyns, wodurch Himmel und Erde wird, die eben, weil sie aus Nichts geschaffen, vergängliche Kreaturen sind; er aber, der sie Alle trägt und erneut mit seinem kräftigen Wort, mit seinen mächtigen Gedanken, die ihr wahres Wesen sind, bleibet in Ewigkeit. Hebr. 1, 10—12. Und jenes göttliche Seyn wird auch nicht erst lebendig durch jenen außer sich selbst gesetzten Gegensatz des Nichtseyns und das anfangende Werden in ihm (opera ad extra, s. S. 65.), sondern es ist von Ewigkeit her sich in sich selbst gegenständlich, lebendig und thätig (opera ad intra) in seliger Dreieinigkeit, und eben dadurch, bei aller Herablassung in die Welt, frei über sie erhaben. Daß die Hegelsche Philosophie, so lange sie nicht schriftgemäß mit Gott wieder von vorne anfängt, nur eine vorchristliche sey, wird der Herr Verf. selbst schwerlich in Abrede seyn können. Sie soll damit nicht als unchristlich bezeichnet werden. Wir wollen es nach seinem von ihm selbst gewählten Gleichniß (S. 43.) gerne zugeben, daß, gleichwie mit den Jüngern zu Emmahus, ehe ihnen die Augen geöffnet waren, der unerkannte Christus Alttestamentlich oder prophetisch (Luc. 24, 27.) wandelte, so auch ein Wanderer auf dem Wege der gegenwärtigen Philosophie, der mit noch gehaltenen Augen, jedoch aufrichtig (Luc. 24, 16.) den offenbaren Gott sucht, von den geheimen prophetischen Zügen des Logos, in seinem denkenden Geiste geleitet seyn kann, so wie diese nicht nur das A. T. bestimmt erfüllen, sondern auch durch das Heidenthum, obwohl von der Finsterniß unbegriffen (Joh. 1, 5.), sich hindurchziehen. Allein er muß dafür auch uns wieder zugeben, daß jener Weg, bevor die geöffneten Augen des Wanderers den geoffenbarten Gott schauen, bevor er zu seinem Ziele, zu jenem Ω gelangt, welches eben erst das rechte A und ebenso des Gesetzes Ende, wie der Anfang der Wege Gottes ist (Sprüchw. 8, 22.), nur ein abstrakt Alttestamentlicher, d. h. ein solcher ist, auf dem, wie bei den Juden, selbst das A. T. noch verhüllt ist, weil es nur durch die rückwirkende Enthüllung des N. T. von vorn herein richtig verstanden, und nur dem klar werden kann, der nach Vollendung der Apokalypse die Genesis von Neuem zu lesen beginnt.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 9. Februar. № 12.

Litterarische Anzeige.

Der Monismus des Gedankens. Zur Apologie der gegenwärtigen Philosophie von Carl Friedrich Göschel. Naumburg 1832. 88 S.

(Schluß.)

Daher nun, weil in der genetischen Entwickelung der gegenwärtigen Philosophie, in ihrem bis jetzt beschriebenen ersten Kreislaufe, überall noch der lebendige Gott der Offenbarung mangelt, jener fühlbare Mangel an Leben, Licht und Farbe, worüber der Gegner klagt S. 12. 82., jenes dürre, abstrakte Schattenwesen (Hebr. 10, 1., σκιαι των μελλοντων), was dem Freunde selbst jene merkwürdige Klage auspreßt, die wahrlich einen tieferen Grund, als den einer bloß zufälligen Unbehaglichkeit hat, s. Göschel's Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen S. 115.: „Daß wir nichts verschweigen, mehr als einmal ist es uns in dem Bereiche des reinen Wissens so unkörperlich und gespenstisch, und so unheimlich zu Muthe geworden, daß wir uns recht ernstlich nach Personen und Gestaltung gesehnt, und dann nirgends anders, als bei dem Worte Gottes, Zuflucht gesucht und gefunden haben, ja oft durch einen einzigen Bibelspruch, als durch die Kraft Gottes an Mark und Gebein erquickt worden sind." Diese unheimliche, kalte, kahle Bibellosigkeit läßt sich weder durch die vorgewandte Eingenommenheit des Unglaubens gegen das Bibelwort, welches die wesentliche göttliche Form seines ewig wahren Inhalts ist, noch durch die Mißverständlichkeit und Unverträglichkeit seiner Vorstellungen mit dem reinen Gedankengang — denn ganz willkührlich werden hiebei eben die concretesten Begriffe, in denen der Gedanke sich vollenden sollte, zu bloßen populären Vorstellungen herabgesetzt — genügend entschuldigen, wie es in der Recension jener Aphorismen, Berliner Jahrbücher 1829, S. 789., versucht ist. Das Schlimmste dabei ist dies, daß es in jenem Schattenreich (s. Hegel's Logik 2te Ausg. S. 25.) bei aller Regelmäßigkeit der dreigliederigen Bewegung, doch an jenem oberweltlichen Lichte, an jener concreten Klarheit mangelt, welche die Wahrheit von dem Irrthume, der aus der Finsterniß der Sünde stets in alle Operationen des menschlichen Geistes sich einmischt, kanonisch scheiden, und ohne Fehl in rein gestaltete und vollendete Umrisse einbegreifen lehrte. Daher kommt es denn, daß diese, bei allem Streben nach Concretion, doch so abstrakte Philosophie oft eben das Concreteste, nämlich „das Kleine, Einzelne, Geringfügige," also eben das, was nach dem Evangelium in den gnädigen Augen Gottes die höchste Bedeutung hat, „als für sie zufällig einstweilen unwissend von sich weisen muß" S. 33., ohne doch darum einen über ihr Wissen hinausreichenden Glauben anerkennen zu wollen. Daher kommt es ferner, daß in den Skiagraphien der Dogmatik, die wir aus jener Schule haben, von der concreten Fülle mehrerer Hauptartikel in der That oft nur abstrakte Schatten gegeben werden, wie wenn z. B. bei Rosenkranz theolog. Encyklopädie S. 24. die Dreieinigkeit in die drei Kategorien der absoluten Substanzialität, Causalität und Subjektivität zusammenschrumpft, oder der Unterschied Christi von der Menschheit überhaupt, deren Homoousie mit der Gottheit mit fast geflissentlicher Heterodoxie behauptet wird, nur als ein gradeweiser erscheint, S. 37., wobei denn seine übernatürliche Erzeugung als Mensch sophistisch indifferenzirt und seine leibliche Auferstehung doketisch verflüchtigt wird, S. 151. 148., oder endlich die Eschatologie aus ihrer mit gewaltigen und gestaltigen Zügen mächtig in die Gegenwart einschreitenden Zukunft dermaßen in ein dünnes rationalistisches Präsens übersetzt wird, daß alle die inhaltsschweren Formen und Farben, worin die Schrift sie nicht bloß pro forma darstellt, kraftlos erblassen und zerfließen. — Dazu kommt noch ein bei Verkennung des menschlichen Verderbens unverkennbarer Semipelagianismus, ja Pelagianismus, wie er sich z. B. in dem schlechten poetischen Schlusse jener sonst viel Geistreiches enthaltenden Encyklopädie höchst unprotestantisch ausspricht:

Was uns dereinst soll ewig rein beglücken
Zeigt schon im Endlichen die flücht'ge Spur.
Zu brechen hier ist noth die dumpfe Schranke;
Nicht bricht sie uns der Gottheit Gnadenhand,
Und in der Geister lichtes Vaterland
Führt uns das Werk, die That und der Gedanke.

Nach diesem Allen wird uns der Vertheidiger des Monismus oder Panlogismus (S. 81.) der gegenwärtigen Philosophie die Bedenken nicht verdenken, die wir mit so manchen evangelischen

Christen gegen die kirchliche und biblische Rechtsinnigkeit des Systems auf seiner gegenwärtigen Stufe hegen. Es erscheint uns als eine interessante Gnosis, die aber ein bedeutendes, dem Emanationssystem verwandtes, häretisches Element in sich trägt, und durch dessen subjektives Vorwalten, in dem sonst sehr löblichen Bestreben, den kirchlichen Lehrbegriff wissenschaftlich zu begreifen, sich an ihm vergreift, und ihn in mannichfache Heterodoxien hinüberspielt. Sollte es überhaupt möglich seyn, sie durch eine strenge Läuterung ihrer Principien, nach dem Kanon des göttlichen Wortes der Orthodoxie der Kirche zu conformiren, so würde dieses nur von dem Herrn Verf. nach den trefflichen Grundsätzen geschehen können, die er S. 186 f. seiner oben angeführten Aphorismen mit Wärme aufstellt, ohne daß sie deshalb auf das System und seine Anhänger bis jetzt nachweislich gewirkt hätten. Er sagt daselbst sehr beherzigenswerth für Jedermann:

„Es gehen jetzt eben die leichten, losen, kalten Zeiten, welche den ganzen schweren und reichen Gehalt der christlichen Dogmatik und Symbolik, die sich durch alle christliche Jahrhunderte hindurch zieht, auf Erasmische Weise als scholastische Spitzfindigkeiten, als dürre Formeln, und unnütze Grübeleien zu beseitigen suchten, ohne von der Innigkeit und Treue des Fleißes, von dem unverkennbaren Ernste der Betrachtung, von der Liebe und Tiefe in der Forschung, von der heiligen Scheu und von dem strengen Gehorsame in den steifen Formeln und stehenden Prädikaten im Geringsten berührt zu werden. Aber wer auch nur einzelne Blicke in diese reiche Geisteswelt gethan hat, der wird bald verwundert stille stehen, und freudig zusehen, wie der Herr durch alle Jahrhunderte seine Kirche baut, und wie zu allen Zeiten Jesu Jünger bei jedem Worte im Worte Gottes verweilen, jedem Fingerzeige nachgehen, an jeder Wahrheit den unerschöpflichen Reichthum nach allen Seiten und nach allen Beziehungen entfalten, in jedem Bilde außer dessen allgemeiner Bedeutung auch dessen Wirklichkeit verfolgen, die Auslegung nach jedem Sinne, der das Wort selbst unverfälscht stehen läßt, entwickeln, und alle Schätze der Bibel zusammentragen, um das System bis in die kleinsten Theile, bis in die feinsten Adern auszuführen, — alles, um mehr und mehr, das reiche Wort, als die Kraft Gottes, sich anzueignen, immer tiefer sich hineinzuleben, und mit allen Sinnen in alle Poren immer fester sich einzusaugen."

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne dem Herrn Verf. bei dieser Gelegenheit zugleich für das neueste Werk seines Geistes, nämlich die Zerstreuten Blätter aus den Hand- und Hülfsakten eines Juristen, Erfurt 1832, den aufrichtigsten und herzlichsten Dank zu sagen. Eine des Werkes würdige Beurtheilung kann nur von einem gründlichen christlichen Juristen ausgehen, aber auch der Theologe darf seine wissenschaftliche Freude darüber bezeugen, wenn er die durch eine eben so unwissenschaftliche als sündliche Losreißung vom göttlichen Recht, der menschlichen Willkühr tief verfallene Jurisprudenz wieder auf das ewige Fundament des göttlichen Willens und Gesetzes zurückgeführt, und die menschlichen Gesellschaftsverhältnisse von der Ehe und Familie bis zum Staate hinan, die eine gottlose Libertinage zu profanen Menschensatzungen herabwürdigt, als heilige Ordnungen des Reiches Gottes begründet sieht. Dies ist eben so schriftals vernunftgemäß, und besonders auch den Principien des ächten Protestantismus angemessen, insofern er nämlich vom Artikel der Rechtfertigung aus, den starren Gegensatz der geistlichen und weltlichen Stände in der Katholischen Kirche überwunden, und dem status oeconomicus und politicus seine heilige Würde vindicirt

hat, s. Augsb. Conf. Art. 16. und dessen Apologie. *) Das Unternehmen des Verf. ist doppelt preiswürdig in dieser Zeit des revolutionären Faustrechts, der Gewaltherrschaft des liberalen Absolutismus, welche, in offener Empörung gegen das göttliche Recht, die Vorrechte der Könige usurpirt, die guten Rechte der Privaten spoliirt, und den Wohlstand der Nationen nicht vertritt, sondern zertritt, wie die letzten Jahre sattsam bewiesen haben. Der preßfreie oder preßhafte Druck der Liberalen wird ihn zwar dafür, wie auch schon geschehen ist, als einen Vorfechter der Legitimität, d. h. des Rechts, mit Schmähung und Verläumdung drücken, zumal da er sich eben im Interesse der wahren rechtmäßigen Freiheit, mit christlicher Entschiedenheit gegen das Unrecht der modernen volkssouveränen Revolutionen erklärt, S. 85 und S. 141 ff., und von dem konstitutionellen Kartenspiel, wodurch man so leichtfertig und unorganisch Staaten konstituiren zu können meint, geringschätzig denkt, S. 147 f. und S. 589., obwohl er auch hier die in dem Irrthum verborgene Wahrheit unbefangen nachweist. Allein Schmähung von jener Seite wird ihm nur um so mehr zur Ehre gereichen und gewiß nicht entmuthigen, den Kampf gegen „das Uebermaaß der Sünde und bodenlosen Unglaubens, welches sich unter der Firma jener Modeartikel entladen hat und täglich noch entladet," immer entschiedener mit den Waffen des Rechtes und des Geistes fortzusetzen.

D. S—s.

Die biblisch-kirchliche Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo.

Die nachfolgende Abhandlung ist ein Auszug aus der trefflichen Darstellung dieses wichtigen Dogmas von Dr. Sartorius in den Dörptischen Beiträgen. Schon in dem diesjährigen Vorworte der Ev. K. Z. wurde dieser Beiträge zu den theologischen Wissenschaften von den Professoren der Theologie zu Dorpat als einer sehr erfreulichen Erscheinung auf dem kirchlichen Gebiete gedacht, und der Inhalt des ersten bis jetzt erschienenen Bändchens kurz angegeben. Den bei weitem größten Theil desselben (S. 1—304.) füllt eine ausführliche und sehr gediegene, jedoch noch nicht ganz beendigte Untersuchung über die Entstehung, die Bestandtheile und das Alter der Bücher Esra und Nehemia von Herrn Professor Dr. Kleinert. Der geehrte Verfasser derselben, welcher schon durch den ersten Band seiner Beweisführung über die Aechtheit sämmtlicher Jesaianischer Weissagungen seine wissenschaftliche Tüchtigkeit auf dem Gebiete der Alttestamentlichen Kritik vortheilhaft beurkundet hat, beweist hier von Neuem, daß er vom Herrn der Kirche berufen ist, zur Wiederherstellung des durch die neuere rationalistische Behandlungsweise so sehr gesunkenen Ansehens des A. T., und zum Ausbau der verfallenen Mauern Zions kräftig mitzuwirken. Auch hier hat er nicht allein die verschiedenen über die Entstehung dieser Bücher herrschenden irrthümlichen Ansichten glücklich bekämpft, und die von Vielen in Zweifel gezogene Auctorität mancher Bestandtheile derselben mit gründlicher Gelehrsamkeit und überzeugender Beweiskraft vertheidigt, sondern überhaupt auch über einen in mancher

*) Ein Weiteres hierüber siehe in dem von dem Herrn Verf. selbst (S. 173 f.) benutzten Aufsatze der Ev. K. Z. 1831 Nr. 39., auch 1832 Nr. 4.

Beziehung bedeutenden Schwierigkeiten unterliegenden Gegenstand der Alttestamentlichen Kritik ein recht erfreuliches Licht verbreitet. Gewiß wird jeder Theologe diese schätzbare Untersuchung nicht ohne vielfache Belehrung aus der Hand legen, und selbst in den Punkten, welche vielleicht noch nicht zu einem völlig befriedigenden Resultate gefördert seyn möchten, wird Niemand die bedeutenden Fortschritte zur Aufhellung besonders der historischen Schwierigkeiten, welche das Buch Esra in Betreff der in demselben erwähnten Persischen Königsnamen darbietet, so wie mancher anderer bisher streitigen Gegenstände verkennen. Den übrigen und dem Umfange nach bedeutend kleineren Theil dieses Bändchens füllen zwei Abhandlungen von Herrn Professor Dr. Sartorius, von denen die erste, enthaltend eine Vertheidigung der Lutherischen Lehre vom heiligen Abendmahle, schon früher in der Ev. K. Z., Jahrg. 1832 Nr. 40—43., mit geringen Modifikationen mitgetheilt worden war. Ueber dieser Abhandlung, in welcher das eben so tiefe als schriftgemäße Dogma der Lutherischen Kirche vom heiligen Abendmahl mit lichtvoller Klarheit und wissenschaftlicher Schärfe dargestellt und vertheidigt wird, ein Urtheil zu fällen, wäre überflüssig; unsere Leser werden sie gewiß von selbst erkannt haben, und dem Herrn Verf. den innigsten Dank dafür wissen. Daran schließt sich von S. 348—84. eine nicht minder gelungene Vertheidigung der Lutherischen Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo, welche mit jener in innerem und äußerem Zusammenhange steht. Gewöhnlich betrachtet man diese Lehre sogar nur als eine zur Vertheidigung der Lutherischen Lehre vom heiligen Abendmahle aufgestellte Hülfshypothese, um ihre Behauptung von der wesentlichen Gegenwart des Herrn im Sakrament zu rechtfertigen. Dagegen erklärt sich aber Herr Dr. Sartorius von vorn herein entschieden und mit dem vollkommensten Rechte. „Gewiß zwar," bemerkt er, „trägt dieser Artikel den vorigen, aber nicht wie eine untergeschobene Stütze, sondern wie überhaupt in einem artikulirten Ganzen ein Glied das andere trägt, zumal die nächst verbundenen, weil ein gemeinsames Band sie organisch mit einander verwebt; und wie ein jedes Glied außer dem Fördern des anderen auch noch seine eigenthümliche Bestimmung hat, so hat auch unser Artikel, außer seinem organischen Zusammenhang mit der Abendmahlslehre, seine eigene hohe Bedeutung." Nur aus dem großen Verfalle des christlichen Glaubens in der neueren Zeit ist es daher zu erklären, daß der Irrthum entstehen und sich allgemein verbreiten konnte, als ob diese Lehre eine spitzfindige Schulsubtilität sey und kein praktisches Interesse habe. Um diesem Wahne zu begegnen und mehr noch, um bei dem gänzlichen Mangel einer wissenschaftlich praktischen Erörterung dieser nicht allein mit der früher mitgetheilten Abendmahlslehre, sondern auch mit dem Fundamentalartikel des christlichen Glaubens von der Versöhnung der gefallenen Menschheit mit Gott durch den Gottmenschen Jesus Christus in der allerinnigsten und unzertrennlichsten Verbindung stehenden Lehre, einem dringenden Bedürfnisse unserer Tage abzuhelfen, theilen wir für diejenigen Leser der Ev. K. Z., denen die ihrem Zwecke nach hauptsächlich nur für Theologen bestimmten Beiträge nicht zu Gesichte kommen werden, mit Weglassung alles zum Verständnisse derselben Unwesentlichen, so wie aller gelehrten Ausdrücke der dogmatischen Schulsprache, diese eben so lehrreiche als erbauliche Entwickelung eines der tiefsten Glaubensartikel unserer Kirche in folgendem Auszuge meist in den Worten des Herrn Verf. mit:

In der Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit in

Christo ist das Verhältniß Gottes zur Welt am Innigsten, Eigenthümlichsten und Segensreichsten bestimmt; diese Vereinigung ist als das persönliche Eintreten Gottes in die Natur des Geschöpfes die vollkommenste göttliche Offenbarung, die tiefste Herablassung und Entäußerung Gottes von der Herrlichkeit zur Knechtsgestalt, wodurch die größten Gegensätze wunderbar in einander übergehen, und die Gottheit sich die Menschheit mit der heiligsten, hingebendsten Liebe zur vertrautesten Gemeinschaft vermählt, so daß sie eben so tief in deren Leiden, als diese hoch in ihre Herrlichkeit eingeht. Die vermittelnde Wahrheit zwischen dem vermischenden Identitäts- und dem scheidenden Dualitätssystem tritt eben in dieser Lehre am Klarsten hervor. Beide traten, das letztere durch den Nestorianismus, das erstere durch den Eutychianismus vertreten, im fünften Jahrhundert als entgegengesetzte Extreme wider einander heraus, während die rechtgläubige Kirche, unter der Leitung des heiligen Geistes weder nach der einen noch nach der anderen Seite ausgleitend, eben so bestimmt gegen Nestorius die ungeschiedene und unzertrennliche Einheit der Person, als gegen Eutyches die unvermischte und unverwandelte Zweiheit der Naturen Christi festhielt, und die persönliche Union des göttlichen und menschlichen Wesens in Christo zu einem Typus der Wahrheit erhob, welcher trotz aller Anfechtung seiner zwiefachen Gegner unüberwindlich und mitten unter den größten Spaltungen der Christenheit bei allen Hauptconfessionen symbolisch geblieben ist zum großen äußeren Zeugnisse seiner innern unwiderleglichen Wahrheit.

Suchen wir uns nun, zu klarem Verständniß unserer Lehre, gleich zuerst den Hauptbegriff derselben, nämlich den der persönlichen Union, deutlich zu bestimmen. Der Begriff der Person im Verhältniß zur Natur ist für diesen Artikel eben so wichtig, wie für den der Trinität, und die verworrene Auffassung desselben, wozu der gemeine Sprachgebrauch des Wortes Person viel Veranlassung gibt, hat große Mißverständnisse hier wie dort erzeugt. Gewöhnlich versteht man sowohl unter Person als unter Natur, die, obwohl lebendig verbunden, dennoch sehr wohl zu unterscheiden sind, gleich schon das Concretum beider, wonach denn die Dreiheit der Personen in Einer Natur eben so unbegreiflich erscheint, als die Zweiheit der Naturen in Einer Person. Allein der Ausdruck Person bezeichnet in der Dogmatik nur den Mittelpunkt des Selbstbewußtseyns, oder das Ich eines bestimmten Wesens, welches eben, indem es dieses seines Wesens oder seiner Natur sich bewußt ist, sie objektiv von sich unterscheidet, während es doch zugleich subjektiv auf's Innigste damit verbunden ist. In dem Satze: ich bin meiner bewußt, ist ich als Subjekt die Person und meiner als Objekt die Natur oder Substanz des Menschen, aus welcher alle ihre Kräfte und Zustände dem Subjekte oder dem Ich gegenständlich zum Bewußtseyn kommen, so daß dieses immer noch auch von den höchsten Seelenvermögen, als der Vernunft, dem Gefühl und dem Willen, die sich alle in ihm concentriren, zu unterscheiden ist. Als Mittelpunkt ist das Selbstbewußtseyn von dem ganzen Bereiche der menschlichen Natur innerhalb ihrer Peripherie verschieden, und doch steht es auch als Mittelpunkt wieder mit allen Theilen derselben in der gleichmäßigsten und unmittelbarsten Verbindung. Denken wir uns den Menschen im Zustande des Schlafes, so ist seine ganze Natur mit allen ihren Vermögen vorhanden, aber das dirigirende Centrum der Person ist zurückgetreten, und er ist daher ohne Selbstbewußtseyn gleichsam unpersönlich (ἀνυπόστατος), so lange bis jenes Centrum wieder eintritt, und Leib und Seele von

Neuem in bewußte Verbindung setzt. Die Einheit des Selbstbewußtseyns oder der Person wird weder durch die Verschiedenheit der Elemente ihrer Natur, noch auch durch die Aufnahme neuer Bestandtheile in dieselbe aufgehoben. Die wesentlich verschiedenen Substanzen des Leibes und der Seele concentriren sich in Einem persönlichen Bewußtseyn, welches ohne entzweienden Widerspruch die entgegengesetzten Eigenschaften beider in sich aufnimmt, und den Leib eben so an den Eigenschaften der Seele, wie umgekehrt, Theil nehmen läßt. Durch die ganze Lebensdauer hindurch bleibt die Einheit der Person, obwohl die Natur des Menschen stets sich verändert, und besonders von Kindheit an immer mehr sich erweitert, und durch fortgesetzte Leibes- und Geistesnahrung leiblich und geistig wächst. Zwei Kinder sind sich ihrer Natur nach weit ähnlicher als derselbe Mensch im Stande der Kindheit und in dem der Reife; demohnerachtet ist hier bei ungleicher Natur eine bleibende Einheit und dort bei gleicher Natur eine stete Zweiheit der Person. Jene Einheit bleibt selbst bei der großen Verwandlung unserer Natur durch den Tod.

Ist uns nun der Unterschied der Person und Natur, des Subjekts und der Substanz zugleich mit ihrem Zusammenhange klar geworden, so wird uns auch der dogmatische Fundamentalsatz unserer Lehre, daß nämlich der Sohn Gottes die menschliche Natur in die Einheit seiner Person aufgenommen hat, wohl verständlich seyn. Die Person des Sohnes Gottes ist von Ewigkeit, wie das Wesen der Gottheit selbst, welches in der Person des Vaters concentrirt nach seiner absolut produktiven Lebendigkeit sich selbst gegenständlich wird nicht durch Erzeugung einer zweiten Substanz, was der einigen göttlichen Unendlichkeit widerspräche, sondern durch Erzeugung eines zweiten Subjektes, dem der Vater in ewiger Liebe seine ganze Wesenheit mittheilt, so daß es sich als Sohn derselben göttlichen Natur, wie der Vater, durch ihn ewig bewußt ist. In die Einheit dieses ewigen Bewußtseyns der Gottheit auch noch Anderes aufzunehmen, kann nun diese Einheit keineswegs stören oder entzweien. Daß die Allwissenheit Gottes in all ihrer Mannichfaltigkeit nicht die Einheit des göttlichen Wissens aufhebt, versteht sich von selbst. Was nun aber von dem objektiven göttlichen Wissen unbestreitbar ist, dasselbe gilt auch von dem subjektiven oder von dem persönlichen Bewußtseyn Gottes, wenn darin aus herablassender freier Gnade noch ein anderes Element, eine andere Substanz als die göttliche selbst aufgenommen wird. Die Einheit der Person kann durch eine solche Aufnahme, nach dem oben Bemerkten, nicht alterirt werden. Ja, was eher scheinen könnte, die Einheit oder Einfachheit des göttlichen Wesens, auch sie wird nicht dadurch beeinträchtigt. Wohl würde dies der Fall seyn, wenn in dem göttlichen Wesen irgend eine absolute Nothwendigkeit läge, das menschliche, gleichsam zur Ergänzung, in sich aufzunehmen, und sich damit als mit einem integrirenden Elemente zu consubstantiiren, was eine Herabziehung Gottes in die Kreatur wäre. Allein dies ist keineswegs der Fall. Die Gottheit, ewig in höchster Vollkommenheit und dreieiniger Liebe sich selbst genug, selig und herrlich, bedarf weder der Welt überhaupt, noch der Menschheit insbesondere. Sie schafft aus herablassendem Wohlgefallen die Welt und unirt sich die Menschheit aus freier Barmherzigkeit. So unwürdig und armselig jene Herabziehung wäre, so würdig und liebreich ist diese Herablassung, gleichwie es eines erwachsenen Menschen

sehr würdig und ein besonderes Zeichen seines freundlichen Gemüthes ist, mit Kindern in kindlicher Form zu verkehren, während es unwürdig und kindisch wäre, wenn er nicht anders als in dieser Form sich gebehrden könnte. Es ist nicht Aufklärung, sondern Unverstand, die Tiefen der göttlichen Erbarmung nicht zu verstehen, womit durch die ganze Offenbarung hindurch der Höchste in freier Herablassung zu den Geschöpfen seiner Liebe herabsteigt, und der Unendliche zum Heil seiner endlichen Geschöpfe in endlichen Formen sich manifestirt, nicht als gehörten sie nothwendig zu seiner Natur, was heidnisch wäre, sondern weil sie ihm nach seiner Gnade gefällig sind, was biblisch ist. Es heißt Gott durch Unumschränktheit beschränken, wenn man ihn dergestalt aus den Schranken der Kreatur hinauszuweisen sucht, daß er unvermögend ist, in dieselben nach seinem Wohlgefallen einzugehen, und nicht mehr ihre von ihm selbst geschaffene Formen nach dem Belieben seiner Liebe mit seiner wunderbaren Gegenwart erfüllen kann, sondern immer nur in einem abgeschlossenen Jenseits verharren muß. Solcher Weltweisheit gegenüber lehret die göttliche Philosophie der heiligen Schrift: nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherleiweise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über Alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat, welcher, sintemal er ist der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, und träget alle Dinge mit seinem kräftigen Worte und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst, hat er sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe. Hebr. 1, 1 – 3. Dieser allmächtige Sohn Gottes, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort, obwohl er in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich seyn, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebehrden als ein Mensch erfunden, Phil. 2, 7. 8.; das Wort ward Fleisch, Joh. 1, 14.; nachdem die Kinder Fleisch und Blut haben, ist er's gleichermaßen theilhaftig geworden, Hebr. 2, 14. —

Die Menschwerdung des Sohnes Gottes darf aber nimmermehr als eine Verwandlung seines göttlichen Wesens in menschliches gedacht werden, oder als eine Vertauschung des einen mit dem anderen, oder auch nur als eine Vermischung, und zwar aus dem gleich von selbst einleuchtenden Grunde, weil dies ein Widerspruch gegen seine wahre Gottheit wäre, wodurch sie selbst aufgehoben würde und eben damit auch das auf sie gegründete Versöhnungswerk. Die Menschwerdung kann nur, wie es auch der Begriff der Versöhnung fordert, eine Vereinigung der Gottheit und Menschheit gewesen seyn, und zwar eben nur eine persönliche Vereinigung, weil sie, ohne die Zweiheit aufzuheben, unter allen Vereinigungen die innigste ist. Eine darüber hinausgehende, die Zweiheit aufhebende Vereinigung, eine physische oder chemische Verschmelzung, welche aus zwei Substanzen eine neue dritte bildet, ist ganz zurückzuweisen, weil sie der wahren Gottheit in ihrer reinen Geistigkeit völlig entgegen ist, die wahre Menschheit vernichtet, und einen Christum übrig läßt, der, weil er weder Gott noch Mensch ist, natürlich auch nicht Mittler und Versöhner zwischen Gott und Menschen seyn kann; denn beide sind ihm heterogen und fremd.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 13. Februar. № 13.

Die biblisch-kirchliche Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo.

(Fortsetzung.)

Auf der anderen Seite kann eine bloß moralische Vereinigung zweier verschiedener Personen in gleichem Willen und gleicher Liebe eben so wenig genügen, weil durch die persönliche Zweiheit keine völlige Einigung zu Stande kommt, sondern mehr nur ein paralleles Verhältniß statt findet. Der Erlöser würde daher eben so wenig Vereiniger und Vermittler der Gottheit und Menschheit seyn können, weil sie in ihm selbst noch geschieden wären, und er in seinem Leben und Leiden nur ein Mensch wie andere Menschen vor und nach ihm, die in einem besonders innigen Verhältniß zu Gott gestanden, so daß höchstens nur ein Gradunterschied zwischen ihm und diesen übrig bliebe. Die persönliche Vereinigung ist es, die in der Einheit des Bewußtseyns die Zweiheit der Naturen eben sowohl unterscheidet, als zu Einer Person verbindet, gleichwie wir uns in unserem Bewußtseyn eben sowohl der Verschiedenheit des Leibes und der Seele und ihrer Vermögen, als auch der persönlichen Verbindung derselben bewußt sind. Sie ist es, die die Person Christi vor allen anderen im Himmel und auf Erden specifisch auszeichnet, denn obwohl Gott Allen nahe ist, und die Seelen der Erwählten mit seinem heiligen Geist durchdringt, so hat er doch keine Kreatur in die Einheit seines persönlichen Bewußtseyns aufgenommen, außer die menschliche in Jesu Christo, der eben dadurch die wahre, alleinige Mittelsperson zwischen Himmel und Erde ist, weil er in sich sowohl die ewige Natur des Schöpfers als die zeitliche des Geschöpfes concentrirt.

Daß ihm eine wahre und völlig menschliche Natur zukommt, braucht wahrlich in einer Zeit nicht bewiesen zu werden, die ihm eben nur diese menschliche Natur zugestehen will, und zwar in einer so ausschließlichen Selbstständigkeit, daß ihr entweder gar keine göttlichen Eigenschaften zugeschrieben, oder diese nur als accidentelle Zugaben zu jener angesehen werden. Das erstere, obwohl Männer, wie Röhr und Wegscheider, es behaupten, liegt schon ganz außerhalb des christlichen Gebietes und bleibt daher hier unberührt, weil von einer specifischen Union des Göttlichen und Menschlichen dabei gar nicht mehr die Rede ist. Die letztere Ansicht bildet nicht sowohl eine totale Negation als vielmehr einen Gegensatz der orthodoxen Lehre, insofern nach dieser die göttliche Natur als das selbstständige, personbildende Subjekt gedacht wird, welches die menschliche sammt ihren Eigenschaften annimmt, nach jener aber die menschliche Natur als das persönliche Subjekt erscheint, zu welchem göttliche Qualitäten hinzukommen. Im Socinianismus ist diese Häresie, zu der sich so viele Semirationalisten unserer Tage hinneigen, am Entschiedensten ausgebildet, und hebt sich daher auch in ihm mit dem völligen Heraustreten des widersprechenden Irrthums selbst wieder auf. Es ist eben so sehr wider die Schrift, die die Menschwerdung eines göttlichen Subjekts auf's Bestimmteste behauptet (Joh. 1, 14., Phil. 2, 6 f., Hebr. 2, 14 u. a.), als gegen die Vernunft, ein menschliches Subjekt zum Träger göttlicher Eigenschaften zu machen, die sich überhaupt in ihrer Unendlichkeit von der göttlichen Substanz oder Natur gar nicht trennen lassen, sondern vielmehr selbst diese Natur sind. Ein gottgewordener Mensch, dem, ohne die göttliche Natur, unbeschränkte göttliche Macht (Matth. 28, 18.) und Weltregierung und Weltgericht u. dgl. zukommt, wie die Socinianer und ihres Gleichen behaupten, ist ein Unding und Unsinn, der in dem Heidenthum seines Gleichen sucht. Die Gottheit kann wohl die Menschheit tragen, nicht aber umgekehrt, so wie das Meer wohl einen Bach, nicht aber der Bach ein Meer in sich aufnehmen kann.

Müssen wir nun bei jener weltversöhnenden Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit in Jesu nothwendig die Gottheit, und zwar nach der Schrift die zweite Person derselben oder den Sohn als aufnehmend, die menschliche Natur dagegen als aufgenommen denken, so dürfen wir auch letzterer keine eigene Persönlichkeit, keinen eigenen Mittelpunkt des Selbstbewußtseyns zuschreiben, weil sie damit sofort eine andere Person bilden, und also keine wirkliche Vereinigung mit der Gottheit, sondern nur eine auch sonst vorkommende Annäherung an dieselbe statt finden würde, woraus keine Welterlösung hervorgehen könnte. Diese Unpersönlichkeit beraubt die menschliche Natur nicht eines ihrer

wesentlichen Bestandtheile, und es liegt daher in der Behauptung derselben durchaus nichts Eutychianisches, nichts Monotheletisches. Das Ich, oder das Bewußtseyn in uns, läßt sich, wie wir gesehen haben, von allem Menschlichen, dessen es sich bewußt wird, also auch von unserem Willen und unserer Vernunft unterscheiden, und wenn auch diese Vermögen, um thätig zu seyn, zum Bewußtseyn kommen müssen, so ist doch damit nicht gesagt, daß sie schlechterdings nur zum Bewußtseyn eines Menschen, nicht aber zum Bewußtseyn des Sohnes Gottes, der sich die menschliche Natur unirt, kommen könnten. Die menschliche Natur Jesu ist daher allerdings nicht ohne bewußte Persönlichkeit, aber es ist nicht eine eigene aus ihr selbst hervorgegangene, sondern die als constituirender Mittelpunkt in sie eingetretene des Sohnes Gottes, dessen Bewußtseyn nun zu gleicher Zeit die ganze menschliche Natur mit Leib und Seele, und die ganze göttliche Natur, und zwar beide als ihm persönlich eigene, obwohl an sich verschiedene Naturen, umfaßt. Dies ist eben so begreiflich, wie daß zwei concentrische Kreise von dem verschiedensten Umfange einen und denselben Mittelpunkt haben. Die biblische Wahrheit der dogmatischen Bestimmung steht aber dadurch fest, daß überall in der Schrift Christus als Ein ungetheiltes Subjekt erscheint, dem zugleich ewige göttliche und zeitliche menschliche Eigenschaften zustehen, wovon die ersteren nur in der göttlichen, die letzteren nur in der menschlichen Natur ihren Grund haben können, und beide verbunden sind in dem Einen Ich, welches vor Grundlegung der Welt in göttlicher Herrlichkeit bei dem Vater war, Joh. 17, 5. In dem Gegensatz jener Prädikate liegt so wenig ein unverträglicher Widerspruch, wie darin, daß der Mensch zu gleicher Zeit sterblich und unsterblich, zeitlich und ewig heißt, jenes seiner leiblichen, dieses seiner geistigen Natur nach.

Ist es nun gewiß, daß Ein Bewußtseyn in Christo Gottheit und Menschheit sowohl vereinigt als unterscheidet, so folgt auch, daß ohne confundirende oder identificirende Vermischung jede Natur der anderen auf das Innigste angeeignet ist, so daß durch das gemeinsame Medium des persönlichen Mittelpunkts jede Natur, was ihr eigen ist, mit der anderen gemeinschaftlich hat und eben dadurch die Eigenschaften der einen auch der anderen zukommen. Nie werden die Eigenschaften der einen Natur der anderen wesentlich eigen, was eine gegenseitige Aufhebung ihrer Eigenthümlichkeiten wäre, und das Wesen der Gottheit in die Beschränktheit der Kreatur herabzöge, so wie das Wesen der Menschheit in die Unbeschränktheit der Gottheit verflüchtigte; nie steht der menschlichen Natur eine göttliche Eigenschaft als aus ihr selbst zu, so daß sie sie auch außer der Vereinigung mit der göttlichen als ihr selbstständiges Eigenthum behaupten könnte. Immer kommen ihr nur, in Folge der persönlichen Union, aus der anderen mit ihr vereinigten Natur deren Eigenschaften als ihr verliehene, accidentelle Prädikate zu, die sie, träte jene Verbindung zurück, sofort verlieren, und in die gewöhnlichen Schranken der Menschheit zurücksinken würde. — Schon bei moralischen Vereinigungen theilen sich Menschen Rath, Weisheit, Muth, Begeisterung und andere geistige Eigenschaften mit, die aus ihrem eigenen Selbst nicht hervorgegangen waren und bei Auflösung der Verbindung auch wieder schwinden. Wie viel mehr muß nun eine gegenseitige Mittheilung der Eigenschaften statt finden da wo zwei Naturen in Einem persönlichen Bewußtseyn vereinigt sind. Wenn die Seele den ganzen Leib, mit dem sie zu einer Person vereinigt ist, belebt und beseelt, so daß er durch und durch empfindend wird, während er doch ohne sie

empfindungslos als eine todte Masse niederfällt, wie vielmehr muß die Gottheit die mit ihr persönlich verbundene Menschheit mit göttlichem Leben und Wirken durchdringen. Die Verschiedenheit, welche hier statt findet, daß nämlich die menschliche Natur nicht ein bloßer Leib, sondern Geist und Leib ist, welcher mit der göttlichen Natur unirt wird, macht dieses Verhältniß nicht schwieriger, sondern leichter als jenes, weil eben an der menschlichen Seele, die zum Bilde Gottes geschaffen ist, die göttliche Natur ein analoges Mittelglied der Vereinigung mit dem ganzen menschlichen Wesen findet. Eben weil diese Vereinigung von dem Mittelpunkte des Bewußtseyns ausgeht, der beide Naturen ganz in sich concentrirt, geht auch Alles, was aus der göttlichen Natur in ihn gelangt, durch die ganze menschliche Natur bewußt hindurch und eben so umgekehrt. So muß es seyn, oder es gibt keine wahre Menschwerdung Gottes.

Man zählt, wie bekannt, drei Arten der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften, worunter man die erste gewöhnlich wieder in drei Unterarten abtheilt. Allein genau genommen, gibt es nur zwei Arten, nämlich die eine, wonach der göttlichen Natur menschliche, und die andere, wonach der menschlichen Natur göttliche Eigenschaften in Folge der persönlichen Vereinigung zukommen. Die anderen fallen mit einer von diesen beiden Arten zusammen, oder gehören beiden an. — Auch Zwingli gab zu, daß in Folge der Menschwerdung der Person Christi die entgegengesetzten Prädikate der Gottheit und Menschheit mit Recht zugeschrieben würden; aber er hielt beide Naturen dergestalt auseinander, daß er durch das verbindende Bewußtseyn keine Theilnahme der einen an der andern, kein Mitgefühl der göttlichen Natur an den Leiden der menschlichen, keinen Mitbesitz der menschlichen Natur an der Herrlichkeit der göttlichen hindurchgehen lassen wollte. Beide sollten sich eben nur in Einem Punkte berühren, sonst aber sich gleichgültig gegen einander verhalten, so daß, wenn dennoch die Schrift von der einen die Eigenschaften der anderen aussage (wie: daß der Herr der Herrlichkeit gekreuzigt worden, 1 Cor. 2, 8., oder daß des Menschen Sohn im Himmel sey, Joh. 3, 13.), dies nur eine Metonymie, eine Namensverwechselung wäre, indem ohne irgend eine reelle Mittheilung nur der Name der einen Natur auf die andere übertragen werde. —

Wäre nun der Vereinigungspunkt beider Naturen ein anderer als der gemeinsame Mittelpunkt des Selbstbewußtseyns, streifte die menschliche Natur nur etwa wie eine Tangente an der göttlichen hin, dann könnte freilich behauptet werden, daß das Eigenthümliche einer jeden in jenem Punkte zusammentreffe, ohne darum durch ihn hindurch in die andere überzugehen. Allein, da der Vereinigungspunkt das persönliche Centrum beider ist, so ist es undenkbar, daß was aus einer Natur in das Centrum des Bewußtseyns irradiirt, nicht auch aus demselben Centrum in die andere eradiire; denn da das persönliche Bewußtseyn sich durch beide Naturen erstreckt, so muß, was die eine zum Bewußtseyn bringt, dadurch auch in die andere mit Bewußtseyn übertragen werden, und somit muß eine reelle Mittheilung der beiderseitigen Zustände und Eigenschaften statt finden, ohne daß jedoch daraus eine identificirende Vermischung entstände, weil das Bewußtseyn, welches sie vereinigt, sie zugleich auch unterscheidet. Nur auf diese Weise existirt ohne Verwandlung und Vermischung eine wahre und wirkliche Gemeinschaft der Gottheit und Menschheit in Jesu, und nur aus einer solchen gnadenvollen Gemeinschaft kann eine wahrhaftige Versöhnung und Wiederbringung der abgefallenen Menschheit mit Gott hervorgehen, die ein bloß berührendes

Nebeneinanderseyn derselben nicht bewirken kann; denn hiebei ist eigentlich Gott bloß dem Namen nach Mensch, und der Mensch Jesus nur dem Titel nach Gott; weder eine wahre Entäußerung der Gottheit, noch eine wahre Erhöhung der Menschheit tritt ein, so daß auch nur eine nominelle, aber keine reelle Erlösung statt findet.

Wenden wir unsere gewissen Ergebnisse auf jedes der beiden gegenseitigen Verhältnisse in Christo an und betrachten zuerst das, was hier das streitigste ist, nämlich die Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die menschliche Natur, so muß nach dem Obigen zugegeben werden, daß durch die persönliche Vereinigung alle göttlichen Eigenschaften auch der menschlichen Natur als mit ihr persönlich verbunden, bewußt werden; denn in Christo wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig, Col. 2, 9. Die Ausstrahlungen der Gottheit durchstrahlen die angenommene menschliche Natur, die das Organ ihrer göttlichen Wirksamkeit auf die Menschheit geworden ist. Wenn also in die menschliche Vernunft Jesu das Bewußtseyn der mit ihr verbundenen göttlichen Allwissenheit eintrat, so mußte ihre Weisheit nicht durch sich selbst, sondern durch jenes göttliche Wissen weit über das Maaß eines gewöhnlichen menschlichen Wissens hinaus gesteigert und erweitert werden, so daß er auch als Jesus den Menschen in das Herz sehen konnte, Joh. 2, 24 f. Wenn ferner das Bewußtseyn der göttlichen Allmacht den damit vereinigten menschlichen Willen Jesu durchdrang, so konnte er auch als der Menschensohn Jesus in voller Wahrheit von sich sagen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, Matth. 28, 18. Dies muß um so mehr von der göttlichen auf die menschliche Natur des Herrn bezogen werden, da nach den alten Kanon der Gottheit keine göttliche Eigenschaft gegeben werden kann, weil ihr alle schon von Ewigkeit her zustehen, vgl. Joh. 17, 2., 13, 3.; Matth. 11, 27. Wenn nun schon im Stande der Erniedrigung der menschlichen Natur durch die mit ihr unirte göttliche eine Theilnahme an den göttlichen Eigenschaften gegeben war, obwohl die Gottheit in der Knechtsgestalt des unbeschränkten Gebrauchs derselben herablassend sich entäußerte (Phil. 2, 7.), und die Menschheit Jesu noch nicht durch die Gottheit jene majestätische Verklärung empfangen hatte, wovon der Glanz auf dem Berge Tabor nur ein Vorbild war, wie muß dann erst jene Theilnahme gestiegen seyn, als die göttliche Natur sich selbst und die menschliche durch die Himmelfahrt der Knechtsgestalt völlig entrückt und über alle irdischen Schranken des Raumes und der Zeit erhoben hatte. In der That, es muß durch die Himmelfahrt und Erhöhung zur Rechten der göttlichen Majestät die menschliche Natur entweder ganz von dem Sohne Gottes abgestreift worden seyn, oder sie muß von dem gemeinsamen Mittelpunkt der persönlichen Vereinigung aus dergestalt von dem Lichte und der Macht und der Herrlichkeit der göttlichen Natur durchleuchtet, durchdrungen und verklärt worden seyn, daß sie nicht wie ein plumper, schwerfälliger Appendix an der Gottheit hängt, oder den Glanz ihrer lebendigen Eigenschaften irgendwie trübt und hemmt, sondern ein durch und durch klares, lichtschnelles und wie Gedanken leicht bewegliches Medium ihrer weltregierenden Thätigkeit geworden ist, in und mit welchem und durch welches sie nach ihrem gnädigen Belieben wirkt. Der erste Fall ist ganz gegen die Schrift, die eben so eine Himmelfahrt, wie eine Wiederkunft auch der menschlichen Natur Jesu behauptet, Act. 1, 11., und den ganzen Jesus Christus, der für uns gelitten hat bis zum Tod am Kreuz, als unseren immerwährenden Mittler und Vertreter zur Rechten Gottes über alle Kreaturen erhöhet seyn läßt, Phil. 2, 9., Eph. 1, 20 ff., Röm. 8, 34. Er würde auch ohne die menschliche Natur nur ein gewesener, vergangener Mittler und Erlöser seyn, ohne fortdauernde Verwandtschaft und Gemeinschaft mit uns, so daß wir ohne seine bleibende Vermittelung keinen friedebringenden Zutritt zur Gnade Gottes, Röm. 5, 1., keine Freudigkeit zum Eingang in das heilige, durch den ewigen Hohenpriester, der ein menschliches Mitleiden haben könnte mit unserer Schwachheit, haben würden, Hebr. 10, 19 ff., 5, 15 f. Wir müssen uns daher für den zweiten Fall entscheiden, wir müssen annehmen, daß die durch die Himmelfahrt zur Rechten Gottes erhöhte menschliche Natur Jesu durch ihre persönliche Gemeinschaft mit der Gottheit hoch über alles Kreatürliche, was genannt werden mag im Himmel und auf Erden, erhöht worden ist, so daß im Namen des Herrn Jesu Aller Knie sich beugen müssen, Phil. 2, 9. 10. — Nur eine beschränkte Vorstellung kann die Himmelfahrt und das Sitzen zur Rechten Gottes anders ansehen, und eine neue räumliche Beschränkung daraus machen. Nein, die allmächtige Rechte Gottes ist zugleich auch eine allgegenwärtige, und getragen von den Adlerfittigen der göttlichen Allgegenwart muß die persönlich mit ihr verbundene menschliche Natur in jedem Momente gegenwärtig und wirksam seyn können, wo der Gottmensch will; denn nun und nimmer scheidet er seine beiden Naturen und ist überall selbstbewußt oder persönlich gegenwärtig, d. h. eben als die Person, die Gottheit und Menschheit in sich vereinigt. Und als solcher regiert er auch die Welt und seine Kirche in höchster Majestät. So verstehen wir nun recht tröstlich und innig den Spruch Matth. 28, 19 und 18, 20. nicht bloß von der nackten, abstrakten Gegenwart der Gottheit, die dem Sünder keinen Frieden bringt, sondern von der concreten und vermittelnden Gegenwart des Gottmenschen, der Alles in Allem segnend erfüllt und dem Alles unter seine Füße gethan ist, Eph. 4, 10., 1, 22 f. Obwohl er nun jederzeit nach seinem Belieben auch den äußeren Umfang der menschlichen Leibesgestalt darstellen kann (Act. 1, 11.), so ist er doch um so weniger darauf beschränkt oder daran gebunden, als das Wesen, die essentielle Substanz der menschlichen Natur nicht in ihrem Ebenmaaße besteht. —

Es ist gewiß, daß die menschliche Natur des Herrn im Stande der Erhöhung durch die Communikation der göttlichen Eigenschaften das Maaß, die Schranken und die Kräfte einer gewöhnlichen menschlichen Natur weit, einzig und unvergleichlich überschreitet; denn nicht nach dem Maaße ist ihr der Geist der Gottheit gegeben, Joh. 3, 34. Allein es ist falsch zu sagen, daß sie dadurch als menschliche Natur aufgehoben und mit der göttlichen vernüscht würde. Sie behält vielmehr immerdar ihre wesentlichen Eigenthümlichkeiten, und die göttlichen Eigenschaften werden ihr nie wesentlich oder essentiell, sondern bleiben ihr immerdar nur accidentell oder verliehen durch die persönliche Einwohnung der göttlichen Natur, ohne welche sie sofort aus ihr verschwinden würden. So kann durch Einstrahlung der Sonne ein Spiegel blendend glänzen und weithin leuchten wie die Sonne selbst, ohne daß er deshalb zur Sonne wird; denn ohne das einstrahlende Licht ist er ganz finster. So leuchtet die Sonne selbst nicht durch ihre eigene dunkle Substanz, sondern durch eine sie umhüllende Lichtatmosphäre. So sieht und hört und fühlt der Leib aus Erde nur durch die einwohnende Seele; denn ohne sie ist er todt. So brennt und glänzt und fließt das von Natur kalte, dunkle, spröde Eisen, wenn es vom Feuer

durchglüht wird, ohne daß es darum aufhörte, Eisen zu seyn, oder in Feuer verwandelt würde, oder umgekehrt; und so wie das Eisen, welches im Feuer liegt, glühend werden muß, so muß auch die menschliche Natur, die in die persönliche Gemeinschaft der Gottheit aufgenommen ist, vom Licht und Feuer ihrer unendlichen Eigenschaften durchdrungen werden. Dies ist das Verhältniß der göttlichen zur menschlichen Natur, und dies muß es seyn, wenn man nicht, wie gesagt, ihre Vereinigung entweder völlig läugnen, oder ganz todte und unwürdige Begriffe davon aufstellen und eben damit auch ihre lebendige Wirksamkeit aufheben will. — Und nun, ohne eine wahre und lebendige Union der Gottheit und Menschheit in Jesu, welcher Verlust unseres Heils! Wie tröstlich, wie erhebend ist die Ueberzeugung, daß unsere geringe Natur aus Gnaden hoch über alle Engel erhöht (Hebr. 1, 4.) in ewiger unzertrennlicher Verbindung mit der Gottheit, stark durch ihre allmächtige Rechte, das Reich der Welt und der Gnade regieret, daß Christus Jesus unser Bruder mit dem Vater und dem heiligen Geiste alle unsere Geschicke lenkt, und wider die Pforten der Hölle uns beschützt, und immerdar als ein so Gott wie uns verwandter Mittler unseren Zutritt zu seiner Gnade vermittelt, und auch nach seiner verklärten Menschheit, als das wahrhaftige Brodt des Lebens (Joh. 6, 51 ff.), wie das Testament seines Abendmahls bezeuget, erbarmend uns nahe ist bis an's Ende der Welt (Matth. 28, 20.), an welchem er in sichtbarer Herrlichkeit als wahrer Gott und Mensch das Gericht halten wird. Das ist eine hohe und herrliche Würde unserer Natur, die ihr durch die gnadenvolle Einwohnung Gottes verliehen ist und an der wir durch die Wesensgemeinschaft mit dem erhöhten Jesus einen reellen Antheil nehmen, Joh. 17, 24., Eph. 5, 30.; daneben ist, was man gewöhnlich Menschenwürde nennt, nichts anderes als ein selbstgefälliger Bettelstolz. Der Gottmensch ist unsere Gerechtigkeit, ist unsere Ehre, ist unsere Herrlichkeit. Wie schwindet jener Trost, wie fällt jene Erhebung, wie sinken wir in unser armes, niedriges, gottentfremdetes Menschseyn zurück, wenn Gott nicht Mensch, wenn Christus nur Gott, oder wenn die menschliche Natur nur irgend wo in einer himmelfernen Ecke, als ein armes fremdartiges Anhängsel ihm angeklebt ist. Das Himmel und Erde versöhnend umschlingende Band der Menschwerdung Gottes in Christo, in welchem alle Fülle wohnen sollte (Col. 1, 19 ff.), reißt entzwei, und die „entgötterte Natur" versinkt in ihre peinliche Leere.

Wir haben nun noch die andere Art der Mittheilung der Eigenschaften zu betrachten, wonach nämlich die göttliche Natur sich die Eigenschaften der menschlichen durch die persönliche Vereinigung zu eigen macht. Diese Communikation ist nicht minder reell als die vorige, und haben wir dort mit freudiger Erhebung anbetend die gnadenreiche Erhöhung der menschlichen Natur bewundert, so müssen wir hier nicht minder anbetend, aber mit der tiefsten Rührung die barmherzige Herablassung und Entäußerung der göttlichen Natur bewundern. Die persönliche Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit ist selbst im Stande der

Erhöhung ein fortwährender Akt der freien und herablassenden Gnade Gottes; denn obwohl die menschliche Natur darin zu gottähnlicher Herrlichkeit verkläret ist, so ist und bleibt sie dennoch immer wesentlich von der göttlichen verschieden, und keine wesentliche Nothwendigkeit in Gott verbindet sie mit einander, sondern immer nur sein freies und gnädiges Wohlgefallen, Col. 1, 19. Allein die äußerste Größe der erbarmenden göttlichen Liebe tritt vorzugsweise im Stande der Erniedrigung hervor, weil darin Gott der Sohn mit unendlicher Selbstverläugnung sich der göttlichen Herrlichkeit entäußert und Knechtsgestalt angenommen hat, und zwar dadurch, daß er sich, obwohl nicht des Besitzes, was unmöglich ist, doch aber des uneingeschränkten Gebrauchs der göttlichen Eigenschaften in der menschlichen Natur freiwillig begeben hat, und dann noch mehr dadurch, daß er sich durch die persönliche Annahme der Menschheit aller ihrer Leiden und Schmerzen bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz als seiner eigenen bewußt geworden ist. Er hat nicht bloß die göttlichen Eigenschaften hinter der menschlichen Natur gleich als hinter einer Maske versteckt gehalten und unsichtbar derselben in ihrer ganzen Unendlichkeit sich bedient; nein, er entäußerte sich, Phil. 2, 7., er umschränkte in der menschlichen Natur Jesu die Fülle ihrer Wirksamkeit durch den Vorhang des Fleisches, ohne darum jedoch ihr Wesen zu ändern, gleich als wie das Auge nicht das Wesen, nicht den Besitz seiner weithin wirkenden Eigenschaften, sondern nur den Gebrauch derselben ändert und beschränkt, wenn es das Augenlied niederläßt. Ohne diese Herablassung wäre keine Menschwerdung in Knechtsgestalt möglich gewesen, weil der ungehemmte Glanz der Gottheit das Dunkel des menschlichen Leidens ganz zurückgedrängt hätte. So aber legen sich die Todesschatten des Leidens dunkel um die verhüllte Majestät; oder vielmehr, nicht bloß seine Schatten umdunkeln sie, sondern das wahrhaftige Gefühl desselben dringet durch die Einheit des göttlichen und menschlichen Bewußtseyns in das Herz der Gottheit ein. Die Mittheilung des menschlichen Leidens an die göttliche Natur durch die Gemeinschaft des Bewußtseyns ist eben so wirklich und wahrhaft, als die Mittheilung der göttlichen Herrlichkeit an die menschliche Natur durch dasselbe Medium. Hier so wenig wie dort, geht, was zum Wesen der einen Natur gehört, in das Wesen der anderen über; die göttliche Natur ist und bleibt an und für sich unleidensfähig und erhaben über menschliche Schmerzen. Allein durch die herablassende Aneignung oder Aufnahme der menschlichen Natur in die Einheit ihrer Person erkennt und empfindet sie das der Menschheit eigene als ihr Eigenes, und wird sich aller ihrer Noth, aller ihrer Leiden und Schmerzen bis zum Tode am Kreuze persönlich bewußt. So ist die Seele ihrer Natur nach unsterblich und lebt, während der Leib stirbt und nachdem er gestorben; dennoch in Folge der persönlichen Vereinigung mit demselben empfindet sie in der Einheit des Bewußtseyns alle Leibesschmerzen der Krankheit und alle Schauer des Todes persönlich mit.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 16. Februar. № 14.

Die sieben Parabeln vom Reiche, Matth. 13.

Die Lehre vom Reiche Gottes oder von seiner Kirche — denn beide Ausdrücke bezeichnen mit verschiedenen Beziehungen eins und dasselbe, — oder die Lehre von der neuen geistlichen Theokratie, bedarf gewiß heut zu Tage besonderer Beachtung, im Gegensatz zu mehr als einem Irrthum und Irrwege, vor dem auch der Gläubige nur durch das richtige Verständniß des göttlichen Wortes, verbunden mit der gehörigen Herzensstellung, völlig gesichert werden kann. Die Ev. K. Z. hat dieses Bedürfniß insbesondere erkannt und den Wunsch seiner Befriedigung öfter ausgesprochen. Möge daher der folgende Versuch einer auf diesen Zweck berechneten Erklärung von Matth. 13, 3—53. hier eine günstige Aufnahme und nöthigenfalls gewissenhafte Erwägung finden! —

Ueber Wesen und Zweck der Parabel werde ich mich hier nicht im Allgemeinen aussprechen. Was davon für unsere Absicht unentbehrlich ist, soll in der Auslegung bemerkt und dargethan werden. Die Hauptgedanken und das Verhältniß der sieben Parabeln aber sind diese:

1) Die Gründung der Kirche durch das Wort und die Geschichte dieses Wortes in den einzelnen Personen, Matth. 13, 3—9., erklärt V. 18—23.
2) Beschreibung des Totalzustandes (Naturgeschichte) der Kirche in Bezug auf ihre Zusammensetzung, von der Gründung an bis zum Weltende, V. 24—30., erklärt V. 36—43.
3) Geschichte der Kirche in Bezug auf Entwickelung und Ausbreitung, V. 31. 32.
4) Geschichte der Kirche in Bezug auf die innere Durchbildung, V. 33.
5) und 6) Werth und Verhältniß des Gottesreichs in Bezug auf zwei Klassen derer, die es noch nicht besitzen, V. 44., 45 und 46.
7) Schlußparabel (s. u.) über die Kirche, V. 47—50.

I.

Wir werden uns bei Erklärung dieser Parabel weniger lange aufhalten, da sie theils an sich besonders klar ist, theils für unseren Zweck nur in einer Hinsicht von bedeutender Wichtigkeit. Die authentische Auslegung derselben durch den Herrn ist nämlich gewiß das sicherste Mittel, uns nicht nur ihren Sinn zu enthüllen, sondern zugleich von der richtigen Erklärung der Parabeln überhaupt einen Begriff zu geben. Diese Parabel war die erste, die Jesus vorlegte. Ihre Auslegung theilte er den noch ungeübten Jüngern mit, in der unverkennbaren Absicht, ihnen möglichst deutlich die ganze Parabel zu sagen (V. 18.). Vergleichen wir nun Parabel und Auslegung, so erkennen wir die Nothwendigkeit, die Parabel als ein seiner Natur nach unvollkommenes Bild zu fassen: unvollkommen, theils insofern das Irdische öfter nur durch einen Vergleichungspunkt zwei geistige Gegenstände zu bezeichnen vermag, oder umgekehrt; theils insofern die Schranken der ganzen Vergleichung nur eine unvollständige Abschattung (eine Profil- oder Enface-Zeichnung) des Unsichtbaren gestatten; dabei aber doch Bild, d. h. wahr, weil einerseits nur dann zwei Gegenstände durch einen einzigen repräsentirt werden, wenn sie selbst eine Einheit darbieten, oder umgekehrt einer durch zwei, wenn er durch eine wesentliche Unterscheidung gedoppelt ist; und weil in der anderen Beziehung immer nur eine Seite des Ganzen darzustellen der Zweck ist, daher auch mehrere Parabeln sich gegenseitig ergänzen. Die erste Eigenschaft der Parabel bildet das Concrete in ihrem Charakter und verlangt lebendige Anschauung des Bildes; die andere das Abstrakte, und erfordert scharfe Auffassung ihres Gedankens. In jener Beziehung dürfen wir uns an der Zerflossenheit oder Dürftigkeit nebst der daraus fließenden Unklarheit des Bildes nicht stoßen, — sie gehört dem Wesen des Irdischen an, nicht dem Urheber der Parabel, der das Irdische nicht verklären und erhellen wollte (s. u.); — in dieser Beziehung dürfen wir nicht das Bild in's Einzelne verfolgen und pressen, so daß die Rücksicht auf den einen Gedanken verloren ginge oder dieser gar verletzt würde, noch aus der Abwesenheit im Bilde einen Schluß (a silentio) auf die Nichtexistenz eines Gegenstandes machen.*) Dies Beides lehrt uns der Herr durch

*) Hier vorläufig ein doppeltes Beispiel. In der Erklärung der Parabel vom verlorenen Sohne schließt Herr Schultheß auf die

seinen Vorgang, und wir haben bloß in seiner Auslegung die beiden Punkte uns zu bemerken.

1. Der Saame ist das Wort des Reiches, das Wort, welches Gottes Reich verkündigt und aufrichtet. Dies Wort, in das Herz gesät, erzeugt darin einen neuen Menschen. So stellt der Saame einerseits das Wort, andererseits die Wirkung des Worts, das neue religiöse Leben vor. Und umgekehrt ist der Mensch einestheils abgebildet durch das Erdreich, das den Saamen aufnimmt, und anderentheils durch den Saamen und dessen Gewächs. Und so kann es V. 21. heißen: „Er hat aber nicht Wurzel in sich selbst."

2. Der ganze Standpunkt, von dem aus das Reich Gottes in dieser Parabel abgebildet wird, ist äußerlich. Seine Gründung beginnt durch das äußere Wort. Dies wird gehört, aufgenommen, zum Theil mit Freude. Von demselben Standpunkte äußerer Anschauung aus wird die Verschiedenheit der Empfänglichkeit vorausgesetzt, nicht erklärt. Die Darstellung beschäftigt sich bloß mit den Folgen: auf hartem Boden fressen die Vögel den Saamen weg, auf steinigem schießt er schnell auf und vertrocknet in der Sonnengluth u. s. f., und die Auslegung erklärt diese Bilder, — die Vögel vom Satan, die Sonnengluth von der Verfolgung, — aber die Beschaffenheit der Herzen, die mit dem Wege oder dem Felsboden verglichen werden, wird nicht näher bestimmt, und noch viel weniger die Ursache derselben. Verfolgt man also das Bild weiter, als der Herr, dringt man von dem Aeußeren in's Innere und will da Aehnlichkeiten suchen, wo er keine andeutet, so können Irrthümer nicht ausbleiben. Der erste ist der rationalistische oder pelagianische: Die Fruchtbarkeit des Wortes hängt nicht vom Worte ab, sondern vom Herzen; nicht Gottes Wort ändert und bestimmt das Herz, sondern das Herz bestimmt das Wort, wie es will; der Mensch muß zum Voraus gut gestimmt seyn, nur dann wirkt das Christenthum wohlthätig. Aber — anderer Einwürfe nicht zu erwähnen, denn der entscheidendste Gegengrund findet sich in der nächsten Parabel, — warum, wenn man dies Gleichniß so weit ausdehnen will, geht man nicht einen Schritt weiter? Der nothwendige zweite Irrschluß ist der manichäische: Wie es von Natur gutes und schlechtes, steiniges und tieffeuchtes Erdreich gibt (pro soli ingenio, Cicero de senect.), so ist auch von Natur die eine Menschenhälfte herzlich gut und die andere eben ohne alle Empfänglichkeit für das Göttliche, oder wenigstens ohne die Fähigkeit, es fortdauernd zu bewahren. Dieser Endschluß ist unvermeidlich, wenn man sich einmal auf diesen Irrweg der Subtilitäten begeben. Denn, wollte man auch exceptioniren, daß wenigstens bei ein paar Arten des Erdreichs die frühere Bauung oder Vernachlässigung desselben eingewirkt, so bliebe doch immer noch der eine oder der andere natürliche Unterschied übrig, als die manichäische Hefe im Fasse des Pelagianismus. Deshalb verwerfen wir, mit den besten Auslegern aller Zeit, die unnützen Spekulationen und Ausdehnungen der Gleichnisse über das tertium comparationis hinaus, und halten hier noch im Besonderen fest,

Entbehrlichkeit der Erlösung, das Abstrakte der Parabel ganz übersehend, als ob in jedem Bilde Alles zugleich abgebildet seyn müßte. Andere, aus demselben Irrthume, fanden das Erlösungsopfer angedeutet in der Schlachtung des Kalbes. Aber diese Verirrung ruhte doch auf einem positiven Hintergrunde, dessen sie kein Hehl hatte; jene gibt sich für bloße Auslegung und ist insofern ächt komisch, als das reine Resultat einer verkehrten Methode.

was selbst aus einer der folgenden Parabeln (der vom Sauerteige) erhellen wird, daß das Evangelium als eine Gotteskraft weder natürliche Anlagen, noch besondere Vorbereitung voraussetzt, wie die menschliche Weisheit thun muß.

Diese Bemerkung mußte hier besonders gemacht und ausgeführt werden, da sie hier jedem evangelischen Christen einleuchten wird, auf das richtige Verständniß der folgenden Parabel aber vom größten Einflusse ist. Wir gehen nun zu derselben über, nachdem wir noch den Zweck dieser Parabel folgendermaßen angegeben haben:

Die Jünger Christi sollen wissen, daß das Wort ihrer Predigt verschiedene Aufnahme findet; bald nur flüchtige, bald bleibende; und daß selbst bei denen, in denen es Früchte bringt, eine Verschiedenheit der Fruchtbarkeit statt findet.

Wie oft sich jeder Prediger, jeder thätige Christ diese Wahrheit vorhalten muß, als Schutzmittel gegen Ungeduld, voreiliges Absprechen oder Ermatten, und als tröstliche Offenbarung des göttlichen Rathschlusses, lehrt die Erfahrung.

II.

Indem wir hier von den kleineren Schattirungen in der richtigen Auslegung dieser eben so wichtigen, als in den neuesten Commentaren vernachlässigten*) oder mißgedeuteten Parabel absehen, beabsichtigen wir diese richtige Erklärung, wie sie sich wesentlich namentlich bei den Reformatoren findet, im Gegensatz zu derjenigen darzustellen, durch welche man den dogmatischen Ansichten der Reformatoren von der Zusammensetzung der sichtbaren Kirche zu entrinnen vermeint. Es ist dies letztere die Auslegung nicht nur der Separatisten und Independenten neuester Zeit, sondern bereits der Anabaptisten, der Katharer und Donatisten, nach deren gemeinsamer Ansicht das Wesen der christlichen Kirche in ihrer Reinheit besteht, d. h. darin, daß sie nur solche Mitglieder umfaßt, die man als Gläubige und Wiedergeborene zu betrachten befugt ist. Diese Auslegung kann einen einzigen scheinbaren exegetischen Grund für sich anführen, nämlich den, daß der Acker die Welt darstellt, und nicht die Kirche, V. 38. Wir denken nicht, schlechtweg mit Augustin (De verb. Dom. sermo XVIII. c. 9.), Piscator u. A. diesen Umstand durch die Bemerkung zu beseitigen, die Kirche, als in der Welt befindlich, sey hier synekdochisch die Welt genannt. Aber ehe wir darauf, wie auf den dogmatischen Gegengrund antworten, sey es erlaubt, die Ungereimtheit jener Auslegung nachzuweisen.

Der Acker, sagt man, ist die Welt. In ihr, nicht in der Kirche, sind Gläubige und Ungläubige durcheinander gemischt. Das Verbot des Herrn (V. 29. 30.) ist also dies: Rottet nicht die Gottlosen aus der menschlichen Gesellschaft aus, verbannt sie nicht, kerkert sie nicht ein, tödtet sie nicht! Dies Verbot, fügt man hinzu, trifft die Inquisition und die eben so verfolgungssüchtigen Reformatoren.

Was nun die letzteren betrifft, so ist dieser rationalistische Vorwurf eben nur aus völliger Unkenntniß der Grundsätze der Reformatoren hervorgegangen, denen kaum etwas so ferne lag, als die Ausscheidung aller Unwiedergeborenen aus der Kirche, oder gar ihre Ausrottung! Und selbst die Inquisition glauben wir dreist gegen den Vorwurf solcher Verrücktheit in Schutz nehmen zu dürfen. Gäbe es aber auch so tollkühne Fanatiker,

*) Die Schriften von Lisko kann ich leider noch nicht benutzen.

wer möchte behaupten, daß der Herr ihnen zur Belehrung eine Parabel aufgestellt und seinen Jüngern erklärt habe, ja daß er dergleichen blutdürstige Schwärmer darin als Knechte des Hausvaters dargestellt?!

Also schon durch so einfache Erwägung dieser separatistischen Auslegung erhellt, wie unstatthaft sie sey, und wie die Ausrottung des Unkrauts, und folglich auch sein Zusammensein mit dem Waizen, nothwendig anders verstanden werden muß, als in dieser gemein weltlichen Weise. Die richtige Weise aber ergibt sich von allen Punkten aus bei ordentlicher Erwägung der Parabel.

1. Der Säemann ist des Menschen Sohn, der Sohn Gottes im Fleische; sein Saamen das Wort (s. o.) und daher Alle, die aus dem Worte von Neuem geboren sind. Der Ort, wo er sät, ist die Welt. Es handelt sich also um nichts weniger, als um die Erschaffung und die Geschichte der Welt und die Verhältnisse der Menschen in der Welt, als solcher, sondern um die Stiftung des messianischen Reichs durch das Wort — d. h. der Kirche —, um seine Geschichte, und um die Verhältnisse seiner Kinder (seiner ächten Mitglieder, V. 38.) als solcher zu den Uebrigen. Daß aber ausdrücklich die Welt als Acker genannt ist, hat seinen guten Grund darin, daß der Herr dadurch (wie auch Calvin unter den Reformirten, und Lyser unter den Lutheranern bemerken) alle partikularistischen Vorstellungen niederschlagen will, sowohl die der Juden, die Gottes Reich auf Palästina beschränkten, als der Donatisten, die, mit der Helvetischen Confession zu reden, Ecclesiam in nescio quos Africae coarctabant angulos. So daß also grade der Ausdruck, auf den unsere Gegner fußen, die Kirche als ökumenische darstellt, ähnlich wie die dritte Parabel. *)

2. Der andere Säemann ist Satan, der aus Feindschaft wider den Hausherrn (V. 25.) seine Kinder überall zwischen (ἀνὰ μέσον, V. 25.) die Kinder des Reichs streute. Dies auf die Gemeinschaft des physischen und bürgerlichen Lebens zu beziehen, wäre wieder absurd. Waren denn die Christen zuerst in der Welt und wurden nachher die Ungläubigen in ihre Mitte hinein vom Satan geschaffen? Leben jetzt, in diesem äußerlichen Sinne, die Ungläubigen mitten unter den Christen, oder sind nicht vielmehr die Christen unter den Ungläubigen, wie Schaafe unter die Wölfe ausgesandt, als Fremdlinge in der Welt, und nicht als Kinder dieses Reichs? Aber im Reiche Gottes sind die Kinder Gottes die Ersten gewesen, in die Kirche drangen die Unbekehrten erst später ein, Christi Saat zu verderben. In der Kirche sind Gottes Kinder die Besitzer und Erben, die Anderen aber Fremdlinge und Einsassen, auf eine kurze Zeit. In der Kirche allein sind die Ungläubigen bei und zwischen den Gläubigen, und wären ihrer tausendmal mehr an Zahl; denn nicht sie, sondern wir sind da zu Hause.

3. Die Art, wie diese Mischung vor sich ging, und das Wesen sowohl des Waizens als des Unkrauts sind so beschaffen, daß man anfangs beide nicht gleich unterscheiden konnte. Dies ist in keiner Art verständlich, wenn man die Kirche als eine Gemeinschaft von Gläubigen definirt, von der alle Ungläubigen so streng als möglich ausgeschlossen werden. Denn dann waren ja von Anfang an die Kinder Gottes und Satans augenfällig geschieden, mochten sie auch im häuslichen und bürgerlichen Leben

*) Christus, i. e. veritas, dicit: Ager est mundus, Donatus autem dicit, agrum Dei in sola Africa remansisse. Eligant cui credant. (August. adv. Parmen. l. II. c. 2.)

vermischt seyn. Ist es also nicht besser anzuerkennen, daß schon in die apostolischen Kirchen eine Menge Unbekehrter eintraten, ohne sich aber gleich anfangs als solche zu erkennen zu geben, und daß es später, als man sie erkannte, unmöglich wurde, sie wieder auszuscheiden?

4. Am Ende der Welt dagegen wird der Menschensohn das Unkraut aus seinem Reiche zusammenlesen lassen (V. 41.). Sie waren also in seinem Reiche (dem messianischen, vgl. C. 11, 11., 22, 2.) gewesen und von demselben gesondert. (Auf die Heiden ꝛc. konnte hier keine Rücksicht genommen werden, s. u.) Dazu paßt dann auch die Bezeichnung σκάνδαλα („Aergernisse"), durch die einige unter ihnen besonders charakterisirt werden. Denn wollen wir auch nicht so weit gehen, mit Grotius zu behaupten, daß dieser Name ausschließlich die Irrlehrer unter den Christen bezeichne (nach kirchlichem Sprachgebrauche, vgl. Röm. 16, 17., und Matth. 18, 7. mit 1 Cor. 11, 19.), so dürfte doch gewiß seyn, daß derselbe im N. T. immer solchen Mitgliedern der christlichen Kirche gegeben wird, die ihren Brüdern zum Falle gereichen, also nicht auf Personen geht, die der Kirche nicht einverleibt waren. Nicht zufrieden mit der Aussonderung wird sie aber der Herr des Ackers noch besonders bestrafen („verbrennen"); was also wohl zu unterscheiden ist. — Die Kinder des Reichs dagegen werden aus dem Reiche des Messias in das Reich Gottes des Vaters hinübertreten (V. 43.) und daselbst „aufglänzen," was andeutet, daß ihr Licht vorher durch die Mischung mit den Kindern der Finsterniß verdunkelt war. *)

5. Ueberhaupt wird uns diese Parabel, wie alle anderen, nicht als eine Beschreibung des häuslichen und bürgerlichen Erdenlebens vorgestellt, noch als ein Inbegriff von Vorschriften für die Obrigkeiten, sondern als eine bildliche Darstellung des geistlichen Königreiches des Menschensohnes, des Messias, daher auch die Vermischung und das Untereinandersein der Guten und Bösen nicht leiblich, sondern geistlich gedeutet werden muß. Weil sie dies nicht anerkennen wollten, kamen die Anabaptisten ganz folgerichtig auf den Schluß, daß alle Todesstrafe — und warum nicht auch jede Art der Ausrottung aus der bürgerlichen Gesellschaft, durch Verbannung oder Einkerkerung? — in dieser Parabel verboten sey, nicht nur die der Ketzer. — Wir geben gerne zu, daß nach dieser unserer Auslegung die Parabel nur derjenigen Menschen Erwähnung thut, die innerhalb des messianischen Reichs leben, und nicht der Heiden ꝛc. Aber diese Beschränkung ist nicht auffallend. Gegentheils spricht auch die vorhergehende Parabel nicht mit einem Worte von denen, welchen das Evangelium nicht verkündigt wird. Und so zeigt sich's denn auch hierin, wie sich beide auf die Sphäre der Kirche beschränken, und nicht die Menschenwelt als solche umfassen. —

Wir schließen daher, daß unter dem Zusammenlesen des Unkrautes (V. 29.) auf keine Weise eine physische Ausrottung der Bösen zu verstehen sey, sondern das Abreißen der Wurzeln, die sie in der Kirche gefaßt haben, die Vernichtung des Lebens, das ihnen Satan gegeben hat, d. h. des Lebens auf dem Acker

*) Ἐκλάμψουσι (V. 43.). Die eine Bedeutung des Wortes: werden mehr leuchten als Andere, kann hier nicht statt finden. Es bleibt also nur die Erklärung: mehr als vorher. So Aelian. V. H. XII. 1. und besonders Weish. 3, 7. das verwandte ἀναλάμψουσι, dagegen Dan. 12, 3. (worauf doch wohl angespielt wird), weil da die Beziehung auf den früheren Zustand fehlt, Theodot. nur das Simplex: λάμψουσιν, hat (doch im Cod. Alex. ἐκλ.).

des Herrn; kurz ein bloßes Zusammenlesen (V. 29.) derselben, nicht ein Zusammenlesen zum Verbrennen (V. 30.). —

Der einzige Einwurf, der den Gegnern der kirchlichen Auslegung noch übrig bleibt, ist dogmatischer Natur; eine Frage, die auch von Anhängern derselben aufgeworfen werden dürfte: Würde denn so durch die Worte des Herrn, V. 29. 30., nicht alle Kirchenzucht verboten, die nach apostolischem Vorbilde doch auch die Ausschließung von der Kirchengemeinschaft in sich befängt? Unsere Antwort ist: Nein, sobald von der apostolisch-protestantischen Kirchenzucht die Rede ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die biblisch-kirchliche Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo.

(Schluß.)

So hat auch die ganze Person Christi, und also auch die Gottheit in ihm mit der Menschheit und durch sie, die Quaalen des Kreuzes und die Schmerzen des Todes empfunden; wahrlich, jene ist nicht bloß ein gleichgültiger und müßiger Zuschauer dabei gewesen; sie hat auch nicht durch ihre mächtige Assistenz das menschliche Leiden gelindert oder verringert. Im Gegentheil, grade durch die persönliche Einwohnung der Gottheit in dem Menschen Jesus war sein Bewußtseyn weit über den Umfang eines individuell menschlichen zum Mitgefühl des Sündenelends der ganzen Menschheit, für die er leidend genugthun sollte und wollte, gesteigert; nur so war er das Gotteslamm, welches der Welt Sünde trug, was ein bloß menschliches Individuum nimmer vermocht hätte, Ps. 49, 8 f. Sodann, je mehr die Knechtsgestalt, das Leiden, das Sterben am Kreuz mit der Natur der Gottheit contrastirte, um so größer war die Selbstverläugnung, um so tiefer die Hingabe, um so völliger die Entäußerung, die bei dem letzten Todeskrampf der menschlichen Natur bis zum Gefühl der Gottverlassenheit in ihr sich steigerte, Matth. 27, 46. Grade dies schauerliche Zusammenstoßen der äußersten und widerwärtigsten Gegensätze, welches Paulus, 1 Cor. 2, 8., so erschütternd ausdrückt: „Sie haben den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt," dieses Versenken des höchsten Lebens in den Tod der Schmach, der höchsten Seligkeit in die tiefste Betrübniß (Matth. 26, 38.), der erhabensten Majestät in den Gehorsam am Kreuz, grade dies begründet die unermeßliche Größe des Opfers Christi und sein unendliches Verdienst, welches mehr werth ist, als wenn die ganze Welt sich selbst zum Opfer brächte; denn was ist alle Herrlichkeit der Welt gegen die Herrlichkeit Gottes? Und dieses Opfer der höchsten Liebe beginnt schon mit der niedrigen Geburt des Herrn und geht mit der tiefsten Resignation durch sein ganzes armes Leben (2 Cor. 8, 9.) hindurch, bis es im Tode vollendet oder vollbracht wird. Dies mögen diejenigen wohl bedenken, welche meinen, Christus als ein bloßer Mensch, auf eigene Kraft gestellt, wäre ein verdienstlicheres Vorbild wie Christus als Gottessohn, während doch jener in seiner Armuth nichts für seine Brüder dahingegeben hätte, dieser dagegen in seiner Herrlichkeit Alles für seine Feinde geopfert hat.

Es ist nicht nöthig, die Fülle der Liebe und des Trostes, und die Kraft der Versöhnung und Heiligung, die in dieser unvergleichlichen Lehre liegt, des weiteren auseinanderzusetzen. Jedes gläubige Gemüth wird sie von selbst durchfühlen. Gott hat gelitten in Christo, diese eine, nicht nominelle, sondern reelle Wahrheit ist ein Trost, der allen Jammer stillt, der alles Murren, alles Klagen verstummen macht vor dem, der seinen Mund nicht aufthat, als er vom Thron des Himmels zur Schlachtbank geführt wurde; denn darinnen er gelitten hat und versucht ist, hilft er nun auch mit barmherzigem Mitleiden denen, die versucht werden, Hebr. 2, 17 f., 4, 15. Es ist herzzerreißend zu lesen, wie er am Tage seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert hat, Hebr. 5, 7.; aber es ist auch herzerhebend; denn wie hoch ist nun durch dieses tiefste Leiden Gottes des Sohnes, des Herrn über alle Dinge (Hebr. 1.), alles menschliche Leiden verklärt, wie edel ist das Kreuz geworden, und die Armuth und die Schmach und die Marter, da sie Gott erduldet, und wie sehr ist die herbe Bitterkeit aller Leibes- und Seelenschmerzen gelindert und versüßt durch die heilige Gemeinschaft der Gottheit mit dem Schmerz; ja wie ist selbst der Schrei und die Thräne des Schmerzes geweiht durch jene heiligen Thränen, und der Tod versöhnt durch jenes göttliche Sterben! Alles Menschliche von der Geburt bis zum Tode wird durch jene persönliche Einwohnung der liebenden Gottheit geheiligt und vergöttlicht und alles Sündliche darin versöhnt durch jenes die ganze Welt aufwiegende Opfer, wonach Gott in der tiefsten Entäußerung durch sein eigen Blut sich seine Gemeinde erworben hat. Welch eine heilige Liebe des Vaters, den Sohn, und welch eine heilige Liebe des Sohns, sich selbst für uns in den Gehorsam unter das Gesetz bis zum Tod am Kreuze dahin zu geben, damit das Gesetz zugleich vollkommen erfüllt und uns die Nichterfüllung vergeben werden könnte, ohne ihm selbst etwas zu vergeben! Gal. 3, 13., 4, 4 f. Je schwerer das blutige Leiden des Herrn, um so eindringlicher stellt es uns in der durch die persönliche Vereinigung mitleidenden göttlichen Natur die heilige versöhnende Liebe Gottes dar; denn hienach wird kein unschuldiger Dritter hingeopfert, sondern Gott selbst in der Person des Sohnes gibt sich in der angenommenen Menschheit zum Opfer dar (2 Cor. 5, 19.) mit einer Heiligkeit, die, sich selbst genugthuend, alle Gerechtigkeit erfüllt und mit einer Barmherzigkeit, die sich selbst verläugnend, alle Ungerechtigkeit vergibt, und während er zu gleicher Zeit und in einem Akt seine höchste Güte und seinen höchsten Ernst offenbart, beseligt und heiligt er uns durch beide zugleich. Wir dürfen daher die Versöhnung weder allein der menschlichen, noch allein der göttlichen Natur zuschreiben. Sie ist und kann ihrem ganzen Begriffe nach nur ein Werk des Gottmenschen, und zwar in der reellsten persönlichen Vereinigung seiner beiden Naturen seyn. —

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 20. Februar. № 15.

Die sieben Parabeln vom Reiche, Matth. 13.

(Fortsetzung.)

Auch diese Parabel muß von ihrem Mittelpunkte aus und nach ihrem Zwecke hin begriffen werden. Der Zweck ist nicht der, Vorschriften und Maaßregeln an die Hand zu geben, denn die Erklärung enthält keine. Die Parabel ist wesentlich beschreibend, prophetisch-historisch. Ihre Grundidee ist die Vermischung der wahren Glieder mit falschen, die bis an den letzten Tag dauern werde, trotz der (relativen) Erkenntlichkeit der falschen Glieder; die Unmöglichkeit einer richtigen und völligen Sonderung durch Menschenhände. Dies muß als Princip erkannt und dann allerdings auch angewandt werden. In der Anwendung verbietet also dies Princip jede Kirchenzucht, die in entgegengesetzter Richtung von dem widersprechenden Principe einer Möglichkeit und Schuldigkeit, so zu sondern, ausgehen würde, sey es nun, daß sich die Gläubigen zutrauen wollten, alle Unbekehrte aus der Kirche ausstoßen zu können, sey es, daß sie die Behauptung wagen, sie müßten die Weltkirche verlassen, weil eine Versammlung von Gläubigen und Ungläubigen durcheinander keine Kirche mehr sey, während doch grade diese vermischte Versammlung von dem Herrn als sein Reich anerkannt wird. Dagegen kann dies Princip keiner Disciplin entgegen stehen, die es anerkennt und obenanstellt, aber aus untergeordneten, ganz relativen Gründen ausgeübt wird. Und dies ist bei der Disciplin, die unsere Reformatoren aufstellten, wirklich der Fall. Sie wollten, wie schon gesagt, keineswegs das Unkraut auch nur aus der Kirche ausreuten, um die Kirche ganz rein herzustellen. Sie erkannten an, diese Parabel lehre, wie dies uns nicht möglich, ja uns verboten sey; sie lehre uns gegentheils Geduld, Demuth und Achtung der Kirche trotz ihrer Mängel; sie lehre uns aufschauen auf das Zukünftige und uns getrösten des Gerichts vom Herrn. Ihre Excommunication hatte also ganz andere Zwecke als die der Separatisten, nämlich, nach apostolischem Vorbilde 1) diejenigen zu bessern, die nur so gebessert werden zu können scheinen (1 Cor. 5, 5., 2 Thess. 3, 14.), und 2) die Gemeinden vor zu großem Schaden zu bewahren, den der Eine oder Andere ihnen zufügen könnte, durch unmittelbaren bösen Einfluß (1 Cor. 5, 6.) und auch vermittelst des bösen Leumunds (1 Cor. 5, 1. 6.). Und wie der Zweck, so ist denn auch die Art dieser Excommunication verschieden. Da sie nicht als absolut nothwendig zum Wesen der Kirche betrachtet wurde (sie gehörte non ad esse, sed ad bene esse), so wurde sie, wie aus Liebe, so auch mit Klugheit und Umsicht, je nach den Umständen, auszuüben befohlen. *)

Daß nun dieses Gleichniß nicht von der evangelischen Disciplin redet, noch sie ausdrücklich erlaubt, darf nicht befremden. Sie enthält ja auch eben so wenig irgend eine Unterweisung über die anderen Mittel zur Förderung, Erbauung und Bewahrung der Kirche. Sie spricht mit keinem Worte von der Bekehrung und der Heiligung, von der Art evangelischer Predigt eben so wenig als von Austheilung und Entziehung der Sakramente. Die Weise, wie die verschiedenartigen Mitglieder der sichtbaren Kirche auf einander einwirken, wie die wahren die falschen öfters gewinnen und ändern, oder wie umgekehrt das Unkraut den Waizen bedrängt, bedrückt und öfters verdirbt, und wie wiederum der Waizen gegen das Umsichgreifen des Unkrauts geschützt werden soll, liegt ganz und gar außerhalb dem Zwecke dieses Gleichnisses. Mit einem Worte: es handelt von den zwei beständigen Arten der Mitglieder der Kirche, die sich immerfort erneuern, ohne von der Abwechselung und Thätigkeit dieser zwei Klassen, von der Vermehrung oder Verringerung jeder derselben in den verschiedenen Perioden, und von Allem, was damit zusammenhängt, im Entferntesten zu handeln. Vergißt man den Zweck und die Grenzen dieser Parabel, so wird man consequenter Weise auf Schlußfolgen gerathen, die noch viel seltsamer sind, als die unserer Gegner ist, daß (nach unserer Auslegung) die Worte: Lasset sie zusammenwachsen, jede Disciplin verbieten.

---

*) Wie auch Jansenius (zu V. 29.) die Strenge der kirchlichen Disciplin richtig definirt als eine vindictae *medicinalis* et *charitatis* severitas. Vgl. aber bes. Calvin's Institutionen, l. IV. c. 12., woraus wir nur folgenden Satz Augustin's ausheben: „Wer, was er kann, durch Ermahnung bessert, oder was er so nicht bessern kann, ausschließt ohne den Frieden zu verletzen, oder was er nicht ohne Verletzung des Friedens ausschließen kann, durch gleichmäßiges Betragen mißbilligt und durch Festigkeit erträgt, der ist frei und los von dem Fluche." Und ebendas., c. 1. §. 8 ff., gegen die Separatisten.

Oder würde, so absolut gefaßt, dieses Wort nicht auch Alles verbieten, was eine Störung des ruhigen Zusammenlebens, eine Verminderung des bösen Saamens durch Bekehrung bezweckte? Oder vielmehr, hätten nicht auch die Manichäer das Recht gehabt, diese Parabel nach ihrem Sinne auszudehnen, um zu beweisen, daß die Menschen von Natur und unveränderlich verschieden sind, wie Waizen und Unkraut? Und eben so die Anabaptisten, die, wie schon bemerkt worden, daraus gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe argumentirten und denen neuerlich auch Olshausen gewissermaßen beitritt?

Wir fügen nun noch einige specielle Bemerkungen bei, die zum Theil das Gesagte bestätigen.

V. 25. wird das Unkraut ζιζάνια genannt, Lolch, lolium temulentum (weil es, nach der Vorstellung der Alten wenigstens, unterm Brodte genossen, Schwindel und Uebelkeit erregt), auch wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Getreide frumentum oder triticum lolium etc. geheißen (s. Kleuker z. d. St.). Im Oriente findet es sich häufig, und nach der Stelle eines Römischen Rechtsgelehrten (bei Grotius) zu urtheilen, wurde es bisweilen von bösen Nachbarn auf die Felder ihrer Feinde gesät. Seine Aehnlichkeit mit dem Getreide ist jedoch keineswegs so groß, daß man es nicht davon unterscheiden könnte. Gegentheils rotteten es sorgsame Ackerbauer bei Zeiten aus.*) Auch erkennen es die Knechte des Hausherrn (V. 26. 27.). So ist es denn, wie auch Lightfoot anmerkt, ein treffliches Bild der Namenchristen, die sich von den Heiden durch ihre Aehnlichkeit mit den Christen unterscheiden, wie der Lolch sich von anderen Grasarten durch seine Aehnlichkeit mit dem Getreide auszeichnet, aber von den wahren Christen so wesentlich und nicht minder kenntlich verschieden sind, als der Lolch vom Waizen.

Daß V. 29. das Ausreuten des Lolchs verboten wird, ist ein charakteristischer Zug für die Parabel. Hier sind Bild und Bezeichnetes nicht adäquat, was in einer Fabel fehlerhaft seyn würde. In der Parabel dagegen kann, da sie höherem Zwecke dient, dem irdischen Gleichniß Gewalt angethan werden, um das himmlische Urbild zu zeichnen. Und wirklich, hierin eben besteht hier die Belehrung, in dem Aufzeigen des Unterschiedes zwischen dem Reiche Gottes und einem Acker, zwischen Seelsorge und Feldbau, zwischen göttlicher Weisheit und menschlichem Fürwitze!

Der Grund, warum der Herr das Anerbieten der dienstfertigen Knechte zurückweist (V. 29.), offenbart uns die bäurische Unbeholfenheit, mit der sie zu Werke gehen würden, indem er zugleich die liebevolle Fürsorge des Herrn für jede einzelne seiner Pflanzen ausdrückt, um deren willen er gerne den halben Acker voll Unkraut duldet. Daß aber ähnliche Gleichnißreden den Juden nicht unbekannt waren, und wie auch sie vielmehr die Erwartung hegten, der Herr selber werde einmal die Dornen aus seinem Weinberge vertilgen (was wieder für die Deutung des Gleichnisses vom Volke Gottes, von der Kirche, beweist), zeigt die Geschichte bei Schöttgen (zu V. 30.), nur daß auch in dieser, wie so oft im Talmude, die Wahrheit, durch fleischlichen Sinn entstellt, als Karrikatur erscheint.

In der Auslegung der Parabel übergeht der Herr zwei Züge des Bildes, den Schlaf, V. 25., und die Unterredung der Knechte mit dem Hausherrn, V. 27—30. Dadurch lehrt er uns, daß sie sich nicht auf specielle Fakta beziehen. (Man bemerke wohl, daß diese Auslegung der ersten Parabel sonst sehr ausführlich ist.) Den Schlaf, V. 25., kann man nicht, wie gewöhnlich geschah, auf die Wächter der Kirche beziehen. Es müßte sonst speciell vom Schlafe der Feldwächter oder doch der Knechte die Rede seyn. Auch würde dieser Vorwurf zuerst die Apostel treffen, zu deren Zeit schon das Unkraut in die Kirche gesät wurde, das bis dahin darin fortwuchert. Grotius betrachtet dieses Bild richtiger als eine Beschreibung der schicklichen Gelegenheit (so viel als: bei Nacht). Ich würde noch hinzufügen, daß es zugleich die Art des Feindes charakterisirt. Er wirkt unsichtbar und versteckt. Darauf bezieht sich auch der andere Zug: „Und ging weg."

Die bereitwilligen Knechte sind nicht die Engel, denn sie werden ausdrücklich von den berufenen Schnittern, den Engeln, unterschieden, V. 30. Wer sie sind, wird nicht persönlich angegeben.*) Denn sie werden nur um ihrer Principien willen aufgeführt, und damit der Herr im Gegensatze dazu die seinigen entwickeln könne. Ein Jeder, der ihren Wunsch theilt, der muß darunter sich selbst verstehen und die Antwort des Hausherrn als an sich gerichtet betrachten. Und diese gläubig gehorsame Betrachtung wird ihn auch am Besten in das Verständniß aller Theile des Gleichnisses einführen.

III und IV.

Diese beiden Parabeln (V. 31—35.) ergänzen die vorhergehende, wie sich selbst unter einander. Wie jene die stehenden inneren Verhältnisse der Kirche, das doppelte Element ihrer Zusammensetzung mit dem großen, unvertilgbaren Unterschiede, zeigen uns diese beiden gegentheils ihre Bewegung, ihren trostreichen Fortschritt in zwiefacher Beziehung. Ihre Ausdehnung und Erweiterung prophezeiht das Gleichniß vom Senfkorn; ihre durchdringende, wiedergebärende Siegeskraft das Gleichniß vom Sauerteige.**) — Das Verhältniß des ersteren zu dem vom Unkraute ist also folgendes: Zuerst war die Kirche ohne Unterscheidung der Zeiten, ihrer Beschaffenheit und Bestimmung nach, dargestellt worden, also gleich von vorn herein als über die ganze Erde verbreitet, wie ein Säemann ohne Aufschub seinen ganzen Acker besät, als ökumenisch. Jetzt wird uns gesagt, daß diese Ausbreitung über die ganze Erde nur allmählig, aber bestimmt geschehe. Und so soll uns denn diese Parabel vor dem Mißmuthe und Zweifel bewahren, der die anscheinende Langwierigkeit des göttlichen Werkes zum Gegenstand hat, und von der daraus entspringenden Lauheit und Trägheit, wie jene vom Unkraute vor der Verzweiflung an der Kirche wegen ihrer Verunreinigung durch falsche Mitglieder, und vor dem daraus entspringenden Scheidungseifer auf's Nachdrücklichste warnt.

Wir wissen aus den Rabbinen, daß das Senfkorn als Beispiel des Kleinen galt (vgl. Matth. 17, 20.), daß aber sein Gewächs im Orient sich bisweilen zu der bedeutenden Höhe eines Feigenbaums erhebt. In unserer Parabel nun wird dies Senfkorn auf „den Acker" gepflanzt, unter dem wir bei der Verwandtschaft dieser Parabel mit der vom Unkraute wieder die Welt verstehen

*) Ubi videt avenam et lolium crescere inter triticum, seligit, secernit, aufert sedulo. Ennius bei Priscian, comm. l. X.

*) Allocutio haec in Christi explicatione non habet speciatem ἀνταπόδοσιν, uti multa ejusmodi sunt in apologis, quae ad vivum resecanda non sunt. Significatur tamen, multos bonos mixtura hac offendi etc. Interim servi illi querela sua docent, mirari quidem nos et dolere debere conspecto zizanio, at agri ipsius culturam non abjicere (J. H. Heidegger zu V. 27.).

**) Ἐκτείνεται μὲν ὡς σίναπι, περιγίνεται δὲ ὡς ζύμη, — (Chrysost. vgl. u.)

müssen, weswegen wohl auch Matthäus den Ausdruck beibehalten. Lucas aber schildert diesen Acker diesmal genauer und unserem neuen Bilde angemessener, als „den Gemüsegarten." Dies trägt zur Verständlichung des Ganzen etwas bei. Der Senfbaum, aufgewachsen, überragt die sämmtlichen Gemüse des Gartens. Da nun der Garten die Erde ist, fragt sich bloß, was eben so wohl unter dem Senfbaum als unter den Gemüsen zu verstehen sey. Und hier zeigt sich wieder auf's Klarste, daß nicht von der Lehre allein, von der Predigt, die Rede ist; diese vergrößert sich nicht und übertrifft nicht äußerlich die anderen Systeme, — denn an das Anwachsen der Symbolum und der Corpus theologiae denkt doch Niemand, — sondern von der Lehre ist nur insofern die Rede, als sie äußerlich in einer Gemeinschaft erscheint,*) die dereinst alle anderen Religionsgesellschaften an Größe und Ausdehnung übertreffen soll, und wie „die Vögel des Himmels" (die ἔτνεα πολλὰ πετεινῶν Homer's) in der Senfstaude, sollen in ihr die Völker der Erde aus den verschiedenartigsten Gegenden sich zusammenfinden und ihre Wohnung aufschlagen (Ezech. 17, 23.).

Daß übrigens in dieser Parabel noch auf andere Eigenschaften des Senfs (vgl. schon Plinius H. N. XX, 22.) angespielt werde, müssen wir als unstatthaft zurückweisen. Die Vergleichungspunkte sind deutlich genug angegeben. —

Nach allem Vorhergehenden haben wir unsere Ansicht von der sichtbaren und scheinbaren Kirche, von der äußeren Versammlung durch und um Gottes Wort, nicht mehr zu beweisen. Aber auch die neue Parabel, vom Sauerteige, erklärt sich nur von ihr aus befriedigend und so, daß sie mit den beiden vorigen ein schönes Ganzes abschließt. Der Sauerteig ist wieder nicht die Lehre an sich, die ja überhaupt nie so lediglich und bloß auftritt. Sondern wie aller Sauerteig Teig ist, so bedeutet auch dieser Sauerteig gleich dem übrigen Teige Menschen, aber nicht gewöhnliche Menschen, sondern eben solche, die bereits den Sauerstoff in sich tragen,**) in Gährung und zu ihrem Berufe geschickt sind. Und da ist denn auch ihre Zahl im Verhältniß zu der der Anderen so klein, wie etwa eine Handvoll Sauerteig gegen die Masse im Backtroge***) seyn mag. Deshalb muß sie aber auch, um diese ganz zu durchdringen, so durch und durch mit ihnen vermischt werden, daß sie verborgen und so die eigentliche Kirche des Herrn recht eigentlich zur unsichtbaren wird. †)

Schwierigkeit macht nur die Angabe: „bis daß es ganz durchsäuert wird," da wir, nach der Schrift, nicht annehmen können, daß vor dem Gerichtstage ein Zustand allgemeiner, wahrhafter Bekehrung statt finden werde. Aber hier berichtigen sich die verschiedenen Gleichnisse: Nicht nur zeigen die Bilder vom Unkraut und von den faulen Fischen hinlänglich, wie man

*) Das Traum- oder Gleichnißbild eines schnell aufwachsenden Baumes geht immer auf Reiche oder Dynastien (Herodot III, 19.; Sueton., Octav. c. 94. extr.), und die Vögel auf die Zahl der beherrschten Völker. S. außer der auf Christi Reich bezüglichen, hier wiederholten, Weissagung Ezechiels, die Parallelen derselben, Dan. 4, 8. 9. und Ezech. 31, 5. 6., in welchem letzteren Verse das Bild gradezu erklärt wird.

**) Wie „das Salz der Erde" nicht an sich, sondern durch fremde Salzkraft Salz ist, Marc. 9, 30. Die Gläubigen aber sind das Salz und somit auch der Sauerteig, Matth. 5, 13.

***) „Drei Scheffel Mehl," die gewöhnliche Teigmasse, s. 1 Mos. 18, 6.

†) Man beachte das Compositum ἐγκρύπτειν, hier in beiden Evangelien, sonst nirgends im N. T.

dies Gleichniß nicht pressen dürfe, da sie die Kirche als unrein darstellen bis nach vollbrachtem Gerichte; sondern sie lehren uns auch erkennen, worin das Zutreffende dieses Bildes bestehe, darin nämlich, daß die ganze Erde wird von der Kirche bedeckt werden (wie der Acker von der Saat), und daß die Geschichte der Kirche nicht enden soll, bis das Netz gefüllt, bis Getreide und Unkraut zur Erndte gereift, oder, in den Ausdrücken unseres Bildes, bis alles Mehl durchsäuert und so zum Backen fertig sey.

Diese Erklärung scheint uns selbst jedoch nicht zureichend, oder vielmehr gezwungen. Natürlicher ist folgende, die dem „durchsäuert werden" seinen vollen geistigen Sinn läßt. Die zwei ersten Parabeln haben die doppelartigen Bestandtheile der Kirche und ihr entgegengesetztes Ende hinreichend geschildert. Die beiden vom Senfkorn und vom Sauerteige abstrahiren nun gänzlich von denjenigen Mitgliedern, deren Ende das Verderben seyn wird. Daher enthält keine von beiden das Geringste, was der endlichen Scheidung des Unkrauts vom Waizen, oder auch dem fortwährenden Untergange des Saamens auf schlechtem Boden entspräche. Nur die erfreuliche Seite der Kirchengeschichte heben sie hervor; das Gleichniß vom Sauerteige namentlich hält sich bloß an die rettende Kraft in der Kirche, nicht an die Wirkung, die sie auf die Verstockten ausübt. Wie jenes vom Senfkorn die Gläubigen in den Zeiten des kümmerlichen Anfangs oder der gefährlichen Verfolgungen aufrichten soll durch die Verheißung, daß dennoch Gottes Kirche alle Religionsgesellschaften überwachsen und allen Nationen eine Stätte werden soll, damit Alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, so tröstet sie dieses Gleichniß, wenn sie in der Kirche selbst des Unglaubens viel gewahren, mit der Versicherung, daß Gottes Rathschluß zum Heile dennoch nicht vereitelt, sondern die ganze Zahl der Erwählten von der Lebenskraft durchdrungen und zur freudigen Ewigkeit vorbereitet werde. Und von diesem erhabenen Standpunkte aus stellt denn das Gleichniß die Kirche dar, ohne Rücksicht auf die, die durch Verwerfung des Evangeliums nur zu eigenem Verderben ihre Mitglieder waren, sondern bloß als Gemeinschaft der Erwählten, von denen die Einen, die noch Unwiedergeborenen, dem gewöhnlichen Brodteige, die Anderen aber, die bereits Wiedergeborenen, dem Sauerteige verglichen werden, der mit dem gewöhnlichen Teige vermischt wird, damit auch er zur Gährung komme. Mithin bleibt auch unsere Lehre fest, daß die Kirche in einer Mischung von Bekehrten und Unbekehrten besteht, mit der Hinzufügung des Zwecks: damit die Unbekehrten sämmtlich bekehrt werden, so viel ihrer zum ewigen Leben verordnet sind (Gesch. 13, 48.).

Zwischenrede des Matthäus.

Wir heben aus V. 34 und 35. nur eine hieher gehörende Folgerung aus, zu deren Begründung wir aber Einiges über den Sinn und Zweck dieser Bemerkung des Evangelisten vorausschicken müssen.

Zuerst schließt sich dieselbe an die von uns in diesem Aufsatze übergangenen Worte Jesu, V. 10—17. an, indem beiden folgender Gedanke gemeinschaftlich ist: Jesus redete zum Volke in Parabeln, nicht, wie Homiletiker behaupten wollen, weil Gleichnißreden verständlicher sind, sondern umgekehrt, weil die Parabeln der Menge unverständlich waren. *)

*) Hieraus ergibt sich ein Charakter der Neutestamentlichen Parabel, ja der Parabel überhaupt, sobald sie sich auf höhere Wahrheit bezieht, und von der gemeinen Fabel oder den Vergleichungen

Dann hat die Bemerkung des Matthäus offenbar den Zweck, diese Lehrart Jesu zu rechtfertigen, oder vielmehr zu beweisen, daß er dem A. T. zufolge so und nicht anders lehren mußte. Der Beweis nun ist der, daß Assaph im Ps. 78. auf ähnliche Weise gelehrt, und die Kraft des Beweises liegt darin, daß Assaph so lehrte als Prophet (V. 35., 2 Chron. 29, 30.), folglich getrieben vom Geiste Christi selbst (1 Petr. 1, 11.). Was nun Christus durch Assaph that, das mußte er auch thun als er persönlich gekommen war; wenn nämlich, wie sich versteht, die gleichen Bedingungen vorhanden waren. Diese Aehnlichkeit aber nachzuweisen, ist für unseren Zweck nicht ohne Belang.

Daß Assaph's Lied (denn daß ihm der Psalm nicht mit Unrecht zugeschrieben wird, ist gegen die dürftigen Einwendungen de Wette's von Clauß hinlänglich gezeigt worden) nicht bloße geschichtliche Erinnerungen enthalte, dürfte schon die Vergleichung mit den übrigen Lehrgedichten Assaph's zeigen; völlig beweist es aber der erhabene Anfang, Ton und Endschluß desselben. Selbst Mendelssohn und Bolten lassen in der Ueberschrift die Bedeutung von מָשָׁל: παραβολή, Gleichnißrede, gelten. Räthsel trägt der Prophet vor; ein Räthsel, חִידָה, *) ist die Geschichte Israels. Denn nicht seine äußere Begebenheiten singt er, sondern den Kampf der Gnade Gottes mit dem Unglauben des Volkes, und ihren herrlichen Sieg, desto herrlicher, da er zugleich mit Bestrafung verbunden ist: eine neue Erwählung. „Und verwarf die Hütte Joseph's und erwählte nicht den Namen Ephraim; **) sondern erwählte den Namen Juda, den Berg Zion, welchen er liebte" (V. 67 f.). Und diese neue Wahl ist unerschütterlich: „Und bauete sein Heiligthum wie die Himmelshöhe; wie die Erde, die er auf ewig gegründet hat" (V. 69.). Daher schließt der Psalm mit dem Inhaber der Verheißung, dem neu erwählten Könige, dem Stammvater und Vorbilde des Messias (V. 70—72.).

Der Kampf der Gnade mit dem Unglauben ist immer derselbe, ihr Sieg in Jesu. Die Kirche des Neuen Bundes hat denselben Weg zu durchlaufen, wie die des Alten; nur daß sie die Neue und Letzte ist, ihr Sieg das Ende der Welt; nur daß sie klar schaut und voraus weiß, was den anderen in Gleichnissen offenbart wurde. Das jüdische Volk sollte des Tempels beraubt werden und eine neue Versetzung statt finden, gleich der von Silo nach Jerusalem. Es aber sollte sein Schicksal nicht wissen, sondern in Räthseln sprach ihm Assaph, in Räthseln Christus. Nur die Jünger durften die Stiftung eines neuen Reichs und sein Schicksal erfahren; ihnen „war es gegeben, die Geheimnisse des Reichs zu wissen" (V. 11.), seine Entstehung, Zusammensetzung, Ausbreitung, seine Stärke und glorreiches Ende. ***) Die Kirche Christi kennt ihre Schicksale voraus. —

Ist diese Parallele zwischen dem Psalm und den Gleichnißreden Jesu auch nur im Wesentlichen richtig, wie wir denn nur vermittelst ihrer das Citat zu begreifen wissen, ohne im A. T. so viel Stoff als beliebig zu einem ὅπως πληρωθῇ vorauszusetzen, — so ist es auch unzweifelhaft, daß diese Gleichnißreden eine Beschreibung und Geschichte des neuen Bundesvolkes enthalten, wie jener Psalm des alten.

(Schluß folgt.)

überhaupt unterscheidet. Denn so wahr es von diesen letzteren ist, daß sie die Regeln der Lebensklugheit dem beschränkteren Verstande zugänglich machen, so falsch ist es, dies mit Seneca (epist. 59.) auf die Parabeln überhaupt, oder mit Maximus Tyrius (dissert. 29.) gar auf die Mythen anzuwenden. Sind doch selbst Fabeln und poetische Gleichnisse nur so lange unter dem Volke gebräuchlich und beliebt, als es durch gesunden Verstand und frischen Sinn sich auszeichnet. Denn dies ist der Grund, warum sich sowohl die alten Römer (Livius, II. 32.) als die Orientalen ihrer bedienten oder vielmehr erfreuten, grade wie noch jetzt die Urbewohner Amerikas und andere Völker ihrer bilderreichen Rede, nicht die Rücksicht auf Nützlichkeit (wie sie den Orientalen schon Hieronymus beilegt, zu Matth. 18, 23.). Von dem heiligen Gebrauche der symbolischen Rede urtheilten aber schon die platonisirenden Heiden richtiger; so Themistius, wenn er vom mystischen Bilde (in der Rede πῶς τῷ φιλοσόφῳ λεκτέον) sagt: Τοῦτο δὲ ἐμηχανήσαντο, ὅπως οἱ ἀμύητοι καὶ ἔχοντες μὴ ἔχωσιν, und Jamblich von der Lehrart des Pythagoras, bei Grot. zu V. 11. Daher man auch, nicht mit Unrecht, nicht anstand, den Göttern dasselbe Verfahren beizulegen: Εἰκὸς τοὺς θεοὺς τὰ πολλὰ δι' αἰνιγμάτων λέγειν, ἐπειδὴ — — οὐδὲν ἡμᾶς ἀβασανίστως βούλονται μανθάνειν (Artemidor., oneiroer. IV. 73.). — Womit nun genau übereinstimmt der Begriff der Parabel im N. T., wie bei den ältesten Vätern: Ὥισθα, sagt Justin zu Trypho (p. 317. D. ed. Col.), ὅτι ὅσα εἶπον καὶ ἐποίησαν οἱ προφῆται, ὡς καὶ ὁμολογῆσθαι ὑμῖν, παραβολαῖς καὶ τύποις ἀπεκάλυψαν, ὡς μὴ ῥᾳδίως τὰ πλεῖστα ὑπὸ πάντων νοηθῆναι, κρύπτοντες τὴν ἐν αὐτοῖς ἀλήθειαν, ὡς καὶ πονῆσαι τοὺς ζητοῦντας εὑρεῖν καὶ μαθεῖν. Vgl. das. p. 294 A. über die nachfolgende Auslegung des zuerst ἐν παραβολαῖς ἢ μυστηρίοις ἢ συμβόλοις ἔργων (symbolischen Handlungen) Ausgedrückten. Daher im Briefe des Barnabas (c. 17.) auch von den Dingen der zukünftigen Welt gesagt wird, sie seyen schwer zu verstehen, weil sie uns nur gleichungsweise bekannt seyen: Ἐὰν γὰρ περὶ τῶν μελλόντων γράφω ὑμῖν, οὐ μὴ νοήσητε διὰ τὸ ἐν παραβολαῖς κεῖσθαι. Letzteres wahrscheinlich nach demselben engeren Sprachgebrauche, nach dem der Verf. der Quaesti. et responss. die Parabel folgendermaßen bestimmt: ἡ μὲν παραβολή ἐστι λόγος ὁμοιότητα περιέχων τοῦ γενομένου πράγματος πρὸς τὸ ἐσόμενον (qu. LX. p. 427.). Uebrigens ist diese letztere Beziehung grade bei den Parabeln, die wir behandeln, völlig anwendbar.

*) „Jede Verschlingung, deren Causalnexus dem geistigen und körperlichen Sinne entrückt ist" (Havernick Comm. zum Daniel S. 304. vgl. S. 193.).

**) Den Grund gab V. 56—60. an.

***) Auch in diesen Worten: τὰ μυστήρια τῆς βασιλείας, bezeichnet letzteres oeconomiam et periodum N. Ti., s. statum vel gubernationem Ecclesiae tempore — Messiae (Spanhem., dubia ev., tom. I. p. 33.); die μυστήρια aber sind ähnlich zu verstehen, wie wenn von den Geheimnissen eines irdischen Reichs, eines Cabinetts, die Rede ist, die Fremdlingen und Feinden verborgen bleiben.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 23. Februar. № 16.

Die sieben Parabeln vom Reiche, Matth. 13.

(Schluß.)

V und VI.

Hatten die beiden vorhergehenden Parabeln die Kraft und Wirksamkeit der Evangelischen Lehre und der Kirche, die nicht davon getrennt werden kann, geschildert, so stellen uns diese beiden ihren Werth vor, wie schon Chrysostomus*) und Jansenius das Verhältniß richtig bestimmen. Die Verschiedenheit der fünften und sechsten ist aber zunächst diese: Sie beziehen sich auf zwei Klassen von Personen, von denen die eine das Reich Gottes findet, ohne es gesucht zu haben, die andere aber es suchte, bereits ehe sie es kannte (Bengel). Beide Parabeln zusammengehalten offenbaren uns also auch die freie Gnade Gottes, der ohne Rücksicht auf vorgehende Verdienste sein kostbares Reich sowohl solchen zu Theil werden läßt, die nicht darnach fragten, als solchen, die eifrig darnach umhersuchten. „Ich bin erfunden von denen, die mich nicht gesucht haben, und bin erschienen denen, die nicht nach mir gefragt haben" (Jes. 65, 1., Röm. 10, 20.); dies ist der besondere Sinn der ersten Parabel. Die andere dagegen leidet eine andere, zu unserer Zeit wie zu der der Apostel vorzüglich interessante Anwendung, auf diejenigen Personen nämlich, die, ohne das Reich Christi zu kennen, von einem höheren religiösen Bedürfnisse umhergetrieben werden, und die verschiedenen Religionslehren aller Länder aufsuchen und auftreiben, wie der Kaufmann nach Perlen reist. Wobei aber ja das praktische Moment des Gleichnisses nicht zu übersehen ist: Wenn die eine, hochköstliche Perle gefunden wurde, so genügt es nicht, sie zu bewundern. Nur dann kann sich der Vielgereiste in ihren Besitz setzen, wenn er auf alle andere Perlen Verzicht leistet, wenn er sich aller ferneren Spekulationen entschlägt, und an diese eine Perle das ganze Vermögen setzt, so daß er nie mehr andere zu kaufen vermag. Ja es dürfte nicht unbedeutsam seyn, daß in dieser Parabel grade das Himmelreich einer Perle verglichen wird, in der vorigen aber einem Schatze. Denn grade solchen Personen, die früher durch ihr vielseitiges Streben, bei Geistesreichthum, Theilnahme einflößen konnten, thut es nachher dringend noth, sich auf das Eine zu beschränken, zu concentriren; während dem armen*) Wanderer das Evangelium sich als ein beglückender, mannichfaltiger Schatz darbietet. (Vgl. Chrysost. in der Note.)

Diese Erklärung, ohne welche die sechste Parabel bloße Wiederholung der fünften seyn würde, liegt so nahe, daß sie bloß der Auseinandersetzung bedurfte, um sich zu rechtfertigen. Schwieriger wäre die fünfte, würde sie nicht zum Theil durch die sechste aufgehellt. Der Kauf der Perle, sahen wir, bedeutet die Aufopferung alles Eigenen, alles dessen, was vorher den Reichthum und das Glück des Menschen ausmachte. Diese Aufopferung kann auch dem nicht erlassen werden, dem sich Gottes Reich ungesucht darbietet. Deshalb wollte der Herr das Reich Gottes nicht einem Schatze vergleichen, den der Finder ohne Weiteres nach Hause tragen kann, sondern er bringt einen Zug in der Geschichte an, der den Finder zum Verkauf seiner bisherigen Habe nöthigt. Dies ist der Zweck, warum der Acker erwähnt wird (V. 44.), und man darf in diesem Zuge des Bildes keine weitere Bedeutung suchen. Der Acker stellt weder die Welt, noch die Kirche vor, und am allerwenigsten die Seele selbst.

Wir haben nur noch zwei falsche Folgerungen aus dieser Parabel zu bezeichnen, die schon Beza beide als außerhalb dem Zwecke derselben liegend zurückweist. Die erste ist die der Mystiker, wonach der Mensch, der den in seiner eigenen Seele liegenden Schatz des Himmelreichs endlich entdeckt, sich hüten soll, denselben zu offenbaren, damit er ihn nicht verliere. Die Bibel aber lehrt uns umgekehrt, daß Niemand ein Licht anzündet, um es wieder unter den Scheffel zu stellen, und der den Schatz im Acker verbarg, ließ ihn gewiß nicht lange daselbst liegen, als er sich erst den Besitz desselben gesichert hatte. Das Bild könnte also höchstens beweisen, daß derjenige nicht vom Himmelreiche schwatzen soll, der nicht desselben gewiß ist, — eine allerdings löbliche Weisheit. Die zweite falsche Folgerung ist die mehrerer Katholischer Theologen, man müsse sich das Himmelreich erkaufen. Den richtigen Sinn dieses Bildes haben wir aber bereits angezeigt. Es ist derselbe, den der Herr selbst, Luc. 14, 33., ausdrückt: Wer Christi Jünger seyn will, muß Allem entsagen; und zwar vor

*) — — πολυτελὴς δέ ἐστιν ὡς μαργαρίτη καὶ μυρίαν κἀρέχει τὴν εὐπρέπειαν ὡς θησαυρός. Vgl. oben.

*) Er muß all seine Habe verkaufen, um ein Stück Feldes zu erwerben. V. 44. Der Andere ist ein Kleinodienhändler.

Freude über seinen Schatz, ἀπὸ τῆς χαρᾶς αὐτοῦ. Gegen den falschen vgl. Offenbarung 3, 18. mit Jes. 55, 1. 2.

Uebrigens ist klar, daß hier „das Himmelreich" — ohne Aenderung des Sinnes — d. h. die Neutestamentliche Oekonomie, in Bezug auf den Einzelnen dargestellt wird; die Lehre gilt also vorzüglich denen, die noch außer der Kirche sich befinden, oder sich begnügen wollen, äußerliche Mitglieder derselben und scheinbare Besitzer ihrer Gnadengüter zu seyn.

VII.

Die Menschen werden den Fischen verglichen, ihr gewöhnlicher Zustand dem freien Herumschwimmen im Meere. Aber in das Meer wird ein großes (aus Rohr geflochtenes) Zugnetz ausgeworfen, dergleichen man sich zum Fang vieler Fische auf einmal zu bedienen pflegt. In dieses Netz kommen auch immer mehr Fische, und zwar aller Art, V. 47., die sich jedoch alle in zwei Klassen, eßbare und unbrauchbare, theilen lassen, V. 48. Trotz dieser Verschiedenheit versammelt das Netz sie alle (V. 47.) und hält sie beisammen, so daß es zuletzt davon voll wird, V. 48. Erst nachdem es aus dem Meere emporgezogen worden ist, wird die Unterscheidung und Trennung möglich; es kommen Leute und setzen sich zu dieser besonderen Arbeit hin,

— Recensentes captivos ordine pisces.

Sie lesen die guten Fische zusammen, die also im Netze selbst durch die schlechten von einander getrennt gewesen waren, und werfen die anderen hinweg.

Die Bedeutung des Netzes kann nun gar nicht mehr zweifelhaft seyn. Daß es die evangelische Predigt vorstelle, geben wir gerne zu, nur wird man andererseits gestehen müssen, daß es die Predigt vorstellt, insofern sie eine Gemeinde bildet. Eine Predigt unter Heiden, die Heiden bleiben, eine Predigt, wie die des Apostels zu Athen, nach der das Publikum auseinanderläuft (Gesch. 17, 32 33.), und keine Versammlung bildet, die bis zum jüngsten Tage dauert, kann nicht unter diesem Netze verstanden seyn. Sondern die apostolische und die daraus fließende Predigt ist gemeint, insofern sie die Leute ansaßt und festhält, daß sie beisammen bleiben. Und somit ist das Netz auch wieder nichts Anderes als die Kirche, deren ganze Vereinigungskraft ja bloß in der Predigt besteht. (Vgl. Augustin bei Jansenius z. d. St.) So kann denn auch in der Erklärung der Parabel gesagt werden, daß die Engel dereinst die Bösen aus der Mitte der Gerechten absondern würden (vgl. C. 25, 32.), im biblisch kirchlichen Sprachgebrauch zugleich das eigentliche Wort für die Excommunication (Luc. 17, 22. und in den Kvv.) und für die religiöse Separation der Christen von den ungläubigen Juden und den Heiden (Gesch. 19, 9., 2 Cor. 6, 17.). So unzweifelhaft es also ist, daß einerseits die christliche Gemeinde durch eine religiöse Absonderung von den verstockten Juden wie von den Heiden sich zur Selbstständigkeit erhob, so daß es der Natur der Kirche, wie den ausdrücklichen Geboten der Schrift zuwider wäre, wollte ein Christ durch Theilnahme an falschem Gottesdienste in der Mitte des verkehrten Geschlechts bleiben, statt sich davon abzusondern; so wenig darf es andererseits bezweifelt werden, daß nach dem Rathschlusse Gottes umgekehrt viele Böse in der Mitte der Gerechten sind und bleiben, deren Absonderung sich der Herr vorbehalten hat, und daß also die Kirchenzucht nun und nimmermehr sich diese Trennung zum Ziele setzen darf, sondern von ganz anderen Ansichten und Absichten ausgehen muß.

Wir wissen, daß außer der schon oben (zu II.) widerlegten dogmatischen Einrede, noch eine andere exegetische Argumentation zur Bekämpfung der kirchlichen Lehre versucht wird. Die Kirche, sagt man, kann grade nach diesem Gleichnisse nimmermehr das seyn oder werden, was die Reformatoren aus ihr machen wollten, eine große, ausgedehnte, umfassende Kirche. Denn wie klein ist ein Netz und wie gering die Anzahl der gefangenen Fische im Verhältniß zu dem Meere (oder See) und dessen Bewohnern! Aber hier sollte man doch gewiß einsehen, daß man eigenmächtig einen Vergleichungspunkt aufstellt, den der Herr nicht im Entferntesten andeutet. Oder will man selbst wirklich behaupten, die Predigt des Evangeliums (denn so erklärt man ja das Zugnetz) erstrecke sich nur auf den unbedeutendsten Theil der Erde, und es gebe außerhalb ihres Bereiches unendlich mehr Kinder Gottes als innerhalb desselben, wie es in jedem Meere unendlich mehr gute Fische außerhalb des Zugnetzes gibt, als innerhalb desselben? So ungereimt diese Behauptung wäre, so nothwendig ist die Ansicht, daß auch diese Parabel, als Parabel vom Reiche Gottes, sich lediglich auf die beschränkt, die in die Kirche eintreten, ohne Rücksicht auf Zahl oder Art derer, die außer ihr verbleiben.

Die Aehnlichkeit dieser Parabel mit der vom Unkraute ist unverkennbar, und die richtige Auslegung der einen von beiden unterstützt daher die der anderen. Indeß können wir doch nicht eine völlige Gleichheit, die jede Eigenthümlichkeit ausschließen würde, annehmen, so schwer es auch ist, eine durchgreifende Verschiedenheit beider Gleichnisse anzugeben. Die einzelnen Punkte aber, die unserer Parabel vom Netze eigen sind, sind etwa folgende:

1) Hier sieht der Herr nicht mehr auf den Ursprung der Ungleichheit zwischen den wahren und falschen Mitgliedern der Kirche, daher sich diese Parabel nicht dazu eignete, den Anfang zu bilden, aber desto besser zur Schlußparabel.
2) Das Bild ist passender, um das allmählige Eintreten verschiedener Theile des Menschengeschlechts auszudrücken, so daß dies letzte Gleichniß mit der Lehre von der Existenz zweier Klassen von Mitgliedern, wie sie schon in der Parabel vom Unkraute enthalten war, zugleich die Weissagung des Wachsthums der Kirche (ausgedrückt in der vom Senfkorne) oder ihrer Anfüllung verbindet.
3) Ohne sich diesmal bei den vergeblichen Wünschen einer Trennung aufzuhalten, deren Eitelkeit hier schon aus dem ganzen Bilde hervorleuchtet, geht der Herr sogleich zu der großen Scheidung und namentlich zu der Bestrafung der Frevler über, und schließt so mit der doppelten heilsamen Warnung, daß Jeder, statt sich über die einstweilige Gemeinschaft mit Unbekehrten zu ärgern, im Hinblicke auf die Ewigkeit sich selber prüfe (vgl. Calvin).

Dazu kann man denn noch fügen, daß wie die früheren Gleichnisse vorzugsweise von Christi Thätigkeit, als der eines Säemanns, ausgingen, so dieses besonders auf die Apostel, als Menschenfischer, und ihre Thätigkeit anspielt.

Wir schließen nun mit der Bemerkung, daß die Auslegung dieser Parabel, wie wir sie vortrugen, sich im Allgemeinen nicht bloß auf die exegetischen Gründe stützt, die wir angegeben und allerdings auch für völlig ausreichend halten. Wenn es aber anerkannt ist, daß diese Gleichnißreden eigentlich prophetisch-didaktischer Natur sind, — die fünfte und sechste als individuell paränetische ausgenommen — so steht auch fest, daß ihre Auslegung sich durch die Geschichte bewähren muß. Wenn aber irgendwo die Fakta sprechen, so ist es hier der Fall, und die Erfahrungen aller abgesonderten Kirchlein legen hierin für die allgemeine Kirche ein Zeugniß ab.*) Warum also versuchen, was unmöglich, einem

*) So reißt jetzt namentlich in den Dissidentengemeinden Eng-

Loose entgehen wollen, dem man doch nicht entgehen kann, weil es eine Bestimmung des Allmächtigen ist, während durch Ergebung und treuen Gehorsam in seinen Willen dies Alles zu unserem Besten dienen müßte? Als die Juden, statt aus der Erfüllung endlich die Weissagung verstehen zu lernen, sich am Gekreuzigten ärgerten, waren sie reif zum Gerichte. Hüten daher auch wir uns, durch die unscheinbare Gestalt der Kirche Christi geärgert, gegen Wort und Geschichte zugleich anzukämpfen!

Der Theologe dagegen, der Prediger, der Laie selbst, der da weiß, daß er in und für ein dauerndes, ewiges, einst herrlich gereinigtes und vollendetes Reich wirkt, daß er nicht bloß für Momente arbeitet, sondern für Generationen, nicht für einen losgerissenen Zweig, sondern für den Baum selbst, der einst die Erde beschatten soll; daß jede seiner Reden, seiner Mühen, seiner Entsagungen als Saat fortwuchert bis an's Ende der Tage, bis zum großen Moment, da die Sichel über den Erdkreis geworfen wird; mit welcher Erhebung und Stärkung der Seele muß er nicht von jeder neuen Betrachtung dieser Trostesworte hinweg an das kärgliche und unscheinbare Tagewerk seines Erdenberufs gehn?

G—f. W. St—r.

Ausschreiben des bischöflichen Ordinariats Augsburg, den Widerruf und die Wiederaufnahme des Priesters Johann Georg Lutz, vormaligen Pfarrvikars in Karlshuld, in die Katholische Kirche betreffend.

Aus diesem Aktenstück, das vom 5. December 1832 datirt ist, können wir nicht umhin, folgende Stelle wörtlich mitzutheilen, welche zu dem, Nr. 96—100. der Ev. K. Z. Jahrg. 1832, gegebenen Bericht über Lutz den nothwendigen Schlußstein bildet.

„Priester Georg Lutz sprach sein Verlangen, in die Katholische Kirche wieder aufgenommen zu werden, unterm 17. Juni mündlich,**) unterm 9. und 18. Juli, 4. September und 27. Oktober v. J. in motivirten schriftlichen Vorstellungen offen, unumwunden und ernstvoll aus; ein großer Theil der in Karlshuld Abgefallenen aber kehrte auf sein Zuthun wieder in den Schooß der Mutterkirche zurück, so daß alle bis auf einige wenige Familien wieder Kinder der Einen wahren Kirche sind.

Allein die bischöfliche Stelle wollte sich in dieser Sache nicht übereilen. Priester Lutz wurde lange Zeit auf die Probe gestellt; er mußte einen Bericht über seinen Uebertritt zur Protestantischen Confession und seine vorhabende Rückkehr zur Katholischen Kirche, so wie über seine dermalige Ueberzeugung von den Katholischen Glaubenswahrheiten Aufschluß geben, und da dieser, ungeachtet seines Wunsches der Wiederaufnahme in die Katholische Kirche, nicht in jeder Beziehung genügte, so wurden ihm die Forderungen der Kirchensatzungen zur nachgesuchten Wiederaufnahme bezeichnet.

Priester Lutz zögerte nicht, die vorgezeichneten Wege einzuschlagen, reiste nach Augsburg und überreichte dem bischöflichen Ordinariat unterm 30. v. M. einen von ihm verfaßten und unterschriebenen Widerruf sammt Glaubensbekenntniß. In seiner Vorlage heißt es:

„„Ein Hochwürdigstes bischöfliches Ordinariat hat auf meine unterthänigste Bitte um Wiederaufnahme in die Katholische Kirche vom 4. Sept. l. J., unterm 27. Okt., präs. 3. d. M. huldvollst

---

Lands der Unglaube ein, und die Kirche des sel. Dodwell's z. B. ist völlig in die Hände der Unitarier gefallen.

*) Vgl. hiemit die Stelle aus Lutz en's Brief an B. in Augsburg d. d. 24. Juli 1832, welche in dem erwähnten Bericht p. 789. abgedruckt ist.

erwiedert, daß die in derselben ausgesprochenen Ansichten und Ueberzeugungen in Betreff der einzelnen Katholischen Glaubenswahrheiten nicht genügen, und setzt sodann die Bedingungen fest, unter welchen Höchstdasselbe bereit ist, mich in die Römisch-Katholische Kirche wieder aufzunehmen.

Da ich nun nichts sehnlicher wünsche, als die ganze Katholische Wahrheit nach dem Sinne der Kirche zu erfassen, und sodann in den Verband mit der Römisch-Katholischen Kirche wieder aufgenommen zu werden; so ging ich das Ganze nochmal durch, und beeile mich nun, die festgesetzten Bedingungen nach Vermögen und nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen.

Ich erkläre deshalb hiemit offen und feierlich, aufrichtig und redlich, daß ich Alles und Jedes, was im Allgemeinen und in's Besondere in dem gedruckten „Bekenntniß der christlichen Wahrheit, wie solche in der Pfarrei Karlshuld auf dem Donaumoose erkannt und geglaubt wird," theils irrthümlich, theils den Lehrbegriff der Römisch-Katholischen Kirche nicht vollständig erfassend, oder in mißdeutlichen und unbestimmten Ausdrücken abgefaßt, und auch die bestehenden Anordnungen der Römisch-Katholischen Kirche nicht genug respektirend, enthalten ist, auch als solches erkenne, bekenne, verwerfe, widerrufe, und mit der Römisch-Katholischen Kirche das Anathema darauf lege: daß ich Alles und Jedes so verstehe und verstanden haben will, wie es die Römisch-Katholische Kirche von jeher verstanden und auf dem letzten allgemeinen Concil zu Trient erklärt hat.""

Hierauf berichtigte Priester Lutz in 38 §§. theils seine unterm 4. Sept. d. J. abgegebenen Erklärungen über das von ihm früher zum Drucke beförderte Bekenntniß christlicher Wahrheit, theils widerrief er specifik seine Irrthümlichkeiten, legte das Anathem darauf, mit dem Beisatze: „„Ich erkenne und glaube als göttlich wahr, was die Concilien, insbesondere der Kirchenrath von Trient, hierüber beschlossen und erklärt haben."" — Dies fand insbesondere in Bezug mehrerer Unterscheidungslehren der Römisch-Katholischen Kirche statt, z. B.

„„von der Erkenntnißquelle der christlichen Offenbarungslehre, von der Rechtfertigung, von den Sakramenten, von der christlichen Kirche, von dem Meßopfer und der Transsubstantiation, von dem Genusse des heiligen Abendmahls unter Einer Gestalt, von der Hierarchie und dem Primate des Papstes, von den guten Werken, von Verehrung und Anrufung der Heiligen, und ihren Reliquien und Bildern, vom Fegfeuer und Ablasse.""

Priester Lutz stellte an das bischöfliche Ordinariat zugleich die Bitte, daß in dem Ausschreiben an den Diöcesan-Klerus und an das Volk ganz besonders angeführt und ausgedrückt werde, er habe alle seine bisherige besonderen Lehren gegen die Lehre der Katholischen Kirche zurückgenommen und abgeschworen, und dieses bekannt zu machen gebeten, indem die Sache ja reine, völlige Wahrheit sey, die erbetene Bekanntmachung zur Beruhigung der Gutgesinnten und der Hebung des von ihm gegebenen Aergernisses ohne allen Zweifel gar Vieles beitragen, und auch ihm wenigstens einiger Maßen eine leichtere und gesegnete Wirksamkeit anbahnen werde. Am Schlusse des Widerrufes wurde beigesetzt:

„„Dies ist nun meine Ansicht und Ueberzeugung von den vorzüglichsten Glaubenswahrheiten der Katholischen Kirche, wovon ich glaube, daß sie mit dem Lehrbegriffe dieser heiligen Kirche übereinstimme. Sollte sich aber noch irgend etwas Irrthümliches, den Lehrbegriff der Römisch-Katholischen Kirche nicht ganz Erfassendes oder Mißdeutliches darin vorfinden, so bin ich bereitwilligst, dasselbe nach gegebener Belehrung nach Vermögen zu ergänzen und zu be-

richtigen, indem ich sehnlichst wünsche, die Katholische Wahrheit immer klarer, vollständiger und lebendiger zu erfassen, um, fest gegegründet in ihr, für je und immer vor jeglicher Abirrung von ihr bewahrt zu bleiben. Dies ist mein sehnliches Verlangen, mein redlicher und aufrichtiger Wunsch!

Da ich durch die Herausgabe der Schriften: „Bekenntniß der christlichen Wahrheit," „Geschichtliche Notizen," und „Worte des Trostes ꝛc. an meine ehemaligen Pfarrkinder auf dem Donaumoose," — großes Aergerniß gestiftet habe, so widerrufe und verwerfe ich Alles, was in gedachten Druckschriften Irrthümliches, den Katholischen Lehrbegriff nicht vollständig Erfassendes oder Mißdeutliches enthalten ist, und lege das Anathema darauf. Dasselbe gilt auch in Betreff anderer Schriften, die mit oder ohne mein Wissen verbreitet wurden. — Da ich ferner durch meinen Austritt aus der Katholischen Kirche und durch meinen nachherigen Uebertritt zur Protestantischen in der Diöcese vielen Anstoß gegeben, und auch sehr viele Mitglieder der Pfarrei Karlshuld zu gleichem Schritte veranlaßt habe, so bedaure und bereue ich von ganzem Herzen das Geschehene, und wünsche redlich, daß es durch meine jetzige aufrichtige Rückkehr in den Schooß der Katholischen Kirche wieder möchte gut gemacht werden. Ich habe mich deshalb auch, und zwar nicht ohne Erfolg, seit längerer Zeit ernstlich bemüht, die in der Pfarrei Karlshuld Ausgetretenen zur Einheit der Römisch-Katholischen Kirche wieder zurückzuführen.

Ich glaube und bekenne von ganzem Herzen redlich und aufrichtig, daß nur die Römisch-Katholische Kirche im Besitz der ganzen, vollständigen und ungetrübten Lehre Jesu und aller seiner Heilsmittel — Sakramente und Institutionen sey, unterwerfe mich deshalb in Demuth der heiligen Kirche und dem Hochwürdigsten Herrn Bischof zu jedweder Satisfaktion und Pönitenz, wiederhole ehrfurchtsvollst meine submissesste Bitte um Wiederaufnahme in den Verband mit derselben, und habe zu ihr das kindliche Zutrauen, daß sie mit mir mütterlich verfahren, das Geschehene vergessen, und mich wieder in die Zahl ihrer Kinder aufnehmen werde."" —

Nachdem Se. bischöfliche Gnaden auf gestelltes Gutachten und gefaßten Beschluß des Ordinariats diese Erklärungen, in welchen die Forderungen der Kirche, so wie die zur Wiederaufnahme des Priesters Lutz als unerläßlich vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt sind, für genügend anerkannt hatten, haben Hochdieselben beschlossen, den Priester, Georg Lutz, wieder in die Römisch-Katholische Kirche aufzunehmen." — — — „Diesem zufolge wurde derselbe am 16. v. M. in einer Plenar-Sitzung zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses nach Pius IV. zugelassen, und nach mehrtägigen, ihm vorgeschriebenen und von ihm zur Zufriedenheit vollbrachten Geistesübungen, pro foro externo ab haeresi und von den Kirchen-Censuren absolvirt."

So viel aus dem Ausschreiben des bischöflichen Ordinariats. Jeder weiteren Bemerkung halten wir uns durch die darin gegebenen Erklärungen für völlig überhoben. —

Der Unglaube in Frankreich.

Von demselben trefflichen Manne, aus dessen Schilderungen in den Archives du Christianisme wir früher unseren Lesern Mehreres mitgetheilt haben, findet sich in dem New York Observer eine Reihe von Briefen, in denen er auf lebendige und anziehende Weise uns das Bild des jetzigen religiösen Zustandes von Frankreich vor die Seele führt. Eine dieser Schilderungen malt uns auf's Ergreifendste das schreckliche Verderben des dort so weit verbreiteten Unglaubens; wir theilen sie, obwohl sie nicht ganz neu ist, ihrem wesentlichen Inhalt nach mit: „Sie wissen, daß Paris über ganz Frankreich den gewaltigsten Einfluß ausübt. Diese Hauptstadt ist der Mittelpunkt alles Lebens im ganzen Lande; der Brennpunkt, der alle guten und schlechten Kräfte in sich concentrirt. Mit Recht hat man Paris zugleich den Kopf und das Herz von Frankreich genannt. Daß die Hauptstadt einen so großen Einfluß über ein ganzes Land ausübt, ist immer ein Unglück (in England ist es bei weitem in dem Grade nicht der Fall); aber ganz vorzüglich ist dieser Einfluß für unser Vaterland verderblich in religiöser Hinsicht. Die Bewohner von Paris sind fast insgesammt irreligiös. Hier hat der Unglaube seit fast hundert Jahren seine wirksamsten und subtilsten Gifte bereitet, hier hat der Materialismus die Schulen in Beschlag genommen, und die Gerichtshöfe unter seine Bothmäßigkeit gebracht; hier hat vor Allem das verderbliche Erziehungssystem, nach welchem man das Volk lesen lehrt, ohne ihm gute Bücher in die Hand zu geben, die beklagenswerthesten Früchte getragen. Fragt man die best unterrichteten Leute: Was haben die Pariser für eine Religion? Was ist ihr Glaube, was ihre Hoffnung? — so ist die Antwort: Die Pariser haben gar keine Religion; sie glauben an nichts, als an die politische Freiheit, und hoffen auf nichts, als auf die Dinge dieser Welt. Es gibt wohl einzelne Ausnahmen; aber sie sind sehr selten, es sind Tröpfchen in dem weiten Meere des Unglaubens und des Materialismus. Und nun, denken Sie, was Frankreich für Aussichten hat, da alle politische, intellektuelle und moralische Regung von Paris ausgeht! — Es wird Ihren Lesern unglaublich scheinen, welche Vorurtheile gegen alles, was Religion heißt, in Paris bestehen. Als die Cholera so furchtbar dort wüthete, schrieb ein frommer und durch Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann einen Artikel, worin sich einige Hindeutungen auf die göttliche Vorsehung befanden; zwei oder drei zaghaft ausgedrückte Bemerkungen über die göttliche Leitung unserer Angelegenheiten. Diesen Artikel sendete er einer der gemäßigtsten und verbreitetsten Pariser Zeitungen zu mit der Bitte um Aufnahme. Das Redactionscommittee prüfte den Artikel, und versagte ihm die Aufnahme, mit der Erklärung: „„Ihr Artikel ist gut, anziehend geschrieben, voll glücklicher Gedanken und guter Gesinnung, aber wir können ihn nicht aufnehmen, weil unsere Subscribenten uns Bigotte, Schwärmer und Jesuiten nennen würden!"" So weit ist es in Paris gekommen! Ein Zeitungsschreiber wagt es nicht, den Namen Gottes drucken zu lassen, um nicht durch Bigotterie und Jesuitismus seinen Lesern anstößig zu werden. Das unselige Wort Jesuit thut unsäglich vielen Schaden; man fürchtet sich davor, wie vor der Pest, und Viele bekennen bloß aus Furcht, für Jesuiten gehalten zu werden, die besseren Gesinnungen nicht, die sie noch haben. Die Jesuiten haben der Religion mehr Schaden gethan, als Voltaire und alle ungläubige Schriftsteller zusammengenommen. Sie machten aus der Religion ein Gewerbe, ein Werkzeug der Habsucht und des Ehrgeizes, und nun werden dieselben eigennützigen Absichten und Beweggründe Jedem untergelegt, der sich zu einer religiösen Gesinnung bekennt, und der Name Gottes darf in den Blättern, die von fast zwei Millionen Franzosen gelesen werden, nicht genannt werden!" —

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 27. Februar. № 17.

Der Unglaube in Frankreich.

(Schluß.)

„Ein anderer Zug wird Ihnen dies Verderben in seiner Größe zeigen. In Paris gibt es viele Kupferstichläden, wo Bilder zum Verkauf aushangen; an ihnen kann man den Geschmack des Volks am sichersten erkennen. Und auf vielen dieser Bilder befinden sich die gröbsten Spöttereien gegen das Christenthum! Ein Bild stellt einen Staatsmann dar, der mit größter Anstrengung ein ungeheures Kreuz einen Berg hinanträgt; ein anderes stellt die Minister mit Netzen in der Hand dar und hat die Unterschrift: „„Ich will euch zu Menschenfischern machen!““ Auf einem dritten ist das bekannte Abendmahl von Leonardo da Vinci, so entstellt, daß die Hauptfigur die Freiheit darstellt, die anderen sich auf lebende Personen beziehen, und die darunter stehenden Worte eine politische Beziehung erhalten. Und diese scheußlichen Produkte der Gottlosigkeit sind in Paris öffentlich zum Verkauf ausgestellt! Schwerlich gibt es doch wohl ein einziges christliches Land, wo bis jetzt öffentlich in einem Laden der Heiland als Karrikatur verkauft worden wäre! Was muß aus einer Bevölkerung werden, deren Blick von Jugend auf sich an solche Schändlichkeiten gewöhnt und nie der Religion erwähnen hört, als zum Spott und Hohn! — Noch eine Thatsache möge Ihnen einen Blick in dies Elend geben. Eine große Anzahl einflußreicher Leute, Pairs, Deputirte und Gelehrte, verbanden sich zur Herausgabe eines Journals zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, dessen Preis nur 4 Franken des Jahres ist. Gewiß eine sehr nützliche Volksschrift! Aber Alles und Jedes wird in diesem Blatt besprochen, nur nicht die Religion! Gott kommt nie darin vor, die Unsterblichkeit der Seele wird nie darin erwähnt; nichts, nichts wird berührt, als was die leibliche Wohlfahrt der Menschen angeht. Und die Männer, die dies Journal begründet haben, sind nichts weniger als obscure Leute, sondern vom höchsten Ansehen, 127 Personen in den höchsten Stellungen im Staate und der Wissenschaft.

Doch alles dies Einzelne bekommt erst seine volle Bedeutung, wenn wir die Wirkungen der Presse im Ganzen in's Auge fassen. Gibt es in Frankreich drei durch die Constitution festgestellte Gewalten, so gibt es noch eine vierte, völlig unbeschränkte, welche sie alle überbietet, die Presse. Von dem ungeheuren Einfluß derselben bei uns kann man sich auswärts sicherlich keine ausreichende Vorstellung machen. Bei weitem die meisten Franzosen, welche lesen, lesen gar nichts als Zeitungen, und die Herausgeber derselben werden so recht eigentlich die Leiter und Beherrscher der öffentlichen Meinung. Wären diese Leute ernste, fromme Männer, wie unbeschreiblich viel Gutes könnten sie stiften! Aber das sind sie leider nicht, sie verabscheuen meistens selbst den Namen der Religion. Die meisten, in der Schule von Voltaire oder Cabanis erzogen, verwerfen Alles, was christlich heißt, mit Hohn. Das Evangelium ist ihnen Aberglaube, jede religiöse Handlung Heuchelei, ein Bekenntniß zum Christenthum Jesuiterei. Eins unsererer gemäßigtsten Blätter, das Journal des Débats, stellte neulich die Behauptung auf, Nordamerika stehe unter dem Despotismus der Bigotterie; und der ernsthafte Moniteur selbst, die officielle Zeitung, ergoß sich vor einiger Zeit in bitteren Sarkasmen über den religiösen Geist in den Vereinigten Staaten. Ja sogar die royalistischen Zeitungen, welche die Ansichten und Gesinnungen der Vergangenheit repräsentiren, berühren selten auf's Leiseste die Religion, und thun sie es einmal, dann sieht es aus, als bäten sie ihre Leser um Verzeihung, daß sie doch noch nicht ganz ungläubig seyen. In den wirklich weit verbreiteten Blättern wird überhaupt von nichts, als von Politik gesprochen. Täglich streiten sie sich über Grundsätze, welche die Grundlage aller geselligen Ordnung bilden, sollten sie damit auch das ganze Staatsgebäude untergraben, und seinen Einsturz bereiten. Unabläßig sieht man die wüthendsten Kämpfe darin um Macht und Aemter, und in diesen Kämpfen findet sich im Allgemeinen ein gänzlicher Mangel von Redlichkeit und Achtung gegen ihre Gegner. Verläumdung und Lüge, eine Unverschämtheit, der kein Gegenstand, kein Ruf und Ansehen heilig ist, beständige Bitterkeit und Heftigkeit, eine Kunst, alle Handlungen zu verdächtigen und ihnen die schändlichsten Triebfedern unterzuschieben, das ist der Geist, der in den meisten

unserer Organe der öffentlichen Meinung vorwaltet. Es gibt Ausnahmen, aber sie sind selten. Ja, selbst die Zeitungsschreiber, welche aus Gewissenhaftigkeit manchmal gern auf die bessere Seite treten möchten, werden meistens vom allgemeinen Strome dahingerissen. Wegen dieses gänzlichen Mangels an Religion ist die Französische Presse eine nie versiegende Quelle von Unruhe, Aufreizung und erschütternder Bewegung; sie ist keine leuchtende Fackel, sondern ein verheerender Feuerbrand. Bedenken Sie einmal, was das sagen will: 200,000 Exemplare von Zeitungen verlassen täglich in Paris und den Departementen die Presse, und werden von den Staatszimmern an bis zu den Hütten armer Handwerker, in der Stadt wie auf dem Lande gelesen. Diese 200,000 Blätter reden nie eine Sylbe von einem Gott, der die Welt regiert, und von dem Gericht, was jenseits des Grabes uns erwartet. Berühren sie einmal religiöse Gegenstände, so ist es meist, um sie zu verspotten. Bedenken Sie ferner, daß drei Viertel von diesen 200,000 Blättern im leidenschaftlichsten, heftigsten Tone geschrieben sind, und die meisten derselben die bestehende Regierung angreifen; daß bei weitem die meisten Franzosen ohne weiteres Nachdenken sich treiben lassen von dem Stoß, den die Zeitungen ihnen geben; und dann überrechnen Sie einmal all das Unheil, was die politische Presse stiftet, all das Gute, was sie ungethan läßt! Ist es möglich, daß Ruhe und Ordnung, daß Sicherheit und allgemeine Wohlfahrt aus diesen Elementen des Unglaubens, der Leidenschaft und Zwietracht hervorgehen könne? Und Alles, Alles dies hat bloß seinen Grund in dem überall verbreiteten, gänzlichen Unglauben der Masse des Volks. Die traurige Erfahrung von mehr als vierzig Jahren hat uns gelehrt, wohin es mit einer ungläubigen Nation kommen kann; aber ich fürchte, die Lehren waren noch nicht nachdrücklich genug, um den Franzosen die Augen zu öffnen. Eine Folge dieses allgemeinen, gänzlichen Unglaubens ist die unersättliche Wuth der Franzosen nach immer neuen Aufregungen. Weil ihr ganzer Sinn nach Außen gewandt ist, müssen die Franzosen immer etwas Neues haben. Geht eine Woche hin ohne Aufregung, ohne irgend eine wichtige Krisis, so werden sie abgespannt. Nichts ist ihnen daher mehr zuwider, als eine regelmäßige, einförmige Staatsverwaltung. Die Revolution von 1793 gab ihnen gräßliche Saturnalien; die Kaiserherrschaft glänzende Eroberungen; die Restauration unablässige Reibungen mit den Jesuiten und Emigranten. Unter Ludwig Philipp wollen sie nun immerfort dieselbe Aufregung haben. Die große Mehrzahl der Franzosen, die an mehr als das tägliche Brodt und die Arbeit denkt, sieht ihr ganzes öffentliches Leben an, als ob sie im Theater säßen, wo sie bloß amüsirt und elektrisirt zu werden wünschen. Als Karl X. vertrieben war, befand sich die Masse einige Zeit lang in einem Freudenrausche. Eine Dynastie war verjagt durch einen dreitägigen Kampf auf den Straßen! Welche Zukunft zauberte das den leicht erregbaren Franzosen vor! Bald fingen sie aber an, sich zu langweilen. Es war in dem Stück nicht genug Abwechselung; immer ein und dasselbe, ein König, der populär sich machte, Minister, welche die Charte respektirten, die Jesuiten nicht mehr am Ruder, kein Krieg in Europa — was war zu machen? Nun gings über Ludwig Philipp her, er hatte seine Verpflichtungen nicht erfüllt, und in vielen öffentlichen Versammlungen pries man die großartigen Tugenden eines Robespierre. Eine kurze Zeit lenkten die St. Simonisten die Aufmerksamkeit auf sich ab, und da sie eine sehr komische und unterhaltende Seite hatten, leisteten sie der Regierung sehr

gute Dienste. Aber sie konnten doch nicht genug Stoff für die Unterhaltung geben, bald wurden sie langweilig und vergessen. Da kam die Cholera; so lange 8—900 Menschen täglich in Paris begraben wurden, konnte die Regierung aufathmen. Kaum war sie vorbei, so brach der furchtbare Aufstand vom 5. und 6. Juni aus; viele hundert Leichen in den Straßen, das reichte hin für eine Weile, alle Langeweile zu vertreiben. Die Jugend nahm mit Begeisterung daran Theil, wie an einem Volksfest; die Barrikaden, die Julitage erneuerten sich!! Doch der Bürgerkrieg ward erstickt in dem Blute dieser Unglücklichen, und nun ging es nach einer Pause und geht es wieder auf Neues zu. — Als ein furchtbares Stück aus diesem Bilde des Unglaubens und Verderbens ist auch die Église catholique française des Abbé Châtel anzusehen [besonders wenn man hinzunimmt, daß nach den neuesten Zeitungsnachrichten sie sich jetzt sehr ausbreiten soll]. Am Weihnachtstage [1831] predigte er in seiner Kirche — Sie werden, wenn Sie lange hin und her rathen, nicht darauf kommen, wovon. Von den Segnungen des Evangeliums? Nein. Von dem Unglauben der jetzigen Zeit? Nein. Nun, wenigstens von seiner neuen Kirche? Nein. Er predigte am Weihnachtsfeste „„über die Emancipation der Schauspieler!““ Er führte aus, daß Schauspieler und Schauspielerinnen, Tänzer und Tänzerinnen höchst achtungswerthe Leute seyen, und daß die Römische Kirche sehr unrecht thue, sie zu exkommuniciren und das kirchliche Begräbniß ihnen zu verweigern. In einem Glaubensbekenntniß, was er hat drucken lassen, nennt er die Behauptung, daß der Papst unfehlbar sey, eine gottlose; um sich auf Bestimmung schwieriger Glaubenslehren nicht zu viel einlassen zu brauchen, beruft er sich kurzweg auf das apostolische, Nicänische und Athanasische Glaubensbekenntniß; außerdem erklärt er, daß er sieben Sakramente annehme; die Ohrenbeichte erklärt er für eine nützliche Sache für junge Leute, die älteren und vorgeschritteneren Personen aber befreit er von dieser „„unerträglichen Last.““ Außerdem schafft er die Ehelosigkeit der Geistlichen ab, obgleich er sie für eine gute und nützliche Sache erklärt. In einigen angehängten Bemerkungen sucht er die Katholische Geistlichkeit verdächtig zu machen: „„Die Regierung täuscht sich, wenn sie glaubt, daß die Geistlichkeit jemals aufrichtig ihr anhangen werde. Unsere Staatsmänner sollten energische gesetzliche Maaßregeln gegen diesen weit verbreiteten Verschwörungsbund ergreifen, der nach nichts Anderem strebt, als die bestehenden Gesetze umzustoßen, und die Einrichtungen der finsteren Jahrhunderte an ihre Stelle zu setzen. Die Direktoren der Seminare namentlich sind Feinde unserer Sitten und Verfassung; sie müßten abgesetzt, und an ihre Stelle Priester gesetzt werden, welche Freunde ihres Vaterlandes und der Toleranz sind. Wachet auf, ihr Minister des Bürgerkönigs, rüttelt euch auf aus eurer Trägheit! Wollt ihr das Land, die Religion und die Priester selbst retten, so zwinget sie durch nachdrückliche gesetzliche Maaßregeln, vernünftig zu werden, und die Religion dem Volke als eine liebenswürdige Sache darzustellen.““ Mit Bezug auf diese Stelle sagt der Abbé de la Mennais, der strenge Vertheidiger der ultramontanistischen Grundsätze, gegen ihn: „„Wie? Herr Châtel verlangt, daß die Katholiken von der Regierung in die Acht erklärt werden sollen? Sind sie nicht schon unterdrückt genug, daß er noch strengere Maaßregeln gegen sie fordert? Gott sey Dank, der Geist, den er offenbart, findet im jetzigen Zeitgeiste keinen Anklang. Furcht vor Unterdrückung ist allgemein in Frankreich, und das Land reift einer besseren Bestimmung entgegen. Ich mag Herrn Châtel die Ehre nicht

anthun, ihn mit Luther zu vergleichen; welch eine schismatische Pygmäe im Vergleich mit dem gigantischen Häretiker, der im 16ten Jahrhundert Europa erschütterte!""

Hinweisung auf eine alte, aber nicht veraltete Schrift.

Historisches Lesebuch der christlichen Bibellehre. Für Liebhaber der Wahrheit unter Jungen und Alten von Johann Gottfried Schöner, Diakonus an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Lorenz. Nürnberg bei Raw, 1801. gr. 8. S. 480.

Dieses vor mehr als dreißig Jahren und seitdem nicht wieder neu erschienene, treffliche Buch, dessen Verfasser (im Jahr 1818 gestorben) ein glänzender Stern unter den Lehrern der Kirche Christi hienieden war, ist es werth, daß es der Vergessenheit entrissen und den Liebhabern der Wahrheit unter Jungen und Alten von Neuem empfohlen werde. Ref., dem auch erst vor Kurzem dieses vergessene Buch in die Hände fiel, ist gewiß, daß er so manchem Liebhaber der Wahrheit unter Geistlichen und Laien durch diese Anzeige einen guten Dienst leistet. Es lag hiebei nicht in seiner Absicht, die herrlichen Eigenschaften dieses Buches einzeln zu beleuchten, — es wäre viel darüber zu sagen, namentlich in Vergleich mit den neueren und neuesten Schriften der Art, von denen keine die Lücke auszufüllen vermag, auf die es Schöner mit diesem Werke abgesehen hatte und womit es einem Manne, wie er war, auch nicht mißlingen konnte. Wer den sel. Schöner kennt, als den reichbegabten, vielerfahrenen, tieferleuchteten und durch ächte Glaubenseinfalt ausgezeichneten Prediger und Seelsorger, der er war, der wird nicht zweifeln an der reichen Ausstattung eines Buches, das Schöner für ein eben so großes, noch immer fortdauerndes, als klar von ihm verstandenes Bedürfniß zu schreiben sich gedrungen fühlte. Aber die Versicherung kann Ref. nicht zurückhalten, daß Prediger, denen namentlich die Lösung ihrer großen und schwierigen Aufgabe bei dem Confirmanden-Unterricht am Herzen liegt, in dieser Schrift ein Handbuch finden, das ganz dazu geeignet ist, ihnen ihr Werk mit größtem Nutzen und Segen betreiben zu helfen. Vornehmlich sind es auch die unter dem Texte in reicher Fülle und guter Auswahl beigefügten, lehrreichen Beispiele u. s. w. und wichtigen Aeußerungen berühmter Männer, welche Predigern sehr erwünscht seyn müssen und welche dem an sich schon so schätzbaren Werke noch einen ganz besonderen Werth geben. Und Laien, namentlich Familienväter, die sich und die Ihrigen in der christlichen Erkenntniß und im rechten Glauben zu befestigen und dabei eine zweckmäßige Anleitung zum Verständniß der heiligen Schrift und zur erbaulichen Betrachtung der Hauptbegebenheiten in der Kirchengeschichte im Hause zu haben wünschen, können keinen geeigneteren Freund zu sich einladen, als unseren Schöner in diesem Buche; hier finden sie unter Anderem auch eine ruhig ernste und gründliche Belehrung über diejenigen Hauptpunkte der biblischen Glaubenslehre, die der Geist dieser Zeit so gerne als Irrthum und Lüge wegstreiten und wegläugnen möchte und um derentwillen so manches irregeleitete und schwankende Gemüth von peinlicher Ungewißheit und Zweifelei gequält wird.

Der Inhalt des Buches entspricht vollkommen dem wichtigen Titel desselben, und wer sich an der lichtvollen, glaubenskräftigen und immer erbaulichen Sprachweise des sel. Schöner in seinen Predigten (die, beiläufig gesagt, bei ihrem Erscheinen das ganze Reich der Finsterniß in Aufruhr und Verwirrung brachten, während sie den Kindern des Lichts eine reiche, geistliche Nahrungsquelle waren und noch sind) erquickt hat, der darf mit Zuversicht auch hier auf diesen Genuß wieder rechnen. — Das ganze Werk ist eine weitere Ausführung des Leitfadens zum Unterrichte, den Schöner im Jahre 1789 unter dem Titel: Die christliche Lehre nach der Schrift, für seine Confirmanden herausgab, welcher Leitfaden auch als ein vollständiges Sachregister dem Werke angehängt ist. Durch die Bemerkung nämlich, „daß man sich so wenig um die Erkenntniß der Wahrheit bekümmert, und sich gewöhnlich mit dem ersten jugendlichen, oft sehr seichten Unterrichte begnügt," fühlte sich Schöner veranlaßt zur Abfassung dieses Buches, und sein Zweck ging zunächst dahin, durch dieses Lesebuch „heranwachsenden Kindern (die aus dem Confirmanden-Unterrichte bereits entlassen sind) auch wohl mitunter älteren Personen in etwas weiter zu helfen: erstlich in der christlichen Lehre überhaupt; zweitens in den Hauptbegebenheiten der Bibel- und Kirchengeschichte; drittens in der Kenntniß solcher gemeinnütziger Bücher, die sie zum gesegneten Nachlesen gebrauchen könnten." Der Inhalt des Buches ist in acht Capitel getheilt; voran geht eine eben so zweckmäßige, als lehrreiche Einleitung, die sich über folgende Gegenstände verbreitet: irdisches Glück, nicht das wahre — Christenthum — Toleranz — Leiden um Christenthum — Aufklärung — Bibel — Verfasser der Bibel — Göttlichkeit der Bibel — Werth der Bibel — Eintheilung der Bibel — Gebrauch der Bibel. In den darauf folgenden acht Capiteln wird gehandelt: 1. Von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes. 2. Von den Werken Gottes. 3. Von dem Verderben des Menschen. 4. Von der Erlösung durch unseren Herrn Jesum Christum. a) Von den Vorbereitungen auf Christum im Alten Bunde; b) von der Sendung Jesu, von seiner Person und von seinem Heile selbst. 5. Von der Heilsordnung. 6. Von dem christlichen Leben und Wandel. 7. Von den Wirkungen des heiligen Geistes und von den Gnadenmitteln in der christlichen Kirche. 8. Von den letzten Dingen.

Warum der Verfasser diese Schrift ein historisches Lesebuch betitelt, darüber erklärt er sich in der Vorrede also: „In den Capiteln flocht ich das Wesentliche aus der Kirchengeschichte Alten und Neuen Testaments theilweise zwischen dem übrigen Texte ein, so daß diese Theile, welche man an ihrem erzählenden Vortrage leicht erkennen und zusammenstellen kann, am Ende ein Ganzes, wiewohl in gedrängter Kürze, ausmachen. Ueberall, weil lehrreiche Beispiele, merkwürdige Ereignisse, sonderbare Anekdoten u. dgl. sehr auf die Herzen wirken, sind auch noch diese aus der biblischen und übrigen Weltgeschichte unten in den Anmerkungen eingemischt. Wichtige Aeußerungen von Männern, die berühmt sind, oder doch auch ein Wort reden dürfen, Stellen aus ihren Schriften, treffende Erklärungen angefochtener Lehren und Schriftstellen, Rathschläge, Erfahrungen u. dgl., verdienten gleichfalls einen Platz, weil die meisten Leser nicht ohne Grund viel darauf bauen, zu geschweigen, daß sich ein Verfasser nicht besser bei ihnen rechtfertigen kann, als wenn sie sehen, wie auch Andere mit ihm gleich denken, und wer sie sind."

Ref. beschließt diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Herr durch dieses zurückgelassene Werk seines treuen Knechtes

den von demselben erflehten und beabsichtigten Segen über recht viele Liebhaber der Wahrheit kommen lassen möge.

Kr.

Bemerkungen zu dem Aufsatze in der Ev. K. Z. Nr. 88. 1832: Das Stillstehen der Sonne, Jos. 10. *)

Der Verfasser fordert selbst Andere zur Erklärung über den behandelten Gegenstand auf, um dadurch veranlaßt zu werden, seine Ansicht näher zu begründen oder zu berichtigen. Sowohl in dieser Hinsicht, als besonders um dem Mißbrauche vorzubeugen, den eine wunderscheue Exegese von seiner Erklärung für diese und andere Stellen der heiligen Schrift machen könnte, erlaube ich mir einige Gegenbemerkungen.

Unser Verf., weder wundersüchtig noch wunderscheu, schwankt zwischen dem buchstäblichen und einem poetischen Sinne dieser Stelle. Zur Annahme des letzteren bestimmt ihn bloß die Voraussetzung, daß die in Frage stehenden Worte nicht dem Verfasser des Buches Josua, sondern dem Buche der Gerechten angehören, welches nach einer neueren Voraussetzung nur ein poetisches Buch wäre. Aber hier steckt der ganze Irrthum und das Protonpseudos unseres Verfassers.

Klar und unbestreitbar ist einmal, daß der Verfasser des Buches Josua die Sache nicht anders referirt, als daß sie nach seiner Ueberzeugung ein offenbares Wunder gewesen sey; denn ehe er sich dabei auf eine andere Quelle oder anderes Zeugniß beruft, sagt er ausdrücklich: „Damals an dem Tage, da Gott die Amoriter den Kindern Israel vor's Angesicht stellte, sprach Josua vor den Augen der Israeliten: Sonne stehe stille in Gibeon und Mond im Thale Ajalon."

Hierauf führt er, ganz nach der Erzählungsart der heiligen Schrift die Ausführung dieser Worte oder den Erfolg des Gebets Josua's selber mit eigenen Worten an. Dann erst beruft er sich auf die Uebereinstimmung des Faktums mit der davon im Buche der Gerechten geschehenen Erwähnung mit derselben Citationsformel: „Ist's nicht so geschrieben?" womit oft in den Büchern der Könige und Chronika die Uebereinstimmung der erzählten Begebenheiten, oder ihre weitere Ausführung in dem Buche der Tagesgeschichte der Könige Israel, d. i. in den israelitischen Profangeschichten, nachgewiesen wird. Und sollten auch die zunächst folgenden Worte aus diesem Buche selbst entlehnt seyn, so wären sie doch offenbar nur in der Absicht angeführt, um das vorher referirte Wunder zu bestätigen, und das wäre um so mehr der Fall, je mehrere Worte zu diesem Zwecke aus jenem Buche angeführt werden.

Daß dieses aber 2) ein bloßes poetisches Buch gewesen, wie der Verfasser ferner voraussetzt, beweist weder diese Stelle, am wenigsten, wenn man, wie der Verfasser geneigt ist, noch die sehr prosaischen Worte Vers 15.: „Josua aber zog wieder in's Lager gen Gilgal und das ganze Israel mit ihm," dazu rechnet, nach 2 Samuel 1, 18., aus welcher letzteren nur hervorgeht, daß David's Klagelied in dasselbe aufgenommen sey, und nicht, daß es eine Sammlung von Liedern gewesen sey.

Der 15te Vers aber, der nach meiner Ueberzeugung gewiß nicht mehr dem citirten Buche angehört, sondern wieder Worte des Verfassers des Buches Josua sind, mögen sie nun zweimal von einem und demselben Zuge Josua's nach Gilgal gebraucht seyn, oder Josua sich zweimal im Laufe der dazwischen erzählten Begebenheiten dahin zurückgezogen haben, kommt nach meiner Meinung, in Hinsicht der Wirklichkeit und der Beschaffenheit des erzählten Wunders, hier gar nicht weiter in Betracht.

Hiernach bliebe für unseren Verfasser, um die Sache buchstäblich zu nehmen, nur noch das geäußerte Bedenken, daß Paulus und andere biblische Schriftsteller dieses großen Wunders nicht wieder erwähnen. Dieser Einwand ist zwar längst von Calmet und Anderen widerlegt worden. Doch genügte dem Verfasser wenigstens eine Erwähnung dieser Begebenheit, oder doch eine deutliche Anspielung darauf, so wird er sie Habak. 3, 11. finden, wo ihrer unter anderen göttlichen Errettungen der Israeliten und Strafgerichten über ihre Feinde mit denselben Worten, wie in unserer Stelle, gedacht wird. Auch Jes. 60, 20. scheinen die Ausdrücke darauf anzuspielen.

Eben so wenig gilt der Einwand, daß die Profangeschichte dieser außerordentlichen, wahrscheinlich doch auf der ganzen Erde merkbaren Begebenheit, nicht erwähnt. Von wie vielen gleich merkwürdigen Begebenheiten würden wir nichts wissen, wenn sie die Bibel nicht erzählte? und ist das Buch der Gerechten, darin sie erwähnt war, verloren gegangen, so mögen noch viele andere Bücher, darin sie aufgezeichnet war, verloren gegangen seyn und zwar ohne allen Schaden für die Wahrheit und Gewißheit dieser Begebenheit, so wie für die Glaubwürdigkeit dieser Stelle; denn Gott bedarf für die Bestätigung der Gewißheit seiner Wunder nicht des Zeugnisses der Menschen.

Es bleibt daher für den gläubigen Exegeten keine andere Erklärung dieser Stelle übrig, als die von dem Verfasser unter Nr. 2. aufgeführte, wodurch nach der optischen Erscheinung und dem gemeinen Sprachgebrauch die Verlängerung des Tages dem Stillstande der Sonne zugeschrieben wird, woraus dann der Stillstand des Mondes von selbst folgte. Das Wunder selbst wird übrigens Niemand erklären wollen, weil es sonst kein Wunder im biblischen Sinne wäre; und daher eben so wenig zu erklären ist, als das Wunder der Schöpfung, der Sündfluth, das Zurückgehen des Schattens am Sonnenzeiger Ahas, die Verfinsterung der Sonne beim Kreuzestode Jesu ꝛc.

---

*) Der Verf. des betreffenden Aufsatzes behält es sich vor, diese Gegenbemerkungen alsdann öffentlich zu prüfen, wenn er vorher abgewartet, ob nicht andere von derselben Grundansicht ausgehende sich ihnen anschließen werden. Daß dies baldmöglichst geschehe, wünscht er recht sehr. Besonders lieb würde es ihm seyn, wenn ein von ihm sehr geachteter Forscher auf dem Gebiete des A. T. den Gedanken, eine Beleuchtung seines Aufsatzes zu liefern, realisiren wollte.

Anmerk. der Red.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 2. März. № 18.

Ich will euch zum Wetteifer reizen. Röm. 10, 19.

Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Nebst einem Berichte über das Bürgerhospital zu Coblenz und erläuternden Beilagen. Zum Besten der Armenschule des Frauenvereins in Coblenz. In Commission bei Hölscher in Coblenz, 1831.

Diese Schrift eines Katholischen Verfassers hat zunächst ein örtliches Interesse. Inwiefern sie auch ein allgemeines habe und auch Evangelischen Lesern empfohlen zu werden verdiene, mag das obige Motto andeuten, durch welches sich gegenwärtige Anzeige an eine frühere Mittheilung in diesen Blättern anzuschließen wünschte. Die Uebersicht über das Ganze wird durch die Reichhaltigkeit des Stoffes und seine eigenthümliche Vertheilung etwas erschwert, indem die erläuternden Beilagen fast zwei Drittheile des Buches umfassen. Doch werden die verschiedenen Aufsätze durch ein Band zusammengehalten, und sind eigentlich nur eben so viele Variationen über das schöne Thema, daß wahre Barmherzigkeit nur um Jesu willen geübt werden könne. Es reicht nicht zu in den Menschen seine Brüder, man muß in ihnen Brüder Jesu Christi finden; das erstere sind sie im vollen Sinne erst, weil sie das letztere sind. Man hat häufig jene erstere Idee dem Christenthume gestohlen und anderweitige sehr unchristliche Bestrebungen damit aufgeputzt, aber wie der schönste Blüthenzweig, von seinem Stamme getrennt, keine Früchte bringt, also auch dieser christuslose Philanthropinismus. Jesusliebe der Grund der Menschenliebe. Mit großer Wärme und mancher tiefen Bemerkung führt der Verf. in den lebhaften Schilderungen des vorliegenden Buches diesen Gedanken durch, und hierin aufs Innigste mit ihm einverstanden, reicht ihm Einsender dankbar die Hand und wünscht denen, denen er es empfehlen möchte, beim Lesen desselben die Befriedigung, die er aller sonstigen Mängel ungeachtet, selbst dabei empfunden hat. Die Dankbarkeit gegen den Verf. und die Ehrlichkeit gegen den Leser fordert aber, diese Mängel nicht zu verschweigen. Man fühlt sich nämlich durch eine gewisse Disharmonie zwischen der Darstellung und ihrem Gegenstande verletzt, und kann sich des Wunsches nicht erwehren, daß die Beschreibung der soeurs grises nicht in einem so prunkenden Gewande einherschreiten und ihre Anspruchslosigkeit und Milde in einem weniger pretiösen und sarkastischen Style geschildert seyn möchten. Jedermann hat es wohl gern, wenn die Rede lieblich und mit Salz gewürzt ist, aber es ist der evangelischen Einfalt zuwider, bald mit Blumen, bald mit Lauge ganz überschüttet zu werden. Es ist unvereinbar mit der Keuschheit, die einem Schriftsteller so schön ansteht, Theatereffekte zu suchen, die noch dazu ihren Zweck verfehlen, indem es bei dem unbefangenen Leser dann meistens heißt: „Man merkt die Absicht und man ist verstimmt." Jene Demuth und Selbstverläugnung, der der Verf. in den Instituten seiner Kirche so viel Anerkennung angedeihen läßt, kann nicht bloß in der engen Beschränkung einer mönchischen Disciplin, kann auch — und nirgends ist sie edler — in den freisten Lagen des Lebens, kann auch von einem Schriftsteller geübt werden, wenn er die einfache Kraft der Wahrheit höher anschlägt als den Schmuck, den er ihr leihen könnte, wenn er seinen wuchernden Genius unter strenger Censur und Scheere hält, wenn er schweigen kann, wo es mehr sein Wohlbehagen als die Noth erfordert zu reden, wenn er auch einen guten Einfall, einen treffenden Witz für sich behalten kann, sobald der leiseste Verdacht, daß die Liebe dadurch verletzt werden könnte, in ihm aufsteigt. Wenn der theure Verf., der seiner Geistesrichtung zufolge diese Bemerkung billigen muß, in dieser Selbstverläugnung tiefer gegründet seyn wird, so wird dann gewiß manche Seite voll Deklamationen wegfallen, er wird seine so glücklich gewählten Bilder nicht so lang ausdehnen, bis sie sich verzerren, und seine Polemik wird von dem schneidenden Hohne entfernt bleiben, an den sie bisweilen anstreift.

Wenn es schon nicht schwer werden sollte, bei dem gerügten Fehler die Einflüsse der Kirche nachzuweisen, der der Verfasser angehört, so wird der Leser an dem Inhalte diese Einflüsse natürlich noch ungleich schneller bemerken, und an diesem theilweise viel mehr Anstoß als an der Form nehmen, da der Verf. Satzungen und Sagen, welche sogar manche seiner Glaubensgenossen aufgegeben haben, oder doch ignoriren, ungescheut vorträgt und vertheidigt. Möchte aber doch kein Leser durch diesen zum Theil gerechten Anstoß sich ganz abstoßen lassen, sondern auch hierin eine willkommene Gelegenheit finden, im evangelischen Sinne duldende Liebe und strenge Prüfung zu üben, und mithin

auf der einen Seite die Regungen des göttlichen Geistes auch in einer ihm fremden Form zu ehren, auf der anderen durch Vergleichung mit dem festen prophetischen Worte den Irrthum und Unrath der Römischen Kirche auch unter der Hülle einer blendenden Individualität zu erkennen. Sodann wird er sehen, wie das, was bei dem großen Haufen als krasser Aberglauben erscheint, von geistreichen und zugleich wahrhaft frommen Männern aufgefaßt wird, und wird sich dadurch vor jener plumpen und unfruchtbaren Polemik hüten lernen, in die man oft verfallen ist; endlich wird er Veranlassung haben, sich bei manchen indirekten Vorwürfen, die der Verf. unserer Kirche macht, über seinen eigenen Glauben Grund und Rechenschaft zu geben. Völlig einverstanden wird man dagegen mit dem Verf. seyn müssen, wenn er als erklärter und unerbittlicher Feind gegen jene antichristlichen Ansichten auftritt, welche besonders seit der Revolution in Frankreich und auch in anderen Ländern in Kirche, Staat und Familie die gräulichsten Verwüstungen angerichtet haben, die er mit schneidenden Worten und grellen Farben zeichnet.

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen mögen nun einige Mittheilungen aus dem Buche folgen, wobei es dem Leser meist selbst überlassen bleiben wird, sie mit seinen Bemerkungen zu begleiten.

Erste Mittheilung. Die barmherzigen Schwestern de St. Charles Boromée in Lothringen sind unter den gleichartigen weiblichen Congregationen als seine Nachbarinnen dem Deutschen besonders interessant, und sie sind es, von deren Bestehen und Wirken der Verf. nach eigener Anschauung zu Nancy einen Umriß liefert (S. 1 — 120.). Sie sind nahe verwandt aber nicht zu verwechseln mit den barmherzigen Schwestern des Vincenz, über welche bereits in diesen Blättern (1830 Nr. 25 f.) Nachricht gegeben worden ist. Ihr Orden entstand zwar zu jener Zeit, „als Vincenz Aehren lesend das zerstreute Mitleid in Garben band und mit einer Art Allgegenwart der geistlichen und leiblichen Noth überall Grenzen setzte;" *) seine Stiftung und Regel aber (im Jahr 1652) verdankt er dem gottseligen Prälaten Epiphanius Louys, Abt von Estival und Generalvikar der erneuerten Prämonstratenser, über dessen Lehre und mystische Schriften Beilage I. eine Notiz liefert. Vom Mutterhause zu Nancy aus verbreitete sich dieser wohlthätige Orden über ganz Lothringen und die angrenzenden Länder, erhielt sich unter den Verfolgungen, die während der Revolution über ihn ergingen, trat in dem merkwürdigen Generalkapitel der weiblichen wohlthätigen Orden, welches Napoleon im Jahre 1807 versammelte, mit einem Bestand von 231 Schwestern in 55 Häusern auf und zählt gegenwärtig 63 Häuser, die von 550 — 600 Schwestern bedient werden. In Nancy ist das Mutterhaus und 5 andere Häuser, die übrigen in Lothringen und angrenzenden Landschaften und 3 in Rheinpreußen (Trier, Saarlouis, Coblenz). — Die Aufgabe der Schwestern von St. Charles ist Armen- und Krankenpflege und Hospitalhaushaltung in allen ihren Verzweigungen, Pflege und Erziehung armer Kinder, Waisen und Findlinge, unentgeldlicher Schulunterricht und Pensionate für die weibliche Jugend. Die Aufnahme in diesen Orden ist wie seine Aufgabe nicht leicht. Die zur ersten (drei- oder mehrmonatlichen) Prüfung Aufgenommenen (Postulanten) müssen Jungfrauen von 18 — 24 Jahren, von unbescholtenem Ruf und guter Familie seyn, ohne körperliche Gebrechen und Krankheitsanlage. Sie bezahlen jeden Monat

*) Vgl. Ev. K. Z. Jahrg. 1832 Nr. 75 f.

der Probezeit 24 Franken für ihren Unterhalt, und es beginnen sogleich alle Prüfungen und Anweisungen im Krankendienste und alle Arbeiten der Haushaltung, deren schwere und doch heitere Weise von dem Verf. eben so lebhaft als lieblich beschrieben wird. Zeigt die Postulantin an Leib und Seele sich tüchtig und beharrt bei ihrem Begehren, so wird sie zur Novize angenommen und zahlt 200 Franken. Da sie sodann erst nach dreijähriger strenger Prüfung zur Ablegung der Gelübde zugelassen werden, so sollte man wohl meinen, daß schwärmerische Gefühle da Zeit hätten sich abzukühlen. Von 100 Jungfrauen gelangen auch etwa nur 25 wirklich zur Aufnahme, bei welcher sie die feierlichen Gelübde der freiwilligen Armuth, Keuschheit, des Gehorsams und der Widmung ihres Lebens zum Kranken- und Armendienst ablegen, welche gegen den Orden und die Kirche auf Lebenszeit, nach den Landesgesetzen aber nur auf fünf Jahr verbindlich sind. Es sey aber, behauptet der Verf., die Benutzung dieses Rechtes bis jetzt unerhört. Die geringste „Mitgift" (nach der Sprache der Bräute Christi) bei dem Eintritt in den Orden sind 1000 Fr., oft viel mehr, denn die Schwestern sollen nicht gedungene Krankenwärterinnen seyn, das Gut des Ordens gehört den Armen und Niemand tritt hinein, um sich, sondern um die Armen zu versorgen. Das, was sie einbringt, es sey viel oder wenig, schafft ihr nicht den geringsten Vortheil oder Nachtheil. Die erkrankten und dienstunfähig gewordenen Schwestern finden aber im Mutterhause lebenslängliche Aufnahme. Auf den Einwand, „daß es doch Schade sey um diese Jungfrauen, daß sie Alles entbehren und so Widerwärtiges thun müssen; man könne dasselbe erreichen, wenn man ältere Personen, die keine Männer gefunden und überhaupt sich von der Welt zurückziehen wollen, dazu nähme," erwiedert der Verf. unter Anderem: „Was aber beklagt denn jenes weltliche Mitleid anders, als daß eine edle, muthige, gesunde und unschuldige Schaar von Jungfrauen ihren Herrn und Heiland aufsucht, ihm zu dienen. Ihm, für den auch das Beste an Würde nicht hinreicht, möchte man entgegensenden, was man selbst gern entbehrte! Oder was würde eine Gesellschaft von Personen, welche die Welt verlassen, nachdem sie ihr vergeblich nachgejagt, welche nun bei Kranken und Armen mehr wie selbst Verarmte und Erkrankte, denn als Gebende und Heilende, Zuflucht und ehrbares Brodt finden, was würden solche wohl Jesu geben in seinen Brüdern? Nichts mehr, als was sie selbst nicht mehr gebrauchen konnten, weil die Welt es nicht haben wollte. Eine solche Gesellschaft, welche Jugend, Kraft, Muth, Talent und jenen unerschöpflichen Schatz der Tüchtigkeit, der allein aus gänzlicher Unberührtheit hervorgeht, an die Welt verloren oder auch nur vergeblich auf ihrem Markte ausgestellt hätte, wäre sie auch jemals vollzählig zu machen, würde sich in besseren Heirathsjahrgängen bald entvölkern und der Rest würde als ein Caput mortuum von abgelebten Krankenwärterinnen, die selbst keine Pflege hätten, eines Hospitals neben dem anderen bedürfen." — „Das gemeinsame Werk der barmherzigen Schwestern Jesu Christi bedarf eben so sehr rüstige, kräftige und von allen Händeln der Welt unberührte Jungfrauen, als der Kriegsdienst der Könige solche Jünglinge auserwählt. Diesen würde es übel zusagen, wenn die Conscription ihnen nur abgelebte, kampfesmüde, alte Junggesellen darböte." — Gleich nach ihrer Aufnahme wird eine Jede nicht nach ihrem Wunsche, sondern nach den Bedürfnissen des Ordens und den Erkenntnissen ihrer Talente von der Generalvorsteherin zu irgend einem Hause und irgend einem Amte gewiesen, denn sie ist bereits in allen Dienstverrichtungen geübt worden.

Der Verf. führt uns sodann in den sechs verschiedenen Häusern in Nancy, welche die verschiedenen Aufgaben des Instituts ungefähr umfassen, umher, zeigt kurz die Geschichte und den Haushalt eines jeden an und gibt ein lebendiges Bild der schönen Thätigkeit seiner frommen Vorsteherinnen. Diese Häuser sind: 1) Das Mutterhaus, Maison St. Charles genannt, nebst seinem Hospital. 2) Maison St. Julien, ein Armen- und Pfründnerhaus. 3) Maison de Refuge, Haus der Unheilbaren und ekelhaft Kranken, der an schändlichen Krankheiten leidenden öffentlichen Dirnen, eine Art Korrektionshaus für verkommene Personen, Trinker, Ausschweifende ꝛc. *) 4) Enfans trouvées, Findel- und Waisenhaus. 5) Eine Charité, d. i. Kranken- und Armenpflege außer dem Hause in der Stadt. 6) Maréville, ein großes Irrenhaus. — Mit dem lebhaftesten Interesse folgt man dem Verf. von Haus zu Haus, und die Kranken-, Arbeits- und Speisesäle, die Apotheke, **) Küche, Vorrathskammern und Gärten durchwandernd, kann man der Zartheit, Thätigkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit dieser treuen Mägde des Herrn seine Bewunderung nicht versagen, die über der leiblichen Hülfe den geistlichen Trost zu bringen nicht vergessen, die nichts umkommen lassen und doch nie am unrechten Orte geizen, die bei den geistlichen Uebungen, die ihre Ordensregel vorschreibt und ihrem täglichen schweren Dienste noch Zeit zu gewinnen wissen, um mit ihren fleißigen und gesegneten Händen den Kirchenschmuck zu bereiten. Da der Raum mehr zu geben verbietet, nur einige Züge aus Maréville! Diese ¾ Stunden von Nancy entlegene Anstalt war vor der Revolution in den Händen der Brüder der christlichen Schulen [über deren Orden die Beilagen V und VI. berichten ***)], welche mit ihren niederen und höheren Schulanstalten auch Korrektions- und Irrenhäuser verbanden. Die Revolution löste diesen Orden auf und gab seine freien und gezwungenen Bewohner „den Rechten der Menschheit" wieder, d. h. die Schüler wurden als freie Republikaner gegen die Kartätschen geführt und die gefährlichen zur Besserung übergebenen Subjekte kehrten in das öffentliche Leben zurück, das jetzt so furchtbare Gelegenheit darbot, ihre Neigungen thätlich zu beweisen. Für die armen Wahnsinnigen aber wurde gesorgt, wie es der großmüthigen Nation geziemte: die segensvollen Hände republikanischer Bruderliebe übergaben die Bürger Narren — den Mindestfordernden in Entreprise. „Es fanden sich Menschenfreunde, welche diese Art des Gewinns anderm vorzogen, der stürmischer gewesen seyn würde. Die Wahnsinnigen konnten keinen Prozeß anfangen und es ward republikanisch das Möglichste an ihnen gethan. Denn wenn man die tugendhaftesten Menschen auf dem Blutgerüste sterben ließ, warum sollte man die Narren nicht verhungern und erfrieren lassen? Man lief keine Gefahr, daß ihre Art ausging, denn es gab Gelegenheit genug, in dieser schrecklichen Zeit wahnsinnig zu werden. So gingen denn die Narren fleißig in ein besseres Leben hinüber und die Unternehmer verbesserten ihre Vermögensumstände." Nachdem der Gräuel der Revolution sich erschöpft hatte, und die schauderhafte Spannung aller Leidenschaften und Laster gesunken, ward das Bedürfniß nach einem Bewahrungsorte für die Wahnsinnigen, deren Zahl so sehr gewachsen war, sehr groß. Da überkamen die Schwestern von St. Charles, die das verwüstete Haus du Refuge in Nancy in einen so blühenden Stand gesetzt hatten, von der Regierung das unter den Händen der Entrepreneurs schrecklich verwüstete Haus Maréville mit seinen unsinnigen Bewohnern, die durch Mangel und Mißhandlung reißenden Thieren ähnlich geworden waren. Nur christlicher Heldenmuth konnte ein solches Werk mit so geringen Mitteln unternehmen. Sieben Departemente kontrahirten mit den Schwe-

*) Von den Zeiten des heiligen Ignatius an hat es sich die Kirche angelegen seyn lassen, sich der gefallenen Personen des anderen Geschlechts anzunehmen, und bußfertigen Sünderinnen eine Stätte der Zuflucht zu errichten, da ihnen in der Welt nur die Häuser der Lust offen stehen. Das 16te und 17te Jahrhundert war besonders reich an solchen Rettungshäusern für verlorene Frauenspersonen. Die Revolution zerstörte sie. Napoleon stellte eins derselben, das Refuge von St. Michael, wieder her; ein anderes, das Magdalenenkloster die Herzogin von Berry nach der Ermordung ihres Gemahls. Die Stiftung des Ordens unserer lieben Frau von der Zuflucht (Notre Dame du Refuge) in Nancy hat der Verf. nebst dem denkwürdigen Leben der Stifterin Beilage IV. erzählt.

**) In Beilage III. verbreitet sich der Verf. mit vielem Aufwand von Witz über die Bildung des Apothekerstandes in Frankreich und die Apothekerinnen der barmherzigen Schwestern, und weist nach, wie bei dem hohen Grade von Ausbildung, den diese Kunst erlangt hat und der alle Willkühr ausschließenden Präcision der Regeln wohlunterrichtete, treue, bescheidene, gewissenhafte und immer gesammelte Jungfrauen das Praktische dieser Kunst besser, als eitle, zerstreute, halbgelehrte Phantasten, wie manche Apothekergehülfen, ausüben könnten. Da auch ihre Apotheken wie andere der Visitation der Medicinalpolizei unterworfen sind, so würde jedem Unfuge schnell gesteuert werden, wenn nicht ihre musterhafte Pünktlichkeit und tadellose Receptur eine unter den Aerzten bereits feststehende Erfahrung wäre. Ihre eigenen Kranken in und außer dem Hause werden aus diesen Apotheken versorgt, sie verkaufen jedoch, wie andere Apotheken, auch aus dem Hause, und haben besonders eine bedeutende Einnahme durch die Bereitung der sogenannten Jus d'herbes oder Kräutersafte, die zu den Frühlingskuren in Frankreich sehr gebraucht werden, und in deren gewissenhaften Bereitung man auf die Schwestern mehr Vertrauen setzt.

***) Der Orden der christlichen Schulbrüder (Frères des écoles chrétiennes) ward vom Canonicus J. Bapt. de la Salle gestiftet und erhielt 1724 die kirchliche Bestätigung. Auch mit der Bildung künftiger Lehrer beschäftigte er sich, und erweiterte bei seiner Verbreitung und der Berührung mit den verschiedenen Lehrbedürfnissen den Umfang seiner Unterrichtsgegenstände bedeutend. Trotz ihrer wissenschaftlichen Leistungen legte man ihnen den Namen der unwissenden Brüder (Ignorantains) bei, gegen den nur ihre Arbeit, nicht sie selbst protestirten. Die Revolution vertrieb sie, Napoleon rief sie zurück, und im Jahr 1825 zählte ihr Orden bereits 210 Häuser, wovon 192 in Frankreich, 2 auf der Insel Bourbon, 1 in Cayenne, 5 in Italien, 5 in Korsika, 1 in Savoyen und 4 in Belgien. Diese Häuser enthalten ungefähr 1400 Brüder, von denen etwa 1000 mit dem täglichen Unterrichte von ungefähr 64,000 Knaben beschäftigt sind, die übrigen in den anderen Aufgaben ihres Ordens ihre Beschäftigung finden. — Die erste Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens gab die Frau v. Maillefer, deren Geschichte und höchst merkwürdige Bekehrung Beilage VI. beschreibt. Es kann an dieser Erzählung recht offenbar werden, daß nur das untrügliche Wort Gottes das rechte Kriterium für alle ungewöhnlichen Erscheinungen des geistlichen Lebens abgibt, und daß man daran eben so wenig den Maaßstab unbestimmter Gefühle als des platten Weltverstandes anlegen darf. So wird man denn auch in diesem Falle weder unbedingt verwerfen, noch unbedingt bewundern, wie der Verf. thut, sondern in der Bekehrung dieser vorher so eitlen und unbarmherzigen Frau allerdings ein Werk Gottes erkennen, auch zugeben, daß der Herr die Seinen oft wunderliche Wege führt, aber nach dem Briefe an die Colosser und anderen Schriftstellen auch eine solche ἐθελοθρησκεια και ταπεινοφροσυνη και ἀφειδια σωματος nicht billigen können.

stern und sagten ihnen für ihre Wahnsinnigen Tagegelder von 70 Centimen für das Individuum und Vorschüsse, die aber von den Tagegeldern wieder abgezogen wurden, zu. Wenn man hört, daß die Schwestern nur mit diesen geringen Geldern seit den zehn Jahren ihres Besitzes nicht nur die Wahnsinnigen zur vollkommenen Zufriedenheit der Obrigkeit verpflegt, ernährt und gekleidet und den Arzt und die Apotheke erhalten, sondern auch das verwüstete Haus mit den Vorschüssen hergestellt, alle Schulden bezahlt und von 200,000 Franken, die sie erübrigt, 100,000 in Neubauten des Hauses und eben so viel in dem Ankauf angrenzender Feldgüter und Gärten verwendet, und einen Ueberfluß an Vorräthen aller Art aufzuweisen haben, so kann man daraus auf einen Fleiß und eine Haushaltung, so wie auf einen Segen schließen, die an das Wunderbare grenzen, und man lernt verstehen, was mit dem Armengute geschehen könnte, wenn es überall von den weisen und treuen Händen der Liebe verwaltet würde. 450 bis 500 Wahnsinnige beiderlei Geschlechts, von allen Arten und Graden des Wahnsinns, heilbare und unheilbare, werden hier um den täglichen Preis von 70 Centimen verpflegt, außerdem daß bessere Familien, von dem Werthe der Anstalt überzeugt, ihre Wahnsinnigen um eine Pension von 500 bis 1000 Franken den Schwestern anvertrauen. Nähere Züge suche sich der Leser, der sie wünscht, im Buche selbst, und nur eine von dem Verf. bei dieser Gelegenheit mitgetheilte psychologische Bemerkung finde hier noch einen Platz, weil zu wünschen wäre, daß sie einmal in diesen Blättern von einem mehr befähigten Beurtheiler, als Einsender ist, erwogen würde. „Es wunderte sich Jemand, daß die Wahnsinnigen durch die Schwestern, und zwar besonders durch die Frömmsten und Vollendetsten unter ihnen, so leicht beruhigt und zu Allem vermögt würden, während sie durch manchen Arzt und alles Zureden und Vorspiegeln desselben noch verwirrter und ungestümer würden. Er wußte dieses sich gar nicht zu erklären. Da erwiederte ein Anderer: „„Mir scheint die Ursache vielleicht in der Wahrheit des Satzes zu liegen: wer sich selbst besiegt hat, der hat die Welt überwunden. Bei dem Wahnsinnigen tritt die Ichheit in einem übertriebenen Grade hervor, und selten nimmt Einer besonderen Antheil an dem Anderen, oder steht dem Anderen bei. Es ist das Thier in ihnen ganz mächtig geworden und hat den Menschen ganz unterjocht; der Mensch ist in ihnen, wo nicht getödtet, doch zum Sklaven gemacht. Es ist aber eine allgemeine Erfahrung aus dem Leben vieler heiligen Menschen, und besonders der Einsiedler in den Wüsten, daß sie, die alles Thierische in sich überwunden hatten, eine besänftigende Gewalt über die wildesten Thiere ausübten, und in sicherer Vertraulichkeit mit ihnen lebten. Ich sehe nicht ein, warum wir diese allgemeinen Nachrichten alle für Fabeln halten sollten, da es uns noch zu unserer Zeit möglich seyn dürfte, einzelne fromme Menschen in Klöstern oder auf langen Krankenlagern zu finden, mit welchen mancherlei sonst sehr scheue Thiere ganz heimlich und vertraulich sind. Ich bin sehr geneigt, dieses weit öfter der Macht der Selbstbesiegung als der Gewohnheit zuzuschreiben. Es stellt sich bei ihnen gewissermaßen das paradiesische Verhältniß der Herrschaft des Menschen über die Thiere wieder her. Die Macht, welche Menschen von eminenter Frömmigkeit über böse und leidenschaftliche und über sehr betrübte Menschen ausüben, Bekehrung, Friedestiftung und Trost, finde ich alle leicht in demselben Quell. Sie alle folgen ihrem Meister, unserem Herrn, der die Wogen des

stürmischen Meeres beruhigte. So also ist es mir nicht so sehr befremdlich, daß diese guten Schwestern, die um Jesu willen Alles verlassen haben, und mit völliger Besiegung ihrer selbst, diesen elenden Menschen so große Barmherzigkeit erweisen, eine weit größere und beruhigendere Gewalt über sie gewinnen, als mancher Arzt, in welchem der fixen Idee des Wahnsinnigen oft nur eine willkührlichere eigene fixe Idee begegnen kann, die ihn eher aufregt als beruhigt. Eine Eigenschaft, welche häufig dem Bewußtseyn der Wissenschaft zur Seite geht.““ — Der Verf. setzt bescheiden hinzu: „Da diese Ansicht als eigenthümlich und anregend erschien, haben wir sie hier wiederholt, ohne einen kritischen Maaßstab für sie zu besitzen.“

Den barmherzigen Schwestern verdankt nun auch das Coblenzer Bürgerhospital, dessen Geschichte von S. 123—188. beschrieben wird, sein gegenwärtiges Gedeihen, indem nach einem zwischen der Armenbehörde und dem Orden abgeschlossenen Contrakt sechs Schwestern die Haushaltung und Pflege desselben übernahmen. Jedes Mitglied einer Armenverwaltung und Jeder, der solche Anstalten auf seinem christlichen Herzen trägt, wird die Beschreibung des Hospitals mit Nutzen und Interesse lesen. Außerdem findet gewiß Mancher in den dadurch veranlaßten Beilagen: 1) eine willkommene Nachricht über den Beguinenstand (Beil. VII.), 2) eine liebliche Skizze des Stilllebens dreier katholischen Schwestern, Wohlthäterinnen des Bürgerhospitals (Beil. IX.), 3) eine Beschreibung des Frauenvereins in Coblenz und dessen Freischule für arme, verwahrloste Mädchen. Möchten die immer zahlreicher werdenden Frauenvereine unter uns nicht verschmähen, von dieser Schwesteranstalt Kunde zu nehmen und zu lernen. Schade, daß grade dieser so treffliche Bemerkungen enthaltende Aufsatz in einem so geschraubten Style geschrieben ist.

Suchen wir uns zum Schluß ein Urtheil über dieses berühmte Institut der Katholischen Kirche zu bilden! Es ist bekannt, wie es selbst vor den Augen eines Voltaire Gnade gefunden hat, und man erinnert sich noch ganz kürzlich in liberalen Deutschen Blättern große Lobpreisungen desselben und den Wunsch, es nachgeahmt zu sehen, gelesen zu haben. Auf dieses Urtheil eines schwankenden Zeitgeistes, der nie folgerecht denkt und handelt, ist nichts zu geben; man möchte wohl die Früchte eines geistigen Lebens, insofern sie bürgerlich nutzbar sind, gerne haben, aber man kämpft gegen das Prineip, dieses geistliche Leben selbst; wie man im Gegentheil zerstörende Principien aufstellt und gegen die Früchte derselben, die in der Zerrüttung des Staats- und Familienlebens gar bald erscheinen, protestirt. Die bürgerliche Brauchbarkeit allein gibt keinen Maaßstab der Beurtheilung; der Geist, die Triebfeder entscheidet. Hier ist aber wieder zu unterscheiden der Geist, auf dem die Grundidee einer Anstalt beruht, und der Geist, der bei der Ausführung mitwirkt und die einzelnen Glieder treibt, einer solchen Anstalt beizutreten oder sie auf irgend eine Weise zu fördern. Jener kann im hohen Grade rein und ehrwürdig seyn und seinen Quell aus dem ewigen Geiste haben, während dieser durch den Zufluß von Zeitirrthümern eine trübe Mischung empfangen hat. Dies scheint der einfache Gesichtspunkt, nach welchen man manchen Instituten der Katholischen Kirche und auch dem Orden der barmherzigen Schwestern von der einen Seite volle Anerkennung, ja Bewunderung zollen muß und doch von der anderen Vieles daran zu tadeln haben wird.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 6. März. № 19.

Ich will euch zum Wetteifer reizen. Röm. 10, 19.

(Schluß.)

Verständige, tiefer sehende Katholiken, wie der Verf., würden solchen Tadel sofort von der Polemik vieler unserer Zeit- und angeblich auch Glaubensgenossen als grundverschieden zu unterscheiden wissen; es scheint aber doch heilsamer, daß wir die Ausführung dieses Tadels im Einzelnen übergehend, auf uns selbst und unsere Kirche blicken und offen gestehen, daß wir außer den Frankeschen Stiftungen und den jüngst entstandenen Rettungsanstalten als reines Produkt der Kirche wenig aufzuweisen haben, was mit jenen großartigen Anstalten christlicher Barmherzigkeit in der Katholischen Kirche eine Vergleichung aushielte. Im Einzelnen geschieht viel, selbst in großen sehr verderbten Städten, aber es fehlt an Sammlung, rechter Begründung und Richtung des vereinzelten und zu weltlichen Mitleids. Es ließen sich in den ungünstigen Umständen, unter denen die Reformation entstand, in dem Mißbrauch der Freiheit, über den schon Luther so bitter klagte, in einer einseitigen Predigt der Rechtfertigung, in den bald entstehenden Spaltungen und der sie nährenden Streitsucht und vor Allem in der hereinbrechenden Fluth des Unglaubens und der Verwüstung der Kirche durch den Rationalismus, Ursachen genug von diesem Uebelstande auffinden; aber es greife nur ein Jeder in seinen eigenen Busen und sehe den Mangel der erbarmenden Liebe, des Glaubens, der etwas wagt, der Hoffnung, die nicht ermüdet. Mit dem neuerwachten Glauben hat sich wohl auch ein herzliches Erbarmen mit der leiblichen und geistigen Noth der Brüder und ernste Bereitwilligkeit zu helfen und zu retten kundgegeben und damit auch der Trieb, sich dazu einander die Hände zu bieten. Möge der Herr auch Herzen erwecken, denen die Liebe Kraft und Weisheit gibt, zu bilden und zu sammeln. Pläne machen taugt nichts; wo die hingebende Liebe da ist, wird die Form sich finden. Von Nachäffen ist nicht die Rede, aber lernen wird man dann doch auch vom Orden der barmherzigen Schwestern mancherlei können: den schönen Grundsatz, die geistliche Wohlthat stets mit der leiblichen zu verbinden; heitere, besonnene Thätigkeit bei einer ernsten Lebensaufgabe, jene Weisheit, welche die eigenen Kräfte und das Gut der Armen nie unnütze aufopfert, aber wenn es die Noth erfordert, mit den Gaben des reichen Gottes auch nicht geizt, und was des mehr ist. Daß die evangelische Freiheit eine durch eine bestimmte Regel gegebene Form ausschließe, möchte so unbedingt denn doch nicht zu behaupten seyn, denn ob es wohl wahr ist, daß der rechte Geist sich auch durch die strengste Regel nicht bannen lasse, so ist es doch aber eine traurige Erfahrung, daß manche schöne Anstalten, die im Glauben begonnen waren, später ganz entartet und dem Unglauben in die Hände gefallen sind! Die beste Regel ist freilich die lebendige Wirksamkeit der einzelnen Mitglieder selbst; in sich muß die Gesellschaft ihr erhaltendes Element tragen und es muß durch die Einzelnen von dem Ganzen ein Geist ausgehen, der von selbst das Verwandte anzieht und das Fremde abstößt. Daß aber die barmherzigen Schwestern neben der geschriebenen auch diese lebendige Regel unter sich haben, wer möchte das läugnen, da ihre heilige Wirksamkeit auch durch die Stürme einer zerstörenden Zeitperiode unverrückt hindurchgegangen ist. Mehreres hiervon in der

zweiten Mittheilung. Verhältniß des Staates zu den weiblichen barmherzigen Orden in Frankreich. Aus vereinzelten Zügen des vorliegenden Buches und besonders aus Beilage II., enthaltend „Aktenstücke, die Herstellung der barmherzigen Schwestern in Frankreich betreffend," ist folgende Skizze zusammengestellt.

„Diese Orden sind kein Machwerk weltlicher Gewalt zu zeitlichen Zwecken, sie sind Erzeugnisse geistlicher Gnade zu ewigen Zwecken. Die weltliche Gewalt kann Früchte von ihnen ziehen, kann sie durch Duldung und Achtung gedeihen machen, kann sie auch stören und zerbrechen und ihnen das irdische Gut nehmen, aber erzeugen kann sie dieselben nicht." Sie hat nach den herrschenden Zeitideen das Eine und das Andere gethan. Als durch den unermüdlichen Liebesgeist des Vincenz und nach seinem Vorgange unter Ludwig XIII., der Regentschaft und Ludwig XIV. so viele Riesenwerke christlicher Liebe unternommen wurden, wobei sich der Adel Frankreichs auf eine höchst erfreuliche Weise thätig bewies, so erkannte die Regierung — mag man auch sonst von ihr urtheilen, was man will — hierin wenigstens ihre Aufgabe, und ließ durch gesetzliche Bestätigung und öfters durch namhafte Unterstützungen diesen Anstalten ihren Schutz angedeihen. Ganz anders die Männer der Revolution; man hätte es sich wohl

gefallen lassen, der lästigen Sorge für die Kranken, Armen ꝛc. überhoben zu seyn, wenn sich jene Anstalten nur nicht so halsstarrig als Erzeugnisse und Werkzeuge des Christenthums betrachtet hätten, denn dieses bis auf die Erinnerung und den Namen*) zu vertilgen war ja die Absicht jener rasenden Zeit. So unterdrückte denn auch die Nationalversammlung durch ihr Gesetz vom 13. Februar 1790 alle geistliche Genossenschaften, unter denen die wohlthätigen Orden mit inbegriffen waren. Manche Häuser erhielten sich, indem man ihrer zu Militärhospitalen bedurfte, die meisten aber wurden sammt dem Vermögen eingezogen. Die Verfolgten schickten sich in die schreckliche Zeit, hofften auf eine bessere Zeit und übten dabei so viel als möglich in der Stille ihre zum Bedürfniß gewordenen Liebeswerke fort. Jedoch wurden die geistlichen Vorsteher meist vertrieben, die Oberinnen eingekerkert und die Schwestern mußten vieles erleiden. Viele erfuhren die Mißhandlung, welche der berühmte Philosoph Condorcet erfunden hatte, um die Anhänger der Katholischen Kirche zu zwingen, sich der constitutionellen anzuschließen. Da er wohl wußte, daß die Kirche durch Marter meist gewachsen war, so sollte man sie wie Kinder behandeln und — mit Ruthen streichen. Das nannte er das Mittel zum Lachen. „Die öffentlichen Dirnen und die wüthendsten Weiber aus den Markthallen waren die Helfer dieser Henkersknechte. Diese Ungeheuer von Undank ließen an jenen barmherzigen Jungfrauen, welche von der christlichen Liebe, der sie ihr Leben geweiht haben, zugenannt sind, an diesen geweihten Dienerinnen der Armen und Kranken mit besonderem Ingrimm ihre Wuth aus. Drei dieser ehrwürdigen Schwestern in der St. Margaretha-Pfarre zu Paris sind durch diese unmenschlichen Geißelungen als Märtyrinnen gestorben. Eine dieser heldenmüthigen Bekennerinnen, mit dem Speisekorbe zu einem Kranken gehend, ward von den Schandbuben niedergeworfen und auf die grausamste Weise gepeitscht; aus ihren Händen entlassen, ergriff sie ihren Speisekorb und schwankte, für ihre Peiniger betend, weiter, um den Nothleidenden, vielleicht der Familie der Verbrecher, die Suppe zu bringen." Dieses schreckliche Beginnen der Revolution ist durch die Noth des Ganzen und einzelne schauderhafte Ereignisse furchtbar gerächt worden. Mit Entsetzen lesen wir S. 65.: „Als die Revolution ihre Zuflucht zum Laster nahm, zerstörte sie die Zufluchtshäuser zur Buße. Die Sünderinnen, die man als Göttinnen der Vernunft auf die Altäre setzte, durften dem freien und gleichen Volke nicht fehlen, und darum zertrümmerte man die Zufluchtshäuser der Buße, damit die Citoyennes Déesses (Bürger-Göttinnen) sich dem Wohle des Ganzen zu entziehen keine Gelegenheit finden möchten. Nachdem diese Göttinnen der Vernunft der Nation ihre Dienste geleistet, fanden manche ihre Zuflucht in den Irrenhäusern, als lebendige Symbole einer gräulichen Zeit, über welche eine schrecklichere Strafe als über Nebukadnezar kam, denn sie kehrten nicht aus der Thierheit zurück. So sah man noch vor einigen Jahren in den Höfen eines Pariser Narrenhauses eine solche auf allen Vieren herumkriechen; wahnsinnig und schamlos duldete sie keine Kleider, und man warf eine alte Decke über sie; sie trug die rothe Jakobinermütze, sprach im Tone des öffentlichen Heilsausschusses und verschlang den Auswurf Anderer. Das Stroh ihrer Kammer und sich selbst begoß sie immer mit kaltem Wasser und war ein Gräuel. Dieses Bild ist schrecklich, weil darin ein Treiben die äußere Gestalt seiner inneren Bewegung erhielt, ein Treiben, dessen Beginne Manche zulächelten, die seine Vollendung schaudern machte, ohne daß ihnen dadurch die Götzen der Vernunft verdächtiger geworden wären." Was die Revolution aber an die Stelle dessen zu setzen wußte, das sie vernichtet hatte, sieht man aus der Schilderung gleichzeitiger Schriftsteller. „Diese beklagen den Zustand der Verödung, der Verlassenheit und des gänzlichen Verfalls, in welchem sich die Hospitäler befinden, die unter der Verwaltung der philosophischen Regie stehen, die Dieberei, welche in ihnen getrieben wird, den Gottesraub, der darin am Erbe der Armen geschieht, und barbarische Habsucht ohne Grenzen, die aus den Quellen selbst, welche zur Hülfe für die Armen erschaffen sind, die furchtbare Grausamkeit hervorleitet, welche sie ausplündert oder gar ermordet." Ein ganz liberaler Arzt sagt: „Die damals gut bedienten Hospitäler wurden Lohnwärtern überlassen, meist ohne Sitten, Grundsätze und Gefühl, gezwungen, den Kranken zu dienen, um aus Mangel nicht selbst krank zu werden. Sie sanken zu einem solchen Grade von Niederträchtigkeit, daß Ordonanzen gegeben werden mußten, den zum Verbinden nöthigen Brandtwein in Geschmack und Farbe zu verändern, damit sie ihn nicht wegsoffen. Die Verwaltung mischte ihn mit Brechweinstein und suchte so die Krankenwärter und Chirurgen zu beschämen, um ihre eigenen (der Verwaltung nämlich) Prellereien zu bemänteln; denn die Vorräthe von Brandtwein unter ihrer Bewahrung liefen keine Gefahr, als die des Auslaufens, man wußte nicht wohin." — — — „Damals schrieb man ein Handbuch für die neuen Krankenwärterinnen, man wollte sie in ihrem Handwerke unterrichten, aber sie folgten doch ihrem Kopfe; vom Herzen war nicht die Rede. Es ging bei ihnen wie mit der Anordnung des Gesundheitsrathes, die den Krankenwärtern gegeben wurde. Alles war vergeblich. Die ekelhaften Lohnwärter, Tagediebe und Schurken blieben ganz der gannerhaften Entrepreneurs würdig, welchen eine verderbte Auctorität die Spitäler um die geringste Forderung überließ und die dafür die Magazine und Matratzen verhandelten ꝛc." Deutschland ist hiervon selbst Zeuge gewesen. Daß es anderen Anstalten unter den Händen der Entrepreneurs nicht besser erging, haben wir bei Erwähnung des Irrenhauses Marèville bereits gesehen. — Endlich schlug die Stunde der Erhörung für die armen Kranken und ihre mannichfach zerstreuten Pflegerinnen. Es war Stimme der Nation, was der Abbé de Boulogne aussprach: „O gebet uns unsere guten Schwestern, unsere Kranken- und Armenpflegerinnen von Standeswegen zurück und nehmet euch eure Lohnmägde, eure Krankenwärterinnen von Gewerbe hin." *) Jedermann fühlte, nur die Hospitalitinnen um Jesu willen könnten helfen, aber wer sollte diese Töchter der Kirche, die man auf alle Weise mit Füßen getreten, zurückrufen, ohne dem ganzen Philosophismus eine Blöße zu geben?" — „Napoleon that es; er stand außer aller Rechenschaft, sein Wille hatte keinen

*) Der Nationalconvent verbannte das Wort charité (christliche Liebe) und ersetzte es durch bienveillance (Wohlwollen), und über das große Krankenhaus zu Paris setzte man die Inschrift Hospice d'humanité (Hospiz der Menschlichkeit) statt Hôtel Dieu (Gasthaus Gottes).

*) Der Aufsatz des A. d. B., aus dem diese Worte entnommen sind, ist vorzüglich gegen die religions- und ordensscheuen ausweichenden Ausdrücke in den die Wiederherstellung der barmherzigen Schwestern betreffenden Dekreten des Minister Chaptal gerichtet und merkwürdig, „weil er die Ziererei und falsche Schaam des Philosophismus charakterisirt, der Hülfe bei den Instituten der Religion suchen muß, und es doch nicht Wort haben will." Beilage II. A.

Richter, er wollte Böses und Gutes, weil er es wollte, und hängte seinem Befehl den Mantel um, den der Moment als Kostüm darbot." Ein Dekret vom 30. September 1807 rief ein Generalcapitel aller Congregationen der Hospitalitinnen und geistlichen Armenpflegerinnen zusammen, welches in Paris im Palast und unter dem Vorsitze der Kaiserin Mutter, Madame Lätitia, gehalten wurde. Man hat den Kaiser beschuldigt, daß es ihm nicht sowohl auf Verbesserung und wohlthätige Reformen dieser Anstalten als darauf angekommen sey, eine Parade zu veranstalten und seine Mutter, die er durch ein Dekret zur Beschützerin aller milden Anstalten ernannt hatte, bei dieser Feierlichkeit an die Spitze vorzuschieben. Die Rede des genannten Abbé bei der Eröffnung dieser Versammlung (den 27. November 1807) ist Beil. II. C. zu lesen. Sechzig Oberinnen und deren Gehülfinnen aus 31 verschiedenen Congregationen hier versammelt. Beil. II. E. findet sich ihr Bestand und die durch ihre Deputirten ausgesprochenen Forderungen verzeichnet, so wie der Schwestern, welche keine Centralhäuser haben, deren Anzahl sich aber doch ziemlich hoch beläuft. Unter allen diesen Aktenstücken ist aber das interessanteste Lit. D. die Adresse der Deputirten des Generalcapitels der weiblichen wohlthätigen Orden an den Kaiser Napoleon. Auch sie ist aus der Feder des Abbé de Boulogne, zeichnet sich aber vor dessen anderen Arbeiten durch größere Simplicität aus; er hat es verstanden, ganz im Geiste der Schwestern zu schreiben. Es ist diese Adresse ein wahres Muster, in wie weit man sich in die Zeit schicken könne, ohne seinem Glauben und Berufspflichten etwas zu vergeben, und wie man seiner Obrigkeit starke, ja beschämende Wahrheiten sagen könne, ohne die schuldige Ehrerbietung im Geringsten zu verletzen.

„Alle diese sehr demüthig und mit Gründen ausgesprochenen Wünsche, durch das Schreiben von Bonaparte's Mutter unterstützt, hatten keinen großen Erfolg und die ganze Frucht dieses mit so vieler Ostentation veranstalteten Generalcapitels war ein Dekret vom 8. Februar 1808, in welchem den verschiedenen Congregationen der Hospitalitinnen die verlangten Unterstützungen angewiesen wurden." Nach dreimonatlichen Sitzungen sahen die Vorsteherinnen mit Freuden den Tag herankommen, wo sie wieder zu ihren eigentlichen Geschäften zurückkehren konnten. „Es erfolgten nun bald eine Reihe von Dekreten, von verschiedenen Schlachtfeldern datirt, in welchen den einzelnen Congregationen ihre Regeln bestimmt wurden. So seltsam dies klang und so sehr es eine Prahlerei schien, auf den Schlachtfeldern die Klosterfrauen der Heilsanstalten zu constituiren, so geschah doch etwas damit, das man für gut erkannte in seinen Folgen. So bestanden die Häuser fort und erholten sich. Stillschweigend behielten alle ihre Regel und bei der Herstellung von Frankreich gewann diese Beibehaltung auch das Ansehen der Oeffentlichkeit." Die Sorgfalt und Pflege, die den religiösen Instituten unter der Restauration zu Theil wurde, ist zwar genug verschrien worden, aber man weiß ja, daß das Ding auch seine andere Seite hat und wer meistentheils die Schreier waren. Wenn diese wieder einmal ganz freie Hand im Spiel bekommen sollten, so werden auch die barmherzigen Orden ähnliche Prüfungen, wie unter der Revolution, zu bestehen bekommen.

So dienen und bekämpfen sich Gewalt und Liebe. Die Gewalt kann der Liebe ihren Arm leihen und dagegen ihre Segnungen genießen, aber sie kann sie nicht in den Herzen erzeugen. Wiederum aber kann die Gewalt die Liebe höhnen und hindern und elende Surrogate an ihre Stelle setzen, aber sie kann sie nicht aus dem Herzen reißen. Sie mag aber thun, welches von beiden sie will, die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie bläht sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles.

Eigentlich sollte hier noch eine dritte Mittheilung aus der interessanten VIIIten Beilage, von den Aussätzigen und ihrer Pflege im Mittelalter, folgen, aber es möchte dadurch die Aufmerksamkeit und der Raum mehr als billig für eine einzelne litterarische Anzeige in Anspruch genommen werden. Vielleicht ist es ein anderes Mal vergönnt, auf jene strenge Verordnungen hinzuweisen, durch welche man in einzelnen Gegenden die Aussätzigen für bürgerlich todt erklärte, um die Gesunden vor ihrer Ansteckung zu schützen. Die erste Zeit der Cholera-Gefahr hat uns ja erinnert, daß auch in unseren Tagen die Menschenliebe, wenn nicht ein heiliger Muth und Glaube sie beseelt, in Gefahr kommt, aus Sorgfalt für die Gesunden, grausam gegen die Kranken und Leidenden zu werden.

Bericht der Commission des Unterhauses über die Beobachtung des Tages des Herrn, erstattet im August 1832. Im Auszuge mitgetheilt.

(Nachtrag zu der im vorigen Jahre gegebenen Uebersicht der kirchlichen Ereignisse in England.)

[Glieder dieser Commission waren: Sir Andrew Agney (ein Schotte, der Präsident); Sir Rob. Peel, Herr Fowell Buxton, Herr Stanley, Lord Morpeth, Herr Sadler, Herr Alderman Thompson, Sir Thom. Baring (Präsident der Judenbekehrungs-Gesellschaft), Herr Goulbourne ꝛc. ꝛc.]

Der Commission ist ein Auszug aller Statuten über die Beobachtung des Tages des Herrn vorgelegt worden, woraus hervorgeht, daß nach den bestehenden Gesetzen [die einzeln aufgeführt werden] gewisse Beschränkungen festgestellt sind für Versammlungen und Volkszusammenläufe am Tage des Herrn; daß Fuhrleuten und Viehtreibern untersagt ist, an diesem Tage zu reisen, und daß allen Leuten verboten ist, an diesem Tage weltliche Arbeiten oder Berufsgeschäfte vorzunehmen, mit Ausnahme nur von Werken der Noth und der Liebe. Eben so ist das Reisen in Böten oder anderen Fahrzeugen untersagt. Die Commission hat nun, um sich zu unterrichten, wie weit die Praxis mit diesen Verboten übereinstimme, eine sehr umständliche Untersuchung angestellt. In Bezug auf England hat diese Untersuchung sich vornehmlich auf die Hauptstadt und ihre nächste Umgebung beschränkt, da die vorgerückte Zeit der Parlamentssession ein weiteres Eingehen auf die Sache unmöglich machte. Drei Herren aus Schottland, die sich früher viel mit dem Gegenstande beschäftigt hatten, sind ausführlich vernommen worden; die Kürze der Zeit machte es aber unmöglich, auf Irland die Nachforschungen auszudehnen.

Die Commission bedauert es aussprechen zu müssen, daß als Ergebniß der Untersuchung sich ihr das Bestehen einer systematischen, weit verbreiteten Entheiligung des Tages des Herrn ergeben hat, die ihres Erachtens den besten Interessen der Nation höchst nachtheilig seyn und auf das Volk und Land Gottes

Ungnade herabziehen muß. Es hat sich ergeben, daß an dem Sonntage Morgen in vielen Bezirken Handel getrieben wird, und dieser Anfang des Tages gewöhnlich ein Schritt zu der Entheiligung auch des übrigen Theiles desselben ist. An einigen Orten gleicht der Anblick der Plätze dem einer Meß- oder Jahrmarktszeit; so daß im Vergleich mit dem Sonntag-Morgen es an den anderen Tagen still ist. Unter dem Volke ist die Meinung verbreitet, daß Handeln am Sonntage unvermeidlich sey, weil die Arbeiter gewöhnlich spät am Sonnabend oder Sonntag früh ausgezahlt erhielten. Es scheint zwar, als ob diese Entschuldigung jetzt nicht mehr so allgemein vorgebracht würde als früher, aber an ihre Stelle ist etwas noch Schlimmeres getreten, was dieselben Folgen hat. Mit oder ohne Wissen der Meister zahlen ihre Schreiber oder ihre ersten Gesellen die Arbeiter häufig in den Wirthshäusern aus, wo sich zu dem Ende schon Zähltische aufgestellt finden. Dort ist es Sitte, auf das Wohl des Hauses eins zu trinken, und der Schreiber zahlt dann den Rest des Wocheneerwerbs den Leuten aus. Nur zu oft bleiben diese dann bei dem Trinken, und treiben es so weit, daß sie auf's Polizeigefängniß abgeführt werden, und ihre Frauen erfahren dann oft erst am Morgen, daß der Erwerb einer ganzen Woche auf einige Schilling herabgeschmolzen sey. Dann fängt für die Frauen der Sonntagsmarkt an. Sogar Frauen und Kinder, wenn sie ihre Männer und Väter aus den Wirthshäusern holen, fallen oft als Opfer dieser verderblichen Sitte. Die Commission ist daher der Meinung, daß durch ein Gesetz die Zeit der Auszahlung auf spätestens 6 Uhr Abends, oder noch früher, am Sonnabend festgestellt werden könnte, ohne daß daraus für die Meister ein irgend erhebliches Uebel erwachsen würde; und sollte dies selbst Widerspruch finden, so glaubt die Commission, daß die Unterdrückung der Sonntagsmärkte vielleicht selbst schon hinreichen würde, die Meister zu früherer Zahlung zu nöthigen, da die Arbeiter alsdann Sonnabend Abends einkaufen müßten. Auch haben einige Meister mit gutem Erfolge das Auszahlen am Freitag eingeführt, und es ist klar, daß, wenn ein Werktag darauf folgt, weniger Versuchungen für die Arbeiter statt finden, ihren Gewinnst sogleich durchzubringen. Die Commission fügt noch die Bemerkung hinzu, daß alle Zeugen einstimmig versichern, wie die Abschaffung der Sonntagsmärkte und die Nöthigung, am Sonnabend einzukaufen, für die Leute den Vortheil bedeutender Ersparnisse haben würde; denn Alles, was am Sonntage eingekauft werde, sey theurer und schlechter.

Nach den jetzt bestehenden Gesetzen sind die Behörden nicht ermächtigt, die Stunde zu bestimmen, zu der die Wirthshäuser geschlossen werden müssen; wenn die Leute Lärm auf der Straße vermeiden, können sie die ganze Nacht durch, bis zu Anfang des Gottesdienstes, saufen, und dann kommen sie in dem scheußlichsten Zustande oft den Leuten, die in die Kirche gehen, entgegen; dies geht in einigen Bezirken so weit, daß Familienväter die Ihrigen zu der Stunde nicht die Kirche besuchen lassen, wegen der Gefahr insultirt zu werden.

Nun geht der Bericht über zu der Schilderung der Uebertretung der Gesetze in Kaffee- und Bierhäusern und anderen öffentlichen Vergnügungsörtern. Es wird dann noch angeführt, daß durch den jetzigen Zustand der Dinge besonders die Bäcker, die Fisch- und Federviehhändler leiden; 7000 von den ersteren hätten eine Bittschrift dem Hause eingereicht, worin sie sagten, daß den Meisten von ihnen der Kirchenbesuch des Sonntags durch ihre Meister völlig unmöglich gemacht werde. Es wird ferner über das Reisen zu Wasser und zu Lande manches bemerkt, und die Aussage des Pfarrers von Richmond (dicht bei London) citirt, der behaupte, alle Bemühungen der Geistlichen, einen besseren Zustand der Dinge herbeizuführen, scheiterten an der Unmöglichkeit, dem Einflusse der ungeheuren Menge von Reisenden sich wirksam entgegenzustellen, welche Sonntags auf den Dampfböten dort anlangten. Nach einigen ähnlichen Anführungen fährt der Bericht fort: „Die göttliche Einsetzung des Sabbaths ist wiederholentlich durch die Gesetze als der Grund der Feier des Tages des Herrn erklärt worden, so daß den siebenten Tag als Ruhetag zu feiern, als ein allgemeines Recht jedes Unterthanen betrachtet werden muß; und so wird es in der That von einem großen Theile der handelnden und arbeitenden Klasse betrachtet, die den Schutz der Gesetzgebung angerufen haben, wie dies die Bittschriften von London und Westminster, Southwark ꝛc. (folgen noch eine lange Reihe Namen), von den Handwerkern von Goswell-Straße, von 7000 Bäckern, den Fisch- und Federviehhändlern Londons und vielen anderen Orten in England und Irland bezeugen. Durch die Akte 26. Georg's I. ist die Wahl von Corporationsbeamten, die statt des Sonntags, auf den der Termin fällt, am Montage vorgenommen wird, für gültig erklärt; dieselbe Rücksicht auf die Heiligkeit des Sonntags ist aber noch durch kein Gesetz in Bezug auf öffentliche Versammlungen genommen, deren Termin auf jenen Tag fällt.

Die Commission hat den ihr zur Untersuchung vorgelegten Gegenstand mit einem tiefen Gefühl von seiner Wichtigkeit und den Schwierigkeiten, welche damit in Verbindung stehen, betrachtet. Aber dennoch hat das Gewicht der Aussagen, die sie vernommen, sie überzeugt, daß eine Verbesserung der bestehenden Gesetze eben so nothwendig als ausführbar sey. Buchstabe und Geist der Englischen Gesetze seit der Reformation ist gleicherweise gegen alle Entheiligung des Tages des Herrn gerichtet gewesen; während aber die Gesetze dieser hochwichtigen christlichen Einrichtung günstig waren, deren mehr oder weniger feierliche Beobachtung zu allen Zeiten als der sicherste Prüfstein des christlichen Sinnes angesehen werden kann, welcher ein Volk beseelt: so ist es dennoch sehr zu beklagen, daß wegen der Schwierigkeiten der Einschärfung der gesetzlichen Bestimmungen, des Mangels angemessener Strafen, der fehlerhaften Vorschriften über die Einziehung derselben, vorzugsweise aber wegen der laxen Grundsätze des Zeitgeistes über religiöse Verpflichtungen, das Gesetz als völlig unzureichend und unausführbar dasteht. Während jedoch die Commission eine Verbesserung der Gesetze vorschlägt, um den groben Entheiligungen des Tages des Herrn entgegenzutreten, so rechnet sie doch dabei ganz vorzüglich auf den moralischen Beistand der höchsten Auctoritäten in der Kirche, der Geistlichen und der Prediger aller Religionspartheien, das gute Beispiel der höheren Stände, der Obrigkeit und aller Familienhäupter, und, sie darf es hinzusetzen, auf die immer wachsende Ueberzeugung aller Klassen, daß dieser Ruhetag für sie von hohem Werthe sey."

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 9. März. № 20.

Bericht der Commission des Unterhauses über die Beobachtung des Tages des Herrn, erstattet im August 1832. Im Auszuge mitgetheilt.

(Nachtrag zu der im vorigen Jahre gegebenen Uebersicht der kirchlichen Ereignisse in England.)

(Schluß.)

„Das ausdrückliche Gebot des allmächtigen Gottes ist in dieser wie in jeder andern Hinsicht die unzweifelhafte Richtschnur für das Verhalten des Menschen, und die einzige Frage ist daher nur: Inwiefern sollen menschliche Verordnungen und Strafgesetze hinzugethan werden, um den Gehorsam gegen dies göttliche Gebot zu befördern? Dies ist eine Frage, die mit dem größten Ernste behandelt werden sollte, in Erwägung der heiligen Pflicht einer gesetzgebenden Versammlung, durch alle in ihren Kräften stehenden Mittel die Ehre Gottes und das Wohl des Volkes zu befördern. Das Ziel, wonach die Gesetzgebung zu streben hat, muß erstlich seyn eine anständige, feierliche äußere Beobachtung des Tages des Herrn, als desjenigen Theiles der Woche, welchen das Gesetz Gottes für den Gottesdienst bestimmt, zu bewirken, und sodann, einem jeden Mitgliede der Gesellschaft ohne Ausnahme, so niedrig es auch stehen möge, den ununterbrochenen Genuß des Ruhetages zu sichern, theils damit es den Gottesdienst mitfeiern könne, für dessen Haltung der Tag vornehmlich eingesetzt worden, theils damit es die zu seinem Wohlseyn nöthige Erquickung habe, welcher Zweck zwar nur ein untergeordneter, doch aber ein sehr wichtiger ist.

In Bezug auf Schottland ergibt sich aus den Zeugenaussagen, daß bald nach der Reformation mehrere Verordnungen von Seiten der Kirche und des Staates ergingen, um die Heiligung des Sabbathtages einzuschärfen. Die Uebertreter verfielen, außer den kirchlichen Censuren, in Geldstrafen, die nach ihren äußeren Verhältnissen und nach der Größe der Uebertretung verschieden waren. Lange Zeit hindurch wurden diese Gesetze genau beobachtet, und in Verbindung mit der Verbreitung christlicher Erkenntniß war die Beobachtung des Sabbaths das Mittel zur Erweckung und Förderung des christlichen Sinnes, der Weisheit, des Gewerbfleißes und der weit verbreiteten Sittlichkeit, wodurch das Volk sich so lange Zeit auszeichnete. Die Zeugenaussagen beweisen jedoch, daß seit geraumer Zeit eine Veränderung in's Schlimmere immer weiter um sich greift, besonders in den volkreicheren Gegenden. Diejenigen Uebertretungen, welche die Feierlichkeit und die Ruhe des Tages besonders stören, sind vorzüglich Fischerei, Viehtreiberei, unnöthiges Reisen, verschiedene Handwerke, Beaufsichtigung der Maschinen in einigen Fabriken, Drucken, Verkauf von Lebensmitteln, ganz vorzüglich aber die Oeffnung von Wirthshäusern, wo sich Haufen von faulen und unordentlichen Menschen versammeln, und dort nicht allein den Lohn ihrer Arbeit verzehren, sondern auch mannichfache Unordnungen zur Störung ihrer Nachbarn und zu ihrem eigenen Schaden begehen. Sehr vortheilhaft zeichnete sich bis in neuere Zeit die Sonntagsfeier in Schottland dadurch aus, daß man alle Stunden dieses Tages als gleich heilig ansah, und den Unterschied von Kirchenzeit und anderer Zeit nicht kannte. Die alten Schottischen Verordnungen beziehen sich daher auch immer auf den ganzen Tag, obwohl eine Uebertretung zur Kirchenzeit schwerer geahndet wurde. Ist das Verbot des Trinkens in öffentlichen Häusern bloß auf die Kirchenzeit beschränkt, so kann nur wenig Gutes daraus hervorgehen, denn die meisten Vergehungen finden, nach den Zeugenaussagen, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag und am Sonntag Abend statt. — — Die Commission bittet das Haus ausdrücklich, ihre Meinung nicht so aufzufassen, als ob sie den Grundsatz des 14ten Abschnitts des 1sten Akts, und des 5ten Abschnitts des 23sten Akts der Königin Elisabeth wiederhergestellt sehen wollte, wonach die Vernachlässigung des Kirchenbesuchs mit schweren Strafen geahndet wurde. Im Gegentheil ist die Commission vollkommen von der Wahrheit der Bemerkung überzeugt, welche der Bischof von London in seiner Zeugenaussage machte, daß die Aufstellung dieses Grundsatzes eine Verirrung der Gesetzgebung gewesen sey. Aber es ist nicht einerlei, den Gewissen der Menschen Zwang anzuthun, und die Freiheit der Unterthanen, Gott nach ihrem Gewissen zu verehren, vor den unordentlichen Störungen gewissenloser Menschen zu beschützen. Mit Freuden berichtet die Commission, daß das Zeugenverhör die feierliche Beobachtung des Sonntags unter den höheren Klassen als im Zunehmen darstellt; dennoch würde sie es als einen Mangel in diesem Berichte

betrachten, wenn sie es nicht ausspräche, wie sehnlich sie wünschen muß, daß höher gestellte Personen durch ihr Beispiel zeigen möchten, wie sie das Gebot: „„Gedenke des Feiertages, daß du ihn heiligest,"" nicht als eine menschliche, sondern als eine göttliche Anordnung ehreten. Zur Unterstützung dieses Wunsches beruft sich die Commission auf die Königl. Proklamation zur Beförderung der Frömmigkeit und Tugend, und zur Verhütung und Bestrafung der Laster, der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit, welche bei dem Regierungsantritt jedes Königs erlassen und zum Vorlesen in den Sitzungen der Gerichtshöfe ꝛc. empfohlen wird. Darin spricht es Se. Majestät aus, „„daß wir auf die Segnungen und die Gnade des allmächtigen Gottes, durch welchen die Könige herrschen, und von der allein wir eine glückliche Regierung hoffen, nicht rechnen dürfen, ohne eine gewissenhafte Beobachtung der heiligen Gebote Gottes"".... „„Und darum verbieten wir auf's Ernsteste allen unseren geliebten Unterthanen, weß Standes sie seyn mögen, am Tage des Herrn mit Würfeln, Karten, oder was für einem Spiele es seyn möge, sich zu beschäftigen, sey es in öffentlichen oder in Privathäusern"".... „„Und wir befehlen hierdurch ernstlichst allen unseren Richtern, Mayors, Sheriffs, Friedensrichtern und allen unseren übrigen Beamten und Dienern, in der Kirche und im Staate, und allen unseren übrigen Unterthanen, die es angeht, daß sie genau auf alle Personen achten, die am Tage des Herrn sich übermäßiges Trinken, Lästerreden, Fluchen und Schwören, Lüderlichkeit und andere Entheiligungen zu Schulden kommen lassen, daß sie dieselben entdecken und zu deren Ergreifung und Bestrafung mitwirken; und daß sie für die Unterdrückung aller Spielhäuser und Anstalten, aller lüderlichen und unordentlichen Häuser thätig seyen, und das Gesetz des 29sten Jahres des hochseligen Königs Karl's II. betitelt: „Ein Gesetz zur Einschärfung der besseren Beobachtung des Tages des Herrn, gewöhnlich Sonntag genannt" vollziehen helfen."" — Aus den Zeugenaussagen hat sich ergeben, wie unzählige unglückliche Menschen, die ihr Leben für die Uebertretung der Landesgesetze haben hingeben müssen, gestanden haben, daß ihr Lasterlauf mit der Entheiligung des Sonntags und der Vernachlässigung der kirchlichen Anstalten begonnen hat. — Die Commission ist der Meinung, daß die Verbesserung der Gesetze, welche sie vorzuschlagen gewagt hat, nicht nur an und für sich eine angemessene und nothwendige Maaßregel sey, sondern daß der moralische Einfluß auf alle Klassen, der schon aus der einfachen Thatsache, daß das Parlament sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, entstehen muß, sehr bedeutend seyn wird. Auch wird durch eine solche Verbesserung der Gesetze sicherlich das äußerliche Wohlseyn der Menschen wesentlich befördert werden, besonders der mittleren und niederen Klassen. Ja, es ergibt sich aus den Worten der einen Zeugenaussage, welche durch viele andere bestätigt wird, daß die Handwerker selbst, die jetzt ihre Geschäfte des Sonntags treiben, ein Gesetz, welches die strengere Beobachtung des Sonntags einschärft, nicht als eine Beschränkung, sondern als „„einen Segen"" ansehen würden. Die Commission ist davon überzeugt, daß ein Wachsthum wahrer Frömmigkeit daraus hervorgehen wird, indem viele Leute, denen dann ein ganzer Tag zur Ruhe geschenkt wird, ihn zu frommen Beschäftigungen anwenden werden, und daß das Wohl des Staates durch die Besserung der Sitten überhaupt nur gewinnen kann. Außerdem liefert aber sowohl das Wort Gottes als die Geschichte Zeugnisse genug, die uns hoffen lassen, daß Gottes Gnade und Segen auf diesen Bemühungen zur Verherrlichung seines heiligen Namens und seiner Gebote ruhen werden. — Die Commission schließt, indem sie die frohe Hoffnung ausspricht, daß baldigst in der nächsten Session ihre Vorschläge werden in Erwägung gezogen werden, besonders die Zeugenaussagen, auf welche ihre Vorschläge zu einer Verbesserung der Gesetze über die Beobachtung des Sonntags sich gründen.

August 1832."

Trennung von Kirche und Staat.

Hierüber lesen wir in dem Stücke der Pariser Archives du Christianisme vom 9. Februar d. J. Folgendes:

„Unsere Meinung über diesen Punkt ist bekannt: gänzliche, völlige und baldmöglichste Trennung der Kirche vom Staate! — Wenn es Länder gibt, wo das Evangelium sich nicht anders halten kann als durch seine Verbindung mit der Staatsgewalt, so ist dies ein falsches Evangelium. Ein solches Christenthum mag untergehen, es ist nichts daran verloren. Was aber das wahre Evangelium betrifft, so vertrauen wir seiner inneren Kraft: es wird nicht untergehen, wenn es sich vom Staate trennt. Je weniger Stützen es in der Welt sucht, desto stärker ist es, und grade die Anfechtungen, welche bloßes Menschenwerk zerstören, offenbaren die triumphirende Kraft der Werke Gottes."

Eben diese Meinung, von eben diesen Gründen unterstützt, herrscht weit und breit nicht bloß unter den Französischen Protestanten, sondern auch unter den Großbritannischen Dissenters und unter den Nordamerikanischen Christen von allen Partheien: alle ihre Zeitschriften sind voll davon. Sie scheint aus dem lebendigen Glauben an den göttlichen Ursprung der christlichen Kirche, an die ihr gegebenen Verheißungen ewiger Dauer mit Nothwendigkeit hervorzugehen, und empfiehlt sich insofern allen lebendigen Christen als schriftmäßige Wahrheit.

Es fragt sich nur, ob dieser Meinung eine eben so schriftmäßige Lehre vom Staate zum Grunde liegt. Das Evangelium bedarf des Staates nicht, bedarf denn aber auch der Staat des Evangeliums nicht? Wenn nun ein Staatsmann die Kehrseite der obigen Sätze der Archives hervorhöbe und ausriefe:

„Gänzliche, völlige und bald-möglichste Trennung des Staats von der Kirche! Wenn es Staaten gibt, die sich ohne ihre Verbindung mit dem Christenthume nicht halten können, so sind dies falsch eingerichtete Staaten; sie mögen untergehen, es ist nichts an ihnen verloren. Was aber die rechten Staaten betrifft, so vertrauen wir ihrer innern Kraft; sie werden nicht untergehen, wenn sie sich vom Christenthume trennen. Je weniger Stützen sie außer sich selbst, und namentlich in Gott, suchen, desto stärker sind sie; grade in ihrer Unabhängigkeit, in ihrer völligen Scheidung von aller religiösen Beimischung müssen die politischen Ideen ihre triumphirende Kraft offenbaren;" —

gewiß, die Christen in Nordamerika, Großbritannien und Frankreich würden vor dieser gottlosen Selbstständigkeit der Staaten zurückschaudern, — die letzten insbesondere würden an das Mordbeil und an die Göttin der Vernunft denken, unter welche vor vierzig Jahren ihr Vaterland durch die gänzliche, völlige Trennung des Staats vom Christenthume, die noch in keinem christlichen Lande so consequent durchgeführt worden ist, gebracht wurde. Denn selbst in Nordamerika ist diese Trennung zwar unzählige Male ausgesprochen, aber nichts weniger als durchgeführt. Der Kern von Nordamerika, Neu-Eng-

land, zeigt uns in dem ersten Jahrhundert seiner erst zweihundertjährigen Geschichte eine so enge Verbindung von Kirche und Staat, wie sie außerdem in keinem Lande der Christenheit statt gefunden hat, — und besonders in den älteren Staaten der Union sind nicht bloß in der Sitte, sondern auch in den Gesetzen, zahlreiche und wichtige Ueberreste jener Verbindung anzutreffen; selbst der Congreß und die Gerichtshöfe der Union halten den Sonntag, — der christliche Eid und die christliche Ehe liegen der Nordamerikanischen Staats- und Rechtsverfassung wie den unsrigen zum Grunde, — und der New York Observer, ja zuweilen die Pariser Archives selbst, theilen uns Proklamationen der Gouverneurs von einzelnen Nordamerikanischen Staaten mit, in welchen diese das Princip der Trennung von Kirche und Staat so ganz unberücksichtigt lassen, daß sie in ihrer amtlichen Eigenschaft nicht allein das Daseyn eines lebendigen Gottes, als eine anerkannte Wahrheit aussprechen, sondern auch mit den ernstlichsten, eindringlichsten Worten zur Demüthigung vor ihm, zur Buße, zum Gebet, zum Dank für die Segnungen des Evangeliums an bestimmten Buß- und Bettagen auffordern, als ob es gewiß wäre, daß die Menschen Sünder sind, daß Gott Gebete erhört, und daß das Evangelium wahr ist, und so das ganze Gewicht ihrer amtlichen Auctorität für Lehren der christlichen Kirche geltend machen, die doch von vielen Atheisten, Pantheisten, Zweiflern, Heiden, Juden u. s. w. bestritten werden, — und das Alles mit einer Wärme und Innigkeit, in welcher manche rationalistische Staats- und Kirchenbehörde von Europa eine Verbindung des Staats nicht bloß mit dem Christenthum, sondern sogar mit dem Pietismus und Mysticismus finden würde. Dem jetzt so herrlich erwachten christlichen Leben von Nordamerika tritt daselbst überall das, faktisch völlig begründete, Bedenken der Ungläubigen entgegen, daß eine Wiedervereinigung von Kirche und Staat die Folge davon seyn würde, — worauf die Christen ihrerseits, — wiederum mit vollem Rechte — entgegnen, daß die consequente Durchführung der Trennung von Kirche und Staat nichts anders ist, als Vereinigung des Staats mit dem Unglauben, und Gründung eines Despotismus der Gottlosigkeit (vergleiche die Verhandlungen über den Lauf der Posten am Sonntag in den Amerikanischen Zeitschriften). Wo aber die Trennung der Kirche vom Staate in Nordamerika wirklich durch Gesetz und Sitte vollzogen ist, da ist auch ein furchtbares Ueberhandnehmen der sittlichen Verwilderung und der Finsterniß anzutreffen, die überall herrschen muß, wo Städte und Dörfer auf einen anderen Grund, als auf den Fels Christus erbaut werden, — so in dem weiten Thale des Missisippi, wo man den, eben wegen jener Trennung von Kirche und Staat, weit um sich greifenden Einfluß der Römisch-Katholischen Missionen auch vom streng evangelischen Standpunkte aus nur für einen Segen ansehen kann, ohne welchen viele der neuen Anbauer in wenigen Generationen in die Nacht des Heidenthums zurücksinken würden.

Oder wollen die Archives zwischen Christenthum und Kirche unterscheiden, und zwar jenes aber nicht diese mit dem Staate verbunden wissen? Allein was ist die Kirche anderes, als die Erscheinung des Christenthums, der Leib Christi auf Erden? Wenn daher die Obrigkeiten als solche in ihrer amtlichen Eigenschaft Christen sind, christlich reden, christlich handeln, so handeln sie auch als Glieder, als Diener der Kirche, und Kirche und Staat sind vereinigt. Das Christenthum ist zugleich Geist und Leben, Wesen und Erscheinung, — gleich

weit entfernt von unpraktischen Idealen, und von geistlosen Aeußerlichkeiten, — wo Christi Geist ist, da ist auch sein Leib, die Kirche, — und so wie eine Familie, deren Individuen Christen sind, auch als Familie christlich, als Familie ein Glied der Kirche ist, so ist auch ein Staat, dessen Individuen, dessen Obrigkeiten Alles, was sie thun, im Namen Jesu Christi thun, als Staat christlich, und als Staat ein Glied der Kirche Christi.

Gott bedarf der Welt nicht, — aber die Welt bedarf Gottes, und darum sandte er ihr seinen Sohn, um sie selig zu machen. Die Christenheit bedarf der Heiden nicht, — aber die Heiden bedürfen der Christenheit, darum sendet sie ihnen Prediger, sie zu lehren und zu taufen nach Christi Wort. Die Kirche bedarf des Staates nicht, — aber der Staat bedarf der Kirche; darum nimmt sie ihn auf in ihren Schooß, und leiht ihm den Felsengrund, auf dem allein seine Gebäude feststehen können, den Lebensgeist, ohne den er absterbt und verweset. Und doch — Gott bedarf der Welt, denn seine Liebe wird nicht gesättigt, wenn er sie nicht selig macht. Die Christenheit bedarf der Heiden, — denn sie ist schuldig, ihnen zu thun, wie der Heiland ihr gethan hat; die weite Erde ist ihr zu enge, so lange Gottes Wort und Geist nicht alle Theile derselben durchdrungen und erneuert hat. Die Kirche bedarf des Staates; — denn die Streiter des Königs aller Könige können nicht Friede halten, bis vor ihm sich alle Knie gebeugt, bis alle Könige, alle Starken, die Er zum Raube haben soll, ihm als seine Unterthanen gehuldigt haben, bis auch das Schwerdt von Gott, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen im Namen des Gottes, der in Christo war, geführt wird, bis, — was bei Menschen unmöglich ist, — auch das Kameel — die Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit — durch das Nadelöhr gegangen ist, um den Unglauben der zweifelnd fragenden Jünger zu beschämen, die dann erst die ganze Majestät des Sohnes Gottes erkennen und preisen werden. Schwer ist dies allerdings; schon wenn ein einzelner reicher und vornehmer Mann Christi Namen bekennt, ist mehr menschliche Wahrscheinlichkeit, daß der gute Same von den Dornen wiederum wird erstickt werden, und daß die glänzende Lampe ohne Oel nur zur Heuchelei reizen und Aergerniß geben wird, — wie viel mehr ist dies zu befürchten, wenn der König, wenn die Gewaltigen eines ganzen Reiches dem Könige in Knechtsgestalt dienen zu wollen bekennen? Aber darum ist es nicht minder Gottes Wille und der Kirche Beruf, auch die Reichen, auch die Könige und die Königreiche Christo dienstbar zu machen, — und der Herr selbst antwortet auf unsere Zweifel: „Bei Gott sind alle Dinge möglich."

Die Archives klagen in dem Aufsatze, aus welchem wir die obige Stelle entnahmen, daß die Streitfragen, welche die Christenheit unserer Tage beschäftigen, vorzugsweise auf die Kirchenverfassung sich richten, und das Gebiet der Glaubenslehre verlassen (was in Frankreich und England wohl mehr als in Deutschland und Nordamerika der Fall ist):

„Wenn das Leben des Glaubens die Seelen mächtig bewegt, wenn der frische Saft der inwendigen Gewißheit zum originellen kräftigen Aussprechen dringt und treibt, dann ist das Dogma der Mittelpunkt aller Polemik der Kirche. Aber wenn das Leben des Glaubens ermattet oder verlöscht, wenn halbe und schwankende Meinungen an die Stelle jener Gewißheit getreten sind, wenn man mehr an die Stellung denkt, die man als Christ in der Welt einnimmt, als an die Erneuerung und

Erleuchtung des inwendigen Menschen, so nehmen die Fragen von der Kirchenverfassung die erste Stelle ein. Man schämt sich gewissermaßen von Wahrheiten zu reden, die man nur halb erfahren hat; man ist froh, von dem Gebiet der Glaubenslehre herunter und auf das der Kirchenverfassung zu kommen; selbst Gläubige werden von dieser Bewegung, ohne daß sie es wollen, mit fortgerissen. So wie die Bergluft für diejenigen, welche an nebelfeuchte Thäler gewöhnt sind, zu scharf und zu rein ist, so ist die Atmosphäre der Glaubenslehre zu geistlich für Seelen, die durch den sie umgebenden Unglauben und Halbglauben verwöhnt sind; sie können darin nicht Athem holen, und werfen sich in die Fragen von der Kirchenverfassung, welche mehr Verwandtschaft mit den materiellen Interessen haben, von denen ihr Herz voll ist. Da meinen sie dann doch noch für Christum zu streiten, aber eigentlich dient ihnen ihr Eifer für diese Gegenstände von untergeordneter Wichtigkeit nur noch dazu, ihre Lauigkeit in der Hauptsache vor ihnen selbst zu verstecken. Wir haben bei diesen Bemerkungen Orthodoxe sowohl als Antiorthodoxe im Auge; — ja, unser eigenes Gewissen kann nicht nein sagen zu dem, was wir ihm hier vorhalten. Es mag, wir hoffen es, herrliche Ausnahmen geben; aber im Allgemeinen ist es schwer, selbst für begnadigte Seelen, sich den Einflüssen des Zeitgeistes ganz zu entwinden. Doch die Gläubigen fühlen wenigstens bald, wenn sie sich in die Controversen über Kirchenverfassung haben hineinziehen lassen, daß sie sich in einem fremden Elemente befinden, wo es ihnen nicht wohl ist, und wenn es ihnen Vergnügen gemacht hat, sich darein zu vertiefen, so werfen sie sich dies als eine Art von Abtrünnigkeit vor."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Aus einem Schreiben aus Hamburg.)

Mit dem jetzigen Jahrgange gewinnt der Bergedorfer Bote nun wieder eine neue Bedeutung. Als Herausgeber nennt sich der Candidat Brauer, ein sehr begabter Mann, dem die Gabe der Popularität sehr zu Gebote steht, und der Ertrag wird für die Gründung einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, nach Art der Kopfschen in Berlin, verwandt werden. Wir leben der Hoffnung, daß eine solche Anstalt auch hier bald in's Leben treten wird. Sie finden in Nr. 12. des vorjährigen Bergedorfer Boten, Col. 103., eine Nachricht über ein zum Besten einer solchen Anstalt abgefaßtes Testament. Leider ist dasselbe nicht unangefochten geblieben, und es schweben mit angeblichen Erbprätendenten über dasselbe zwei Prozesse, die aber wahrscheinlich gewonnen werden. Jedenfalls werden doch etwa 4000 Mk., und wenn die Prätendenten nicht durchdringen, fast das Doppelte zu jener Anstalt verwandt werden können. So kann dieselbe gleich mit einiger Kraft in's Werk gerichtet werden, was denn doch ein nicht zu verachtendes Geschenk Gottes ist. Ein anderer Candidat, Wichern, der auch in Berlin war und das Kopfsche Institut kennt, will sich dem großen Berufe als Lehrer widmen. Möge der Herr seinen Segen dazu verleihen! Wie nöthig eine solche Einrichtung hier ist, davon zeugt die tägliche Erfahrung. Zwar besteht im Zuchthause unter einem wackern Lehrer eine eigene Schule für solche Kinder; allein was kann in der Umgebung gewirkt werden! Gräuel, wie in demselben Blatte des Boten, Col. 104. erwähnt worden, können nicht ausbleiben. Man fand, daß (nicht der Lehrer sondern) ein Aufseher fast alle Mädchen zur Unzucht mißbrauchte, und mit der Lehrerin derselben in strafbarem Verhältnisse lebte.

Uebrigens sind wir, Gott sey Dank, auch hier im Wachsen begriffen, sollte auch Manches dem menschlichen Auge kaum erkennbar seyn. In den höheren Ständen nimmt der Haß und die Feindschaft gegen Christum sichtbarlich ab. Vieles ist hier schon jetzt möglich geworden, woran vor zehn Jahren nicht zu denken gewesen wäre. Dahin gehört die Haltung von Missionsstunden jeden Montag Abend durch einen Candidaten, bisher in einem Privathause, vom Frühjahr an in einem Saale des Gebäudes, wo der Betsaal der Französisch-Reformirten Gemeinde ist; das Halten der Jahresversammlungen des Missionsvereins in einer Kirche; fünf Sonntagsschulen in der Stadt, von Candidaten geleitet, für Armenkinder, die keine andere Schule regelmäßig besuchen; ein Besuchverein von Candidaten (die Prediger nahmen bisher an dergleichen nicht Antheil, freilich ist ihre Zahl gering und die meisten sind sehr beschäftigt); ein Besuchverein von Frauen und Jungfrauen bei kranken Armen, durch Fräulein Sieveking gestiftet, und später mit der hiesigen allgemeinen Armenanstalt in Verbindung gebracht ꝛc. Aber das alles sind nur schwache Anfänge von dem, was noch geschehen muß, da die Rohheit und Verwilderung der unteren Stände furchtbar zunimmt. An manchen anderen Orten wirkt da doch die weltliche Obrigkeit noch kräftig entgegen, wenn auch ohne evangelischen Standpunkt; hier wenig oder gar nicht. Theilweise liegt dies in der Verfassung, die der exekutiven Gewalt manches kräftige Einschreiten sehr erschwert, theilweise in der Lauheit mancher Personen, deren Wirkungskreis bedeutend ist. Im Allgemeinen laboriren wir an der Uebertünchungs- und Verkleisterungssucht, Alles soll vortrefflich seyn, und wer den Schaden, wie er ist, aufdeckt, wird für einen gefahrlichen, oder je nachdem er hoch steht, für einen unbesonnenen Menschen gehalten. Das wird denn nun freilich nach und nach abnehmen müssen, denn man hat sich mit dem Schlusse des vorigen Jahres zu der Kühnheit erhoben, allmählig einige mehrere Oeffentlichkeit in unseren inneren Angelegenheiten eintreten zu lassen, was mich freut, freilich aus anderen Gründen als die Schreier des Tages. Stellen Sie sich vor, der Schrift über die Wandsbecker Predigerwahl versagte der hiesige Censor das Imprimatur, und so mußte man damit in's Ausland wandern, wo es ertheilt ward. Es ging aber damit viel Zeit verloren und der Druck ward schlechter. So wie hier die Verhältnisse sind, kann das Christenthum durch vermehrte öffentliche Discussion nur gewinnen.

Der Ton der hiesigen Volks- und anderen Blätter hat sich gebessert. Zwei derselben sind in politischer Hinsicht entschiedene Gegner der neuesten Französischen Revolution, was Sie hier vielleicht am wenigsten erwartet hätten. In religiöser Hinsicht ist es insofern besser geworden, als scandalosa und Anfeindungen in den besseren Blättern theils aufgehört haben, theils seltener geworden sind. Das einzige entschieden bösartige Blatt, der Hamburger Beobachter, ist selbst sittlicher und ernster geworden. Ich schreibe diese Erfolge, nächst der Einwirkung des göttlichen Geistes, zum Theil den betreffenden früheren Aufsätzen in der Ev. K. Z. zu. Eine gewisse Scham scheint sich der Gönner des früheren Unwesens bemächtigt zu haben. Alle frühere Vorstellungen im Senat, welche bestimmte Weisungen an die Censurbehörde herbeiführten, fruchteten nichts, bis auch hier die Oeffentlichkeit sich bewährte.

Das Benehmen des Pastor Wolf und mehrere Schritte Böckel's haben auch das Ihrige gethan und so gewirkt, wie in der Ev. K. Z. über Bretschneider geäußert wird. Namentlich über Böckel hat die öffentliche Meinung sich auf eine an's Wunderbare grenzende Art geändert, und sein Abgang nach Bremen — wo er einen schweren Stand haben wird — wird wenig bedauert. Uebrigens zweifle ich sehr, ob wir einen besseren an seine Stelle bekommen. Der Rationalismus wurzelt hier noch zu fest.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 13. März. № 21.

Trennung von Kirche und Staat.

(Schluß.)

Wer sollte sich nicht über so schöne Aeußerungen der ernsten Gesinnung der Französischen Christen freuen? Aber ist denn in der That eine so unübersteigliche Kluft befestigt zwischen der Glaubenslehre und der Lehre von der Kirchenverfassung? Die Lehre von der Kirche ist uns eben sowohl als irgend ein anderes Dogma in der Schrift gegeben, und in dieser Lehre ist die von der Verfassung der Kirche und von ihrem Verhältnisse zum Staate enthalten. Wenn wir also finden, daß wir bei Abhandlung dieser Lehren auf ein fremdes Gebiet und unter den Einfluß des Zeitgeistes gerathen, so liegt dies nicht an dem Gegenstande, — denn wie sollte die Natur des Reiches Gottes, des Leibes Christi auf Erden, nicht ein heiliger und würdiger Gegenstand der Betrachtung der Christen seyn? — sondern daran, daß wir dem Lichte aus dem Worte Gottes nicht treu bleiben, welches uns vor allen Täuschungen des Zeitgeistes bewahren kann. Insbesondere bitten wir unsere Französischen Brüder, zu prüfen, ob sie ihre Meinungen von der Obrigkeit in der That aus der Schrift, ob sie dieselben nicht etwa aus den Systemen des Liberalismus unserer Zeit entnommen haben, deren Blindheit sie doch sonst so gut zu erkennen und zu bestrafen wissen, und ob es nicht die hieraus hervorgehende Verunreinigung der heiligen Schriftlehren von der Kirche ist, welche der Geist durch sein Zeugniß in ihrem Gewissen straft, wenn sie sich mit den Fragen von der Kirchenverfassung, und von dem Verhältnisse der Kirche zum Staate beschäftigen, — Fragen, die an sich selbst keineswegs müssig, sondern in unseren Zeiten, wo überall die Kirchen wie die Staaten auf das Heftigste erschüttert werden, höchst nöthig und heilsam sind. Wenn sie ausgerüstet mit dem Schwerdte des Geistes, nämlich mit dem Worte Gottes, und umgürtet mit ewiger Wahrheit auf diesem Gebiete erscheinen, so werden sie sich bald in einen Kampf gegen den Geist dieser Zeit verwickelt sehen, der ihnen selbst eben so sehr als dem Reiche Christi förderlich seyn, und dem schmerzlichen Gefühle, als stellten sie sich dieser Welt gleich, und zögen an einem Joche mit den Ungläubigen, keinen Raum lassen wird.

Es ist unsere Absicht und unsere herzliche Bitte bei Niederschreibung dieser Bemerkungen, daß die verehrte Redaction der Archives sie in brüderlichem Geiste erwägen und beantworten möge. Wir nehmen so herzlichen Antheil an dem treuen und ernsten Bekenntnisse, welches von ihnen in ihrem theils Römisch-Katholischen, theils von Christo ganz abgefallenen Vaterlande ausgeht, und die Evangelischen Kirchen desselben wieder erbauen hilft, — wir sind so durchdrungen von der auch von ihnen so oft ausgesprochenen Wahrheit, daß nur das Evangelium dem armen in den Abgrund der Revolutionen gefallenen Frankreich helfen kann, daß uns in beiden Beziehungen Alles, was die Zeugen Christi in Paris lähmen oder schwächen könnte, innigst zu Herzen geht, und wir nichts sehnlicher wünschen, als daß sie immer vollkommener ausgerüstet werden möchten, das Werk des Herrn ganz nach seinem Wohlgefallen und zu seiner Ehre zu treiben. Und da wir gewiß sind, in diesem Wunsche schon jetzt völlig mit ihnen übereinzustimmen, so dürfen wir auch hoffen, daß der Geist Gottes sie und uns in allen Stücken einmüthig und einhellig machen wird.

Wir fügen zur Widerlegung der irrigen Meinung, als ob in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine völlige Trennung von Kirche und Staat bestände, noch folgende Auszüge aus Amerikanischen Blättern bei.

1. Im Frühjahr 1831 wurden in Pennsylvanien einige Leute wegen eines an einem Sonntage begangenen Excesses vor Gericht gestellt. Der Richter, Herr Kennedy, sagte in einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede:

„Es ist ein grober Irrthum, zu behaupten, daß man in Pennsylvanien am Sonntage alles thun darf, was an anderen Tagen erlaubt ist. Wir brauchen nicht zu untersuchen, ob Gott, wie einer der Beklagten meint, alle Tage gleich gemacht hat, oder nicht, — es ist genug, daß der Staat Pennsylvanien durch seine Gesetze verboten hat, am Sonntage unseren gewöhnlichen Geschäften — Werke der Noth und Liebe ausgenommen — nachzugehen. Die Weisheit dieser Gesetze liegt am Tage, denn jeder Nachdenkende muß zugeben, daß die Religion für jeden Staat von der äußersten Wichtigkeit, daß sie die Grundlage der Civilisation ist, und daß wir ohne sie in einem

Zustande von Wildheit und Finsterniß uns befinden würden." — New York Observer vom 9. April 1831.

2. Proklamation des Herrn Enos Throop, stellvertretenden Gouverneurs des Staates New York:

„Da Menschenweisheit nur ein kleines Licht ist, welches um unsere Füße herum leuchtet, während etwas weiter hin Alles finster ist, woran wir unsere Abhängigkeit von dem unendlichen Gotte erkennen können, dem Schöpfer und Lenker aller Dinge, der unseren Pfad durch das Dunkel leitet, ohne daß wir wissen, wohin, und in dessen Hand unsere Schicksale sind, so ist es nicht bloß für Einzelne, sondern auch für ganze Völker Pflicht, sich vor ihm niederzuwerfen mit demüthigem Danke für alle seine Wohlthaten, und ihn anzurufen um seine fernere Gnade. Tief durchdrungen von diesen Wahrheiten, und dem Herkommen gemäß, verordne und bestimme ich daher den Donnerstag, 9. December d. J., zu einem Bet- und Dankfeste in dem ganzen Umfange dieses Staates, und empfehle dessen Beobachtung und Feier durch Gebete an den allmächtigen Gott für seine dem Volke dieses Staates und den Vereinigten Staaten überhaupt erwiesene Gnade u. s. w. Gegeben unter meiner Hand und dem geheimen Siegel, in der Stadt Albanien, am 6. November, im Jahre des Herrn 1830." New York Observer vom 20. November 1830.

3. Proklamation des Gouverneurs des Staates Neu-Jersey, Herrn Broom, von 1830:

„Es hat dem Herrn, als dem großen Könige aller Völker, gefallen, bei der Vertheilung seiner zeitlichen Wohlthaten im vergangenen Jahre unseren Staat besonders gnädig mit Gesundheit, Frieden und Wohlstand zu bedenken, — und als dem großen Haupte seiner Kirche, bei der Vertheilung seiner Gnade, uns mit dem Lichte und Troste des Evangeliums zu segnen, die Grenzen Zions zu erweitern und ihre Wüstungen zu bauen. Für diese unverdiente Barmherzigkeit ist es unsere, als eines christlichen Volkes, Pflicht und unser Vorrecht, ihm unseren Dank auf gezieuende und ihm wohlgefällige Weise darzubringen, und deshalb habe ich den Donnerstag, 16. December d. J., zu einem Lob- und Danktag für diesen ganzen Staat bestimmt, und fordere hiermit ernstlich die Christen von allen Partheien auf, sich an diesem Tage freudig und andächtig zum Gottesdienste zu versammeln, und demüthig fernere himmlische Segnungen auf unser Land herabzuflehen." New York Observer vom 11. December 1830.

Schließlich möge eine Stelle aus einer Parlamentsrede des Bischofs von Exeter den christlichen Gesichtspunkt der Verbindung von Kirche und Staat bezeichnen, welche dieser ehrwürdige Prälat hielt, als das Oberhaus vor Kurzem über den religiösen Unterricht in Irland einen Beschluß zu fassen hatte:

„Warum," — so redet er die Pairs des Reiches an — „warum sitzen wir Bischöfe hier unter euch? Warum ruft man uns, die wir Diener der Kirche sind, in den Rath der Gewaltigen dieser Welt, und unter die Gesetzgeber des Landes? Wozu ist diese enge Verbindung von Kirche und Staat, in welcher seit so vielen Jahrhunderten England seinen Ruhm und seine Sicherheit gefunden hat? Etwa um die Kirche politisch zu machen? Nein, meine Herren, nein, sage ich mit den Worten des ehrwürdigsten Mannes eures Standes, des edlen und gelehrten Grafen, der so viele Jahre lang auf jenem Wollsacke saß,*) nicht um die Kirche politisch, sondern um den Staat christlich zu machen, — das ist der Zweck, warum wir hier sitzen. Wir sitzen hier, um immer bereit zu seyn, die heiligen Lehren der Evangelischen Wahrheit euch, wenn ihr rathschlaget, vorzuhalten, — um zu wachen über die besten, über die höchsten Interessen derer, für welche ihr Gesetze gebt, — um unsere warnende Stimme zu erheben gegen jeden Versuch, woher er auch komme, die Staatsweisheit von der christlichen Weisheit zu trennen, oder den kleinsten Theil unseres allerheiligsten Glaubens aufzuopfern. — Meine Herren, ich stehe vor euch als ein Bischof der vereinigten Kirche von England und Irland — laßt uns nie vergessen, daß sie nur eine vereinigte Kirche ist, am wenigsten in dieser finstern Leidensstunde des Irländischen Theils derselben, — in dieser Stunde gemeinschaftlicher Versuchung, gemeinschaftlicher Gefahr. Ich stehe hier und flehe eure Herrlichkeiten an, euer ganzes Gemüth, eure ernsteste Betrachtung auf die hohen religiösen Interessen, — ja, ich muß es sagen, auf die hohen religiösen Pflichten zu richten, auf die es in der Berathung dieses Abends ankommt. Ich stehe hier und beschwöre euch, auf eine kurze Stunde nur alle niederen Rücksichten zu vergessen und euch nur daran zu erinnern, daß ihr christliche Gesetzgeber seyd."

*) Lord Eldon, vormaliger Kanzler von England.

Gemeinschaftliches Schreiben von neun und zwanzig Predigern in Basel und dortiger Umgegend an die Herrnhuther Predigerconferenz. Mit Bewilligung der Verfasser mitgetheilt. *)

Basel den 6. Juni 1832.

In Christo Jesu herzlich geliebte Brüder!

Seyd festlich gegrüßt in dem Herrn von uns, die wir eure Brüder sind und Mitgenossen an der Trübsal und am Reich und an der Geduld Jesu Christi!

Was wir euch vor einem Jahre geschrieben haben, daß sich zwar der Sturm bei uns gelegt habe, das Meer aber noch nicht stille sey, indem viele Gemüther mit dem Stand der Dinge nicht zufrieden waren, und daß uns die Gefahr der Schreckensherrschaft des Pöbels drohe, wenn die Grundsätze des verkehrten Zeitgeistes die Oberhand gewinnen sollten, das hat sich leider nur allzusehr und bald bestätiget. Kaum war die Ordnung hergestellt und die neue Regierung erwählt und eingesetzt, so fingen die Häupter der ersten Revolution an, das Volk neuerdings aufzureizen und in Bewegung zu bringen. Weil ihnen nun, dem Geiste des Aufruhrs, der sie regierte, gemäß, auch die schändlichsten und ehrlosesten Mittel dazu nicht zu schlecht waren, die Regierung selbst aber aus Milde und Schonung nicht sogleich den nöthigen Ernst zeigte, so trat im August des vorigen Jahres auf's Neue der Zustand der offenbarsten Empörung in unserem Lande ein, mit Anarchie und Bürgerkrieg in ihrem Gefolge. Nach einer langen Reihe betrübender Vorfälle ist es zuletzt mit dieser Empörung so weit gekommen, daß die größere Hälfte der Gemeinden unserer Landschaft theils freiwillig, theils durch Schreckensmaaßregeln der Aufruhrsparthei gezwungen, dergestalt unserer Regierung faktisch den Gehorsam aufsagte, daß diese

*) Das Schreiben von 1831, welches leider jetzt noch nicht in unseren Händen ist, werden wir später mittheilen. Eben so hoffen wir bald Nachrichten über das später Vorgefallene liefern zu können.
Anmerk. der Red.

durch die eidgenössische Vermittelung, die eingetreten war, und durch andere Umstände, welche in der neuen Organisirung mehrerer Schweizerkantone ihren Grund haben, in Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt gehemmt, sich genöthigt gesehen hat, jenen widersetzlichen Gemeinden die Verwaltung zu entziehen, welche nunmehr, von der Regierung und den ihr treu gebliebenen Gemeinden politisch getrennt, für sich eine eigene Regierung gebildet haben.

Was soll man nun aber sagen von einem Lande, worin es also geht? — Ach Herr, Herr! warum hast du uns das gethan? Und die Antwort? Sie steht Jos. 7, 11. 13.: „Also sagt der Herr, der Gott Israels: Es ist ein Bann unter dir, Israel! Israel hat sich versündiget, sie haben meinen Bund übergangen, den ich ihnen geboten habe." Wir sehen in das Buch der Richter und finden auch da unsere Geschichte. — Es ist eine ernste Sache, wenn ein einzelner Mensch vom Herrn sich in die Zucht gethan sieht, wenn er aber vor einem ganzen Volke sein Angesicht gleichsam verbirgt, so ist dessen Zustand besonders schrecklich zu nennen. Finsterniß liegt auf dem kleinen Lande, das sonst wie Gosen hell und freundlich war; die geistliche Luft ist dumpf und schwül. Das Wort des Psalmisten kommt einem oft in den Sinn: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin unter Mesech; ich muß wohnen unter Hütten Kedars. Es wird meiner Seele bange zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen." Ps. 120, 5. 6. Ihr wisset großentheils auch, lieben Brüder! aus Erfahrung früherer Zeit, was der Krieg für eine Geißel Gottes ist. Aber seine Plagen sind doch noch erträglich in Vergleich mit denen, welche bürgerliche Unruhen nach sich ziehen. Da steht der Vater gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder, und des Menschen Feinde sind seine eigenen Hausgenossen. Da ist man oft seines Lebens nicht sicher. Man hört fast täglich die fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen gegen sich und Andere, und der Nachrichten von mancherlei Gräueln, die verübt werden, gibt es gar viele, die dem ruhigen Gesetz und Ordnung liebenden Bürger zeigen, wessen er sich zu versehen hat. Ganz eigentlich satanisch ist die Verblendung und die politische Schwärmerei, die Viele beherrscht, und die sich bisweilen auch weiblicher Gemüther im hohen Grade bemächtigt. Wir wissen Beispiele von Menschen, die erst beteten, ehe sie auf Raub- und Mordzüge auszogen, ja man hat öffentlich auf einem Gottesacker den Beistand des heiligen Geistes zu solchen Thaten angerufen. In den Tagen des Schreckens und des Jammers haben wir selbst auch mancherlei erlebt. Br. Bernouilli mußte sich eine Haussuchung von einem Trupp Insurgenten gefallen lassen, weil man Pulver bei ihm zu finden hoffte. Dem Bruder Dekan Burckhardt wurden mehrere Male die Fenster eingeworfen, und er selbst wurde einst bei Nacht nicht weit von seinem Hause von einem Unbekannten plötzlich ergriffen und gewaltsam zu Boden gerissen. In Folge dessen hielt er sich längere Zeit in Basel auf, während welcher Br. Eglinger sein Amt versah. Schreckliche Drohungen, sowohl mündlich als in anonymen Briefen, haben die Brüder Meyer und Legrand vernehmen müssen, und Erpressungen von Wein und Lebensmitteln mußten Mehrere von uns bei verschiedenen Anlässen erleiden. So waren auch einige zu verschiedenen Malen genöthigt, für etliche Tage zu fliehen, denn die Aufrührer gingen vielfältig damit um, die der Regierung treu gebliebenen Gemeinden mit Gewalt zu zwingen, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen, so daß man an solchen Orten gar oft feindliche Ueberfälle von ihnen zu erwarten hatte. Da schwebte einem lebhaft vor Augen

das Wort der Schrift: „Des Morgens wirst du sagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! und des Abends wirst du sagen: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte!" 5 Mos. 28, 67. Kam dann der Morgen, so zeigte sich dem Auge des Geistes ein trüb gerötheter Himmel, und kam der Abend, so war nicht selten eine heiße Wetternacht zu befürchten. Deutlich wurde hie und da die Ansicht laut, daß unsere Anwesenheit in den Gemeinden dem Gelingen des Revolutionsplans wesentlich hinderlich sey, und wenn auch hiebei vorzüglich der Grund angegeben wird, daß die meisten von uns Stadtbürger sind, so wirkt doch offenbar noch weit mehr das Gefühl, daß der evangelische Geist, der uns aus Gnaden gegeben ist, dem Grundsatz des Aufruhrs gradezu entgegensteht, und daß der Glaube an das Kreuz Christi kein Zutrauen zu dem wurzellosen Baume einer fälschlich gerühmten Freiheit aufkommen läßt. Da wir aber, dem Herrn sey Dank, bis zur Revolution mit der Mehrzahl in unseren Gemeinden in gutem Vernehmen standen, so hat der vernünftigere Theil der Aufgewiegelten bisher eine gewaltsame Entfernung der Pfarrer in den abgetretenen Gemeinden noch nicht zum Beschluß kommen lassen. Indeß sind doch zwei unserer Brüder dermalen von ihren Gemeinden geschieden. Dem Bruder Hoch in Buus ist aus Anlaß eines Gefechts bei Gelterkinden am 7. April von wohlmeinenden Bürgern angezeigt worden, daß sein Leben in Gefahr stehe. Er zog sich demnach in seine Filialgemeinde Maisprach zurück, die nicht zu den abgetrennten gehört, und führt nun dort sein Amt, weil die über seine Entfernung erzürnte Gemeinde Buus, wo die Pfarrwohnung ist, ihm die Rückkehr bis jetzt nicht gestattet hat. Auf ähnliche Weise ward Bruder Naillard in Lausen von seiner Gemeinde entfernt. Er hatte in der zweiten Woche des Aprils als Repressalie für einen in Basel verhafteten Mann aus Lausen, bis zu dessen Tages darauf erfolgter Rückkehr, vier Mann Wache in's Haus bekommen. Am 14. erhielt er, wie alle Pfarrer in den getrennten Gemeinden, einen Befehl von den provisorischen Behörden, des folgenden Tages, am Sonntag Palmarum, ein Dank- und Siegesfest wegen des Landsturms auf Gelterkinden zu feiern. Da er nun hiezu so wenig als irgend einer von uns sich verstehen konnte, und der bekannten Erfahrung nach noch Schlimmeres für sich zu fürchten hatte, so begab er sich nach Basel, und als er Mittwochs darauf wieder umkehrte, wurde ihm von Seiten der Gemeinde angezeigt, sie verlange, daß er sein Amt einstweilen durch jemand Anderes versehen lasse.

Doch — liebe Brüder! hätten wir euch auch noch Manches zu sagen von Gefahren, die uns betroffen, von Kummer, den wir ausgestanden haben, von Besorgniß und Aengsten, so ließe sich doch noch viel Mehreres melden von der schützenden Gnade des Herrn, von auffallenden Proben seiner schützenden Liebe, von augenscheinlichen Wundern der Erhaltung und Bewahrung, die uns billig in Zeit und Ewigkeit in dankbarem Andenken bleiben, und für die Zukunft unser Vertrauen mächtig stärken sollen. Wenn die Feinde schon im Anzuge waren gegen treu gebliebene Gemeinden, deren Untergang sie beschlossen hatten, oder auch schon darinnen sich befanden, und ihr wildes Wesen trieben, kamen ihnen Botschaften zu, wie dort dem Saul in der Wüste Siph, die sie zu schnellem Rückzuge trieben, ehe sie den Rathschluß ihrer Bosheit ausführen konnten. Wenn mitunter Leute tobend sich uns näherten, machte sie der Herr zu Lämmern, die sich durch sanfte Worte beschämen ließen; und wenn Mißhandlungen gegen uns in's Werk gesetzt werden sollten, so mußten oft grade solche dem Unwesen steuern, die sonst am wü-

thendsten zu seyn pflegten. — Bruder Burckhardt in Rümlingen ward von keiner Kugel getroffen, als Insurgenten auf ihn schossen, und Bruder Häslein blieb unversehrt, als eine durch sein Fenster in's Zimmer fuhr, während er am Tische saß. So hat der Herr unseres Lebens wahrgenommen, und uns unter dem Schatten seiner Flügel beschirmt, wie Kindlein, die auf Erden mit Fleiß behütet werden. Indem er so für unser Leben sorgte und kein Haar von unserem Haupte fallen ließ, hat er bisher auch unseren moralischen Charakter in seinen gnädigen Schutz genommen, und den Lästerzungen einen Zaum angelegt. Wenn auch in Wort und Schrift schon gewaltig über uns geschimpft wurde, so ward doch unser Wandel noch nie eigentlich geschmäht, oder Dinge von uns ausgesagt, deren sich ein redlicher Diener Christi zu schämen hätte; und jemehr wir erkennen, daß er, unter dessen Heiligen keiner ohne Tadel ist, an uns, seinen armen Boten unzählige Thorheiten findet, um so beschämender ist für uns die Legitimation, die er uns bisher vor den Menschen hat finden lassen.

Während es so bei den Brüdern auf dem Lande durch allerlei Noth, Gefahr und Kummer ging, hatten es die Brüder in der Stadt um vieles leichter. Sie fühlten zwar den Druck der Zeit auch, wie jedes Kind Gottes ihn unter solchen schweren Umständen fühlen muß; da aber die Stadt von den Empörern nichts zu befürchten hatte, indem diese nichts gegen sie unternahmen, wie bei der ersten Empörung, so konnten sie stets ihren gewohnten Arbeiten ungestört obliegen, und hatten sich dabei manches gnädigen Bekenntnisses des Herrn dazu zu erfreuen. Doch setzte sie ihres Herzens Theilnahme an dem Ergehen der Brüder auf dem Lande oft in Besorgniß, und trieb sie in's Gebet vor den Gnadenthron. Ihrer und anderer Kinder Gottes Fürbitte in Basel und an gar manchen anderen Orten war auch den Brüdern auf dem Lande in den Zeiten besonderer Noth und Gefahr gar tröstlich, und ist auch hinaufgekommen vor Gott in seine heilige Wohnung.

Leid war es uns, daß unsere schriftlichen und mündlichen Mittheilungen durch den Drang der Zeitumstände manche Hemmung erlitten haben. Statt im Herbst vorigen Jahres unsere allgemeine Conferenz zu haben, hielten wir sie erst im Januar in der Stadt. So hat es auch unserer kleinen Zusammenkünfte weniger gegeben als in ruhigen Zeiten, und wann und wo wir wieder zu einer allgemeinen Conferenz werden zusammen kommen können, ist dem Herrn allein bekannt. Nichts desto weniger dürfen wir in Wahrheit sagen, daß die brüderliche Liebe unter uns nicht abgenommen hat, sie hat vielmehr durch die gemeinschaftliche Noth wesentlich gewonnen; das Herz im Leibe lacht uns, wenn in gegenwärtiger schwerer Zeit ein Bruder den anderen sieht, und dies zählen wir auch unter die ausgezeichneten Gnadenproben, deren wir uns von der Barmherzigkeit des Herrn zu rühmen haben.

Bei dem zweiten Ausbruch der Unruhen sind wir weniger im Fall gewesen als bei dem ersten, in der Sache handelnd aufzutreten; indeß haben wir uns bei jeder Gelegenheit, und namentlich in unseren Vorträgen als solche dargestellt, die um des Gewissens willen fest und treu an ihrer Obrigkeit halten und allen

Aufruhr als ein Werk der Finsterniß fort und fort verabscheuen. Doch hat unsere ganz verschiedene Stellung auf unsere öffentlichen Zeugnisse natürlicherweise großen Einfluß. Bei denen unter uns, die in treuen Gemeinden stehen, ist das Wort Gottes auf keine Weise gebunden. Ihnen muß es besonders anliegen zu bezeugen, daß die Empörung nicht die einzige Sünde ist, durch die sich die Menschen Gottes Ungnade und sein Urtheil zuziehen, und daß ein Jeder dem Verderben anheimfällt, der sich nicht in der Gnadenzeit von aller Sünde bekehrt, um die Gnade Gottes in Christo Jesu zu suchen. Andere wurden, obgleich in abgetrennten Gemeinden lebend, mit Muth und Freudigkeit ausgerüstet, die Wahrheit frei zu bezeugen, „daß der Abfall von der Obrigkeit seinen Grund im Abfall von Gott habe, und daß der Wahrhaftige und allein Gewaltige sein gerechtes Urtheil gewiß in Zeit und Ewigkeit vollziehen werde an Jedem, der nicht von Herzen seine Sünden bereue, um im Glauben an Jesum Buße zu thun." — Andere aber finden sich so gebunden, daß sie mit David sagen möchten, „ich muß seyn wie ein Tauber und nicht hören, und wie ein Stummer, der seinen Mund nicht aufthut, und muß seyn wie einer, der nichts hörte, und der keine Widerrede in seinem Munde hat," Ps. 38, 14. 15.; und wenn ihnen ihre Kirchkinder manchmal sagen, sie sollen nichts als das Evangelium predigen, so hat das den Sinn, daß sie das Strafen der herrschenden Sünde nach Gottes Wort ganz unterlassen sollen. Mit gepreßtem Herzen besteigen sie daher die Kanzel, da sie wissen, daß von ihren ziemlich sparsamen Zuhörern jedes Wort belauscht, und auch die leiseste Andeutung lieblos aufgenommen wird. Daß die Sache unserer Regierung vielfältig, auch durch einen großen Theil von Deutschland verkannt und verächtlich angesehen wird, darüber hat man sich eigentlich nicht zu verwundern, denn sie ist die Sache des auf Gottes Wort gegründeten Rechts, und von solchem wendet sich die öffentliche Meinung gar gerne weg, besonders wenn es gekränkt, nicht sogleich den Sieg davon trägt. Wir halten uns aber fest an den Grundsatz, daß der Christ überhaupt und der Diener Jesu insonderheit, durch die klaren Aussprüche des Wortes Gottes geleitet, über sein Verhältniß zur Obrigkeit nie im Zweifel seyn kann. Sehr erfreulich war es uns daher, aus eurem letzten Protokoll zu entnehmen, daß eure Ansichten in dieser Beziehung mit den unsrigen übereinstimmen, daß der Prediger nach dem Worte des Apostels zum strengen Gehorsam gegen die Obrigkeit zu ermahnen hat; und dies kann mit um so vielmehr Freudigkeit geschehen bei einer Obrigkeit wie die unsrige ist, da sie es mit dem Volke immer gut gemeint. — Sie wird zwar jetzt von Gott gedemüthigt, er hat ihr für eine Zeitlang das Schwerdt abgegürtet, hat aber doch noch etwas Gutes an ihr gefunden, und sie zum Zeugniß aufgestellt gegen den Geist des pöbelhaften Frevels. Laßt uns hoffen, daß er sie auch wieder aus dem Staube erheben wird, wenn sie mit David von Herzen sein Angesicht suchet, was für sie und unser Land um so mehr zu wünschen ist, da sie von mehrfacher Begünstigung des Unglaubens nicht freigesprochen werden kann.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 16. März. № 22.

Gemeinschaftliches Schreiben von neun und zwanzig Predigern in Basel und dortiger Umgegend an die Herrnhuther Predigerconferenz. Mit Bewilligung der Verfasser mitgetheilt.

(Schluß.)

Schon oft haben wir uns untereinander darüber berathen, ob es nicht Gewissenssache für uns sey, durch ein gemeinschaftlich schriftliches Zeugniß an das Volk gegen den Geist der Empörung dem Befehl des Herrn [Jes. 33, 7—9.] als Wächter über dasselbe treulich nachzukommen; wir haben aber bis heute noch keine Klarheit darüber. Wir sehen uns eben mit dem ganzen Volke in der Zucht, und zu der Zeit, da er uns die sündige Art und die tiefe Wunde unseres Falles mehr offenbart, geht man wohl mit Beugen auf die Seite hin und demüthig Schweigen dient für Herz und Sinn. Redet ja doch der Herr laut genug für Alle, die Ohren haben zu hören, und bei den Verstockten möchte man denken, hilft reden und schreiben nichts, es wird mit ihnen je länger je ärger, sie verführen und werden verführt. Der Barmherzigkeit Gottes, die da groß ist, seyen sie empfohlen, daß sie wieder nüchtern werden aus des Satans Strick, in dem sie gefangen sind zu seinem Willen! — uns aber wolle der Herr leiten in dieser Sache nach seinem Willen!

Eine Zeit solcher außergewöhnlichen Erfahrungen ist für Geist und Herz immer ein Anlaß zu mannichfaltigen lehrreichen und warnenden Beobachtungen. Wir haben Gelegenheit gehabt, die Menschen näher kennen zu lernen, wir haben gesehen, wie Mancher anfänglich aus bloßem Leichtsinn und Menschengefälligkeit den Ungehorsamen zufiel, in wenig Wochen aber in der Schule der Ungerechtigkeit ein ausgelerntes Kind der Bosheit wurde. Wir haben gesehen, wie auch erweckte Seelen am Glauben Schiffbruch leiden, und für das schnöde Linsengericht einer eingebildeteten Freiheit ihren seligen Antheil an der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes dran geben können. Ja wir haben noch Anlaß gehabt, in die Tiefen des Satans zu schauen, der mit lügenhaften Kräften die Seelen verblendet und mordet, und bohnlacht, wenn er sie so in sein Netz ziehen und verstricken kann, daß sie weder vor- noch rückwärts mehr können.

Doch das Wichtigste, was wir zu thun haben, war wohl der Blick in unser eigenes Herz; man sollte meinen, eine solche Zeit der Noth müßte dem inwendigen Menschen gar Vieles ausgetragen, und wir sollten gar Manches zu rühmen haben von kindlicher unbedingter Ergebung in den Willen des Herrn, von freudiger Ergebung des Herzens zu ihm, von festem Vertrauen auf ihn, von himmlischen Tröstungen in den Tagen der Gefahr.

Aber — laßt es uns frei gestehen, die schwere Zeit ist für uns weit mehr eine Schule mannichfaltiger Demüthigungen gewesen, in der wir unsere armen Herzen in recht jämmerlicher Gestalt haben kennen lernen müssen. Es zeigt sich uns offenbarlich, daß bei der allgemeinen Sichtung auch die Reinigung der Kinder Levi mit im Plane Gottes liegt. Wie bei der Seuche, die jetzt in Seiner Hand eine Ruthe über unserem Welttheil ist, wo sie herrscht, auch diejenigen, die nicht eigentlich von der Seuche befallen werden, sich angegriffen und unwohl fühlen, so ist es auch uns ergangen. Wir fühlen schmerzlich die Macht der sündlichen Anfechtungen in der bösen Stunde der Versuchung, und sind oft sehr träge und lässig zum Gebet, wenn wir's am nöthigsten hätten, brünstig im Geiste zu seyn.

Werdet ihr's wohl glauben, wenn wir euch sagen, daß, wie einerseits in Trübsinn viele Stunden uns vergehen, da wir uns zur Arbeit wie unfähig fühlen, andererseits nach überstandenen ängstlichen Tagen und in Gefahr durchwachten Nächten, in den so vielfältig herumgetriebenen Herzen, auch Leichtsinn und Sicherheit sich oftmals zeigt? Oft will auch Zorn und Unwille Herr im Herzen werden, bei der Bosheit und Unvernunft, bei der Ungerechtigkeit und Lüge, deren Zeugen wir sind. Oft wollen unsere Füße straucheln, und es verdrießt uns auf die Ruhmräthigen, daß es den Gottlosen so wohl geht. Oft möchten wir mit dem Herrn hadern, wenn wir das Uebermaaß von Trotz und Frevel betrachten, und sehen, wie der Pöbel den Gottlosen zufällt und spricht: „Was sollte Gott nach jenen fragen, was sollte der Höchste ihrer achten?" — Ist unser Glaube noch nicht erloschen, so geht es doch damit sehr abwechselnd. Sind wir bisweilen muthig und getrost, so werden wir zu anderen Zeiten durch unseren Kleinglauben auch sehr gedemüthiget. Es hat beinah Jeder zu seiner Zeit sein schwaches Stündlein, und wohl mehr als eines gehabt, dessen er sich vor dem Herrn zu

schämen hat. — Ach! ein trotziges und verzagtes Ding ist unser Herz. Gott Lob und Dank, daß er größer ist als unser Herz! —

So erklärbar und auch wohl verzeihlich es seyn mag, daß solche, die mitten im Gewitter stehen, an den Neuigkeiten des Tages Antheil nehmen, so nehmen doch die elenden Dinge dieser Erden mehrentheils unser Herz und Gemüth viel zu viel in Anspruch. Wir sollten weit mehr uns unter Jesu Kreuz flüchten, und in Seinen heiligen Wunden eine Freistatt suchen gegen die äußeren und inneren Stürme der Zeit. Ist doch unser Bürgerrecht im Himmel, ist doch dort unseres lieben Vaters Haus, dem wir angenehm gemacht sind in dem Geliebten! ist doch unser Schatz dort oben, sollte denn nicht auch dort unser Herz seyn? Sollten wir nicht als Gäste und Fremdlinge über die Verwirrung der Erde hinwegsehen, und uns dessen freuen, daß wir ein Vaterland im Himmel haben, das kein Mensch uns rauben, und selbst der Fürst der Finsterniß uns nicht streitig machen kann? Ja — ja — schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht zu seyn!

O wenn unsere Herzen krank vor Liebe wären, und das selige Heimweh nach dem Jerusalem, das droben, unsere Herzen erfüllte, so würden wir um die Dinge dieser Erden viel weniger bemüht seyn. Mit kindlichem Glauben und heiliger Einfalt würden wir über Dornen und Trümmer getrost unsere Straße ziehen, es würde uns dabei um so gewisser unser Herz brechen über dem Jammer unseres Volks, wir würden aus den Eingeweiden der Barmherzigkeit Jesu zeugen von dem Lamme Gottes, das da hinnimmt die Sünden der Welt, und das Zeugniß der Wahrheit würde, mit der heißen Inbrunst der bejammernden Liebe verbunden, Segen strömen über das arme Volk, das den Herrn verlassen, den Fels seines Heils gering geachtet hat, und in Blindheit und Verstockung seinen Verführern zur Beute geworden ist.

Diese offene Darlegung unseres Herzenszustandes mag euch, geliebte Brüder in Christo! die geeignetsten Winke geben über das, was der besondere Inhalt eurer Fürbitte für uns seyn möchte. Im Vertrauen auf eure brüderliche Liebe und Theilnahme rechnen wir darauf, daß ihr unserer vor dem Herrn gedenket; das dringende Bedürfniß eures Gebets für uns fällt euch wohl von selbst in die Augen.

Wie es mit unserem armen Lande noch gehen mag, wissen wir nicht; die Verhältnisse scheinen sich täglich mehr zu verwickeln, und nach menschlichen Aussichten kann es noch lange währen, bis Ruhe und Ordnung bei uns wiederkehrt. — Wohl uns, daß wir wissen und von Herzen glauben, daß unser Schicksal in den Händen dessen liegt, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden! Ihm wäre es ein Leichtes, uns auf einen Tag zu helfen, aber Er scheint eine gründliche Kur mit unserem Volke vorzuhaben. Er läßt es seinen eigenen Weg gehen, daß es darin müde werde, und aus Schaden Klugheit lerne, und seine Götter ihm zum Netze seyen. Es scheint uns, die jetzige Krisis sey für das Reich Gottes in unserem Lande entscheidend. Entweder wird zuletzt das Volk seine Stimme erheben und weinen, wie einst Israel zu Bochim (Richt. 2, 4. 5.), und dann wird der Herr die Sünde des Landes wegnehmen auf einen Tag, und uns mehr Gutes thun, denn zuvor je; das Wort Gottes wird laufen und gepriesen werden unter uns, und die Hindernisse werden weichen müssen, die demselben bisher so viele Herzen versperrt haben. Oder es wird unser Land den Fluch seiner Sünden tragen, wie das Volk der Juden, das sich nicht werth achtete des ewigen Lebens, und der Leuchter des Evangelii wird umgestoßen und weggerückt werden von seiner Stelle. —

Jedoch — auch dann wird der Herr sein Erbe nicht ganz vergessen. Er wird lassen übrig bleiben ein Häuslein im Weinberge, eine Nachthütte in dem Kürbisgarten, ein armes geringes Völklein. Denn es ist doch ein geheiligter Saame in unserem ganzen Lande verbreitet, und der Herr kennet gewiß darin noch sehr Viele, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor dem Baal, und auch in harter böser Zeit Ihm treu bleiben und auf Seinen Namen hoffen. Davon sind wir göttlich überzeugt, daß, wenn wir auch vertrieben werden sollten, und die Abtrünnigen sich Lehrer aufladen würden, nach dem ihnen die Ohren jucken, das Evangelium unter der Kanzel nicht müssig seyn würde, ja Manche würden wohl dann erst das Wort des Lebens schätzen lernen, das sie jetzt so überflüssig haben, daß sie in die Brunnen treten und sie trübe machen. Inzwischen glauben wir wohl zu thun, wenn wir den Herrn täglich um neuen Muth bitten, aller Drohungen ohnerachtet, auf unserem Posten zu bleiben, und auszuharren so lange wir können, eingedenk des Wortes der Schrift: „Wer glaubet, der fliehet nicht!“ Denn die bisherigen Erfahrungen haben uns gezeigt, daß solches das beste ist, so wenig man auch unter den gegebenen Verhältnissen das Weichen Jemanden verdenken kann. Sollte aber die Zeit kommen, daß Einer oder der Andere von uns förmlich abgesetzt, oder gewaltsam von seiner Stelle vertrieben würde, dann möchte der Spruch in Anwendung gebracht werden: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so flieht in eine andere;“ und dann wolle uns der Herr selbst gewärtig und fertig machen, als ein gutes Salz der Erden nützlich ausgestreut zu werden.

Das Alles sey Seinem treuen Herzen empfohlen. Er gebe uns die Gnade, zu allen Seinen Winken bereit zu stehen, und so einher zu gehen, daß alle Stunden und Tage das Herz uns zu Ihm trage! Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, so wie die Barmherzigkeit und Vergebung. Sein Name wird siegen, auch da, wo Er erst zu erliegen scheint. Er lasse Seine Augen offen stehen Tag und Nacht über alle Seine Kinder, und namentlich auch über alle Seine Diener auf dem ganzen Erdboden! — Er erbarme Sich über uns arme Leute und über unser geschlagenes Land!

Auch euch, liebe Brüder! lasse Er Seiner allmächtigen Gnade empfohlen seyn! Er bewahre euch nach Seiner Barmherzigkeit vor ähnlichen Erfahrungen, wie wir sie schon seit anderthalb Jahren in unserem Lande machen, — Er zerstreue die drohenden Zeichen, die hier und da auch an euren Orten zum Vorschein kommen! Er sey euch recht innig nahe an eurem Versammlungstage.

In Seiner Gemeinschaft bleiben wir eure euch herzlich liebenden geringen Brüder. (Folgen die Unterschriften.)

Aus einem Briefe aus Basel vom 9. Juni 1832, als Nachtrag zu vorstehendem Schreiben der Baseler Prediger an die Predigerconferenz.

Es wird in obigem Schreiben der beiden Pfarrer Hoch in Buus, und Naillard in Lausen Erwähnung gethan. Ersterer ist noch in derselben Lage, mit Letzterem aber hat es sich eher verschlimmert. Er hatte nach seiner Rückkehr von einer kurzen Reise, Freudigkeit nach Lausen zu gehen und einen Versuch zum Wiedereintritt in seine alten Verhältnisse zu machen; allein es wurde gestern auf dortigem Gemeinderath mit 56 Stimmen gegen

19 beschlossen, ihn nicht wieder anzunehmen, so daß derselbe nun fast keine Aussicht zu einer günstigeren Wendung der Dinge hat. Außer diesen beiden ist, wie ich höre, noch der Pfarrer in Langenbruck von seiner Gemeinde abgedankt worden; und von dem Pfarrer Grunauer in Arisdorf, der schon seit längerer Zeit von seiner Gemeinde sehr schlecht behandelt, und neulich ganz eigentlich persönlich gemißhandelt worden ist, heißt es in diesen Tagen auch, daß er seine Gemeinde werde verlassen müssen, und so dürfte es nach und nach, da solche Beispiele unverkennbar ansteckend wirken, auch an die meisten unserer Pfarrbrüder die Reihe kommen, wenn der Kanton von der Stadt getrennt werden sollte.

Votum eines Mitgliedes des großen Rathes in Basel über das Staatsanlehn den 5. Februar 1833.

„Wenn der gebieterische Drang der Umstände nöthigt, den Bedarf der Staatsausgaben durch Anlehen zu decken, und die Aussichten für die nahe Zukunft noch ferner das Gleiche erwarten lassen, so scheint es mir und vielen Anderen, daß es hohe Zeit sey, einmal das unglückliche Experiment der Restauration unserer Universität aufzugeben.

Ich nenne es ein Experiment, weil es von vorne herein ein ziemlich ungewisses Unternehmen war, das man aber dennoch versuchen wollte.

Ich nenne es ein unglückliches Experiment, weil das Resultat, das man hoffte, in den bald zwanzig Jahren des Experimentirens, weit hinter den Erwartungen zurück blieb, und mit den bedeutenden Kosten, die es verursacht, in keinen Vergleich kommt. Es ist aber noch in einem höheren Sinn ein unglückliches Experiment.

Das Gesetz fordert für die Wahl der Professoren Concurrenz. Die Ausnahme gestattet bei ausgezeichnetem Verdienst freie Wahl; man machte aber in den vielen, vielleicht den meisten Fällen, die Ausnahme zur Regel; inländisches Verdienst wurde mißkannt und hintangesetzt, und statt dessen wurden Lehrer hieher berufen, die zum Theil anderwärts wegen demagogischer Grundsätze und Irreligiosität (was stets in genauer Verbindung miteinander steht) fortgeschickt worden waren; und so band man sich selbst die Ruthe, die uns jetzt so empfindlich schlägt; so die Geißel, die uns jetzt so tief verwundet; so brachten wir uns in die Lage, die uns jetzt so viele Verlegenheit macht. Ja, Hochgeachteter Herr Bürgermeister! Hochgeehrte Herren! gestehen wir es uns unverhohlen, Wir tragen alle mehr oder minder Theil an der Schuld! es hätte schon längst in diesem Saale offener bezeugt werden sollen: daß, wenn man Unglauben säe, man Empörung erndte; daß, wenn man Verbreitung der Irreligiösität, und der Geringschätzung des Wortes Gottes zulasse oder befördere, man Schulden auf das Land häufe, und daß früher oder später, aber immer unausbleiblich, Gerichte darüber einbrechen. Vielleicht hätte die Warnung gefruchtet, vielleicht wäre Manches von dem unterblieben, was uns in eine so unglückliche Lage versetzt hat.

Aber noch ist es Zeit! Hören wir auf, dem Götzen der Zeit zu opfern! und geben wir dem Herrn die Ehre! Dann dürfen wir am Schlusse unserer Proklamationen, nicht als bloß übliche Schlußphrase, sondern mit freier Stirne und mit vollem Herzen uns seinem Schutze empfehlen; dann dürfen wir mit Recht auf unsere gerechte Sache pochen, und mit dem edlen Trotz, den nur der Glaube gibt, mit Luther ausrufen:

Eine feste Burg ist unser Gott! Ein gute Wehr und Waffen!

Ich schließe mich übrigens an die gestern von Herrn Präs. Bischoff und heute von Herrn Linder Passavant geäußerten Ansichten an, und gehe noch etwas weiter, indem ich die Anbahnung zur Zurückführung unserer Universität auf ihren früheren Standpunkt wünsche, um einerseits die bedeutende Summe zu ersparen, welche dieselbe in ihrem jetzigen Zustande kostet, noch mehr aber um die moralischen und religiösen Nachtheile zu vermindern, welche uns durch ihre versuchte Restauration gebracht wurden, und noch gebracht werden könnten." —

Die Antwort, welche der Herr ** auf dieses Votum gab, war ungefähr folgende:

Daß Religiosität und thätiges Christenthum abgenommen habe, müsse er läugnen. Freilich sey ein Christenthum, wie es Einige sich wünschen, im Abnehmen begriffen; dasjenige aber, welches, mit größerer Denkfreiheit verbunden, eines freien Volkes würdig sey, sehe man eher wachsen, als abnehmen u. s. w.

Was das nun für ein besonderes republikanisches Christenthum sey, ist nicht schwer zu errathen. Nur ist es sehr zu bedauern, daß man den Baum immer noch nicht an seinen Früchten erkennen will. Daß dieses neu accommodirte Christenthum mit dem Alles verheerenden und zerstörenden Revolutionsgeist unserer Zeit aus einer und derselben Quelle, nämlich aus der menschlichen Selbstsucht, geflossen sey, daß es den politischen Empörungen vor- und in die Hände arbeite, und daß eben so auch die Empörer unserer Tage allenthalben dieses neuaccommodirte Christenthum gar sehr in Ehren halten, diese Erscheinung sollte doch billig verständigen Staatsmännern die Augen öffnen. Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se.

Zum Trost und zur Freude unserer Leser können wir aber versichern, daß es in Basel auch nicht an Leuten fehlt, welche wie der Verf. vorstehenden Votums wieder nüchtern werden, und so verständig sind, einzusehen, daß das 19te Jahrhundert, um auf seinem Standpunkte ordentlich sehen zu können, keine andere Sonne nöthig habe als diejenige, welche schon vor achtzehnhundert Jahren geschienen hat.

Nachrichten.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber.)

Zu den Büchern, die uns noch fehlen, gehört ein Ehestandsbüchlein; wir haben allerlei Büchlein der Art, wir haben Confirmandenbüchlein, die wir den Confirmanden am Tage ihrer Confirmation übergeben, — aber ein solches Buch, das den Neuvermählten am Tage ihrer Copulation übergeben wird, das in gedrängter Kürze, in einer gesalbten Sprache, die dann auch von allen Ständen verstanden wird, über die Wichtigkeit und Schwierigkeit und Herrlichkeit des ehelichen Lebens redet, darauf bezügliche Stellen der Schrift erklärt, von den gegenseitigen Pflichten der Eheleute, dem Verhältniß derselben zu Eltern, Kindern, Dienstboten redet, Rathschläge, Ermunterung ertheilt z. B. zum häuslichen Gottesdienste, kurze Lebensgeschichten christlicher Eheleute (eine willkommene Gabe war schon das Gebet Oberlin's und seiner Gattin in den Zügen aus ihrem Leben) enthält, fehlt uns noch gänzlich. Es könnte großen Segen stiften. Neulich wurde ein solches Buch von einem katholischen Verfasser angekündigt, Pletz, die Ehe, bei Wimmer in Wien. Diese Schrift, deren Verfasser als Herausgeber der Wiener theologischen

Zeitschrift bekannt ist, sollte in der Ev. K. Z. nicht unangezeigt bleiben.

Ein eben so dringendes Bedürfniß wäre vielleicht ein Buch, das von dem wichtigen Berufe der Pfarrfrauen handelte, — o gewiß, unsere Pfarrfrauen können großen Segen stiften, aber auch viele Hindernisse dem Reich Gottes in den Weg legen; auch dazu fände sich wohl ein Bearbeiter. — Ueberhaupt könnte von Zeit zu Zeit auf solche Bücher, die noch fehlen, aufmerksam gemacht werden.

Wir leben jetzt in dem Zeitalter der Gesellschaften. Was der Herr sonst durch Einzelne that, durch einen Luther, Arndt, Spener, — thut er jetzt nach seiner Weisheit durch brüderliche Vereinigung Mehrerer. Ich vermisse aber noch schmerzlich zwei Vereine. Erstens einen Traktatverein für Gebildete. Unsere Traktatgesellschaften haben bis jetzt nur mehr den schlichten Landmann und Bürger im Auge, wie es in der Ankündigung der Traktatgesellschaft zu Berlin heißt: es sey Zweck, Schriften unter dem gemeinen Mann und unter solchen auszubreiten, die in großer Unwissenheit leben. Aber grade die gebildete Welt bedarf bei ihrer Verbildung und großen Unwissenheit im Christenthum ähnlicher Schriften, auch muß man sie ihnen schenken — denn dafür geben sie kein Geld aus. Der große Segen, den ein solcher Verein stiften würde, leuchtet ein, — wie vielen Segen wirkte der sel. Kiesling, wenn er dann und wann ein Buch hinlegte. Und an Materialien fehlt es nicht — man könnte dazu die passenden Aufsatze aus der Ev. K. Z. nehmen (denn die gebildete Welt liest natürlich dieses so verschriene Blatt nicht), wie z. B. alle Erzählungen von Schubert aus dem Reiche, den Aufsatz über die Giftmischerin Gesina; dann einige Gedichte von Knapp, wozu dieser gewiß die Erlaubniß geben würde. Z. B. seinen Nachruf an Göthe, aus seinen christlichen Gedichten: der Sturm; das neue Herz u. s. w. Auszüge aus dem 1sten und 2ten Heft des Baseler Magazin, Jahrgang 1832, enthaltend die Reise um die Welt! — Berlin wäre der schicklichste Ort, wo sich ein solcher Verein bilden könnte, — er würde Theilnahme in ganz Deutschland finden.

Dann einen Verein, der Pfarrer und Schullehrer mit ächt christlichen Schriften versehe. Baxter sagt mit Recht: Wenn der Teufel die Heerde verscheuchen will, so schlägt er den Hirten, — soll die Heerde gerettet werden, so suche man zuerst den Hirten zu gewinnen! Ein einziges solches Buch wie das köstliche Buch von Baxter, der Evangelische Geistliche, — welch einen Segen kann es unter dem Predigerstande stiften, und grade die Prediger, die es am nöthigsten haben, kaufen es am wenigsten. Und so könnte das Beuggener Blatt im Stillen unter dem Schullehrerstande wirken! Der Verein, der gewiß Theilnehmer finden würde, kaufe von Verlegern solche Schriften in Parthien, wo sie gewiß billiger zu haben sind, — und theile sie dann durch seine Mitglieder aus. Wenn auch anfangs Mancher das so geschenkte Buch bei Seite legt, er blickt später hinein und es fährt ihm eine Angel in's Herz, die er nicht wieder los werden kann. Aber es muß natürlich etwas Gediegenes ausgewählt werden, wie z. B. Baxter.

Darf ich nun noch zum Schluß drei Gegenstände nennen, worüber ich und gewiß Andere mit mir recht bald etwas in der Ev. K. Z. zu lesen wünschten. *)

1) Ueber die Erweckung in einigen Gemeinden im Tecklenburgischen;

2) über den Segen, den die Cholera in den Orten, wo sie gewüthet, gewirkt. Z. B. in Magdeburg — wo ein neues Leben soll angeregt seyn, und Rotterdam ꝛc.;

3) über das Gebet für die Verstorbenen; dieser schlösse sich an einen früheren Aufsatz über den Zustand nach dem Tode an. Das merkwürdige Stillschweigen der Schrift über diesen Gegenstand, wie dieses auszulegen, ob er der Freiheit eines Jeden überlassen bleiben soll, — die Lehren unserer Kirche darüber u. s. w.

*) Dem Herausgeber würde es eben so erwünscht seyn, wie dem verehrl. Einsender, Mittheilungen über diese Punkte zu erhalten.

Anmerk. der Red.

(Holland) Fassen wir die allgemeineren Wirkungen der Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit in's Auge, so scheint doch der Ton der Schriften und Gespräche eine andere Stimmung und Richtung anzudeuten; wir waren weit abgewichen, und noch immer im Fortschreiten zum Schlechteren begriffen; die Vereinigung mit Belgien hat uns in dieser Hinsicht viel Nachtheil gebracht, und würde uns nach und nach ganz mit ihrem Leichtsinne erfüllt haben. Gott hat uns von ihnen losgerissen, mit denen wir durch Politik so unnatürlich verbunden waren; und jetzt gibt der Unwille über ihr Betragen auch einen Widerwillen gegen ihre Sitten. Uns leistet Belgien jetzt denselben unfreiwilligen Dienst, den Ihnen früher Frankreich. Israel entsagte dem Götzendienste nicht eher als in der Babylonischen Gefangenschaft, wo es ihn an den bitteren Früchten seiner Bekenner gründlich kennen lernte. Auch die politischen Grundsätze, welche Frankreich wie einen Taumelkelch den Völkern Europas dargeboten, und welche auch wir nur zu allgemein angenommen und auf mancherlei Weise gepflegt hatten, haben wir an diesen ihren Trägern einigermaßen ihrem wahren Werthe nach kennen gelernt. Ausgerottet sind sie freilich bei uns noch nicht. Dies behaupten, hieße zugleich sagen, daß das Ziel unserer heißesten Wünsche und Gebete schon eingetroffen sey, daß unser ganzes Volk sich wahrhaft zum Herrn bekehrt habe. Aber zurückgedrängt sind sie doch und ein heilsames Mißtrauen ist gegen sie erwacht. Es ist so weit gekommen, daß hier wenigstens nicht mehr ein Haupthinderniß der Bekehrung liegt, daß vielmehr bei Manchen grade hier der Zweifel an der Wahrheit des ganzen Systems des natürlichen Menschen beginnt.

(Norwegen.) Im Allgemeinen scheint doch auch für unser Land eine bessere Zeit sich anzubahnen. Aus allen Gegenden des Landes hört man von Erweckten, welche fast alle mit den Freunden des Hans Hauge in Verbindung stehen. Es hat sich unter diesen Leuten eine erfreuliche Veränderung gezeigt. Sie haben mehr Einsicht in die Versöhnungslehre bekommen. Anstatt daß sie sonst sich fürchteten, andere als Hans Hauge's Schriften in die Hand zu nehmen, lesen sie nun fleißig die Bibel, Luther's Schriften, Holm's Missionsblatt u. a. m. Sie sind eifrig bemüht, die heilige Schrift zu verbreiten; die besondere Mildthatigkeit der Brittischen Bibelgesellschaft gibt diesem Eifer einen weiten Spielraum. Auch Nitzii Postille (aus dem Schwedischen übersetzt), ein Buch, wodurch die Seelen freundlich zu Jesu eingeladen werden, wird seit 1828 häufiger im Lande gelesen. Weniger bekannt sind bis jetzt noch Holm's „Harfe" und Lieberkühn's „Hauptinhalt der Lehre Jesu," aber ich zweifle nicht, daß die Haugianer diese beiden Schriften noch werden hochschätzen lernen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 20. März. № 23.

Moser über die Psalmen.

Zu denjenigen Gaben Gottes, welche in unserer Zeit am schmählichsten vernachlässigt werden, gehören die Psalmen. Wir wollen jetzt nicht von denen reden, die da draußen sind. Ihre herabsetzenden Urtheile, der Vorwurf niedriger Rachsucht, lohnsüchtiger Frömmigkeit, pharisäischer Selbstgerechtigkeit, politischer Engherzigkeit, sind bekannt. Besonders aus de Wette's Munde werden diese sich bei ihm als das Resultat der unbefangensten Betrachtung kund gebenden Urtheile von einer Masse von Studirenden und Geistlichen begierig aufgefangen und nehmen dann durch sie ihren Weg weiter zu den Laien. Auch bei den Gläubigen selbst findet sich in der praktischen Werthschätzung der Psalmen eine merkwürdige Abweichung von allen früheren Jahrhunderten der christlichen Kirche. Wir reden besonders von denen, in welchen das Glaubensleben durchaus nicht ein durch den Zusammenhang mit einer älteren Schule vermitteltes ist, indem wir jedoch aus denjenigen, wo dies der Fall ist, die mit einschließen, welche aus der Brüdergemeinde ihre erste Anregung erhalten haben. Man frage nur einmal nach, was sie von dem Segen zu rühmen wissen, den ihrem inneren Leben die Psalmen gebracht. Die Meisten werden verstummen. Man wohne ihren häuslichen Andachtsübungen bei. Einen Psalm wird man dort zuweilen vorlesen hören; aber die ganze Zahl, die man zu diesem Zwecke für brauchbar hält, möchte kaum die von Zehnen übersteigen, und auch bei diesen wird zuweilen der Anstoß der Stimme den inneren Anstoß verrathen, den der Vorleser an einzelnen Stellen nimmt. Vergleichen wir damit was Luther, was schon die Kirchenväter von den Psalmen zu rühmen wissen, sehen wir den ausgedehnten kirchlichen und häuslichen Gebrauch derselben in der früheren und besseren Zeit, so werden wir uns gewiß aufgefordert finden, den Gründen dieser merkwürdigen Verschiedenheit ernstlich nachzuforschen. Es handelt sich darum, ob wir nicht eine göttliche, auch uns bestimmte Gabe vernachlässigen und nicht achten, und jede solche Nichtachtung muß ja ihren Unsegen mit sich führen. Was nun diese Ursachen betrifft, so dürfen wir gewiß nicht bei dem Einflusse des speciellen Zeiturtheiles über die Psalmen auch auf die Gläubigen stehen bleiben. So groß ist, Gott sey Dank! der Einfluß des Zeitgeistes auf uns nicht, daß er uns einzelne abgerissene Satzungen als solche aufdringen könnte. Es ist vielmehr ein feinerer Zusammenhang mit dem Zeitgeiste nach verschiedenen Beziehungen, der uns hier hindert, unbefangen zu genießen, was Gott uns dargeboten. Die Hauptpunkte, in denen sich dieser Einfluß äußert, möchten etwa folgende seyn. Die traurigste Frucht des Unglaubens ist das Zurücktreten der tieferen Einsicht in das Wesen der Sünde und was damit zusammenhängt, der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit. Haben wir uns auch von den Grundsätzen der Zeit in dieser Beziehung losgemacht, so muß doch Jeder mit Schmerz wahrnehmen, welchen verderblichen Einfluß sie fortwährend auf seine Empfindung ausübt. In den Psalmen nun tritt die strenge Ansicht von Sünde und Heiligkeit auf das Lebhafteste und Consequenteste hervor. Eine nothwendige Folge davon ist, daß sich unsere Empfindung durch sie in manchen Beziehungen zurückgestoßen fühlt. Eine Folge jener strengeren Ansicht von Sünde und Heiligkeit ist der enge Zusammenhang, in den in den Psalmen durchgängig Sünde und Leid gesetzt wird. Alles Leiden, auch der Gläubigen, erscheint zwar nach der einen Seite als Prüfung und Läuterung, und also als Ausfluß der göttlichen Barmherzigkeit und Liebe, zugleich aber auch auf der anderen Seite als Ausfluß der göttlichen Gerechtigkeit, als Strafe. Diese Betrachtungsweise liegt uns fern. Uns erscheint das Leiden vorwiegend nur als Mittel, welches die göttliche Liebe anwendet, uns mehr an sich hinzudrängen, uns in der Stille, in der Ergebung, in der Verläugnung zu üben. Eine Folge jener Anschauung des Leidens in den Psalmen ist die größere Tiefe des Schmerzes. In jedem Leiden offenbart sich Gottes Zorn über die Sünde, und dieser bildet seinen verwundenden Stachel. Daher jenes Schreien aus der Tiefe, jene innere Zerbrochenheit, jenes Zerfließen des Herzens wie Wachs, jenes Ringen mit Gott um die Gnade der Vergebung. Wir fühlen jenen Stachel nicht, uns berührt das Leiden verhältnißmäßig nur auf der Oberfläche; daher ist uns jenes Schreien viel zu laut, jene Klage viel zu tief. Eine Folge jener Betrachtung des Leidens als Strafe ist die Richtung des Blickes allein auf den Herrn, das Suchen der Hülfe allein bei ihm. Wir fassen ihn nicht so allein in's Auge, und so suchen wir auch die Hülfe nicht so allein bei ihm. Wir suchen uns zu zerstreuen. Und weil nur die Leidtragenden getrö-

stet werden, und der Herr nur bei denen wohnt, die zerschlagenen Herzens sind, so ist uns auch der Uebergang in den Psalmen von der Hölle zum Himmel, von den dürren Orten, da kein Wasser ist, zu den üppigen wasserreichen Fluren, von der Verzweiflung zu dem lauten Jubel der Erhörung, fremdartig. Er erscheint uns, so wenig wir auch dies uns selbst gestehen mögen, als überspannt und phantastisch. Wir wandern nicht im tiefen Todesthal, so fahren wir auch nicht einher auf den Höhen der Erde und schauen nicht von dort das Land, da Milch und Honig fleußt. Unser Schmerz ist nicht heftig, aber dumpf und anhaltend; unsere Freude kann uns nur tropfenweise zugemessen werden. — Unsere laxe Ansicht von Sünde und Heiligkeit ist es auch, was uns einen Widerwillen beibringt über das Schreien der heiligen Sänger gegen die Feinde Gottes. Weil wir die Sünde in uns nicht als Empörung gegen Gott betrachten, so können wir sie auch außer uns nicht also ansehen. An die Stelle der Empörung gegen Gott, der Beleidigung seiner Majestät, setzen wir die traurige Verblendung, die ihr eigenes Heil außer Augen läßt; die Gerichte der Gerechtigkeit Gottes verwandeln sich uns in bloße Liebesschläge. So müssen wir ja wohl diejenigen, welche von solchen Gerichten reden, ja welche sie herbeiwünschen, im Geheimen als von fleischlicher Rachsucht getrieben betrachten. — Vermehrt wird dieser Widerwille in uns durch unsere Abhängigkeit vom Zeitgeiste in anderer Beziehung, in Betreff der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, besonders des A. T. Wir behaupten diese allerdings; wir sind in den besseren Stunden im tiefsten Inneren davon überzeugt; aber kommt ein Anstoß, so macht der Zeitgeist seine Macht geltend. Wären wir beseelt von der schriftmäßigen Ueberzeugung von der Sünde und Gerechtigkeit, und zugleich von der göttlichen Eingebung der Schrift des A. T. überhaupt und der Psalmen insbesondere, wie sie Christus und die Apostel so oft und so nachdrücklich aussprechen, wie könnte uns wohl jener Widerwille beschleichen? Der unbußfertige Sünder würde uns dann als Gegenstand der göttlichen Strafgerechtigkeit erscheinen, das Wohlgefallen an ihren Beschlüssen als Pflicht, und die uns verbotene Voraussetzung, daß grade dieser Sünder ein hartnäckig verstockter sey, als durch dasjenige gerechtfertigt, was jene heiligen Männer vor uns voraus hatten. Es würde sich dann zeigen, daß das Beispiel der heiligen Sänger uns nur insofern zur Nachahmung aufgestellt ist, als auch wir unter den Eigenschaften Gottes nicht einseitig an seine Barmherzigkeit uns anschließen dürfen, welche in jener Lostrennung ihr eigentliches Wesen verlieren muß, als derselbe Eifer für die Ehre Gottes, derselbe Haß gegen die Sünde, dieselbe feurige Liebe für das Gedeihen seines Reiches auch uns beseelen soll. Wir würden durch jene starken Aeußerungen wider die Feinde Gottes lebhaft angeregt werden zum Hasse gegen den Feind Gottes in uns. Gleiches in Bezug auf einzelne äußere Feinde des Reiches Gottes auszusprechen, würden wir uns eben so wenig versucht fühlen, wie wir das: Es wäre diesem Menschen besser, daß er nie geboren wäre, des Herrn, oder das: Gott vergelte ihm nach seinen Werken, des Paulus, uns zur speciellen Nachahmung gesagt glauben. —

Endlich, eine Hauptursache der Vernachlässigung der Psalmen bildet das herrschende Unvermögen aus der Schaale den Kern, aus der zeitlichen Einhüllung die ewige Wahrheit zu befreien. In älterer Zeit genoß der Einzelne in dieser Beziehung des Segens der kirchlichen Gemeinschaft. Der Schlüssel zum Verständniß des A. T. wurde Jedem überliefert. Es bedurfte, um ihn zu erhalten, nicht eines angestrengten eigenen Studiums. Jetzt ist die Sache ganz anders. Man schlägt ein geschichtliches Buch auf, man liest von Kriegen und Siegen, was, spricht man, hat mein Herz für Gewinn dabei? Man wendet sich zu den Propheten. Eine Masse dunkler, mannichfacher historischer Erläuterungen bedürftiger Weissagungen über die Schicksale längst verschwundener Völker. Mögen sie in die Rüstkammer der Apologetik niedergelegt werden, ich suche Erbauung und die finde ich hier nicht. Man greift nach den Psalmen. Da dauert es auch oft lange, bis man Genießbares findet. Gar zu viel von Israel und seinen Leiden; gar zu viel Beziehungen auf persönliche Umstände der Sänger, die mit den unsrigen nichts gemein haben! So wie die Dinge jetzt stehen, würde es freilich sehr unklug seyn, wenn man das ganze A. T. nach der Reihe, oder auch nur ein einzelnes Alttestamentliches Buch nach einander einem größeren Kreise ohne Erläuterung zur Erbauung vorlesen wollte. Für jetzt hat auch der, welchem selbst die Decke von den Augen weggenommen ist, und der überall die Schaale zu brechen vermag und den köstlichen Kern zu genießen, guten Grund, sich für diesen Zweck vorwiegend auf das N. T. zurückzuziehen, und auch in diesem sogar noch Auswahl zu treffen. Es kommt aber darauf an, daß jenes Vermögen wieder allgemeiner werde, und hiezu allen Klassen Hülfsmittel zu verschaffen, ist dringende Anforderung. Für Theologen und gebildete Laien ist in Bezug auf die Psalmen ein solches Hülfsmittel in fast unübertrefflicher Güte schon vorhanden, der Commentar von Calvin. Man lese ihn nur über zehn Psalmen, und man wird sich schon auf einen ganz anderen Standpunkt versetzt fühlen.

Doch wir haben uns für unseren gegenwärtigen Zweck, den, einige einleitende Worte der folgenden Aeußerung des trefflichen Staatsmannes Moser (Doktor Leidemit, Frankfurt 1783, S. 102 ff.) über die Psalmen, welche zeigen mag, was diejenigen an den Psalmen besitzen, welche sie zu ihrem beständigen Begleiter in Freude und Leid erwählen, vorauszuschicken, schon fast zu weit verirrt. Diese Aeußerung bildet ein würdiges Seitenstück zu Luther's trefflicher Vorrede über die Psalmen, die wir als allgemein bekannt voraussetzen. Wir bemerken nur noch, daß derjenige, der sich über Manches in den Psalmen belehren und manche Anstöße sich heben will, in Cramer's Abhandlungen über dieselben bei seiner Deutschen Uebersetzung viel Gutes und Brauchbares finden wird. Auch Stolberg's Abhandlung über die Psalmen im 3ten Bande seiner Religionsgeschichte, verdient gelesen zu werden. Einzelne Punkte, namentlich den angeblichen Geist der Rachgier in den Psalmen, denken wir später in diesen Blättern noch ausführlicher zu besprechen.

David's Psalmen.

„Wer nie in großer und anhaltender Leibes- und Seelennoth gewesen ist, der versteht die Psalmen nicht, weiß nicht, was er eigentlich mit ihnen machen soll. So gings mir viele Jahre lang, ich meinte freilich die Worte zu verstehen, sie blieben mir aber doch ein verschlossen Buch. Ich mochte sie lange Zeit gar nicht mehr lesen, das Schreien aus der Tiefe, die himmelhohe Klagen hielte ich nicht just vor bloße Poesie, aber doch vor überspannte hypochondrische Empfindungen, und das Racheschreien über seine Feinde revoltirte mich aufrichtig. Einzelne Sprüche in einzelnen Fällen waren mir zuweilen Lehre, Trost und Ermahnung; welch ein Schatz von Erfahrungen, welche lichtvolle Weisheit, tiefe innigste ausgebreitete Kenntniß des menschlichen Herzens darin liege, was Treue gegen sich selbst, strenge redliche

Prüfung der innersten Triebe der Seele, was Vertrauen auf Gott, seine Allmacht und Güte, was Anhangen an ihn unter allem Zagen, was Aufblicken auf sein Vaterherz bei dem tiefsten Gefühl eigener Unwürdigkeit, was Ankergrund des Glaubens mitten im zerstörenden Sturm seye, was das: Aber doch! seye, wovon Luther so erstaunlich viel Wesens macht, was das heiße: Ich nichts und du, Unnennbarer und Allnaher, in uns Allen, mit uns Allen und über uns Alle, was Bewußtseyn seiner Gnadenwahl seye, wie der Zustand beschaffen seye:

Und ob mein Herz spräch lauter Nein!
Soll mir dein Wort gewisser seyn,

wie die schmachtende Seele durch jeden kleinen Strahl von Hoffnung erquickt, belebt und erhöhet werde, wie sie sich aus dem Staub erhebe und noch liegend im Staube sich Gottes Geschöpf zu seyn glauben, noch in naher Vernichtung und Untersinken an ihn sich halten könne was in articulo mortis sagen wolle:

Herr Jesu, dir leb ich, Herr Jesu, dir sterb ich,
Dein bin ich todt und lebendig,

wie Ein allwaltender lebendigmachender Geist die ganze Kirche der Gläubigen regiere bis an's Ende der Welt, wie nur Ein Gott, Eine Wahrheit, Ein Weg zur Vollendung, Ein Glaube, Eine Erfahrung, Ein Spiritus Rector durch alle Zeiten und Geschlechte der Menschheit seye, wie viel solches zur Gründung und Befestigung des Herzens in der Wahrheit, zum getrosten Muth unter allen Leiden und Empfindungen eigener Schlechtigkeit, zum Starkwerden am Geist, zur richtigen Beurtheilung des ganzen Zusammenhangs mit der guten und bösen Welt, zum festen sichern Schritt im Gang des Lebens, zum Frohwerden unseres Menschenstands, zur heiteren, beruhigenden, erquickenden Aussicht auf den Uebergang in's gesunde Reich austrage, mit welcher Assürance man sich an die große Kette von Erfahrungen so vieler Jahrtausende mit anschließen und sich mit Freudenthränen entzückender Gefühle schon was darauf zu Gute thun könne, in der seligen Ewigkeit mit David und allen Heiligen aller dieser Erfahrungen sich zu erinnern und in die Harmonie des Lobes und Anbetung mit einzustimmen, und was so viele andere vor den Ausdruck allzugeistige, dem Herzen aber unaussprechlich genießbare Empfindungen sind, dies habe ich erst nach und nach erfahren, und Gott vor die Psalmen danken gelernt, da ich selbst in schwere in- und äußere Noth, Leiden und Anfechtungen kam. Ach! wie köstlich und theuer wurden mir da die Psalmen! welchen Trost, Licht und Labung theilten sie meiner müden Seele mit; der Weg war mir nicht nur oft verschwunden, sondern selbst die Spur des Wegs, ich saß wie vermauert und versteinert. Ein Wort aus diesem Gesangbuch war mir Sonnenblick, ich setzte mich wie eine Lerche auf die Fittiche dieses Adlers und flog, durch ihn getragen, auf den Felsen, und sahe von da die Welt mit aller ihrer und meiner Noth unter mir, ich lernte in David's Geist denken, schließen, trauren, beten, harren, hoffen, glauben, lernte lallen: Ich danke dir, Herr, daß du mich gedemüthiget hast; ich lernte seine Rechte, die Absichten seiner Liebe und Treue an jeder Menschenseele und auch an der meinigen, die große Oekonomie Gottes mit uns, seinen Geschöpfen, in unserem jetzigen Zubereitungsstand, den Nutzen, Nothwendigkeit und Seligkeit der Leiden zu unserer Läuterung, Abschmelzung, Vollendung verstehen, kennen und mich glücklich zu schätzen, leiden zu dürfen, ich lernte Gott in seiner Weisheit und Güte, in der Wahrhaftigkeit seines Wortes und Zusage, in der unerschütterlichen Treue seiner Verheißungen, den Reichthum seiner Barmherzigkeit und Duldung, meine Abhängigkeit, meine Insufficienz, mein Nichtsseyn und mein Nichtskönnen ohne ihn, mein Herz in seinen Falten und Tücken, die Welt, die Menschen, die tiefe Weisheit Gottes in der Vermischung des Guten und Bösen mehr kennen, ward geringer in meinen Augen, duldender, liebreicher, verschonender, vergebender, strenger gegen mich selbst, milder gegen Andere, lernte Gott auf alle Wege trauen, entsagte den Forderungen von Ruhm, Ehre, Gemächlichkeit, es ward Nahrung vor meine Seele, sagen zu können: Herr, wann ich nur dich habe; ich verlangte nicht mehr Hülfe im Aeußern, als seine Weisheit zu meiner Seelen Besten gut fände, lernte begnügsamer im Wunsch und mäßiger im Genuß seyn, konnte mit Thränen über Wohlthaten danken, die ich zu anderer Zeit nicht als Wohlthaten, sondern als Recht und Schuldigkeit hielt, und wann ich Festtage vor meine Seele feiern wollte, so waren mir die Psalmen Altar und Tempel dazu. Sie sind mir nun nach den Schriften des N. Testaments mein liebstes wichtigstes Buch, mein goldener Spiegel und Encyklopädie der seligsten, fruchtbringendensten Kenntnisse und Erfahrungen meines Menschenlebens; sie völlig verstehen wird ein Geschäft der Ewigkeit und alsdann unser zweites Leben der Commentarius darüber seyn."

Zur Auslegung der Propheten.

Der Grundfehler der Auslegung der Propheten, wie sie gewöhnlich geübt wird, ist der, daß man die Grundidee nicht absondert von ihrer zeitlichen Realisirung. Die Propheten sind keine Wahrsager; sie sagen keine zukünftige Begebenheit bloß als solche ohne Rücksicht auf Gottes Wesen und sein Reich vorher. Jede ihrer Verkündigungen hatte, was den Kern betrifft, die Gewähr ihrer Wahrheit schon längst vor der Erfüllung. In Gottes Wesen einzudringen, in seinem Lichte die ewigen Gesetze zu erkennen, nach denen er Welt und Kirche regiert, das ist wahrlich etwas unendlich Höheres, als ein an und für sich gleichgültiges Wissen um die Zukunft.

Was wir meinen, wird durch die Durchführung an einem einzelnen Beispiele deutlicher werden, wie durch die fernere abstrakte Entwickelung. Wir wählen zu diesem Zwecke das Buch Joel. In diesem tritt das Ruhen der Weissagung auf der Idee deutlicher hervor, wie in irgend einem anderen. Nirgends mußte daher jene falsche Manier, welche, ohne die Idee in's Auge zu fassen, an abgerissenen Thatsachen der Geschichte kleben bleibt, verderblicher wirken als grade hier. Das Buch enthält eine zusammenhängende Schilderung. Es beginnt mit einer lebhaften Darstellung des Verderbens, welches Gott durch auswärtige Feinde über seine abtrünnige Gemeinde bringen wird. Diese stellen sich dem Propheten in der inneren Anschauung als ein Alles verheerender Heuschreckenschwarm dar. Hervorgerufen ist diese Einkleidung dadurch, daß in der Vergangenheit sich Gottes Gerechtigkeit dieses Mittels zur Bestrafung der sich wider ihn empörenden Aegypter bedient hatte, weshalb der Prophet C. 2, 2. wörtlich auf die Beschreibung jenes Gerichtes in den Büchern Mosis anspielt. Es ist durchgängige Sitte der Propheten, das dem Wesen nach gleiche Zukünftige unter dem Bilde des Vergangenen darzustellen, dieses als in Zukunft noch einmal wiederauflebend. Daß die Schilderung bildlich zu verstehen sey, erhellt unter Anderen aus C. 2, 17. „schone dein Erbtheil und gib nicht dein Volk zur Schmach, daß Heiden über sie herrschen." Diese letzteren Worte sind nach der buchstäblichen Auffassung schlechthin unerklärlich, da ja eine Verheerung durch eigentliche

Heuschrecken in keinem Zusammenhang mit der Herrschaft der Heiden über das Bundesvolk steht. Die Vertheidiger dieser Erklärung, wie neuerlich Credner, sehen sich daher zu einer ganz sprachwidrigen Auslegung genöthigt. Einen anderen Grund liefert die Bezeichnung des Heuschreckenschwarmes durch den Nordländer, V. 20. Dies ist die stehende Bezeichnung auswärtiger in's Land einbrechender Feinde. Heuschreckenzüge dagegen kommen nie von Norden her nach Palästina. Die Ungereimtheit der buchstäblichen Auffassung erhellt auch daraus, daß nach demselben Verse ein Theil des Heuschreckenschwarmes in das todte, ein Theil in das mittelländische Meer geführt werden soll. Dann heißt es eben daselbst, das Heer habe sich in frechem Uebermuthe gegen Gott erhoben und müsse deshalb gestraft werden. Besonders wichtig aber ist C. 4. Hier wird den Heiden die Strafe dafür angekündigt, daß sie Israel zerstreut und des Herrn Land unter sich getheilt, vgl. V. 2. Da nun mit der Heuschreckenverheerung das Gericht des Herrn über das Bundesvolk als beschlossen dargestellt wird, und die Zeit der Gnade als hereinbrechend, so muß die Zerstreuung Israels und die Theilung des Landes eben dasjenige seyn, was im ersten Theile bildlich als Heuschreckenverheerung erscheint. — Die Strafdrohung, verbunden mit Ermahnungen zur Buße, denen das Volk willig Gehör gibt, und sich vor dem Herrn demüthigt, geht bis zu C. 2, 18. Hieran schließt sich bis zu C. 3, 2. die Heilsverkündung. Israel wird von seinen Feinden befreit und gesegnet. Der göttliche Segen wird, dem Bilde von der Heuschreckenverheerung angemessen, zuerst als ein fröhliches Wiederaufsprossen des verheerten Landes geschildert. Daran schließt sich die Verkündung der Ausgießung des Geistes über alles Fleisch. Auf die Verkündung des Heiles für das Bundesvolk folgt die Kehrseite derselben, die der Gerichte über die Feinde der Gemeinde Gottes. — Der außer- und überzeitliche Charakter der Weissagung tritt hier überall deutlich hervor. Grundidee des ersten Theiles ist die: wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler, wo in der Gemeinde des Herrn das Verderben sich äußert, da stellt sich die Strafe ein. Weil Gott sich in der Gemeinde geheiligt hat, ihr seine Heiligkeit aus Gnaden mitgetheilt, so muß er sich an ihr heiligen, seine Heiligkeit in ihrer Bestrafung offenbaren, wenn sie der profanen Welt gleich geworden. „Nur euch kenne ich von allen Geschlechtern der Erde; darum werde ich heimsuchen an euch alle eure Verschuldungen." Amos 3, 2. Gott kann nicht leiden, daß wenn der Geist geschwunden, das todte Phlegma fortfahre als sein Reich zu figuriren. Er reißt seiner entarteten Kirche die Heuchelmaske ab, indem er sie äußerlich als dasjenige darstellt, was sie innerlich durch ihre Schuld geworden. Diese Idee liegt allen Strafdrohungen der Propheten an das Bundesvolk zu Grunde. Sie erscheint aber gewöhnlich in specieller Anwendung, mit Nennung des einzelnen Volkes, dessen sich in der nächsten Zukunft Gott zu ihrer Realisirung bedienen wollte. Hier dagegen läßt sie sich an ihrer einwohnenden Würde und Kraft genügen. Die Feinde werden nur als Nordländer bezeichnet. Von Norden her aber, von Syrien aus, geschahen alle Hauptinvasionen in Palästina. Man hat also gar keinen Grund, irgend eine feindliche Bedrängung des Volkes Gottes unter dem A. B. von der Assyrischen an bis auf die Römische auszuschließen, oder an irgend eine vorzugsweise zu denken. Man hat auch keinen Grund, bei dem Volke des Alten Bundes allein stehen zu bleiben. Es gibt durch alle Jahrhunderte nur Eine

in ununterbrochenem Zusammenhange stehende Gemeinde Gottes. Daß diese während der ersten Periode ihres Bestehens in ein Land concentrirt war, in das die feindlichen Ausbrüche aus Norden geschahen, ist das rein Zufällige. Diesen Umstand der Erfüllung der Weissagung als Grenzstein zu setzen, wäre eben so abgeschmackt, als wenn man behaupten wollte, die Drohung des Amos: Durch das Schwerdt werden sterben alle Sünder meines Volkes, sey an denjenigen nicht erfüllt worden, die auf andere Weise umgekommen. Gottes Handlungen sind ein Ausfluß seines Wesens; und weil dieses ein ewiges ist, so müssen sich auch seine Handlungen stets verjüngen, so müssen auch seine Worte, in denen er diese Handlungen ankündigt, nicht vergehen, sondern alle einzelnen Erfüllungen überdauern. — Die Begnadigung des Volkes Gottes folgt nach jeder Bedrängung. Gott ist in seiner Gemeinde, in der sein Name geheiligt wird. Behaupten, daß er sie je ganz verstoßen könne, heißt behaupten, er werde sich selbst lassen, sich als den in ihr Werdenden ganz aufgeben, um sich in sein ewig vollkommenes Seyn zurückzuziehen. Es ist unmöglich, daß nicht unter dem Volke Gottes ein heiliger Saame zurückbleibe und diesen kann Gott nicht untergehen lassen. Seine Gerichte über die Gemeinde sind auf der einen Seite Ausflüsse seiner Gerechtigkeit, auf der anderen Ausflüsse seiner Barmherzigkeit. Das Elend soll zu ihm zurückführen, und die Treugebliebenen läutern und kräftigen. So wie es ein Haupttheil der Strafe ist, daß Gott denen, die sein Wort verschmäht haben, sein Wort entzieht, vgl. Amos 8, 11 ff., so beginnt die Begnadigung damit, daß Gott, wie es C. 2, 23. (nach der allein sprachrichtigen Erklärung) heißt, einen Lehrer zur Gerechtigkeit sendet. Dieser macht das Volk aufmerksam auf den Zweck seiner Leiden und ladet die Mühseligen und Beladenen ein, zum Herrn zu kommen, damit er sie erquicke. Seine Stimme wird von denen, die gebrochenen Herzens sind, vernommen, und nun folgt die Ausgießung des Geistes. Dieser Gang offenbart sich, eben weil er ein nothwendiger ist, durch alle Zeiten der Geschichte hindurch, schon vor Joel durch die ganze Richterperiode, vgl. Richt. 2. Aus den Zeiten nach Joel führen wir beispielsweise die der Assyrischen Invasion an. Gottes Gericht hatte eine Sehnsucht nach ihm unter dem ganzen Volke erweckt. Gottgesandte Lehrer, wie Jesaias, gaben dieser Sehnsucht die rechte Richtung. Gott selbst verwandelte nun das Sehnen in ein Genießen. Es entstand eine theokratische Erweckung. Eine unendlich reichere Ausgießung fand statt in den Zeiten Christi, des wahren Lehrers zur Gerechtigkeit, als das Volk durch den Druck der Römer vorbereitet war. Auch hiermit aber war die Erfüllung nicht abgeschlossen. Wenn der Apostel Petrus sie auf das Pfingstwunder bezieht, so sieht er in diesem Anfange schon zugleich das Ende. Jene Begebenheit war ja auf der einen Seite eine Erfüllung, auf der anderen eine Erneuerung der Weissagung. Weil keine Handlung Gottes zufällig ist, Alles, was er thut, Ausfluß seines Wesens, so ist jede seiner Thaten zugleich eine Realweissagung, die ganze Geschichte der Thaten Gottes eine rückwärts gekehrte Prophezeihung, weshalb auch die Propheten des A. T. die Aufzeichnung der heiligen Geschichte recht eigentlich als einen Bestandtheil ihres Berufes betrachteten. Eine Erfüllung dieses Theiles der Weissagung im eigentlichsten Sinne haben wir selbst noch erlebt. Möchte die Buße nur eine gründlichere und so die Ausgießung des Geistes eine reichere gewesen seyn. —

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 23. März. № 24.

Zur Auslegung der Propheten.

(Schluß.)

Aehnliches gilt auch von dem dritten Theile der Schilderung. Die Grundidee können wir nicht besser ausdrücken, als mit den Worten des Apostels (1 Petr. 4, 17.): „Es ist Zeit, daß anfange das Gericht an dem Hause Gottes. So aber zuerst an uns, was will es für ein Ende werden mit denen, die dem Evangelio Gottes nicht glauben? Und so der Gerechte kaum erhalten wird, wo will der Gottlose und Sünder erscheinen?" Die vorkommenden speciellen Beziehungen auf einzelne Feinde des Reiches Gottes geben sich deutlich nur als Beiwerk zu erkennen. In der einzelnen ihnen bevorstehenden Realisirung der Idee geht sie selbst nicht zu Grunde. Ebenso wenig dürfen wir deshalb, weil sich dem Propheten in der inneren Anschauung das Gericht in seiner letzten Vollendung und weitesten Ausdehnung über alle Völker der Erde darstellt, dasselbe für ein rein zukünftiges halten. Es könnte gar kein Endgericht geben, wenn nicht schon die ganze Weltgeschichte aus Gerichten Gottes bestände. Es muß ein Endgericht geben, weil sie daraus besteht. Enthielte die Schrift auch ausdrücklich kein Wort davon, so würde es doch ganz feststehen. Die Weissagung bewährte sich in dem Untergange der Assyrer zur Zeit des Hiskias, in dem Sturze Babylons, in der ganzen Geschichte des Christenthums. Sie wird sich bewähren am Ende der Tage. Man muß nur nicht das Wesen mit der Form, die Idee mit dem vergänglichen Kleide verwechseln, welches der Prophet ihr bereitet, dem Wesen der Anschauung gemäß, in der sich nothwendig alles Geistige in äußeren Umrissen und Gestaltungen darstellen muß. Diese Einkleidung ist folgende. An dem nächsten Orte bei dem Tempel, der eine große Menge Menschen fassen konnte, im Thale Josaphat, was wahrscheinlich aus unserer Stelle diesen Namen als Eigennamen erhielt, den ihm hier der Prophet nur zur Bezeichnung seiner Bestimmung beilegt (der Herr richtet, oder Thal des Gerichtes), werden alle Heiden versammelt. Der Herr, im Tempel thronend, übt Gericht über sie. Auf diese Weise wird in äußerlichen Formen der Anschauung die Idee vorgeführt, daß das Gericht über die Heiden Folge der Theokratie sey, daß sie nicht gestraft werden wegen ihrer Verletzung des Naturgesetzes, sondern wegen der feindlichen Stellung, die sie gegen die Träger von Gottes geoffenbarter Wahrheit, gegen den Herrn, der in seiner Gemeinde ist, genommen haben. Jede Verletzung des Naturgesetzes kann denen, welche weiter in keiner Beziehung zu Gott gestanden haben, vergeben werden, und seyen sie auch zur furchtbarsten Entartung fortgeschritten. Die einst ungehorsam waren, da Gott harrete und Geduld hatte zu den Zeiten Noä, wurden noch nicht der vollendeten Verdammniß übergeben, sondern aufbewahret im Gefängniß (dem Mittelzustande des Scheol) bis Christus käme und ihnen predigte, 1 Petr. 3, 19. 20. Das war Sodoms Missethat: Hoffarth und Alles vollauf und guter Friede, den sie und ihre Töchter hatten; aber den Armen und Dürftigen halfen sie nicht: sondern waren stolz und thaten Gräuel vor dem Herrn; darum hat er sie weggethan, da er begann drein zu sehen. Dennoch aber will dereinst der Herr das Gefängniß (das Elend) dieser Sodom und ihrer Töchter wenden, und sie sollen hergestellt werden, wie sie zuvor gewesen sind — nicht leiblich, denn ihr Saame ist auf Erden bis auf die letzten Spuren vertilgt, und selbst ihre Stätte ist zerstört, sondern geistlich, vgl. Ezech. 16, 49 ff. Dagegen diejenigen, welche nicht den abstrakten, sondern den concreten Gott, nicht den in den Himmel eingeschlossenen, sondern den auf Erden in seiner Gemeinde sich kräftig manifestirenden verworfen haben, trifft weit härtere Strafe. Zwar so lange diese Offenbarung noch, wie unter dem A. B., eine unvollkommene, und daher die Schuld der Verkennung eine geringere ist, kann noch Erbarmen statt finden. Der äußere Untergang schließt nicht den geistlichen mit in sich. Moab wird vertilgt, daß es kein Volk mehr sey, darum, daß es sich wider den Herrn erhoben hat. Aber in der zukünftigen Zeit will ich das Gefängniß Moabs wenden, spricht der Herr. Jer. 48, 47. Aber wenn die Offenbarung der Gnade Gottes eine vollendete geworden, so wird auch seine Gerechtigkeit an denen, die sie verschmähen und sich gegen ihre Träger feindlich erheben, vollkommen offenbart. Ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer wird nicht verlöschen und werden allem Fleische ein Gräuel seyn. Jes. 66, 24. In diesen Bemerkungen liegt der Schlüssel zu alle dem, was der Herr von dem zukünftigen Gerichte, was nur in seiner Vollendung ein absolut jenseitiges ist, aussagt. Nicht die Welt als solche, sondern die Welt, der das Evangelium verkün-

det, in deren Mitte die Kirche gegründet worden, ist das Objekt desselben.

Wir glauben durch diese Durchführung an einem einzelnen Beispiele hinreichend klar gemacht zu haben, welches diejenige Auslegung der Propheten ist, die wir für die allein richtige halten. Lernen wir jetzt noch die mannichfachen Vortheile kennen, welche sie gewährt.

Nur sie bewirkt, daß den Schriften der Propheten nach allen ihren Theilen zukommt, was der Apostel als Kennzeichen jeder von Gott eingegebenen Schrift angibt, daß sie nütze sey zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; daß ein Mensch Gottes sey vollkommen, zu allem guten Werke geschickt. Nach jener geistleeren Auslegung, die nur am Buchstaben nagt, wird der Inhalt der Weissagungen zum Theil auf die absolute Vergangenheit, zum Theil auf die absolute Zukunft bezogen, und wir, die wir in der Mitte stehen, gehen leer aus. Was Gott in der Vergangenheit gethan, erscheint nur als abgerissener Akt seiner Willkühr; die Uebereinstimmung der Weissagung und Erfüllung leistet freilich der Apologetik wichtige Dienste; aber die Apologetik ist nur für wenige, und auch für diese wahrlich nicht wichtig genug, daß Gott allein für sie so viel thun sollte. Die Verheißungen für die Zukunft schweben nach dieser Ansicht so in der Luft, daß es unmöglich ist, sie in Saft und Kraft zu verwandeln. Führen wir dagegen jede Weissagung auf ihre in Gottes Wesen gegründete und daher stets von neuem sich realisirende Grundidee zurück, so wird auf einmal alles voller Leben. Der erstorbene Baum der Weissagung treibt neue Blätter und Blüthen. Jedes Wort ist zur Kirche unserer Zeit, zu uns gesprochen. In uns und außer uns finden wir Israel, Edom und Babel wieder. Wir lernen die Wege Gottes mit den Völkern, den Kirchen unserer Tage und mit uns selbst verstehen. Wir erzittern vor Gottes Gerechtigkeit, wir beten seine Barmherzigkeit an. Nichts erscheint uns mehr als rein vergangen, nichts als rein zukünftig, Alles als vergangen, gegenwärtig und zukünftig zugleich, wie es in dem Worte desjenigen, der da ist und der da war und der da seyn wird, nicht anders seyn kann. Auch für den wissenschaftlichen Gebrauch in der Apologetik werden die Weissagungen erst dann recht geeignet. Jeder historische Beweis der Uebereinstimmung von Weissagung und Erfüllung muß so lange weniger wirksam bleiben, als die Weissagungen von Wahrsagungen nicht charakteristisch geschieden sind. Ist diese Scheidung geschehen und somit die Nothwendigkeit der Erfüllung der Weissagung nachgewiesen, so nimmt die Nachweisung der Wirklichkeit eine untergeordnete Stellung ein; wir betrachten sie nur als Ergänzung, und werden eben dadurch in die rechte Stimmung zur Prüfung der historischen Zeugnisse versetzt, gleich fern von blindem historischen Glauben und von Anwendung willkührlicher Sophistik zur Begründung desselben, wie von unwissenschaftlichem historischen Skepticismus.

Diese Auslegung allein vermag es, der Willkühr ein Ziel zu setzen. Die entgegengesetzte ist nur zu oft ein bloßes Herumrathen. Man vergleiche nur, um sich davon zu überzeugen, die Ausleger zu der Stelle des Joel über die Ausgießung des heiligen Geistes. Die Einen denken ausschließlich an ein Ereigniß zur Zeit Joels, die Anderen an das erste Pfingstfest, noch Andere an die letzten Zeiten. Die richtige Auslegung braucht keinen der Gründe zu verwerfen, welche jede dieser Erklärungen für sich anführt. Sie nimmt sie alle in sich auf, und läßt sie nicht als absolut falsch, sondern nur als beschränkt erscheinen.

Ein anderes merkwürdiges Beispiel liefert der zweite Theil des Jesaias. Durchgängig findet sich hier der Gegensatz derer, welche Alles auf die Zeit unmittelbar nach dem babylonischen Exil, und derer, welche Alles ausschließlich auf die Zeit Christi beziehen wollen. Die richtige Auslegung vereinigt beides, indem sie nachweist, wie es nur im Außerwesentlichen, in dem zeitlichen Hervortreten verschieden, eins dagegen im Wesen ist, beides Ausfluß des Verhältnisses Gottes zu seiner Gemeinde, so daß das Exil vorausgesetzt, was ebenfalls ein nothwendiger Ausfluß des Wesens Gottes ist, auch die Befreiung daraus feststeht, und diese wieder eine Realweissagung auf eine höhere Begnadigung bildet. Sie macht darauf aufmerksam, wie schon die Form der Weissagung, wonach den Propheten alles in der inneren Anschauung und also in der Gegenwart gegeben wurde, auf dies ihr Wesen hinweist. Denn diese Form würde, das Wesen der Weissagung, was jene ideenlose Auslegung voraussetzt, angenommen, unter allen die unpassendste und unbequemste seyn. Die schärfste Sonderung und die nüchternste und schwungloseste Darstellung wäre gewiß die angemessenste, wenn jede Weissagung ein einzelnes abgerissenes historisches Faktum als solches zum Objekte hätte.

Durch diese Auslegung wird dasjenige Bedürfniß wahrhaft befriedigt, was durch die von uns bekämpfte unbefriedigt gelassen sich eine schlechte Nahrung in der mystischen und allegorischen Interpretation gesucht hat. Diese sind für jene roh buchstäbliche Auffassung unangreifbar. Daß diese der heiligen Schrift ihr Recht nicht thut, das fühlen tiefere Gemüther eben so leicht als tief. Hier erhalten sie, was sie suchen, ohne ihre unnatürliche Annahme eines Doppelsinnes und ohne die damit nothwendig verbundene spielende Willkühr. Es handelt sich hier nicht um Deutungen in's Gelag hinein, nicht um einen Geist, der aus dem Buchstaben herausgepreßt, oder in ihn hineingezwängt wird, sondern um die nach festen Grundsätzen angestellte, die Gewähr ihrer Richtigkeit in sich tragende Lösung des Kernes aus der Schaale.

Wendet man diese Auslegung an, so werden manche theologische Probleme, welche die gegenwärtige Zeit vielfach beschäftigen, erst ihr rechtes Licht erhalten. So konnte man in dem in England mit so großer Heftigkeit geführten Streite über die Frage, ob Israel in Zukunft nach Palästina zurückkehren werde, unmöglich zu einem begründeten Resultate gelangen, weil man sich von beiden Seiten ohne die richtigen Grundsätze der Auslegung bloß mit der Geltendmachung einzelner Stellen abmühte. Folgt man dieser Auslegung, so zeigt es sich bald, daß aus den Weissagungen des A. T. nichts für die leibliche Zurückführung Israels geschlossen werden kann. Wir führen beispielsweise nur die Stelle Am. 9, 15. an: „Ich will sie in ihr Land pflanzen, daß sie nicht mehr aus ihrem Lande gerottet werden, das ich ihnen geben werde, spricht der Herr, dein Gott." Was Canaan den Israeliten so theuer machte, war, daß sie dies Land als ein Unterpfand der Gnade Gottes betrachten durften, daß er dort in ihrer Mitte seinen Sitz aufgeschlagen. Ein Genießen der Gnade und der Gegenwart des Herrn ohne Unterbrechung, das ist demnach die Grundidee der Stelle. Dies Genießen kann nun freilich speciell in dem durch den Herrn wiedergetheilten Besitz des Landes Canaan bestehen, ja so lange der Alte Bund dauerte, konnte es gar nicht anders erfolgen. Aber ob es auch unter dem N. B. sich auf diese Weise äußern werde, das zu bestimmen liegt außerhalb unserer Stelle. Ist unter dem N. B. die Gnade Gottes und seine Gegenwart nicht mehr an ein einzelnes Land gebunden, ist, was das Wesen Canaans unter dem A. B.

betrifft, die ganze Erde Canaan geworden, so ist es wahrlich zur Erfüllung unserer Weissagung nicht erforderlich, daß die todte Erde Palästinas wieder von den Israeliten betreten werde. Dergleichen für nothwendig ausgeben, heißt nicht nur geistlos am Buchstaben kleben, sondern auch sich in eine Menge von Inconsequenzen stürzen, da nach dieser consequent angewandten Auslegungsweise sich die Erfüllung einer Menge von Weissagungen nicht nachweisen läßt.

Ist es richtig, daß die ganze heilige Geschichte eine fortlaufende Weissagung ist, wie denn schon Assaph in Ps. 78. sie also bezeichnet, so folgt ja nothwendig daraus jene Uebertragung des Gegenwärtigen und Vergangenen auf das Zukünftige, was dem Wesen nach ihm gleich nur in dem Zufälligen von ihm verschieden ist. Schon die Poesie flieht das Abstrakte und liebt es, die Gegenstände vorzumalen; sind diese noch nicht in die äußere Wirklichkeit eingetreten, können sie daher noch nicht in ihrer eigenthümlichen Form dargestellt werden, so entlehnt sie lieber für sie ein Gewand, das ihnen paßt, als daß sie ihr eigenes in der Anschauung beruhendes Wesen aufgibt. Die Weissagung hat diesen Charakter mit der Dichtung gemein. Die Anschauung ist auch ihr Gebiet. Sie dogmatisirt und sie philosophirt nicht, sondern sie malt, und zwar nicht in bloßen Kreidestrichen, sondern mit Farben. Aber ihr typischer Charakter hat noch einen weit tieferen Grund, jenes schon angedeutete Verhältniß der Zukunft des Volkes Gottes zu seiner Vergangenheit, beruhend auf der Beziehung, in der beide zu dem göttlichen Wesen stehen. Wenn die Propheten die Rückkehr des verstoßenen Israel in das Reich Gottes und in das Gnadenverhältniß zu ihm als eine Rückführung in das Land Canaan bezeichnen, so geben sie mit der Weissagung zugleich ihre Gewähr; denn daß Gott früher seinem ihm treuen Volke seine Gnade unter dieser Form gewährte, ist ja ein Unterpfand, daß er es wieder seiner Nähe würdigen wird, wenn es sich ihm wieder genaht. Wenn sie die Befreiung des Volkes als erneute Durchführung durch das rothe Meer bezeichnen, so streichen sie von der früheren Begebenheit das „vor Jahrhunderten" und erwecken sie aus ihrem Todtenschlafe zu einem lebendigen Zeugen für die Wahrheit der zukünftigen. Wenn Aegypten, Assur und Edom ihnen zur Bezeichnung der Feinde Gottes dienen, so ist schon in diesem Namen allein ihr Urtheil gesprochen.

Keine Weissagung kann nach dem Bemerkten sich allein auf ein individuell Bestimmtes beziehen. Der Unterschied ist nur der, daß letzteres entweder rein typisch ist, oder daß die Idee sich zunächst wirklich an diesem bestimmten Objekte realisiren wird. In die letztere Klasse z. B. gehören die Weissagungen der Propheten über die Wegführung nach Babel vor dem Exil, in die erstere gehört es, wenn Sacharjah nach dem Exil eine neue Wegführung in das Land Sinear ankündigt. In welche von beiden Klassen die angekündigte Rückführung Israels in das Land Canaan zu versetzen sey, das muß aus der Natur der Sache selbst bestimmt werden. Gehört sie in die Zeiten des A. B., so kann sie nur buchstäblich aufgefaßt werden. Während der Dauer desselben konnte sich Israel nur dann wahrhaft der Würde des Volkes Gottes erfreuen, wenn es sich in Canaan befand. Unter dem N. B. ist Canaan nicht mehr Canaan, so wenig als der Tempel dadurch zum Tempel wurde, daß er aus gewissen Steinen und Brettern bestand. Würde Israel wirklich nach Canaan zurückgeführt, so wäre dies etwas religiös vollkommen Gleichgültiges.

Man kann sich nicht genug wundern, wie die Anhänger der

roh buchstäblichen Auffassung der Propheten diese als das Resultat stärkeren Glaubens darstellen können. Schon die Geschichte, sollte man sagen, müßte sie von diesem Irrthum befreien. Diese Auslegung ist in ihrem Wesen ja keine andere, als die der jüdischen Ausleger. Ihr Beispiel zeigt doch wohl hinreichend, daß man nicht des besonderen Beistandes des heiligen Geistes dazu bedarf, um aus Jesaias C. 2. sich den Glauben zu bilden, daß in der messianischen Zeit der Tempelberg auf der Spitze der unter ihm aufgethürmten höchsten Berge der Erde stehen, aus Sach. 14., daß alsdann der Oelberg sich in zwei Hälften theilen werde. J. D. Michaelis, ein anderer Vorgänger dieser Ausleger, müßte dieser Behauptung gemäß einen Glauben gehabt haben, der Berge versetzen konnte. In seine Fußstapfen treten noch jetzt mehrere Holländische Ausleger, von deren Glauben man eben keine hohe Vorstellung hegen kann, da man nur zu deutlich sieht, wie sehr es ihnen an lebendiger Kenntniß auch der einfachsten Heilswahrheiten fehlt. Dagegen die Auslegung, welche wir als die allein richtige behaupten, so gefaßt, wie wir es gethan, wird wahrlich Niemand ohne Glauben üben können. Sie war die eines Simeon und einer Hanna, welche die den Ungläubigen undurchdringliche Schaale der Weissagung durchbrachen, und eben so durch die Hülle ihres Gegenstandes hindurch in sein herrliches Wesen einschauten. Ihr verdanken wir den Segen, welchen die Weissagungen des A. T. durch alle Jahrhunderte über die christliche Kirche ausgeströmt haben. Denn sie ist nicht etwa eine neue; jede gläubige, nicht durch die Theorien von Schriftgelehrten mißleitete Seele hat sie von jeher geübt. Was jetzt für sie noch gethan werden muß, bezieht sich nur auf die klarere Anschauung und festere Begründung ihrer Principien und auf die consequentere Anwendung derselben.

Abwege freilich liegen auch bei dieser Auslegung nahe. Dies zeigt uns auf merkwürdige Weise Calvin in seinen Commentaren über die Propheten. Die ängstliche Buchstäblichkeit älterer Ausleger stieß ihn zurück. Denn seinem gesunden exegetischen Gefühle waren gezwungene Erklärungen, wie sie ein nothwendiger Ausfluß jener Buchstäblichkeit sind, höchst zuwider. Und was noch mehr ist, er war so fest von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die heilige Schrift nach allen ihren Theilen diejenigen Merkmale, die der Apostel ihr beilegt, tragen müsse und trage, daß er es nicht ohne Unwillen sehen konnte, wie einem so bedeutenden Theile von ihr durch die Beziehung auf absolut Vergangenes und absolut Zukünftiges das Lebenslicht ausgeblasen wurde. Apologetisches Distelfutter mochte er nicht, und mit Wind und Asche speise sich, meinte er, wer sich von rein Zukünftigem nähren wollte. Nun verfiel er aber auf ein anderes Extrem. Um alles gradezu auf die Gegenwart beziehen zu können, ging er immer darauf aus zu verallgemeinern, übersah, wo ganz deutlich eine specielle Realisirung der Idee angekündigt wird, und raubte dem Reiche Gottes seine herrliche Endgeschichte, indem er seine Gegenwart und seine Zukunft identificirte. Daß diese Verirrung nicht zu der Auslegung selbst gerechnet werden darf, daß sie nur ein krankhafter Auswuchs an derselben ist, erhellt wohl schon hinreichend aus der bisherigen Darstellung. Die Auslegung erkennt die allerspeciellsten Prädictionen an, wohl einsehend, daß die bloße Darlegung der Idee für den Schwachglauben der Gemeinde Gottes nicht hingereicht haben würde. Sie ist so weit entfernt, die deutlichen Weissagungen der Propheten von der endlichen glorreichen Vollendung des Reiches Gottes zu bestreiten, daß sie vielmehr in jeder Weissagung eines niederen Heiles die des höchsten eingeschlossen, und jede Er-

füllung einer solchen als Unterpfand und Gewähr ihres Gegenbildes betrachtet.

Bitte an Prediger, sich der Armen- und Krankenhäuser anzunehmen.

Der Schreiber dieser Zeilen ist Prediger in einer Stadt und seiner geistlichen Besorgung ist ein Armenhaus anvertraut, mit welchem, wie es in kleinen Städten überhaupt zu seyn pflegt, ein Krankenhaus verbunden ist. Er muß leider bekennen, daß ihm die Sorge für diese Anstalt in der ersten Zeit seiner Amtsführung weniger am Herzen gelegen hat, als später, wo ihm Gott die Gnade gab, seine heilige Pflicht gegen die Armen und Kranken besser zu erkennen und die Wichtigkeit ihrer Erfüllung oder Nichterfüllung mehr zu bedenken. Wohl weiß er, daß Viele unter seinen Amtsbrüdern, die in gleichem Verhältnisse sind, sich der Armen und Kranken in ihren Gemeinden mit größerer Liebe, Treue und Weisheit annehmen, als er, aber er hält seine bittende Ermahnung, die er hier auszusprechen im Begriff ist, doch nicht für ganz unnöthig. Er weiß, wie gern unser träges und bequemes Fleisch ein gelegentliches Besuchen und Begrüßen der Gemeindeglieder, bei denen es lieblich ist und mit denen es sich ohne Anstoß sprechen läßt, für die ganze Aufgabe der speciellen Seelsorge ausgibt und uns abhält von dem Hingehen in die unlieblichen Wohnungen des Elends, wo es gilt, wider Verzagtheit und Trotz mit dem Schwerdte des göttlichen Wortes in ernster Arbeit zu kämpfen; wie gern selbst gläubige Prediger in litterarischen Beschäftigungen auf ihrem Zimmer ungestört sitzen, sich nicht genug erinnernd des apostolischen Wortes, Apostelgesch. 20, 31.: „Darum seyd wacker, und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre Tag und Nacht einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen;" wie nöthig es uns Allen ist, daß wir ohne Unterlaß ermahnet werden, zuzusehen, ob wir nicht etwas halb, ungern, lau und ohne Weisheit thun, was unseres Amtes ist. Darum hat er diese Zeilen geschrieben und bittet den Herrn der Kirche, daß er dieselben, so wenig ihrer und so arm sie seyn mögen, segnen wolle.

Wir sind nöthig mit dem Werke unseres Amtes in den Armen- und Krankenhäusern — wir sind hier ganz besonders nöthig. Denn wo wären wir wohl nöthiger mit unserer Hinweisung auf den, der gesagt hat: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken, — als in den Wohnungen der Armen und Kranken, deren äußere Armuth und Krankheit oft nur ein mattes Bild ihres inneren Elends ist? Diese Mühseligen werden verderben, wenn sie nicht ihn anrühren im Glauben. Wo wären wir nöthiger mit dem ermahnenden Worte: Ihr sollt nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen, — als da, wo schon Unzählige den Versuchungen, die der Fürst der Finsterniß aus dem Glücke, aber auch aus dem Unglücke uns bereitet, erlegen sind, indem sich alle ihre Gedanken und Wünsche um die leibliche Noth sammelten und darein versenkten, worüber sie ihrer Seele und ihres Gottes vergaßen? Wo wären wir nöthiger mit ernster Aufdeckung des natürlichen Verderbens des Menschen und mit dem Rufe zur Buße, als da, wo deren immer sind, die bis zur Zerrüttung ihres Wohlstandes und ihres Leibes die Lust der Sünde erst vielleicht aus den glänzenden Bechern sogenannter anständiger Gesellschaften und zuletzt aus dem schmutzigen Kruge der tiefsten Gemeinheit tranken? Wo wären wir nöthiger mit herzlicher Theilnahme, mit unserem Rathe, mit thätiger und freundlicher Hülfe, als bei denen, die unter Allen, welche mit uns an Einem Orte leben, die Verlassensten, Rathlosesten und Bedürftigsten sind? Und wenn dieser Elenden Einer verloren geht, wessen wird die Schuld seyn? Wird sie nicht auch unsere seyn, wenn wir sie verlassen haben? Vielleicht wurden sie unserer Sorge beim Antritte des Amtes ausdrücklich übergeben, wenn aber nicht, so hat sie uns doch der an das Herz gelegt, der sich der Elenden in den Tagen seines Fleisches so treu annahm, für den kein Tag verging, an dem er sich nicht ermüdete durch Heilen, Trösten und Ermahnen der Kranken und Schwachen. Und wer sollte uns hindern, die Armen- und Krankenhäuser zu besuchen und zu besorgen, wenn wir es mit Weisheit thun? So lasset sie uns denn nicht vergessen, sondern auch an ihnen thun, was unseres Amtes ist!

Was aber ist das — und wie geschieht es am besten? Gehe fleißig hin und setze lieber einmal einen Spaziergang oder eine Privatarbeit aus, um das Armenhaus besuchen zu können, damit du dir zunächst eine genaue Kenntniß derer, die dort sind, des Ackers erwerbest, auf den du den Saamen des göttlichen Wortes auszusäen hast; damit nicht, wenn in einer Seele ein Bedürfniß nach geistlicher Hülfe erwacht, ein Anderer es wieder zerstöre, ehe du kommst im Namen Gottes und es zu befriedigen suchst. Laß es die Leute auch an deinem fleißigen Kommen sehen, daß es dir ein Ernst um sie ist. — Gehe, wenn du nicht wöchentlich daselbst zu predigen hast, des Sonntags oder Montags hin, und lies denen, die du dazu versammeln kannst, das Evangelium des Sonntags vor und erkläre es ihnen, denn es liegt viel daran, daß in jedem Christen das Bewußtseyn erhalten werde, daß er ein Glied der Christengemeinde ist, und dieses Bewußtseyn wird auch dadurch bewahrt, daß er mit der Gemeinde die kirchlichen Zeiten hält und den Cyklus der heilsamen Geschichten und Lehren in den Evangelien und Episteln betrachtend durchwandelt. Wie leicht aber geschieht es, daß die Bewohner der Armen- und Krankenhäuser, zumal wenn sie lange daselbst bleiben und schon vorher nur in geringer Verbindung mit der Kirche gestanden haben, dieses Bewußtseyn fast ganz verlieren, das doch, wenn es da ist, eben sowohl tröstet, als immer wieder an die heilige Pflicht der Glieder des geistlichen Leibes Christi erinnert, an das doch der Geist Gottes sein Strafen und Trösten anknüpfen kann. Halte darum auch auf die Feier des Sonntags und der Feste, so weit du vermagst und so weit sie in diesen Häusern möglich ist — obschon nicht darum allein. —

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 27. März. № 25.

Ueber die Stelle Jos. 10, 12—15., mit besonderer Rücksicht auf den Aufsatz in Nr. 88. des vorigen Jahrgangs der Ev. K. Z.

Die folgenden Gedanken über diesen Gegenstand waren bereits niedergeschrieben, als uns in Nr. 17. dieses Jahrgangs die kurzen Gegenbemerkungen zu dem genannten Aufsatze und die wiederholte Aufforderung, ein Mehreres dieser Art zu thun, zu Gesichte kamen. Wir eilen daher mit der Mittheilung derselben, weil der in diesen Bemerkungen angegebene Grund, „dem Mißbrauche vorzubeugen, welchen eine wunderscheue Exegese von der in jenem Aufsatze sich findenden Erklärung dieser Stelle machen möchte," auch uns besonders wichtig ist.

Ohne Zweifel kommt es, wie in dem Aufsatze Ev. K. Z. 1832 Nr. 88. gezeigt wird, darauf an, ob die Stelle V. 12—15. ganz oder theilweise, oder gar nicht von dem Verfasser des Buches Josua herrühre. Ist das Erstere der Fall, so muß man, wie ebenfalls bemerkt wird, Alles eigentlich und buchstäblich verstehen (bis auf das, daß man nach optischer Redeweise anstatt des Sonnenstillstandes einen Stillstand der Erde annehmen dürfte, wovon noch später die Rede seyn soll). Ja auch wenn das Zweite statt fände, sey es, daß die Worte vor der Citationsformel oder nach derselben als einfacher historischer Bericht anzusehen wären, bliebe das Wunder stehen, und wir dürften uns durch unsere Gegner, welche die Göttlichkeit des A. T. bestreiten, durchaus nicht irre machen lassen. Wenn aber drittens die ganze Stelle bloß aus einem Liede in dem poetischen Buche des Gerechten entlehnt ist, so könnte nach der Behauptung im vorliegenden Aufsatze, „nur eine der fleischlichen Wunderscheu das Gleichgewicht haltende fleischliche Wundersucht, oder ein der fleischlichen Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist parallel gehender fleischlicher Widerspruchsgeist auf der streng buchstäblichen Auffassung des bildlichen Ausdrucks beharren." Allein diese Behauptung würde im gegenwärtigen Falle doch nur dann mit Recht aufgestellt werden können, wenn es unwiderleglich ausgemacht wäre, daß der Dichter sich nicht einfach an die historische Wahrheit gehalten habe, sondern in hochpoetische, rein bildliche Ausdrücke den Sinn habe einkleiden wollen, welchen der Herr Verf. jenes Aufsatzes darin findet. Derselbe beruft sich zwar auf die kühne Bildersprache des Orients, allein die von ihm zur Vergleichung angezogenen Beispiele der Schrift sind doch von ganz anderer Art, als daß sie für die Auffassung unserer Stelle sprächen, welche in dem angegebenen Aufsatze angenommen worden ist: Josua habe den Wunsch ausgesprochen, daß der Tag sich nicht eher enden möge, als bis die Niederlage der Feinde vollendet sey. Wir wollen dieselben einmal der Reihe nach durchgehen.

Betrachten wir zuerst einmal Ps. 18. Allerdings wird hier David's Sieg über die Feinde der Theokratie unter dem Bilde eines furchtbaren, mit Erdbeben verbundenen Gewitters dargestellt; allein Erdbeben und Gewitter ist doch ganz etwas Anderes als das Stillestehen der Sonne; jenes ist ein nicht selten vorkommendes Naturphänomen, und weil es dies ist, lag es dem Sänger wohl sehr nahe, unter diesem sehr passenden Bilde den erhabenen Sieg darzustellen (vgl. Ps. 144, 5., Jos. 29, 6., Nah. 1., Zach. 9, 14.); *) — aber durch das Bild eines Sonnenstillstandes eine sehr vollendete Niederlage der Feinde zu bezeichnen, dazu gehört doch wohl noch viel mehr dichterische Kühnheit, einmal weil das Bild nicht aus der Natur hergenommen, sondern erdichtet ist, und zweitens, weil der Zusammenhang des Bildes mit der Sache gar nicht so in die Augen springt. — Ferner, was das Wichtigste hiebei ist, in Stellen, wie Ps. 18., wird aus den eigenen Worten des Dichters immer von selbst klar, welche historische Grundlage er so poetisch ausgemalt hat, indem er es in einfachen Worten hinzufügt oder mitten durch die dichterische Schilderung hindurchblicken läßt. So würde man bei Ps. 18. schon durch den Gesammtinhalt des Liedes bis V. 19. darauf geführt werden, daß von dem Unwetter nur vergleichungsweise die Rede sey, V. 30. aber und V. 35. zeigen dies noch bestimmter. Dagegen in unserer Stelle, im Josua, wo findet sich in den eigenen Worten des Dichters eine Spur, daß man ihn nicht

*) Es dürfte sich übrigens leicht darthun lassen, daß in solchen Fällen, wo die Niederlage der Feinde unter dem Bilde eines großen vom Herrn gesendeten Wetters erscheint, zu Grunde liegt die Erinnerung an Thatsachen, wo der Herr nicht bloß im Allgemeinen durch den Beistand der Natur, sondern auch im Besonderen durch ein Gewitter seinem Volke half. Vgl. z. B. 1 Sam. 7, 10 ff.

buchstäblich zu verstehen habe, daß er vielmehr den in jenem Aufsatze angegebenen Sinn habe ausdrücken wollen? Wollte man sagen, es wäre dann das Gedicht gar zu prosaisch, wenn man Alles eigentlich nehmen müßte, so wäre das zu viel behauptet, und sähe aus, als ob in einem Gedichte, weil es ein Gedicht ist, nicht einfache historische Wahrheit enthalten seyn könnte. In den Psalmen, in welchen die großen Thaten Gottes an Israel gepriesen werden, geschieht dies ja häufig auf eine solche Weise, daß man dergleichen Stellen, wenn sie sich nicht durch den Rhythmus und Parallelismus als Gedicht kund gäben, für einfachen historischen Bericht halten müßte. Vgl. z. B. Ps. 78. — Außer dem Ps. 18. werden die Stellen 2 Mos. 15. (der Siegesgesang der Kinder Israel nach dem Durchzuge durch das rothe Meer), Richt. 5. (Siegeslied der Deborah, worin besonders V. 20. eine Aehnlichkeit mit unserer Stelle haben soll) und Habak. 3. als solche genannt, die für die bildliche Auffassung des Sonnenstillstandes sprächen.

Was den Siegesgesang der Kinder Israel anbetrifft, so ist klar, daß ihn dasselbe trifft, was wir von Ps. 18. gesagt haben. Die herrliche That Gottes, die eben geschehen war, wird, zwar mit dichterischer Begeisterung, aber doch so dargestellt, daß man, auch ohne die Geschichte aus der vorhergegangenen Erzählung zu kennen, sie aus diesem Liede vollkommen richtig ersehen könnte; denn das Bild von dem verzehrenden Feuer, welches in V. 7. gebraucht wird, aber auch sehr natürlich ist, und nahe liegen mußte, gibt sich sogleich als Bild zu erkennen, weil in V. 1. die einfache historische Thatsache schon genannt ist; die dann auch V. 8. weiter ausgeführt wird. *)

Ferner das Lied der Deborah, Richt. 5., geht ebenfalls von der einfachen historischen Grundlage aus, und schildert nach dem Eingange, in welchem zum Lobe des Herrn aufgefordert wird, der durch die Gesetzgebung mit seinem Volke ein Bündniß gemacht hatte, welches eben den Grund der gegenwärtigen Errettung, wie der früheren Preisgebung, bildete (vgl. Ps. 68, 8. 9., 2 Mos. 19, 18., 5 Mos. 33, 2.), notorisch den Zustand Israels in der Unterjochung, die Rüstung zum Kampfe, dann die Schlacht, endlich die Niederlage und den Tod Siserah's. Mitten in dieser Schilderung steht V. 20. und lautet so: „Vom Himmel wurde gestritten, die Sterne aus ihren Bahnen stritten wider Siserah." Diese Worte können unmöglich eine bloße dichterische Floskel seyn; man sähe gar nicht ein, wie diese auf einmal hierher käme, zumal da grade V. 19. rein historischen Inhalts ist und auch V. 20. kaum anders aufgefaßt werden kann. Vielmehr ist es dem ganzen Charakter des Liedes gemäß, auch hierin die Schilderung eines wirklich vorgefallenen Ereignisses zu erblicken. Halten wir C. 4, 15. dagegen, so widerspricht uns dieser Vers gar nicht, sondern wenn es heißt: Der Herr schreckte den Siserah vor der Schärfe des Schwerdtes, so ist damit gar nicht ausgedrückt, ob er dies unmittelbar oder durch besondere begleitende Umstände gethan hat. — Die Sterne erscheinen also als ein Heer, welches am Himmel in Schlachtordnung vorrückt, jeder streitet von seiner ihm vorgezeichneten Stellung aus wider Siserah. Fragt man nun, was denn die Sterne zum Verderben Siserah's mögen beigetragen haben, so kann man freilich zu keinem völlig bestimmten Resultate gelangen, aber Vermuthungen können doch aufgestellt werden, die, wenn sie auch die Wahrheit nicht treffen sollten, der Behauptung, daß diese Stelle eigentlich zu verstehen sey, keinen Eintrag thun. Es liegt wohl am nächsten die Annahme, daß sie sich verhüllten und ihren Glanz gleichsam zurückzogen, d. h., daß bei einbrechender Nacht der Himmel sich bedeckte, und also den Fliehenden nicht einmal das Sternenlicht zu Gute kam. Damit hängt dann der folgende Vers zusammen, wo es heißt: Der Bach Kison wälzte sie u. s. w. Wir denken uns nämlich die Sache so — und in der vorangehenden Erzählung C. 4. liegt kein Grund gegen diese Ansicht —: die Feinde, wenigstens zum Theil an den Bach Kison gelehnt, wurden bei hereinbrechender Nacht zurückgeworfen, Viele kamen bei der Verwirrung, welche durch ein entstandenes Regenwetter, wo nicht gar Ungewitter, noch vermehrt wurde, in dem schnell anschwellenden Bergwasser um, Andere wurden durch die Finsterniß verhindert, auf dem schlüpfrigen und schluchtenreichen Gebirgsterrain weit zu entfliehen, und geriethen so am Morgen in die Hände ihrer Verfolger (daß die Verfolgung bis nach Haroseth [4, 16.] am Tage der Schlacht anzunehmen sey, ist schon wegen der ziemlich bedeutenden Entfernung unwahrscheinlich — nicht leicht möchte nach dem Kampfe der Sieger zu Fuß [4, 10.] den Feind noch 6—8 Meilen über Gebirgsland verfolgen). — Verstehen wir nun auch diese Stelle eigentlich, so läßt sie sich durchaus nicht für die Auffassung des Sonnenstillstandes, wie sie jener Aufsatz ausspricht, anführen. —

Wir müssen auch noch Habak. 3. näher betrachten. Obgleich hier nicht der Ort ist, das ganze Capitel genau zu exegesiren, was manche Schwierigkeiten darbietet, zeigt sich doch leicht so viel, daß der Prophet in seinem Gebete um Erbarmung bei dem bevorstehenden Strafgerichte Gottes es so macht, wie es in den Psalmen so oft geschieht, und wie es mehr oder weniger jeder Gläubige macht: nämlich er gedenkt der vergangenen Tage, wo der Herr seinem Volke so viel Gnade und Erbarmung erwiesen hat, und gründet darauf seine Bitte und seine Hoffnung für das, was da kommen soll. Weil der Herr sein Volk nach Canaan geführt, nachdem er es aus Aegypten errettet, weil er es auch nachher immer wieder aus der Hand seiner Bedränger gerissen, darum wird er auch jetzt mitten in seinem Zorn ihm gnädig seyn — dies scheint der Grundgedanke des Liedes zu seyn, welcher allerdings in poetischen Ausdrücken ausgeführt ist, aber doch finden diese Ausdrücke theils in der Geschichte ihren Anschließungspunkt, theils dienen sie nur, Gott in seinem Handeln anschaulich darzustellen (daraus, daß das Gebet für die Zukunft auf die Vergangenheit gegründet ist, erklärt sich auch die Abwechselung des Präteriti mit dem Futuro: Der Herr wird wieder von Theman als Erretter kommen, und der Heilige von Paran, weil er schon einmal so gekommen ist [5 Mos. 33, 2.]. Der Herr hat sich aufgemacht, seinem Volke zu helfen, er wird es auch wieder thun). Ist aber einmal die ganze Grundlage historisch, so kann V. 11.: „Sonn und Mond standen still in ihrer Wohnung," mit Fug und Recht von der Jos. 10. beschriebenen Begebenheit verstanden werden. Wie wäre es dann aber möglich, sich für die bewußte Auffassung der letzteren Stelle auf diese Stelle im Habakuk zu berufen, da ja vielmehr die Auffassung dieser Stelle von der im Josua abhängig ist!

Wir haben also gesehen, daß die angeführten Parallelstellen dem rein bildlichen Verständnisse des Sonnenstillstandes nicht sonderlich günstig sind; wir sind aber dabei immer von der An-

*) Auch hier kann man sagen, daß dem Bilde vom verzehrenden Feuer die historische Thatsache zu Grunde liegt, welche 2 Mos. 14, 24. 25. erzählt wird. Viele Ausleger verstehen ja, wie bekannt, die Stelle so, daß der Herr, ähnlich wie 3 Mos. 10, 2., 4 Mos. 11, 1 u. s. w., tödtende Blitze aus der Feuersäule habe hervorgehen lassen.

nahme ausgegangen, als wenn Alles von V. 12—15. Citat aus dem Buche des Gerechten wäre. Wir wollen jetzt aber die Gründe prüfen, welche in dem Aufsatze für diese Annahme entschieden haben. Der erste und bedeutendste ist der, daß V. 15. wörtlich in V. 43. wiederholt wird, und daß man nicht wisse, was man mit ihm anfangen solle, wenn man ihn nicht mit zum Citate rechne. Wollten wir hiegegen eine von den gewöhnlichen Annahmen der älteren Theologen wieder geltend machen, so könnte man mit Recht behaupten, daß wir dadurch nur unsere Verlegenheit bewiesen; allein es liegt eine andere Erklärung so nahe, daß man sich wundern muß, sie fast immer übergangen zu sehen. Es begegnet bei uns Leuten von geringerer Bildung beim Erzählen so oft, daß sie, weil sie das zu Erzählende nicht von vorn herein übersehen, etwas voraufnehmen, was erst folgen sollte, oder später etwas nachholen, was früher hätte stehen sollen. In solchen Fällen hilft sich denn der Erzähler durch eine hinzugefügte Partikel (wie: vorher u. dgl.), um der entstandenen Undeutlichkeit und Verworrenheit wieder abzuhelfen. Im Hebräischen aber, wo wir bei der so sehr einfachen Erzählungsweise, die hier durchaus nicht Sache der Kunst ist, wie bei höher kultivirten Völkern, nicht selten auf dergleichen Anticipationen und Nachholungen stoßen, kann bei dem Mangel an Partikeln nur so die rechte Ordnung wiederhergestellt werden, daß man, um eben das Nachgeholte als etwas Nachgeholtes zu bezeichnen, das schon früher erzählte, der Zeit nach aber erst später erfolgte Faktum, noch einmal kurz anführt. Hierzu finden wir im Buche Josua selbst Belege; C. 3, 16. 17. heißt es schon: „Also ging das Volk hinüber gegen Jericho, und die Priester, die die Lade des Bundes trugen, standen also im Trockenen mitten im Jordan, und ganz Israel ging trocken durch, bis das ganze Volk über den Jordan kam.“ Darauf wird im Anfange von C. 4. der Befehl des Herrn an Josua hinsichtlich der zwölf Steine berichtet, der natürlich vor dem Durchgange durch den Jordan ertheilt, und auch wohl vor Vollendung des Durchganges ausgeführt worden ist. Dann wird in V. 10. eigentlich V. 17. des vorigen Capitels nur wiederholt, und bildet nur den Uebergang zur ferneren Erzählung. Allein diese wird durch V. 15—18., welche eine weitere Ausführung von V. 11. enthalten, schon wieder unterbrochen. Aehnlich, wenn auch nicht ganz gleich, ist 1 Mos. 39, 1. Das ganze C. 38. bildet eine Unterbrechung, die sich freilich schon an und für sich als Unterbrechung kund gibt; 39, 1. aber wird nun die Erzählung zum Zeichen, daß sie unterbrochen war, fast mit denselben Worten fortgesetzt, mit denen sie aufgehört hatte. — Dergleichen Stellen begünstigen doch ohne Zweifel die Annahme, daß im vorliegenden Falle das in V. 5. Erzählte von dem Verf. selbst voraufgenommen und das Folgende bis V. 42. eine Nachholung seyn kann, die er sogleich anbringt, weil er sich besinnt, daß man fragen möchte, was nun aus den fünf Königen geworden sey, und die er durch V. 43. eben als etwas Nachgeholtes bezeichnet. —

Zweitens wird dafür, daß auch die Worte hinter der Citationsformel noch mit zu den aus dem Buche der Gerechten genommenen gehören, gesagt, es sey auch in diesen Worten der Rhythmus unverkennbar. Allein theils mag wohl der Umstand, daß so eben das dichterische Buch angeführt worden ist, sehr bestechlich seyn, und leicht einen Rhythmus erblicken lassen, wo keiner ist, theils ist, wenn der Rhythmus wirklich vorhanden seyn sollte, immer noch die Annahme möglich, daß der Verf., weil er eben das Buch des Gerechten kannte, unwillkührlich einigermaßen den Rhythmus desselben nachbildete. Was soll aber in

V. 15., auf den es dabei doch am meisten ankommt, für ein Rhythmus seyn? So gut wie dieser Vers müßte auch V. 43. rhythmisch seyn, welcher im Hebräischen ganz dieselben Worte enthält. Ist aber V. 15. nicht rhythmisch, so kann eben nur das über diesen Vers Gesagte das Richtige seyn. Sollten aber wenigstens die Worte: „Also stand die Sonne“ bis „stritt für Israel“ noch mit zum Citate gehören, so hätten wir hier eine Art zu citiren vor uns, die im Hebräischen schwerlich ihres Gleichen finden möchte.

(Schluß folgt.)

Bitte an Prediger, sich der Armen- und Krankenhäuser anzunehmen.

(Schluß.)

Wenn du etwa daselbst zu predigen hast, so nimm es darum nicht etwa leicht damit, weil du nicht vor der versammelten Gemeinde redest, sondern bereite dich sorgfältig vor durch Gebet und ernste Betrachtung, denn hier grade ist es recht nöthig, daß du allen Trost des göttlichen Wortes und allen Ernst seiner Ermahnungen mit Weisheit aussprechest. Geuß aus die Verheißungen der Schrift über die, welche sich gedemüthiget haben unter die gewaltige Hand Gottes, von der sie zu ihrem Heile gezüchtiget worden, die sich gebeugt haben unter die Rechte dessen, der sie hier entbehren und leiden läßt, um ihnen dereinst die Fülle seiner Herrlichkeit zu schenken, wenn sie bekehret, geläutert und geübet sind! Lehre aber auch erkennen und laß empfinden den Feuereifer Gottes wider die unbußfertigen Sünder. Die Sünden, mit denen du es hier besonders zu thun hast, sind Ungeduld, Murren wider Gott, Neid, Bitterkeit des Herzens, Lügen, Afterreden, Trägheit und Betrug. Strafe sie; thue es aber mit barmherziger Liebe und Geduld, damit du nicht die so leicht zu erbitternden und vielleicht schon erbitterten Herzen der Kranken und Armen verstockt machest! Ich habe schon Manchen gefunden im Armen- und im Krankenhause, dessen Trübsal heiß war, der aber den Namen Gottes lästerte und nicht Buße that, ihm die Ehre zu geben. Solche sind ja wohl des tiefsten Mitleids und der vorsichtigsten Behandlung bedürftig. — Sorge ferner dafür, daß es dem Hause nicht an Bibeln fehle, aber siehe dann auch zu, daß und wie sie gelesen werden, damit man nicht etwa bloß die Bücher der Könige und andere geschichtliche zum Zeitvertreibe lese, wie ich das gefunden habe. Gib Anleitung zum rechten Bibellesen und bespricht dich über das Gelesene. Es haben mir Manche, z. B. auch Handwerksburschen, die in das Krankenhaus gebracht worden waren, gestanden, daß sie seit Jahren hier zum ersten Male wieder die Bibel in die Hand genommen und gelesen hätten. Sie haben mich hernach, ehe sie weiter wanderten, besucht, und ich habe ihnen ein ernstes Wort auf den Weg mitgeben können. — Hilf auch dem Mangel an Gesangbüchern ab, damit die, welche fähig sind, auszugehen, die Kirche besuchen können. Du bereitest dir damit auch Zuhörer in den leeren Wochenkirchen. — Auch Traktate theile aus, wenn du gute hast, und veranlasse die, denen du sie gegeben, sich darüber auszusprechen. Sie weisen auf Gottes Wort hin, wecken auf und regen Fragen an, deren Beantwortung dir dann Gelegenheit gibt, dich mit specieller Berücksichtigung der Fragenden über den wahren Weg zum Leben auszusprechen, von dem jenes Büchlein doch nur im Allgemeinen reden können. — Sehr nütz-

lich wird es seyn und dir dein Wirken sehr erleichtern, wenn du unter den Bewohnern des Hauses immer Einen hast, der geschickt und bereit ist, den Uebrigen als Vorleser zu dienen. Suche immer Einen oder Mehrere dazu bereitwillig zu machen und gib ihnen besonders solche Bücher, die das Eine, was noth ist, in erbaulichen Geschichten nahe legen, zum Vorlesen in die Hände. Wie viele müssige Stunden gibt es in solchen Häusern, die Etliche unter unnützen Geschwätzen, Andere in einem dumpfen Brüten über allerlei finsteren Gedanken und bitteren Grübeleien hinbringen, während Andere schlafen, weil sie nicht wissen, wie sie die drückende Langeweile vertreiben sollen. Mancher wird in solchen Stunden gern etwas vorlesen hören, namentlich eine Geschichte. Er wird zunächst vielleicht nur deshalb zuhören, weil ihm nun die Zeit nicht lang wird, dabei aber an diese und jene heilsame Wahrheit erinnert werden und ihr sein Herz nicht ganz verschließen können. Ich glaube aber, durch eigene Erfahrung belehrt, daß unter einer einigermaßen größeren Zahl von Armen oder Kranken immer Einer oder der Andere seyn wird, der den Uebrigen durch Vorlesen dienen kann und dazu willig ist. — Ist es gewöhnlich, daß der Aufseher oder die Aufseherin des Hauses Betstunden mit den Bewohnern hält, so laß diese ja nicht eingehen und siehe auch zu, daß sie ernst und würdig gehalten werden. Sey zuweilen selbst dabei gegenwärtig. — Suche auf die, welche die unmittelbare Aufsicht über das Haus haben, zu wirken, daß nicht ein schlimmerer Geist von ihnen ausgehe und daß sie nicht durch Lästern, unchristlichen Zorn, Habsucht, Schelten und Fluchen ein böses Beispiel geben. Bemühe dich, zu erlangen, daß wahrhaft christliche oder doch ehrbare Leute dazu gewählt werden, und siehe zu, daß du durch Beweise der Liebe und des Vertrauens dir ihr Herz geneigt machest, damit sie dein Wirken nicht hindern durch böswillige Einreden und Verdächtigungen, denen ernste Seelsorger so sehr ausgesetzt sind. — Wenn dir Gott die Gnade geschenkt hat, daß du in deiner Gemeinde eine Anzahl gläubiger, ernster Christen hast, so veranlasse diejenigen unter ihnen, von denen du glaubst, daß sie die dazu nöthige Weisheit haben, die Armen oder Kranken, mit denen sie etwa Bekanntschaft haben, zu besuchen, um vielleicht dabei auf sie und die Anderen zu deren Erweckung und Trost zu wirken. Ihr Wort und Wesen werden manchmal mehr Frucht bringen an einem Herzen, als deine eigene Arbeit. — Sey bereit, die Armen und Kranken auch durch Gaben der Liebe zu erfreuen und zu erquicken. Scheue dich nicht, für sie zu betteln, sey aber vorsichtig in Austheilung der Gaben, damit sie nicht gemißbraucht werden, oder Neid und Erbitterung erregen, was du freilich nicht stets wirst hindern können. — Dieses Alles aber weihe und heilige durch Gebet zu dem Herrn. Rufe ihn ohne Unterlaß an, daß er dein Thun reinigen und segnen wolle, damit es ihm wohlgefällig sey und Gutes wirke!

Wenn wir uns also in herzlicher Liebe der Armen- und Krankenhäuser annehmen, so kann das nicht ohne Segen für uns und Andere seyn. Freilich wird unser Herz nicht selten voll Jammers über das Elend seyn, das wir erblicken werden, wir werden aber auch immer tiefer erkennen lernen, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und immer demüthiger und dankbarer preisen die wunderbare Gnade Gottes, seine unaussprechliche Liebe, mit der er seinen eingebornen Sohn gegeben hat, uns vom Verderben zu erlösen. Es wird uns oft scheinen, als arbeiteten wir vergeblich, aber er wird uns doch auch wieder hie und da die Macht seines Wortes und seines Geistes sehen lassen. Ich könnte davon wohl manches Beispiel erzählen, wenn es sich für öffentliche Mittheilung eignete. Eines nur will ich anführen. Ich wurde einst in das Hospital gerufen, weil zwei Kranke das heilige Abendmahl genießen wollten, und als ich hingekommen war, ließ mich noch ein Dritter bitten, es ihm zugleich zu reichen. Dieser war ein Mann, der durch lüderliche Wirthschaft und durch den Trunk nicht bloß sich und seine Familie an den Bettelstab gebracht, sondern auch seine Gesundheit völlig zerstört hatte. Er hatte die Auszehrung, konnte aber dabei herumgehen, lebte jedoch in beständigem Zanke mit den übrigen Armen und Kranken, die sich vor seiner trotzigen Brutalität fürchteten und mir oft von den schrecklichen Flüchen erzählten, die er wider sich selbst und Andere ausstieß. So oft ich ihn angeredet und ihn ermahnt hatte, hatte er wenig oder nichts geantwortet. Ich willigte ein, auch ihn an der Feier des heiligen Abendmahls Theil nehmen zu lassen, was ich nicht verweigern zu dürfen glaubte. Vorher aber predigte ich den beiden Anderen und besonders ihm so ernstlich, als es mir gegeben ward, die Nothwendigkeit der Buße und des Glaubens zum würdigen Genusse des Leibes und Blutes Christi zur Vergebung der Sünden und Seligkeit. Ich erinnerte ihn, wie gräulich grade die Sünden, deren er sich schuldig gemacht, vor dem Angesichte Gottes seyen und wies ihn darauf hin, wie er dadurch auch den Seelen Anderer Aergerniß gegeben habe. Er schien unbewegt zu bleiben und fast gereute es mich, daß ich ihn jetzt schon zum heiligen Abendmahle zugelassen hatte. Zuletzt verlangte ich von den anderen Beiden und von ihm das Bekenntniß, ob ihm seine Uebertretungen von Herzen leid seyen, ob er Glauben habe an Gottes Gnade in Christo Jesu und den ernsten Vorsatz, unter dem Beistande des heiligen Geistes die Tage, welche ihm Gott noch schenken werde, zu gewissenhafter Sorge für das Heil seiner Seele anzuwenden. Er schwieg einige Augenblicke, während welcher man den Kampf in seinem trotzigen, zwischen Bangigkeit und Stolz schwankenden Herzen auf seinem Gesicht ausgedrückt sahe, dann drangen plötzlich Thränen zwischen den Augenwimpern hervor und liefen über sein Gesicht. Das trotzige Herz war zerbrochen und er sprach mit bewegter Stimme: Ja! Ich konnte bemerken, welchen Eindruck dieses plötzliche Weinen des harten Mannes auf die Anwesenden, deren außer den beiden Communikanten noch mehrere waren, machte. — Ich weiß nicht, was schon vor dieser Stunde in ihm vorgegangen seyn mochte, aber er war nun ein anderer Mann. So oft ich jetzt zu ihm kam, fand ich ihn weich und willig zu hören, in Anerkennung seiner Schuld und in Verlangen nach einem reinen Herzen und nach der Seligkeit. Seine Krankheit ward bald sehr heftig, aber als er nicht mehr sprechen konnte, streckte er mir die abgezehrte und zitternde Hand aus dem Bette entgegen, wenn ich kam, indem er mir zu verstehen zu geben suchte, daß ihm mein Kommen lieb sey. Er starb und ich hoffe — als ein Mensch, den der Herr nicht von seinem Angesichte hinweggestoßen haben wird.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

(Beilage zur evangelischen Kirchen-Zeitung.)

Anzeige.

Unter dem Titel: Beleuchtungen des Zeitgeistes, wird mit Anfang künftigen Jahres alle Monate in einem Quartbogen ein neues Blatt erscheinen von folgendem Plan und Inhalt:

1. Sammlung der verschiedenen politischen Ansichten und Grundsätze des Tages zur Beleuchtung der Streitpunkte auf eine neue Art.
2. Anzeige der öffentlichen Ereignisse, welche in der Masse von Neuigkeiten das Wesentliche sind; und Bedeutung derselben.

Beides mit Hinblicken in die Zukunft, so weit diese nach sicherem Leitfaden schon zu berechnen ist.

Da die Unternehmung eines solchen Blattes immer mehr Zeitbedürfniß scheint, und seit längerem vielseitig begehrt wird, so hofft der Unterzeichnete um so zuversichtlicher auf gütige Aufnahme dieses Versuchs.

Der Preis für den Jahrgang ist netto Btz. 15, hier in Bern genommen und vorauszubezahlen. Briefe und Geld werden nur franco angenommen. Man kann sich zu jeder Zeit abonniren: auswärts bei allen soliden Buchhandlungen; in Basel bei C. F. Spittler, welcher gegen frankirte Briefe das Exemplar netto à fl. 1. 12 kr. oder netto 18 ggr. berechnet; im Kanton Bern beim Verleger.

Bern, den 15. Dec. 1832.

Friedrich Gaudard, Buchbinder,
Marktgasse No. 88 in Bern.

C. F. Spittler in Basel, zeigt zugleich an, daß nächstens wieder frische Abzüge des erst in seinem Verlage erschienenen Choralbuchs (neu bearbeitet von Louise Reichhardt) zu haben seyn werden.

Von der Sammlung geistlicher Lieder wird bei Abnahme von 10 Exemplaren der Preis à 48 kr. oder 12 ggr. gestellt; unter dieser Anzahl aber à fl. 1. oder 16 ggr. berechnet. — Die feine Ausgabe auf Velin-Papier kostet fl. 1. 30 kr. oder Rthlr. 1.

Der

Sonntagsgast.

Eine christlich-religiöse Wochenschrift.

Berlin, bei C. W. Fröhlich und Comp.

Ueber dieselbe äußert sich der evangelische Bischof und General-Superintendent der Provinz Sachsen, Herr Dr. Dräseke, folgendermaaßen:

„Der Aufforderung, über eine neue Wochenschrift, welche zu Berlin, an jedem Sonnabend, auf einem halben Bogen, seit Anfange dieses Jahres, unter dem Titel der Sonntagsgast herauskommt, und als deren verantwortlicher Herausgeber Dr. Karl Dielitz daselbst sich nennt, zu ihrer weitern Bekanntwerdung und Verbreitung ein Wort zu sagen, wird um so bereitwilliger hiedurch entsprochen, als die erwähnte Schrift lediglich dem christlich-religiösen Interesse dient, dieses wecken und unterhalten will, nach den Probeblättern zu urtheilen, ihren Zweck durch gehaltvolle kurze Aufsätze, Betrachtungen, Erzählungen, Gnomen u. s. w. verfolgt, dabei das Kirchenjahr sinnig begleitet, man kann sagen commentirt.

Der Preis ist verhältnißmäßig billig.

Leser, die durch leichte, lose Lektüre noch nicht verwöhnt sind, eben so gern nachdenken als phantasiren, für das Höhere Sinn haben und auf die heiligsten Angelegen-

heiten ihres Lebens sich ohne Widerstreben hinweisen lassen, werden freundlich den Sonntagsgast zu sich einladen und ihm eine Stätte bereiten.

Magdeburg, am 26sten Februar 1833.

Der Bischof der evangelischen Kirche,
Dr. J. H. B. Dräseke."

Alle Buchhandlungen und alle Postämter des In- und Auslandes nehmen auf dieses Blatt die vierteljährliche Pränumeration mit Einem Viertel Thaler an. Neu hinzutretende Abonnenten, welche es complett zu besitzen wünschen, können gegen Einzahlung von Einem halben Thaler für den halben Jahrgang von Januar bis Juli noch die ersten 14 Nummern nachgeliefert erhalten; nur werden sie wohlthun, sich bei dem resp. Postamt oder der Buchhandlung ihres Wohnorts unverzüglich zu melden, da, wegen des sich stark mehrenden Absatzes, vollständige Exemplare bald nicht mehr geliefert werden können.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 3. April. № 27.

Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur.

(Fortsetzung.)

Unter dieser Ueberschrift lieferte der Verfasser schon vor zwei Jahren (Jahrg. 1831, Aprilheft) den Anfang eines Aufsatzes, der durch die mit lebhafter Theilnahme aufgenommenen und hie und da gleich auszuführen begonnenen Vorschläge zur Errichtung christlicher Leseanstalten veranlaßt wurde. Die Fortsetzung zu liefern wurde er bis jetzt durch mancherlei Ursachen verhindert; das Angefangene aber nicht ganz liegen zu lassen wird er von mehreren Seiten ersucht.

Für jetzt wollen wir wenigstens den dort nach den allgemeinen Bemerkungen über die beste Einrichtung christlicher Leihbibliotheken begonnenen Theil der Uebersicht der ascetischen Litteratur, die Uebersicht der christlichen Biographien, so weit unsere Kenntniß reicht, zu vervollständigen suchen. Wir wählen hier aber eine von der früheren etwas abweichende Weise der Bearbeitung. Um diese Mittheilung auch denen genießbarer zu machen, welche weder bei der Errichtung vorbezeichneter Institute thätig, noch im Stande sind, sich die anzuzeigenden Bücher zu verschaffen, geben wir aus manchen weniger bekannten und früher noch nicht ausführlicher in diesen Blättern besprochenen ausführlichere Auszüge. Dadurch vermeiden wir zugleich den unangenehmen Eindruck, welchen die rasche Folge von Urtheil auf Urtheil beim Verf. nicht weniger, wie bei seinen Lesern hervorrufen muß. Dann werden wir nicht so ausschließlich, wie früher, unseren Blick auf die Brauchbarkeit für christliche Lesebibliotheken für das Volk richten, in der Hoffnung, daß man sich nicht auf solche beschränken, daß man vielmehr auch an die Befriedigung anderweitiger Bedürfnisse, namentlich der Studirenden auf den Universitäten, denken werde.

Wir geben zuerst Nachträge zu der schon zu Ende geführten Uebersicht der Selbstbiographien. Hier würde die eigene Lebensbeschreibung J. J. Moser's uns sehr zum längeren Verweilen einladen, wenn nicht schon früher (Jahrg. 1829 S. 113 ff.) ausführliche Auszüge aus diesem sehr anziehenden Buche gegeben worden wären. Das feindliche Verhältniß des trefflichen Mannes zu Zinzendorf und zur Brüdergemeinde verdiente in seinen tieferen Ursachen noch eine sorgfältigere Beleuchtung, als ihm dort zu Theil geworden. Die persönlichen unangenehmen Berührungen geben sich hier leicht als Ausflüsse einer Grundverschiedenheit in der christlichen Richtung zu erkennen, wie sie sich in größerem Maaßstabe in dem Gegensatze der Hallischen Schule und der Brüdergemeinde kund gegeben hat. Eben deshalb aber gibt dieser Streit reiche Lehre für die Gegenwart. Denn die Versuchung, der hier beide Theile auf so betrübende Weise unterlagen, muß sich ja täglich wiederholen, und es läßt sich an solchem Beispiele recht einleuchtend zeigen, welche traurigen Folgen es nach sich zieht, wenn man die Einseitigkeit und die anklebende Sündhaftigkeit der eigenen christlichen Individualität, hier besonders Trockenheit und nüchterne Verständigkeit, übersieht, und dadurch zur Unduldsamkeit gegen die Mängel der entgegenstehenden, hier übermäßige Gefühligkeit und damit zusammenhängende Unlauterkeit im Leben und Unklarheit in der Lehre, verleitet wird. Zugleich aber würde eine solche Darstellung ein trostreiches Resultat liefern. Sie würde nachweisen, wie der Herr die Seinen kennt, und wie der christliche Grund auch bei denen vorhanden seyn kann, die sich gegenseitig denselben absprechen.

Wir schließen hier gleich die Hinweisung an auf Moser's, des Sohnes, „Doktor Leidemit. Fragmente von seiner Reise durch die Welt, seinen Gedanken, Wünschen und Erfahrungen," Frankf. 1783, nicht etwa bloß, weil wir sonst keinen Platz für dieses Buch in unserer Uebersicht aufzufinden wissen, sondern vorzüglich deshalb, weil es, obgleich ohne allen historischen Bestandtheil, doch dem Wesen nach ganz in die Klasse der Biographien gehört. Es gibt die Quintessenz aus dem Leben des Verf., das bleibende geistige Eigenthum, was er durch Gottes Gnade aus einem vielfach bewegten Leben gewonnen. Er hat auf diese Weise sich von den von ihm selbst so treffend geschilderten Schwierigkeiten einer eigentlichen von ihrem Verf. bei eigenen Leibes Leben bekannt gemachten Selbstbiographie befreit; die Gefahr zu heucheln, das eigene Ich zu ehren und dadurch zu stärken, ist so bei weitem geringer. Aber freilich, man vermißt nun auch das Interessante einer eigentlichen Biographie. Bloße Aphorismen liest Niemand gern, und es gehört die ganze Gabe des Verf. dazu anziehend und pikant zu schreiben, um zu bewirken, daß man zu diesem Buche, wenn man es auch nicht

nach einander durchliest, doch stets wieder zurückkehrt. Der Verf. hat seinen Stoff unter gewisse allgemeine Rubriken vertheilt, z. B. das Antichristenthum unserer Zeit im Grundrisse, Bekenner der Wahrheit, Beruf, Brüdergemeinde, Geduld (ein besonders reichhaltiger Abschnitt, weil der Verf. in dieser schönen, aber schweren und seltenen Wissenschaft, „das Kräutlein patientia wächst nicht an allen Orten," einen besonders gründlichen Kursus durchgemacht hatte), der Prediger, Verläumdung (ebenfalls sehr reichhaltig) u. s. w. Gewöhnlich setzt der Verf. seinen Betrachtungen einen Bibelspruch, fast durchgängig aus den historischen Büchern des A. T., besonders aus der Geschichte Joseph's und Mosis, aus der er die seinige vorzugsweise verstehen gelernt, voran. Doch bindet er sich nicht an diese Form.

Merkwürdig ist zu sehen, wie der Sohn wieder gut macht, was der Vater sich in Bezug auf die Brüdergemeinde zu Schulden kommen lassen. Ihm wurde freilich die Annahme einer richtigeren Stellung sehr erleichtert. Er war vielseitiger durchgebildet, freier von Vorurtheilen, weniger eingeengt durch die Abhängigkeit von einer Schule, lebhafter, regsamer, mehr von dem guten Elemente der Brüdergemeinde in sich tragend. Diese hatte sich unterdessen, besonders durch Spangenberg's Einfluß, mehr von den früheren Auswüchsen befreit, freilich schon zum Theil auf Kosten der jugendlichen Frische, aber doch so, daß sie ihren Namen noch mit vollkommenem Rechte führte, und als ein wahres Salz der Welt angesehen werden konnte. Der herrschende Unglaube drängte die zerstreuten Gläubigen zusammen, und ließ ihnen über der Einigkeit in dem Einen was Noth thut die niederen Verschiedenheiten verschwinden.

Wir heben hier die Hauptstelle über die Brüdergemeinde aus, auch deshalb, weil die Wahrheit ihres Grundgedankens, daß die christliche Wahrheit stets an dem verderbten geistlichen Stande seinen eifrigsten Gegner habe, sich auch in unseren Tagen von neuem bestätigt, ganz natürlich, da der allgemeine Gegensatz des natürlichen Menschen gegen das Christenthum hier noch verstärkt wird durch die Regungen des Gewissens in Bezug auf die Amtsführung.

„Wenn Gott die Reinigung und Verbesserung einer kirchlichen Verfassung vor hat, so ist auf Theologen von Profession und ihren Beistand und Unterstützung, oder auch nur Begriff und Beifall am allerwenigsten zu rechnen. Als die Oekonomie des Alten Bundes zu Ende ging, waren die Priester und Schriftgelehrte die bittersten Feinde und Verfolger Jesu und seiner Lehre, die dummsten in dem ganzen Volk, um die Schrift zu verstehen, die von ihm zeugte. Huß und andere Zeugen der Wahrheit wurden nicht von den Laien, sondern ihren eigenen Collegen und Professionsgenossen dem Scheiterhaufen zuerkannt. Wie ging es hernach zur Zeit Luther's? Die Fürsten und Laien waren immer billiger, toleranter, von der Wahrheit überzeugter, für sie portirter, als die Bischöfe, die Gelehrte und überhaupt die Klerisei. So ging es in der weiteren Folge. Spener und Franke hatten an ihren Con-Theologen die stärksten Hasser. Als Gott in unseren Tagen durch den Dienst des sel. Grafen von Zinzendorf die Brüdergemeinden sammelte und dieser Sauerteig den ganzen Teig des Protestantismi zu durchsäuren anfing, so waren Könige und Fürsten, Lords, Freiherrn, Staatsmänner, Generals, Soldaten, Juristen, Aerzte, Philosophen und Tausende von den Unmündigen, aus denen sich der Herr sein Lob zubereitet, von der Göttlichkeit, von dem Segen des Werks gerührt und überzeugt, und eine Menge aus ihnen wurden, zu ihrem ewigen Glück, selige Pilgrimme auf Golgatha. Nur die Theologen hätten sie, wo es in ihren Kräften gestanden, von dem Erdboden vertilgt. Wasser und Weide wurde ihnen, durch ihren Dienst, wirklich hie und da aufgesagt; Kaiser Joseph II. war in Herrnhuth und war mit Entzückung da; Prinz Heinrich von Preußen, der menschenliebende Held, hat sich nicht geschämt, zu bekennen: daß er das schönste Stück menschlicher Verfassung gesehen habe, da er die Kinderanstalten in Herrnhuth gesehen; Held Laudon rechnet die drei allda zugebrachte Tage zu den vergnügtesten seines Lebens; wenn ein Lutherischer Candidat überführt würde, einen Tag in Herrnhuth gewesen zu seyn, er würde an vielen Orten auf sein ganzes Leben von der Pfarre ausgeschlossen seyn.

Daß diese Gesinnung bei Vielen aus der allgemeinen Feindschaft aller geistlich todten Menschen gegen Christum und sein Kreuz herkomme, daran ist wohl kein Zweifel; bei vielen Anderen aber trifft auch zu: Sie eifern, aber mit Unverstand.

Dieser Unverstand ist theils theoretisch, theils praktisch. Letzterer ist der mißlichste, es ist der Fall Sauli, ehe er Paulus wurde; er war von der strengsten Sekte der Jüdischen Kirche, ein orthodoxer, redlicher Mann, er kannte aber Jesum nicht. Sobald er ihn aber erkannte, war er dem Licht treu und ging hin in Geisteskraft, zu predigen Christum den Gekreuzigten, den Griechen eine Thorheit und den Juden eine Aergerniß. Mit solchen Leuten läßt sich über die Oekonomie des Gnadenreichs nichts reden, noch bedeuten, denn sie sind nicht drinnen, wiewohl sie in der Kirche sind; sie lehren und predigen die Religion, wie sie solche, gleich anderen Wissenschaften, erlernt haben, eben so, wie ein Kupferstecher die Charte eines Landes sticht, worin er gleichwohl nie gewesen ist. So weit seine Zeichnung reicht und so weit sie zuverlässig ist, so viel theilt er auch mit; ein Mehreres von ihm zu verlangen würde ungerecht seyn. Wäre er in dem Land bekannt und selbst gewesen, dessen Zeichnung er nur hat, er würde von Vielem ganz anders und richtiger urtheilen.

Wenn man also ohne Unbilligkeit das nicht fordern kann, was er selbst nicht hat, so kann man dagegen mit Billigkeit von ihm verlangen, daß er den, so mehr hat, denn er, oder sich doch auf seinen Besitz und Erfahrung, daß er wirklich habe, beruft, nicht beneide und verläumde, nicht zum Lügner, Betrüger und Verführer mache. Dies läuft auf einen theoretischen Unverstand hinaus. Wenn ein Reisender aus Peru bezeugt, daß er daselbst das Gold in Stangen daliegen sehen, wie bei uns das Eisen in den Läden gefunden würde, so kann er dem, der es nicht glauben will, zwar keine kürzere Anweisung geben, als selbst hinzugehen und zu sehen, ob er nicht Wahrheit geredet; wenn aber der Zweifler ihn um deßwillen, weil er in seinem Leben nie mehr, als einige einzelne Goldstücke gesehen, vor einen Betrüger erklären wollte, wie würde man ihn beurtheilen? Wenn ein Bruder aus der Gemeinde unter Beziehung auf seine Erfahrung bezeugt, wie ihm Jesus der Gekreuzigte das höchste Objekt seiner Freude und Trostes, sein göttliches Verdienst die einige Quelle seiner Seligkeit und über dieser begeisternden Empfindung sein ganzes Herz erweicht und himmlisch erquickt sey, so wird ein blöder nach ihm verlangender Laie mit Wehmuth bekennen: Mir ist nicht so; der Theologe wird aber demonstriren: Man könne leben, ohne zu empfinden, das Gefühl gehöre nicht zum Wesen des Christenthums und was jener sage, sey ein Spiel einer kranken und verrückten Imagination. Der Laie begnügt sich, zu denken: Ich habs nicht; der Gelehrte demonstrirt: Weil ich's nicht habe, weil's mein Lehrer, mein College nicht haben, deswegen hat's keiner, deswegen ist's nicht wahrscheinlich, daß man's haben kann. Widerspricht man ihm, so beweist er: daß es unmöglich sey, es zu haben. Von diesem Schlag waren fast

alle theologische Streitigkeiten und so werden sie es wohl immer bleiben; weil diese Herren selten so viel Ehrfurcht vor der Wahrheit haben, um ihr zu Gefallen eine Tagereise, auch wohl nur einen Schritt aus ihrer Studirstube zu thun, aus Furcht, sie möchten durch den Augenschein dessen überzeugt werden, wovon sie sich das Gegentheil einmal eingebildet, auch wohl solches bereits behauptet haben.

Hiezu kommen alle übrige Considerationen und Vorurtheile des Ansehens, der Erziehung, der Meinungen, der Gewohnheit, und der allen Gelehrten vorzüglich eigene Geist der Rechthaberei."

Eine andere Stelle wird interessant durch die Vergleichung der Geschichte mit der darin ausgesprochenen Erwartung, zu der sie auffordert.

„Gott sammelt durch die Brüdergemeinden neue Christen in der so tief verfallenen Christenheit. Es wird die Zeit kommen, und in ihrem Anfang ist sie schon da, wo sie die Worte des Tertullian's sich auch zueignen und sagen können: „„Ob wir wohl erst von gestern her entstanden sind, so haben wir doch Alles, was euch zustehet, allbereits angefüllt. Eure Städte, Schlösser, Immungen, Gesellschaften, eure Kriegsheere, der Kaiserliche Pallast selbst, eure Rathhäuser und Gerichtshöfe sind mit Leuten von unserer Religion besetzt; wir haben euch nichts als eure Tempel zu eurem alleinigen Gebrauch übrig gelassen. Ja, wenn wir uns nur von euch absondern und in entlegene Orte zusammen begeben wollten, so würdet ihr mit Erstaunen erfahren, in was für eine Wüstenei eure Landschaften sollten verwandelt werden.""

Die Brüdergemeinde hat allerdings den Samen der Wahrheit mitten unter einem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht treulich bewahrt; sie hat ihn bei Vielen zuerst ausgestreut, die während der Zeit des Abfalls selbst und in den Tagen der beginnenden Rückkehr ein Salz in der größeren Kirche geworden sind. Aber so abhängig, wie der Verf. es erwartet, hat sich das neue Leben, was er im Glauben vorhersieht, nicht von der Brüdergemeinde gezeigt. Der Herr hat vielmehr seine Verheißung „siehe ich schaffe ein Neues im Lande" mehr unmittelbar ausgeführt. „Er sah, daß da kein Mann, und staunte, daß da kein Vertreter. Und da half ihm sein Arm, und seine Gerechtigkeit, sie unterstützte ihn." Und jetzt steht es so, daß die Zeit nicht mehr fern seyn dürfte, wo die ältere Schwester im Stande ist, der jüngeren das große Darlehen zurückzugeben, das sie ihr zur Zeit der Noth, als der Herr sendete Hunger durch das Land, nicht Hunger nach Brodt und nicht Durst nach Wasser, sondern zu hören die Worte des Herrn, gemacht, und wo diese genöthigt ist, ihre Hülfe anzusprechen, wenn sie, da es nach dem Rathschlusse desjenigen, der die Hungrigen mit Gaben füllt und entlässet die Reichen leer, an sie kommt, nicht verschmachten will.

Mit noch größerer Wärme wie in der vorliegenden spricht sich der Verf. in einer anderen Schrift über die Brüdergemeinde aus: „Friedrich Wilhelm II. Concession für die Evangelischen Brüdergemeinden und Bestätigung der ehevorigen Königlichen Privilegien vom 10. April 1789. Mit erläuternden Anmerkungen von Fried. Carl Freiherrn v. Moser." Mannheim 1790. Gleich anfangs heißt es dort: „Ich habe nicht das wünschenswerthe Glück, ein Mitglied der Evangelischen Brüderkirche zu seyn, von ganzem Herzen ehre und liebe ich sie aber als ein Volk Gottes, als eine Sammlung edler, guter, vortrefflicher, liebens- und verehrungswürdiger Menschen, als eine Gemeinde wahrer Christen, als ein wichtiges und wohlthätiges

Zeichen unserer Zeit, als eine Brechmauer gegen das Antichristenthum unserer Tage, als Bewahrerin der beseligenden Lehre von Christi verdienstlicher Versöhnung, als Salz und Licht in dem, innerer Fäulniß und Finsterniß sich immer mehr nähernden Protestantismus, als einen unschätzbaren Zufluchtsort für Tausende, zur Rettung, Bewahrung und Vervollkommnung, als eine Oekonomie und Anstalt im Reiche Gottes zu einem neuen glücklichen und schon hienieden seligen Menschengeschlecht, als einen lebendigen Beweis von der Möglichkeit der Verbindung reiner Religiosität mit der bürgerlichen Verfassung, und als die Pflanzschule und Werkstätte der auserwählten Werkzeuge, durch welche das Evangelium Jesu Christi noch vielen Völkern verkündiget werden, und die ganze Erde ihn als den Weltheiland erkennen und anbeten wird." —

Dergleichen Aeußerungen sind für die innere Kirchengeschichte des vorigen Jahrhunderts sehr merkwürdig. Sie zeigen, wie fast Alles, was gegen das Ende desselben noch von wahrem Leben vorhanden war, sich an die Brüdergemeinde anlehnte, und lassen auf diese Weise einen Blick thun auf den Plan Gottes mit dieser Gemeinde, auf die Bestimmung, der sie in seinem Reiche dienen sollte. Die Aussonderung einer erlesenen Schaar, die zu anderen Zeiten höchst verderblich gewirkt haben würde, zeigte sich hier als das einzige Mittel, den drohenden gänzlichen Einsturz wenigstens einigermaßen aufzuhalten. Die der Gefahr des Erfrierens ausgesetzten zerstreuten Gläubigen, eilten, wenn es ihre Verhältnisse gestatteten, zu Zeiten zu der Gemeinde hin, um sich an dem Feuer ihres Glaubens und ihrer Liebe zu erwärmen, und, welchen dies nicht verstattet war, die wurden doch durch die besuchenden Brüder beständig wieder aufgefrischt und ermuthigt.

Als Beispiel, wie der Verf. seine Betrachtungen an Schriftstellen anknüpft, heben wir folgende Stelle aus:

„Moses hütete der Schafe Jethro seines Schwähers des Priesters in Midian und trieb die Schafe hinter in die Wüsten. 2. B. Mose 3, 1. Eine sonderbare Zubereitung. Die Schafe in der Wüste hüten, und etliche Wochen darauf der Vorsprecher einer ganzen Nation gegen einen gewaltthätigen König zu seyn. So wird auch ein Joseph aus dem Gefängniß geholt und ist ein paar Tage hernach Statthalter in Aegypten; so wird David von der Heerde weg Bote geschickt, sieht einen Goliath, wird der Erretter seines Volks und der Schwiegersohn eines Königs. Das Unerwartete, das von Niemand vorher Gesehene, das im ersten Anblick geringschätzig, gleichgültig, ja widersprechend Scheinende in den ersten Schritten eines Knechts des Herrn, gehört mit zu der Göttlichkeit seines Berufs, zu dem Decoro dessen, der aus nichts etwas macht. Es ist deswegen so unbereitet nicht, als es dem kurzsichtigen oder übersichtigen Auge der menschlich Weisen scheinet. Moses trieb die Schafe in die Wüste, und in dieser Wüste war es, wo ihm der Herr zuerst erschien, und den wichtigen Beruf an ihn gelangen ließ. Also, liebes Herz, wenn dich der Herr in eine Wüste führet, wo alle dein guter Wille unbrauchbar, deine Talente, Erfahrungen und Einsichten in Tod und Verwesung zu gehen scheinen, wo du vor langer Weile selbst nicht weißt, was du anfangen sollst, laß dir's nicht leid seyn, noch achte die Zeit als verloren, kannst du nichts Besseres thun, ei nun! so hüte die Schafe, da du den Großen und Gewaltigen nicht mehr rathen kannst, führe armen Leuten ihre Processe, da die Krankheiten des Staats, den du heilen wollen, incurabel geworden, gehe spazieren, suche Kräuter, mache Pflaster und Salben, und besuche die Kranken, verbinde die Lahmen und thue Samariterdienst an den Straßen und Zäunen. Wenn der Herr, der dein Herr ist, seine Stunde

ersehen hat, wird er dich finden und rufen; braucht er deiner nicht mehr, so bist du allemal entschuldigt."

Einige kleine Denksprüche werden hier vielleicht für Manchen nicht vergeblich stehen.

„Durch Leiden lernt man leiden; Gott hilft aus einer Noth immer in die andere; man reibt sich an seinem Joch so lange blutig und wund, bis es einschneidet und paßt; man wird Alles gewohnt, und verwundert sich hintennach über sich selbst, daß man sich im Anfang so ungeschickt dazu angestellt. Sich rund machen (in se teres atque rotundus) ist aber ein Kunststück, das uns nicht angeboren ist.

Wenn man gerupft werden soll, so kommt's auf eine Hand voll Federn mehr oder weniger nicht an; nur still gehalten, sie wachsen wieder nach.

Alle Ehen, wobei sich der Mann oder Frau auf gewisse Vorzüge was zu gut thut, wo nicht beide Theile sich's in gleichem Grad für eine Ehre und Glück schätzen, einander zu besitzen, sind, um es kurzweg zu sagen, nicht weit her, nie, nie wird eine wahre, zärtliche, innige Vertraulichkeit, Zusammenschmelzen der Herzen dabei herauskommen.

Je länger man lebt, je mehr findet man Ursache, seine Insufficienz zu fühlen, wieder anzufangen, als Musketier zu dienen, und am Ende Alles auf die unermeßliche göttliche Erbarmung zu setzen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Frankfurt a. M.) Die Buchhandlung von H. L. Brönner daselbst hat seit einiger Zeit angefangen, sich mit besonderem Eifer auf die Herausgabe christlicher Schriften zu legen, die durch ihre vortreffliche typographische Ausstattung, durch ihre Korrektheit und ihren verhältnißmäßig billigen Preis gerechten Anspruch auf die weiteste Verbreitung haben. Eine solche wünschen wir um so mehr, als dadurch der Unternehmer zur Fortsetzung seiner lobenswerthen Bemühungen veranlaßt werden würde. Wie geneigt derselbe ist, allen billigen Wünschen entgegenzukommen, zeigt sein Anerbieten, Vereinen, welche eine bedeutendere Anzahl dieser Schriften bei ihm verschreiben, Parthiepreise zu stellen. Von dem bis jetzt Erschienenen ist Folgendes von allgemeinem Interesse: „Luther's großer Katechismus; als christliches Lehr-, Erbauungs- und Communionbuch nach den Originalausgaben auf's Neue herausgegeben." (Preis sauber geheftet weiß Druckpapier 10 Sgr., Velindruckpapier 15 Sgr.) Die Veränderungen in dieser von einem geschätzten Theologen besorgten Ausgabe bestehen meist nur in Orthographie und Interpunktion. Diese in ihrem veralteten Zustande waren für diejenigen, denen das Buch vorzugsweise bestimmt, ein nicht geringes Hinderniß seines Gebrauches. Eine Empfehlung der Schrift selbst, die neben dem großen Katechismus von Spener einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit, Befestigung in der christlichen Lehre für Gebildetere, auf treffliche Weise abhilft, käme wahrlich zu spät. — „J. Arndt, sechs Bücher vom wahren Christenthum, nebst dessen Paradiesgärtlein. Neue verbesserte Ausgabe," 1832. (Royal Octav in gespaltenen Columnen, Preis: 1 Rthlr. 7½ Sgr., Velinpapier 3 Rthlr.) Die bessere Ausgabe ist ohne Bedenken die schönste, die seit den mehr als zwei Jahrhunderten seit dem Erscheinen des Buches herausgekommen. Gewiß wenige so passende Geschenke zur Confirmation, zu Weihnachten, zu Geburtstagen! Man kann sie auch solchen darbieten, die in den übrigen Ausgaben manchen Anstoß in der Form finden würden. Sprachfehler, falsche Rechtschreibung und anstößige Ausdrücke, so wie dunkle und verwickelte Wortfügungen sind mit großer Sorgfalt von dem christlichen Herausgeber beseitigt. Dabei aber ist, was man von der Umarbeitung von Sintenis durchaus nicht rühmen kann, das Wesen des Buches ganz unverletzt geblieben, und selbst der edle alterthümliche Charakter nicht verwischt. Für Unbemittelte und solche, welche die ursprüngliche Gestalt in allen ihren Einzelheiten lieben, wird freilich unser Berliner Abdruck der geeignetere bleiben. Doch wird auch dieser sein großes Publikum haben. „Möge" — so sagen wir mit dem Herausgeber — „dieser höchst praktische Wegweiser zur Wiedergeburt und zum ewigen Leben durch gegenwärtige Bearbeitung neue Freunde finden, und der Herr solche zum Heile vieler Seelen mit seinem Segen begleiten." — „Kern geistlicher Lieder.' 4 B. 12. Stereotypausgabe 1832, sauber geheftet 2½ Sgr. Das Büchlein führt seinen Namen mit Recht. Der Herausgeber ist einer unserer geschätztesten Hymnologen, derselbe, der uns schon mit der in diesen Blättern nach Verdienst gewürdigten Sammlung geistlicher Lieder, Basel bei Spittler, beschenkt hat. Man wird hier auch nicht ein einziges mittelmäßiges, geschweige denn ein schlechtes Lied finden. Das niedliche kleine Buch braucht nur gesehen zu werden, um sich eine Verbreitung in weiten Kreisen zu verschaffen. Prediger, die ihren Confirmanden, Lehrer, die ihren Schülern ein kleines Andenken schenken wollen, werden sich hier wohlberathen finden. — „Leben des ehrwürdigen Joh. Wilh. Fletscher, gewesenen Vikars in Madeley in Shropshire, beschrieben von Rob. Cox." 12. 7½ Sgr. Wir sehen in dem Erscheinen dieses Buches, das in England schon so vielen Segen verbreitet hat, und das sich als würdiger Nachfolger an die bereits erschienenen Lebensbeschreibungen von Martyn, Scott und Newton anschließt, einen längst gehegten Wunsch befriedigt, zu dessen Ausführung wir schon einige vergebliche Schritte gethan hatten. Eine ausführlichere Anzeige werden wir nächstens liefern. Wir wünschen, daß der Verleger Veranlassung finden möge, sich zur Veranstaltung einer Bibliothek Englischer Lebensbeschreibungen zu entschließen. Zunächst müßte billig die Biographie der Frau Fletscher nachfolgen, die der ihres Mannes an Interesse nicht nachsteht. Dann das Leben der Frau Judson, gleich anziehend durch die große Mannichfaltigkeit und Merkwürdigkeit der äußeren Führungen, wie durch ihre innere Salbung, Lebendigkeit und Frische. Ferner ein reichhaltiger Auszug wenigstens aus dem größeren Leben Scott's; ein eben solcher aus dem Leben Buchanan's u. s. w. u. s. w. Wir bemerken hier beilaufig, daß diejenigen, welche gute Englische Lektüre wünschen, sie sich leicht um geringen Preis verschaffen können. Die Englische Traktatgesellschaft nämlich hat eine ganze Anzahl guter größerer Schriften (auch Milner's Kirchengeschichte), besonders Biographien, herausgegeben. Das Bändchen kostet im Durchschnitt 10 Sgr. Man bezieht sie unter andern durch Herrn Miss. Onken in Hamburg. — Außerdem hat die Brönnersche Buchhandlung noch neue Auflagen von folgenden vielverbreiteten älteren Erbauungsschriften geliefert: Habermann's Gebet- und Handbuch u. s. w. 2½ Sgr. Dessen christliches Gebetbüchlein. 1½ Sgr. J. F. Starck's tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen. Dessen Gebetbuch für Schwangere, Gebärende, Kindbetterinnen. C. Mel, die Lust der Heiligen an Jehovah. Fresenius Beicht- und Communionbuch. Zu wünschen wäre aus dieser Gattung von Schriften eine neue revidirte Ausgabe von Cubach's Gebetbuch, dem besten und vollständigsten unter allen älteren, die Früchte des Geistes des Gebetes durch die christliche Kirche aller Jahrhunderte enthaltend. Ein Herausgeber, wie der von Arndt's wahrem Christenthum, würde es verstehen, mit schonender Hand die Anstöße zu tilgen, ohne dem Buche etwas von seiner Kraft und Salbung zu rauben. — Endlich bemerken wir noch, daß die in dieser Officin erschienene neue Ausgabe der heiligen Schrift mit Summarien und Parallelen eine ganz vorzügliche zu nennen ist, besonders in den Exemplaren auf ganz feinem Velindruckpapier. (Mit großer Schrift 1 Rthlr. 22½ Sgr., mit kleiner 1 Rthlr. 16½ Sgr.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 30. März. № 26.

Ueber die Stelle Jos. 10, 12—15., mit besonderer Rücksicht auf den Aufsatz in Nr. 88. des vorigen Jahrgangs der Ev. K. Z.

(Schluß.)

Sonst nämlich werden in der Regel die Worte, welche aussagen, daß hier ein Citat sey, vor die anzuführende Stelle gesetzt (vgl. unter vielen Beispielen 4 Mos. 21, 14. 27.), oder nachdem die Anführung geschlossen ist, wird durch die Formel: Ist dies nicht geschrieben u. s. w. (die Partikel הֲלֹא als auf etwas Bekanntes hinweisend) die Quelle angegeben, aus welcher das Vorhergehende geschöpft war. Diese beiden Arten zu citiren sind die einfachsten, und daher in der einfachen Hebräischen Sprache und Schrift die üblichen. Die dritte noch mögliche Art ist die, daß die Citationsformel in das Citat hineingeschoben wird. Nun findet sich zwar etwas Aehnliches in den Propheten, so oft das: spricht der Herr, eingeschoben wird; allein damit steht es doch etwas anders, als mit dem Citate an unserer Stelle. Alles nämlich, was der Prophet sagt, sagt er im Auftrage Gottes; plötzlich führt er dann in prophetischer Begeisterung um der Wichtigkeit der Sache willen, die eigenen Worte des Herrn an, und so kommt er dazu, das: spricht der Herr, einzuschieben. Hier aber in der einfachen Erzählung sollte man doch nur eine von den gewöhnlichen Citationsweisen erwarten; also, wenn, wie schon bemerkt, הֲלֹא auf etwas Bekanntes hinweist, könnte man nur annehmen, daß das Vorhergehende Citat sey. Dazu kommt, daß man, wenn Alles, was von dem Sonnenstillstande handelt, aus dem Buch des Gerechten genommen seyn sollte, die Worte: Ist dies nicht geschrieben u. s. w., wenn sie einmal eine Einschaltung seyn sollen, wohl näher am Anfange des Citats eingeschaltet sehen möchte. Besonders ist aber noch als Grund gegen die Annahme, daß das Ganze ein dichterisches Citat sey, zu bemerken, daß dann durchaus in einer historischen Darstellung, wie ja sonst auch immer geschieht, in Prosa das hätte müssen hinzugefügt werden, was der Dichter durch sein Gedicht ausdrücken wollte; und dies hätte an unserer Stelle, wenn der Verfasser des Buches Josua das citirte Gedicht so ganz bildlich verstanden wissen wollte, wie es in dem Aufsatze behauptet wird, um so mehr der Fall seyn müssen, weil da, wo etwa das bloße Citat ohne weitere Erklärung steht, der Leser nothwendig auf die Meinung kommen muß, das Citat enthalte die reine historische Wahrheit, und deswegen sey eine Erklärung überflüssig gewesen. —

Wird es aus diesen Gründen wahrscheinlich, daß die letzte Hälfte des V. 13., und V. 14. 15. Worte des Verfassers sind, so ist klar, daß man ganz eigentlich einen Stillstand der Sonne und des Mondes behaupten muß. Es wäre sogar möglich, daß V. 12. und der Anfang des V. 13. nicht wörtliches Citat aus dem Buche des Gerechten ist, sondern durch die Formel: Ist dies nicht geschrieben u. s. w., ganz eben so wie in den Büchern der Könige und der Chronik, allerdings eine Quelle angegeben wird, jedoch ohne daß damit behauptet würde, man habe Alles wörtlich da herausgeschrieben. Indessen wollen wir ohne weitere Gründe noch nicht behaupten, daß an unserer Stelle gar keine wörtliche Anführung sey; die Möglichkeit einer solchen muß durchaus zugestanden werden, obwohl sich der Rhythmus auch hier durch die bloße Bekanntschaft des Verfassers mit dem Buch des Gerechten erklären ließe; die Worte Josua's müssen übrigens schon an und für sich, weil sie im Affekt gesprochen sind, einen Rhythmus haben. — Zuletzt müssen wir noch besonders auf die Worte: „vor gegenwärtigem Israel," aufmerksam machen, welche recht wie mit Absicht zu bekräftigen scheinen, daß das Wunder wirklich geschehen sey, und deswegen nicht so aussehen, als wären sie aus einem Gedichte entnommen. — Uebrigens dürfen wir auch nicht zu bemerken unterlassen, daß wir zwar hier immer der Annahme gefolgt sind, als sey das Buch des Gerechten ein dichterisches, weil wir dahingestellt lassen, ob in unserer Stelle der Rhythmus so bestimmt darauf hinweist, daß aber dies durchaus nicht erwiesen ist. Denn der Umstand, daß in der anderen Stelle, wo es erwähnt wird, 2 Sam. 1, 18., ein Lied daraus citirt wird, beweist nichts, da daraus nur folgt, nicht daß das ganze Buch ein poetisches gewesen sey, sondern daß dies eine dichterische Stück darin aufgenommen gewe-

sen; das ganze übrige Buch konnte reine Prosa seyn. So enthalten ja auch unsere historischen Bücher eine Menge poetischer Abschnitte. Diese Analogie hat denn auch mehrere der älteren namentlich jüdischen Ausleger auf die Annahme eines rein geschichtlichen Buches geführt, mit welcher Annahme, da sie schwerlich widerlegt werden möchte, die ganze Auslegung der Stelle in dem angeführten Aufsatze schwankend wird.

Auf den letzten noch übrigen Grund, welcher in dem Aufsatze für die bildliche Auffassung angeführt wird, daß nämlich nirgends in der Schrift, namentlich auch nicht Hebr. 11., von dem Sonnenstillstande die Rede sey, legt der Herr Verf. selbst wenig Gewicht. Schon Calov sagt Biblia illustr. ad h. l.: Quod in ep. ad Hebr. c. XI. nulla mentio fiat mutati coeli cursus, miraculo huic non magis derogare potest, quam aliis sive Mosis sive Josuae sive aliorum virorum Dei miraculis eorum in ista exemplorum fidei consignatione omissio derogat. Nonnulla enim, non vero omnia fidei specimina aut effecta recensere propositum erat. Nam nec aquae e petra productionis nec Jordanis exsiccationis nec aliorum plurimorum miraculorum perquam illustrium facta est mentio. Wir fügen noch hinzu, daß man gar nicht einmal sagen kann, der Verf. des Hebräerbriefs habe in seiner Aufzählung der durch den Glauben bewirkten Thaten und Wunder den Sonnenstillstand übergangen; das Letzte, was er anführt, ist die Rettung Rahab's (V. 31.); dann faßt er kurz Alles zusammen: was soll ich mehr sagen u. s. w. Außerdem kann auch bemerkt werden, daß vielleicht der Stillstand der Sonne und des Mondes den Israeliten darum nicht als „das größte aller Wunder" erschienen sey, weil der Herr als der Herr Zebaoth, der im Himmel Thronende, viel mehr dort als auf der Erde zu jeder Zeit mit Allmacht waltend und regierend gedacht werden mochte. Denn was hier unten nach dem gewöhnlichen Naturlaufe geschieht, entzieht irdischer Sinn und fleischlicher Unglaube mehr oder weniger so gern der Leitung Gottes, und nur wenn dieselbe sich auf außergewöhnliche Weise offenbart, beugt sich das vorher trotzige und verzagte Herz vor dem gewaltigen Herrn der Natur, und sieht sich zur Anerkennung eines Wunders genöthigt. Grade das Volk Israel gibt hierzu den besten Beleg ab. Doch auch bei den Gläubigen, wie den Psalmisten, die wohl von solcherlei Vorstellungen fern seyn mußten, ist nicht nöthig anzunehmen, daß sie ein solches Wunder für das größeste gehalten hätten, da sie ja nicht die astronomischen Kenntnisse besaßen, welche eben in unseren Augen das Wunder als so groß erscheinen lassen. Uebrigens verweisen wir, wenn behauptet wird, daß nirgends im Kanon dieser merkwürdigen Begebenheit Erwähnung geschehen, auf das oben zu Habak. 3, 11. Gesagte. — Sollte aber auch wirklich nirgends in dem Kanon von dem Sonnenstillstande die Rede seyn, so haben wir dennoch Zeugnisse, welche beweisen, daß die Tradition der älteren Juden, die hier, wie immer, wichtig seyn muß, für einen wirklichen Stillstand der Sonne spricht. Das erste ist das auch in dem Aufsatze angeführte aber zu wenig beachtete bei Jes. Sirach 46, 5., wo es heißt: um seinetwillen stand die Sonne und ward ein Tag so lang als zween. Ein zweites Zeugniß findet sich bei Josephus Alterth. V, 1, 17. Dieser fährt, nachdem er von dem Hagelwetter gesprochen, durch welches der Herr den Josua im Kampfe unterstützt habe, also fort: „Ja es wurde sogar auch der Tag viel länger, so daß das Hereinbrechen der Nacht, wodurch der Muth der Hebräer gehemmt worden wäre, verhindert

wurde." Er fügt dann hinzu: „Daß aber dieser Tag an Länge zunahm und außergewöhnlich lang wurde, erhellt aus den im Tempel liegenden Schriften." Da nun Josephus sich so bestimmt dafür erklärt, daß jener Tag länger geworden sey, und als Auctorität die Schrift selbst anführt, so ist keine andere Annahme möglich, als daß er den Sonnenstillstand wirklich geglaubt haben muß; denn daß er so, wie Is. Peirerius, Clericus u. A. sich diese Verlängerung des Tages erklärt habe, wird doch wohl Niemand im Ernst behaupten wollen.

Diese inneren und äußeren Gründe können uns nun wohl bestimmen, wirklich einen Stillstand der Sonne und des Mondes zu behaupten, und uns durch alle Einwände, welche der Unglaube dagegen vorbringen kann, von dieser Behauptung nicht abbringen zu lassen. Mag immerhin Manchem ein solches Wunder, und noch dazu zu solchem Zweck geschehen, undenkbar vorkommen: wir wissen, daß der Herr, der Allmächtige, zu diesem Wunder eben so wenig Kraftanstrengung brauchte, wie zu jedem anderen, er, der da spricht, so geschiehts, der da gebeut, so stehts da, und eben so wissen wir, daß, wenn uns die Schrift deutlich sagt, er habe das Wunder gethan, seine Gründe dazu auch aus seiner Allweisheit hervorgegangen sind, er, dessen Gedanken so viel höher sind als unsere Gedanken, als der Himmel höher ist denn die Erde. Wir müssen dem ganz beistimmen, was Buddeus sagt hist. eccl. V. T. II, 4. p. 662. Parum simile vero videtur, Deum ob rem tantillam totius naturae mutasse ordinem. Sed id quidem, ut in omnibus quodammodo miraculis contingit, ut naturae leges sistantur, ita Deo, sive hac sive alia ratione hoc faceret, perinde fuit. Quam enim facile est Deo, resuscitare mortuum (oder wenn wir hier an Wunder, welche mit dem Sonnenstillstande viel Verwandtschaft haben, beiläufig erinnern wollen, den Schatten am Sonnenzeiger des Ahas zurücklaufen zu lassen [was, menschlich zu reden, eben so schwierig ist, als das Stillestehn der Sonne, man mag nun annehmen, daß bloß der Schatten oder daß die Sonne zurückgegangen sey], und den Stern vor den Weisen aus dem Morgenlande herzuführen), tam facile etiam solis omniumque siderum sistere cursum. —

Wir haben uns nun bloß noch darüber zu erklären, wie wir uns den ganzen Vorfall denken, namentlich auch im Verhältniß zum Copernikanischen Sonnensystem. Der Herr Verf. jenes Aufsatzes hat gewiß Recht wenn er sagt, daß die Worte: „Sonne, stehe still zu Gibeon und Mond im Thale Ajalon," sich nur dann erklären lassen, wenn man sie sich als zu Gibeon gesprochen denkt. Aber darüber hat er sich nicht erklärt, ob er wohl glaubt, daß Josua den Mond eben so wie die Sonne am Himmel habe stehen sehen oder nicht. Aus der Anrede, die an den Mond eben so wie an die Sonne gerichtet wird, geht Ersteres deutlich hervor, und es wäre gewiß unnatürlich, das Letztere anzunehmen. Stand aber der Mond mit der Sonne zugleich am Himmel, so kann die Erklärung der Anrede an den Mond, wie sie in dem Aufsatze gegeben wird: zur Zeit des Mondscheins hoffte er auf der Verfolgung der fliehenden Feinde zu Ajalon zu seyn, nicht passen; vielmehr wünscht Josua, daß der Mond dort stehen bleiben soll, wo er eben erscheint, über dem Thale Ajalon, während die Sonne, die eben über Gibeon stand, von dort nicht weiter nach Westen gehen soll. Da es nämlich V. 13. heißt, die Sonne sey in der Mitte des Himmels stehen geblieben (was aber nicht so zu verstehen ist, als sey sie nun von ihrem Aufgange genau eben so weit entfernt gewesen, wie von

ihrem Niedergang, denn die Mitte wird ja oft nur den beiden Enden entgegengesetzt) so geht daraus hervor, daß Josua während der Schlacht sehr wohl sagen konnte: Sonne, stehe still zu Gibeon! weil sie dicht über seinem Kopfe stand, der Mond aber konnte eben über dem Thal Ajalon zu sehen seyn. Daß nun aber Josua nicht bloß der Sonne, sondern auch dem Monde Stillschweigen gebot, kann seinen Grund ganz einfach darin haben, weil beide zugleich am Himmel standen. Diese Meinung wird auch wohl dadurch bestätigt, daß nachher gar nicht von einem Einflusse des Mondstillstandes auf die Sache Josua's die Rede ist, sondern daß es bloß heißt: und die Sonne stand still. — Gegen jene andere Annahme aber, daß Josua zur Zeit des Mondscheines habe zu Ajalon seyn wollen, spricht auch, vorausgesetzt, der Mond stand mit der Sonne zugleich am Himmel, und zwar grade über Ajalon, was nach der Annahme des Herrn Verfassers wie mehrerer Geographen, südwestlich von Gibeon lag, das, daß dann der Mond eher als die Sonne untergehen mußte. Demnach denken wir uns die Sache so, daß Sonne und Mond stillgestanden hat, daß dadurch die Länge des Tages vermehrt worden, und dann nach der Besiegung der Feinde wie gewöhnlich die Nacht auf den Tag gefolgt ist. — Was nun noch die Frage anbetrifft, ob unsere Stelle einen Grund gegen das Copernikanische System abgeben könne, so dürfen wir hier nur das in dem Aufsatze darüber Gesagte wiederholen (freilich wurde es aber dort als auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar angesehen): „Die optische Redeweise von natürlichen Dingen findet sich in der Schrift vom ersten Buche bis zum letzten, in den Reden Christi nicht weniger, als in der Schöpfungsgeschichte. Es ist dieses nur eine einzelne Aeußerung der durchgängigen Weise der Schrift, Alles abzuschneiden, was von ihrem erhabenen Ziele abführen könnte." Ihr Zweck aber ist nicht, die Menschen mit astronomischen, geographischen und dergleichen Kenntnissen zu bereichern, sondern sie, die von Gott Abgewichenen, wieder mit ihm zu verbinden. Wenn demnach aus anderen Gründen die Ansicht des Copernikus als die richtige erscheint, so können wir daraus, daß hier von einem Stillestehen der Sonne die Rede ist, nichts gegen seine Ansicht entnehmen, sondern dürfen nur glauben, daß die Drehung der Erde um sich selbst auf einige Stunden aufgehoben worden sey.

Wir schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß das Gesagte wenigstens ein kleiner Beitrag zum richtigen Verständniß unserer Stelle seyn möge. Gebe der Herr, daß man auch bei Erklärung dieser Schriftstelle dahin kommen möge, ihm nicht etwa, durch Scheingründe irregeleitet, auf die eine oder die andere Weise das Seine zu nehmen, sondern daß sein Geist uns in alle Wahrheit leite! —

Der Staatsminister Freiherr v. Stein.

Vielen unserer Leser werden folgende Aeußerungen dieses nun verewigten Staatsmannes, der während der Franzosenzeit als Preußischer Minister, und noch mehr während der Befreiungskriege, eine so bedeutende Rolle spielte, und noch kurz vor seinem Tode durch das Königl. Vertrauen aus der Stille des Landlebens zur Leitung der Stände der Provinz Westphalen, als Landtagsmarschall, berufen wurde, interessant und wichtig seyn. Wir entnehmen sie aus seinen Briefen an den Freiherrn v. Gagern, welche dieser so eben (Stuttgardt und Tübingen bei Cotta, 1833) durch den Druck bekannt gemacht hat. Zugleich mögen sie sich an die früher mitgetheilten Stimmen aus der Evangelischen Kirche über die Angelegenheit anschließen, welche die Ev. K. Z. so lange beschäftigt hat.

„Nassau den 8. Mai 1822.

Bei der Erwartung des Heimgangs nehmen Sie den Cicero de natura deorum zur Hand! Könnte Ihnen der Schüler der Griechischen Weltweisen, der Römische Staatsmann, denn mehr sagen von dem Lande, das Ihnen entgegenwinkte, als der Gekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade allein wir gerettet werden? Was würden Sie von einem Reisenden sagen, der, um die Welt zu umsegeln und um die Nordwestpassage aufzusuchen, Homann's Schulatlas anschaffte, und alle neuere geographische Hülfsmittel zu Hause ließe?

— den 9. Juni 1822.

Den Glauben vernünftelt man nicht herbei, sondern man erbittet ihn von Gott in tiefer Demuth und gänzlicher Selbstverläugnung. Versuchen Sie dieses, da Vernünfteln nichts geholfen.

Cappenberg den 19. Juli 1824.

Alles dieses — (die politischen Aussichten) — betrübt jeden Redlichen, der nur in dem Glauben an eine väterlich-weise Vorsehung, in dem Blicke nach Jenseits, nach dem Ueberirdischen, Trost und Beruhigung finden kann. Um ihn ungestört darauf zu wenden, von einer Welt, die mich anekelt, abwenden zu können, deshalb ist mir die Einsamkeit theuer. Zu allem diesen treten noch die Beschwerlichkeiten des Alters; von ihnen die empfindlichste, das Verschwinden der Zeitgenossen, unter ihnen der Freunde der Jugend, der Gefährten unserer Thätigkeit, die uns mit Liebe und Theilnahme umgaben; statt ihrer stehen wir unter einem uns fremden Geschlechte, uns unverständlich, und wir ihnen, isolirt, Freunde- und Freudenlos. — Weislich und liebend hat eine väterliche Vorsehung dieses veranstaltet für uns, die Wandernden, der Erde Fremdlinge; sie löset die Bande, die uns an das Irdische fesseln, es entsteht Lebensmüdigkeit, Sehnsucht nach dem besseren Zustande, „„wo wir erkennen werden welches ist die Hoffnung unseres Berufes, und der Reichthum seines herrlichen Erbes, an seinen Heiligen. —

— den 5. April 1830.

G* und W* sind keine Arianer, sondern *) — Rationalisten, die Gottheit Christi, Auferstehung, Erlösung und Offenbarung läugnende Menschen, welches alles die Arianer nicht thaten, wie Sie in Neander's Kirchengeschichte sehen können. Nun können Männer, welche die Grundwahrheiten des Christenthums läugnen, auf einem christlichen Lehrstuhle einer christlichen Universität so wenig geduldet werden, als Sie einen Quäker zum kommandirenden General machen können. **). Die Personen, die diese Meinung hegen, und die man Pietisten

*) Wir lassen hier einige harte Worte weg.
Anmerk. der Red.

**) Die Quäker halten bekanntlich den Kriegsdienst für unerlaubt.

nennt, wollen eine geoffenbarte Religion, an die sie glauben, aufrecht erhalten, nicht den hin- und herwogenden Meinungen einzelner Pfaffen Lehrstuhl, Kanzel, Katechetik preisgeben. Sie sind Christen, meinetwegen auch Pietisten, wenn Sie darunter Christen verstehen, die mit mehr Ernst auf Religion merken, als es im Strudel der Geschäfte möglich ist.

— den 14. Mai 1830.

Ich erwarte etwas von Ew. Excellenz über die Pflicht des Staats,*) darauf zu wachen, daß Lehrer und Prediger auf Kathedern und Kanzeln die wesentlichen Wahrheiten der christlichen Religion vortragen und nicht verwerfen, — daß man unmöglich ohne Zerrüttung der Kirche und Schule es der Willkühr jedes Einzelnen überlassen kann, seine persönliche und momentane Meinung vorzutragen. — Ich möchte von den Nationalisten und den Unchristen die Frage beantwortet erhalten: „„Welches Lehrgebäude soll die Stelle des Christenthums ersetzen? Welche Folgen für das Wohl der Staaten und den inneren Frieden der Individuen würde dies Verschwinden des Christenthums haben?““

Nassau den 19. Juli 1830.

Ich hoffe, die unchristlichen Lehrer werden von den christlichen Lehrstühlen entfernt werden, denn die große Masse ist altgläubig, oder in das weltliche Treiben versenkt. Unruhen und Gährung wird es nicht geben, wenn man ein Dutzend Nationalisten extra statum nocendi setzt.“

— Wenige Tage nach diesem Briefe erfolgte die Juli-Revolution.

„Cappenberg den 3. März 1831.

Im 16ten Jahrhundert brannten, stahlen, zerstörten die aufrührerischen Bauern zur Erhaltung der Evangelischen Freiheit. Im 18ten und 19ten morden und rauben wir, führen Krieg um Freiheit, um republikanische Verfassung. — Armes, durch Leidenschaften gepeitschtes lügenhaftes Menschengeschlecht! von dem unsere rationalistischen Pfaffen versichern, es

*) Nicht dem Staate als solchem, sondern der Kirche, liegt es ob, für die Reinheit der Lehre zu wachen, insbesondere denen, welche das Kirchenregiment in Händen haben, also in den Deutschen Evangelischen Landeskirchen dem Landesherrn und den von ihm eingesetzten Behörden. Dies ist die Lehre, welche die Ev. K. Z. vertheidigt hat; diejenigen unserer Gegner, welche den Landesherren das Kirchenregiment nicht streitig machen, ja, selbst kirchliche Aemter aus seinen Händen annehmen, und hierin dennoch eine Einmischung der weltlichen Macht in Kirchensachen tadeln, widersprechen sich offenbar selbst. Es ist sowohl ein Akt des Kirchenregiments, die Irrlehrer zu dulden, wenn man allein die Macht hat, sie zu entsetzen, als ihre Entfernung zu verfügen. Die Rüge der Irrlehren eines Herrnhuthischen Predigers in Berlin dagegen würde nicht den Preußischen kirchlichen Behörden, sondern der Unitäts-Aeltesten-Conferenz in Berthelsdorf in der Königl. Sächs. Oberlausitz zustehen.

sey frei von der Erbsünde. — Dies sind die treuen Gehülfen der Jakobiner, indem sie alle Achtung vor der geoffenbarten Religion untergraben, so geben sie den Aufrührern die Losung zum Kampf gegen die gesetzliche Ordnung.“

Nachrichten.

(Aus dem südlichen Frankreich.)

Unter den Katholiken zeigen sich manche erfreuliche Zeichen einer besseren Zukunft. Nicht gering ist die Zahl derer, welche nicht nur das Wort Gottes gerne annehmen und lesen, sondern auch gern von der Liebe des Heilandes zu uns Sündern, und von allem dem, was er durch sein Leiden und Sterben für das Heil unserer Seelen gethan hat, sprechen hören. Es bewährt sich auch hier das Wort: Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin. Mit dem großen Haufen der Protestanten steht es nicht eben so. Freilich, ein Kern und Stamm ist vorhanden; die Zahl der Gläubigen nimmt in unseren Gemeinden zu, sowohl unter den Predigern, als unter den Laien; die Cholera hat Manches angeregt. Aber ein umfassenderes Werk Gottes will noch nicht sichtbar werden. Der große Haufe bleibt, so wie gegen alle Beweise der Liebe Gottes, so auch gegen seine Strafen unempfindlich. — Ein von der einen Seite betrachtet übler, von der anderen erfreulicher Umstand, ist ein sich kund gebender entschiedener Hang zum Separatismus, der grade unter den ernsthafter Denkenden von Tage zu Tage mehr um sich greift. Schon haben wir viele getrennte Gemeinden, in Bearn, im Departement Dordogne, des Norden, in Lyon u. s. w. Hauptquelle scheint das gänzliche Abkommen der Kirchenzucht in der Nationalkirche zu seyn. Die Angeregten fühlen mit ihrer Schwäche zugleich ein Bedürfniß nach gegenseitiger Ermunterung. Daraus entstehen Privatvereine und aus diesen nach und nach neue Gemeinden.

(Gute Französische Lektüre.)

Denen, die solche für sich oder für ihre Kinder suchen, empfehlen wir dringend die zu Paris erschienenen Uebersetzungen der schon mehrfach in diesen Blättern nach Verdienst gewürdigten Schriften der Miß Kennedy, außer den schon in Deutscher Uebersetzung vorhandenen, dem Pater Clemens, Anna Roß, die Familie Aberley, die beiden Freunde oder Zweifel und Ueberzeugung, noch, und zwar besonders, den Dunallan. (Im Französischen vier Theile.) Referent der eben von der Lesung dieses trefflichen Buches kommt, wünscht, daß recht Viele der Erquickung theilhaftig werden mögen, welche sie ihm gewahrt hat. Eine Deutsche Buchhandlung würde sich sehr verdient machen, wenn sie einen Wiederabdruck jener Französischen Uebersetzung veranstalten wollte. Bei dem großen Mangel an guter und zugleich anziehender Französischer Lektüre könnte es an Abnehmern nicht fehlen. — Sehr zu verwundern aber ist, daß wir noch keine Deutsche Gesammtausgabe der Schriften der Kennedy besitzen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 6. April. № 28.

Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur.

(Fortsetzung.)

Der Abschnitt über die Verläumdung enthält so viel Treffliches, so Vieles, zu dessen praktischer Anwendung in unserer Zeit reiche Veranlassung dargeboten wird, daß wir uns nicht enthalten können, wenigstens eine Hauptstelle daraus mitzutheilen.

„Ein anderer Beweggrund, warum ein Christ sich enthalten soll, auf Widerlegungen von Läster- und Verläumdungen sich einzulassen, ist der: Weil es gar zu schwer hält, die gerechte Mittelstraße zu halten; zumalen wenn's einem sehr arg und grob gemacht worden, wenn man nicht nur Recht, sondern noch Recht übrig hat, wenn sich zur Bosheit noch Undank und andere erschwerende Umstände gesellet haben, wie leicht ist, insbesondere bei einem lebhaften und feurigen Temperament und tiefen Schmerzgefühl das Maaß des gerecht geglaubten Eifers überschritten, und die bloße Vertheidigung und vermeinte Nothwehr in Angriff und Vergewaltigung des Gegners verwandelt. — Und dann ist bei der Welt ja keine Frage mehr: wer recht oder unrecht habe? wer der zuerst angreifende und der sich nur vertheidigende Theil sey? sondern Eine Stimme schreit dagegen: Der will ein Christ seyn! und die Welt glaubt recht zu haben, weil sie den Christen dabei sucht: daß er nicht Böses mit Bösem vergelte.

Also soll man sich gegen Verläumdungen und Lästerungen gar nicht verantworten? Wenn's denn seyn muß, wenn einer bei sich nicht drüber hinwegkommen kann, wenn er sogar dazu aufgefordert wird, Ja! aber nicht eher, als bis der erste Schmerz ganz vorbei ist und die blutende Wunde sich frisch gehäutet hat und dann bloß mit Antwort auf Thatsachen mit einem runden Ja oder Nein und dessen kurzen Beweis, aber ja nicht mit Wiederschelten und Retorquiren, so günstig auch die Gelegenheit dazu immer seyn möchte, auch nicht in der Hoffnung, bei seinen Feinden und ihren Gesellen gerechtfertigt zu werden, sie zu bessern und heilsam zu beschämen, sondern daß man nicht leide, als ein Uebelthäter, mit dem Edelmuth, wie einer seine Blessuren (vulnera honesta) offenbar tragen und zeigen darf, daß er vor seinem Feind gestanden, gestritten und gelitten habe."

Mit folgender Aeußerung über die Schwierigkeit der Abfassung von Selbstbiographien bahnen wir uns den Uebergang zur Anzeige einer Schrift, deren Beschaffenheit ihr das Siegel der vollsten Wahrheit aufdrückt:

„Allemal ist es schwer, sein eigener Geschichtschreiber zu seyn, so wie der größte Maler deswegen nicht allemal mit gleichem Glück sein eigenes Portrait machen kann. Wir haben uns doch immer selbst am liebsten und setzen daher, wenn wir auch ehrlich genug sind, uns nicht selbst hintergehen zu wollen, wenigstens in den Hintergrund und in Schatten, was vornen und als Hauptfigur im vollen Licht stehen sollte. Es gibt freilich, zumal in den Französischen Memoires, der leichtsinnigen Menschen genug, welche ihre Jugendstreiche, Lüderlichkeiten, Verführungen Anderer, mit einer bis zum Ekel gehenden Freimüthigkeit beschreiben; seltener ist aber diejenige Aufrichtigkeit, welche nebst der Verirrung auch deren innere Ursachen und den ganzen Proceß der Reue und Rückkehr zur Tugend beschreiben, und so weit in sich selbst zurückgegangen sind, um ernstliche Betrachtungen über sich anzustellen, anbei Zeit, Muße und Gemüthsruhe genug gehabt haben, um sie im Zusammenhang aufzuzeichnen.

Diese Möglichkeit erhält man gemeiniglich nur erst in den späten Ruhejahren des Alters, wo man aber nicht allemal mehr Lust und Liebe hat, seine Reisebeschreibung durch's Leben erst aufzusetzen, vielmehr froh ist, zu vergessen und das nahe Ende des Weges vor sich zu sehen; oder man gelangt in früheren Jahren dazu durch großes und anhaltendes Unglück, durch Gefangenschaft, Verfolgungen, öffentliche Verläumdungen u. dgl., wo es einem Bedürfniß und Erleichterung wird, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen, sein eigen Haus zu durchsuchen, seine Cassa gleichsam zu stürzen, um, was man verloren, und was man noch übrig habe, zu berechnen."

Die Schrift, deren Beurtheilung wir als in der ausgehobenen Stelle schon enthalten bezeichnet haben, ist „das Leben Joh. Wilh. Petersen, der heiligen Schrift Doctoris, vormals Professoris zu Rostock, nachgehends Predigers in Hannover, darnach des Bischofs in Lübeck Superintendenten und Hofpredigers, endlich Superintendenten in Lüneburg, als Zeugen der Wahrheit Christi und seines Reiches, nach seiner großen Oekonomie in der Wiederbringung aller Dinge. Gedruckt zu Ende

des Jahres 1717 auf Kosten guter Freunde." Der Verf. wurde von dem letzten der auf dem Titel bezeichneten Aemter, weil er die Lehre von der Wiederbringung und einen groben Chiliasmus nicht bloß annahm, sondern auch in ihrer Geltendmachung alles Maaß überschritt, entsetzt, privatisirte seit 1692 zu Niederdodeleben bei Magdeburg und starb den 31. Januar 1727. Die 102 Schriften, die er verfaßt und deren Verzeichniß angehängt ist, beschäftigen sich fast sämmtlich mit dieser und mit anderen verwandten Lehren. Das Buch ist durch die Lebhaftigkeit der Darstellung, wie sie sich bei so vorherrschender Phantasie schon erwarten läßt, durch die Mannichfaltigkeit der äußeren Begegnisse, und durch die kirchenhistorische Bedeutung des Verfassers, als eines Hauptes der Anhänger der Lehre von der Wiederbringung, dessen Schriften sehr viel zu ihrer Verbreitung gewirkt haben, sehr interessant; erbaulich kann man es nicht nennen; Eitelkeit und Selbstbespiegelung treten gar zu stark darin hervor. Was nach S. 19. eine fromme Dame dem Verf. antwortete, als er ihr, an die er durch Spener empfohlen war, eine seiner Schriften überreichte, in der Hoffnung, sich bei ihr dadurch als einen rechten Gottesmann zu empfehlen: er habe den Gott Petersen darinnen geehrt, das gilt bei aller Gutwilligkeit des Verf. und bei der unverkennbaren Einwirkung der Gnade, die er erfahren, doch auch unläugbar von dieser Selbstbiographie. Ueberall steht der Verf. im Vordergrunde; alles geht darauf hinaus ihn zu ehren, schon vom ersten Anfange an, wo er erzählt, wie er sich zwar nie groß um seine Anverwandtschaft bekümmert, wie ihn aber doch sein Oheim versichert, daß seine Voreltern in Holstein stets gute Heirathen gethan, wie das Wappen der Familie annoch in Kirchen mit und neben anderen adelichen insignibus vorhanden, und wie es gewiß wäre, daß diese Familie eine aus den Spanischen Niederlanden adelicher Extraktion gewesen, so zu des Duc de Alba Zeiten verfolgt worden, und dieserhalb habe entweichen müssen. Wiederholte Versicherungen, ähnlich der S. 119., „ich schreibe dieses nicht aus Hochmuth und eigener Selbstliebe, sondern zum Preise Gottes, der meine Niedrigkeit und Beständigkeit gesehen, es so gut mit mir in der verworrenen Sache geendigt und mich zuletzt so sehr erquickt hat," zeigen nur, daß der Verf. fühlte, wo es ihm fehlte, und daher es vor sich und Anderen zu verdecken suchte. — Doch ist die Schrift grade wegen dieser ihrer Beschaffenheit in mehrfacher Beziehung äußerst lehrreich. Sie zeigt, wie mißlich es ist, wenn man sich in die himmlischen Dinge hinein verliert, ehe man es mit den irdischen Dingen (Joh. 3, 12.) auf's Reine gebracht hat; sie lehrt den Zusammenhang einsehen, in dem Lehren, wie die von der Wiederbringung, mit dem Mangel an tieferer Sündenerkenntniß stehen, wie sie daraus hervorgehen und darauf zurückwirken. (Der Verf. spricht die feste Zuversicht aus, daß er in dem neuen Reiche Christi über sieben Städte gesetzt werden würde.) Sie ladet ein zur sorgfältigen Erforschung des eigenen Herzens. Denn die in der menschlichen Natur tiefgewurzelte Eigenliebigkeit, die anderwärts sich mehr verhüllt, tritt hier, der Individualität des Verf., eines reinen Sanguinikers, gemäß, ganz nackt hervor. Sie zeigt, wie nothwendig es ist, daß man, so lange diese Eigenliebigkeit und diese Selbstbespiegelung noch nicht gründlich ertödtet ist, den Blick von dem, was die Gnade in uns gewirkt, ab, und einzig auf die eigene Sünde und Christum als den Sündentilger richte; wie, so lange dieser Zustand fortdauert, das Abfassen von Tagebüchern u. dgl. ein Mittel, nicht, wie man durch den Betrug der Sünde wohl oft wähnt, zur Pflege des neuen, sondern vielmehr ein recht probates zur Pflege des alten Menschen ist, besonders bei solchen, bei denen Phantasie und Gefühl vorherrschen, und die Allen angeborene Versuchung zur Heuchelei verstärken.

Ungefähr denselben Charakter trägt auch das „Leben der Frauen Joh. Eleonore Petersen, geborenen von und zu Merlau, Herrn Dr. J. W. Petersen Eheliebsten; von ihr selbst mit eigener Hand aufgesetzet, und vieler erbaulichen Merkwürdigkeiten wegen zum Drucke übergeben, daher es als ein zweiter Theil zu Ihres Eheherrn Lebensbeschreibung hinzugefügt werden kann. 1718, auf Kosten guter Freunde." Kanne hat in dem „Leben und aus dem Leben" aus dieser Schrift einen Auszug gegeben. Sie beschäftigt sich mit den „großen Dingen," die der Herr an der Verfasserin gethan, d. h. mit den wunderbaren unmittelbaren Offenbarungen, die er ihr über die künftige Bekehrung der Juden und Heiden, über die Wiederbringung aller Dinge, über die himmlische Gottmenschheit Jesu Christi, über das himmlische Jerusalem als den Taubengeist, davon wir Geist von Geist geboren werden u. s. w., u. s. w., ertheilt, und ihr vorgeschrieben haben soll, daß sie ihre Stimme erheben müßte, wie eine Nachtigal (S. 67.), was sie denn auch redlich zu thun versucht.

Wir wenden uns von diesem merkwürdigen Ehepaar zu dem ehrlichen Joh. Fried. Reimmann, Superintendent zu Hildesheim, dessen „eigene Lebensbeschreibung" bald nach seinem Tode im Jahre 1745 zu Braunschweig erschien. Er war so gelehrt, daß er niemals zu Tische gesessen, ohne einige Bücher um und bei sich zu haben, daß er, „indem er den Kopf voll gelehrter Grillen hatte," ohne es zu merken mit einem Lichte seine Bibliothek anzündete, daß er den ganzen Tag nie von seiner Studirstube kam, als bei der Mahlzeit, daß er den Garten, den er vor dem Thore hatte, in mehr als funfzehn Jahren nicht betreten, wobei er sich auf das Beispiel Spener's beruft, der nie spaziren ging, in Dresden während des Jahres, wo er seine Evangelische Glaubenslehre ausarbeitete, nicht ein einziges Mal vor das Stadtthor gekommen, und in Berlin, wo er einen feinen Garten an seinem Wohnhause gehabt, doch in neun Jahren nur zweimal in demselben gewesen; endlich daß er, obgleich er in jedem halben Jahre in der Regel nur eine Feder gebrauchte, zu Ende ein Verzeichniß von circa funfzig gedruckten und ungedruckten Schriften liefern kann, unter denen sein catalogus bibliothecae theologicae systematico-criticus. Hildesheim 1731, noch jetzt sehr schätzbar ist. Unter diesen Umständen wird man von dieser Lebensbeschreibung eben keine sehr reiche erbauliche Ausbeute erwarten. Doch ist sie nicht ganz ohne eine solche. Daß er die Gefahren seiner vorwiegenden Neigung kannte, und daß daher die Zeiten seiner Heimsuchung ihm nicht verborgen blieben, möge folgende Stelle zeigen, die unsere gelehrten Leser wohl beherzigen mögen.

„Dabei ich denn nicht weniger die Fußstapfen der göttlichen Gerechtigkeit vielfältig wahrgenommen habe. Ich habe meine Arbeit in der Kirche und in der Schule mit williger, freudigen und aufrichtigen Herzen verrichtet, und Gott hat mir dieselbe auch aus Gnaden väterlich belohnet, und habe ich sonderlich gespüret, daß er mich wegen der Treue, die ich bei den Kindern in den Katechismuslehren bewiesen, vielfältig gesegnet hat. Ich hatte mein Herz zu viel gehänget an meine Bücher, und diese Abgötterei bestrafte der Herr an mir mit Feuer, damit er meine Bibliothek verzehrete, und diesen meinen Götzen vernichtete. Die Ehrbegierde, die ich in meiner menschlichen Unvollkommenheit nach dieser oder jener Bedienung bei mir empfunden, und die mir anfangs so süße zu schmecken bedünket, die hat er mir her-

nachmals bei der Erlangung und Genießung derselben dergestalt versalzen, daß ich hundert tausendmal gewünschet, die und die Stufe nimmer betreten zu haben. Das Wissen blähet auf. Und daß ich mich wegen meiner geringfügigen Gelahrtheit nicht erheben sollte, so hat mir Gott allemal gegeben einen Pfahl in das Fleisch und einen Engel, der mich mit Fäusten schlagen, und mir die Selbstgefälligkeit vertreiben müssen."

Rührend ist die Demuth und Bußfertigkeit, womit der hochbetagte Greis auf sein ganzes vergangenes Leben zurückblickt, als er in einer schweren Krankheit einen Vorboten des Todes zu erkennen glaubt:

„Indessen habe ich bei diesem Zufall die langwierigen Tage und schlaflosen Nächte damit zugebracht, daß ich auf den gesammten Lauf meines mühseligen Lebens zurückgesehen, und mich meiner ehemaligen Schicksale und derer von mir vollbrachten guten und bösen Verrichtungen erinnert. Ich bedachte, daß der Herr Augustinus dreizehn Bücher geschrieben, die er libros confessionum, d. i. Bücher der Bekenntniß, genennet; darin er alle seine Sünden nach einander erzählet, damit er sich an seinem Gott vergriffen. Und da ich in dieser Betrachtung bei mir überlegte, was ich vor eine ungeheure Schrift würde verfertigen müssen, wenn ich ein vollkommenes Register von meinen Sünden zusammentragen sollte, die ich von meiner Kindheit an bis in mein damaliges Alter begangen, da ging es mir fast eben also wie es dem frommen Justo Jonas zu Wittenberg auf seinem Sterbebette ergangen, von welchem der Melchior Adamus in vitis Theologorum p. 126. edit. Francof. schreibet: Im Todeskampfe begegnete es dem beredtsamen und sehr frommen Manne, daß er gar kleinmüthig und beinahe unempfänglich für jeden Trost war. Denn ich gerieth darüber in einen solchen Kummer, daß ich fast gar in eine Kleinmüthigkeit verfallen, und angefangen zu zweifeln, ob ich mich auch bei diesen Umständen der Gnade Gottes und der Vergebung meiner Missethaten würde getrösten können. Und hat mich in diesem niedergeschlagenen Zustande nichts mehr aufgerichtet und getröstet, als das Wort Pauli Röm. 5, 20.: Wo die Sünde mächtig worden ist, da ist doch die Gnade (Gottes) viel mächtiger. Und die Versicherung des seligen Lutheri in dem Liede, welches unter allen seinen Liedern das erste ist: Aus tiefer Noth schrei ich zu dir, da er V. 5. setzet:

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist vielmehr Gnade,
Seine Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sey der Schade,
Er ist allein der gute Hirt
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

Und die trefflichen Gründe, damit der selige Johann Arnd in seinem wahren Christenthum, l. 2. c. 8. p. m. 352., denen Angefochtenen die Schwierigkeiten wegen der Größe und Gräulichkeit und Mannichfaltigkeit und Giftigkeit der Sünden benommen hat. Dieses ist mein Stecken und Stab gewesen, daran ich mich in meiner Wankelmuth gehalten, und in meiner Schwachgläubigkeit gestärket, und in meiner Ohnmacht erquicket. Und habe ich dahero in meiner Krankheit mein Morgen- und Abendgebet allemal mit dem itzt angeführten Bußliede beschlossen, und den beigebrachten Versicul, welcher in den ersten Deutschen Gesangbüchern der Beschluß dieses Liedes ist, jederzeit dreimal nach einander wiederholet, und mit einem innerlichen Geschmack

der göttlichen Süssigkeit gesungen und gespielet in meinem Herzen. Denn auch dieses war eine mit von den Früchten, welche die Krankheit und väterliche Züchtigung bei mir gewirket. Ich lernte bei derselben, was das sey, im Geist und in der Wahrheit beten, singen und spielen in seinem Herzen, die göttlichen Eigenschaften in sich selbst und in seiner eigenen Beschaulichkeit erkennen."

Noch heben wir den Bericht über Reimmann's Tod aus, welchen einer seiner Freunde hinzugefügt:

„Aegidius Menagius hat pflegen zu sagen: il faut mourir la plume à la main, conf. Menagiana T. 2. in praef. p. 25., dieses möchte man von Herrn Reimmann sagen. Er hat wenig Tage vor seinem Tode, am 2. p. Epiph. 1743, gepredigt, und zwar, wie man erzählet, mit ausnehmender heller Stimme, er ist auch Willens gewesen, den 4. p. Epiph. wieder zu predigen, und hat in der Absicht über die gewöhnliche Sonntagsepistel Röm. 13, 8—10. seine Rede angefangen zu schreiben, aber nicht vollendet, sondern mitten in der Abhandlung aufgehöret, und nach dem Exempel Johannis sein aufrichtiges und liebreiches Wesen, so er im Leben gegen Jedermann bezeuget, mit diesen bedenklichen Worten versiegelt: „„Die Liebe zu Gott ist die Erfüllung der ersten Tafel, die Liebe zu den Nächsten ist die Erfüllung der anderen Tafel, und in dem einzigen Worte Liebe bestehet der Mittelpunkt des Evangelii und des Gesetzes. Denn Gott liebet die Menschen, das ist der Mittelpunkt des Evangelii, und die Menschen sind verbunden, Gott und ihren Nächsten zu lieben, das ist der Mittelpunkt des Gesetzes. Und daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habet. Wer saget dieses? Christus, und wo? Antwort Joh. 13, 35. was soll man erkennen? daß ihr meine Jünger seyd, woran? an der Liebe, wer das lieset, der merke darauf! sind diejenigen nur vor Christen zu achten, die Liebe unter einander haben, wovor sollen wir denn diejenigen achten, die dergleichen nicht haben? Die Haß, Neid, Feindschaft unter einander haben, die einander beißen, fressen, verzehren? Ich antworte: das sind keine Christen, sondern Antichristen, Widerchristen, Feinde des Namens Jesu Christi, und des Gesetzes und des Evangelii. Du denkest vielleicht: Ei behüte Gott, ist dem also, so wird es ja schlecht aussehen mit dem Reiche Christi allhier auf Erden, so werden der Jünger Christi sehr wenig, wenig seyn. So wird das Antichristenthum in allen Ständen die Oberhand haben, im Wehr-, Lehr-, Nährstande. Und das ist leider mehr als allzuwahr.""

Dieses waren die letzten Worte, die der selige Mann in seinem Leben geschrieben, und damit er seinem vielen Schreiben ein gesegnetes Ende gemacht, und hierauf legete die matte Hand die Feder nieder, wenig Tage und Stunde vor ihrem Tode, vermuthlich am Montag nach dem 3. p. Epiph. da den Freitag darauf ein sanfter und seliger Tod erfolgte. Das heißt mourir la plume à la main, wie der Menagius gesagt."

Das Buch „Schubart's Leben und Gesinnungen," Stuttgart 1791, erscheint uns so wichtig, daß wir in der Voraussetzung, daß es den wenigsten unserer Leser bekannt seyn werde, einen längeren Auszug daraus mittheilen wollen. Interesse erweckt schon von vorn herein die Titelvignette mit der Unterschrift: Sein Arm hielt mich vom Untergange zurück, so wie die Nachricht von der eigenthümlichen Abfassungsweise des Buches. Der Verf. diktirte es im Gefängniß, wo ihm alle Schreibmaterialien genommen waren, auf dem Boden liegend durch ein Loch unter dem Ofen einem Mitgefangenen, der mehr Freiheit hatte als er, und

verbarg es dann mehrere Jahre unter dem Boden, wo es beinahe vermoderte.

Chr. Fr. Dan. Schubart, der zu seiner Zeit sehr bekannte Dichter, wurde im Jahre 1739 den 26. März zu Obersontheim in der Grafschaft Limburg geboren. Sein Vater, daselbst Cantor und Pfarrvikar, wurde schon im folgenden Jahre als Präceptor und Musikdirektor nach Aalen berufen. Nicht geringe Anlagen, besonders musikalische, traten bei dem Knaben schon frühe hervor. In religiöser Hinsicht bemerkt er selbst über seine Jugendzeit:

„Im Christenthum genoß ich nächst den täglichen religiösen Ermahnungen meines Vaters, der ein eifriger Jesusjünger war, den Unterricht des damaligen Stadtpfarrer Koch, eines christlichgesinnten Mannes, dem es auch gelang, mir die ersten Empfindungen für die Religion einzuflößen, die niemals ganz verloschen sind.

Ich glaubte in Himmel zu blicken, als ich das erstemal zum heiligen Abendmahl ging; aber — ach! mich packte die Welt, und Gott ließ den Vorhang fallen." —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Herzogthum Braunschweig.) Der Seminarist H. A. Lütge, der seit vier Jahren Mitglied des Schullehrer-Seminars in Wolfenbüttel war, an der Frei- und Töchterschule daselbst Unterricht ertheilt und sich die völlige Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworben hatte, war seit einem Jahre durch den Umgang mit gläubigen Christen und durch ein fleißiges Lesen der Schrift zu einem lebendigen Glauben gelangt, und sprach denselben sowohl im Allgemeinen als in seinen Stunden für biblische Geschichte freimüthig aus. Die auf dem Seminar herrschende ungläubige Gesinnung sah sich unangenehm dadurch berührt und sträubte sich gegen die Stimme der Wahrheit; besonders aber waren es die Lehrer der Anstalt selbst, welche, darauf aufmerksam geworden, nachtheilige Folgen für ihren Einfluß daraus befürchteten. Zuerst warnte man ihn im Geheimen und suchte ihn durch die Drohung einzuschüchtern, daß man die Religionsstunden ihm abnehmen werde, falls er bei seiner Lehre verbleiben und namentlich vom Satan hinführo sprechen würde; da er jedoch seiner Ueberzeugung treu blieb und auch mit dieser Lehre nicht zurückhielt, so wohnte eines Tages der Direktor Ludewig (Verfasser einer Schrift: „Historisch-kritische Untersuchungen über die verschiedenen Meinungen von der Abkunft Christi," die seinen Unglauben hinlänglich an den Tag legt) seinem Unterricht bei, wo er eben die Ausführung der Kinder Israel aus Aegypten und deren wunderbare Erhaltung in der Wüste erzählte. Weil er sich genau an die biblische Relation hielt und keine Abweichung oder Deutelung sich zu Schulden kommen ließ, entfernte sich der Direktor, ohne ein Wort zu sagen, doch nicht ohne deutliche Zeichen der Mißbilligung, und gleich am anderen Morgen ließ er ihm zehn Fragen zur schleunigen und entschiedenen Beantwortung mit Ja oder Nein vorlegen, die in der Art, wie sie gestellt waren, einen feindseligen Zweck ahnden ließen. Sie bezogen sich auf die Lehre vom Satan und von der Inspiration, auf sein Verhaltniß zu den Ansichten der Lehrer des Seminars und der Geistlichen der Stadt, endlich auf die Verdienste Dinter's und auf die Stellung, die er bei einer Beförderung zu seinem Prediger einnehmen werde; gehässig waren besonders die Fragen: Lehrt der Seminarist allein das wahre Christenthum und sind alle übrigen Lehrer am Seminar Irrlehrer? Lehren die Geistlichen der hiesigen Stadt das wahre Christenthum oder nicht? Sieht der Seminarist seine Vorgesetzten und Mitlehrer als Kinder des Teufels

an, deren Umgang man meiden müsse? — Lütge beantwortete die Fragen im Vertrauen auf die eidliche Verpflichtung der geistlichen Behörden zu den symbolischen Büchern, suchte sich durch die beständige Hinweisung auf die heilige Schrift von allen Persönlichkeiten fern zu halten und schloß mit dem Bekenntniß, daß er diesem Glauben an den Gott seiner Väter treu bleiben wolle, selbst unter Verfolgungen, aber feierlich gegen alle eigenmachtigen Eingriffe in die Rechte protestantischer Christen protestire. — Aber dieses half ihm nicht; schon am nächsten Morgen ward er durch den Direktor Ludewig von seinen Geschäften suspendirt und nach wenigen Tagen durch eine Verfügung des Herzogl. Consistoriums aus dem Seminar entlassen, auch auf seine Bitte um eine vacante Organistenstelle nicht reflectirt. Man ließ ihm nicht einmal eine Abschrift des Consistorial-Rescripts zukommen, und in einem von der Schul-Commission ausgestellten Zeugnisse wurde nur im Allgemeinen das als Grund seiner Entlassung angegeben, daß er Grundsatze vertheidige, die dem Geiste und Sinne des Seminars nicht angemessen seyen, auch sich für seine Verhältnisse zu den Vorgesetzten und Seminaristen nicht eigneten. Er wandte sich nun selbst an das Consistorium, das er durch ungegründete Anklagen hintergangen wähnte, und sprach sich gegen dasselbe sowohl über seinen Glauben, als über die in dem Seminar herrschende, durch den Direktor beförderte Richtung ohne Rückhalt aus; zu welchem Ende er auch ein Fragment aus dessen Religions-Diktaten beilegte, in dem zuerst die Aussagen Christi für wahre göttliche Offenbarung ausgegeben, dann aber die biblische Lehre von Einwirkungen der Engel für unwahrscheinlich gehalten und die Existenz eines Teufels, als mit der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes unverträglich, negirt wurde. — Das Consistorium ertheilte ihm die Antwort, daß, da seine Vorstellung neue Beweise einer unziemlichen Anmaßung, einseitiger Urtheile und gehässiger Meinung von seinen ehemaligen Vorgesetzten enthalte, es bei der ersten Verfügung sein Bewenden haben müsse und man ihn nicht wieder aufnehmen könne. — Um auch das Aeußerste nicht unversucht zu lassen, wandte sich Lütge an das Ministerium, damit es nach den eingereichten Aktenstücken die Sache entscheide. Er beschuldigte den Direktor Ludewig eines fabricirten unwahren und verwirrten Religionssystems, wiederholte den Vorwurf einer Hintergehung des Consistoriums, einer falschen Anklage und lügenhafter Klätschereien seiner Collegen, welches er im Fall einer Untersuchung thatsächlich dokumentiren werde, und vertheidigte sich endlich auch gegen die Vorwürfe des Consistoriums. Er verbleibe übrigens bei seiner Bezugnahme auf die symbolischen Bücher; der Eid sey wirklich geleistet und wehe dem Staate, wenn die Behörde damit zu spielen wagen solle, der die Aufrechthaltung seiner Heiligkeit obliege. Weil die Entscheidung des Consistoriums nur einen Schein des Rechts an sich trage, so lebe er der festen Hoffnung, daß das Ministerium ihn gegen seine Unterdrücker beschützen und ihm zu seinem Rechte verhelfen werde. — Der Erfolg war, wie sich erwarten ließ, nicht der bezweckte, der Seminarist wurde nach wie vor zurückgewiesen, und ihm dazu seine ungebührliche Schreibart alles Ernstes verwiesen.

So weit haben wir treu aus den vorliegenden Aktenstücken referirt. Ein Urtheil über das gegen den Seminaristen Lütge eingeschlagene Verfahren auszusprechen, halten wir für unnöthig. Die Sache ist merkwürdig auch als zweiter praktischer Gegenbeweis gegen die gerühmte rationalistische Toleranz aus einem kleinen Lande in so kurzer Zeit. Welch eine Toleranz, wenn das Unrecht nicht einmal das Recht tolerirt! Das hätten wir freilich gewünscht, damit der Gegensatz um so reiner erscheine, daß es dem jetzt Angegriffenen eben so vollkommen gelungen seyn möchte, wie dem früher, die starken Versuchungen zu menschlicher Schärfe und Härte durch die Kraft des Herrn zu überwinden, welche eine solche Stellung nothwendig mit sich führt, um so mehr, wenn der Glaube erst ein neuerrungener ist.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 10. April. № 29.

Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur.

(Fortsetzung.)

Diese letzte Aeußerung faßt zusammen, was die folgende Erzählung weiter ausführt, wie der Verf., einmal vom Verderben ergriffen, von Stufe zu Stufe immer tiefer sank, bis ihn Gottes mächtige Hand plötzlich äußerlich und innerlich im Laufe seiner Sünden aufhielt. Ehe wir in die einzelnen Hauptmomente dieser Erzählung eingehen, müssen wir einige Bemerkungen über des Verf. ganze Individualität vorausschicken. Sein Temperament war das vollendete sanguinische, d. h. das der durchaus vorherrschenden Erregbarkeit. Er war daher von Natur allen äußeren Eindrücken, und da diese nach der Beschaffenheit der Welt nicht anders als vorwiegend schlecht seyn können, dem entschiedensten Verderben hingegeben, wenn nicht die Religion durch ihre herzumwandelnde Kraft ihm Halt und Festigkeit gewährte. Es lag in seinem Wesen, daß er sich für ihre Eindrücke, sobald sie ihm entgegentrat, empfänglich zeigte; ebenso sehr aber auch, daß er sich nur oberflächlich von ihr berühren ließ. Solchen Naturen, in denen Phantasie und Gefühl die Oberhand behaupten, liegt es besonders nahe, daß sie, ohne wahrhaft zu haben, doch zu haben glauben; sie gehen meist nicht über die bloße Rührung hinaus, mit der ihre Sinnlichkeit sich vergnügt. Die Versuchung kommt, und das Bessere schwindet auch aus der Oberfläche. Manchmal versuchen sie, sich wieder aufzuraffen, aber sie sinken immer wieder zurück, bis Gott seine Schläge verdoppelt, und sie nun bis auf einen Punkt führt, wo der Weg des Heiles und des Verderbens sich für immer scheidet. Auch wenn sie dann anfangs mit Ernst den letzteren eingeschlagen, ist ihre Gefahr noch immer groß. Die Sündenwurzel ist für sie die Sinnlichkeit. Auch nach der Bekehrung entstehen ihnen daher große Versuchungen aus dem Gesetze der Sünde in ihren Gliedern. Wandeln sie nicht vorsichtig, unterwerfen sie sich nicht strenger Diät des Leibes und der Seele, schneiden sie nicht sorgfältig jede äußere Berührung mit der Sünde ab, entsagen sie sich nicht vieles an und für sich Erlaubte, so wird bei ihnen sicher das Letzte schlimmer als das Erste. Während unter allen Naturen diese am leichtesten von der Wahrheit berührt werden, ist der Rückfall bei keinen häufiger als bei ihnen. Sie müssen vor Allen ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen; die Treue im Kleinen ist ihnen besonders anbefohlen; unter allen Eigenschaften Gottes für sie seine Heiligkeit die wichtigste; ein Anstrich von Pietismus ihnen fast unentbehrlich; ein seliger Tod für sie besonders wünschenswerth. Geistliche Süßigkeiten, Beschäftigung selbst mit den an und für sich heilsamen und in der Schrift begründeten Lehren, die nicht unmittelbar sich auf das eigene Herz beziehen, alles, was der Phantasie Nahrung gibt, oder ihre Trugkünste, denen sie so sehr ausgesetzt sind, begünstigt, ist für sie gefährlich; äußere Unruhe zieht bei ihnen fast immer die innere nach sich; ausgedehnte christliche Wirksamkeit schon deshalb nicht ihr Beruf; die Lehren von Buße und Glauben der beste und der alleinige Mittelpunkt ihres Lebens; ihr bester Wirkungskreis ein beschränkter, an Veranlassung zur Selbstverläugnung reicher, die Eitelkeit, der sie besonders ausgesetzt sind, nicht befördernder, sondern ertödtender; Meidung selbst größeren christlichen Umganges, der ihre Lebensgeister in ungeregelte Bewegung setzt, häufiges Zurückziehen in gänzliche Einsamkeit für sie Pflicht.

Freilich darf das Bemerkte nicht also verstanden werden, daß es denen, welche das entgegengesetzte Naturell haben, zu pharisäischer Selbstbespiegelung diene, wie sie oft in ihrem Urtheil über solche hervortritt. Die Sünden derer, welche vorwiegend erregbaren Temperaments sind, fallen gleich in die Augen; aber darum sind sie vor den Augen des allsehenden Gottes nicht größer wie die derer, welche sie mehr zu verbergen wissen. Diesen, mit ihren zusammenziehenden Leidenschaften, drohen andere Gefahren, und wenn wir hier, durch ein lebendiges Beispiel dazu veranlaßt, nur die der ersteren hervorheben, so möge auch ihnen diese Darstellung zur Demüthigung dienen, indem sie zeigt, wie enge die Pforte und wie schmal der Weg ist, und wie schwer, aber auch wie unumgänglich nothwendig, daß der schwache Mensch auf ihm unsträflich wandele.

Im Jahr 1753 wurde Schubart nach Nördlingen auf das dortige Lyzäum geschickt. Dort erstarben bald die guten Regungen, die er im väterlichen Hause, besonders in der letzten Zeit, empfunden.

„Religion — ich beklag' es, daß ich's sagen muß, wurde damals so kalt auf der Schule behandelt, daß mich und meine Mitschüler Ekel anwandelte, so oft wir eine todte Antwort auf eine lebendige Frage aus Hutter's Compendium geben mußten. War' von klassischen Autoren, Philosophie, Geschichte, schönen Wissenschaften die Rede, so lebt' und webte Alles in der Schule; ging's aber an's Christenthum, so fröstelte, gähnte, langweilte man. Und leider! fand ich's hernach in mehreren Schulen auch so. Die Seele des Christenthums, seine herzbessernde Kraft blieb mir unbekannt. So lebt ich also, zaumlos als ein luftiger, sinnlicher, gedankenloser Jüngling mein Leben hin; dachte wenig an Gott, weniger an Jesus, selten an's Leben jenseits des Grabes, wenn nicht der Anblick meiner jungen Freunde im Sarge zuweilen meine Empfindungen aufgeschreckt hätte. Da erwachten immer fromme Entschlüsse in mir; aber sie starben, wenn das Grab aufgeschaufelt und die Todtenglocke verhallt war. Tief in meine Seele wirkte das gottselige Beispiel des ehrwürdigen Superintendenten Maier's, dessen Herzensgebete ich oft in seinem Hause mit anhörte, und dabei das erstemal, zwar nur dunkel, den Unterschied empfand, der zwischen Salbung und Naturkraft, zwischen dem einfältigen Gebete des Christen und den Figuren und Tropen des Redners und Dichters statt findet. Doch die Eitelkeit hatte mich einmal in ihrem bunten Zirkel, und ich sollte den Thoren so lange mitmachen, bis ich, von Gott ergriffen, im Kerker die höhere Weisheit lernen würde."

Frühzeitige schönwissenschaftliche Leserei legte in den dafür besonders empfänglichen Jüngling das Gift der feineren Sinnlichkeit, und diese schlug nur zu bald in die grobe aus, von der sie nur durch eine fließende Grenze geschieden ist. Von seinem Aufenthalt in Nürnberg, wo der Verf. seit 1756 das Gymnasium besuchte, sagt er:

„Um diese Zeit erwachten in mir — nur zu frühe für meine Ruhe, und zu störend für Wissenschaft und Tugend — die Empfindungen der Liebe. Mädchenreiz war mir unter allen Reizen, womit der Schöpfer das Antlitz der Natur schmückte, der unwiderstehlichste. Es schien mir auch nichts Unschuldigeres zu seyn, als dies süße Minnespiel, und meine anhaltende witzige Leserei bestärkte mich in diesem Wahne.

Jede Dichterharfe hat die Liebe gestimmt, dacht' ich, selbst die Töne deines lieben Christussängers feiern die fromme Liebe des Semida und seiner Cidli; dein Horaz, Ovid, Bodmer, Gleim, Wieland und Uz, selbst die ernsten Britten, Milton und Young hallen den Triumph der Liebe wieder; ja die geheime Geschichte sagt, daß nicht nachgeäffte Empfindung, sondern eigenes Liebesgefühl, wie Herzblut den Hexametern und Strophen deiner lieben Dichter entträufelte — und du, zur Freude geschaffen wie sie, solltest nicht auch lieben? — Diese ziemlich epikurische und aristippische Dichtermoral schmeichelte meinem Herzen ungemein, und stillte es, wenn es oft selbst in der weichen Umarmung des Mädchens unruhig werden wollte. So unschuldig meine Liebe noch war, so war sie doch der unselige Funke, der hernach zur Flamme auflohderte, und meine Seele peinigte, als sie im Kerker von ihrer wollüstigen Trunkenheit erwachte. — Jüngling, der du dies liest, schau gen Himmel und bitte Gott, daß er deine Unschuld bewahre! — Die Grenzlinie der Liebe ist so fein gezogen, daß du noch in ihrem Gebiete zu seyn glaubst, wenn du schon auf dem Pfade der geilen Lust taumelst. — Und dann geht's bergab, von Genuß zu Genuß, von Brunst zu Brunst, von Schande zu Schande, von Angst zu Angst, bis der Boden weicht, und die gähnende

Kluft über dir zusammenschlägt. Flieh' die wollustathmenden Dichter, die dich mit Blumenketten zum Altare schleppen, und dich unterm Lustgetümmel phallagogischer Feste dem Verderben hinopfern."

Schubart war ursprünglich nicht zum Studiren bestimmt; Vieles wies ihn darauf hin, in Nürnberg zu bleiben und dort das ehne geräuschlose Leben eines Reichsbürgers zu ergreifen. Aber dasselbe innere Element, was für ihn das Universitätsleben, so wie überhaupt jedes bewegtere, so gefährlich machte, zog ihn auch dahinein. Er begab sich zuerst zu seinen Eltern zurück, die er mit ganz anderen Gefühlen wiedersah, als er sie verlassen, als ein Gefallener, vom Gifthauche der Lust befleckter, der fortan nicht mehr mit voller kindlicher Aufrichtigkeit sich ihnen nahen konnte. Er bezog dann nach einiger Zeit die Universität Erlangen, welche damals der Erbauung wenig, der Versuchung aber durch den von besonderen Umständen begünstigten rohen Ton der Studirenden vorzüglich viel darbot. Hier war er in seinem Elemente. „Frei, ungebunden, durchstreift' ich tobender Wildfang Hörsäle, Wirthshäuser, Concertsäle, Saufgelage, studirte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum."

Das Studium der Theologie, dem er sich gewidmet hatte, ergriff er anfangs seinem Naturell gemäß mit Eifer. Aber bald erkaltete dieser. Er war gewohnt, in allem Lernen nur zu spielen, Alles nur so weit zu treiben, als es ihn sinnlich angenehm berührte und seiner Phantasie Nahrung gab. Einem solchen sinnlichen Geschmacke konnte auch die beste Theologie auf die Dauer nicht zusagen. Auch für den Theologen heißt es ja: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brodt essen. Die Theologie in ihrer damaligen Gestalt mußte ihn besonders anwidern. Diejenige des 17ten Jahrhunderts zog bei aller ihrer Trockenheit doch durch ihre scharfe begriffliche Durchbildung und ihre großartige Consequenz an; die damalige hatte sich nur die Trockenheit erhalten; sie fing an in jeder Beziehung langweilig zu werden. Das musikalische und dichterische Talent Schubart's versprach seiner Sinnlichkeit zugleich und seiner Eitelkeit eine weit reichere Nahrung. Schlechter Umgang entfremdete ihn immer mehr aller ernsteren Beschäftigung. Die meisten meiner Universitätsfreunde, sagt er sehr treffend, sehe ich jetzt an, wie der Duellant den blutigen Degen, womit er seinen Freund in der Trunkenheit verwundete. Das Resultat seines akademischen Lebens, das leider noch jetzt so Vielen mit ihm gemeinsam ist, faßt er in folgende Worte zusammen:

„Da ich — mit Angst meines Herzens schreib' ich's nieder — Gott aus den Augen setzte, dem Rufe der himmlischen Weisheit nicht folgte, alles Feuer in's Aeußere jagte, und seine Centralkraft schwächte, da ich tumultuarisch studirte, die Anstrengung scheute, und nur das ergriff, was ich ohne viele Mühe erhaschen konnte: so erreicht' ich den Zweck meines akademischen Studirens beinahe gar nicht. Ich war ein Bach, vom Sturme kraus, auf dessen Fläche sich Wahrheit, Wissenschaft und Tugend nicht spiegeln konnten. Von Leidenschaften gepeitscht, braust' ich unter meinen Freunden sinnlos einher, ohne Ordnung, ohne Klugheit, ohne Fleiß, ohne Sparsamkeit, häufte Schulden auf Schulden, und ward von meinen Gläubigern in's Karzer geworfen, worin ich vier Wochen lag, und bei den Besuchen meiner Freunde, einer zärtlichen, mich mit Thränen beklagenden Freundin, bei einem guten Klaviere, von Schüttmaier, und in der Gesellschaft meines luftigen Leichtsinnes, die Schande des Gefängnisses beinahe vergaß, und das Gewinnen

der Wehklagen nicht hörte, die ich Strudelkopf meinen fernen Freunden auspreßte."

Worte liebreicher Ermahnung, die damals zu Schubart gesprochen wurden, drangen tief in sein Herz hinein, und die Vögel des Himmels vermochten es nicht, diese guten Samenkörner ganz wegzufressen. Ein Bürger aus Erlangen, der als Herrnhuther im Rufe stand, weil er ein stilles, von der Welt abgesondertes Leben führte, schickte ihm ein Bett und versprach ihm seinen Beistand. Nach seiner Befreiung ging er zu seinem Wohlthäter um ihm herzlich zu danken. Er lächelte und sagte: „Herr Schubart, Sie sind krank, und dieser Mann könnte Sie kuriren." Er wies auf Steinhofer's Predigten, die offen vor ihm lagen. Schubart merkte dies, drückte ihm dankbar die Hand, und ging, von seinem Seufzer begleitet: Gott wird sich Ihrer erbarmen. Grade das macht die Lesung dieser Biographie so anziehend, daß darin gleich sichtbar und stark wie die menschliche Sünde die göttliche Gnade hervortritt, wie sie den Verf. nie zur äußeren Ruhe gelangen ließ, sondern ihn immer wieder aufschreckte, wie ein gejagtes Wild, wo er sich ein angenehmes Lager zu bereiten gedachte, wie sie in angemessener Proportion mit dem Wachsen der Sünde auch ihre Heimsuchungen steigen ließ, und wie sie ihn zugleich und stets von Neuem belehren ließ, wozu er geschlagen wurde, und wohin er getrieben werden sollte.

Bald darauf riefen die Eltern den Sohn, dessen Ausgaben sie nicht mehr bestreiten konnten, nach Hause zurück.

„So kam ich in Aalen an — mit einem brausenden Studentenkopfe, einer Seele voll wissenschaftlicher Trümmer, und einem beinah ganz verwüsteten Herzen. Marder und Geier, Feldteufel und Kobold liefen nach des großen Sehers Zeichnung, in mir, wie unter Babels Ruinen durcheinander. Ich empfand zwar einige Beängstigungen des wiederkehrenden verlornen Sohnes; der Anblick meines Vaters durchschnitt mir das Herz, der eben von einer schweren Krankheit aufgestanden war; aber das Mitleiden meiner Mutter über meine blasse hagere Gestalt — denn meine Gesundheit hatte durch Ausschweifungen sehr gelitten, und ich habe mich seitdem niemals gänzlich erholen können — kam der Bestrafung meines Vaters und meinen Beängstigungen zuvor."

In diesem zerrütteten Seelenzustande häufte Schubart seine Schuld noch dadurch, daß er häufig die Kanzel betrat, wie er selbst sagt, als ein süßer Schwätzer, der zwar die Einbildungskraft seiner Zuhörer zu erschüttern wußte, aber niemals bleibende Ueberzeugung zurückließ. Die traurigen Rückwirkungen dieses Frevels an Gottes Majestät konnten nicht ausbleiben. Die äußere Heuchelei leistete der inneren Vorschub. Der Beifall, der ihm von dem großen Haufen, unfähig, die Salbung von ihrem elenden Surrogat, der Nervenaufreizung, zu unterscheiden, zugerufen wurde, stärkte seine Eitelkeit, und übertäubte die Stimme des winmernden Gewissens. Um es vollends einzuschläfern floh Schubart den Schweiß wichtigerer Geschäfte, und ging der Zauberin Musik nach, die ihn längst als ihren Günstling betrachtete.

Durch das geringe Einkommen seines Vaters wurde Schubart genöthigt, eine Hauslehrerstelle in Königsbronn anzunehmen. Der Umgang mit vielen herzlich frommen Menschen versetzte ihn hier für eine Zeitlang in eine bessere Stimmung, die aber, weil die Sünde stets noch einen geheimen Hinterhalt in der innersten Tiefe seines Herzens hatte, nur Stimmung blieb und aufhörte, sobald der Einfluß, der ihn gestimmt, durch einen anderen überwogen wurde, dem jener geheime Verbündete im Herzen

willig und freudig die Thore öffnete, und nun mit seiner Hülfe den Gegner, der ihn eingeengt, auch aus den Außenwerken wieder vertrieb.

„Ich betete wieder, las gerne in der Bibel und in geistreichen Schriften, sonderlich in Skriver's Seelenschatz, lag oft auf den Knien und weinte zu Gott, oder blickte vom freien Feld gen Himmel und fühlte die Seligkeit, ein Mensch zu seyn, durch meine ganze Seele schauern. — Sobald mich aber die Welt wieder zum Tanze aufforderte: so stürzt' ich leichtsinnig in ihre Reigen, und vergaß in der Trunkenheit die fieberhaften Erschütterungen der Andacht. Meine damalige fromme Stimmung schrieb sich vorzüglich von einer hektischen Anwandlung her — denn ich rang lange schon mit einem durch Ausschweifungen zerstörten Körper. — Allein, wenig lichte Augenblicke söhnten mich wieder mit der Welt aus, und ein Weiler auf Erden war mir lieber, als die fernleuchtende Stadt des lebendigen Gottes. Daher wurde jeder Strahl des in mich fallenden Lichts gemeiniglich wieder von der alten Nacht verschlungen. Ein Umstand, der mich hernach von Stufe zu Stufe, bis an die Grenze der Verstockung brachte. Wer sich dem Lichte von Gott oft widersetzt, verliert endlich aus einem gerechten Gerichte die Lichtesempfänglichkeit, und wächst als eine unselige Pflanze in die dickste Finsterniß hinein. Eine schauderhafte Wahrheit, die tausendmal gesagt, stark und fürchterlich gesagt werden sollte!! — Hier steht die fürchterliche Leiter der Verdammniß: Leichtsinn, Gleichgültigkeit, Vernunftstolz, Empörung gegen das Licht, Verstockung — ewiger Tod!!" —

Bald verließ Schubart seine Hauslehrerstelle wieder, um in Aalen und in den angrenzenden Dörfern den Geistlichen im Predigen beizustehen. Auch hier fehlte es ihm nicht an heilsamer Anregung. Als er nach einer feurigen Rede die Kanzel zu Neubronn verließ, sagte der dortige Geistliche: „Selig seyd ihr, die ihr das wisset, wenn ihr's thut." Der Tod röchelte ihm auf der Brust und gab seiner Bestrafung ein feierliches, herzdurchschneidendes Ansehen. Er starb bald darauf. „Sein Bild" — sagt der Verf. — „schwebt mir noch vor Augen, wie ein Geisterbild, das der irrende Wanderer in der Nacht sah." Ein anderer Geistlicher, früher Schüler heidnischer Weisheit, äußerte gegen ihn: „Ich habe viel Erdenstaub abzuschütteln. Erdenweisheit ist nicht viel mehr als Erdenstaub. In ihrem Labyrinthe verlor ich die Einfalt, nun bin ich im Begriffe, sie wieder aufzufinden." In einem Gespräche über das Ueberhandnehmen des Unglaubens sagte er: „Sie sind nur Schmeißfliegen; die großen Raubvögel kommen erst nach. Aber Jesus und seine Gemeinde wird über Alle triumphiren."

Schubart erhielt nun den Ruf als Präceptor und Organist in Geißlingen. Seine neuen Verhältnisse waren sehr beschränkt, das Einkommen geringe, der Dienst beschwerlich. Dennoch schien das Unmögliche möglich zu werden, er schien sich in seine neue Lage zu finden, schien ruhig und gesetzt zu werden. Ein treffliches Weib, mit dem Schubart sich gleich zu Anfang verband, war die Hauptursache dieser Veränderung. Sie war fast in allen Stücken das grade Gegentheil von ihm, ein stilles, demüthiges Wesen, die unschuldigen häuslichen Freuden allen anderen vorziehend, verlassen von den leichten Reizen der Buhlerin, aber reich geschmückt mit der tiefer liegenden Anmuth des treuen Weibes, ohne Phantasie, aber voll ehelicher und mütterlicher Liebe, still aber herzlich und gründlich fromm; „ihre Kinder versorgt und glücklich zu wissen und einst mit Gott versöhnt und des ewigen Wiedersehens gewiß in den Armen

ihres Mannes sterben, das war Alles, was sie sich wünschte, alles Uebrige war ihrer genügsamen Seele Ueberfluß und Gräuel." Schubart fühlte sich anfangs in ihrer Nähe zufrieden und glücklich; die unscheinbaren häuslichen Freuden schienen ihn auszufüllen. Mit Wonne wiegte er seine Kinder auf dem Knie und sah Unschuld und Freude in ihrem Auge schimmern.

Aber keine Ruhe, spricht der Herr, ist dem Gottlosen. Das Verderben hatte sein Wesen schon so ganz durchdrungen, daß jede irdische Macht nicht mehr im Stande war, auf die Dauer auch nur seine gröbsten äußerlichen Ausbrüche zurückzuhalten. Der Reiz der Neuheit machte ihm, dem Genußsüchtigen, eine Zeitlang auch diese Freuden genießbar; sobald dieser geschwunden, fühlte er, wie fremdartig sie seinem Wesen waren; das Gefühl der Leere, die Unruhe nahmen in ihm wieder überhand; die Versuchungen nahten sich und er fiel tiefer und tiefer. Er selbst bezeichnet seine Verbindung als die des Sturmes mit der Stille, der feurigen Thorheit mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie mit der Ordnung. Eine solche Verbindung konnte nicht dauernd seyn. Aber merkwürdig ist es, daß sie nie ganz zerriß, daß das Andenken an die bis in den Tod gekränkte, und doch immer still liebende, immer betende Frau den Ungetreuen selbst in die Arme der Buhlerin begleitete, daß er, wenn er den Taumelkelch der Welt bis auf die Hefen geleert, stets von neuem zu ihr zurückkehrte. Wie mit seinem Gotte, so machte er es auch mit der, welche er ihm zur Lebensgefährtin gegeben, zum rettenden Engel. Noch war in ihm der letzte Funke des Guten nicht erstorben. Noch konnte sich an ihm in beiden so eng verbundenen Verhältnissen das: Die treue Liebe sieget, am Ende fühlt man sie, bewähren.

Schubart legte die Fundamente seines Elendes weit gründlicher, wie er die seines Glückes gelegt hatte, das ja ohne wahre Bekehrung auf Sand gegründet war. Er fing damit an, alle diejenigen Lehren wegzuräsonniren und wegzuspotten, die ihn im Laufe seiner Sünden aufhalten und beunruhigen konnten. Möge man aus dem folgenden Selbstbekenntnisse eines früheren Rationalisten lernen, daß die neueren Fortschritte der Wissenschaften wenigstens nicht, wie Dr. Bretschneider und seines Gleichen behaupten, die alleinige Quelle des Rationalismus sind, der tiefste Grund seines Ueberhandnehmens vielmehr in dem Ueberhandnehmen der Sünde zu suchen, welche, um ihre eigene Herrschaft sicher gründen zu können, die Herrschaft Gottes vernichtet.

„Ich fing an, an den vornehmsten Religionswahrheiten zu zweifeln, die verwegensten Sätze der Spötter und Wahrheitsfeinde mir bekannt zu machen, Gift, das ich einsog, wieder auszuspritzen, und zu glauben, daß man kein witziger Kopf seyn könne, ohne ein Freigeist zu seyn. Ein System des Unglaubens hatt' ich nie — denn ich hatte in Nichts ein System — aber die Trümmer kannt' ich doch alle, aus denen der Unglaube seinen Palast erthürmt. Da ich jeden Stoß des Beispiels empfand, so lernte ich bald von meinen witzigen Favoriten kalt von Gott und göttlichen Dingen sprechen, auf alle Sachen des Geistes verächtlich niederblicken, die Wunder der Schrift als Mährlein verwerfen und die Religion Jesu, nach dem Waidspruche des Freigeistes, für einen Kappzaum des Pöbels zu halten. Ich stieß mich zuerst an der Person Jesu, den ich schon als Candidat für keinen Gott, sondern für einen Mittler, wie Moses, und für einen frommen Lehrer hielt; doch setzte ich ihn weit über Sokrates, Konfuzius, Zerduscht, und alle Gesetzgeber und Weise hinaus; — und da mir über diese Sache kein näheres Licht aufging — denn wie sollte sich der Geist Gottes in einer so trüben Seele spiegeln, — so glaubte ich vollkommen Recht zu haben, zweifelte weiter, sah nach und nach alle Artikel des Glaubens für verdächtig an, verlor alle Stützen, und glaubte beinah, das ganze Glück des Menschen bestehe darinnen — frei rasen zu dürfen. Ich betete wenig, oft gar nicht, wurde unruhig, mißvergnügt mit meinem Schicksale, stolz auf mein Talent, ausschweifend in meinen Ergötzlichkeiten, öfters nachlässig in meinem Amte, ein Spötter der Geistlichkeit, ein geheimer Hasser des obrigkeitlichen Ansehens, ein Lüstling, der die Mädchen für Blumen ansah, die jeder Schmetterling beflattern darf, ein kühner Beurtheiler der wichtigsten Dinge und Personen — mit einem Wort ein Lasterhafter, der nicht einmal die Kunst verstand, das Leben recht zu gebrauchen; denn da ich der offenherzigste Kerl von der Welt war, so handelte ich immer viel zu frei, als daß ich nicht allenthalben hätte anrennen sollen. Mein Schwiegervater, ein weiser abgekühlter Albert, Gott und der Welt weit nützlicher, als zehn wilde Werther, die gleich dem Waldstrom die Beete der Ordnung und Weisheit verschwemmen, warnte mich oft, von den Thränen meiner Gattin unterstützt. Aber mein Schaden lag schon zu tief, als daß ihn kühler Rath, und Weiberthränen hätten heilen können." —

Bald wurde es Schubart in seinem kleinen Städtchen und unter seinen biederherzigen altväterischen Bewohnern zu enge. Für seine Sünde war dieser Spielraum zu klein. Die Gelegenheit für seinen Schwindelgeist ereignete sich bald. Er wurde zur gerechten Vergeltung seines Undankes gegen Gottes Vatergüte in eine neue Lage versetzt, die für ihn grade so unter allen die gefährlichste war, wie die frühere unter allen die heilsamste. Er kam als Organist und Musikdirektor nach Ludwigsburg. Seine Freunde und Verwandte zitterten. Denn sie kannten ihn und seine Stellung. Sein Bruder Jakob, der bald darauf starb, sagte, indem er weinend von ihm Abschied nahm: „Bruder, dich hab' ich verloren! — o daß ich nicht Abadonnas Klage weinen müsse:

Abdiel, mein Bruder, ist mir auf ewig gestorben."

Sein keuchender Ton und sein blasses Angesicht war der Ausdruck und die ganze tiefe Deutung dieser Wehklage. Gott, der, wenn er seinen Dienern befiehlt, daß sie den Gottlosen warnen, damit er sich vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe, nichts thut, als sie zu seiner Nachahmung auffordert, suchte ihn auch durch einen höchst bedeutenden Traum von seinem Vorhaben zurückzuschrecken, dessen Wahrheit sich bis in seinen Kerker erstreckte. Seine Frau, die ihn mit den Kindern verlassen und sich zu ihrem Vater begeben, kam die Nacht vor seiner Abreise über sein Bette, fiel mit lautem Schluchzen auf ihn hin und konnte vor Schmerz nicht reden, weil sie glaubte, ihm den ewigen Abschiedskuß geben zu müssen. Den anderen Tag kam sie in seine Wohnung, fiel vor ihm auf die Knie nieder und bat ihn mit aufgehobenen Händen: „O Mann, ich bitte dich, werde ein Christ." Nie, selbst im dichtesten Gedränge der Welt, konnte er dies kniende Bild und den Ton der flehenden Zärtlichkeit vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 13. April. № 30.

Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur.

(Fortsetzung.)

Im Herbst 1768 kam Schubart in Ludwigsburg an. Kurz darauf holte er auf die Bitte seiner Frau sie und seine Kinder ab und söhnte sich mit seinem Schwiegervater wieder aus. Er fand eine gute Aufnahme. Bald legte er Kragen, schwarzen Rock und Mantel ab — seine Gattin weinte als er es that — und zog mit dem bordirten Tressenhut und Degen den Weltgeist auch äußerlich an. Sein ganzes Leben ging nun auf in ein unersättliches Trachten nach sinnlichem Genuß und Befriedigung der Eitelkeit. Seinen Seelenzustand während des Aufenthalts in Ludwigsburg können wir nicht besser schildern als mit seinen eigenen Worten:

„Mein steter Umgang mit Deutschen und Welschen Virtuosen war beständig Oelguß in mein ohnehin schon wild lodernd es Feuer. Ich wurde immer kälter gegen Tugend und Religion, las Freigeister, Religionsspötter, Sittenverächter und Bordelscribenten — — und theilte — o meine größte, heißeste, schwerste Sünde, — die mir Höllenqual im Kerker macht — theilte das Gift wieder mit, das ich einsog. Spöttereien und Zoten wurden mir so geläufig, daß ich sie oft, wie die Kröte ihren Schaum, ausgurgelte, ohne es zu wissen. Ich stürzte von Schande in Schande, ward unverschämt, geil, träge zum Guten, froh, daß ich die papierne Schanze des Unglaubens zur Bedeckung meiner Ausschweifungen aufwerfen konnte, erstickte sogar das Menschengefühl, ward ein Rebell, der sich mit hohem Haupte gegen alles Heilige empörte und endlich, mit allen meinen schönen Gaben, mir und meinen Freunden zur Last wurde. Zilling (der oberste Ortsgeistliche) ermahnte mich oft mit triftigen Gründen, umzukehren, und da es nichts half, so excommunicirte er mich, wie billig. Ich spottete über ihn und lebte wie zuvor. Meine Eltern und Freunde schrieben mir; aber ich warf ihre Briefe ungelesen weg. Schändliche Krankheiten, die ich mir — und — falle Decke der Nacht und verbirg meine Gräuel und meine Schande!! — Mein Weib versank in düstre Schwermuth, weinte, seufzte stumm gen Himmel; ihr redlicher Vater holte sie und meine Kinder ab und vergoß bittere Thränen. — „„Warum soll Ein Mensch mehrere unglücklich machen?““ seufzte mein Weib. — O Gott hat euch gerochen, ihr Lieben! Eure Seufzer und Thränen stiegen gen Himmel und kamen wie Schwefeltropfen auf mein Haupt zurück.“ —

Die ungemessene Eitelkeit, die sich seiner bemächtigt hatte, lernen wir am besten aus der naturgetreuen Schilderung eines Freundes, mitgetheilt von Ludw. Schubart in der Charakteristik seines Vaters, Erlangen 1798, und im Auszuge in Weber's Biographie Schubart's, in der Ausgabe seiner sämmtlichen Gedichte, Bd. 3., Frankf. 1825, S. 170., kennen. „War er an einem Orte noch fremd und ohne Namen, so wußte er gleichsam nicht, was er zuerst anstellen sollte, um sich in den Vordergrund zu arbeiten. Ein Concert ganz eigener Art, angekündigt in mehreren Blättern auf eine ganz eigene Art, — war das erste, was er that. War dies gelungen, so ging er an Tables d'hotes, auf Kaffeeplätze, in Wein- und Bierhäuser, sprach kein Wort von Musik — und sprach doch immer, mit Leuten aus allen Ständen, stets aus ihrem Fache — mit der äußersten Anstrengung und Sammlung des Geistes. War er in einer Gesellschaft ganz unbekannt, so fing er sicher ein Gespräch oder eine Erzählung an, die aller Augen auf ihn heftete. — — Kurz alle die mannichfaltigen Gaben, womit er so reichlich ausgestattet war, daß füglich ein halb Dutzend Menschen ihren Lebensunterhalt damit hätten gewinnen können, ließ er nie frappanter und anhaltender spielen, als wenn es darauf ankam, sich irgendwo einen Namen zu machen.“

Seine Scheu vor aller ernsthaften Arbeit, sein krankhaftes Haschen nach Pikantem war in stetem Zunehmen begriffen. Alle Kreise, von den höchsten bis zu den niedrigsten, durchflog er, um nur Reizungen für seine Phantasie und für seine Sinnlichkeit zu finden. Von der Tafel des Grafen ging es auf dieser unseligen wilden Jagd in die Weinschenke. Heute fuhr er in der Kutsche eines Hofmanns, und morgen ging er mit einem Schuhmacher auf's Land hinaus. So war sein ganzes Leben eine fortgesetzte geistige Hurerei; Jeden, der zu ihm in Beziehung trat, benutzte er nur zu diesem seinem Zwecke; fand er ihn zu demselben nicht mehr geeignet, so warf er ihn weg wie eine ausgepreßte Citrone. Wahrlich eine Schändung der Menschen-

würde, die durch seine Freigebigkeit gegen Nothleidende, die ja auch um der angenehmen sinnlichen Empfindung willen geübt werden kann, und durch andere sanguinische Temperamentstugenden nicht gesühnt werden konnte.

Aber auch in dieser tiefen Versunkenheit entschlummerte sein Gewissen nicht ganz. Furchtbar zuckten oft seine Blitze durch die unnachtete Seele. So ging er einst mitten in der Nacht im dichsten Dunkel einer Allee und schrie heulend gen Himmel: „Richter, donnere mich nieder oder erbarme dich meiner."

Bald wurde auch sein äußeres Glück durch die Sünde zerstört. Seine reichlichen Einkünfte waren für ein Danaidenfaß, wie er war, bei weitem nicht zureichend. Er gerieth in Schulden und Noth. Mich dünkt, sagt er sehr treffend, daß das mit Künsten der Sinnlichkeit leicht erworbene Gut wieder eben so schnell im Sande zerrinnt und eigentlich keinen bleibenden Segen hat, so wie hingegen ein mit Schweiß beträufter Groschen einem Wechselgroschen gleicht, der, so oft man ihn ausgibt, immer wieder zurückzukommen scheint. — Ein verdächtiger Umgang mit einem Mädchen brachte ihn in's Gefängniß, dasselbe, in dem vorher ein Mörder lag, den er erst vor wenigen Tagen hinrichten und seinen Kopf auf den Pfahl stecken sah. Hier stellte sich ihm im Kleinen ein lebendiges Bild von dem Zustande dar, welcher des unbekehrten Lüstlinges nach dem Tode harrt. Wasser, Brodt, Kälte und faules Stroh, Stank und Ungeziefer zur Pflege; rechts das Toben einer Rasenden, links das Kettengeraffel eines Diebes; unter ihm das Heulen und Fluchen einer Anzahl eingefangener Huren. Als er seine Freiheit wieder erhielt, kroch ihm sein einziger Sohn, der nach ausgestandener schwerer Krankheit seine ersten Schritte versuchte, entgegen, hielt sich am Tische und bewillkommte ihn mit einem herzzerschneidenden Papa, Papa! Seine Frau zeigte auch hier, was treue betende Liebe vermag; sie verzieh ihm, schloß ihn mit Thränen in ihre Arme und flehte, durch vorsichtige Tugend sich und sie vor dergleichen bitteren Ahndungen zu bewahren. — Seine Selbstsucht verleitete ihn, sich mit seinem Witze an Allen zu vergreifen, die nur irgend Stoff dazu darboten. Wurde nur seine Phantasie angenehm gekitzelt und seine Eitelkeit durch den Ruf eines witzigen Kopfes befriedigt, so kam es ihm gar nicht in den Sinn, daran zu denken, was Andere darunter litten, auch nicht, was ihm und den Seinigen für Gefahr daraus erwachsen konnte. So machte er sich viele Feinde und seine Vorgesetzten wurden seiner leid. Eine Satyre auf einen vornehmen Hofbeamten und noch mehr eine Parodie der Litanei brachte die Sache zum Ausbruche. Er erhielt seinen Abschied und wurde sogar Landes verwiesen. Mit einem Thaler stürmte er im Unsinn der Betäubung aus Ludwigsburg heraus. Seine Frau ging mit gebrochenem Herzen nach Geißlingen zu ihrem Vater, fand dort ihre Mutter und ihre Brüder tödtlich krank darniederliegen und wurde selbst von gleicher Krankheit ergriffen.

Schubart begab sich in die damalige Reichsstadt Heilbronn. Sein ausgelassener Witz verschaffte ihm dort in den genußliebenden und keinen gefährlicheren Feind als die Langeweile kennenden vornehmen Cirkeln, die keine Ursache hatten an seinen Sitten Anstoß zu nehmen, Zutritt. An Sündengenossen fehlte es ihm nicht. Doch fand er keine Versorgung. Eine ihm eröffnete Aussicht zu einer Professur an der Ritterakademie zu Saarbrücken veranlaßte ihn zu einer Reise nach Mannheim. Die herrliche Natur, die sich ihm auf derselben darbot, hatte für ihn ihre Reize verloren.

„Ich war" — sagt er — „damals schon zu sehr aus dem Schoße der Ruhe hinausgeschleudert, um diese stillen Freuden kosten zu können. Um froh zu seyn, mußte ich rasen. — Mein Sprechen war schon schwülstige Deklamation, meine Empfindungen Spritzfeuer und meine Grundsätze nicht Wahrheit, sondern ein Galimathias von Leserei oder erhaschten Flimmergedanken, meine Phantasie eine Gruppe von tanzenden, schwelgenden, wiehernden Faunen; mein Witz liebte die massive Eulenspiegelszote mehr als den feinen Scherz, und meine Einbildungskraft war schon so verdüstert, daß alle ihre Schöpfungen meist gähnende, hypochondrische Figuren und Teufelslarven waren. Daher grenzte jeder Anfall von Schwermuth dicht an die Verzweiflung, und die sanften Ausflüsse der Naturschönheiten rührten mich nicht mehr so allgewaltig, wie ehemals. Je mehr Licht in meine Seele fiel, je mehr erschrack ich über ihre Schwärze, wie jener Emir in Wieland's goldenem Spiegel, als er unter die selige Kolonie der Kinder der Natur sich verirrte."

In Mannheim angelangt gewahrte er bald, daß die Ritterakademie in Saarbrücken nur in dem Kopfe eines Schwindlers existirte. Er sah sich also genöthigt, sein Glück auf andere Weise zu suchen. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen schien es ihm am Hofe des Kurfürsten zu Schwetzingen zu blühen, wo ihm seine musikalischen Talente und seine Gespräche über Litteratur und Kunst freundliche Aufnahme verschafften. Dort fand er sich in seinem Elemente. Die Sitten waren, wie damals an den meisten Höfen, sehr verderbt. Hurerei und Ehebruch waren Modesünden, die man zwar beichtete (der Hof war damals Katholisch), aber sogleich wieder beging. Eine Mätresse halten, war guter Ton, weichliches Genußleben*) das Ziel, dem Alles nachjagte. Aber mitten in diesem Taumel kamen doch Stunden der Nüchternheit, wo die fürchterliche Leere seines Inneren wie ein gähnender Abgrund sich ihm aufdeckte.

„Wer sollte glauben," — sagt er — „daß ich unter so tausendfachen Vergnügungen des Geistes und Herzens, oft die gewaltigsten Anwandlungen von dicker, schwarzer Schwermuth hatte! —

Ein Mensch, der aus dem Zauberkelche der sinnlichen Ergötzungen des süßen Giftes zu viel schlürft, wird bald satt und überladen. Ich ging oft im Hesperidengarten, sah die wasserspringenden Nymphen und Seethiere, sah meine lieben Statuen, und empfand nichts; wandelte unter hohen schattigen Gängen, und blieb kalt; sah die sekularische Aloe blühen, schwamm in

*) Der Verf. hat sehr richtig eingesehen, daß zu ihm auch jene Empfindsamkeit gehört, welche so Viele noch jetzt mit der Liebe verwechseln, die nach der Schrift auch der Sünden Menge deckt. „Die Wollust scheint beinahe die Quelle der so hochgerühmten Empfindsamkeit zu seyn, dieser weichen Tugend, die nahes Elend auf Augenblicke fühlt und fernes vergißt, die sterbende Fliege beklagt, und den im Lazareth winselnden Siechen mit Ekel betrachtet; über nachgeäffte Empfindungen im Schauspielhause weint, und an wirklichen Scenen des Jammers mit versteinerten Augen und Herzen vorübergeht. — Daher sind die Empfindsamen meist da zu Hause, wo es Höflinge, Schauspieler, Tonkünstler, Romanenleser und Leserinnen gibt." — Diese Empfindsamkeit, die so Manche gern als den einzigen wahren Gottesdienst betrachten möchten, der sie alles anderen überhebt, ist nichts Anderes als verfeinerte Sinnlichkeit und geistige Hurerei, die der feineren und gröberen leiblichen zur Seite geht. Man ruft die Empfindungen eines Scheinmitleids und einer Scheinliebe hervor, um sich angenehm zu erregen, um süß von seinem weichen Herzen zu träumen, und den inneren Ankläger zur Ruhe zu bringen.

den Gerüchen des ganzen Blumenreichs — und schauerte vor Ekel. Im dichten Gebüsche verloren, wallten schwarze Gedanken empor, und am Fuße des Felsen, der aus dem Rheine hiehergebracht wurde, und Wasser herabgoß, weinte ich oft die bittersten Thränen. Meine Seele suchte, und fand nicht. Ich stürzte mich in Opern und Concerte; und alle himmlischen Töne prallten ohne Kraft und Eindruck von mir ab. Meine Seele suchte, und fand nicht. Tänzer und Tänzerinnen, Spiele, Trinkgelage, wo Rheinwein perlte und Scherz und laute Lache scholl, Spaziergänge im Thiergarten, wo uns der stolze Tannhirsch anglotzte, selbst die Miene des Freundes, konnte meine versunkene Seele nicht aufrichten. Ach Gott, du weißt's, ich suchte, und ich fand nicht. Noch denke ich daran, wie ich mich einstmals aus Schwetzingen riß, den hohen Rheinstrom suchte, an seinen Ufern, unweit Speier staunend stand, und nach langer Pause gen Himmel schrie: „„Du, droben in deiner Höhe! Weltschöpfer! erbarme dich meiner! ich darbe im Ueberfluß! ich trinke diesen Strom aus und dürste! O nichts, nichts ist für mich geschaffen! die Schönheiten deiner Natur nicht, die Freuden deiner lieben Menschen nicht, denn mich Armen hat wüthende Leidenschaft zum Sklaven gemacht! — Erbarme dich meiner.““ — Doch der wird sich deiner erbarmen, dessen du spottest! Mit diesem niederschmetternden Gedanken rannte ich wieder nach Hause, und suchte Lerm und Kelchglas, um mein wimmerndes Gewissen zu betäuben und zu ersäufen.

Und doch hat Gott nie von mir abgelassen — auch wenn ich taumelte, nicht, auch wenn ich ohne Seufzer mich in's Bett warf, nicht! auch wenn ich seiner vergaß, nicht! — O unaussprechlich guter Gott! nimm diese stürzende Thräne — ach sie fließt erst im Kerker! — statt des Dankes für deine treue Obsicht über einen Rasenden! einen Empörer! einen Feind deines Sohnes!!“ —

Bald wurde Schubart auch äußerlich aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Seine lose Zunge zog ihm die Ungnade des Kurfürsten zu. Er gerieth in große Noth. Ein Graf Schmettau bot ihm Tisch und Börse an. Als Schubart ihn zuerst besuchte, lagen eben die Schriften seines Vaters, Generals in Dänischen Diensten, auf dem Tische, der im Alter noch Hebräisch lernte, um gegen das A. T. kriegen zu können. Sie enthielten das Kühnste, was man gegen die heilige Schrift sagen konnte. Der Sohn hatte indessen noch nicht ganz Parthie genommen. „Das Ding kann doch wahr seyn“ — sagte er — „aber was haben wir für Trost, wenn es wahr ist.“ Bald darauf machte Schubart die Bekanntschaft des Baierschen Gesandten, Baron v. Leiden. Dieser eröffnete ihm Aussichten im Baierschen, wenn er sich entschließen wollte, seine Religion zu verändern. Schubart versprach das ohne Bedenken und sein Graf billigte den Schritt als Desparationsmittel. Er reiste mit dem Gesandten ab und kam im Oktober 1773 in München an. Dort wurde er bald wieder in hohen und niederen Gesellschaften, in Gesandtschaftshäusern und Bierschenken, in Büchersälen und liederlichen Häusern, mit Virtuosen und Schnurranten, mit Philosophen und Landstreichern bekannt. Er trieb sich, nach seinem eigenen Ausdrucke, wie im Trillhause so lange herum, bis er schwindelte und sank. Auch hier erging mannichfach an ihn innerlich und äußerlich der göttliche Ruf, nüchtern zu werden aus des Satans Stricken. Einen ergreifenden Auftritt der Art möge er selbst erzählen:

„Noch steht der Franziskaner vor meiner Seele, der eben vor einem in ihrem Klostergarten herrlich in Fresko gemalten Christusbilde, das noch blutig von der zerfleischenden Geißel der Kriegsknechte zu seyn schien, betend kniete, und plötzlich aufstand, als ich in den Garten trat. Sein helles Auge schimmerte Andacht herunter. „„Ein herrliches Gemälde, Ihr Hochwürden!““ — „„Das Original ist noch herrlicher,““ sagte er lächelnd. — „„Und warum wenden Sie Sich nicht zum Original?““ „„Es scheint, Sie sind ein Protestant; — aber der Künstler hilft nur meiner Phantasie nach, mein Geist schwebt beim rechten Christus. Können Sie denn beten ohne Bild vor Ihrer Seele? Ist es nicht besser, ein Meister malt uns die Heiligen, als unsere kränkelnde Phantasie?““ — Ich konnte ihm nichts antworten. Er führte mich im Garten und Kloster herum, und sagte zu mir: „„Via crucis est via salutis, das sagte Christus und die heiligen Väter alle. Sie mögen Protestant bleiben, oder Sich zu uns wenden: so müssen Sie auf dem Kreuzesweg zur Seligkeit eingehen.““ — Er verließ mich segnend. — Kreuzesweg! dachte ich, der meinige ist der allerbetrübteste. Ich trage Fesseln des Lasters, und habe überdies noch Fluch zu erwarten. Der christliche Kreuzträger hat Ruhe und süßen Frieden mitten unter der Last; denn er folgt seinem Herrn nach. — Aber du!! — du wälzst dich in den Pfützen der Welt, stinkst dich und Andere an, trägst den brennenden Pfeil des Mißvergnügens mit dir herum, darfst nicht gen Himmel blicken, bist ein zweifach erstorbener, fauler Baum — bist — ein Ungeheuer bist du! — ein niedriges Ungeheuer, das der Teufel selbst verachtet, weil du zu dumm bist, die Güter des Lebens recht zu genießen.“ —

Bald war auch in München seines Bleibens ein Ende. Man drang in ihn, das Versprechen des Uebertritts zu erfüllen. Er zögerte; denn die einzelnen Aeußerungen wahrer Frömmigkeit, die sich ihm darboten, konnten die roiderlichen Eindrücke des krassesten Aberglaubens nicht überwinden, der ihn von allen Seiten umgab. Zudem bemerkte er, daß man Convertiten, wenigstens solche von seiner Art, kalt und verächtlich zu behandeln pflegte. Es läßt sich nicht anders denken, als daß auch diejenigen, die ihr Absehen auf ihn gerichtet, bald einsahen, daß an ihm in keiner Beziehung viel zu gewinnen, daß er namentlich zu dem, wozu man ihn berufen, zur Mitwirkung an der Verbesserung des sehr darniederliegenden Schulwesens, gar wenig zu gebrauchen war. Darauf führt die Thatsache, daß man über ihn brieflich Erkundigungen in Stuttgardt einzog. Die Antwort fiel für ihn sehr übel aus, und er wurde schleunig verabschiedet.

Schubart begab sich nach Augsburg, und wurde durch einen Brief seiner Frau, worin sie ihn bat, nicht so in die Weite hinauszuirren, bewogen, gegen seine Neigung und gegen seinen ursprünglichen Plan, dort zu bleiben. Auf den Antrag eines dortigen Buchhändlers unternahm er die Herausgabe einer Zeitschrift, der Deutschen Chronik. Sie fand bald ein großes Publikum; auch andere häufige Gelegenheiten zum Verdienste boten sich dar; Schubart fing an, sich etwas mehr der Ordnung zu nähern. Aber kaum fühlte er sich wohl in seinen neuen Verhältnissen, so wurde er wieder aufgescheucht. Harte Urtheile, mit rücksichtsloser Offenheit in seiner Chronik ausgesprochen, die er auf diese Weise pikant und anziehend zu machen suchte, zogen ihm erst Verhaftung und dann Verweisung zu.

Er ging nach Ulm. Dort erhielt er gleich bei seiner Ankunft die Nachricht von dem Tode seines Vaters, den der Gram um ihn beschleunigt hatte. Noch kurz vor seinem Ende hatte er sich aufgerichtet, die Hände betend gen Himmel gestreckt, und weinend gesprochen: „Ach Herr Jesu, verlaß meinen Christian

nicht, kannst du ihn nicht im Guten gewinnen, so gewinne ihn durch Elend." Mit diesen Worten sank er zurück und segnete seinen Sohn, indem er mit der Hand drei Kreuze in die Luft machte. In schwermüthigen Empfindungen fuhr Schubart nach Geißlingen, um nach zwei Jahren seine Frau wieder zu sehen, die er schon von Augsburg aus nach Kräften unterstützt hatte.

„Ich trat in's melancholische Zimmer" — erzählt er — „wo sie kränkelnd beim Nähpulte saß, und Wünsche für meine Wohlfahrt träumte. Sie fuhr auf, als sie mich sah, streckte die verlangenden Arme nach mir aus, und verstummte, bleich wie eine Leiche. „„Da hast du deinen Herumschwärmer!"" sagte ich und warf mich in Sessel. „„O 's ist gut, daß du nur da bist!"" erwiederte sie im zärtlichsten Ton der Liebe. Sie weinte, und ich saß wie ein Stock, gegen Donner und Regen abgehärtet. — „„Willst du mit mir? sag's, ich bin nun in Ulm. Der Sturm hat mich auch aus Augsburg gejagt. Was ich hab' ist dein!"" — „„O ja ich will mit dir, und nur der Tod soll uns zum zweitenmal scheiden."" Sie führte meine Kinder herein. „„Nun dürft ihr nimmer mit eures Vaters Porträt reden, da ist er selber!"" — „„O Papa, Papa!"" — zitterten mir die Stimmen der Unschuld entgegen." —

Er zog nun mit Weib und Kind nach Ulm zurück, und vom Augenblicke der Wiedervereinigung mit seiner Familie an begann eine gewisse Ruhe und Stille seines Herzens, die er seit vielen Jahren nicht empfunden hatte. Seine anfangs kränkelnde Frau erholte sich bald. Bei ihrer sparsamen Wirthschaft hatten sie von der Chronik, die er dort fortsetzte, und einigen Nebenverdiensten ihr Auskommen. Unter seinen Freunden war wenigstens einer, dessen Umgang ihm Segen bringen konnte, Miller, der Verf. des zu seiner Zeit vielgelesenen moralisch-sentimentalen Romans Siegwart, eine Klostergeschichte. Er zog ihn von seinen ausschweifenden Gesellschaften mit brüderlicher Hand zurück, lehrte ihn die Tugend durch sein Beispiel schätzen, und machte ihn wieder aufmerksam auf die christliche Religion, die er beinahe aufgegeben hatte. „Schubart, du hast keine Grundsätze" — sagte er oft zu ihm, „und kannst deine Existenz kaum fühlen, sie mag froh oder traurig seyn. Werde ein Christ; so ist dir's wohl. Ich kann auf manche Einwürfe gegen das Christenthum nicht antworten; aber ich fühle es doch tief, daß Jesus mein Herr ist." Aber diese Ermahnungen fruchteten bei Schubart nur so viel, daß er sich vornahm, einmal in Zukunft das Christenthum gründlich zu untersuchen und einmal in Zukunft seine Ausschweifungen gänzlich abzustellen. Noch hielt der Weltgeist seine Beute zu fest, noch brannte in dem Herzen des Unglücklichen die Begierde, seines Giftes mehr einzuschlucken. Aeußere Versuchungen fehlten auch dort nicht. Die Chronik hatte Schubart so bekannt gemacht, daß Einladungen zu Trinkgelagen von allen Seiten an ihn ergingen, von Einheimischen und besuchenden Fremden. Man wußte nur zu allgemein, daß Trinken seine Schwachheit war, und daß er in dieser Schwachheit trefflich amüsiren konnte. So trieb man es denn mit ihm, wie er es mit Anderen trieb. Wahrlich gegen diese Kränkung der Menschenwürde, welche die Welt für erlaubt hält, von deren feineren Graden es so sehr schwer ist, sich ganz frei zu erhalten, die sich namentlich auch in dem Verhalten gegen liebenswürdige Kinder so oft kund gibt, welche man, statt sie in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen, zu seinem Spielball macht, ist die Sklaverei, gegen welche die Welt eifert, so weit sie nämlich nicht mit ihren finanziellen Interessen dabei betheiligt ist, gar nichts. — Diese Ausschweifungen zerstörten Schubart's Gesundheit immer mehr; ihre Folgen gingen sogleich auf Tausende über. Mit diesem schwindelnden Kopfe, mit diesem von Sinnlichkeit vergifteten Herzen wurde ja die Chronik geschrieben. Wie manche jenes verzehrenden Heeres von Zeitschriftstellern, womit unser Vaterland jetzt heimgesucht ist, mag das Wehe treffen, welches Schubart über diejenigen im Kerker ausruft, welche so sind, wie er damals war! Gott, sagt er, der unnütze Worte, nur in die Luft hineingesprochen, wägt und richtet, wird unnütze geschriebene Worte, die in tausend Abdrücken von Zehntausenden gelesen werden, noch weit schwerer richten. O wer bedenkt dies, wenn er die Feder ansetzt, wer hat Muth und Verläugnung genug, den schönsten witzigsten Einfall als einen Feuerpfeil des Teufels anzusehen, sobald er Religion, Tugend, fromme Sitte, oder einen frommen Menschen lächerlich macht! Die Schriftstellersünden scheinen mir unter allen am Lautesten gen Himmel zu schreien; denn sie verstummen auch nach dem Tode des Autors nicht.

Das Hauptwerkzeug seiner Sünde wurde auch die Veranlassung seiner Strafe. Die zügellose Frechheit des Urtheils in seiner Chronik rief einen Verhaftsbefehl des Herzogs von Würtemberg hervor, welcher ausgeführt wurde, sobald er sich auf dem Herzoglichen Gebiete betreten ließ. Ob er, wie er berichtet, durch lügenhafte Vorspiegelungen eines Emissärs dorthin gelockt wurde, und wenn dies mehr als eine irrige Vermuthung ist, ob man dies Verfahren unter Bewilligung des Herzogs einschlug, steht dahin. So viel aber ist gewiß, und das wird jeder Urtheilsfähige billigen, daß der Herzog sich nicht allein als Diener der göttlichen Gerechtigkeit, sondern eben so sehr als Diener der göttlichen Gnade betrachtete, daß er den gerechter Strafe Anheimgefallenen durch weise, auf seine Persönlichkeit berechnete Anordnung derselben wahrhaft und gründlich zu bessern suchte. Möchte nur sein Verfahren das allgemeine seyn! Möchte man sich nicht begnügen, den Verbrecher für eine Zeitlang also für die menschliche Gesellschaft unschädlich zu machen, daß er nach Verlauf der Strafzeit innerlich ganz zerrüttet ist und äußerlich viel verderblicher wüthet. Möchte der Eifer, mit dem man vor einiger Zeit in dieser Beziehung ein besseres Verfahren einleitete, nicht so bald erkaltet seyn, wie er es wenigstens an manchen Orten ist! Möchte man auch immer mehr zu der Einsicht gelangen, daß weichliche Milde gegen den Verbrecher, wie sie dem Charakter unserer Zeit so angemessen ist, sich tiefer betrachtet als unmenschliche Grausamkeit gegen ihn selbst sowohl, wie gegen die menschliche Gesellschaft erweist! Möchte man, um in Einem Alles zu sagen, sich auch in dieser Beziehung mehr das Verfahren Gottes zum Muster nehmen!

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 17. April. № 31.

Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur.

(Fortsetzung.)

Schubart wurde auf die Festung Hohen-Asberg gebracht, mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des dortigen Commandanten. Dieser, der General Rieger, Sohn des Würtemberger Theologen, dessen treffliche Betrachtungen über das N. T. noch vor einigen Jahren zu Stuttgardt in einer neuen Auflage erschienen sind, war ein wahrer Christ, und war es, wie Schubart es nach Gottes und seiner Werkzeuge Absicht werden sollte, im Ofen des Elendes geworden. Vier Jahre hatte er im Kerker gelegen. Er sah während dieser Zeit kein Menschenantlitz; denn man haspelte ihm seine sparsame Kost von oben herunter, gab ihm weder Stuhl noch Tisch, kehrte seinen Kerker nie aus, und ließ ihm Bart und Nägel wachsen. Er hörte nicht die geringste Nachricht von seiner Familie und hatte außer der Bibel kein geschriebenes noch gedrucktes Blatt bei sich. Diese verwandelte er aber in Mark und Geist, und sie wurde die Leuchte auf seinem dunkeln Wege.

Mit Schubart begann man eine ähnliche heroische Kur, die einzige nach menschlichem Ermessen, die ihn retten konnte, wenn er überhaupt zu retten war. Der Herzog, der durch seine liebende Fürsorge für seine Frau und seine Kinder ihm zeigte, daß nicht menschliche Härte ihn bei seinem Verfahren leitete, war selbst bei seiner Ankunft zugegen und bezeichnete den Kerker, in dem man ihn verwahren sollte. Es war ein graues düsteres Felsenloch, in der öden Wand ein eiserner Ring, um ihn nach dem Befehle des Fürsten daran zu ketten, wenn er etwas versehen sollte. Die Menschen, die ihm seine kärgliche Nahrung brachten, hatten den strengsten Befehl, nicht ein Wort mit ihm zu sprechen. Kein Buch, nicht Dinte, Feder, Bleistift und Papier. Alles um ihn her stumm wie das Grab. Er sollte die Qual empfinden, die er bisher wie den Tod geflohen, mit sich selbst allein zu seyn. Der anfänglichen Verstocktheit folgte nach einigen Tagen eine weichere Stimmung; Thränen, Seufzer zu Gott, Versuche zu beten, bewahrten ihn vor der Verzweiflung, der er nahe war. Aber Gott war ihm noch so sehr ein ferner Gott, daß er in den Gesang: Allein und doch nicht ganz allein, noch nicht einstimmen konnte. Seiner Natur gemäß wurden bald alle anderen Empfindungen von der Langeweile verschlungen, so wie früher Kurzweil das höchste Ziel seines ganzen Lebens gewesen war. So sinnreich er in Erfindung der Mittel war, seine innere Leere auszufüllen, so wollte doch keines auf die Dauer ausreichen. Die Einsamkeit lastete auf ihm mit furchtbarer Gewalt, bis er es endlich nicht mehr aushalten konnte, und nun eifriger vom Himmel herabflehte, was ihm die Erde versagte.

Dem also Vorbereiteten waren die Besuche des Commandanten großer Trost. „Sie haben Schiffbruch gelitten" — sagte er zu ihm — „und nur noch ein Brett ist für sie übrig, die Religion." Er erquickte ihn bald leiblich, durch Speise, Trank, Arznei, Pflege, bald geistlich durch sanfte und harte Bestrafungen und milde Tröstungen, durch Mittheilung geeigneter Bücher, außer der Bibel, der Schriften seines seligen Vaters, Arnd's, Bengel's und anderer frommer Männer, durch die Erzählung seiner eigenen wunderbaren Führungen, durch sein Beispiel, welches ihm zeigte, was der Geist Gottes aus seinen willigen Schülern machen kann. Was nun folgte, schildern wir am besten mit seinen eigenen Worten:

„Das erste, was Gott an meiner Seele that, war, daß er mir zeigte, wie entsetzlich mich die Sünde verwüstet hatte. Ich lag mit der ganzen vollen Aufmerksamkeit über der Bibel, und so oft ein Frevler gebrandmarkt wurde, so oft der Richter dem Sünder aus Gewittern drohte, so oft er die Hölle vor ihm auflodern ließ, so sprach mein innerer lauter strenger Zeuge: „„Das bist du! das geht dich an! dahin gehörst du!"" — Im zweiten Capitel des anderen Briefes Petri verglichen mit dem Briefe Judas, fand ich mich so treffend gezeichnet, daß ich diese Stellen unzähligemal mit Bangigkeiten des Herzens las, die kein Ausdruck schildert. — Der leichtsinnige, wilde, hochtrabende Lästerer Gottes und seines Sohnes bist du! die wasserleere vom Sturm getriebene Wolke! der Majestätsschänder bist du! — Gott hat rebellische Engel gestürzt, hat eine Welt voll Sünder weggeschwemmt, hat Städte mit Schwefelfeuer zerstört, hat sein eigenes ihm so liebes Volk um des Undanks willen zum Schensal

der Nationen gemacht: — wird er dich einzelnen, armseligen, nackenden Empörer verschonen? — Nein! hier beginnt nur deine Strafe, und dort sind dir die Ketten des Urdunkels aufbehalten.

Aus Erbarmung zeigte mir Gott mein Verderben nicht auf einmal, sondern stufenweise. Er führte mich von der Dämmerung nach und nach von Treppe zu Treppe in die schwarze, grauenvolle Nachtkluft hinunter, und zeigte mir in schnellen Blitzen die Verwüstungen, die das Laster in mir angerichtet hatte; alle meine Seelenkräfte mißbraucht; den Verstand von der Phantasie angekettet; Einbildungskraft und Gedächtniß mit unreinen Bildern angefüllt; den Witz zur grinsenden Spottsucht erniedrigt; das Menschengefühl verschwemmt; jede moralische Kraft, wie Saat vom Hagelwetter zerknickt! — eine zertrümmerte Welt!! Ein Chaos, über dessen Tiefen kein beseelender Geist schwebte!!! — O wie schrecklich fiel mir nun der Mißbrauch meiner schönen Naturgaben auf die Seele; wie greulte mir vor allem, was ich gedacht, gesprochen, gethan, geschrieben, wenn es auch den Schein des Guten hatte; in welchen Schreckgestalten traten die Menschen vor mich hin, die mein Unsinn beleidigt hatte; mein armes Weib! meine Kinder! meine Mutter! meine Blutsverwandte! Freunde und Feinde! — denn das erwachende Gewissen rächt Beleidigungen der Menschen eher, als Beleidigungen Gottes: so hoch ist der Mensch vor Gott angeschrieben, und so weit ist der Ewige entfernt, sein Recht an uns zuerst zu suchen.

Mein Weib hatte die Gewohnheit, Sprüche der Bibel auf kleine Zettelchen zu schreiben, und sie an Oerter zu legen, wo ich sie finden mußte. Ich schien sie zu verachten, behielt sie aber alle im Herzen, und im Kerker fielen sie mir wie Feuerflocken auf die Seele ... Schlug ich die Bibel auf, so sprachen Donner daraus. Schlief ich, so schwangen schreckliche Träume die Schlangenpeitsche. Bald sah ich meinen Vater, der mir sein geschwollenes Bein auf's Herz legte, daß ich keuchend unter seiner wachsenden Schwere mit einem Jammergeschrei erwachte; bald Feuerfiguren, die zu wimmern schienen: „„Dein Religionsspott hat uns vergiftet; wir sündigten — starben! weh über dich!!““ — Ich riß mich vom Lager, fiel auf den Ziegelboden meines Kerkers, rang die Hände, sah mit dem starren Blicke der Verzweiflung durch's melancholische Eisengitter gen Himmel, heulte, schlug mich an Schädel, rannte gegen die Wand, und war einmal fest entschlossen, mir beim Mittagessen das Brodtmesser in's Herz zu stoßen. Denn ich dachte wie Judas —

„„Nein, sie kann nach dem Tode nicht fürchterlicher mich fassen diese namlose Qual““ — —

Ich habe diese Monologe aus der Messiade in meinem Kerker oft mit so viel Natur deklamirt, daß, wenn ich Zuschauer gehabt hätte, sie den höchsten Ausdruck dieser Stellen gefühlt und gesehen haben würden.... Aber Gottes Engel, dessen Nähe mir in solchen entscheidenden Augenblicken am fühlbarsten war, schützte mich vor dem Selbstmord. Der Gedanke an Weib, Kinder, Mutter, — nicht der Gedanke an mein ewiges Verderben hielt mich zurück. Ich verglich mich oft mit anderen Menschen, um mich in etwas aufzurichten; aber ich entdeckte an all' diesen Menschen, selbst an denen, die mit mir gesündigt hatten, noch immer so viel Gutes, an mir hingegen so viel Finsteres und Zurückstoßendes, daß ich vollkommen überzeugt war, ich sey — ein Ungeheuer in der Welt. —

Man vergleicht sich so gerne mit anderen Menschen, und freut sich, wenn es Andere auch nicht besser machen, als wir. —

Aber, o betrogene Seele, wird dich Gott nach dem Beispiel der Menge richten? Ist nicht sein Wort dein Gesetzbuch? Was hilft's dem Teufel mehrere Teufel um sich zu haben? wird es dich in jener Welt trösten können, wenn du, gedrückt vom Fluche, einen gleichen Fluchwürdigen neben dir röcheln hörst? — Diese erwachende, würgende Selbsterkenntniß brachte mich bald dahin, daß ich ohne Rücksicht auf politische Ursachen, mich vollkommen dieser und einer noch viel strengeren Kerkerstrafe würdig hielt. Ja, wenn man mich verbrannt hätte, so würde ich's vom Holzstoße herab bekannt haben, daß jede einzelne Sünde, noch mehr, jede Ausschweifung der Wollust, jeder ausgeschäumte Unsinn gegen die heiligsten Wahrheiten, selbst jede Beleidigung des Menschen (denn jede Sünde ist Beleidigung der Bruderpflicht) einer so strengen Ahndung gar wohl werth wäre. Wenn Menschen, deren Richter meist Unheilige sind, die sich selbst so viel vorzuwerfen haben, nicht immer, auch oft die größten Verbrechen, so strenge strafen, als sie sollten, so wird es gewiß Gott thun, der nach dem Zeugniß Christus nicht die groben Ausbrüche des Lasters allein, sondern schon ihren ersten wehenden Funken mit schweren Strafen ahnden wird, wenn nicht schon hier Vergebung erfolgt (s. Matth. 5, 21. u. folg. nebst anderen unzähligen Schriftstellen). Nicht der Babylonische Mantel, den Achan vom Raube behielt, sondern die Uebertretung des göttlichen Gebots zog ihm Steinigung und Verbrennung zu. — Wer die Grundsätze der Billigkeit, wie sie Menschen gelernt haben, auf das Betragen Gottes anwenden will, der mißt das Meer mit der Faust. —

Du bist ein Empörer gegen Gottes Majestät! Nur diese Wahrheit sah ich jetzt, wie mit Ruß an meine Kerkerwand geschrieben. Ich lag Stundenlang auf meinem Antlitz, wälzte mich im Staube und löhrte, wie ehemals die Ephraimiten, auf meinem Lager ... Die Hölle muß im Menschen seyn, denn ich fühlte ihre sengende Flamme, und flehte mehr als einmal meinen Richter nur um einen Tropfen — einen armseligen Tropfen Trost an. Nicht um Abwendung, nur um Erleichterung meiner Qualen bat ich ihn.... So in hingestürzter Verzweiflung, nahe dem Tode, griff ich einmal nach der Bibel, schlug sie auf, legte mein glühendes Haupt auf die aufgeschlagene Stelle, und ohne sie zu lesen, schrie ich: „„So laß mich sterben, Weltrichter, mit dem Feuergesetz unter meinen Schläfen!““ — Als ich mit vorgepreßtem Auge die Stelle anstarrte, so war's die Geschichte vom verlorenen Sohne. — Ich las sie mit verschlingendem Hunger des Geistes. Gottes unsichtbare Kraft drang in meine Seele, in mein Herz, in's Mark meiner Gebeine; von kommender Hoffnung, wie auf Flügeln getragen, hob sich mein Geist. „„Vielleicht streckst du auch die Arme nach mir aus? — Ja, ich habe gesündiget! bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße! Ach, vielleicht, vielleicht erbarmst du dich meiner!““ Ströme von Thränen stürzten aus meinem Auge, und näßten die Bibel. Nach langem Weinen breitete sich das Licht des himmlischen Friedens in meiner Seele aus, und ich stand göttlich gestärkt von meinem Kerkerboden auf.... So tröstete mich Gott öfters; denn kein wiederkehrender Sünder würde die Qualen seines Herzens aushalten können, wenn es nicht Erholungsstunden gäbe.“

(Schluß folgt.)

Litterarische Anzeige.

Geistlicher Liederschatz. Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus. Berlin bei Sam. Elsner, 1832. S. XXXII. 920 u. 72. gr. 8. Preis auf gutem Druckpapier 22½ Sgr., auf feinem Engl. Druckpapier 1 Rthlr. 5 Sgr, zu beziehen durch die Buchhandlungen von Fröhlich et Comp., Ober-Wallstraße Nr. 12. 13., und von L. Ochmigke, Burgstraße Nr. 8.

Eine Liedersammlung von dem Umfange wie die vorliegende, welche in Zeit von einigen Monaten, die erst seit ihrem Erscheinen verflossen, ohne irgend einen berühmten Namen an der Spitze, ohne die Empfehlung, vielweniger die Gewaltschritte und die Machinationen irgend einer Behörde, wie sie in der Periode der Aufklärung so manchem schlechten Machwerke Eingang verschafft haben, in der Regel auch ohne Begünstigung von Seiten der Prediger, daher auch mit geringen Ausnahmen allein auf den Gebrauch zur häuslichen Erbauung beschränkt, — doch einen Absatz gefunden hat, der nach Tausenden berechnet wird, und der, stets im Zunehmen begriffen, schon jetzt die Zeit einer neuen Auflage (die erste besteht aus 12000 Exempl.) als nahe ankündigt — hat sich in der Hauptsache schon dadurch vor dem kritischen Forum derjenigen legitimirt, welche mit ihren Herausgebern dieselbe christliche Grundüberzeugung theilen. Man kann es als von vorn herein feststehend betrachten, daß sie einem vorhandenen Bedürfniß abhilft, und daß sie sich durch wesentliche Vorzüge unterscheidet.

Diese Vorzüge bieten sich denn auch der eigenen Prüfung bald dar. 1. Der, neben der ungemeinen Wohlfeilheit des Preises, am meisten auf der Oberfläche liegende ist die große Reichhaltigkeit. Die Zahl der Lieder beträgt 2020. Sie übertrifft also noch die in den reichhaltigsten unserer älteren Gesangbücher, den Schlesischen. Unseres Wissens nach das vollständigste unter diesen, das alte Breslauer, zählt 1929. 2. Dieser Vorzug erhält seine rechte Bedeutung erst in Verbindung mit einem anderen, der möglichst vollständigen Benutzung des vorhandenen Materials, und der Sorgfalt, mit der diese Benutzung geschehen ist. Was das erstere betrifft, so möchten wohl schwerlich irgend einem älteren oder neueren Herausgeber einer Liedersammlung die Quellen in solchem Umfange zu Gebote gestanden haben. Einige hundert Liederbücher zusammenzubringen ist um so schwieriger, da die Verbreitung der meisten in früherer Zeit oder noch jetzt öffentlich eingeführten nicht über die Gegenden ihres Gebrauches hinausgeht, und da die meisten Privatsammlungen während der langen Zeit, wo man ihren Inhalt gar keiner Beachtung mehr würdigte, fast gänzlich verschollen sind. Durch eigene gute Sammlungen, durch vielfache Verbindungen, besonders aber durch die große Liberalität des Herrn Präsidenten v. Meusebach, dessen Bibliothek in diesem Gebiete der Litteratur wohl einzig in ihrer Art ist, wurden die Herausgeber ganz besonders begünstigt. 3. Unsere guten älteren Gesangbücher fallen fast sämmtlich in die Zeit bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Was seitdem Gutes auf diesem Gebiete geliefert worden, ist sehr zerstreut und konnte bisher nur wenig zur allgemeinen Erbauung benutzt werden. Und doch ist darunter, obgleich die eigentlich klassische kirchliche Liederdichtung seit jener Periode, wo die Kirche sich aufzulösen begann, fast verstummt ist, so Manches, was dieser Erbauung trefflich dienen kann. Wir erinnern nur an B. Schmolke, dessen Lieder sich freilich in den Schlesischen Gesangbüchern schon finden, an Pfeil, Moser, Lavater, Woltersdorf, Knapp. Dieser Liederschatz zeigt sich auch dadurch seines Namens als würdig, daß er die ganze Zeit von der Reformation bis auf den heutigen Tag umfaßt. 4. Der Originaltext der Lieder wird hier seinem Wesen nach mit großer Gewissenhaftigkeit wiedergegeben. Wo der Ausdruck aber groben Anstoß gewährte, da haben die Herausgeber lieber mit zarter Hand den Flecken wegzuwischen gesucht, als daß sie ein ganzes, sonst treffliches Lied deshalb unterdrückt hätten. Dieser Fall ist aber, da sie keinen Grund hatten andere, als in der Sache selbst liegende Anstöße aufzufinden, verhältnißmäßig nur selten eingetreten. 5. Jedes Lied hat als seinen Text denjenigen Bibelspruch über sich stehen, in dem seine Grundidee und sein Grundton enthalten ist. Dies ist um so angemessener, da ein großer Theil unserer älteren Lieder unmittelbar aus im Herzen bewegten Sprüchen der heiligen Schrift entstanden ist. Anerkennung verdient es also schon als dankenswerther Beitrag zum Verständniß, noch mehr aber als Versuch, diesen abgeleiteten Bach auf die Hauptquelle aller Erbauung, die heilige Schrift, zurückzuführen, die, wie die Erfahrung zeigt, sehr oft über dem verständlicheren Gesangbuch zurücktritt. Manche Stelle der heiligen Schrift erhält auf diese Weise ihren lebendigen Commentar. Dazu kommen noch die Vortheile, welche diese Einrichtung dem Familienvater liefert, der den vorzulesenden biblischen Abschnitt, dem Prediger, der seinen Text mit einem entsprechenden Gesange zu begleiten wünscht. Ein doppeltes Register aller im Liederschatze befindlicher Sprüche, ein alphabetisches und eins nach der Ordnung der Bücher der heiligen Schrift und ihrer Capitel und Verse, bewirkt, daß die Vortheile dieser Einrichtung leicht benutzt werden können. 6. Jedes Lied hat den Namen seines Verfassers, so weit er bekannt ist, unter sich stehen. Das angehängte Register der Liederverfasser ist mit besonderem Fleiße gearbeitet, und auch hier haben den Herausgebern die Hülfsmittel in seltener Fülle zu Gebote gestanden. Mehr als die beste öffentliche Bibliothek leisten konnte, gewährte die Güte des Herrn Präsidenten v. Meusebach. Die mitgetheilten Notizen sind so reichhaltig, daß selbst für den bloßen Litterator das Buch dadurch Bedeutung erhält. 7. Die Grundmelodien sind den Liedern übergesetzt, und ein Melodienregister beigefügt worden. Diese ganze Parthie ist einem Sachverständigen zur Bearbeitung übergeben worden, der eine Menge eingerissener Mißbräuche abgestellt hat. 8. Dankenswerthe Zugaben bilden die „Erklärung fremder und anderer unbekannter Wörter," und ein Anhang salbungsvoller Gebete.

Jede menschliche Arbeit, auch die in Gebet und Fleiß betriebene, hat ihre Mängel. Was uns an dieser als mangelhaft erscheint, das legen wir hier mit derselben Gewissenhaftigkeit dar, mit der wir ihre Vorzüge hervorgehoben haben.

1. Mit der alphabetischen Anordnung des Ganzen können wir uns nach allem, was dafür gesagt worden, durchaus nicht befreunden. Schon die herrschende Praxis hätte davon abmahnen sollen. Denn das Hergebrachte hat in solchen Dingen gewiß schon ein bedeutendes Vorurtheil des inneren Vorzuges für sich, und als äußeren die Gewohnheit, die selbst das an und für sich Unbequemere zum Bequemeren macht. Reelle Vortheile der alphabetischen Anordnung vermögen wir nicht anzuerkennen, den ausgenommen, daß sie diejenigen, welche sich gern nur auf eine einzelne Klasse von Liedern beschränken möchten, auch mit denen in Berührung bringt, welche für sie vielleicht weit dienlicher sind. Ihre Nachtheile aber liegen am Tage. Die unmittelbare Aufeinanderfolge von Weihnachts- und Charfreitags-, von

Hochzeits- und Begräbniß-, von Morgen- und Abendliedern ist wenigstens so lange störend, bis man sich daran gewöhnt hat, immer nur bis an die letzte Zeile des einen aufgeschlagenen Liedes zu lesen. Man nimmt oft das Gesangbuch zur Hand, um sich an einer ganzen Reihefolge von Liedern zu erquicken, die einer bestimmten kirchlichen Zeit, einer einzelnen Lage und Stimmung angehören. Der Fall, wo man ein bestimmtes einzelnes Lied aufsucht, möchte sogar der seltnere seyn. — So weit es anging sind die Nachtheile dieser Einrichtung freilich durch ein vorangestelltes Register, worin die Lieder nach ihrem Inhalte zusammengestellt, die Gegenstände aber alphabetisch geordnet sind, wieder gut gemacht worden. — Dieser Mangel ist aber auch der einzige wesentliche. Die noch anzuführenden sind entweder mehr unerheblich oder unvermeidlich).

2. Jeder Herausgeber einer größeren Liedersammlung wird sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß er manches Gute übergangen, einzelnes, was diese Ehre nicht verdiente, aufgenommen habe. Ganz natürlich; denn unter den hunderten von Stunden, die man auf eine solche Arbeit verwendet, finden sich im allerbesten Falle doch einige, wo man geneigt ist 1. Schlechtes gut und 2. Gutes schlecht zu finden. Wir begnügen uns in Bezug auf 2. nachzuweisen, daß auch die Herausgeber von dieser Schwachheit nicht frei geblieben sind. Es fehlen unter anderen folgende Lieder, die den Grund ihrer Verwerfung wohl nicht in sich tragen möchten.

Herr wenn ich nur dich werde haben. (Porst.)
Brich durch mein angefochtnes Herz.
Entfernet euch ihr matten Kräfte.
Der Tag mit seinem Lichte. (P. Gerhard.)
Erquicke mich du Heil der Sünder.
Die Nacht ist hin, mein Geist und Sinn.
Der schmale Weg ist breit genug zum Leben.
Ach lasset uns ihn lieben. (Brüder-Ges.)
Ich bin mit dir mein Gott zufrieden und halte deinem Willen still.
Menschenkind merk eben.
Barmherz'ger Gott und Vater.
O Licht geboren aus dem Lichte.
Du meines Lebens Leben.
Heil'ge Einfalt.
Christus unser Haupt und König.
Auf dem ew'gen Felsen stehen.
O drückten Jesu Todesmienen.
O du der auf das Niedre sieht.
O du Seelenbräutigam, sollten Herzen.
Ein Kind der Gnade werden.
Vor Jesu Augen schweben.
Jehovah ist mein Heil und Hüter.
Wer nur mit seinem Gott verreiset. (Hannöversches Gesangb.)
Gnad' und Heil und Friede sey mit Allen.
Mein Freund, wie dank ich's deiner Liebe.
Die Morgensonne gehet auf.
Das walten deine Wunden.
Blick in Gnaden auf uns nieder.
Den die Engel droben.

3. In den Nachrichten über die Liederdichter findet sich noch manche Ungenauigkeit und Unrichtigkeit. Als Beispiel führen wir nur den Artikel Zinzendorf an. Die Worte: „er ging 1716 nach Wittenberg, wo er sich dem geistlichen Stande widmete," enthalten eine offenbare Unrichtigkeit, deren Veranlassung schwer einzusehen ist. Ungenau ist es, wenn gesagt wird, Zinzendorf sey damit beschäftigt gewesen, die ächt evangelische Lehre zu erneuern, und nachher, er habe seine Lehre überall auszubreiten gesucht. Auf Erneuerung und Ausbreitung der Lehre war Zinzendorf's Absicht gar nicht gerichtet. Seine ganze Thätigkeit galt dem Leben. Die Lehre bedurfte auch keiner Erneuerung. Bloßer Druckfehler ist es wohl, wenn der eine der Pröpste, von denen Zinzendorf examinirt wurde, Rolf statt Rolof genannt wird. Ganz unrichtig ist es, wenn gesagt wird, Zinzendorf habe in Rußland keine Aufnahme gefunden. Grade im Gegentheil, seine Reise nach Rußland war eine der gesegnetsten unter allen. Da die Herausgeber in der Vorrede erklären, Verbesserungen und geschichtliche Berichtigungen mit herzlichem Danke annehmen zu wollen, so werden gewiß diejenigen, welche solche zu liefern vermögen, lieber auf diese Weise das Ihrige zur Vervollkommnung des Werkes beitragen, als solche Mängel zur scheinbaren Begründung eines herabsetzenden Urtheiles über dasselbe mißbrauchen.

4. Wir hätten gewünscht, daß in diesem Register angegeben worden, welche Lieder von jedem Verfasser in die Sammlung aufgenommen worden. Man wünscht, mit manchem frommen Sänger nähere Bekanntschaft anzuknüpfen; dazu aber kann man vermittelst dieser Sammlung nur auf ziemlich mühsamem Umwege gelangen. Ist man verwundert, Männer, wie Zollikofer, hier unter den Propheten zu finden, so muß man erst lange suchen, ehe man entscheiden kann, ob es ihnen in einzelnen Momenten wie Saul ergangen, oder ob sie sich bloß hierhin verloren.

5. Die genaue Angabe derjenigen Veränderungen im Texte der Lieder, welche die Herausgeber sich erlaubt haben, wie sie in der Liederkrone geliefert wird, würde nur einen sehr geringen Raum eingenommen haben, und Vielen, nicht bloß Litteratoren, sehr willkommen gewesen seyn. Die Billigkeit dieser Anforderung haben die Herausgeber selbst dadurch anerkannt, daß sie ein Zeichen da gemacht haben, wo ein Vers weggelassen wurde.

6. Da eine ganz vertraute Bekanntschaft mit der Schrift, besonders A. T., jetzt selten ist, so würden die Herausgeber sich sehr verdient gemacht haben, wenn sie, wie es in einigen älteren Sammlungen, z. B. dem Liedercommentarius des treuherzigen Schamelius schon geschehen, die Bibelstellen, auf welche angespielt wird, unter dem Texte bemerkt hätten, vorausgesetzt nämlich, daß eine tiefere Beziehung zu Grunde liegt, nicht bloß Worte entlehnt werden. Auch dies würde nur consequente Durchführung ihres eigenen Verfahrens hinsichtlich der Bibelsprüche seyn. Freilich eine mühsame Arbeit, welche zu verlangen wir von denen kein Recht haben, die schon so Vieles geleistet.

Wir scheiden von diesem schönen Buche mit dem Ausdrucke herzlicher Freude über sein Erscheinen, und mit dem Wunsche, daß es recht Vielen, sey es zuerst, oder sey es in reicherem Maaße als bisher, die Segnungen nahe bringen möge, die der Herr unserer Kirche mit so sichtbarer Begünstigung vor allen übrigen durch die Erweckung des heiligen Gesanges in ihr gewährt hat.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 20. April. № 32.

Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur.

(Schluß.)

Ein lebhaftes Streben nach Heiligung war nun in dem Sünder erwacht. Wie er sein Ziel allein erreichen könne, das lernte er, nachdem er eine Zeit lang sich in ängstlichem Selbstwirken vergebens abgemüht, aus den einfachen Worten des trefflichen Hollaz: „Fühlst du deine Krankheit, so geh zu Christo und laß dir helfen.“ Sein Gewissen wurde immer zarter. Er suchte in der Erkenntniß Christi zu wachsen und sein Kreuz auf sich zu nehmen. Die unreinen Gedanken und Bilder, die in tausendfachen Gestalten und Einkleidungen vor seiner Seele schwärmten, wurden allmählig durch heilige Dinge und Vorstellungen verdrängt. Er kämpfte gegen die Sünde, daß es ihn oft Schweiß und Thränen kostete. — Unter tausend begangenen Fehlern — wie er sich selbst äußert — unter dem fühlbaren Wellenschlage seines Herzens, noch unter vielen Unruhen und bangen Zweifeln niedergebückt, nur ganz schwach noch überzeugt von seiner Begnadigung, verfloß das erste Jahr seiner Gefangenschaft.

Nach Ende desselben wurde dem Gefangenen, dessen Gesundheit sehr zu leiden begann, mehr Freiheit gewährt. Am 3. Februar 1778 kam der Commandant und führte ihn auf Befehl des Herzogs aus seinem Thurme in ein luftiges, trockenes, heiteres Zimmer. Die stürmische Bewegung seiner Seele schien sich mehr und mehr zu legen. Auf sein lebhaftes Verlangen wurde er wieder zum heiligen Abendmahl zugelassen. Seine Liebe zu dem Worte Gottes nahm zu. Die Besuche des Commandanten wurden immer häufiger und erheiternder für ihn. Sein neues Gefängniß war, was man, um ihm eine Erleichterung zu verschaffen, absichtlich veranstaltet hatte, hart an dem eines Herrn v. Scheidlin, mit dem er sich durch die Wand hindurch unterhalten konnte, und dem er seine Lebensbeschreibung diktirte. Sogar Fremde, von denen man sich eine gute Einwirkung auf ihn versprechen konnte, erhielten Zutritt. Besonders häufig besuchte ihn der bekannte Pfarrer Hahn, den er aus seinen Schriften liebgewonnen. Ihm übergab er sich ganz zur geistlichen Führung. Ein Aufsatz von ihm, Gedanken, wie Herr Schubart seine Zeit in seiner Gefangenschaft am nützlichsten anwenden könnte, wird in der Biographie wörtlich mitgetheilt.

Mit dem 819ten Tage seiner Gefangenschaft, dem 21. April 1779, endigt sich Schubart's Selbstbiographie. An der Ausführung seines Vorsatzes, sie in einem dritten Bande zu vollenden, hinderte ihn der Tod. Schon der zweite mußte von seinem Sohne Ludw. Schubart herausgegeben werden. Für den noch übrigen Theil seines Lebens fließt uns nur eine sehr spärliche und trübe Quelle, die schon früher angeführte Schrift seines Sohnes (gest. zu Stuttgart 1811 als pensionirter Preußischer Legationsrath), der seine profane Gesinnung schon hinreichend durch seine Anmerkungen zum zweiten Bande der Selbstbiographie dokumentirt hat. Gelegenheit, einen tieferen Blick in seinen Seelenzustand zu thun, dürfen wir also jetzt nicht mehr erwarten. Um so mehr wird es an der Zeit seyn, daß wir auf die Beschaffenheit desselben zu der Zeit, wo unsere authentischen Nachrichten aufhören, einen prüfenden Blick werfen.

Das wird wohl Niemand behaupten wollen, daß die ganze Bekehrung Schubart's für Heuchelei zu achten, daß er sich bloß in dieses Gewand geworfen, weil er wußte, daß es kein anderes Mittel gab, aus der Gefangenschaft loszukommen. So kann doch Gottlob! die erheuchelte Empfindung nicht die wahre nachmachen, am wenigsten bei einem Sanguiniker, der überhaupt weniger der Gefahr der groben Heuchelei ausgesetzt ist als der der feinen, weil es ihm so sehr leicht wird, diejenigen Empfindungen in sich entstehen zu lassen, die ihm grade für den Augenblick angenehm, bequem oder nützlich sind, und sie gleich nachher wieder abzulegen. Und dann, was hätte wohl Schubart bewegen können, diese Heuchelei auch dann noch fortzusetzen, als sie ihm gar keinen Vortheil mehr brachte? Erst nach seiner Befreiung gab er ja seine Biographie heraus, die er während seiner Gefangenschaft sorgfältig verbarg und mit der einen äußeren Zweck zu erreichen also gar nicht seine Absicht seyn konnte.

Schwieriger aber ist die Beantwortung der Frage, ob die Bekehrung wirklich eine gründliche gewesen, eine solche, welche ihm die Kraft verliehen, auch außerhalb des Kerkers Gott zu dienen und den Versuchungen der Welt standhaft zu widerstehen.

Zur Beantwortung dieser Frage besitzen wir verhältnißmäßig wenige Data. Der Glaube soll nach der Schrift aus seinen Früchten erkannt werden. Die Arten derselben können aber hier nur sehr wenig mannichfaltig seyn, da die Verhältnisse des im einsamen Kerker Eingeschlossenen so einfach sind.

Was uns ein gutes Vorurtheil einflößt ist die Offenheit, mit der Schubart seine Verirrungen berichtet, die schonungslose Strenge, mit der er sie rügt, der tiefe, psychologische Blick, mit dem er alles Einzelne aus seinem Grunde, dem Unglauben, der Entfremdung von Gott ableitet, und dadurch seine Biographie so höchst lehrreich macht. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß er hiebei durch sein Temperament unterstützt wurde, daß also diese Erscheinungen nicht so hoch anzuschlagen sind, als wenn sie sich bei einem Individuum entgegengesetzten Temperamentes vorfinden. Wie sehr die Offenheit durch dieses Temperament begünstigt wird, das zeigt sich am deutlichsten, wenn wir die Selbstgeständnisse ähnlich organisirter ganz weltlicher Individuen vergleichen, z. B. die des berüchtigten Bahrdt. Freilich tritt bei dieser Vergleichung zugleich ein starker Unterschied hervor, welcher zeigt, daß hier nur von einer Erleichterung der Wirkungen des Geistes Gottes durch die Natur die Rede seyn kann. Vergleichen wir die Selbstbiographie Bahrdt's mit seinem wider seinen Willen herausgegebenen Briefwechsel, so zeigt es sich, daß er grade die schlechtesten Seiten seines Charakters, grade die schimpflichsten Parthien seines Lebens sehr fein zu verhüllen gewußt hat, und daß er sich zu diesem Zwecke eben seiner natürlichen Offenheit mit großer Schlauheit bedient. — Die Strenge des Urtheils findet bei Schubart ebenfalls einen natürlichen Anschließungspunkt. Lebhaft aufgeregte Empfindung, großartige dichterische Phantasie liebt reine Gegensätze. Ebenso der richtige psychologische Blick. Er war zu geistreich, um bei der bloßen Außenseite stehen zu bleiben. Hinzunehmen müssen wir noch, daß die Eitelkeit, die wir als einen Grundfehler Schubart's kennen lernten, wenn auch auf der einen Seite gänzlich mit Füßen getreten, doch auf der anderen für sich eine Entschädigung finden konnte. Indem er seinen alten Menschen, der doch schon seiner wahren Beschaffenheit nach ziemlich bekannt war, aufgab, hatte er die Hoffnung auf den neuen Menschen, den er nunmehr darstellte, die bewundernden Augen derer auf sich zu ziehen, an deren Urtheil ihm am meisten lag, und die damals auch äußerlich noch eine sehr bedeutende Stellung einnahmen.

Zu einem entscheidenden Urtheil werden wir also durch die guten Kennzeichen nicht geführt, obgleich sie uns allerdings zu frohen Hoffnungen berechtigen. Ebenso wenig aber auch durch die bösen. Sie sind von der Art, daß sie uns allerdings mit banger Besorgniß für ihn erfüllen müssen. Sie sind aber auch nicht so schlimm, daß wir nicht hoffen dürften, sie durch den Erfolg widerlegt zu sehen. Wir dürfen ja nicht, wie dies so oft geschieht, erwarten, daß diejenigen, welche die Hand des Herrn aus dem tiefsten Schlamm herauszieht, gleich als vollkommene Heilige sich darstellen sollen. Im Gegentheil wird grade bei ihnen in der Regel (die man gewöhnlich nach der seltenen Ausnahme Augustin's bestimmt), auch wenn die Bekehrung eine gründliche ist, sich ein langsameres Fortschreiten in der Heiligung bemerken lassen. Auf einen ungeheuren Ansatz, der unerläßlich ist, wird mancher Rückschritt folgen, ehe sie den Gipfel des steilen Berges erklimmen.

Zu den bedenklichen Anzeigen rechnen wir zuerst das Urtheil derjenigen in den Wegen des Herrn erfahrenen Männer, welche Gelegenheit hatten, Schubart im Kerker näher zu beobachten, dem unsrigen so weit vorzuziehen, wie das Urtheil eines Arztes, der den Patienten selbst beobachtet hat, dem eines anderen, welchem der Patient seinen Krankheitsbericht übersendet. Hahn — berichtet der Verfasser — ließ mich wegen meines Gnadenstandes noch immer in Zweifel; er hielt es bloß für ein gutes Kennzeichen, daß mir Gott ein Ohr, ein Auge, einen

Geruch für das Göttliche gegeben. „Es gehört beständiger Kampf, dauernder Ernst, fortstrebender Eifer dazu, wenn man überwinden will," das sagte er und verließ mich mit den Segnungen seiner Blicke. — Dasselbe Urtheil müssen wir auch bei dem Commandanten voraussetzen. Harte Behandlungen von seiner Seite, deren Schubart beiläufig erwähnt, lassen auf Rückfälle in seine alte Unart schließen. Hätte man ihn für gründlich und dauernd geheilt gehalten, so würde man ihm gewiß die Freiheit zurückgegeben haben. Die große Strenge, mit der man ihm fortwährend alles versagte, was ihn zerstreuen konnte, vom Klavier bis zum Bleistift die Sprüche der Bibel zu unterstreichen, zeigt, wie wenig man noch seiner inneren Widerstandskraft gegen die Zerstreuung vertraute, wie sehr man zu fürchten hatte, daß Gebrauch und Mißbrauch bei ihm noch eins seyen. — Mehrere Aeußerungen Schubart's zeigen, daß er in besseren Stunden, wo sein Inneres klar vor ihm lag, selbst in dieses bedenkliche Urtheil über seinen Zustand mit einstimmte. „Man ist so grausam," — sagt er — „die Buße der Gezüchtigten eine Henkersbuße zu nennen, und zu glauben, daß, wenn sie wieder aus der Klemme kämen, sie ärger würden als zuvor ... Es kann seyn, dacht' ich, — und mir schauerte die Haut, daß du in der Welt wieder umschlügest; aber sind deswegen deine jetzigen Empfindungen nicht wahr? — „„O Gott, umzäune mich, bewahre mich, erhalte mich zum ewigen Leben! Willst du mir Freiheit geben, so gib sie mir erst alsdann, wann ich sie nicht mehr mißbrauche!!"" — Diese Aeußerung zeigt, wie sehr er sich der Abhängigkeit seines jetzigen besseren Zustandes von seiner äußeren Lage bewußt war, zugleich aber legt sie ein schönes Zeugniß für diesen Zustand selbst ab. Wenn er fällt, so will er doch nur sich fallen. Seine Empfindungen im Kerker sind und bleiben wahr, und also geeignet, die Ehre Gottes zu fördern und zur Bekehrung seiner Brüder beizutragen. Es gibt einen Heiland, welcher das Verlorene sucht, wenn dies auch nachher sich durch eigene Schuld wieder verläuft, und nun von den Wölfen zerrissen wird. — Ganz zu Ende beschreibt der Verf. den Eindruck, welchen seine ersten Berührungen mit der Welt (er war ausgegangen, hatte Menschen gesehen, Klavier gespielt und großen Beifall erhalten) auf ihn hervorgebracht: „Ich weiß nicht, warum ich unruhig wurde, als ich wieder in meine Zelle zurückkam. Der Geist Jesu schien mich zu bestrafen, daß die Eitelkeit Reiz genug hatte, meine Seele nur auf Augenblicke in's Aeußere zu jagen; denn der Geist Jesu ist eifersüchtig auf Seelen, die er einmal ergriffen hat. Ich hatte nicht eher Ruhe, als bis ich mich durch Thränen und wiederholte Gelübde, ewig meines Herrn zu seyn, von dem Staube wieder los machte, womit mich der Geschmack am Eiteln befleckt hatte. Einer meiner größten Fehler ist, daß meine Seele so gerne vom Lichtpunkte der Einfalt hinausstreift auf die Grenzlinien der Vielfalt, sich darüber vergißt, und Manches spricht und thut, was hernach in den Stunden der Einsamkeit mein Gewissen mißbilligt." Konnte er schon einer augenblicklichen und schwachen Versuchung nicht widerstehen, was mußte man nicht für ihn fürchten, wenn die Versuchung ihn erst beständig und auf allen Seiten wieder umgab.

Diese Befürchtungen werden vermehrt, wenn wir mit prüfendem Blicke die übrigen Data betrachten, welche in der Biographie vorliegen. Wie wenig die Eitelkeit in dem Verf. gänzlich ertödtet war, zeigt schon die Darstellung in derselben. Es läßt sich nicht verkennen, daß Schubart sich beständig zu montiren sucht, daß er Alles aufbietet, interessant zu seyn, die Herabstimmung seiner Körper- und Geisteskräfte durch den Kerkeraufenthalt, über die er beständig klagt, nicht fühlen zu lassen. Selbst in

der Schilderung seiner Bekehrung tritt dies Bestreben unverkennbar hervor. Ein fremdartiges Element fühlt man immer hindurch. — Eine kleine Befriedigung seiner Eitelkeit sucht Schubart auch offenbar durch die geflissentlich eingemischten Griechischen und Lateinischen Wörter und Stellen. Natürlich war ihm dieselbe nicht. Denn wie überhaupt gründliche Bildung, so ging ihm namentlich tüchtige Kenntniß dieser beiden Sprachen ab, was er grade durch das Mittel dokumentirt hat, was er gewählt, diesen Mangel zu verdecken. Eitelkeit tritt auch oft in demjenigen hervor, was Schubart von den Erfolgen seiner musikalischen und dichterischen Bestrebungen berichtet. Man sieht, daß er den ihm jetzt versagten Beifall der Welt wenigstens in der Erinnerung noch nachgenießen will.

Daß er der Sünde noch nicht von ganzem Herzen einen Vertilgungskrieg angekündigt, daß er immer noch daran dachte, wenn er einst freikommen sollte, eine Vermittelung zwischen Gott und der Welt zu treffen, zeigen mehrere bedenkliche Aeußerungen über die sogenannten Adiaphora. „Sollte" — sagt er an der einen Stelle — „der Tanz verwerflich seyn, da er doch unserer Natur so angemessen ist? Nicht doch! auch das Tanzen hat seine Zeit." Eine Aeußerung, welche auch der Form nach der der Schlange im Paradiese auf merkwürdige Weise verwandt ist. An einer anderen Stelle lobt er Oetinger's Sittenlehre, weil sie nicht so ängstlich, so furchtbar strenge sey, wie die Hahn's, sondern frei, gemildert, durch tausend Kunstgriffe des Geistes erleichtert, und so ganz der Natur des Menschen angemessen. Anderwärts lobt er die Sittenlehre Christi wegen ihrer großen Billigkeit. „Er verbot das freundschaftliche Mahl, und den herzerfreuenden Wein nicht, denn er bediente sich hierin selbst aller anständigen Freiheit; aber Schwelgerei und Besoffenheit verbot er. Jede Freude der Natur, jedes Wonnegefühl der Freundschaft und Bruderliebe, jeder süße Anblick der knospenden Menschheit im Antlitz der rosigten Jugend, jedes Vergnügen des Verstandes und der schaffenden Einbildungskraft, jede heitere Erfindung oder Ausbildung des Witzes, jede Ruhe nach den Geschäften des Lebens — wird durch sein Beispiel gebilligt und empfohlen; nur Ausschweifungen, die selbst nach den Zeugnissen der Aerzte und Weltweisen, Leib und Seele zerstören, mißbilligt er, verbietet er, verdammt er."

Hätte er die Wahrheit in ihrer ganzen Tiefe erkennen wollen, so würde er erkannt haben, daß es für das Individuum gar keine Mitteldinge gibt, daß auch manches an und für sich Erlaubten sich derjenige enthalten muß, bei dem der Mißbrauch sich so tief eingewurzelt hat, daß er von dem Gebrauche gar nicht mehr geschieden werden kann, daß, sich auf das Beispiel Christi auf der Hochzeit zu Cana berufen, behaupten heißt, weil das Eisen, so könne auch der Zunder ohne Gefahr dem Feuer nahe gebracht werden.

Dies Scherzen mit der Sünde äußerte sich nicht bloß in den Grundsätzen Schubart's, sondern auch, so weit es anging, in seinen Handlungen. Die weise Verordnung, wodurch ihm alle Schreibmaterialien entzogen wurden, damit er endlich einmal aus dem Reiche der Phantasie und Dichtung in das der nüchternen Wirklichkeit zurückgeführt würde, suchte er auf jede Weise zu eludiren. Er ruhte nicht eher bis er in einem langen Gedichte, der verlorene Sohn, seine Bekehrung in Verse gebracht. Der Commandant aber verstand besser, was ihm zum Frieden diente. Er überraschte ihn plötzlich bei seiner Arbeit, drohte ihm, daß er ihn an die Wand würde schmieden lassen, wofern er sich wieder mit so „heillosem weltlichem Geschreibsel" befaßte, und nahm den Bleistift, den er sich durch List zu verschaffen gewußt, und die Papiere mit sich, die er nie wiedersah.

Daß noch ein Ueberrest von Trug in seinem Herzen war, das zeigt sich auch in seiner Auffassung der christlichen Lehren, ganz besonders in der einseitigen Hervorhebung der Liebe Gottes. „Die Ueberzeugung" — sagt er — „daß Gott die Liebe sey [die Schrift sagt nicht die Liebe, sondern: Liebe], und daß die bittersten Schickungen zum Besten seiner Geschöpfe abzwecken, wurde gar bald die Axe, um die sich das Rad meines neuen Systemes drehte." Daß Gott so gut wie Liebe, auch Gerechtigkeit und Heiligkeit, daß er gegen den verstockten Sünder, der seine heilsame Gnade, die ihn zur Buße ruft, verschmäht, dies alleine ist, das würde ihm nicht verborgen geblieben seyn, wenn er von Herzen entschlossen gewesen wäre, die Anforderungen dieser Eigenschaften Gottes zu befriedigen. — In Folge dieses Grundsatzes ergriff er mit Begeisterung die Lehre von der Wiederbringung. Er täuschte sich selbst, wenn er meinte, der Eifer für die Ehre Gottes und die Liebe zu seinen unglücklichen Brüdern sey der innerste Grund dieser Begeisterung. Weil er die Sünde in sich noch lebendig fühlte, so wollte er sich von einem Gotte befreien, der für den Sünder ein verzehrend Feuer ist; er wollte sich, ohne sich dessen deutlich bewußt zu seyn, für den Fall erneuerter Untreue doch immer noch eine Retraite sichern. Wie diese Lehre bei ihm aus der Sünde hervorging, so mußte sie auch auf dieselbe eine sehr bedeutende Rückwirkung ausüben. Wie ganz anders wird derjenige gegen sie ankämpfen, der nach der Schrift überzeugt ist, es sey unmöglich, daß die, so einmal erleuchtet sind und geschmeckt haben die himmlische Gabe, und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes, wo sie abfallen und wiederum ihnen selbst den Sohn Gottes kreuzigen und für Spott halten, daß sie sollten wiederum erneuert werden zur Buße, als derjenige, welcher wähnt, das Daß der Seligkeit sey unabänderlich gewiß, es komme nur auf das Wann an. Ein wenig später, sagt die Lust, verschlägt nichts; denn dafür hast du Ersatz an der gegenwärtigen Freude, und derselbe Gott, der so barmherzig ist, daß er dich nicht für immer verloren gehen läßt, wird auch dein künftiges Leid schon so einrichten, daß du's ertragen kannst. (Schubart selbst führt Th. 2. S. 291. mit Wohlgefallen eine Stelle Oetinger's an, worin gezeigt werden soll, daß die Qualen der Verdammten nicht so unerträglich seyen, wie man sich gewöhnlich vorstelle.) Du brauchst dich ja nur, wenn es angeht, schnell zu bekehren; so wird es sofort aufhören; denn Gott straft nur aus Liebe, nur zur Besserung. Das „wer sollte einem so lieben Gotte nicht Alles zu Gefallen thun," womit Schubart diese verderblichen Consequenzen der Lehre von der Wiederbringung zu beseitigen sucht, liefert nur einen neuen Beweis, wie sehr es ihm noch an wahrer Sündenerkenntniß fehlte. Wie sehr sie geeignet sey, diese Folgen wirklich hervorzubringen, das möge folgende Anekdote veranschaulichen, welche Schubart selbst mittheilt. „Ein Würtembergischer General erzählte mir, daß er kürzlich auf der Jagd einen Bauer angetroffen, der im Zorn zu seinem Gegner sagte: „„Kerl, an dich wend' ich auch tausend Jahr!"" — der General, dem dieses auffiel, fragte den Bauer: wie er dies meine? — „„Mein Pfarrer,"" erwiederte der Bauer, „„hat mir gesagt, daß die Höllenstrafen zwar lang, aber nicht ewig dauern — und um meine Rache zu kühlen, verwend' ich tausend Jahre an diesen Kerl.""

Bedenklich ist auch die sichtbare Vorliebe Schubart's für theosophische Spekulationen, über denen ihm die einfachen Haupt- und Grundwahrheiten des Christenthums in den Hintergrund treten. Der Geist erforschet Alles, auch die Tiefen der Gottheit, aber wo man auf das Himmlische mit ganzem Eifer sich wirft, ehe das Irdische gründlich in's Reine gebracht worden, da

ist gewiß noch ein Grundfehler vorhanden, da hat man noch Ursache, was das letztere betrifft, sich vor einem gründlichen Abschlusse zu scheuen.

Fassen wir diese Richtungen Schubart's in's Auge, so erscheint es als Mißgriff, daß man ihm den sonst in so vieler Beziehung ehrwürdigen Hahn zum Seelsorger gab. Er war selbst Theosoph und Vertheidiger der Lehre von der Wiederbringung mit Leib und Seele. Er konnte also in dieser Beziehung nur Oel in's Feuer gießen. Er tritt in dem Anhange zu seinen „Werken eines ungenannten Schriftforschers" sogar polemisch gegen die einseitige Hervorhebung von Buße, Glauben und Heiligung auf, und meint, daß man vorzugsweise durch die Predigt der Lehre vom tausendjährigen Reiche wirken solle. Menschlichem Ermessen nach würde ein Seelsorger im Geiste Zinzendorf's auch nicht für Schubart gepaßt haben. Die Lehre vom Blute Christi, ohne daß das Herz vorher gründlich durch den Hammer des Gesetzes zerschmettert worden, würde seiner Phantasie zum angenehmen Spielwerk gedient haben. Solche Lehrer gehören mehr für bekümmerte, ängstlich zagende Gewissen, an denen das Gesetz schon vorher seinen Dienst gethan. Ein Lehrer im Geiste Franke's wäre hier wohl der rechte gewesen, aber es fragt sich, ob Schubart ihn angenommen hätte.

Die in religiöser Beziehung so sehr dürftigen Nachrichten über Schubart's ferneres Leben bestätigen leider mehr unsere Befürchtungen als unsere Hoffnungen. Der General Rieger starb. Ein „aufgeklärter Mann," der General v. Hügel, kam an seine Stelle. Schubart erhielt größere Freiheit, sogar die, aus jungen Soldaten der Garnison ein Theater zu errichten, was ihn ganz in sein früheres musikalisch-poetisches Treiben zurückstürzte. Durch den Gebrauch des Brandtweins suchte er sich in seiner Abgespanntheit angenehm aufzuregen, und bald wurde der Trunk ihm Leidenschaft, von der ihn die Strenge des Commandanten und sein trostloses Weib nur mit Mühe zurückbrachten. Im neunten Jahre der Gefangenschaft erhielt Schubart's Frau mit ihren Kindern die Erlaubniß, ihn zu besuchen. Sie sagt in einem Briefe, worin sie diesen Besuch beschreibt: „Ich fand zwar immer noch den alten Schubart, der fehlen, aber auch viel Gutes thun kann. Was mich am meisten an ihn zieht, ist sein gutes Herz, das ganz Liebe gegen Gott, und auch ganz Liebe gegen die Menschen ist; und er kann nun sagen: ich weiß, an wen ich glaube. — O wenn Sie die guten Ermahnungen gehört hätten, die er seinen Kindern gegeben hat!" — Bald darauf erfolgte auf die Verwendung des Preußischen Hofes seine Freilassung, unmittelbar verbunden mit seiner Anstellung als Theaterdirektor und Hofdichter zu Stuttgart. Es schien nun, als ob er allen während des Aufenthalts auf dem Asberge versäumten Lebensgenuß wieder einholen wollte. Seine schon geschwächte Natur konnte solche Anforderungen nicht mehr ertragen. Er wurde außerordentlich dick und indolent. Er selbst ahndete seinen baldigen Tod.

Einer seiner Bekannten äußerte nach seinem Tode: Schubart würde noch leben und wirken, wenn er auf dem Asberge geblieben wäre. Im August 1790 schrieb seine Frau ihrem Sohne: „Dein Vater ist jetzt so unthätig, daß es ihm oft schwer fällt, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Aus diesem entstehen tausend Fehler, da sein lebhafter Geist doch beschäftigt seyn will. — Sein Amt hat er ganz abgeschüttelt; er beantwortet oft die wichtigsten Briefe nicht; entweder ist er hypochondrisch und bildet sich ein, er wäre krank, oder er will den großen Mann machen, und Vergnügungen haben, die geldfressend sind, oft dazu mit Leuten, die ihm nicht anstehen. Kommt bisweilen ein Bube, der gut Gläser ausleeren kann, so ist er sein Mann." Seinen Geburtstag im Jahre 1791 erklärte er mit großer Entschiedenheit und tiefer Rührung für den letzten; jeden folgenden Tag strich er im Kalender roth an und betrachtete ihn als ein besonderes Geschenk Gottes. Er starb am 10. Oktober desselben Jahres.

Daß er seine religiösen Grundsätze bis an's Ende unverändert beibehalten, schließen wir aus der Klage des Sohnes über die vielen „Frömmeleien," die er in der gleich nach seiner Befreiung wieder angefangenen und bis an seinen Tod fortgesetzten Chronik mitten unter politische und litterarische Artikel eingestreut, so wie aus der Thatsache, daß er seine im Kerker geschriebene Biographie kurz vor seinem Tode noch selbst unverändert, und ohne Anmerkungen in der Weise der seines Sohnes, für dessen Interpolation wir ohne Bedenken das Th. 2. S. 108. vorkommende lobende Urtheil über Bahrdt halten, zum Drucke befördert hat. Hiernach hatten die mehrfach in der Schrift des Sohnes erwähnten „hypochondrischen Stimmungen" gewiß einen anderen Grund als einen rein körperlichen. Wie nun sein Leben mit seinen Grundsätzen zu vereinigen sey, ob man ihn für einen völlig Abgefallenen zu halten habe, oder für einen nie völlig Bekehrten, und nicht ganz wieder Zurückgesunkenen, das können wir nicht entscheiden; denn wir kennen nur die Außenseite seines späteren Lebens. Diese Biographie ist aber auch ohne diese Entscheidung so reich an Belehrung, Erbauung, tief eindringender Warnung, daß wir wohl keiner Entschuldigung bedürfen, wenn wir länger dabei verweilten, als es den Verhältnissen unserer ganzen Mittheilung angemessen erscheint.

Hiermit schließen wir für jetzt unsere Anzeige der Selbstbiographien. Eine solche, die wir noch ausführlicher anzuzeigen gedachten, das Leben Boßhardt's, eines Schweizerischen Landmanns, herausgegeben von J. G. Müller, ist uns in diesem Augenblicke nicht zur Hand. Sie ist in höchst anziehender Naivetät geschrieben, und enthält über den Zustand des Christenthums in der Schweiz und im südlichen Deutschland im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts manche merkwürdige Angaben. Der Verf. war anfangs auf sehr gutem Wege; aber ein ungemessener Wissensdurst, von unklugen vornehmen Gönnern genährt, riß ihn aus seiner Sphäre hinaus, das Lob, was ihm gezollt wurde, machte ihn eitel; und die Eitelkeit trennte ihn von seinen früheren Glaubensbrüdern, die sich verpflichtet hielten, ihn auf die Gefahr seines Herzenszustandes aufmerksam zu machen. Er wurde nun ein vornehmer Christ, der auf sie als auf solche beschränkten Kopfes und beschränkten Herzens herabsah. Doch geht aus Allem hervor, daß noch ein guter Samen in ihm geblieben und wir hoffen, daß dieser in der späteren Zeit seines Lebens über das Unkraut Meister geworden seyn wird, das ihn zu ersticken drohte. Eine so interessante Lektüre, wie dieses Buch, findet man selten. — Auf die merkwürdige Lebens- und Bekehrungsgeschichte des Dr. h. R. F. D., eines am 30. Sept. 1817 zu Aarwangen im Kanton Bern hingerichteten Diebes und Mörders. Von ihm selbst im Gefängniß geschrieben. Mit einer Vorrede von J. E. Hitzig. Berlin 1827, brauchen wir bloß hinzuweisen, da die Schrift schon früher in diesen Blättern ausführlich besprochen worden ist.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 24. April. № 33.

Was enthält die Schrift über die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten?

Herr General-Superintendent Dr. Bretschneider, dessen rationalistischen Angriffen gegen die Schriftlehre diese Blätter schon so oft das Licht der Evangelischen Wahrheit entgegengestellt haben, hat nun, im Januarhefte der Darmstädter Kirchen-Zeitung, auch diese Frage abgehandelt. An die Spitze seiner Erörterung stellt er die Behauptung, daß die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten eigentlich nicht in die Theologie, sondern in die Politik gehöre, womit er gleich zu Anfang sich selbst widerspricht, und von vorn herein den Weg verfehlt, der ihn zu deren Verständniß führen könnte. Diese Lehre selbst faßt er in folgende vier Sätze zusammen:

1) Daß nur die Monarchie, nicht die Republik, die von Gott geordnete oder gebilligte Form des Regiments sey, und zwar
2) die absolute Monarchie, so daß der Monarch alle Verfassungsrechte der Völker als seine Gnadenbewilligungen geben oder verweigern, mehren oder mindern könne;
3) daß die Regentenfamilie durch Gott zur Herrschaft berufen sey, und
4) daß die Regentengewalt nicht anders als nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden dürfe.

Dies, meint er, verständen die Französischen Ultra's, die St. Simonisten — diese indem sie es verwerfen — und „unsere neueren dogmatischen Zeloten" unter dem „göttlichen Rechte," und sucht nun zu zeigen, daß keiner dieser Sätze in der heiligen Schrift enthalten sey.

Mit den „Zeloten" aber will er uns bezeichnen, was er durch Hinweisung auf Herrn Dr. Hahn und auf unsere Aufsätze über das göttliche Recht der Obrigkeiten zu erkennen gibt. Gebe Gott, daß wir diesen schönen Namen mit der That führen, daß der Herr unseren Eifer für seine Wahrheit in dieser abtrünnigen Zeit immer neu entzünde, ihn nie erlöschen lasse! Denn eifern, sagt der Apostel, ist gut, wenn es immerdar geschieht um das Gute, Gal. 4, 18. Wir gehen daher, die Französischen Ultra's und die St. Simonisten bei Seite lassend, nochmals auf die Evangelische Lehre von der Obrigkeit ein, und folgen dem angeblichen Beweise des Herrn Dr. Bretschneider, daß unsere Lehre von deren göttlichem Rechte in der Schrift nicht enthalten sey.

Zuerst sucht er, besonders den Französischen Royalisten gegenüber, jede Beziehung auf die Theokratie des Alten Testaments zu beseitigen. „Die ganze mosaische Verfassung und Theokratie," — sagt er, — „hörte mit dem Christenthume auf, und leidet daher auf christliche Völker und Regenten gar keine Anwendung." Hier muß Schreiber dieses, obwohl ein Jurist, Herrn Dr. Bretschneider, obwohl einen Theologen, an die Theologie erinnern, welche er gleich im Eingange von sich gewiesen hat. Das Alte Testament ist der Schatten, das Vorbild dessen, was zukünftig war; der Schatten, das Vorbild hat aufgehört, aber nur um dem Körper, dem Wesen selbst, das in Christo, im Evangelio, im Neuen Testamente ist, Platz zu machen. Christus ist des Gesetzes Ende, nicht indem er es schlechthin abschafft, sondern indem er es zugleich erfüllt. Er selbst sagt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe." Col. 2, 17., Hebr. 8, 5. 10, 1., Röm. 10, 4., Matth. 6, 17. 18. Wie könnte also wohl die ganze Theokratie, dieser Hauptinhalt des Alten Testaments, so aufgehört haben, daß sie gar keine Anwendung auf christliche Völker und Regenten mehr litte? Allerdings gibt es im Neuen Bunde kein durch leibliche Abstammung von den übrigen Völkern gesondertes auserwähltes Volk Gottes mehr; Gott schreibt dem Volke der Christen keine äußeren Satzungen mehr vor über die Formen ihrer Staatsverfassung; er bevollmächtigt keinen abgesonderten Priesterstand, als die Dolmetscher und Vollstrecker seines Willens, Könige ein- und abzusetzen. Aber dafür sind alle Christen das auserwählte Geschlecht, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums; ihr König ist Christus, sie sind Genossen seines Reichs auf Erden, und sein in ihre Herzen geschriebenes Gebot ist das Gesetz dieses Reichs; sie sind alle selbst das königliche Priesterthum. Wie materialistisch, wie ungeistlich, wie unbiblisch ist es, in diesem Neutestamentlichen Gottesreiche weniger Wirklichkeit als in der Alttestamentlichen Theokratie zu finden, —

den lebendigen Leib, das Wesen selbst für etwas minder Reales als den Schatten, das Vorbild, mit seinen äußerlichen Satzungen und Ceremonien, zu halten! Das Reich Jesu Christi ist die Vollendung, die Verklärung der Theokratie, — die christlichen Könige „von Gottes Gnaden" sind ebenfalls „Vicekönige" des Königs, der sich auch im Neuen Testamente den König aller Könige, den Herrn aller Herren nennt, und neben welchem einen von ihm unabhängigen, einen nicht Kraft des von ihm verliehenen Rechts regierenden König anzuerkennen von Seiten eines Christen, der nicht einmal Jemand auf Erden (außer Gott) Vater und Meister zu nennen Erlaubniß hat (Matth. 23, 8. 9.) Hochverrath am Reiche Gottes wäre. Ja, auch die heidnischen Könige nehmen an dieser majestätischen Abhängigkeit von Gott, an diesem Vicekönigthum Antheil, welches allem Königthum erst seine rechte Wahrheit und Bestätigung gibt, — denn auch sie sind, obwohl sie es nicht erkennen, Gottes Statthalter und Schwerdtträger, auch sie sind, obwohl im Zustande der Rebellion, Vasallen des Gottesreiches, und demselben treu zu dienen berufen; Niemand als der höchste Lehnsherr hat das Recht, sie wegen ihrer Felonie zur Rechenschaft zu ziehen und ihrer Würde zu berauben. Hieraus erhellet, daß die Salbung der christlichen Könige, wie sie zuerst von Brittischen und Spanischen Bischöfen angewendet, und dann seit Pipin's und seiner Nachfolger Salbung in der Lateinischen Christenheit — welche die Lehre vom Reiche Gottes mit besonderer Lebendigkeit ergriff, — und nachher auch bei den Griechen herrschend wurde, ihren guten Grund und ihre lehrreiche Bedeutung auch im Neuen Bunde, ja in diesem, wie es die Natur seines Verhältnisses zum Alten mit sich bringt, mehr noch als im Alten, hat, indem daraus die Natur des Königthums als einer Statthalterschaft Gottes erkannt wird. Haben einzelne Könige oder Königsgeschlechter, — wie vielleicht die Häuser Stuart und Bourbon, — über dieser ihrer hohen Würde die königliche Würde vergessen, welche Petrus allen Christen — deren Name schon sagt, daß sie „Gesalbte" sind — zuschreibt, — und Christen zu werden, sind alle Menschen berufen — so sind sie allerdings in einen fleischlich-jüdischen Irrthum verfallen, dem Irrthum ähnlich, der in der Römischen Kirche das allgemeine Priesterthum der Christen verdunkelt hat; aber sie irrten nicht, weil sie sich für Gottes Statthalter hielten, sondern weil sie über dieser Wahrheit die andere Wahrheit, durch welche jene erst vollendet wird, verkannten: daß alles Recht auf göttlicher Verleihung beruht, und jeder das Recht, was er hat, als Gottes Haushalter und Verwalter inne hat. So wie Gottes Reich erst dadurch zu seiner vollen Verklärung gelangt, daß aus Knechten und Unterthanen Kinder werden, die seiner Natur theilhaftig und ihm gleich (1 Joh. 3, 2.) sind, so erscheint das Reich eines irdischen Königs erst dann in seiner ganzen Majestät, wenn er in dem Rechte des Geringsten seiner Unterthanen dieselbe göttliche Sanktion erkennt und ehrt, die seiner Krone ihren Glanz verleiht. In einem ähnlichen Sinne sagt Graf Zinzendorf: „Wer Kinder erziehe, dürfe nie vergessen, daß er kleine Majestäten vor sich habe," ein Satz, der der Majestät des Vateramts nicht nur keinen Eintrag thut, sondern vielmehr dieselbe erst recht in's Licht stellt.

Es kommt aber diese aus der göttlichen Verleihung abgeleitete Würde den Königen nur zu, wenn und insofern sie ihre Throne mit Recht besitzen, denn das Recht ist eben nichts Anderes als die göttliche Verleihung. Bloße Macht, ohne Recht, kann ein Werkzeug seyn in Gottes Hand, so wie Sturm und Ungewitter, Seuchen und Erdbeben, ja die Frevel der Menschen

selbst seine Werkzeuge sind, aber die Majestät, die Heiligkeit geht ihr ab, welche den rechtmäßigen Königen als Bildern, als Repräsentanten Gottes zukommt. „Was sind Königreiche ohne Recht anders als große Räuberbanden?" sagt Augustinus. (Quid sunt regna sine justitia nisi magna latrocinia?) Auch ist es wahr, daß das Recht der Könige nicht immer leicht zu erkennen ist, daß viel Zweifel entstehen können über die Frage, wer der rechtmäßige König sey. So können in einzelnen Fällen Zweifel über die Vaterschaft entstehen, — aber wer wird darum bezweifeln, daß Gott selbst dies Vateramt eingesetzt und geheiligt hat, oder irre werden an dem Gebote: „Du sollst Vater und Mutter ehren?" Solche Zweifel waren selbst bei den durch die Propheten Gottes gesalbten Königen des Alten Bundes nicht minder möglich. Als Saul, der Gesalbte des Herrn, und sein Geschlecht von Gott verworfen und David erhöhet wurde, als auf eines Propheten Ruf Jerobeam — derselbe, der Israel sündigen machte, wie die Schrift so oft und nachdrücklich wiederholt — sich erhob gegen das Geschlecht David's, des Vaters des Königs, dessen Stuhl ewig bleiben sollte, — bedurfte es da nicht großer Weisheit und Erleuchtung, um, auch mitten unter den äußerlichen Wundern und sichtbaren Führungen der Alttestamentlichen Theokratie, den König zu erkennen, der das göttliche Recht für sich hatte?

Herr Dr. Bretschneider geht nun zur Bekämpfung des ersten der obigen Sätze über, daß nur die Monarchie, nicht die Republik, die von Gott geordnete oder gebilligte Staatsform sey, und sucht zu zeigen, daß derselbe in der Bibel nicht enthalten sey. Diese Mühe hätte er sich indessen sparen können, denn der Satz ist so augenscheinlich absurd, daß er keine Widerlegung verdient. Allerdings ist die Monarchie, so wie die ursprünglichste, so auch die edelste Staatsform. Sie geht durch die Ehe und Zeugung unmittelbar aus der menschlichen Natur hervor, denn jede Familie ist eine Monarchie, ja sie ist, wie schon die Scholastiker des Mittelalters bemerkten, die Staatsform des Weltalls. Der Person des Monarchen überträgt Gott die erhabensten Aemter und Namen seiner eigenen Hoheit und Herrschaft, die Namen: Vater, Herr, Richter und König, und dadurch prägt sich in ihm das Ebenbild Gottes, welches der Mensch an sich trägt, mit vorzüglicher Klarheit und Herrlichkeit aus. Der heilige Ambrosius sagt, zunächst in Beziehung auf das Gnadenreich: „Wie groß sind Gottes Wohlthaten, der uns nicht bloß wiedergibt, was unser war, sondern auch, was sein ist, uns zu eigen schenkt, — wie groß die Liebe Christi, der beinahe alle seine Namen seinen Jüngern geschenkt hat. „„Ich bin das Licht der Welt."" „„Ihr seyd das Licht der Welt."" „„Ich bin das Brodt des Lebens."" „„Wir Alle sind Ein Brodt"" (1 Cor. 10, 17.). „„Ich bin der rechte Weinstock."" „„Ich habe dich gepflanzt zu einem süßen Weinstocke"" (Jerem. 2, 21.). Christus ist ein Fels, denn „„sie tranken von dem geistlichen Fels, der mit folgte, welcher war Christus"" (1 Cor. 10, 4.), er schenkt aber auch seinem Jünger diesen Namen, daß er ein Fels, Petrus, sey." Dasselbe gilt aber auch von dem Machtreiche, und von dem herrlichsten Werke desselben, der Obrigkeit, und tritt am Klarsten in der Monarchie hervor. Diese eigenthümlichen Vorzüge der Monarchie nehmen indessen der republikanischen Staatsform nichts von ihrer Rechtmäßigkeit; vielmehr geht auch diese mit Nothwendigkeit, wiewohl weniger unmittelbar, aus der menschlichen Natur, ja aus der monarchischen Staatsform selbst hervor. Diese drückt das Verhältniß Gottes zu seinen Geschöpfen, des Vaters zu seinen Kindern, — die republikanische das der Geschöpfe, der Kinder

unter einander aus. Die monarchische ist die erste, selbstständige, aus ihr entwickelt sich, als die zweite, die republikanische, — die erste ist, ohne die zweite in sich zu fassen, unvollendet, die zweite, ohne auf die erste zu fußen, ohne Halt und Basis. Betrachtet man die Menschen, Gott gegenüber, in ihrem Verhältnisse zu einander, so tritt, der Ungleichheiten unbeschadet, eine Gleichheit heraus, welche in der christlichen Brüderschaft ihre Vollendung und Verklärung findet. Ja, alle Ungleichheiten unter den Menschen sollen im Reiche Gottes ausgeglichen, und in diese brüderliche Gleichheit, als in ihr Ziel, aufgelöst werden. Eben so sind, dem Vater gegenüber, die Söhne, — dem Fürsten gegenüber, die Unterthanen unter einander gleich und Brüder oder Landsleute. Monarchie und Republik stehen sich so wenig feindlich gegenüber, daß es vielmehr in der Regel der Monarch selbst ist, der die unter sich Gleichen zu einem Ganzen verbindet, und so den Grund zu einer Genossenschaft, Gemeinde oder Republik legt. Die Menschen, die Christen haben das Band ihrer Brüderschaft in Gott, — die Kinder werden durch die Eltern zu einer Familie verbunden, — fast alle Corporationen, Dorf- und Stadtgemeinden, auch die, aus denen mächtige unabhängige Republiken erwachsen sind, sind von Grundherren oder Fürsten gestiftet, und mit den Rechten, auf denen ihre innere Verbindung beruht, begabt und ausgestattet worden. Wo immer Menschen, als gleiche, sich verbinden, — und daß sie dies auf die mannichfachste Weise thun, ist, eben weil ihre Gleichheit ihrem innersten Wesen nach eine brüderliche ist, nothwendig in der menschlichen Natur begründet, — da sind die Grundzüge einer Republik gegeben, und diese tritt als unabhängige Republik, als eigentlicher Staat hervor, wenn die monarchische Obergewalt hinwegfällt, welche sie bisher verband, und sie nun doch nicht auseinander können, ganz so wie des Vaters Tod die Söhne, die im gemeinschaftlichen Besitz des Erbes bleiben, als eine Genossenschaft von Gleichen erscheinen läßt. So entstand, nachdem Kaiser Franz der Römisch-Deutschen Kaiserkrone entsagt hatte, und Napoleon gefallen war, der in sich republikanische, Deutsche Bund, — denn Deutschland war zu lange ein Ganzes gewesen, als daß es in sieben und dreißig vereinzelte Staaten hätte auseinander fallen können. Aber auch monarchisch bleibende Staatsformen können nur in ihren ersten Anfängen ohne republikanische Beimischung seyn, — und eigentlich auch da nicht, denn schon die Ehe trägt neben der Herrschaft des Mannes, ein Moment der Gleichheit in sich, — Herr und Knecht sind wenigstens Gott gegenüber unter einander gleich und Brüder, und selbst der unendliche Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf wird dadurch vermittelt, daß der Schöpfer die Natur seiner Geschöpfe annimmt, ihnen gleich wird, und sich selbst ihnen mittheilt. Alle Dorfgemeinden, alle Zünfte oder Innungen, alle Städte sind Republiken, sowohl so lange sie unter einem Fürsten stehen, als nachdem sie von dessen Herrschaft frei geworden, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt eben sowohl als freie Reichs- wie als freie Städte. Von der anderen Seite aber kann auch in der Republik das Princip der Ungleichheit, der Charakter der Monarchie, aus der sie hervorgegangen, nie ganz fehlen. Die Unterthanen der herrschenden Corporationen stehen zu diesen, die Deutschen zu ihren in einen Bund vereinigten Fürsten, die Knechte des verstorbenen Vaters zu dessen das Erbe gemeinschaftlich inne habenden Söhnen in keinem wesentlich anderen Verhältniß als Unterthanen Eines Monarchen, Knechte Eines Herrn, zu diesem, — unter sich aber müssen die Glieder der herrschenden Genossenschaft, ihrer Gleichheit ungeachtet und unbeschadet, ein Moment des Uebergewichts,

des Vorrangs — also in den angeführten Beispielen, etwa die Erstgeburt des ältesten Bruders, die höhere Macht von Oestreich und Preußen, das Ansehn patricischer Familien, oder wenn nichts der Art vorhanden, das Unvollkommenste von allen, die harte und rohe Uebermacht der Kopfzahl — suchen und ergreifen, um mittelst eines Analogons der Monarchie, als der Urform des Staats, Einheit und Ordnung unter sich zu erhalten. Wir würden uns noch mehr als schon geschehen, in die Gebiete des Staatsrechts verlieren müssen, wenn wir diese Andeutungen weiter ausführen wollten, — machen mußten wir sie aber, um zu zeigen, daß wir, indem wir das göttliche Recht der Obrigkeit behaupten, keineswegs republikanische Staatsformen verwerfen oder bekämpfen, und vielmehr, im Interesse dieser Staatsformen gegen Herrn Dr. Bretschneiders, wohl ohne hinlängliche Ueberlegung hingestellten Sätze protestiren müssen, daß „die Monarchie die angemessenste (— was so schlechthin gar nicht gesagt werden kann —), die aristokratische Republik eine höchst mangelhafte, und die Demokratie die unglückseligste Regierungsform, oder vielmehr eine Unform" sey. Vielmehr nehmen rechtmäßig bestehende republikanische Staatsformen an der ganzen vollen Sanktion des göttlichen Rechts, eben so wie Monarchien, Antheil, — auch republikanische Obrigkeiten sind wesentlich Statthalter und Schwerdtführer Gottes „zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen," aus seinem ewigen Gesetze und aus der von ihm geschaffenen menschlichen Natur mit Nothwendigkeit hervorgehend, — obwohl die Entstehung ihrer Rechte und ihrer Macht, mithin auch deren Umfang, und ihre Verhältnisse zu den Genossen derselben oder den Inhabern ähnlicher Befugnisse und zu den eigentlichen Unterthanen als solchen weit verwickelter, künstlicher und schwerer zu verstehen sind als das Wesen der Monarchie, von welcher wir in jeder Familie so wie in dem Unioerso ein getreues, und selbst dem Gefühl eines Jeden verständliches Modell stets vor Augen haben. Die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit verkennt also keineswegs die concrete Gleichheit unter den Menschen, das heißt diejenige Gleichheit, welche neben und in ihrer Ungleichheit durch Vermittelung des Gegensatzes wirklich vorhanden ist, — sie bekämpft nur das Phantom der abstrakten Gleichheit, dessen Anhänger, in fanatischer Verblendung der Evidenz ihre Augen verschließend, die Ungleichheit läugnen, und mit wahnsinnigem Frevel die in dieser Ungleichheit hervortretende reiche Mannichfaltigkeit der menschlichen Verhältnisse, die Gott selbst in seiner Allmacht und Liebe geschaffen hat, zu zerstören trachten. Sie warnt vor der Gleichheit, von welcher Urian im Asmus singt:

Sonst war Verschiedenheit im Schwange;
Die Menschen waren klug und dumm:
Es waren kurze, waren lange,
Und dick' und dünne, grad' und krumm.
Doch nun, nun sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal.

und welche die im Chorus einfallenden Dänen begeistert:

Nun aber sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal.

In des Apostels Paulus tiefsinnigem Worte von der Freiheit und Gleichheit dagegen:

„Wer ein Knecht berufen ist in dem Herrn, der ist ein Gefreiter des Herrn, desselbigen gleichen wer ein Freier berufen ist, der ist ein Knecht Christi,"

ist ihr das Hervorheben der Gleichheit nicht minder lieb und

wichtig als das Anerkennen der Ungleichheit, und grade durch die innige Verbindung beider Momente ist ihr dieser Ausspruch eine reiche Quelle christlicher und politischer Weisheit. — Endlich, wie aus allem diesen hervorgeht, nicht den wohlbegründeten Rechten und Verfassungen republikanischer Staaten, sondern nur dem Wahn und Frevel der aus den abstrakten Menschenrechten hergeleiteten Volkssouveränität ist diese Lehre entgegen, welche durch Empörung gegen göttliche und menschliche Auctorität, ja gegen die menschliche Natur selbst, nothwendig auch alle wirkliche Freiheit und Gleichheit zerstört — denn die Revolutionen unserer Tage treten die Rechte der Innungen, Orden, Dorf- und Stadtgemeinden, und Republiken nicht weniger als die der Grundherren und Fürsten mit Füßen, und unterwerfen die Körperschaften sowohl als die Individuen dem eisernen Joche der Faktionen und der Tyrannen.

Der zweite Satz, den Herr Dr. Bretschneider bekämpft, ist der: daß nur die absolute Monarchie dem Willen Gottes gemäß sey; — unter absoluter Monarchie aber versteht er, dem herrschenden Sprachgebrauche *) gemäß, eine willkührliche Herrschaft, die keine Rechte der Unterthanen achtet, sondern sie nach Belieben gibt oder nimmt, mehrt oder mindert. Es würde in der That schwer zu begreifen seyn, wie er aus unseren Abhandlungen über das göttliche Recht der Obrigkeit einen solchen Satz hat entnehmen können, wenn er nicht die Verwechselung des Entgegengesetztesten sogar so weit triebe, daß er das Königthum des Volkes Israel eine constitutionelle Monarchie, und das Gesetz, welches Gott seinem Volke durch Moses gab, eine constitutionelle Charte nannte. Die Lehre, daß die Fürsten von Gottes Gnaden, in seinem Auftrage, an seiner Statt als seine Diener regieren einerseits, und der Wahn, daß ihnen eine willkührliche Disposition über die Rechte ihrer Unterthanen zustehe andererseits, stehen sich dergestalt entgegen, daß eines das andere ausschließt. So versteht Paulus die Lehre vom göttlichen Rechte, indem er sie in das Innere des Hauses einführt, wo sie eben sowohl als im Staate Anwendung findet; der „absoluten" oder willkührlichen Herrschaft der Herren über ihre Knechte setzt er nicht die abstrakten Menschenrechte der Sklaven, sondern Gottes Herrschaft über die Herren entgegen, und ruft ihnen zu: „Lasset das Dräuen und wisset, daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehn der Person.' Und die Knechte ermahnt er zum willigen herzlichen Gehorsam, — also zu einer wahrhaft freien, edlen, von allem Sklavengeist gereinigten Gesinnung, dem eigentlichen Princip aller politischen Freiheit, indem er sie auffordert, ihren Herren zu dienen, „als Christo, nicht als den Menschen." Wohin ist es mit unserer Theologie gekommen, wenn einem Theologen erst noch bewiesen werden muß, daß „im Namen Gottes herrschen" und „nach eigener Willkühr herrschen" nicht dasselbe ist! Es ist begreiflich, daß Atheisten und Jakobiner in der Berufung auf Gott, als die Quelle aller Obrigkeit und Herrschaft, nichts Anderes sehen, als einen Kunstgriff der Priester und Despoten, um

*) Hegelsche Staatsrechtslehrer protestiren gegen diesen Gebrauch des Wortes „absolut" und wollen, ihrer Schulterminologie gemäß, die Monarchie, welche ihren Gegensatz, die Freiheit und Gleichheit, ausschließt, statt ihn zu vermitteln und in sich aufzunehmen, vielmehr eine „abstrakte" genannt wissen.

ihre Willkühr zu stärken und zu bemänteln; — allein in der Evangelischen Kirche, die sich des hellen Lichtes des Wortes Gottes rühmt, sollten wir doch klarer einsehen und tiefer fühlen, was der Name des lebendigen Gottes auf sich hat! Aber so weit hat es auch bei uns der Rationalismus gebracht, der dem Herrn Himmels und der Erden nichts als „einen stillen Platz zum Zusehn" übrig lassen, und seiner in unserer aufgeklärten Zeit doch immer unheimlichen Einwirkung sich entledigen möchte; Gottes Name, den Christen eine Welt voll Kraft und Leben, ist ihm kraftlos und inhaltsleer geworden. Liegt denn nicht schon in den bloßen Worten: „von Gottes Gnaden," welche die Könige ihrem Titel voransetzen, das bündigste Anerkenntniß der Heiligkeit der Rechte ihrer Unterthanen? „Nur durch Gott, der auch euer Gott ist, vor dem ihr meines Gleichen seyd, habe ich Recht und Macht, euch zu gebieten, — sein heiliger Wille, die Quelle alles, auch eures Rechts, ist die alleinige Quelle meiner königlichen Rechte." So könnte man jene Worte umschreiben. Der König tritt, indem er sie ausspricht, mit seinen Unterthanen hin vor Gottes Thron, also an den Ort, wo der Gewaltige sich beugen muß, und der Niedrige sein Haupt erhebt, wo die schroffe Ueberlegenheit des Königs über die Unterthanen in der unendlichen Erhabenheit Gottes über König und Unterthanen sich mildert und aufhebt, — denn „vor ihm ist kein Ansehn der Person." Und daraus sollte willkührliche Herrschaft folgen? August Herrmann Franke gibt denen, welche vor den Großen der Erde stehen sollen, um Ehrfurcht und Freimüthigkeit zugleich in ihnen zu erwecken, den Rath, das Bewußtseyn festzuhalten, daß ein noch Größerer als die Großen der Erde mit gegenwärtig sey. Und eben so muß für die Könige aus dem lebendigen Bewußtseyn, Gottes Diener zu seyn, zugleich Muth und Demuth, — die wahrhaft königliche Gesinnung, — fließen. Dies ist die rechte Quelle der Ordnung nicht allein, sondern auch der Freiheit, — der Gerechtigkeit, welche Ordnung und Freiheit vereinigt, — eines festen und doch milden Regiments, — eines willigen und doch nicht kriechenden Gehorsams. Wo aber der gesunde Stamm der Lehre vom göttlichen Rechte erst diese guten Früchte getrieben hat, da wird es auch an Verfassungsformen und Garantien nicht fehlen — nach welchen unsere materialistische Zeit so emsig hascht, weil sie über dem Leibe den Geist vergißt und die Zeugungskräfte des Geistes nicht kennt, — denn was sind Verfassungsformen anders als der Ausdruck, das Ergebniß des inneren Rechtsbewußtseyns? Es soll indessen nicht geläugnet werden, daß die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit von denen, die nicht lebendig, nicht ganz daran glauben, die verkennen, daß alles Recht, auch das der Unterthanen, göttlichen Ursprungs ist, gröblich gemißbraucht werden kann, wie jede Wahrheit, wenn sie in Stücke gerissen wird; allein dieser Mißbrauch ist der Lehre selbst fremd, — während das Läugnen derselben nothwendig zu dem furchtbaren Resultat einer unbegründeten und unvermittelten, ungewissen und schroffen Herrschaft von Menschen, als bloßer Menschen, über Menschen führen muß, mithin zum wahren „Absolutismus," in der ganzen starren ungemilderten Bedeutung des Worts, zu einer unsicheren harten Herrschaft, und einem schwankenden, erzwungenen, widerwilligen, murrenden, wahrhaft sklavischen Gehorsam, wie wir dies Alles in den abschreckenden Beispielen der revolutionirten Länder vor Augen sehen.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 27. April. № 34.

Was enthält die Schrift über die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit?

(Schluß.)

Bei dem dritten Satze gelangt Herr Dr. Bretschneider endlich dazu, daß er keine bloße Phantome mehr, sondern eine wirkliche Wahrheit bekämpft, die in der Lehre der Schrift von der Obrigkeit enthalten ist, nämlich die: daß die Könige ihre Gewalt von Gott haben, — freilich indem er sie mißversteht und grade den Punkt verfehlt, auf den es ankommt. Er führt aus, dieser Satz könne nur entweder heißen: die Könige oder Königsgeschlechter seyen durch gehörig beglaubigte Propheten, oder inspirirte Dollmetscher Gottes, in der Art, wie mehrere Könige des Volkes Israel, zum Throne berufen, — einen solchen Beruf könne aber keines der jetzigen Königs- oder Fürstengeschlechter nachweisen, — oder sie seyen durch die göttliche Lenkung der Weltereignisse zu ihren Kronen gelangt, — dies sey zwar wahr, aber gar nichts Besonderes, denn damit trete das göttliche Recht der herrschenden Geschlechter in die Reihe der gesammten Weltveränderungen, die — (wie er sich charakteristisch ausdrückt) — wir von Gottes Leitung abhängig machen, — in Ermangelung von Propheten sey es der Erfolg selbst, der Gang des Weltlaufs, welcher den Willen Gottes für uns ausspreche, — vor solchen Aussprüchen des Geschicks müsse der Christ Ehrfurcht haben, — aber sie kämen offenbar Usurpatoren eben so gut zu statten, als rechtmäßigen Königen, — Napoleon's Erhebung sey sowohl als sein Sturz ein göttliches Geschick gewesen, — und wenn auch Ludwig XVIII., durch die Zählung seiner Regierungsjahre vom Tode Ludwig's XVII. an, jenen für einen Usurpator erklärt habe, und dazu vollkommen befugt gewesen, so habe sich diese Befugniß doch nur auf menschliches Recht gegründet, — das göttliche Recht, den Ausspruch des Schicksals, habe Napoleon eben sowohl, als Ludwig XVIII. selbst, auf seiner Seite gehabt, denn das Prädikat: „von Gottes Gnaden," sage nichts aus, was nicht von allen anderen Geschicken auch auszusagen wäre. — Dies Räsonnement, nach welchem: „Wir, Cartouche, von Gottes Gnaden, Anführer einer Diebsbande," nicht minder und nicht mehr wahr ist, als: „Wir, Georg, oder Wilhelm der Vierte, von Gottes Gnaden, König von Großbritannien und Irland," ist ein schlagendes Beispiel, wie der Rationalismus seine Jünger in die dickste Finsterniß des Heidenthums zurückführt. Der „Erfolg," der „Gang des Weltlaufs," der „Ausspruch des Geschicks," — ist hiernach die höchste Instanz, vor der wir uns beugen müssen. Mir Menschen versuchen wohl auf Erden Recht und Unrecht, Eigenthum und Raub, rechtmäßige Könige und Usurpatoren zu unterscheiden, — das Recht, das Eigenthum, die rechtmäßigen Könige anzuerkennen, zu ehren, zu vertheidigen, — das Unrecht, den Raub, die Usurpatoren zu verwerfen, zu strafen, zu bekämpfen, — aber alles dies sind bloße Menschensatzungen, die wir vergeblich mit dem Willen Gottes, mit dem göttlichen Rechte, um sie dadurch zu befestigen, in irgend eine Verbindung zu bringen trachten. Der „Erfolg," der „Gang des Weltlaufs," das „Geschick," „welches für uns den Willen Gottes ausspricht," nimmt auf alles dieses keine Rücksicht, wie die Erfahrung lehrt, — vor dieser höchsten Instanz, vor Gott ist Recht und Unrecht, Eigenthum und Raub, der rechtmäßige König und der Usurpator gleich, — der „religiöse Standpunkt," der nur auf den Erfolg sieht, weiß nichts von Recht und Unrecht. Treue Anhänglichkeit des Unterthanen an seinen von Feinden oder Rebellen vertriebenen König, — muthiger Widerstand gegen den glücklichen Usurpator kann von diesem „religiösen Standpunkte" aus nur als ein strafbares Auflehnen gegen den durch den Erfolg ausgesprochenen Willen Gottes angesehen werden, — eine Lehre, die allerdings in unseren Tagen viele Anhänger zu zählen scheint. — Selbst die tieferen Heiden dachten nur mit innerem Erbeben an das grause Fatum, welches, unerbittlich und unbegreiflich, selbst über den olympischen Göttern thronte, und suchten dasselbe durch die tiefsinnige Lehre von der rächenden Nemesis mit den sittlichen Bedürfnissen ihrer Brust in Einklang zu bringen. Von solchem Grauen, von solchem Streben weiß der Evangelische General-Superintendent nichts mehr. Er ist ganz damit zufrieden, in den „Weltveränderungen, die wir von Gottes Leitung abhängig machen" — ob mit oder ohne Grund, läßt er dahin gestellt seyn; der „religiöse Gesichtspunkt" erfordert eine solche Beziehung, — „weniger religiös ausgedrückt" sagt:

„Ausspruch des Schicksals" dasselbe, — in den „Erfolgen" ohne alle Beziehung auf irgend etwas, was Menschen Recht oder Unrecht nennen, die Offenbarung des Willens Gottes zu erkennen. Ja, nachdem er den Begriff des Rechts, so scharf er nur kann, daraus geschieden und getilgt hat, nennt er diese Wirkungen des Fatums „göttliches Recht," und nimmt die „Ehrfurcht der Christen" dafür in Anspruch, als ob er der innersten Bedürfnisse unserer sittlichen Natur spotten wollte. Wie leicht wäre es ihm gewesen, die angefochtenen und ringenden Heiligen des Alten Bundes zu trösten, die sich so schwer darein finden konnten, „daß es den Uebelthätern so wohl ging!" (Psalm 73.) Er hätte sie nicht auf den Richter aller Welt, der da recht richtet, nicht auf das Friedensreich des Königs zu verweisen brauchen, das kein Ende nehmen soll, — er hätte ihnen gesagt, daß eben der „Erfolg" das göttliche Recht der Uebelthäter hinlänglich darthut, und daß Alles, was sich in den Herzen der Heiligen dagegen rege, auf bloß menschlichem Rechte beruhe, welches vor dem göttlichen sich beugen müsse. — Wir glauben übrigens gern, daß Herr Dr. Bretschneider den Inhalt dessen, was er sagt und setzt, selbst nicht ergründet hat, und, wenn er es thäte, davor zurückschaudern würde, — es ist nicht der Charakter unseres matten und halben Rationalismus, sich mit der brennenden Begeisterung muhamedanischer Fatalisten, oder pantheistischer Budda-Diener in alle Consequenzen seiner Irrlehren auf Tod und Leben hineinzustürzen. Aber der Herr sagt: „Ach, daß du kalt oder warm wärest," — und wenn uns auch die Ueberreste der Wahrheit, die wir in dieser widrigen Halbherzigkeit noch finden, ehrwürdig seyn sollen, so lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß, wenn der Rationalismus auch nicht stark genug ist, um die Raserei der Lüge zu erzeugen, er doch ausreicht, um die Kraft der Wahrheit zu lähmen und zu neutralisiren. — Wohl uns, daß unser Gott ein heiliger Gott ist, der Gerechtigkeit und Gericht liebt, — daß er uns sein unwandelbares Gesetz, in unseren Herzen und in seinem Worte, geoffenbart hat, — daß wir ein festes prophetisches Wort haben, welches unter allen „Weltveränderungen" und in Ewigkeit bleibt, — daß wir auf dieses Wort, und nicht auf die „Aussprüche des Geschicks," als auf Gottes Stimme, angewiesen sind. Aus diesem ewigen Gesetze und Worte, — welches nahe ist in unserem Herzen und in unserem Munde, — aus diesem göttlichen Rechte, welches allen „Weltveränderungen" und allen „Erfolgen" des Unrechts zum Trotz, endlich doch Recht bleibt, Ps. 94, 15., fließt, als ein freilich unvollkommener Ausdruck, alles menschliche Recht, welches seinem Wesen nach — in dem, wodurch allein es auf den Namen Recht Anspruch hat, — eins ist mit dem göttlichen Rechte. Dieses göttliche Recht ist es, welches alle Rechte erzeugt und bestätigt, die Menschen haben, und Kraft welches auch die Könige, — und diese vorzüglich, weil sie vermöge ihrer Unabhängigkeit nur unter Gott stehen, und als Könige Gottes Ebenbild in einem eminenten Sinne an sich tragen, — wenn und insofern sie rechtmäßige Könige sind, ihre Gewalt von Gott haben.

Bei dem vierten Satze endlich, den Herr Dr. Bretschneider unserer Lehre vom göttlichen Rechte der Könige zuschreibt, brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten, — nämlich: „Daß die Regentengewalt nicht anders als nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden dürfe." Es ist kaum zu erklären, wie er auf die Meinung gekommen, daß dies von den Vertheidigern jener Lehre behauptet werde. Sollte er wirklich glauben, daß dieselben die jüngeren Linien der Sächsischen, Braunschweigschen, Anhaltischen und Schwarzburgischen Fürstenhäuser für unrechtmäßige Besitzer ihrer Lande halten, daß sie die alten Deutschen Kaiserwahlen verwerfen? sollte er nicht einsehen, daß sie den Vorzug der Erstgeburt nur wo er rechtlich begründet ist, nicht aus Vorliebe für die Erstgeborenen, sondern aus Anhänglichkeit an das Recht, vertheidigen?

Es folgen nun noch in Herrn Dr. Bretschneider's Abhandlung allgemeine Empfehlungen des Gehorsams gegen die bestehenden Regierungen, und Ermahnungen an Prediger, keine politische Parthei zu ergreifen, sondern alle Partheien zur Gerechtigkeit u. s. w. aufzufordern. Aber was kann das Empfehlen des Gehorsams gegen die bestehenden Regierungen helfen, wenn diesen die Sanktion des Rechts entzogen, und an dessen Stelle der „Erfolg" gesetzt ist? Während Aufrührer am Umsturz der Obrigkeit arbeiten, was wird der Prediger des Gehorsams wirken, der ihnen vorhersagt, daß er, sobald sie ihr Werk vollbracht, denselben Gehorsam gegen die Aufrührer selbst empfehlen wird? Arbeitet er nicht mit am Werke der Revolution, wenn er den Felsengrund des Rechts unter dem Throne abtragen hilft, um diesen auf den Sandboden des augenblicklichen Besitzes zu stellen? Und wie kann der Prediger zur Gerechtigkeit ermahnen, wenn er lehrt, daß das Recht etwas bloß Menschliches, Gottes Wille aber und göttliches Recht lediglich aus dem Erfolg zu erkennen ist? Heißt das nicht alles Rechtsgefühl im Keime ersticken, die Gewissen verhärten und auf den glücklichen Aufruhr eine Prämie setzen?

Daß endlich bei solchen Irrlehren die wichtigsten Fragen über das Verhalten christlicher Prediger während politischer Umwälzungen nicht einmal richtig aufgestellt, geschweige gründlich beantwortet werden können, versteht sich von selbst. Viele solcher Fragen werden uns jetzt sehr nahe gelegt, z. B. was ein Prediger zu thun hat, von dem eine durch Aufruhr entstandene Regierung einen Eid der Treue, oder das Kirchengebet für die Obrigkeit fordert, — was 1831 in Polen vorkam, und in Frankreich, auch dem Vernehmen nach im Kanton Basel, noch jetzt vorkommt, — welchen Einfluß auf die Beantwortung dieser Frage ein etwa der vertriebenen Regierung geleisteter Eid, oder das kürzere oder längere, mehr oder minder ruhige Bestehen der durch Aufruhr eingesetzten Regierung, oder etwanige Bedenken des Predigers, ob nicht der Widerstand gegen die Obrigkeit rechtmäßig war, haben, — inwieweit Prediger die mit revolutionären Gesinnungen und Umtrieben verbundenen Sünden ausdrücklich und direkt strafen sollen, oder (was freilich sehr bedenklich ist), besonders bei vorherrschender großer Aufregung, um den Sturm der Leidenschaften nicht zu wecken, und um nicht durch ihre Amtsentsetzung und Vertreibung ihre Gemeinde aller, oder Alle aller christlichen Predigt zu berauben, sich auf ganz allgemeine Ermahnungen beschränken dürfen, eine Frage, die noch vor Kurzem die christlichen Prediger des in den Händen der Aufrührer befindlichen Theils des Kantons Basel beschäftigte u. s. w. Wir gehen darauf nicht weiter ein, weil dieser Aufsatz schon unter unseren Händen länger geworden, als wir beabsichtigten, und weil wir fähigere Männer, besonders christliche Prediger ersuchen möchten, sich über diese wichtigen Fragen, welche tief in die christlichen Lehren von dem Predigtamte und von der Obrigkeit hineinführen, in diesen Blättern auszusprechen.

Nachrichten.

(Die Nordamerikanische Einheimische Missionsgesellschaft.)

Der Bericht der Nordamerikanischen Einheimischen Missionsgesellschaft (Am. Home Missionary Society) vom vorigen Jahre, welcher letzten Herbst zu New York erschienen ist, enthält vieles Merkwürdige, was uns einen Blick in die große christliche Thätigkeit der Glaubigen jenes Landes thun läßt. Bekanntlich gibt es in Nordamerika keine fundirte Kirchen, und von Seiten des Staates geschieht nichts zu ihrer Gründung, Unterhaltung und zur Besoldung der Prediger. Nun müssen bei einem solchen Zustande der Dinge nothwendig immer eine große Anzahl von Gemeinden seyn, welche auch beim besten Willen wegen ihrer geringen Zahl außer Stande sind, Geistliche zu unterhalten; an anderen Orten muß die große Gleichgültigkeit, die durch Vermehrung der Bevölkerung nothwendig gewordene Anstellung derselben unmöglich machen. Aus diesem Bedürfniß ist die genannte Einheimische Missionsgesellschaft hervorgegangen, deren Zweck nach ihren Statuten ist, „Gemeinden, welche nicht im Stande sind, Prediger des Evangeliums zu unterhalten, zu diesem Zwecke zu unterstützen, und an Orte, die noch ganz verlassen sind, Prediger zu senden." Während wir in unserem Vaterlande in den letzten Jahren grade nicht wesentliche Fortschritte des Reiches Gottes, welche in die Augen fallen, wahrnehmen konnten, sehen unsere Amerikanischen Brüder die letzten Jahre, bis zu dem vorigen einschließlich, als Zeiten eines immer steigenden, in früheren Zeiten dort nie gekannten Segens an. „Das Jahr," sagt der Bericht, „von welchem wir jetzt der Gesellschaft Nachricht geben, steht in den Jahrbüchern der Weltgeschichte als höchst merkwürdig da. Es ist „„ein angenehmes Jahr des Herrn,"" und ein „„Tag der Rache unseres Gottes"" gewesen. Unser Staat sogar ist von inneren Kämpfen bewegt worden, die schon viele Kleingläubige seinen Untergang vor Augen sehen ließen, während die ältesten Staatsgebäude anderer Völker bis auf den Grund erschüttert worden sind. Auch die moralische Welt hat wichtige und entscheidende Schlachten gekämpft. Auf der einen Seite hat sich der Unglaube mit dem Römischen Aberglauben verbündet, um die Fortschritte des Heils der Menschen zurückzuhalten; auf der anderen ist der Glaube der Christen mehr als je auf Gottes Verheißungen gegründet worden; und das große Unternehmen, die ganze Welt der rechtmäßigen Herrschaft ihres Heilandes wieder zu unterwerfen, ist mit größerem Nachdruck, mit erweiterten Mitteln, und mit herrlicherem Erfolge, als je zuvor, betrieben worden. Während der Feind hereinbrach wie ein Waldstrom, hat der Herr sein Panier wider ihn erhoben. Das hat er gethan in den vermehrten Anstrengungen zur Bekehrung der ganzen Welt innerhalb der ganzen christlichen Kirche, ganz besonders aber in den neuen und außerordentlichen Beweisungen seiner Macht durch die großen Erweckungen in den christlichen Kirchen Nordamerika's. Nie haben diese Kirchen die Gegenwart und die segnende Liebe des Heilandes in solchem Maße erfahren; nie, wie wir glauben, seit der Apostel Zeiten, hat in irgend einem Lande das Werk des Heiles in einem so kurzen Zeitraume solche Fortschritte gemacht. Man kann rechnen, daß 2000 Gemeinden verschiedener Religionspartheien in den Vereinigten Staaten während des letzten Jahres mit Erweckungen begnadigt worden sind, in welchen nicht weniger als 100000 Menschenseelen wahrscheinlich sich zu ihrem Gott bekehrt haben. Welch eine Verherrlichung der göttlichen Weltregierung! Solch ein Zuwachs in dem Heere der Streiter Christi binnen einem Jahre in einem mäßig großen Staate ist ein mächtiges Mittel, welches, in Verbindung mit vielen anderen, Leben und Kraft allen christlichen Unternehmungen leihen, und unter Gottes Segen einen gewaltigen Fortschritt in dem Werke der Bekehrung der Welt bilden muß. Hier ist nun besonders fühlbar der Einfluß der Amerikanischen Einheimischen Missionsgesellschaft. Das Feld ihrer Thätigkeit ist bedeutend erweitert, die Zahl ihrer Missionare bedeutend vermehrt, und die Gesellschaft dadurch das Werkzeug zur Errettung vieler Menschen geworden. So ausgezeichnet sind in dieser Hinsicht ihre Erfolge gewesen, daß das Committee kein Bedenken trägt, das verflossene Jahr vorzugsweise „„das Jahr der Erweckungen"" zu nennen. Zeuge dieser Thätigkeit gewesen zu seyn, und jetzt vor Tausenden von Zuhörern zu stehen, um ihnen Bericht von einem solchen Jahre zu erstatten, das ist ein Vorrecht, was die seligsten Gefühle innigsten Dankes erweckt, den Glauben stärkt und die süßesten Hoffnungen der Freunde dieser so hoch begnadigten Gesellschaft wecken und nähren muß."

Aus den nun in dem Berichte folgenden Details ergibt sich, daß die Summe der von der Gesellschaft im verflossenen Jahre angestellten Missionare und Agenten 509 betrug; und die Anzahl der Gemeinden und Distrikte, denen sie Unterstützung gewährte, 745. Von den ersteren waren 351 zu Anfang des Jahres schon im Dienst der Gesellschaft und wurden meistens auf's Neue in Dienst genommen für dieses Jahr. Die übrigen 158 sind in diesem Jahre neu angestellt worden. Unter ihnen sind 347 als Pastoren in eigenen einzelnen Gemeinden angestellt; 131 theilen ihre Arbeit zwischen zwei bis drei Gemeinden, und 31, einschließlich die Agenten, sind in noch weiteren Distrikten gebraucht worden. „So haben im verflossenen Jahre wahrscheinlich die Missionare nicht weniger als 700000 Menschen das Evangelium gepredigt. Die Summe der Ausgabe der Gesellschaft im verflossenen Jahre betrug 52808 Dollars (zu 1 Rthlr. 12½ Sgr.), 5550 mehr als im vorigen Jahre. Diese Summe ergibt im Durchschnitt, nach Abzug einiger anderer Ausgaben, für jeden Missionar 103 Dollars. Aber die Zahl der angestellten Missionare, der unterstützten Gemeinden, und die Geldbeiträge, die zu diesen Zwecken aufgebracht worden, obwohl es Gegenstände hohen Interesses sind, bilden doch nur den geringsten Theil dessen, was uns zur Freude und zum Danke an diesem Jahresfeste auffordert. Das Committee weiß, daß die Gesellschaft lieber, als alles Andere, von den Erfolgen zu hören wünscht, welche durch ihre Anstrengungen erreicht worden sind, und die sie als eine Erhörung ihrer Gebete ansehen kann. In solchen Dingen läßt sich aber natürlich nicht mit völliger Genauigkeit sprechen. Könnten wir Alles berichten, was von der Arbeit unserer 509 Missionare in den 745 Gemeinden und Distrikten zu unseren Ohren gekommen, wir müßten gewiß mehr als einmal inne halten und sagen: „„Das ist vom Herrn und ein Wunder vor unseren Augen."" Aber die Länge, die Breite, die Höhe und die Tiefe dieser Arbeiten für die Ewigkeit würde auch dann unergründet, und unergründlich für endliche Geister bleiben. Nicht einer ist sicher unter den Missionaren der Gesellschaft, der im verflossenen Jahre nicht das Werkzeug geworden wäre, eine Sonntagsschule zu gründen; die meisten haben zwei bis zehn dieser gesegneten Anstalten in's Leben gerufen. Berichtet ist uns die Gründung und Unterhaltung von 544 Sonntagsschulen mit 19690 Schülern. Die Zahl aller Kinder und Erwachsenen, welche Erziehung und Unterricht unter der Fürsorge der Missionare empfingen, betrug etwa 30000. Auch Bibelklassen sind in fast allen Gemeinden, die wir unterstützt haben, gegründet worden; und viele Missionare haben von zwei bis zehn derselben unter ihrer unmittelbaren Leitung gehabt. Berichtet ist uns eine Zahl von 239, mit 3711 Theilnehmern. Diese Anstalten sind überall so verwachsen mit dem Missionswerk, und zur Bekehrung und Begnadigung Vieler so außerordentlich gesegnet worden, daß sie nicht weiter angepriesen zu werden brauchen; nur das fügen wir hinzu, daß noch in keinem Jahre seit dem Bestehen der Gesellschaft die gesegneten Erfolge derselben erfreulicher und herrlicher gewesen, als in dem verflossenen. Auch die Mäßigkeitsgesellschaften haben unsere Missionare befördert, und an vielen Orten mit solchem Erfolge, daß sich hoffen läßt, ihre wichtige Angelegenheit werde auf dem ganzen Felde unserer Thätigkeit die entscheidensten Siege feiern; 36402 Unterschriften zu der Verpflichtung gänzlicher Enthaltung von berauschenden Getränken, sind uns einberichtet worden; auf dem ganzen Arbeitsfelde dürfte ihre Zahl aber wohl auf 60000 steigen. Auch haben viele der Armen, denen die Gesellschaft Hülfe leistete, bereits für die heiligen Angelegenheiten der Bibel-, Traktat- und Missionsgesellschaften ihre Scherflein beigesteuert. So gedeihen unter der

Pflege unserer Missionare bereits viele Bäume der Gerechtigkeit, deren Früchte zur Speise und deren Blätter zur Arzenei dienen. Aber alles dies könnte man für bloße Vorbereitungen auf den eigentlichen Zweck der Gesellschaft halten; wir haben noch nichts berichtet von der Bekehrung von Menschenseelen, von der Errettung von Sündern; und in dieser unserer Gnadenzeit sehen die Gesellschaften doch immer unter dem Gebete der Christen und der Liebesthätigkeit der Gemeinden nach den herrlichen Wirkungen Gottes aus, auf die alle unsere Arbeiten zielen. Auch hierin kann nun das Committee von köstlicheren Segnungen berichten, als in irgend einem verflossenen Jahre. Aus 187 Gemeinden sind uns Erweckungen berichtet worden, in denen wir gegen 8000 Seelen rechnen, die sich bekehrt haben; 6126 von diesen sind bereits in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden. Möchten diese herrlichen Erfolge unsere lässigen Hände stärken; möchten die, welche bisher 10 Dollars beitrugen, sich hinsetzen und schreiben flugs zwanzig; und so die große Noth der vielen Gegenden stillen helfen, wo unsere Arbeiter wirken. Möchten Alle ihre Gaben mit ihrem Gebete begleiten, damit es von einigen unter uns heiße: „„Es sind einige von denen, welche hier stehen, die den Tod nicht schmecken werden, bis sie das Reich Gottes kommen sehen.““

(Zur Kenntniß des religiösen Zustandes von England.)

Ein Italiener, welcher wegen demagogischer Umtriebe sein Vaterland verlassen und in England seinen Sitz aufschlagen mußte, Graf Pecchio, hat in Lugano 1831 unter dem Titel: Osservazioni semiserie di un Esule, seine Reisebemerkungen herausgegeben. Die Grundsätze des Mannes in religiöser Beziehung sind, wie man es von einem Manne seines Schlages nicht anders erwarten kann, leicht und dem Bekenntniß nach deistisch. Merkwürdig ist nur und ein großartiges Zeugniß für das, was England in religiöser Beziehung selbst jetzt noch ist, wo doch so mancherlei Mächte angefangen haben, den alten Glaubensgrund zu untergraben, folgendes Geständniß des in der Römischen Kirche geborenen Grafen. „Euch," sagt er an einer Stelle, „die ihr auf die Insel kommt, voll und entzückt von allen Witzworten des Continents über religiöse Dinge, muß ich sagen, daß das Englische Volk intolerant ist gegen Atheisten, Deisten und überhaupt gegen irreligiöse Charaktere. Nicht daß sie solche Leute jetzt noch in's Gefangniß würfen oder verbrennten, aber sie fühlen einen Abscheu vor dem Unglauben oder affektiren wenigstens ihn zu fühlen und geben einen Widerwillen auch gegen den geringsten Spott zu erkennen, der auf Unkosten der Religion gewagt wird. Was man in Italien wagen würde vor einem Erzbischof und in Spanien vor einem Vater der Inquisition zu sagen, würde in England nicht geduldet werden, selbst nachdem man ein Paar Flaschen Portwein geleert hätte. So groß ist die Verachtung der Engländer gegen Ungläubige, daß sie beinahe dem Römischen Interdikt von Feuer und Wasser gleich kommt; sie ist mehr als der papstliche Bann, denn die öffentliche Meinung gibt ihr Gewicht. Ich glaube aussprechen zu dürfen, daß Voltaire in Spanien mehr gelesen wird, als in den drei Großbritannischen Reichen." Zu diesem merkwürdigen Geständniß fügt das Quarterly-Review vom Oktober 1832 S. 727. hinzu: „Da Wenige glauben werden, daß eine ganze Nation in Bezug auf eine solche Angelegenheit sich zur Heuchelei vereinigen sollte, so danken wir dem Grafen Pecchio für die Mittheilung dieses Ergebnisses seiner Bemerkungen. Nach seiner Meinung ist es nicht eine Empfehlung; aber wir sehen es als einen der starksten Beweise zu Gunsten des Protestantismus und der religiösen Duldung an, der nur hätte ausgesprochen werden können, da er von einem Manne aus der Klasse von Leuten kommt, welche gewöhnlich einen solchen Widerwillen gegen Religion haben, daß sie selbst auf die Kirchthürme eines Landes nicht ohne Widerwillen den Blick werfen können."

Je größer die Theilnahme ist, mit welcher jene Zeitschrift, an deren Herausgabe die vornehmsten und geistreichsten Manner der aristokratisch-hochkirchlichen Parthei arbeiten, die wenn auch etwas unanständigen, aber doch anspruchslosen und ehrlichen Bemerkungen dieses Italienischen Grafen über England mittheilt, desto schneidender ist das Urtheil, welches eine andere in unserem Vaterlande hochberühmte Reisebeschreibung eines Deutschen Fürsten in dieser Zeitschrift erfahren hat, wir meinen die Briefe eines Verstorbenen von dem Fürsten Pückler-Muskau. Ist ein Deutscher Leser über den moralisch-religiösen Leichtsinn, welcher durch jenes Werk hindurchgeht, in gerechtem Unwillen entbrannt und in gerechten Zorn gerathen über die unbegrenzten Lobeserhebungen, welche — wie es freilich von einem Werke, das Göthe zum Vorredner hatte, nicht anders zu erwarten stand — unter unserem vornehmen Publikum und in unseren Zeitschriften ihm gespendet worden sind, so fühlt man sich einigermaßen getröstet, daß doch noch irgend ein Land in Europa existirt, wo auch die vornehme und gebildete Welt an Werke solcher Art noch einen anderen Maaßstab als einen bloß ästhetischen anlegt. Ist es eine moralische Schmach für unsere Nation, daß sie, wenn ihr größter Dichter ihr seine Liebschaften, Stadt- und Landabentheuer mit dem schönen Geschlecht, und zwar aus allerlei Klassen desselben, mittheilt, seiner Botschaft wie einem Evangelium lauschen kann, und so denn auch den zweideutigen Abentheuern seines von ihm in das Publikum eingeführten Geistesgenossen, so ist es ein Trost, noch in irgend einem anderen Protestantischen Lande eine vornehme Welt zu finden, welche solche Dinge mit dem rechten Namen benennt, und ohne durch den Namen eines Göthe sich blenden zu lassen, auch solche Erscheinungen nach der ewigen Richtschnur des Wortes Gottes richtet.

(Genf. Vorlesungen der theologischen Schule für das Sommer-Semester 1833.)

Herr Galland: Pastoraltheologie, nebst praktischen Uebungen. Dreistündig.

Herr Gaussen: System der biblischen Theologie. Erster Theil. Zweistündig.

Herr Hävernick: 1) Erklärung der Psalmen. Dreistündig. 2) Einzelne Theile der Hebräischen Sprachlehre. Einstündig. 3) Arabische Sprache, privatissime.

Herr Merle: 1) Kirchengeschichte, dritter Theil, vom Jahre 600 bis zur Reformation. Fünfstündig. 2) Kirchengeschichtliche Uebungen. Zweistündig.

Herr Steiger: 1) Erklärung des Evangelium Johannis. Vierstündig. 2) Griechische Syntax, zweite Hälfte. Zweistündig.

Die als Zöglinge eintretenden Studirenden sind zum Besuch aller Vorlesungen verpflichtet (wo nicht ausdrücklich eine Ausnahme gestattet wird); und eben so zur Ablegung des jährlichen Examens, widrigenfalls keine Studienzeugnisse ausgestellt werden. Die Aufnahme geschieht nur auf beigebrachtes Maturitätszeugniß, oder nach Ablegung eines Eintrittsexamens. Zur Erhaltung von Stipendien ist außerdem erforderlich, daß der Studirende persönlich sich auf's Vortheilhafteste empfehle.

Das jährliche Haupteramen wird zu Ostern, am Schlusse der Wintervorlesungen, abgehalten. Der Form nach ist es schriftlich, und dauert drei Tage. Es erstreckt sich über die Vorlesungen des vergangenen Schuljahrs. Am Ende des Sommer-Semesters dagegen findet bloß ein mündliches Examen statt, das bloß als Vorbereitung auf das große Examen anzusehen ist.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 1. Mai. № 35.

Mittheilungen über Frankreich in Briefen an den Herausgeber.

Erster Brief: Leben und Litteratur.

Ich hatte mir schon länger vorgenommen, Ihnen einige Wahrnehmungen und Betrachtungen über den gegenwärtigen moralisch-religiösen Zustand des Katholischen Frankreichs, d. h. des herrschenden, mitzutheilen. Das Feld ist gewiß interessant, wenn es auch viel Abstoßendes dem Blicke darbietet; es zu kennen, ist wichtig, wäre es auch nur, um sich vor den falschen Ansichten zu bewahren, die oft geflissentlich in Umlauf gesetzt werden. Ich bedaure also nur, daß meine Bemerkungen bei weitem zu wenig umfassend und durchdringend seyn werden.

Das Katholische Frankreich nannte ich das herrschende, im Gegensatz zum Protestantischen, denn man darf sich nicht verbergen, daß letzteres wirklich gar keinen sichtbaren Einfluß ausübt, der im Großen und Allgemeinen in Anschlag käme. Dies Verhältniß ist natürlich; nicht etwa wegen der arithmetischen Disproportion, sondern aus tieferen Ursachen. Die Protestanten werden von der Feuerkraft ihrer Mitbürger, oder vielmehr ihrer Hauptstädter, mit fortgerissen und folgen dem unruhigen Meteor als ein wahrer politischer und litterarischer Kometenschweif so gut wie die übrigen Leute aus der Provinz, weil sie das Princip ihrer Selbstständigkeit, ihre Theologie, verloren haben. Es geht ihnen hierin wie den Juden unter den Römern. Ihre Münze trägt das Bild Cäsars. Seither sind sie dieselbe auch dem schuldig, dessen Stempel sie trägt, der Königin des Tages, der öffentlichen Meinung von Paris. Der Rede aber ging's natürlich nicht besser als den Begriffen. Jene klassisch-kräftige Sprache, die von Kennern an Calvin's Französischen Werken fast eben so sehr gerühmt wird, als an seinen Lateinischen; jene rauhe, aber volksmäßige Sprache der Prediger in der Wüste; jene begriffsreiche, gewaltige Rede der schonungslosen Polemik; sie alle mußten dem abgeschliffenen, künstlich verzierten Wesen der neueren Rhetorik, dem leichten, funkelnden Style der Schöngeister weichen, sobald es einmal den Männern des Worts, den Theologen, gefallen hatte, mit der Ehre bei Menschen Buhlerei zu treiben. Wie schnell wurden sie da aber nicht von dem raschen, vielgeschäftigen, immerfort sich erneuernden Schwarm der Pariser Litteratoren überflügelt, in welche Bedeutungslosigkeit sanken sie nicht zurück, sie, die nicht aus den wahren Bildungsschulen Frankreichs, den reichen, lebendigen Salons hervorgingen; denen nicht die hundert Schwingen der lüsternen Phantasie, des ausgelassenen Witzes, der ungemessenen Tadelsucht, der zügellosen Leidenschaften zu Gebote standen; die sich nicht durch Intriguen und Komplotte am Hof und in den Bureaus der Oppositionsjournale, an der Akademie und in den Soirées, in den Theatern und zwischen den Coulissen aufzuhelfen wußten! Denn so schwach in allen diesen Dingen der verweltlichte Protestantismus war, so stark und erfahren war darin von jeher die Katholische Welt.

In dieser unterscheiden sich, wie bekannt, die beiden Elemente des Aberglaubens und Unglaubens, und haben sich nun auch in der letzten Zeit mehr als je geschieden. Darüber darf man aber nicht den gemeinschaftlichen Boden aus dem Auge verlieren, das große Substrat frivoler Unsittlichkeit; ein fruchtbarer Boden, der bereits den Fürsten und Priestern für den Fleiß, mit dem sie ihn bearbeitet und gedüngt, seine blutige Erndte abgetragen hat, und sie eben so dem ganzen Volke noch abträgt, für die freudige Bereitwilligkeit, mit der es an allen Sünden des Adels und der Geistlichkeit theilnahm, sie nachahmte oder doch mit Kitzel bewunderte und sich erzählte, so lange sie nicht etwa zu sehr dem eigenen Interesse quer in's Spiel kamen.

Lassen Sie mich darauf etwas eingehen, insofern es noch jetzt unmittelbar sich dem Auge darbietet. Ich meine die noch immer zu häufig erscheinenden Mémoires aus der Zeit der Regentschaft, Louis XV. und XIV. Inwiefern dieselben ächt oder erdichtet sind, thut hier wenig zur Sache; letzteres ist für den Historiker der Vergangenheit fatal, für die Gegenwart aber nur um so charakteristischer. Daß der Grund des Gemäldes, das sich hier der Mitwelt entrollt, wahr sey, vermag auch Nie-

mand zu läugnen. Aber was sind es nun für Bilder, die man so öffentlich ausstellt, und die, welch großem Theile des Französischen Volkes zur wahren Augenweide dienen! Die Hauptsumma ist im ersten Capitel des Römerbriefes zu finden. Verlangte aber ein Deutscher Schulmann das Genauere zu kennen, so glaube ich nicht zu übertreiben, wenn ich ihn an den Petronius verweise. Und das ist nun ein Haupttheil der historischen Studien jener großen, räsonnirenden Menge, und sie freut sich, daraus sowohl Haß gegen die alten Sünder, die Bourbonen und ihr Hofgesindel, zu schöpfen, als Neid, daß sie selbst nicht so schwelgen konnte, sondern nur im Kleinen nachahmen darf, bis die Zeit der völligen Gleichheit wieder anbricht. Wüßten doch die Großen der Erde, was ihr Beispiel bei Freunden und Feinden wirkt!

Da sind denn nun auch die Anhänger der Legitimität in großer Verlegenheit, oder vielmehr sie wären darin, wenn man überhaupt auf diesen Punkt einginge. Nun aber loben sie ihre Parthei, wie jede andere Parthei thut, ganz in's Blinde hinein, malen das Glück der Vorzeit in den herrlichsten Farben und bedenken nicht, oder beklagen's doch nicht, daß grade die Vorzeit den Grund zu dem gegenwärtigen Unglück legte; daß die Religion, deren Umsturz sie bejammern, grade in der Fülle ihrer Kraft sich auf's Innigste mit dem Laster vermählt hatte; daß Pfaffen und Buhlerinnen sich verbunden, um in einer und derselben Zeit den Lüsten des Königs zu fröhnen und die Protestanten dem Schlachtschwerdte zu überliefern.

Daher machen sich auch diese Legitimisten weiter kein Bedenken daraus, der menschlichen Natur in Allem zu schmeicheln, was nicht direkt gegen das Princip vom Ansehn des Königs und der Geistlichkeit anläuft. Die Rückkehr der Religion fordern sie als nothwendig; die Rückkehr zu Gott fällt ihnen aber mit der Rückkunft Heinrich's V. zusammen. Daß, ich will nicht sagen das Herz, — daß nur die Sitten geändert werden müssen, das fällt Keinem ein auch nur auszusprechen. Auf die Französischen Nationalfehler insbesondere wird keine tadelnde Rücksicht genommen, der Eitelkeit des großen Volkes aber nach Convenienz geschmeichelt, und seine Eroberungsgier mit Aussichten gekitzelt. Die Gazette de France gibt ihren Abonnenten nicht minder als die anderen Blätter, lange und sorgfältige Theaterberichte, Auszüge (Analysen) von Schauspielen und Opern, oder auch von Romanen, in denen nicht nur aller Sittlichkeit, in denen auch dem Himmel und der Hölle Hohn gesprochen wird.

Gegenüber diesen vereisten Seelen, die mit Mühe noch wenigstens die Würde des Anscheins behaupten, haben wir bekanntlich ein überlebtes Geschlecht anderer Art, das an seiner Hypersthenie zu Grunde ging, aber doch mit wehmüthigem Stolze auf seine „Väter, die Riesen," zurückschaut, die Riesen von 1789! Erstreckt sich aber von einem Ende zum andern derselbe Grund und Boden, so müssen wohl auch die mittleren Partheien, mit wenig Ausnahmen, darauf stehen, und finden wir die Extremitäten so abgeschwächt, so sind wir sicher, in der Mitte des Feldes, wie in einer Libyschen Wüste, seltsame Mißgeschöpfe und Ungeheuer zu treffen.

Die Römische Kaiserzeit mag wieder, auch in Bezug auf Religion und Philosophie, zur besten Vergleichung dienen. Neue Sekten entstehen und vergehen; so die St. Simonisten mit ihren Unter- und Abarten, die Französische Kirche, der Herr Chatel bereits ungetreu geworden, um einem anderen Orden ein Kleid — zu stehlen. Alte Sekten tauchen auf und wohl auch wieder unter; so die Tempelherren mit Mantel und Schwerdt, deren pompöse Einweihungsfeier Sie bereits durch die Schilderungen in den Zeitungen kennen werden, so wie die Geschichte, ihre Statuten und rationalistischen Lehrsätze durch Theiner's Bericht in der Kathol. theol. Quartalschrift von Tübingen. Was es mit ihren moralischen Ansichten auf sich hat, weiß ich nicht. Die der St. Simonisten aber, so sehr man den darin durchgeführten Materialismus verschreit, sind eigentlich nichts Anderes, als die herrschenden Ansichten und Grundsätze in ein System gebracht.

Das eigentliche Mitteltreffen, das corps de bataille der Französischen Stimmführer, bilden jene mehr im Geleise des ordentlichen Weltlebens bleibenden Schriftsteller, denen die compacte Masse des wohlhabenden Publikums den Rücken deckt. Geld und Fleischeslust sind die Inschriften ihrer Fahnen; die Hebel der Gesellschaft. Möglichst schnell ein bedeutendes Vermögen zusammenzuraffen, um sich dann mit allen sinnlichen Bequemlichkeiten zu umgeben, ist das allgemeine Ziel. Denen, die es erreicht haben, die Lust daran zu erhöhen, und denen, die noch nicht so weit gekommen, wenigstens den imaginären Genuß zu verschaffen, das besondere Ziel der Belletristen.

Es gibt wirklich kaum etwas Abschreckenderes, als das Bild, das diese Schriftsteller von dem Leben der Gesellschaft, besonders der höheren Klassen, und auch von ihrem eigenen, oft ohne es zu wollen, entwerfen. Wiefern z. B. das ekelerregende Gemälde einer nächtlichen Orgie, durch welche die Stiftung eines neuen politischen Journals gefeiert wurde, bei Balzac übertrieben sey, braucht man nicht abzumessen. Es muß schon weit gekommen seyn, wenn man solche Scenen auch nur als wahr bieten darf. Wer aber aus Einzelnem auf das Ganze schließen kann, findet überall Bruchstücke genug, die zu ähnlichen Schlüssen berechtigen, und es ist bekannt, daß die Republikaner und überhaupt diejenigen, die über den Nothstand des Volkes klagen, im Allgemeinen deswegen nicht minder in Luxus und Ausschweifungen aller Art mit den Wüstlingen des verrufensten Zeitalters wetteifern, wenigstens nachdem sie sich durch ihr politisches Treiben oder Journalschreiben dazu hinlänglich in Stand gesetzt haben.

Die Gesellschaft ist jetzt allerdings in demjenigen unbehaglichen Zustande allgemeiner Abspannung, der auf Unmäßigkeiten und Raserein auch beim Individuum zu folgen pflegt, zumal wenn fieberische Hoffnungen, die einzig noch Kraft verliehen, immer mehr dem ertödtenden Anblicke einer traurigen, öden Realität Platz machen mußten. Daß selbst die Politik sie kalt läßt, oder gar lau, ist bei den Franzosen das sicherste Zeichen. Daher kommen aber ebenfalls jene einzelnen Kraftversuche, sich aufzuschütteln und irgend einen entschiedenen Geschmack hervorzurufen, wäre es auch am Gräßlichen oder Gemeinen. Aehnliches kennen wir freilich in Deutschland ebenfalls. Aber überboten hat man uns diesmal. So möchte an roher Unzüchtigkeit wohl nicht leicht ein Deutsches Bühnenstück demjenigen des berühmten Victor Hugo gleichkommen, dessen Verbot (für's Theater) so viel Lärm erregte. Ein Roman, dessen Beurtheilung ich in einem angesehenen Pariser Blatte las, stellt sich neben Göthe's Wahlverwandtschaften. Aber diese Französische Verherrlichung des Ehebruchs ist — von einer Frau geschrieben! Und was hat man sich zu verwundern, fragt der Kritiker, der dies versichert, daß der Ehebruch so allgemein wird? Die Männer unserer

Zeit heirathen lediglich mit Bezugnahme auf die Glücksumstände, und erhandeln sich ein blutjunges Mädchen, nachdem sie erst alle Lüste genossen und das gehörige Kapital zusammengebracht haben, ein glänzendes Haus zu halten. Einen zweiten Grund, wie sie selbst die Verderber ihrer Frauen werden, den ein anderer, ebenfalls Französischer Schriftsteller angibt, wage ich hier nicht anzudeuten. — Der Atrocités (Grausamkeiten) hingegen scheint man zwar allmählig satt zu werden, indeß piquiren sich doch viele Schriftsteller noch fortwährend, recht „schwarzgallicht," lebensüberdrüssig, tiefsinnig und „misophilanthropisch" zu erscheinen. Daher in den Romanen, wie in der Wirklichkeit, als würdiges Ende des Heldenlebens der Selbstmord sehr häufig ist.

Die Leichtfertigkeit, bisweilen schwach mit etwas Satyre versetzt, ohne Tendenz, aber mit Spuren von Ueberdruß in ihrer Unstätheit, mag in Janin ihren sonst talentvollen Vertreter haben; dieselbe Französische Leichtfertigkeit, aber Bonapartisch ausgetrocknet, durch republikanischen Haß erhitzt, in gut Französischer Prosa, und nichts destoweniger versificirt in Oden, Volkslieder und Gassenhauer, ist mit dem Namen Beranger ausgedrückt.

Von etwas Besserem wüßte ich kaum zu reden. Daß man über das Universitätswesen schreibt und höhere Schulplane macht, während das Volk sein ABC nicht kennt, und auch unter den höheren Klassen, wer sich nicht der Polytechnik widmet, wirklich nicht höher zu studiren gedenkt als bis zum Virgil? Oder daß man Aufsätze über Hegel und Schelling in die Journale rückt, und selbst ein ganzes Buch von Fichte übersetzt, mit der Versicherung in der Vorrede, man wisse wohl, daß es fast Niemand lesen werde? Oder daß ein talentvoller Belletrist, wie Drouineau, Moral und Gottesliebe unter dem Namen des neuen, philosophischen Christenthums predigt, d. h. in hübsch geschriebenen Romanen, woraus man nur erfährt, daß er weder Protestantisch noch Katholisch denkt, aber Tugend und Unsterblichkeit glaubt? Doch ist dies Letztere allerdings noch ein Fortschritt, wenn es auch Andere grade nicht mit fortreißen wird.

Eine achtungswerthe Erscheinung, die streng Katholische Revue Européenne, würde ich hier nicht übergehen, hätte ich diesmal Zeit, mich länger bei ihr aufzuhalten. Ihre Redaction hat neulich eine Subscription eröffnet, um junge Franzosen in Deutschland ihre Studien vollenden zu lassen, damit sie dereinst auf wissenschaftlichem Felde der „guten Sache" ihre Dienste leisten können. Auch enthält das Blatt (neben anderen geistreichen und trefflich geschriebenen Artikeln) bereits ausgezeichnete Correspondenzen aus Berlin und München, an welchem letzteren Orte gegenwärtig sechs Französische Jünglinge studiren. Was ihnen in Deutschland außer den Fortschritten, dem Einfluß und allgemeinen Ansehn der Wissenschaft, besonders aufgefallen zu seyn scheint, waren einerseits die Spuren von alter Religiosität und Sittlichkeit, andererseits die Frechheit des Rationalismus, den sie zur Zeit der Hallischen Streitsache in Berlin beobachteten. „Ist es nicht furchtbar (schreibt der Eine) sich zu denken, wie viele Tausende der Protestantischen Prediger in Deutschland sich jetzt des Meineids schuldig bekennen?"

Doch so sehr auch diese Bemühungen eines besseren Katholicismus dem Unglauben gegenüber zu achten sind, so kann man doch, wenn man sie gegen den letzteren abmißt und so ihre völlige Ohnmacht erkennt, nicht begreifen, wie eine Deutsche Zeitschrift

sagen konnte, daß, wo sich jetzt wieder in Frankreich religiöse Thätigkeit zeige, dies innerhalb der Katholischen Kirche geschehe, da die Protestantische ganz todt sey. Das Gegentheil dieser Behauptung ist Jedem klar, der weiß, was in der Protestantischen Kirche vorgeht. ††

Aus dem Leben eines Juristen.

Jedes Menschenleben ist voll von Wundern der Macht, Weisheit und Barmherzigkeit Gottes. Dich und mich führt er mit treuen Vaterhänden, alle seine Führungen aber haben den Zweck, uns zu seinem eingeborenen Sohne erst hinzuziehen oder fester mit demselben zu verbinden, und erst dann, wenn wir zur Erkenntniß der Offenbarung Gottes im Fleische gekommen und durch die Gemeinschaft mit Christo zur Kindschaft bei Gott gelangt sind, glauben wir mit unerschütterlicher Festigkeit, daß alle Haare auf unserem Haupte gezählt und die Wege unseres Gottes mit uns lauter Segen sind. Dann erst haben wir das rechte Licht über unser vergangenes Leben, daß wir darin die Fußstapfen des Herrn mit voller Gewißheit auch in solchen Dingen erkennen, die vorher uns zufällig und unbedeutend schienen.

Diese Gedanken drängten sich uns bei dem Lesen einer handschriftlichen Autobiographie auf, aus der wir hier Einiges mittheilen wollen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Naumburg an der Saale der Stiftsamtmann Gottlieb August Meßdorf, geb. 1728 gest. 1799, ein ernster und tüchtiger Mann, der sein Amt mit großer Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit verwaltete. Er hatte sich ursprünglich für die akademische Laufbahn bestimmt, aber um seiner Familie zu dienen, ließ er sich zur Uebernahme des von seinem Vater verwalteten Stiftsamts Naumburg bewegen, das er im Jahre 1765 antrat. Außer der Jurisprudenz beschäftigte ihn auch die Mathematik, wodurch er mit Bose in Wittenberg, Euler in Berlin und Kästner in Göttingen in Bekanntschaft kam. Er wurde Mitarbeiter an den Leipziger Actis Eruditorum, in denen sich mehrere Abhandlungen von ihm finden (z. B. Tractatio catoptrico-dioptrica 1749. Theoria orbitae lunaris 1757), die von bedeutenden Kenntnissen und Nachdenken zeugen. Wie ihn aber der Herr zu der Erkenntniß, die allein selig machen kann, geführt und zu sich gezogen habe, das erzählt er in seiner Autobiographie, die sich handschriftlich im Besitze einer Seitenlinie seiner Familie befindet, folgendermaßen:

„Ihm zum Preise muß ich noch hinzusetzen, wie er mich auf mancherlei Weise zu sich gezogen habe. Schon von meinen ersten Jahren an war ich zum fleißigen Bibellesen angehalten worden, und dies that ich auch viel lieber als das Lernen im Katechismus und anderen dergleichen Büchern. Ja, ich brauchte jene zur Erlernung der Sprachen, indem ich sie bald Deutsch, bald Lateinisch, bald Griechisch, bald Französisch, bald Englisch las. Denn in allen diesen Sprachen hatte mir mein Vater die Bibel gekauft. Dieses machte mich nicht nur mit ihrem Inhalte bekannter, als Mancher von meines gleichen, sondern auch begierig, mich in dem Zusammenhange derselben durch Lesung anderer einschlagender Schriften, insonderheit des Prideaux,

zu unterrichten. Im Jahre 1742 am 9. Mai verfiel ich in eine Krankheit, bei der ich weder Tag noch Nacht Ruhe hatte. — In der Nacht vor dem ersten Pfingstfeiertage, welcher damals den 13. Mai fiel, hatte sich die Krankheit gebrochen, und mir einige Stunden Schlaf verschaffet. Aus diesem wurde ich durch Musik mit Trompeten und Pauken erweckt, welche früh um drei Uhr vom Thurme sich hören ließen. Dieses erinnerte mich an das Pfingstfest, und wie Gott an demselbigen den heiligen Geist über die Apostel ausgegossen, auch versprochen habe, solchen denenjenigen zu geben, die ihn darum bitten würden. Dieses that ich denn mit ganzem Ernste, und jemehr ich von dem Stolze entfernt bin, mein nachheriges Glück meinem eigenen Verdienste und etwanigen natürlichen Einsichten zuzuschreiben, je mehr halte ich mich versichert, daß ich damals nicht unerhört geblieben, vielmehr dieses der Anfang zu meiner nachherigen Leitung und Führung gewesen sey. Inzwischen hatten doch meine Universitätsjahre*) einen Nebel darüber gezogen. Die Philosophie, selbst die beste, ist überaus geschickt, einem Anfänger unvermerkt das Vorurtheil beizubringen, daß man vermittelst derselben Alles begreifen könne, folglich alles Unbegreifliche falsch seyn müsse. Wie viele Unbegreiflichkeiten fanden sich aber in der Bibel? Diese wurde daher als ein Buch, dessen Werth oder Unwerth noch unentschieden sey, bei Seite gelegt, und ich kam, ohne es selbst zu wissen, als ein Deist von der Akademie zurück. Mein Vater, der dieses bald merkte, gab mir den Origenem contra Celsum zu lesen.

Allein dieses Buch that bei mir grade die entgegengesetzte Wirkung, weil ich die Schwäche seiner meisten Gründe übersah oder doch zu übersehen mir einbildete, daraus aber den Schluß machte, daß man keine besseren haben müsse, weil man sie sonst angeführt haben würde. Freilich hätte ich bedenken sollen, daß die Schuld nicht eben schlechterdings in der Sache liegen müsse, sondern wenigstens eben so gut an ihrem Vertheidiger liegen könne. Allein man denkt nun so, wenn man jung ist. Weit bessere Gelegenheit gaben mir Lucian's Satyren, über die Theologie der Heiden nachzudenken. Dieser scharfdenkende Schriftsteller war zwar vermögend, das Eitle und Ungereimte derselben zu erkennen, aber sein Scharfsinn reichte gleichwohl nicht zu, die Wahrheit zu entdecken. Seine Vernunft fiel vielmehr auf den entgegengesetzten Fehler, über die Gottheit, ihre Macht und Vorsehung selbst zu spotten. Wie kam es also, daß die Vernunft der so weisen Griechen und Römer das nicht zu entdecken vermochte, was Moses schon sechzehnhundert Jahre vorher sein Volk gelehrt hatte, wenn seine Erkenntniß eine bloße Erfindung menschlicher Vernunft war? In diesen Gedanken wurde ich noch mehr durch Skelton's offenbarte Deisterei bestärkt. Dieses Buch, welches mir mein Vater gab, fing ich zwar nur in der Absicht zu lesen an, die Schlußfehler aufzusuchen, die er meiner Meinung nach begangen haben möchte. Allein ich ward gar bald überführt, daß es eine weit männlichere Philosophie gab, als der Wortkram, den ich auf Universitäten gelernt hatte. Auch Leibnitzen's Theodicee überzeugte mich davon. Gleichwohl blieb ich immer noch sehr schwankend, ob ich die Offenbarung verwerfen, oder behalten sollte, so daß ich endlich ziemlich gleichgültig gegen Gott wurde, und nur wenig an ihn dachte.

Allein am 22. Februar 1760 wurde mein Vater unter dem ganz ungegründeten Vorwande, als ob er die ausgeschriebenen feindlichen Contributionen zurückgehalten hätte, nicht nur um 200 Thaler bestraft, sondern auch gefangen nach Zeitz abgeführt. Die Sorge, die wir darüber hatten, wurde noch dadurch vermehrt, daß während seiner Abwesenheit sein beträchtlicher Getreidevorrath wegfouragirt wurde. Diese und noch verschiedene andere unangenehme Ereignisse, deren Ausgang man gar nicht übersehen konnte, hatten mich schon genugsam niedergeschlagen, als ich am 23. März besagten Jahres Abends die Nachricht erhielt, daß mein Vater bei damaliger noch kalter Witterung in eine ungeheizte Stube auf das Schloß zu Zeitz ohne Licht und Bette bei Wasser und Brodt gebracht worden und zu befürchten sey, er, als ein zwei und siebzigjähriger Greis, werde darüber sein Leben einbüßen. Da dieses in aller Betrachtung den Ruin seiner ganzen Familie nach sich gezogen haben würde, so läßt sich unser Schrecken über diese Nachricht eher gedenken als beschreiben. Wir waren dergestalt betäubt, daß wir gänzlich unfähig waren, das geringste Mittel auszusinnen. Ich ging zwar, auf Geheiß meiner Mutter, die sich gar nicht fassen konnte, auf's Rathhaus, wo sich der Rath mit einigen Deputirten der Stiftsstände unter Lichtbrennen versammelt hatten, um zu versuchen, ob von letzteren einiger Rath oder Hülfe zu erlangen seyn möchte. Allein die Antwort war, daß sich wider feindliche Gewalt kein Mittel brauchen ließe, sondern das Beste wäre, die Sache gehen zu lassen, wie sie ginge; wären doch Andere auch nicht umgekommen. Mit diesem Troste ging ich ganz sachte nach Hause. Als ich aber unterweges gegen den gestirnten Himmel aufsahe, konnte ich mich in meinem Herzen der Worte nicht erwehren:

> Herr Jesu, durch dessen Kraft alles dieses geschaffen worden seyn soll, und der du gesagt hast, daß ohne deines Vaters Willen kein Haar von unserem Haupte auf die Erde fallen soll, bist du der Sohn Gottes, so bringe mir meinen Vater gesund und wohlbehalten zurück. Dies soll mir ein Zeichen seyn, ob deine Religion die wahre sey oder nicht."

(Schluß folgt.)

*) Er bezog Michaelis 1745, kaum 17½ Jahr alt, die Universität Jena, wo er bei dem nachherigen Abt Schubert Logik und Metaphysik hörte, Naturrecht aber bei Darjes, der ihn aber nicht befriedigte. Später ging er auch nach Leipzig.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 4. Mai. № 36.

Die Lehre der ältesten christlichen Kirche vom Tode Jesu mit Beziehung auf die Schrift:

Die Lehre der Kirche vom Tode Jesu in den ersten drei Jahrhunderten u. s. w., dargestellt von K. Bähr, Evangelischem Pfarrer zu Eichstetten im Badischen Oberlande. (Sulzbach bei Seidel, 1832. VIII und 184 S. 8.)

Die Polemik mit einem unserer Brüder, zu der sich die Ev. K. Z. wieder einmal genöthigt sieht, geht auch dieses Mal nur aus dieser moralischen Nöthigung hervor. Doch haben wir in gegenwärtigem Falle auch die Hoffnung, daß der Verfasser selbst mit seinen Freunden davon überzeugt seyn, uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, und nicht, wie sonst wohl geschah, verkennen wird, daß Angriffe auf eine Grundlehre unseres Evangelischen Kirchenglaubens Vertheidigungen von Seiten derer hervorrufen müssen, die nicht nur dem Scheine nach, sondern von Herzen dem symbolischen Lehrbegriffe zugethan sind.

Der Zweck vorliegender Schrift wird von dem Verf. selbst dahin angegeben: 1) zu zeigen, was die alte Kirche vom Tode Jesu gelehrt habe, und 2) darzuthun, daß sie nicht die Lehre von einer Genugthuung für unsere Sünden und folglich an unserer Statt (satisfactio vicaria) vorgetragen oder auch nur gekannt habe. In einer zweiten Schrift will dann der Verf. die Lehre der Bibel selbst darstellen, und zwar in derselben doppelten Absicht. Einstweilen begnügt er sich, Thesen darüber aufzustellen, mit denen er dann die Lehre der Väter zusammenhält. Für dies Verfahren müssen wir ihm danken, da es uns wichtig ist, seine eigene Ansicht zu kennen; eben so danken wir ihm für die Darstellung der Kirchenlehre, S. 4 und 5., denn sie ist richtiger als sie sonst von ihren Gegnern gegeben zu werden pflegt. Wir halten uns also bei der letzteren nicht auf, sondern beginnen gleich mit den eigenen Lehrsätzen des Verf., nicht um sie ausführlich zu prüfen, denn hiefür ist billiger Weise erst seine andere Schrift abzuwarten, sondern um in ihnen dasjenige zu unterscheiden, was wir zugeben und was wir läugnen; was nicht nur mit dem Lehrbegriff der Kirche verträglich, sondern sogar darin enthalten ist, und was nicht nur damit keineswegs nothwendig zusammenhängt, sondern, genau betrachtet, selbst widerstreitet. Wenn uns nämlich nicht Alles täuscht, so entbehrt die Lehre des Verf. der gehörigen Klarheit, des innern, nothwendigen Zusammenhangs; und wenn ihm auch die objektive Darstellung der kirchlichen Lehre gelungen ist, so enthalten doch diese Sätze schon deutliche Spuren, daß er subjektiv nie in dieselbe eingedrungen war, wie denn auch das Buch selbst Beweise über Beweise von Mißverständnissen durch die stets wiederkehrenden Mißgriffe in der Argumentation darbietet. Wir wünschten aber vor Allem und von ganzem Herzen, daß dem Verf. selbst und allen unseren Lesern recht innerlich klar werde, wie alles Große, Erhebende, Trostreiche, Tiefchristliche, was vom Kreuzestode unsers theuern Herrn und Heilandes gedacht und gesagt werden mag, in dem Bekenntniß unserer Evangelischen Kirchen beschlossen liegt, so daß Jeder, der es sich zu eigen gemacht, alles darin finden kann, was irgend einem Christenherzen heiliges Bedürfniß ist.

Sätze des Verfassers (S. 10 f.):

1. „Der Tod Jesu ist nicht Akt und Offenbarung der strafenden Gerechtigkeit, sondern der größten Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Das Leiden Jesu ist weder Strafe für eigene, noch für fremde Sünde. Joh. 3, 16. (1 Joh. 4, 9.), Röm. 5, 8. 8, 32." —

Antwort: Hier deckt sich gleich anfangs der Grund der ganzen Polemik auf, das doppelte Mißverständniß der Kirchenlehre und der heiligen Schrift. Was erstere betrifft, verwerfen wir das „nicht — sondern" von vorne herein. Warum soll der Tod Jesu nicht Beides zugleich seyn können: Offenbarung des Zornes Gottes gegen die Sünde in den Sündern, und Offenbarung seiner Liebe, die den Sünder aus der Sünde retten will; Befriedigung für die Gerechtigkeit und Mittel für die Gnade Gottes —? Was die Schrift betrifft, wird der Leser selbst bemerken, daß für die Worte: „noch für fremde Sünde," aus ihr kein Beweis mag beigebracht werden, — und doch war bekanntlich die Vorstellung von stellvertretenden Leiden zur apostolischen Zeit weder den Juden noch den Heiden fremd, daher man wohl eine Zurückweisung derselben erwarten müßte, wenn die Apostel sie für eine irrige Vorstellung gehalten hätten. Es ist aber auch noch zu bemerken, daß die angeführten Stellen den ersten Satz des Verf. nur einseitig bestätigen, nämlich

so wie wir selbst ihn annehmen: Daß Gott die Welt, uns, die wir noch Sünder und seine Feinde waren, also liebte, daß er seinen Sohn sandte und für uns in den Tod gab und nicht verschonete, damit wir durch den Glauben an ihn gerettet würden und lebten. Dies zeigt ja aber grade auch, wie sehr wir selbst dem Tode verfallen waren, und wie unverletzlich Gottes Richterspruch, wie heilig sein Zorn ist, da er selbst den eigenen Sohn, um uns durch ihn zu retten, nicht schonte, sondern dem Tode überlieferte. Oder wurde Christus nicht deshalb in seinem Blute zum Gnadenstuhle gemacht, damit Gott seine Gerechtigkeit zeige, damit Gott zugleich gerecht sey und rechtfertige den Gläubigen? Röm. 3, 25. 26. *)

2. „Der Tod Jesu ist ein Opfertod und als solcher das Mittel der Versöhnung mit Gott, d. h. es wurde durch denselben, nach dem ewigen Rathschluß der unbegreiflichen Liebe Gottes, der Welt die Möglichkeit erworben, mit Gott wieder vereinigt zu werden. Röm. 5, 10. Als Opfer war Christus nicht Gegenstand des göttlichen Zornes, sondern im Gegentheil Gott angenehm und wohlgefällig. Eph. 5, 2. Es ist unmöglich, daß er Beides zugleich kann gewesen seyn." —

Bemerkungen: Den ersten Satz nehmen wir unbedingt an, ja noch viel strenger, als der Verf. es kann. Christi Opfertod erwarb der Welt die Möglichkeit, mit Gott vereinigt zu werden, insofern er durch die Aussöhnung der Sünde, die Befriedigung der göttlichen Gerechtigkeit, ein objektives, wesenhaftes Hinderniß ihrer Vereinigung mit Gott, den Fluch und Zorn, überwand, nicht nur insofern er ihr die Kraft und den guten Willen verschaffte, sich wieder Gott zu nähern. Des Verfassers Ideen von Opfer sind uns völlig unklar geblieben; ihm zufolge ist aber auch wirklich der Opfertod nicht bloß nicht zu begreifen, sondern nicht einmal näher zu bestimmen. Wenigstens wird im ganzen Buche, so oft die Väter davon reden, kein Versuch gemacht, diesen Gedanken zu durchdringen, ja nur zu zeigen, daß der Begriff eines Opfertodes die kirchliche Lehre ausschließe, was doch, so seltsam es klingt, die Meinung des Verf. seyn muß. Vielleicht denkt er aber, es verstehe sich von selbst, daß bei einer gottesdienstlichen Handlung, wie die Opfer, Gott nicht als Richter, nicht als strafend, noch als beleidigte Majestät, erscheinen könne, daß also Opfer und Stellvertretung sich ausschließen. War denn aber Gott nicht grade im Alttestamentlichen Kultus als König, Herr und Richter gegenwärtig, als der Heilige in Israel, als strafend und vergebend? Und folglich eben so und noch viel mehr im Opfer des Neuen Bundes? — Die positive Hälfte des anderen Satzes nehmen wir ebenfalls an: Christus war als Opfer Gott angenehm; ja wir meinen, die apostolischen Worte noch genauer zu fassen, wenn wir sagen: Christi Opferleiden war Gott wohlgefällig, grade wie der Duft des Opfers, das verbrannt wurde. **) Nicht bloß der Gehorsam, den Christus hierin bewies, sondern die Thatsache selbst gefiel dem Herrn. Warum, als weil er ein solches Opfer zur Büßung der Sünde begehrte, weil nur so der Zorn des Heiligsten gestillt, nur so die Fülle der Missethat endlich versiegelt wurde? Grade das, daß derjenige, der für seine Person der ewige Gegenstand der ewigen Vaterliebe, des innigsten Wohlgefallens, und im Besitz der unendlichen Seligkeit war, die Wirkungen des Zorns, den Fluch und Tod, auf sich nahm, damit Gottes Gerechtigkeit an ihm offenbar und die Sünde im Fleische (in der menschlichen Natur) verdammt würde; — ein Gegenstand des Zornes für uns, ein Gegenstand der Vaterliebe für sich; — grade das machte ihn Gott auch als Opfer angenehm. — Was soll nun also das Axiom: „Es ist unmöglich?" ꝛc. Ist denn nicht auch der natürliche Mensch für Gott ein Gegenstand des Zornes und des Erbarmens zugleich? Sind nicht alle Gläubigen zumal arme Sünder und verherrlichte Heilige? Sind wir nicht ohne Unterschied Gott nur in Christo Jesu theuer und angenehm? Warum soll denn nicht auch umgekehrt Christus in sich selbst Gott lieb gewesen seyn, an unserer Statt aber ein leidender Gegenstand des Zornes? Oder litt er nicht unter diesem Zorne über unsere Sünde, als ihn — ihn — der Vater verlassen hatte? als er ausrief (Ps. 40, 13.):

„Es hat mich umgeben Leiden ohne Zahl;
Es haben mich meine Sünden ergriffen, daß ich nicht sehen kann;
Ihrer ist mehr, denn Haare auf meinem Haupt,
Und mein Herz hat mich verlassen" —?

Oder war nicht das grade Gott angenehm, daß er so, als Gegenstand des unendlichen Zornes, nicht von ihm ließ; daß er, was nur er konnte, den Kelch bis auf die Hefen trank, die Schulden bis auf den letzten Denar bezahlte, und in den furchtbarsten Leiden die ewige Erlösung fand, kurz daß er die Strafe aushielt, und den Zorn überwand? —

Dies diene denn auch als Entgegnung auf den irrigen Beisatz in der dritten These, ja auch in der vierten. In letzterer heißt es nämlich:

„Der Tod Christi ist also kein Strafleiden, sondern im Gegentheil ein Sieges- und Ueberwindungsleiden."

Dies also ist wieder so willkührlich als eins der vorigen. Wenn die Schrift eine Ueberwindung Satans durch Christi Tod lehrt, soll sie läugnen, daß letzterer ein Strafleiden war. Was wäre es denn aber für den Heiligen Gottes, den Herrn der Herrlichkeit, als eine wahre Plage, ein unverdientes Strafleiden gewesen, daß er sich persönlich bis zum Kampfe mit dem Verworfensten erniedrigen mußte, um uns ihm zu entreißen? Ich begreife wirklich die entgegengesetzte Theorie nicht, wenn sie nicht auf unbewußten manichäischen Vorstellungen von Satan, als einem unabhängigen Principe, beruht. Gottes Sohn hatte nicht mit Satan zu rechten, nicht mit ihm als einer selbstständigen Majestät zu kämpfen. Ist und bleibt Satan auch in Bezug auf uns sündige Menschen der „Gerechte" (Jes. 49, 24.), da wir mit Recht „seine Gefangenen sind" (das.), so ist er's doch eben nur, weil Gottes Gerechtigkeit ihm uns überliefert, weil sie dies Recht festgestellt, ohne daß er deshalb Gott gegenüber das geringste, aus ihm selbst emanirende Recht aufzuweisen hätte, ohne daß Gott sich herablassen müßte, mit seinem Sklaven in Unterhandlung zu treten, sobald es ihm gefiele, uns wieder zu befreien, ohne daß Gott anders mit ihm zu hadern brauchte, als im Zorne. *) Gott ist nicht gebunden durch

*) Es bedarf kaum der Versicherung, daß wir diese Stelle nicht dem Vorurtheile zu Liebe, sondern um des Sprachgebrauchs willen, aus exegetischer Ueberzeugung so fassen.

**) Denn daß Christus im eigentlichen Sinne als Opfer starb, folglich auch hier (Eph. 5, 2.) diese Ausdrücke so zu nehmen sind, nicht tropisch, wie Phil. 4, 18., brauchen wir unserem Verf. nicht zu sagen.

*) Ebendas. V. 25 f. Es ist dasselbe Verhältniß, wie wenn Gott das ungetreue Israel in die Hand heidnischer Fürsten gab. Diese waren alsdann die gerechten Strafruthen des Volkes, so lange es Gott gefiel. Kehrte aber Gottes Mitleid, so erlöste er sein Volk, ohne sie zu befragen, und zerbrach die Ruthe nach Wohlgefallen.

irgend eines seiner Geschöpfe, am wenigsten durch die Verworfenen. Wenn er also zu unserer Erlösung einen Rechtsweg einschlug, so geschah es um seiner selbst willen. Nicht dem Teufel, sondern der göttlichen Gerechtigkeit, die uns in die Macht des Teufels gegeben, mußte Christus Genüge thun; und so war sein Leiden eben dadurch, daß es den Zorn Gottes befriedigte und den Fluch vertilgte, kurz eben dadurch, daß es Strafleiden war, ein Sieg über Satan, dessen ganze Gewalt über uns nur auf dem Zorn und Fluch Gottes über uns beruhte. Oder was hätte wohl der vom Satan zu fürchten, dem Gott gewogen ist? Röm. 8, 38 f.

Hier enden wir unsere Bemerkungen über die Lehrsätze des Verf., da die folgenden in Bezug auf den Gegenstand des Buches und unserer Anzeige nicht so unmittelbar wichtig sind, als die drei vorigen Punkte (1. 2. 4.).

Ehe wir aber zur Behandlung der Väter schreiten, recapituliren wir, da sich die Hauptstellen grade auf sie beziehen, folgende drei Lehrsätze in unserem Sinne:

1) Gottes freie Sünderliebe bestimmte und sandte den Sohn zu unserer Erlösung, da wir noch Sünder, Feinde Gottes, Kinder des Fluchs waren;
2) diese Erlösung konnte aber nur darin bestehen, daß er den gerechten Fluch Gottes auf sich nahm, für unsere Sünden sich selbst zum Opfer brachte, dabei aber, obgleich mit unserer Strafe beladen, für sich selbst Gott wohlgefällig blieb, obgleich sterbend, dennoch lebendig, und so die Versöhnung bewirkte;
3) dadurch hatte Christus die Schulden bezahlt, um deren willen wir gefangen waren; sein (Opfer-) Blut war zugleich unser (juridisches) Lösegeld; und damit war denn auch der Ausgang aus der Gefangenschaft eröffnet und die Macht Satans gebrochen.

Die Väter, die wir indeß prüfen wollen, sind ausschließend die der ersten nachapostolischen Zeit. Nur ihre Stimme ist für die Glaubenslehre von Gewicht. Auch lassen nur sie sich so einfach behandeln, daß auch der Ungelehrte der Untersuchung folgen, und daran wirkliches Interesse finden kann. Wir beginnen, wie der Verf., mit

1. Clemens von Rom.

Von diesem apostolischen Vater ist es zuerst gewiß, daß er das Heil von Gottes Erbarmen mit den verlorenen Sündern ableitet. Nichts desto weniger ist das Werk unserer Erlösung ein Werk Christi, der „von Gott erwählt worden war, und wir in ihm" (I. §. 57.). „Er (Christus, Gott und Richter der Lebendigen und der Todten) hatte Mitleiden mit uns und rettete uns aus Barmherzigkeit, da er in uns große Verirrung und Verderben sah, und keine andere Hoffnung der Errettung als von ihm aus" (II. §. 1.). „Wegen der Liebe, die er zu uns hatte, gab Christus, unser Herr, sein Blut für uns, nach dem Willen Gottes, und sein Fleisch für unser Fleisch, und seine Seele für unsere Seelen" (I. §. 49.). „Um unsertwillen unterzog*) er sich den Leiden" (II. §. 1.). Vergleichen wir diese beiden letzten Stellen unter einander, so ist kaum etwas klarer als daß: Um unsertwillen (ἕνεκα ἡμῶν) so ziemlich genau dem: Wegen der Liebe, die er für uns hatte entspricht, und daß dagegen „für uns," „für unser Fleisch," „für unsere Seelen" nicht heißt: uns und unserem Fleische zu Liebe, was es auch in dieser Stelle nicht heißen kann. Denn „für uns geben" bedeutet eben nichts Anderes als: als Kaufpreis für uns geben, geben, um uns Hingegebene zu erwerben,*) was natürlich gar nicht verschieden ist von: an unserer Statt geben; denn wenn ich Eins für's Andere gebe, gebe ich es dem Verkäufer an dessen Statt. Uebrigens wollen wir nicht an den Ausdrücken kleben. Die Wiederholung und scharfe Entgegensetzung macht die letzte Stelle vorzüglich bedeutsam. — Clemens spricht ausdrücklich von typischen Handlungen im A. T., durch die verkündigt worden sey, „es würde ein Loskauf durch das Blut des Herrn statt finden" (I. §. 12.). Es fragt sich also bloß, wem Christus sein Blut — (sein Opferblut, s. S. 14 f.) — als Lösegeld für uns dargeboten; ob er sich Gott oder einem Anderen geopfert, ob Gott sein Blut als Lösepreis werthgeschätzt habe, oder der Satan. Hier glaube ich für den Schüler der Apostel einstehen zu können; wir besitzen aber auch eine Stelle, die völlig die richtige Antwort ertheilt, wenn man sie nur richtig interpretirt, d. h. so, wie sie aus äußeren Gründen verstanden werden muß. Wir übersetzen: „Laßt uns schauen auf das Blut Christi, und sehen, wie kostbar Gott sein Blut ist, welches (ὅ, τι), um unserer Errettung willen vergossen, der ganzen Welt die Gnade der Bekehrung anbot" (I. §. 7.). Diese Worte nämlich scheinen uns, mit Beziehung auf 1 Petri 1, 18. 19. geschrieben zu seyn (eben so wie §. 2. und §. 38. mit Bezug auf 1 Petr. 5, 5.). Dann heißt das Blut Christi, wie bei Petrus, kostbar in Bezug auf den Loskauf (von dem oben die Rede war); es wird dargestellt als ein Gott kostbares Lösegeld, damit wir daraus schließen, wie kostbar die Gabe der Bekehrung sey, die nur durch ein solches Lösegeld erkauft werden konnte. Erwägen wir auch dies gebührend, daß die Bekehrung eine Gnade ist, wie Clemens dies von ihr (wie von allem Guten, namentlich auch von der Berufung, der Rechtfertigung und allen Theilen der Heiligung) sagt,**) so wird unsere Auffassung seiner Worte bedeutend bestätigt. Nicht darum heißt Christi Blut Gott angenehm, weil es Gott den Dienst erwies, uns von seinem Feinde loszukaufen, und so (im Namen des überwundenen Feindes?) uns die Gnade der Herzensveränderung anbot,***) sondern Gott betrachtete es als so kostbar, daß er es als unser Lösegeld annahm, wodurch wir auch die Gnade der Umkehr zu ihm erhalten haben.

So hat uns denn Christus von dem Verderben gerettet (I. §. 36., II. §. 2.). Diejenigen, die in ihm erwählt sind (s. oben), sind die Geliebten Gottes und werden durch ihn der Bekehrung theilhaft (I. §. 7. 50. 36.). Er ruft sie aus dem Nichts zum

*) Eine Rücksicht auf Gehorsam enthält ὑπέμεινεν nicht, sondern ist ein Lieblingsausdruck der Väter, um die Größe des Leidens anzudeuten (Cf. Polyc. §. 1. u. s. w.), oder auch die Beschwerlichkeit und Niedrigkeit des Erlösungswerkes (Barnab., c. 5.)

*) Wie der Verf. S. 65. selbst richtig erklärt.

**) Ich verweise hiefür auf meinen Aufsatz in den Mélanges de Theologie, erstes Heft, S. 25 f., 30 f.

***) Wir sind entfernt davon, dem Verf. diese Ansicht beizulegen, aber sie scheint uns aus dem zu folgen, was er sagt: „Daß nicht der Zorn und die strafende Gerechtigkeit Gottes die Vergießung dieses Opferblutes forderte, stimmt mit dem τέλειον τῷ θεῷ gut überein" (S. 16.). — Daß Clemens die Lehre von einem Zorne Gottes kannte, geht auch daraus hervor, daß er unmittelbar darauf, indem er schildert, wie die durch Christi Blut uns angebotene Bekehrung Gott angenehm sey, sich des Ausdrucks bedient, die Niniviten hätten, als sie sich zu Gott bekehrten, ihn mit sich ausgesöhnt (ἐξιλάσαντο τὸν Θεόν).

Daseyn und belebt, was todt war (II. §. 1.). Gott aber nimmt uns liebevoll an (I. §. 49.), und vergibt uns aus Liebe auch unsere fortwährenden Sünden, wenn wir nur uns bemühen, in seinen Geboten zu wandeln und so als diejenigen erscheinen, die von ihm durch Jesum Christum erwählt worden (I. §. 50.).

Wir sehen nichts in allem dem, was der orthodoxen Lehre auch nur von fern widerspräche, sondern gegentheils lauter Behauptungen, die nur in ihr ihren Zusammenhang haben, nur von ihr aus verstanden und vereinigt werden können. Wenn Clemens aber (I. §. 16.) die Stelle Jes. 53, 15. mit den Worten der Griechischen Uebersetzung anführt, so kann man doch daraus nicht mit dem Verf. schließen (S. 14.), „daß Clemens das Leiden Christi nicht als ein Strafleiden ansah." Drückte die Uebersetzung auch etwas völlig Verschiedenes aus, so bewiese das nur, daß Clemens den richtigen Sinn dieser Stelle nicht kannte, aber nicht, daß er das Dogma verwarf. Nun sagt aber die Stelle, auch so wie die LXX. sie übersetzten und wie Clemens sie anführt, etwas, das die Satisfaktionslehre gradezu ausdrückt. Ich erlaube mir, sie ganz aus der LXX. herzusetzen:

„Er aber wurde verwundet um unserer Sünden willen,
Und ist elend geworden um unserer Missethaten willen;
Eine Zucht unseres Friedens (kam) auf ihn,
Durch seine Beule wurden wir geheilt."

Wer im ersten Jahrhunderte, als man noch nicht philosophirte und interpretirte, um dem Sinn der Schrift zu entfliehen, in diesen Worten nicht ein stellvertretendes Leiden ausgedrückt gefunden hätte, wäre wohl blind gewesen. *) Wir behaupten aber auch, daß grade die von Clemens angeführte Zeile nichts Geringeres bedeute als:

„Eine Züchtigungsstrafe, die uns Frieden verschaffen solle,
(kam) über ihn."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Juristen.

(Schluß.)

„Man kann leicht denken, daß bei vorgedachten Umständen vor menschlichen Augen keine Hoffnung zur Rettung, geschweige denn zu einer baldigen vorhanden war. Desto mehr mußten wir erstaunen, als Tages darauf, den 24. März, mein Vater ganz unerwartet gesund und wohlbehalten zurückkam. Er war freilich nicht wie Petrus durch einen Engel aus dem Gefängnisse geführt worden, sondern der Preußische General v. Bandemer hatte — — —, **) worauf der General, daß er hintergangen worden sey, erkannt, und sogleich die Ordre zu meines Vaters Dimission gestellet hatte. Allein, wer hatte denn alle diese zufälligen Umstände so unerwartet zusammengefügt, um einen erbitterten feindlichen General zu eclairciren und zu besänftigen, hatte es nicht der Herr gethan? Auf diesen habe ich auch daher von solcher Zeit an mein ganzes Vertrauen gesetzt und, wie man aus dem Vorhergehenden sehen wird, nicht vergeblich. Er hat mich fast allezeit erhöret, wenn ich im Namen Jesu zu ihm gebetet habe, und wo er es nicht gethan hat, da habe ich in der Folge sehr wohl erkannt, daß er es noch besser, als ich selbst, mit mir gemacht hat. Ich habe auch seit der Zeit wieder fleißig die Bibel mehr als einmal durch, und daneben noch viele andere zu deren Glaubwürdigkeit und Erläuterung gehörige Schriften gelesen und bin dadurch immer mehr in dem Glauben bekräftigt worden, daß Christus der Herr sey, der unsere Gerechtigkeit ist, und daß er der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen sey, in welchem Vertrauen ich auch dereinst Gnade vor Gott zu finden hoffe. Man wird dieses noch deutlicher und vollständiger in einer Abhandlung finden, die ich im Jahre 1777 zu Vertheidigung der Offenbarung wider etliche Einwürfe der Vernunft zum Besten eines Freundes geschrieben und ihm in Abschrift zugestellet habe, welcher ein Deist, wie ich vormals, war, durch diese Schrift aber sich, so viel ich weiß, wieder zur christlichen Religion bewegen ließ, und in solcher fünf Jahre darauf verstorben ist. Der Herr lasse ihn jetzt in gedoppelter Seligkeit denjenigen sehen, an den er zu glauben dadurch bewogen worden."

Diese „Vertheidigung der Offenbarung wider etliche Einwürfe der Vernunft," ist nach Meßdorf's Tode im Jahre 1800 zu Leipzig bei Christ. Gottlob Hilscher im Druck erschienen und werth, gelesen zu werden, obschon man es ihr ansieht, daß sie ursprünglich nicht für den Druck geschrieben ist. Wir heben nur ein Paar Sätze aus.

„Solche — einmal eingesogene — Vorurtheile hindern uns, die Bibel nunmehro, da unser Verstand wächst, noch einmal zu lesen, oder höchstens thun wir es nur flüchtig und wohl gar in der Absicht, etwas darin aufzutreiben, das wir mit unserem Verstande widerlegen könnten. Wenigstens verlangen wir von ihr, daß sie uns, wie ehedem das Manna, jeglichen Geschmack gewähren soll, der zu unserem angenommenen Systeme paßt. Thut sie es nicht, so muß sie entweder erdichtet seyn, oder sich nach dem Maaße unseres Systems dehnen — und kürzen — lassen, weil ja sonst der neue Himmel und Erde, so sich ein Jeder in seinem Kopfe selbst erschaffet, nicht neben ihr bestehen könnte. Indem man nun solchergestalt gegen alle Beweisgründe die Ohren verstopfet, so wird man nicht gewahr, daß der Gegenbeweis, den man führen wollte, auf Vernunftschlüsse, die selbst auf ungewisse oder ganz falsche Sätze gebaut sind, wie wir hiernach sehen werden, sich gründe, da doch die Wirklichkeit gar nicht von unserer Philosophie, sondern vielmehr diese von jener abhängt, und wir also den Baumeistern zu Lesbos nachahmen sollten, welche ihre Modelle nach den dasigen spröden Steinen einrichteten, wenn sie diese nicht nach den Modellen formen konnten."

---

*) Dem ungelehrten Leser wird es als eine nicht unbedeutende Auctorität gelten, daß auch Dr. Gesenius in Jes. 53, 4. 5. eine Satisfaktionslehre im strengsten Sinne findet.

**) Hier folgt eine weitere Erklärung der Sache, welche auf die Dienstgeschäfte des Vaters eingeht. Es sey aber genug, zu bemerken, daß der Greis völlig unschuldig gefunden und mit Ehren losgelassen wurde.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 8. Mai. № 37.

Die Lehre der ältesten christlichen Kirche vom Tode Jesu mit Beziehung auf die Schrift:

Die Lehre der Kirche vom Tode Jesu in den ersten drei Jahrhunderten u. s. w. u. s. w.

(Fortsetzung.)

Dies beweist erstlich im Allgemeinen die vorhergegangene Beschreibung von Leiden, die eine Folge von unseren Sünden sind, und zweitens der elliptische Ausdruck „über ihn," verglichen mit V. 4.: „Dieser trägt unsere Sünden"*) (vgl. dieselbe Ellipse Matth. 27, 25.). Παιδεία selbst übersetzen wir (wie öfters) durch Züchtigungsstrafe, weil das Wort etwas Schmerzliches ausdrücken muß, indem es in einer Parallele steht mit: „durch seine Beule," oder genauer: „durch seine Strieme," grade wie die Worte: „unseres Friedens" entsprechen dem: „wurden wir geheilt," welche Aehnlichkeit noch genauer wird, wenn wir hinzunehmen, daß „Friede" nach dem Hebräischen zugleich Heil und Seligkeit bedeutet. Richtig erwogen, sagen also die letzten Zeilen auch in der Griechischen Uebersetzung: Er wurde so gezüchtigt, daß er Striemen erhielt, — wie ungehorsame Knechte gezüchtigt wurden (vgl. Luc. 23, 16. Clemens R. I. §. 56.: παιδεύει, μαστιγοῖ δέ, und Suicer, thesaur. s. v. παιδεύω über die specielle Bedeutung: Geißelung); — wir aber (die wir eigentlich diese ungehorsamen Knechte waren) wurden dadurch gerettet und geheilt.**) Man wird uns verzeihen, so lange auf diesem Punkte verweilt zu haben. Auch S. 43., über Justinus, argumentirt der Verfasser aus dieser Uebersetzung, obgleich er selbst S. 152. die richtige Erklärung derselben aus Origenes anführt.

2. Barnabas.

Die Behandlung der unter diesem Namen bekannten Schrift aus der Zeit der apostolischen Väter, bietet uns ebenfalls zu einigen berichtigenden Gegenbemerkungen Stoff dar. Für's Erste, insofern sie gleich anfangs Beispiele einer Argumentationsweise bietet, die sich durch das ganze Buch hindurchzieht, die wir aber nicht richtig finden können. Christus, heißt es in vielfachen Stellen des Briefs, brachte seinen Leib für unsere Sünden zum Opfer, und dgl. (S. 17—19.). Diese Bekenntnisse sucht der Verf. durch die öfter wiederholte Bemerkung zu entkräften: für (ὑπέρ) lasse sich nicht durch anstatt ausdrücken, sondern heiße bloß um. Andere Male übersetzt er dasselbe Wort durch: wegen (S. 29. 35.); andere Male schwankt er. Die Sache aber ist einfach die: Ein Opfer für die Sünden bringen, heißt in jeder Sprache: Ein Opfer bringen, um die Sünden wieder gut zu machen, und im Griechischen speciell: gleichsam um der Sünde zu Hülfe zu kommen, d. h. um sie von der Strafe zu befreien, oder eigentlicher: um die Strafe abzuwehren, welche der Sünde nachfolgt.*) Derselbe Schriftsteller drückt sich aber noch näher darüber aus, wenn er zum Begriffe des Sündopfers das Leiden rechnet: Damit Christus vorauszeige, daß er für die Sünden leiden müsse (ὅτι δεῖ αὐτὸν παθεῖν), habe er den Israeliten befohlen gehabt, zwei Böcke darzubringen. Warum vernachlässigt dies nun der Verf. so ganz? warum kennt überhaupt seine Theorie nur die Begriffe vom Opfer und von „Ueberwindungsleiden," aber nicht den eines Opferleidens, eines leidenden Sündopfers? Mit letzterem Begriff wäre wohl der eines büßenden und sühnenden Leidens, mithin Strafleidens, zu deutlich identisch.

Aber der Verf. behauptet gar, „daß man nicht einmal mit den Sündopfern den Begriff einer stellvertretenden Genug-

*) Dies ist anerkannt worden selbst von Herrn M. Osiander, Professor in Maulbronn, in der „Tübinger Zeitschrift für Theol.," 1832, H. II. S. 163.

**) Ich bin geneigt, eben dies für den Sinn des Originals zu halten, namentlich in Bezug auf das Wort מִמֶּנּוּ. In den ersten zwei Hemistichen des Verses ist nämlich von Christi Leiden in Bezug auf unsere Sünden die Rede, in den beiden anderen in Bezug auf unsere Rettung und Wiederherstellung. In beiden Beziehungen war es ohne Zweifel Strafleiden, aber in Rücksicht auf die Rettung und Wiederherstellung, die es zum Zweck hatte, war die Strafe Züchtigung, und uns zum Heile, nicht zum Verderben, über ihn verhängt.

*) Eigentlicher und häufiger wird daher ὑπέρ mit den Personen verbunden, wie Luc. 22, 20.; s. Fritzsche zu Matth. p. 769. Anders sagt einmal Justin ὑπὲρ ἀφέσεως ἁμαρτιῶν, um Vergebung zu bewirken.

thuung — verband." Den Beweis zieht er daraus, daß der alte Schriftsteller die Opferung Isaak's einen Typus des Sündopfers Christi nennt, es aber noch Niemand eingefallen sey, bei Isaak's Opfer an eine stellvertretende Genugthuung zu denken. Hier wird wirklich die Argumentationsweise des Verf. völlig unbegreiflich. Mußte denn der Typus immer dasselbe seyn, was er vorstellte? Dachte Barnabas, daß der rothe Faden der Rahab, den er mit Christi Blut vergleicht, ein Opfer gewesen sey? Aber noch mehr; strenge Anhänger der Satisfaktionslehre haben in Isaak's Opferung ein Vorbild gefunden. Diese Vorstellung beweist also gar nicht, daß man nicht an die Stellvertretung glaube; ja sie möchte eher das Gegentheil beweisen; denn wer in Isaak's Opferung einen Typus sieht, dem muß es doch sehr nahe liegen, sie als eine typische — eine bildliche, nicht wirkliche — Genugthuung zu fassen, gleich den anderen Opfern des A. T. Und wirklich erklären sowohl evangelische Theologen als jüdische Ausleger die Bereitwilligkeit Isaak's daraus, daß er sich als Sünder erkannt und gefühlt habe, er sey des Todes schuldig und Gott könne mit Recht sein Leben von ihm fordern. War also diese Begebenheit sinnbildlich, so bedeutete sie, daß Gott nicht den Tod der Sünder selbst wolle, da dieser nicht für ihre Sünden genugthun könne; daß er sich damit begnüge, daß sie glauben, und so lange mit den Opfern von Widdern und anderen Thieren ꝛc. fortfahren, bis der wahre Samen Abraham's gekommen sey, bis er, Gottes Sohn, sich selbst für sie opfere, — eine Idee, die den Kirchenvätern so wenig fremd war, daß sie sogar von Irenäus deutlich ausgedrückt, aber freilich von unserem Verf. wieder nicht verstanden wird; s. S. 67.

Für's Zweite ist der Verf. nicht tief genug in den Sinn und den Zweck des Schriftstellers eingedrungen. Sonst würde er die beiden von ihm zuletzt angeführten Stellen theils anders gefaßt, theils als Hauptstellen zu Grunde gelegt haben. Hier sagt Barnabas (C. 5.): „Deshalb ertrug es der Herr, seinen Leib zur Vertilgung hinzugeben, damit wir durch die Vergebung der Sünden geheiligt würden, d. i. durch die Besprengung mit seinem Blute." Die Heilsordnung ist also folgende: Durch den Tod Christi Sündenvergebung, durch die Sündenvergebung Heiligung. Die Sündenvergebung nennt er aber auch Blutbesprengung. Darunter ist indeß bei einem Schriftsteller wie Barnabas durchaus nichts Anderes zu denken, als die Aneignung der durch Christi Blut bewirkten Vergebung vermittelst des Wortes und des Glaubens, die er mit einem aus dem A. T. entlehnten bildlichen Namen die Blutbesprengung heißt. Dies beweist die folgende Stelle (C. 8): „Die Knaben der Priester, welche (das Volk Israel mit dem Opferblute) besprengten, stellten diejenigen vor, die uns die freudige Botschaft der Sündenvergebung und der Herzensreinigung verkündigen." Vgl. daselbst: „Die auf Jesum ihre Hoffnung setzen, werden ewig leben." Daraus ergibt sich also folgende vollständigere Vorstellung der Heilsordnung:

1) Der Tod Christi, Grund der
2) Vergebung der Sünden, welche
3) die Predigt von seinem Blute uns anbietet, und
4) im Glauben angenommen, das Herz reinigt, und ewiges Leben gibt (Endzweck).

Damit stimmt auf das Vollkommenste eine Stelle überein, in welche der Verf. die Besiegung des Teufels (in seinem Sinne) ohne Grund hineinträgt: Christus, sagt Barnabas, hatte schon zur Zeit des Alten Bundes die Absicht in uns Christen durch das Wort seinen Bund zu stiften, wenn er erst persönlich erschienen sey und unsere schon vom (geistigen) Tode aufgezehrten und der verbrecherischen Verirrung hingegebenen Herzen aus der Finsterniß (nicht: vom Fürsten der Finsterniß, sondern, wie es gleich darauf heißt: aus dem Gefängnisse) losgekauft habe (C. 14.).

Aus derselben Ursache hat der Verf. eine andere Stelle so sehr mißverstanden, daß er behauptet, sie spreche „gradezu gegen die satisfactio vicaria" (S. 20.). Es ist dies die Vergleichung des Opfers Christi mit den zwei Böcken, 3 Mos. 16. Jeder derselben ist für Barnabas die Darstellung einer Seite des Opferleidens. Beide wurden vor den Herrn gebracht (προσενέγκατε, vgl. 3 Mos. 16, 7.). Der Eine wurde zum Brandopfer bestimmt; der Andere, sagt Gott (φησίν), ist verflucht. Daß dies ein Typus auf Christum war (fährt Barnabas fort), ist offenbar, daraus daß die Juden den Bock mit Scheltworten in die Wüste jagten. Demselben Thiere legte man aber zugleich Purpurwolle auf's Haupt (ein nicht-biblischer Gebrauch). Dies zeigt, daß derselbe Jesus, den die Juden verspotteten, als er am Kreuze hing, einst zu ihrem Schrecken als König wiederkehren wird. — Aus dieser Darstellung des Barnabas schließt nun der Verf., er halte dafür, der gekreuzigte Jesus sey in keiner anderen Beziehung ein Fluch gewesen, als in der Meinung und von Seiten der gottlosen Juden. Aber warum läßt denn Barnabas Gott sagen: Er ist (oder: sey) verflucht —? Ist daraus nicht klar, daß er sich denkt, Gott habe ihn als den Träger des Fluchs den Juden vorgestellt und überliefert? besonders wenn man die Worte der Schrift hinzunimmt, die ihm unfehlbar vorschwebten, V. 21. — Unser Verf. hat nicht erwogen, daß in dem Briefe des Barnabas das Opfer Christi beständig in zwei entgegengesetzten Beziehungen betrachtet wird, erstlich in Bezug auf den wirklich heilvollen Zweck und Erfolg desselben, auf die Aussühnung der Sünden und die Stiftung eines heiligen Bundesvolkes; zweitens in Bezug auf den traurigen Erfolg desselben, die endliche Bestrafung und Verwerfung des ungläubigen, fleischlichen Volkes. In erster Beziehung mußte Christus leiden und sterben; in der anderen aber sind nichts desto weniger die Juden für seinen Tod verantwortlich, mit dem sie das Maaß ihrer Sünden voll machten. Diese letzte Betrachtungsweise herrscht, wie in anderen, so auch in dem angeführten Theile des Briefes. Daß die Juden Jesum verfluchten, ist und bleibt eine Sünde.

Man unterscheide doch nur diese zwei Beziehungen, wie schon der Prophet sie unterscheidet: „Wir hielten ihn für einen, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre" — und: „Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn" (Jes. 53, 4. 6.). Man denke sich nur deutlich, wie die Juden Jesum den Gekreuzigten als verflucht ansahen, — als Gegenstand des ewigen Abscheus — und man wird begreifen, wie die Kirchenväter dagegen protestiren mußten; man wird sie richtig verstehen, selbst da, wo sie sich weniger genau ausdrückten, und wird nicht meinen, daß sie gegen die apostolische Lehre (Gal. 3, 13.) protestiren, weder Barnabas noch Justinus Martyr. Wir reihen, um nicht unseren Gegenstand zu verlassen, diesen zweiten Schriftsteller gleich an Barnabas an.

3. Justin der Märtyrer.

Die wichtigste Stelle ist ohne Zweifel die, welche der Verf. S. 43—48. behandelt, im Gespräche mit dem Juden Tryphon. Wir weichen in der Auffassung derselben wieder von dem Verf. ab, können aber der Kürze wegen, nur auszugsweise die Stelle nebst unserer Auslegung mittheilen. Vorerst erinnern wir aber

an das, was so eben über die jüdische Meinung gesagt, deren Repräsentant Tryphon ist. Dieser, aus dem A. T. durch Justin überwiesen, daß der Messias leiden und sterben müsse, wendet nunmehr ein, es sey aber nirgends geschrieben, daß er eines verfluchten Todes sterben werde (p. 317. A. ed. Col.). Darauf antwortet Justin zuerst durch Wiederholung der Weissagung Jesajä, Christus werde von den Sünden des Volks in den Tod geführt und unter die Gottlosen gerechnet werden (ib. B.). Hernach fängt er an zu zeigen, daß aber auch speciell der Kreuzestod vorausgesagt worden sey, obgleich in dunkeln Bildern, derselbe Tod, der den Juden ein Zeichen schien, daß Jesus von Gott ein verfluchter und gehaßter Mensch sey. *) Das vorzüglichste dieser Zeichen war die eherne Schlange (P. 319.). Durch sie zeigte Moses, daß durch den zukünftigen Gekreuzigten die alte Schlange werde getödtet, Jeder von ihr Gebissene aber gerettet werde, wenn er zu dem seine Zuflucht nehme, der seinen gekreuzigten Sohn in die Welt sende; denn die Schlange selbst habe Moses nicht als Gegenstand des Glaubens vorgestellt, da er ja lehre, sie sey von Alters her verflucht (ib. B.). — Justin faßte also das Symbol so, daß die verfluchte Schlange, der Teufel, durch Christi Tod auf dem verfluchten Holze werde getödtet, kraftlos gemacht werden, oder wie er sich selbst ferner (p. 322. A.) ausdrückt: „Es war die Verkündigung eines Mysteriums, durch welches die Kraft der Schlange, derselben, welche auch den Fall Adam's bewirkt hatte, gebrochen werden sollte, und die Verkündigung der Errettung von den Schlangenbissen (den Sünden) für die, welche an den Mann des Zeichens, den zukünftigen Gekreuzigten glauben." Daß es mit der ehernen Schlange eine solche Bewandniß habe, beweist Justin richtig dadurch, daß es von Gott verboten gewesen war, Bilder zu machen, und daß Moses also selbst das Gesetz umgestoßen haben würde, als er die Schlange aufrichtete, damit man durch ihr Anschauen geheilt werde. „So wie nun (fährt er fort) Gott," — obgleich er im Gesetze die Errichtung von Bildern verboten hatte, — „die eherne Schlange als ein rettendes Symbol aufzurichten befahl, und dennoch nicht der Uebertretung des Gesetzes beschuldigt werden kann: so trifft also auch der Fluch, den das Gesetz gegen die Gekreuzigten ausspricht, keineswegs den Gesalbten Gottes, durch den er Alle rettet, die Fluchwürdiges gethan haben" (P. 322. C, D.).

Dieser Satz bildet den Kern des Argumentes gegen Tryphon. Auch findet er sich zweimal vor, zu Anfang und zu Ende der eigentlichen Argumentation aus der Aufrichtung des Schlangenbildes, und zwar das erste Mal so ausführlich, daß der von uns zwischen zwei Gedankenstrichen eingeschobene Satz daselbst ausgedrückt ist (p. 321. E, sq.). Und nun merke man: 1. daß Justin anerkennt, das Gesetz Gottes verfluche wirklich die Gekreuzigten, eben so gut als er anerkennt, es verbiete die Bilder; 2. daß er behauptet, der Gesalbte Gottes, obgleich gekreuzigt, ist doch nicht diesem Fluche unterworfen, weil Gott durch ihn die Fluchwürdigen rettet, **) eben so wenig als Gott der Gesetzesübertretung schuldig ist, weil er durch ein Bild die Rettung abbildete. Läugnet hiemit Justin, daß der Fluch Gottes am Kreuze haftete? daß das Kreuz Christi etwas mit ihm zu thun hatte? So wenig, daß er schon oben behauptet, die eherne Schlange sey ein Bild der von Anfang an verfluchten Schlange gewesen; so wenig, daß er hinzusetzte, am Kreuze sey diese Schlange getödtet, und die durch sie zu fluchwürdigen Thaten Verführten vom Fluche gerettet worden; so wenig, daß er diesen letzteren Gedanken schließlich noch recht ausführlich entwickelt. „Denn alles Geschlecht der Menschen (fährt er unmittelbar fort p. 322. D.) wird nach dem Gesetze Mosis als dem Fluch unterworfen befunden. Denn verflucht heißt Jeder, der nicht bleibt in dem, was geschrieben steht im Buche des Gesetzes, es zu thun; und Keiner hat genau Alles gethan, noch werdet ihr selbst dem zu widersprechen wagen, sondern die Einen haben die Gebote mehr, die Anderen minder beobachtet. Wenn es nun klar ist, daß die Juden, die unter diesem Gesetze sind, sich unter dem Fluche befinden, ist es denn nicht noch viel klarer, daß alle Heidenvölker unter dem Fluche sind, sie, die Götzen verehren, u. s. w.? Wenn nun auch der allgemeine Vater beschloß, daß sein Gesalbter für die Menschen aus allem Volke die Flüche Aller auf sich nehme, (wohl) wissend, daß er ihn nach der Kreuzigung und dem Tode wieder auferwecken werde: weshalb macht ihr den Schluß, als sey der, der nach dem Rathschlusse des Vaters dieses (die Uebernahme des Fluchs und den Tod) zu leiden übernahm, ein Verfluchter, und beweinet nicht vielmehr euch selbst? Denn wenn auch sein Vater, er selbst, bewirkte, daß er (Christus) dieses (den Fluch ꝛc.) für das Menschengeschlecht litt, so habt ihr doch dies (den Mord am verfluchten Holze) nicht in der Absicht gethan, Gottes Willen zu vollstrecken. Denn auch als ihr die Propheten tödtetet, habt ihr nichts weniger als fromm gehandelt. Und es sage Keiner von euch: Wenn der Vater wollte, daß er dieses (den Fluch ꝛc.) leide, damit durch seine Wunde dem Menschengeschlecht Heilung zu Theil würde, so haben wir ja nichts Unrechtes gethan! Wenn ihr also mit Reue über eure Sünden und mit der Erkenntniß, daß dieser der Christ sey, dieses sagen werdet, so wird euch Vergebung der Sünden werden, wie ich oben sagte; wenn ihr aber sowohl ihn selbst als auch seine Gläubigen verfluchet ꝛc. ꝛc." (P. 322. D — 323. B.). (Schluß folgt.)

*) In dieser doppelten Relativität, von der Meinung der Juden über die Persönlichkeit Jesu, ist ταύτην τὴν δοκοῦσαν κατάραν (p. 317. D.) zu verstehen, wie theils das Vorhergehende zeigt, theils das Nachfolgende, besonders p. 321. D.: „Ihr verfluchet die, welche den von euch Gekreuzigten für den Messias halten, und würdigt überdies ihn selbst des Beweises, er sey als ein Feind Gottes und Verfluchter gekreuzigt worden."

**) Was p. 338. B, C. noch einmal wiederholt wird (Ed. Sylb. p. 264., Bähr S. 47.).

Nachrichten.

(Die Protestanten in Frankreich.)

Im Auslande hegt man oft ganz falsche Vorstellungen von dem gegenwärtigen Zustande der Protestanten in Frankreich, weil man zu sehr sich auf die Berichte der Englischen und Amerikanischen Reisenden verläßt. Viele von diesen ziehen schnell durch das Land, und sprechen doch ein so bestimmtes Urtheil aus, als hätten sie Alles genau gesehen und beobachtet, und fallen dann in sonderbare Irrthümer. Andere kommen zu uns mit vorgefaßten Meinungen, die entweder den Protestanten Frankreichs günstig oder ungünstig sind. So sagen z. B. viele Englische oder Amerikanische Zeitschriften, auf solche Berichte von Reisenden hin, es gebe in den Reformirten Gemeinden Frankreichs gar kein lebendiges Christenthum. Dies ist aber doch weit von der Wahrheit entfernt. Andere Reisende gehen auf der anderen Seite viel zu weit, sie sagen, es finde sich jetzt in unseren Gemeinden eine mächtige Erweckung, ein weit verbreitetes christliches Leben; das ist wohl in Bezug auf einige Gemeinden oder Gegenden wahr, keineswegs aber gilt es von der Masse der Französischen Protestanten. Die erste Klasse dieser Reisenden hat gewöhn-

lich nur Paris besucht; dort sind sie mit den Philosophen zusammengekommen, haben zwei- oder dreimal dem Gottesdienst in einer Kirche beigewohnt, die einen Socinianischen Geistlichen hat; und weil sie um sich her Feinde des Evangeliums, Schüler Voltaire's, erblickten, ziehen sie daraus falsche Folgerungen in Bezug auf alle Protestanten. Die andere Klasse brachte Empfehlungen an christliche Freunde mit, wohnte christlichen Versammlungen bei, sah um sich her lebendige Jünger des Herrn, fand in ihren Kreisen viel christliche Thätigkeit, und schloß nun daraus auf die übrigen Protestanten. Unter den jetzigen Protestanten Frankreichs gibt es viel Ursach zur Freude und viel Ursach zum Schmerz. In der großen Masse ist viel Unglaube und Gleichgiltigkeit, aber es hat auch ein Wiederaufleben des Christenthums begonnen, das uns bessere Tage verheißt. Das Erste, was uns bei einem Ueberblick der Reformirten Gemeinden im Allgemeinen auffallt, ist ihr gänzlicher Mangel an einem Einigungsbande. Sie haben keine National- und keine Provinzial-Synoden, keine solche Prediger-Conferenzen als die Dissenters in England und die Presbyterianer und anderen größeren Gemeinschaften in Amerika. In Frankreich bilden die Reformirten eigentlich keine Gesammtkirche, sondern eine Menge kleiner isolirter Gemeinden, welche nach keinem regelmäßigen Systeme geordnet sind. Wir haben nur sogenannte Consistorialkirchen, d. h. Gruppen von drei oder vier kleinen Abtheilungen, deren jede ihren Pastor hat; und auch diese kleinen Abtheilungen stehen nur unter einer sehr schwachen Controlle des Consistoriums. Ein solcher Zustand der Dinge hat natürlich viele Uebelstande und Unordnungen zur Folge. Jeder Pastor ist fast gänzlich sich selbst überlassen, und kann Einrichtungen treffen, wie sie seiner Neigung angemessen sind, seinem heiligen Eifer oder seiner Irreligiosität. Auf der anderen Seite haben die Consistorien keine Synoden über sich, und versuchen es daher öfters, dem Pastor Vorschriften zu geben, die mit dem Evangelischen Predigtamt völlig unverträglich sind. Daher gibt es keine allgemeine Kirchenordnung und Regierung in der Französisch-Reformirten Kirche, sondern fast eben so viele Kirchenordnungen als es besondere Gemeinden gibt. Ich will ein Beispiel geben von der Gemeinde, von welcher aus ich schreibe, der Consistorialkirche in Bolbec. Drei Sektionen oder Gemeinden gehören zu dem Hauptorte, dessen Pastor ich bin, und in jeder ist die Gemeinordnung eine andere. In einer theilt der Pastor nur einmal des Jahres das heilige Abendmahl aus, in einer anderen geschieht es viermal. In einer halt der Prediger bei jedem Begräbniß eine Rede und ein Gebet; in einer anderen findet nichts Gottesdienstliches dabei statt. In einer solchen Anarchie befinden sich die Französischen Gemeinden. Ueber allen diesen kleinen getrennten Körperschaften befindet sich nur eine leitende Gewalt, die Staatsregierung; und dies ist wieder ein neues Uebel. Denn da die Regierung nichts unter sich hat, als schwache, isolirte Gemeinden ohne Einigungsband, so kann sie leicht sie unterdrücken oder ihnen schaden, so viel sie will, ohne daß sie Muth und Gewalt haben, ihr Widerstand zu leisten. Gäbe es eine große National-Synode, so würde sie Unterdrückungsmaaßregeln oder schädlichen Verordnungen Widerstand entgegensetzen können; aber Bonaparte, der keine Gewalt außer der seinigen dulden konnte, war ernstlich darauf bedacht, uns von einander abzusondern, uns in kleinen Hürden einzupferchen, und diese Bonaparteschen Anordnungen bestehen noch fort bis auf diesen Tag.

So wenig nun eine äußere Verbindung unter den Reformirten Gemeinden in Frankreich statt findet, so wenig Einheit findet man in ihrem religiösen Zustande. In der Lehre und dem Bekenntniß findet bei uns eben so wenig Einheit statt, als in der Disciplin. Im östlichen Frankreich sind die Protestanten des Elsaß und der Grafschaft Mümpelgard (Montbeillard), die zur Augsburgischen Confession sich bekennen. Sie haben viel Aehnlichkeit mit den Deutschen Protestanten. Viele ihrer Geistlichen sind Nationalisten, und predigen das verstümmelte und verfalschte Christenthum von Dr. Wegscheider und Dr. Panlus. Unter den Laien findet man mehr

christliche Ansichten als christliches Leben; Manche haben eine gewisse instinktartige Frömmigkeit, aber sie ist unbestimmt, unklar und nicht auf das Evangelium gegründet. Sie lieben Kirchenmusik und religiöse Feierlichkeiten; aber Christus der Gekreuzigte und das Evangelium in seiner erhabenen Einfalt und Kraft ist wenig unter ihnen bekannt. Der Zustand der Reformirten im Süden ist ein ganz anderer. Dort leben die Abkömmlinge der Protestanten von Guyenne, den Cevennen und Languedoc, die so lange gegen die Verfolgungen des Papstes und der Könige stritten. In ihren Familien haben sich noch manche christliche Ueberlieferungen aus der Zeit vor der Aufhebung des Edikts von Nantes erhalten. Dort sind die Reformirten Gemeinden zahlreicher als in irgend einer anderen Gegend Frankreichs. Im Gard-Departement gibt es besonders viele, und sie haben mehr Verbindung unter einander als die übrigen, weil sie immer auf der Hut stehen müssen gegen die fanatischen Katholiken, unter denen sie leben. Es ist bekannt, daß die Hauptstadt des Departements, Nismes, in den letzten siebzehn Jahren oft der Schauplatz blutiger Streitigkeiten gewesen ist. — Im Norden und Westen haben die Protestanten die Farbe der ungläubigen Bevölkerung angenommen, die sie umgibt. Da gibt es wenig Frömmigkeit, wenig christliche Erkenntniß, wenig Theilnahme an allem, was das Christenthum angeht. In Paris gibt es eine Anzahl Protestanten, die gläubig sind, und in einer herrlichen Thatigkeit für das Reich Christi stehen; die große Masse aber ist kaltsinnig, gleichgültig und begnügt sich mit einigen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes. In der Normandie, der Provinz, von der aus ich schreibe, sind die Gemeinden meistens ohne alles christliche Leben; es ist ein Fabrikenland, und solche Gegenden sind in Frankreich gewöhnlich gänzlich entblößt von Christenthum. Hier begnügen sich die Protestanten damit, antikatholisch gesinnt zu seyn; ihre ganze Religion ist bloß verneinend, und besteht in Haß und Verachtung der Römischen Kirche. Weil sie deren Aberglauben verachten, meinen sie Glauben zu haben. Nur an der äußersten Nordgrenze Frankreichs gibt es viel christliches Leben. Dort sind einige kleine Gemeinden ganz erweckt. Ich habe neuerlich jene Gegenden durchreist, und mich an der warmen Liebe zu Christo und den Brüdern erquickt, die ich unter Vielen dort fand.

So verschieden sind die Französischen Protestanten. Ein Protestant des Südens und ein Protestant des Ostens, die zusammentrafen, würden kaum glauben, daß sie dieselbe Religion hätten. Wahre Christen, die wiedergeboren sind durch den heiligen Geist, erkennen sich freilich überall als Brüder, weil sie Einen Heiland und Eine Hoffnung haben. Aber deren gibt es dort bis jetzt nur sehr wenige. Dennoch dürfen wir Gott dafür preisen, daß ihre Zahl im Zunehmen begriffen ist. Es laßt sich am Horizont ein Dämmern wahrnehmen, das einen herrlichen Sonnenaufgang verkündet. Der Same hat in den verflossenen Jahren gefunden, und findet noch an vielen Orten einen guten Boden, und gewiß ist schon jetzt viel mehr christliches Leben und christliche Thätigkeit in Frankreich, als vor funfzehn Jahren. Diese wahrhaft erweckten Christen suchen durch die christlichen Gesellschaftsthätigkeiten die Gemeinden aus ihrer Trennung und Vereinzelung zu retten; in der Bibel-, Missions- und Traktatgesellschaft und in den Archives du Christianisme suchen sie Einigungsbänder für sie zu bilden. Ihre Bemühungen sind auch nicht ungesegnet geblieben, aber viel ist doch noch zu thun übrig.

In Bezug auf die politische Lage unserer Gemeinden müssen wir dankbar anerkennen, daß sie seit der Julirevolution weit mehr Freiheit genießen. Die Regierung ist jetzt nicht mehr feindselig gegen die Protestanten, und obwohl sie sich noch unter einem traurigen Druck darin befinden, daß sie sich nicht zu Synoden verbinden dürfen, so können doch jetzt die Evangelischen Prediger im Lande umherreisen, wo sie wollen, und Allen, die sie hören mögen, das Evangelium verkündigen. Dies ist ein Fortschritt in der Lage der Französischen Protestanten, und es steht zu hoffen, daß dieser erste Schritt weiter führen wird.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 11. Mai. № 38.

Die Lehre der ältesten christlichen Kirche vom Tode Jesu mit Beziehung auf die Schrift:

Die Lehre der Kirche vom Tode Jesu in den ersten drei Jahrhunderten u. s. w. u. s. w.

(Schluß.)

Ich habe diese Stelle der Länge nach hier übersetzt, weil ich finde, daß auch der ungelehrte Christ sich leicht aus ihr überzeugen kann, wie Justin die Lehre von der Stellvertretung festhält. Nur auf Einiges möchte ich besonders aufmerksam machen. Nachdem Justin 1. gezeigt hatte, daß der Kreuzesfluch nicht der Person Jesu gegolten habe, und 2. bewiesen hat, daß gegentheils die Menschen alle unterm Fluche sind, geht er 3. zu dem neuen Satze über, daß folglich (οὖν), wenn Christus sogar (καὶ) den Fluch aller Menschen, nach Gottes Willen auf sich genommen, er dennoch nicht als ein persönlich und für immer Verfluchter anzusehen sey, sondern eben als Einer, der an Anderer Statt und nur für einen Augenblick am Kreuze den Fluch auf sich nehmen mußte, sobald aber die That vollendet war, von Gott wieder aufgeweckt (also gerechtfertigt) wurde. So schließt er denn wieder ganz richtig, die Juden könnten sich nicht mit der Behauptung entschuldigen, Jesus sey ein Mensch gewesen, den sie nach Gottes Willen getödtet und dem Fluche preisgegeben hätten. Und eben so wenig dürfe es einem einfallen, zu sagen: Nun ja denn, ich bekenne, der Fluch traf Jesum nicht persönlich, sondern er starb um der Menschen willen auf die angegebene Art, indem der Vater wollte, daß er Aller Fluch auf sich nehme; aber daraus folgt, daß wir Juden an seinem Tode unschuldig sind! Jenes Bekenntniß würde ihnen zwar allerdings Vergebung verschaffen, — man beachte diese Stelle! — wenn es nur aus Buße und Glaube hervorginge; da sie aber nicht aufhörten, Christum und seine Gläubigen zu verfluchen, so sey klar, daß sie ihn persönlich für fluchwürdig hielten, und somit für seine Kreuzigung der Strafe verfallen seyen.

Man sieht, wie leicht, ungezwungen und zusammenhängend sich Alles nach dieser Auffassung gestaltet, während die entgegengesetzte Ansicht unseren Verf., gewiß gegen seinen Willen nöthigt, theils den Worten: „Gott wollte, daß er den Fluch Aller auf sich nehme," — offenbare, und doch fruchtlose Gewalt anzuthun, *) theils die ganze Auseinandersetzung, daß wir Menschen den Fluch verdient hätten, als zwecklos und unpassend zu betrachten, theils auch die Parallele mit der ehernen Schlange aufzuheben. **) Wir dagegen sind weder gezwungen, einzelne Worte zu schrauben, noch ganze Theile zu übergehen; selbst die folgende Stelle, die allerdings scheinbar wider die Satisfaktionslehre spricht, brauchen wir nur weniger absolut zu fassen, und aus dem Zweck und der Manier des Schriftstellers zu erklären. Man wird nämlich schon bemerkt haben, daß Justin am Ende der mitge-

*) Nach dem Verf. wäre unter dem Fluche entweder der leibliche Tod zu verstehen, oder die Sünden. Im ersten Falle setzt er voraus (S. 46 f.), Justin habe den Tod des Leibes als die Strafe der Sünde angesehen (was er sonst von den ersten Kirchenvätern läugnet); zugleich aber wird auch zugegeben werden müssen, Justin behaupte so, daß Jesus die Strafen Aller auf sich genommen, und so sein Tod stellvertretend sey, und zwar als Kreuzestod: σταυρωθέντα καὶ ἀποθανόντα. Im anderen Falle müßte Christus die κατάραι, dies hieße „die Sünden, die an sich etwas Fluchwürdiges sind, aber an dem, der keine Sünde hatte, — nicht gestraft werden konnten" (S. 47.), auf sich genommen haben, d. i. nicht den Fluch der Sünde, sondern die Sünden selbst!! so daß Christus zwar nicht dem Fluch und der Strafe unterworfen worden, aber doch voll an sich fluchwürdiger Sünden geworden wäre!!

**) Diese Parallele kehrt p. 339 A. B. wieder, und laßt sich leicht folgendermaßen feststellen.

Das Gesetz verbot Bilder.	Das Gesetz verflucht die Gekreuzigten.
Gott ließ das Schlangenbild aufrichten.	Christus wurde gekreuzigt.
Doch war Gott nicht schuldig.	Doch ist Christus kein Verfluchter.
Denn Gott bildete die Erlösung ab,	Denn Christus erlöste dadurch,
da er ja das Bild der verfluchten Schlange erhöhete,	da er ja den Fluch Aller am Kreuze auf sich nahm,
nicht damit man sie anbete,	nicht um ihn zu behalten,
sondern um das Ende ihrer Herrschaft zu verkünden.	sondern durch seinen Tod zu vernichten.

Uebrigens vergesse man nicht, daß diese Parallele nicht das objektive Verhältniß von Typus und Antitypus darstellen soll, sondern den Gang einer speciellen Argumentation.

theilten Argumentation bereits wieder die objektive Betrachtung des Kreuzestodes, die Auseinandersetzung des Dogmas verläßt, und seine Worte den Charakter einer polemischen Anrede, einer praktischen Ermahnung annehmen. „Wenn ihr aber sowohl Christum selbst als seine Gläubigen verflucht, und sie, so oft ihr könnt, dem Tode überliefert, wie sollte nicht auch das, daß ihr eure Hände an ihn gelegt habt, von euch gefordert werden, als von Ungerechten und Sündern und durchaus Verstockten und Unverständigen?" Aus dieser seiner Rede natürlichen Wendung ist nun zu erklären, warum er des Fluches der Gekreuzigten noch einmal auf eine ganz einseitige Art erwähnt, nämlich so, daß er nicht die den „unverständigen" Juden völlig verborgene Stellvertretung vor Gott hervorhebt, sondern die äußere, historische Seite der Verfluchung; denn so erzielt er den doppelten Vortheil, erstlich aus dem Spruch des Gesetzes als Prophezeihung auf apologetische Weise folgern, und zweitens die Sünde der Juden in ihrem vollen Lichte zeigen zu können. Er fährt aber zuerst so fort: „Denn was im Gesetze gesagt ist, daß Jeder, der am Holze hängt, verflucht ist, stärkt unsere Hoffnung, die am gekreuzigten Christus hängt, nicht deshalb, daß Gott diesen Gekreuzigten verfluchte (im oben erklärten jüdischen Sinne), sondern indem Gott dadurch voraussagte, was ihr und eures Gleichen alle nicht wisset, daß dieser der vor Allem existirende und ewige Priester und König und Gesalbte Gottes seyn werde." Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß dieser Satz, genau erwogen, auch an sich selbst mehr für als gegen die Satisfaktionslehre spricht. Die Verfluchung der Gekreuzigten im Gesetz wird als Prophezeihung betrachtet, daß der gekreuzigte Jesus der ewige Priester, König und Gesalbte Gottes sey. Es muß also in der Anschauung der Christen, in deren Namen hier Justinus spricht, ein wesentlicher Zusammenhang des Fluchs des Kreuzes mit dem ewigen Priesterthum, nebst der daraus hervorgehenden Königsherrschaft, kurz mit dem Messiasthume Jesu statt gefunden haben, und dieser Zusammenhang kann kein anderer seyn, als der oben von Justin selbst angezeigte. Nun aber setzt Justin, indem er die Erfüllung nachweisen will, recht äußerlich apologetisch hinzu: „Wovon ihr die Erfüllung auch mit Augen sehen könnt. Denn ihr verflucht in euren Synagogen alle seine Anhänger, die Christen," u. s. w.

Wie mag man doch hierin einen Beweis finden, daß Justin in dem göttlichen Gesetze nichts gesehen als die Vorhersagung, die Ungläubigen würden den Messias und seine Anhänger für Verfluchte halten? Wäre der Satz Justin's nicht bloß eine Art handgreiflicher Beweisführung, und durch rhetorische Energie ausgezeichnet, sondern wirklich der Hauptgedanke Justin's, und ganz beziehungslose, buchstäbliche Erklärung von Deut. 21, 23. *) — so müßte man ihn eine Abgeschmacktheit nennen.

Uebrigens stimmt mit unserer Auffassung dieser Stellen, wenigstens im Wesentlichen und Positiven, auch Herr Dr. Neander überein; K. G. I, 3. S. 1073.

4. Ignatius.

Justin hatte gesagt, das Erzbild der von Anfang an verfluchten Schlange sey von Moses erhöht worden, um ihren Tod, das Ende ihrer Macht, anzuzeigen. Dies geschah, ihm zufolge, als Christus den Fluch aller derer übernahm, die von den Schlangenbissen litten. Aehnlich drückt sich, nach dem Martyr. Ignat., dieser apostolische Vater vor seinem heidnischen Richter aus. Auf die Frage, ob er an den unter Pontius Pilatus gekreuzigten Jesus glaube, antwortete er: „Ja an den, der meine Sünde mit ihrem Urheber hochaufgekreuzigt hat, und alle teuflische Abirrung und Bosheit verdammte, unter die Füße derer, die ihn im Herzen tragen" (Bähr S. 33 f.). Erklären wir hier einen Ausdruck aus dem anderen, so ergibt sich, daß Ignatius glaubte, durch die freiwillige Hingebung Christi in den Kreuzestod sey vermittelst eines richterlichen Aktes die Sünde im Fleische verdammt worden (καταδικάσαντα, vgl. Röm. 8, 3.), und dadurch ihre Macht so aufgehoben, daß sie unter die Füße der Gläubigen gethan wurde (ὑπὸ τοὺς πόδας κ. τ. λ., vgl. Röm. 8, 4.); oder mit anderen Worten, sie sey sammt ihrem Urheber in Christo gekreuzigt worden, nicht, als ob die Sündhaftigkeit des Kirchenvaters mit Satan zugleich in dem Erlöser gewesen sey, sondern weil die Sünde in Christo verdammt, d. h. absolut bestraft wurde, und dadurch, mit Satan zugleich, ihre Kraft, ihr Leben verlor, *) — welches ja eben im Fluche, im Gesetze wurzelt, 1 Cor. 15, 56.

Mit Uebergehung Polykarp's, dessen Hauptstelle eine Citation von 1 Petr. 2, 21 f. **) bildet, und eines ziemlich plumpen Gleichnisses des apokryphischen Hermas, das der Verfasser schon wegen des anerkannt einseitigen Charakters jeder Parabel nicht hätte urgiren sollen, wenden wir uns zu dem Briefe an Diognet, der unserer Beweisführung aus Justin die Krone aufsetzt.

5. Brief an Diognet.

Die Hauptstelle (Bähr S. 38.) lautet: „Als unsere Ungerechtigkeit voll geworden und schließlich offenbar geworden war, daß wir Strafe und Tod als Lohn zu erwarten hätten, aber die Zeit kam, welche Gott vorausbestimmt hatte, inskünftig seine Güte und Kraft zu offenbaren, ... da bewies er uns keinen Haß, verstieß uns auch nicht, trug uns auch nichts Böses nach, sondern bewies sich langmüthig, hielt an sich, indem er sprach: „„Er ***) nahm unsere Sünden auf sich,"" — gab selbst den eigenen Sohn für uns hin zum Lösegeld, den Heiligen für die Uebelthäter, den Fehllosen für die Bösen, den Gerechten für die Ungerechten, den Unvergänglichen für die Vergänglichen (Verdorbenen), den Unsterblichen für die Sterblichen. Denn was Anderes konnte unsere Sünden zudecken, als desselben Gerechtigkeit? in wem, als im Sohne Gottes allein, war es möglich, daß wir Uebelthäter und Gottlose gerechtfertigt würden? O des süßen Tauschwechsels! o der unerforschlichen Waltung! o der Wohlthaten, die Niemand erwarten konnte! Auf daß die Ungerechtigkeit Vieler in Einem Gerechten verborgen werde, und die Gerechtigkeit eines Einzigen viele Ungerechte rechtfertige" †) u. s. w.

*) Wir bemerken noch zum Ueberfluß, daß die Griechische Uebersetzung dieses Spruchs lautet: „Denn verflucht von Gott ist Jeder, der am Holze hängt."

*) Das ἀναστ. sollte gewiß den Triumph Christi andeuten Col. 2, 5.

**) Ihre richtige Erklärung ist bereits im Vorigen angedeutet und unterstützt unsere Auslegung der Worte von Ignaz.

***) Ich halte diese Worte für Anführung eines göttlichen Gedankens, nach Jes. 53, 4 und 12. Daß vom Sohne die Rede ist, beweisen auch die ähnlichen Worte Justin's: „Die Flüche Aller auf sich zu nehmen"

†) Anspielung auf Jes. 53., besonders V. 11., aber nicht nach der LXX. Uebrigens verweise ich in Betreff dieser Citationen, wie

Hier bedarf es der gewaltsamsten Anstrengungen, um die Stellvertretung herauszuerklären. Die Gründe des Verf. sind folgende: 1. Gottes Barmherzigkeit wird als Grund der Erlösung dargestellt; (zugegeben), — vom Vater wird gesagt: „Er nahm unsere Sünden auf sich." Dies läugnen wir, und kann auch der Verf. nicht annehmen, so lange er das Wort λέγων im Texte stehen läßt; würde es aber auch vom Vater gesagt, so hieße es nur so viel: Gott selbst nahm unsere Sünden auf sich, indem er sie nämlich auf seinen eigenen Sohn legte, sie durch seinen Sohn bezahlen ließ. — 2. Gott gab seinen Sohn als Lösegeld; — richtig, aber wem? die folgenden Worte: „den Heiligen für die Uebelthäter u. s. w.," zeigen, daß es sich von einem Loskaufe vor dem Throne der göttlichen Gerechtigkeit handelt, wo der Loskäufer gerecht seyn mußte. Dem Satan (es thut mir leid, so reden zu müssen), wenn Gott mit ihm überhaupt hätte handeln wollen, mußte er gewiß keinen Gerechten für die Sünder überliefern. — Doch der Briefsteller selbst erklärt sich noch näher. Daß Gott den heiligen, unsterblichen Sohn für uns in den Tod geben mußte, erklärt er daraus, daß seine Gerechtigkeit einzig unsere Sünden bedecken könne. Vor wem? fragen wir. Vor Gott oder vor Satan? Wer ist unser Richter? Der Verf. sagt zwar 3. „bedecken" beziehe sich auf das Opfer und heiße so viel als „entsündigen." Hiemit gesteht er aber zu, daß die Handlung vor Gott geschieht. Und nun bemerke man noch, daß von Christi Gerechtigkeit nicht an und für sich die Rede ist, sondern in Bezug darauf, daß er in den Tod gegeben wurde. Im Tode Jesu bedeckt seine Gerechtigkeit unsere Sünden, d. h. macht sie unsichtbar oder unbildlich: bewirkt, daß sie uns nicht zugerechnet werden können. Aber der Verf. bezieht 4. unsere Rechtfertigung auf die Heiligung durch die fortdauernde Gemeinschaft mit Christo. Wieder irrig. Der Briefsteller spricht von dem, was zur vorbestimmten Zeit geschehen ist, indem er überall die Vollendung der Handlung ausdrückt (ἠδυνήθη, womit δυνατὸν parallel, καλύψαι und δικαιωθῆναι). Dies folgt auch daraus, daß er später in der vergangenen Zeit fortfährt, bis er auf unsere fortwährende Heiligung zu sprechen kommt:

„Indem Gott nun in der früheren Zeit das Unvermögen unserer Natur, um das Leben zu erlangen, darthat, jetzt aber den Heiland zeigte, der vermögend ist auch das Unvermögende zu retten, wollte er, daß wir aus diesen beiden Gründen an seine Güte glauben (πιστεύειν), ihn für unseren Vater halten (ἡγεῖσθαι) u. s. w." Dies widerspricht denn auch der Behauptung, daß „der Tauschwechsel" (ἀνταλλαγή) „etwas nur in uns Stattfindendes" sey, nicht der am Kreuz stattgefundene Tausch unserer Ungerechtigkeit gegen Christi Gerechtigkeit. Der Verf. fügt hinzu: „Denn wenn das Wort in diesem letzteren Sinne genommen werden sollte, so müßte der Sohn Gottes unsere Bosheit, Ungerechtigkeit, Verdorbenheit (oder Sterblichkeit) eingetauscht haben." Allerdings! das sagt ja der Briefsteller ausdrücklich! „Auf daß die Ungerechtigkeit Vieler in Einem Gerechten verborgen würde." Unsere Ungerechtigkeit ging, der ganzen Schuld und Verderbenskraft nach, auf ihn über, wurde aber von seiner Gerechtigkeit verschlungen. Eben so tauschte er auch unsere Sterblichkeit ein, denn wie hätte sonst der „Unverdorbene für die Verdorbenen, der Unsterbliche für die Sterblichen" sterben können? — Sagt endlich 5. der Verf., es handle sich hier nur um die menschliche Gerechtigkeit Christi, um seinen Gehorsam, so vergaß er, daß der Briefsteller als wesentliche Eigenschaften des Lösegelds darstellt, neben der Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ἀφθαρσία und ἀθανασία (Unvergänglichkeit), welche in der christlichen und namentlich in der patristischen Theologie als Eigenschaften der göttlichen Natur bekannt sind, 1 Tim. 6, 16. *)

Man nehme doch einmal recht einfach das Bekenntniß:

Ein Unsterblicher wurde das Lösegeld für Sterbliche;

und halte damit zusammen das Bekenntniß von Ignatius (Bähr S. 29.):

Der nicht leiden konnte, wurde um unsertwillen leidensfähig;

so hat man doch ganz klar den Glauben, daß der Sohn, als er unser Lösegeld wurde, um uns, dem Tode Verfallene, zum ewigen Leben zu verhelfen, unsere Sterblichkeit von uns annehmen mußte, daß also Loskauf und Austausch zusammenfällt, was eben die stellvertretende Genugthuung constituirt.

6. Irenäus.

Wir denken nicht, uns bei diesem Kirchenvater, mit dem sich die eigentliche Reihe der Zeugen vom apostolischen Kirchenglauben schließt, lange aufzuhalten, da wir schon Gesagtes wiederholen müßten. Nur eins ist hier eigenthümlich und wichtig, die Meinung, Irenäus habe (wie später Origenes) die phantastische Idee deutlich ausgesprochen, daß Christus dem Teufel sein Blut als Lösegeld bezahlt habe, und ich bin dem Kirchenvater um so mehr Rechtfertigung schuldig, da ich mich auch von Münscher zu der Ansicht hatte verführen lassen, und erst durch Möhler (Athanasius, I, S. 28.) aufmerksamer wurde. Auffallend hätte es nämlich dem Verf. und mir seyn sollen, daß Irenäus selbst das Gegentheil behauptet, indem er ausdrücklich sagt, wir seyen Niemands Schuldner gewesen als Gottes, und Christus habe keinem Anderen unseren Ungehorsam abbezahlt (Bähr S. 60.); ferner, daß Irenäus immer den Gehorsam Christi gegen Gottes Gesetz als Lösegeld entgegenstellt dem Ungehorsam Adam's gegen dasselbe Gesetz; endlich, daß er erklärt, die Macht des Feindes über den Menschen bestehe in der Uebertretung des Gesetzes (transgressio, παράβασις) und dem Abfall von Gott (ἀποστασία), und dadurch habe er den Menschen gebunden, so daß es nur der Sprengung dieser Bande bedurfte, um den Menschen zu befreien, und dem Teufel nichts zurückzulassen als — die Bande. **) Ueberdies liegt in den beiden zweideutigen Stellen (V, 1. V, 2, 1., Bähr S. 64 und 66.) selbst ein Gedanke, der der Bezahlung an Satan widerspricht; ***)

des ganzen Verhältnisses des Schriftstellers zum A. T. auf die Mélanges, p. 80 f., p. 89 f.

*) Dahin ist es auch zu ziehen, wenn Ignatius (nach Athanasius) Christum nennt: „Mitten im Tode ewiges Leben." D. h. sterbend hörte er doch nicht auf, Gott zu seyn, und wurde so auch für uns der Quell der Unsterblichkeit. Die ganze patristische Theologie legt, wie die orthodoxe, das größte Gewicht darauf, daß das Opfer für unsere Sünden Gottes Sohn selbst gewesen sey, und wenn sie gleich nicht Ausdrücke enthält, wie: „Gott selbst ist todt," so bietet sie doch, der Einheit der Person gedenk, andere Ausdrücke dar, die den natürlichen Sinn nicht minder choquiren, wenn sie auch besser gewählt sind.

**) S. 56. bei Bähr, der aber den Text unnöthig korrigirt, vgl. S. 64. Anm. 25.

***) Einen Einwurf von Münscher (Bähr S. 65.) geben wir auf, da er auf der falschen Beziehung des secundum suadelam beruht, die auch Bähr voraussetzt. Aber im Allgemeinen läßt sich nicht leicht vereinigen, daß Christus Satan im Kampf überwunden und ihm die Beute bezahlt haben soll.

Irenäus legt nämlich zu Grunde, daß wir als Gottes Geschöpfe Eigenthum Gottes sind, und Satan (in dieser Beziehung auf Gott) uns unrechtmäßig besitzt, Gott also nur das Seinige sich wieder angeeignet habe. Hiezu fügt er denn noch, daß Satan die Menschen selbst (Eva) betrogen, und nachher mißhandelt habe. Diesem Verfahren setzt allerdings der Kirchenvater das Verfahren Christi scharf entgegen, indem er es rationell (rationabiliter redimens) nennt, und das in zwei Beziehungen. Zuerst (ich kehre die Ordnung um), insofern uns Christus durch seine Gütigkeit für sich gewann, liebreich behandelte (quantum ad nos — *benigne*, womit identisch non cum vi — — sed secundum suadelam, vgl. Ep. ad Diogn.: ὡς πείθων, οὐ βιαζόμενος). Zweitens (eigentlich das Erste), insofern Christus die ewige Gerechtigkeit nicht verletzte (Dei Verbum — non deficiens in sua *justitia*), sondern uns mit seinem Blute von dem Abfall loskaufte (zweimal apostasia, nicht apostata). So „eignete er sich sein Eigenthum in Gerechtigkeit und Güte an." In Güte, nicht mit Zwang, „damit nicht die alte Schöpfung Gottes (die freigeschaffene Kreatur) zerstört werde." In Gerechtigkeit, „damit nicht was Recht ist, gebrochen werde." Man sieht, daß von keinem teuflischen Rechte die Rede, sondern das juste et legitime ebenfalls nur auf Gottes lex und justitia zu beziehen ist, denen zufolge kein Loskauf vom Abfall statt findet, als durch Blut. Denn indem Christus durch seinen Tod den Abfall Adam's von Gott vor Gott vergütete, zerriß er auch die Fesseln Satans auf die rechtmäßigste Weise (s. o.). Dies einzig stimmt denn auch mit den Stellen (S. 67 f.), in denen gesagt wird, Christus als Gott habe uns unsere Sünden vergeben, habe am Kreuze uns die Schuld erlassen; ferner: sein Tod sey die Heilung (d. h. Vergütung) und Erlassung unserer Sünden;*) er habe uns durch sein Leiden mit Gott versöhnt, und endlich am Deutlichsten: „Er führte uns in (Gottes) Freundschaft zurück, als er durch seine Menschwerdung Mittler Gottes und der Menschen geworden war, indem er einerseits für uns den Vater versöhnte, gegen den wir gesündigt hatten, und unseren Ungehorsam durch seinen Gehorsam ersetzte,**) andererseits aber uns die Bekehrung [conversationem, ἀναστροφήν] zu unserem Schöpfer und Unterwürfigkeit schenkte." —

Der Verf. wünscht, daß seine Schrift nicht „als ketzerisch, bitter verworfen" werde. Die Ausführlichkeit unserer Prüfung wird ihm unsere Achtung beweisen. Für „ketzerisch" möchten wir seine Arbeit nicht halten, da sie keinen positiven Irrthum enthält, und nur theilweise aus Mangel an Klarheit die richtige Lehre bekämpft, größtentheils aber behauptet. In letzterer Beziehung hat sie nicht nur als fleißige, geordnete, gewissenhafte Sammlung großen Werth, sondern dient auch zum Zeugniß gegen den Rationalismus und inconsequenten Supernaturalismus, als historische Grundlage einer wahrhaften *praescriptio haereticorum*. W. St.

*) Curatio et remissio peccatorum. Wenn ersteres die Heiligung bedeuten sollte, stände es wohl nicht vor der Vergebung. Die Sünden können auch rücksichtlich der Strafen mit Wunden verglichen werden. Der eigentliche Ausdruck statt dieses bildlichen in der folgenden Note.

**) Dieser locus classicus ist so, wie oben, zu interpretiren: In amicitiam restituit nos Dominus (nämlich: vorzüglich durch seinen Tod; hier Komma), per suam incarnationem mediator Dei et hominum *factus* (dies zusammen, wie Sinn und Parallelen zeigen, κοιηθεὶς auf die Geburt zurückbezogen), propitians quidem etc., auf den Tod Christi bezüglich. Consolatus aber ist nichts weiter als Uebersetzung von παρεμυθήσατο — als Ausdruck rascher Handlung zu fassen und in der Bedeutung: ersetzen, vergüten (s. Irmisch ad Herodi. l. V, c. 6. §. 4.)

Ein Brief des Pfarrers Samuel Luzius *) an den Professor Malaerida in Bern vom 6. Februar 1706.

Ich wünsche Euch Weisheit, Gnade, Licht, Liebe, Glauben und Gebet, die Seelen zu fangen, sonderlich der jungen Studenten. Ach wie manche werdet Ihr können dem Richter zeigen, wenn er kommt? Sie sind nicht allein an ihrem Verderben Schuld. Mein Herz wird mir groß, so oft ich an die Zeiten meiner Jugend gedenke.

O, Ihr Herren Professoren! wann wollet Ihr einmal aufwachen und Euch das Reich Jesu lassen angelegen seyn? Euerthalben wäre meine Seele wohl allen Teufeln in der Hölle zu Theil worden. Wahrhaftig mich nimmt Wunder, wie Ihr werdet Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Es ist wohl viel Redens, aber wenig rechter Ernst. Oder, wo ist derjenige Herr Professor, der aus einem Drang der Liebe Jesu in besonderer Unterhaltung den Herrn Studenten nach eines jeglichen innerlichem Zustand ihm zum Herzen rede, mit ihnen vor Gott niederkniete und ihre Seelen in ihrer Gegenwart Gott vortrage. Dieser brennende Hirteneifer muß eine Singularität und Fanatismus seyn.**) Man ist gar zu klug; menschliche Absichten verderben Alles; man opfert sich nicht rein und lauter für Jesum auf, man traut Gott nicht, man siehet mehr auf Menschen als mit Mose auf den unsichtbaren Gott. Ach wollte man den theuren Helden folgen, die nicht der Welt, aber Gott gefallen haben, man würde Wunder sehen unter den Studenten. Aber Weltklugheit sparet alles Gute auf bis auf bessere Zeiten. Ach, wo ist der Glaube, der der Sieg der Welt ist? Indeß klagt man, die Jugend sey heutiges Tags bös verderbt! Hat denn der König und Hoheprieſter Jesus keinen Geist mehr? Wenn man nur probiren wollte und mit Gott wagen, man würde erfahren, daß Jesus eben das könnte, was vor Zeiten. Man ist zwar weise, beredt, gelehrt; Jesus aber braucht Kinder und Säuglinge, darum gibt's nichts draus. Ach, mein lieber und theurer Herr Professor, vertraget mich recht in meiner Thorheit, verträgt man doch gerne Kinder und Narren. Ich bin irre an Euch, ich möchte aber gerne, daß Ihr noch völliger würdet und schöne Erndte hättet in der zukünftigen Welt, dahin wir so schnelle forteilen. Ihr seyd zerstreut in vielen Dingen, darum können die, so bei Euch sind, nicht von Euch in der Liebe Gottes entzündet werden, auch nicht in der Begierde der Nachfolge Jesu und Hoffnung seiner Herrlichkeit erwarmen. Jesus kann unmöglich mit einem solchen Wesen zufrieden seyn, es geht schlecht zu. Wann man schon die geistreichsten Lektionen hat, setzt man nicht privatim an die Herzen: Du, du, du! wie ist's mit dir? ꝛc. so hat's wenig Nachdruck. Es dünkt mich, die Erfahrung sollte solches auch wohl den Blinden entdeckt haben." —

*) Samuel Luzius war Prediger der Deutschen Gemeinde in Iferten, Kantons Waadt. Siehe dessen Leben in S. Scheler's Morgenstern, Jahrg. 1829, S. 321 f.

**) Diese mit gesperrter Schrift gedruckte Stelle wurde im Jahr 1829 von der Censurbehörde in Basel gestrichen, als der Brief im Morgenstern abgedruckt werden sollte, mit der Bemerkung: „Verunglimpfungen eines ganzen ehrenwerthen Standes können die Censur nicht passiren." Welcher unbefangene Leser findet aber hierin eine Verunglimpfung? War denn der Brief nicht ein geschichtliches Aktenstück vom Jahr 1706 und nicht eine Rüge im Jahr 1829? Allein es scheint das kräftige und wahre Wort rührte das Herz des Professors der Theologie in Basel grade so wie Pauli Wort das Herz des Landpfleger Felix (Act. 24, 25.) und es wurde gestrichen. Ob es wohl jetzt nach den vielen betrübenden Erfahrungen auch noch gestrichen werden würde?? —

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 15. Mai. № 39.

Ueber das Glaubensbekenntniß des Herrn Dr. Röhr in der kritischen Predigerbibliothek von 1832.

Es ist männiglich bekannt, wie leisetretend der sogenannte Rationalismus anfänglich in die Kirche sich eingeschlichen, wie er in Lammeskleidern nur Duldung für sich verlangt, nur Toleranz und Milde gegen Andersdenkende gepredigt; doch nun, nachdem er aus der Wissenschaft, worin er sich nicht mehr halten kann, in die aufgeregten Massen eingedrungen und unter ihnen breiten Platz gegriffen hat, kehrt er die Wolfsnatur heraus und zeigt die Zähne. Ein ungemessenes Schmähen, Lästern, Höhnen sprudelt nun aus seinen zornigen Sprechern gegen die treuen Liebhaber des christlichen Kirchenglaubens, wider die sie eben so viel Intoleranz beweisen, als sie für sich selbst Toleranz fordern. Keine Art der Verunglimpfung ist zu schlecht und zu widersprechend, als daß sie diese intoleranten Toleranden nicht gegen die gläubigen Anhänger der Evangelischen Kirchenlehre brauchen sollten. Bald werden sie als sehr einfältige Menschen verlacht, bald als sehr gefährliche verdächtigt, bald als starre Anhänger des Alten verachtet, bald als fanatische Neuerer verabscheut, bald als steife Buchstabenknechte, bald als mystische Schwärmer zur Schau gestellt; oder sie werden als obscurantische Schwachköpfe verspottet, und zwar von Menschen, die selbst noch keinen theologischen Begriff klar gedacht haben, oder als abgefeimte Heuchler verläumdet und zwar von Menschen, die selbst immerdar der allergröbsten Heuchelei sich schuldig machen, indem sie im Dienst der Kirche amtlich ihren Glauben heucheln, obwohl sie ihn im Herzen längst aufgegeben haben. Ja eben die, welche schon längst der Kirchenlehre treulos geworden sind, bemühen sich die orthodoxen Anhänger als Verräther an ihr zu verketzern, indem sie ihnen grade den Glauben, womit Luther die Römische Kirche bekämpft hat, als Crypto-Papismus vorwerfen, ja ihnen eine geheime Conspiration mit den Jesuiten vorwerfen, mit denen bekanntlich die orthodoxen Lutheraner auf Tod und Leben gekämpft haben. Das thun Männer, die, wenn es ihr eigenes Interesse gilt, den jesuitischen Grundsätzen heuchlerischer Accommodation und Zweizüngelei öffentlich das Wort zu reden sich nicht schämen. So rechtfertigt es z. B. Dr. Röhr in seinen Briefen über den Rationalismus S. 450. ganz in jesuitischem Sinne (man vgl. Pascal lettres provincielles) als Pastoralklugheit, „daß der rationalistische Volkslehrer die Bibel Gottes Wort nennt, oder vielmehr behauptet, sie enthalte Gottes Wort, ob er sie gleich selbst nur als ein menschliches Buch betrachtet, daß er von Offenbarungen Gottes spricht, ob er gleich selbst keine eigentlich sogenannte, d. h. eine übernatürliche und unmittelbare Offenbarung Gottes, statuirt, daß er dem Christenthum den Charakter einer göttlichen Anstalt beilegt, ob er gleich von einer übersinnlichen (es hat also eine bloß sinnliche) Causalität derselben abstrahiren zu müssen glaubt, daß er den Stifter derselben und seine Gehülfen göttliche Gesandten nennt, ob er gleich ihre irdische Erscheinung und Wirksamkeit im Lichte des gewöhnlichen Causalnexus der Dinge betrachtet." Dazu vergleiche man, wie derselbe Schriftsteller, der neuerdings wieder, da der Begriff der Offenbarung erneutes Ansehen gewonnen, so gern von Offenbarung spricht, obwohl er keine eigentlich sogenannte, d. h. unmittelbare, statuirt, über den Begriff der mittelbaren Offenbarung sich äußert S. 21.: „Die unstatthafte Unterscheidung zwischen unmittelbarer und mittelbarer Offenbarung hat allerdings ihren großen Nutzen gehabt. Sie war gleichsam die schützende Aegide, unter welcher sich in neueren Zeiten der Rationalismus zu einem System ausbildete, ein unverfänglich scheinender Mittelbegriff, der die gänzlich divergirende Tendenz desselben vom Supernaturalismus so lange verhüllte, bis sich das schwache Auge ohne Nachtheil an das hellere Licht gewöhnte. Er hat das Seinige geleistet, und man darf nach der Denkart des gegenwärtigen theologischen Zeitalters endlich auf den unverkennbaren inneren Widerspruch einer mittelbaren Offenbarung aufmerksam machen. Schon Lessing nannte sie eine Offenbarung, die — nichts offenbart." Dazu nehme man, wie dieser Apologet einer in unverkennbarem innerem Widerspruch mit sich selbst begriffenen, also offenbar heuchlerischen, Zweizüngelei S. 461. gegen diejenigen sich erklärt, welche sagen: „Mag, wer sich nicht von der Lehre, die die Bekenntnißschriften unserer Kirche enthalten, überzeugen kann, kein öffentliches Lehramt annehmen, oder, wenn er es schon hat, es niederlegen." „Wohlgesprochen," erwiedert Röhr, „wenn man entweder einen Glauben hat, der Berge

versetzt, oder ein Generalpächter-Vermögen besitzt, bei dem man seine zeitliche Subsistenz nicht auf ein Lehramt gründen darf." Hienach bedarf es wohl keines Beweises mehr für einen ehrlichen Mann, daß der Herr General-Superintendent Röhr, der nur dann Aufrichtigkeit für Pflicht hält, wenn man ein Generalpächter-Vermögen besitzt, die Grundsätze der Jesuiten noch überbietet, und Jedermann wird einsehen, wer unter uns „die Protestantischen Jesuiten" sind, und wieviel Glauben man diesen Leuten zu schenken hat, wenn sie ihre widerchristlichen Meinungen in biblische Formeln hüllen.

Was nun dieser Theologe, dieses „sichtbare Oberhaupt der Rationalisten (wie ihn Marheinecke in der Vorrede zu seiner Dogmatik nennt) gegen die gläubigen Anhänger der Evangelischen Confession, gegen die alten Augsburgischen Confessionsverwandten schon seit geraumer Zeit im Schilde führt, das hat er neuerdings kundgegeben durch Aufstellung einer eigenen, neuen, selbstgemachten Confession, die er laut eines Schreibens an die theologischen Fakultäten des Protestantischen Deutschlands,*) zur Concordienformel der Rationalistisch-Protestantischen Kirche erheben wünscht. Das merkwürdige Aktenstück steht in der kritischen Predigerbibliothek B. 13. H. 3. S. 535 ff., und Dr. Bretschneider gibt ihm in der Hauptsache Beifall in der Allgem. Kirchenzeitung von 1832 Nr. 156. in einem Aufsatze, worin er die Fundamentaldogmen der Augsburgischen Confession und übrigen symbolischen Bücher ausdrücklich verwirft. In den den Glaubenssätzen vorangestellten Grundsätzen jenes Röhrschen Bekenntnisses heißt es: „Gelingt es, sie so darzustellen, daß sich nichts Erhebliches dagegen einwenden läßt, so ist auch das öffentliche Bekenntniß derselben für Alle, welche wahre und ächte Glieder dieser Kirche seyn wollen, verpflichtend, und Jeder, der sie im Ganzen oder theilweise verläugnet, scheidet sich dadurch selbst von ihrer Gemeinschaft aus." Die Ausscheidung der rechtgläubigen Glieder der Kirche aus der rationalistischen Gemeinde ist also beschlossen, beschlossen von einem Manne, der noch vor Kurzem Herrn Dr. Hahn und die Ev. K. Z. auf alle Weise verunglimpfte, weil sie wünschten, daß die, welche die allein rechtmäßig bestehende Confession der Protestantischen Kirche verläugneten, doch wenigstens so ehrlich seyn möchten, aus dem Lehramte derselben auszuscheiden. Welche Toleranz und welche Consequenz! Weiter heißt es ebendaselbst: „Die Lehrfreiheit der Geistlichen unterliegt der nothwendigen Beschränkung, daß sie mit den Ergebnissen ihrer Forschungen nichts vermischen dürfen, was a) entweder der religiösen Wahrheit überhaupt, oder b) der christlich religiösen insbesondere, oder c) den Grundsätzen ihrer Kirche im Besondersten widerspricht, oder d) durch Herbeiziehung von Fragen und Untersuchungen, die nicht das eigentliche Wesen der christlich-religiösen Wahrheit betreffen, das Volk in seinem Glauben an dieselbe stören und irren können." Das sind die päpstlichen Grundsätze des Herrn Dr. Röhr, wonach unter der Superintendenz seiner Confession keine Lehrfreiheit mehr für alle diejenigen Protestanten statt finden soll, die um des Wortes Gottes und ihres Gewissens willen gegen seine Professio fidei Weimarana protestiren werden; das ist die Gewissensfreiheit, die uns die rationalistische Hierarchie in der Perspektive erblicken läßt. Unter d) wird sie, wie es in Genf schon geschehen, die

*) Das die theologischen Fakultäten zur öffentlichen Verläugnung des Kirchenglaubens durch officielles Bekenntniß zum Rationalismus auffordernde Schreiben steht gedruckt in Sengler's Katholischer Kirchenzeitung von 1832 Nr. 178.

positiven Heilslehren der Offenbarung von der Erbsünde, Gnade, Rechtfertigung, Genugthuung des Gottmenschen, Dreieinigkeit u. a. als verwirrende Spitzfindigkeiten, zu lehren und zu predigen verbieten, unter c) keinen Widerspruch gegen die Menschensatzungen und Irrlehren des Rationalismus und Pelagianismus dulden, obwohl eben durch diesen Widerspruch die Protestantische Kirche entstanden ist, der daher auch überall in ihren rechtmäßigen Bekenntnißschriften hervortritt. Das glaubt jetzt ein Mann der Welt bieten und theologischen Fakultäten vorlegen zu dürfen, der die Briefe über den Rationalismus noch anonym unter fingirtem Druckort erscheinen ließ, der so lange den Deckmantel der Toleranz und Milde gegen Andersdenkende getragen, der so gern die Rolle eines Vorfechters der Lehr- und Glaubensfreiheit gespielt hat. Da steht enthüllt — der Mantel ist gefallen — der neue Papismus, der an Willkühr eigenbeliebiger Menschensatzungen den alten bei weitem überbieten, und als Antichristenthum das Christenthum vernichten würde, wenn es nicht der ewige Fels der Wahrheit wäre, an dem alle Macht der Lüge zerscheitert.

Daß es auf eine Vernichtung des evangelischen Christenthums mit dem Rationalismus hinausläuft, beweisen die Glaubenssätze, die Herr Röhr in seiner Confession auf die obigen Grundsätze folgen läßt, und von denen ich nur so viel sage, daß sie alle Glaubensartikel der Augsburgischen Confession ganz oder theilweise verläugnen, und besonders in gänzlicher Verkennung der evangelischen Lehren von der Sünde, Gnade, Rechtfertigung und Heiligung ihrem schriftgemäßen Lehrbegriff diametral entgegen sind, und einen bloß gesetzlichen, groben Pelagianismus aufstellen, der den subtilen Katholischen zweifach überbietet. Aber nicht nur das Evangelische, sondern auch das ökumenische, das allgemeine Christenthum, worin die Römische und Griechische, die Lutherische und Reformirte Kirche einmüthig zusammenstimmen, will der sogenannte Rationalismus vertilgen. Der Grundartikel dieses allgemeinen Christenthums ist die Gottheit Christi, vor welcher Alles, was im Himmel und auf Erden ist (Phil. 2, 10.), vornehmlich aber, die nach seinem Namen genannt sind, ihre Knie beugen sollen. Wer sie verläugnet, hebt das allgemeine Christenthum aller Jahrhunderte auf, oder vielmehr er setzt es zur schimpflichsten Abgötterei herab, weil es, ist Christus nur ein Mensch, die göttliche Ehre (Joh. 5, 23.) und die Zuversicht des Heils (Apostelgesch. 4, 12.) auf eine Kreatur des Staubes, auf einen armen todten Juden überträgt, wodurch die Kirchen und Altäre der Christen zu Götzentempeln und heidnischen Altären werden; denn jede Vergötterung einer bloßen Kreatur ist Heidenthum und Abgötterei, wogegen das erste Gebot und die ganze heilige Schrift eifert. Während nun selbst die Türken (Koran Sure 3.) den Sohn der Maria für einen Propheten übernatürlichen Ursprungs halten, während ihm Arianer und Socinianer übermenschliche Prädikate beilegen, erklären ihn dagegen die sogenannten Rationalisten innerhalb der Christenheit eben so wie die Juden für einen bloßen, natürlichen, unter dem natürlichen Causalnexus der Providenz durch seine „sittliche Vollkommenheit ausgezeichnet" gewordenen Menschen, und obwohl sie ihn dabei mit kluger Accommodation einen Gesandten Gottes und Herrn, auch Heiland und Erlöser, ja den Sohn Gottes nennen, so sind dies doch laut der Röhrschen Confession nur „Namen" und Titel, die sie ihm ohne die biblische Wahrheit und göttliche Wesenheit derselben vor der Gemeinde beilegen, während sie für sich, oder vor den Aufgeklärten „seine irdische Erscheinung und Wirksamkeit im Lichte des gewöhnlichen Causalnexus der Dinge betrachten, oder nur einen Gradunterschied

desselben von anderen Menschen gelten lassen, s. die Briefe über den Rationalismus S. 450.; denn — so spricht Herr Röhr: „ich nehme jede andere, auf ein höheres und unerklärliches Verhältniß seines Wesens zu Gott hindeutende Aeußerung nur für ein Produkt damaliger Sprache und Denkart," eb. S. 30. Vgl. damit Wegscheider's Dogmatik §. 121., wo, obwohl in der Ausgabe von 1829 gleich im ersten Satze hinzugefügt worden, daß das Leben Jesu durch glänzende und ganz ungewöhnliche Beweise der göttlichen Vorsehung (nach dem Röhrschen Bekenntniß nur „durch eigenthümliche Thaten und Schicksale") ausgezeichnet gewesen, dennoch die Behauptung aller früheren Ausgaben unverändert wiederholt wird, daß Jesus ein Mensch und nur ein Mensch gewesen sey (Jesum fuisse hominem, nec nisi humana sorte esse perfunctum), und dieses bloß menschliche Loos wird dann von der zweideutigen Geburt durch Galiläische Eltern (parentibus Galilaeis natus) bis zur Scheinauferstehung vom Scheintode am Kreuze à la Bahrdt und Paulus durchgeführt, wonach denn natürlich alle wunderbaren Eigenschaften, die die Schrift seiner menschlichen Natur in Folge der Vereinigung mit der göttlichen beilegt, gänzlich verschwinden (quaecunque de miraculosis naturae Jesu Christi humanae proprietatibus jactata sunt, prorsus concidunt), §. 123. Da nun aber der Herr selbst, obwohl er sanftmüthig und von Herzen demüthig war (Matth. 11, 29.), dennoch mit eigenem Munde sich die göttliche Allmacht (Matth. 28, 18.), Ewigkeit (Joh. 17, 5.) und gleiche Ehre und Wesenheit mit Gott dem Vater beilegt (Joh. 5, 23., 10, 30., 14, 9.), so müssen diese sogenannten Rationalisten, um ihn nicht als schändlichen Lügner dastehen zu lassen, ihn, der das Licht der Welt ist (Joh. 8, 12.), für einen schwärmenden Mystiker oder Enthusiasten erklären, dem das Licht des Geistes dergestalt getrübt war, daß er als bloßer Mensch, Gott zu seyn den Wahn, oder vielmehr den Wahnsinn hegte, s. Röhr's Briefe S. 304., wo er sagt: „Jesus, dieser erhabenste, edelste Enthusiast, den es je auf Erden gab." Also ein Enthusiast, der in Alles überfliegender Schwärmerei sich aus menschlicher Niedrigkeit dem ewigen Gott an die Seite setzte, ein solcher bis zur wahnsinnigen Anmaßung göttlicher Ehre sich versteigender Enthusiast ist nach Herrn Röhr's Meinung der, den die Schrift das Licht der Welt, die Wahrheit und das Leben nennt (Joh. 14, 6.), ist der Herr und Heiland, den die Apostel als die einzige Quelle des Heils, als wahrhaftigen Gott über Alles hochgelobt in Ewigkeit (Röm. 9, 5., Joh. 5, 20.) gepredigt haben. Und die Welt, die arme getäuschte Welt, hat es ihnen geglaubt, und eine Gemeinde der Gläubigen, die christliche Kirche, hat sich gebildet, und die edelsten Nationen der Erde sind aus dem Heidenthum heraus in ihre Hallen eingegangen, und alle Völker des gebildeten Europa haben das Kreuz Christi erhöht und beten ihn an, und alle Mühseligen und Beladenen schöpfen ewigen Trost und heilige Kraft aus ihrem anbetenden Glauben, und siehe da — die Sekte des Rationalismus tritt hervor und behauptet zur Schande der Menschheit, zur Schmach der Geschichte, zur Verstörung der Seelen, dieser Christus sey ein bloßer Mensch, ein Natursohn (s. Briefe ü. d. R. S. 186.), ein Enthusiast gewesen, den nur die Schwärmerei zu einem Abgott gemacht habe. Und möchte sie es immerhin mit den Juden feindlich behaupten, so würden wir ihr als einem ehrlichen Feinde gegenüber stehen; aber nein, der Rationalist besteigt die christlichen Kanzeln und Altäre, er nennet auch Christum einen Herrn und Sohn Gottes, aber nicht im heiligen Geiste (1 Cor. 12, 3.), sondern im Zeitgeiste trüglicher Accommodation, so wie er „die Bibel Gottes Wort nennt, ob er sie gleich selbst nur als ein menschliches Buch betrachtet" (Briefe ü. d. R. S. 450.); er nennet sie so, weil „er seine zeitliche Subsistenz auf ein Lehramt gründet, was er nicht aufgeben kann, so lange er nicht ein Generalpächter-Vermögen besitzt," ebendas. S. 461. Und wenn nun gläubige Seelen in der Gemeinde vor dem heiligen Namen in Demuth sich beugen, und ihrem Heilande im Gesang und Gebet die Opfer des Lobes und Dankes darbringen, so muß der Rationalist an heiliger Stätte diese Anbetung eines bloßen Menschen in seinem Gewissen als Abgötterei und Götzendienst verachten und verurtheilen, und wenn auch „der zeitlichen Subsistenz wegen" nicht offen und direkt, doch versteckt und indirekt jenen Glauben, statt ihn amtlich zu pflegen und zu fördern, auf alle Weise negativ und positiv untergraben und zerstören, bis es ihm gelingt, auf den Trümmern der alten christlichen Confession die Menschensatzung eines neuen Bekenntnisses von Röhr oder Wegscheider oder Bretschneider, oder sonst wem aufzurichten, und die Bekenner der alten aus der neuen Kirche oder vielmehr Sekte (denn Sekte ist alles, was von den christlichen Urconfessionen abweicht) auszuschließen.

Mögen sie denn immerhin in Weimar und Gotha eine neue Sekte bilden und die alten treuen Augsburgischen Confessionsverwandten aus ihrer Gemeinschaft ausschließen! Wahrlich, diesen wird nicht nach der ihrigen lüsten, und es wird nur um jener selbst willen betrübend seyn, wenn sie das Salz der evangelischen Wahrheit von sich ausscheiden. Diese wird dennoch durch ihre innere biblische Gotteskraft unüberwindlich bestehen, und nicht fallen, sollten auch noch so Viele von ihrem äußeren Bekenntnisse abfallen, und sollte auch durch die revolutionäre Willkühr der Abgefallenen ihr äußerer gesetzmäßiger Rechtsbestand im Staate beeinträchtigt werden. Doch auch dies ist unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu besorgen. Die auf den heiligsten Europäischen Traktaten ruhende Begründung des Rechtszustandes der Deutsch-Evangelischen Kirche*) auf die Augsburgische Confession wird durch jene theologischen Zwerge nicht umgestoßen werden. — Sie ist noch immer die rechtliche Garantie der Gewissensfreiheit der Protestantischen Gemeindeglieder gegen die anmaßende Willkühr der geistlichen Herren, die ihre amtlichen Vorrechte mißbrauchend, von Kanzel und Altar ihnen eigenbeliebige, selbstgemachte Glaubenssatzungen aufdringen, und dadurch einen Gewissenszwang ausüben, der, bei der Gebundenheit der Laien an ihr Officium, diese in eine so schnöde Abhängigkeit von den Launen der theologischen Hierarchie zu versetzen droht, daß das Katholische Verhältniß der Laien zu den Geistlichen beneidenswerth dagegen erscheinen muß. Es ist daher wohl höchst unwahrscheinlich, daß Protestantische Christen sich das hochverbürgte Palladium der Augsburgischen Confession, alsbald nach ihrem dreihundertjährigen Jubiläum durch das leichtsinnige Machwerk des Weimarischen Oberhaupts der Rationalisten werden aus den Händen spielen lassen. Es ist noch weniger zu erwarten, daß eine theologische Fakultät sich dergestalt compromittiren könne, die grundgesetzliche Confession der Evangelischen Kirche um des ephemeren Röhrschen Projekts willen, was auch vor dem einfachsten christlichen Laienverstande sich selbst als unchristlich und widerkirchlich richtet, öffentlich zu verläugnen; vielmehr werden sie wahrscheinlich, eingedenk ihrer alten Würde und pflichtmäßigen kirchlichen Stellung, die Anmuthungen jenes Ultra-

*) Daß auch die Reformirten Augsburgische Confessionsverwandte sind, s. den Westphäl. Frieden Art. 7.

Socinianers gebührend zurückweisen. Sollte es jedoch irgendwie oder irgendwo gelingen einer Confession, wie die Röhrsche, die Beipflichtung einiger Theologen oder auch eine obrigkeitliche Genehmigung zu erwirken, so versteht es sich auch von selbst, daß, ohne die härteste Gewissenstyrannei, kein Protestantischer Laie mehr an das kirchliche Officium derselben gebunden werden darf, und jedem frei gegeben werden muß, sich ihrer Verwaltung der Gnadenmittel zu entziehen und Protest gegen sie einzulegen. Denn sollten je Augsburgische Confessionsverwandte genöthigt werden, den Dienern einer anderen Confession, und zwar einer socinianischen oder rationalistischen, zu gehorsamen, so würde dies ein Bruch des Religionsfriedens seyn, der, durchgelassen, in seinen Consequenzen uns auch wieder zum Zwang unter die Katholische Confession führen könnte, wenn es nämlich einigen General-Superintendenten mit ihrem Anhange gefiele, sich dafür zu erklären. Daher, weil die General-Superintendenten Röhr und Bretschneider öffentlich und ausdrücklich ihren Abfall von der Augsburgischen Confession und deren Fundamentalartikeln erklärt haben, und ersterer wenigstens für sich schon eine andere neue Confession aufgerichtet hat, kann und darf nach den rechtlich verbürgten Grundsatzen der Protestantischen Gewissensfreiheit die Weimarische und Gothaische Regierung schon jetzt es Niemanden in Stadt und Land verargen oder verbieten, gegen die geistlichen Officia dieser einer anderen, bis jetzt noch ganz ungesetzlichen, Confession zugethanenen Herren zu protestiren, sich und ihre Kinder ihrer geistlichen Wirksamkeit zu entziehen und um anderweitige gesetzliche Fürsorge für ihr Seelenheil die höchste Landesstelle zu ersuchen Ob in jenem Lande noch geistlicher Trieb, Muth und Beruf zu einem solchen Schritte sich regt, und ob unter den dortigen Umständen eine Aussicht auf einen erwünschten Erfolg desselben vorhanden ist, diese faktische Frage gehört nicht hieher, wo nur im heiligen Interesse der gesammten Evangelischen Kirche das unbestreitbare, unwiderlegliche und unveräußerliche Recht dazu, was durch hierarchische Willkühr zwar unterdrückt, aber nicht vernichtet werden kann, nachdrücklichst behauptet, und vor den bedrohlichen Anmaßungen der rationalistischen Hierarchie ernstlich und brüderlich gewarnt werden soll. Möchten es alle Laien wohl beherzigen, daß sie nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte gegen ihre Pastoren haben. — †

Nachrichten.

(Genf.) Zu Anfang dieses Jahrs erschien hier die Addresse an die Direktion der theologischen Schule, von der im Novemberheft der Ev. K. Z. bereits gesprochen worden.*) Sie ist von 123 Mitgliedern der Reformirten Geistlichkeit des Kantons Waadt unterzeichnet, unter denen man mit Vergnügen die Namen mehrerer älteren und angesehenen Männer, wie Monneron, Vater, und anderer durch ihre Stellung ausgezeichneter Prediger, wie des Stadtpfarrer Manuel und des erst seither ebenfalls nach Lausanne berufenen Pfr. Monneron zu Oron, des Pfr. Burnier zu Rolle u. s. w. bemerkt. Uebrigens würde die Zahl der Unterzeichner noch stärker ausgefallen seyn, hätte die Evangelische Gesellschaft zu Genf nicht bereits früher von den Evangelischen Gesellschaften zu Vivis, Morges und Nyon einzelne Zuschriften erhalten gehabt. Wir glauben, es werde den Lesern der Ev. K. Z. angenehm seyn, wenn wir ihnen, in dieser Zeit allgemeiner Zerrissenheit, dies schöne Glaubensbekenntniß einer so achtbaren Geistlichkeit vollständig mittheilen:

Den Mitgliedern des Commitees der Evangelischen Gesellschaft zu Genf.

Theure, hochgeachtete Brüder. Mit lebendiger Theilnahme haben die unterzeichneten Diener des heiligen Evangeliums in der Nationalkirche des Kanton Waadt durch das ihnen übersandte Cirkular die Gründung der Evangelisch-theologischen Schule vernommen. Sie empfinden das Bedürfniß, und machen es sich zur Pflicht, Ihnen die Freude, die sie darüber empfinden, auszudrücken.

Sie kündigen an, über den Zustand des Menschen, über die Gnade Gottes, über die Natur des Erlösers, über das Werk, das er zum Heile seines Volkes that, und über das, das er noch dafür thut, die schriftgemäßen Lehren, welche die Helvetische Confession bekennt, verkünden zu wollen. Diese Zusicherung ist uns theuer und kostbar.

Da wir diese Lehren als den Hauptgegenstand des christlichen Glaubens betrachten, und als einzig fähig, im Herzen eine wahrhafte Wiedergeburt, Leben und Frieden hervorzubringen, konnten wir nicht ohne Schmerz diese heiligen Wahrheiten in Schriften angegriffen sehen, die von Mitgliedern der Geistlichkeit und der Akademie Ihres Kantons herausgegeben waren; aber bald wurde unser Herz wieder erfreut, und wir zweifeln nicht, daß der allein gute Gott, dem wir dafür danken, indem er Ihre Arbeiten und diejenigen der in demselben Felde beschäftigten Diener Christi segnet, unter Ihnen die großen Wahrheiten, die der Grund unserer gemeinschaftlichen Hoffnungen sind, wieder zu Ehren bringen, und im Schooß einer Kirche, die ihr Licht so lange Zeit unter den Reformirten Völkern leuchten ließ, die Fackel eines einfältigen, lebendigmachenden Glaubens wieder anzünden werde.

Unsere Wünsche begleiten Ihre Bestrebungen zur Ausbreitung des heilsamen Reichs unsers Meisters und Heilands. Wir werden uns Ihrer in unserem Gebete erinnern, wie wir Sie bitten, uns in dem Ihrigen nicht zu vergessen. Das Wohlgefallen des Herrn sey mit Ihnen und er leite das Werk Ihrer Hände. (Folgen die Unterschriften.)

Die ausführliche Antwort der Direktion der theologischen Schule, die zugleich in Druck erschienen ist, verbreitet sich hauptsächlich über die Stellung derselben innerhalb der Evangelischen Kirche einerseits und zu den Dissidenten andererseits, und ist sowohl eine Erklärung über die Lehren der Akademie, welche zur Errichtung einer neuen Schule nöthigten, als zugleich eine Verwahrung gegen die Verwechselung mit den durch dieselbe Irrlehre zur Trennung von der Kirche veranlaßten, und in donatistische Irrthümer verfallenen Dissidenten. Außerdem enthält sie die Anzeige von dem Ankaufe eines für die Evangelische Gesellschaft bestimmten weitläufigen Lokals, in dem bereits zu dem Bau einer geräumigen Kapelle für die theologische Schule geschritten wird.

Eine Correspondenz anderer Art wurde nicht viel später in einem hiesigen Blatte*) zwischen den Professoren der Akademie geführt. Eins ihrer fähigsten Mitglieder, Humbert, Prof. des Arabischen, Schüler von de Sacy (der aber nie eine Vorlesung zu Stande bringen soll), hatte seit einiger Zeit angefangen, Aufsätze über die Verbesserung des Unterrichts herauszugeben, in denen er den bestehenden Schlendrian tüchtig bekämpfte, zugleich aber auch erklärte, daß mit dem Berathen über die Formen da nichts zu bessern sey, wo vor allen Dingen das Personale geändert werden müßte. Dies griff natürlich an, und veranlaßte zu Antworten; da die Theologen aber einmal die Praxis haben, sich nicht zu verantworten, mußte ein anderer Professor dies übernehmen. Zugleich erschien indeß ein Brief eines „alten Genfer Bürgers," der die ganze Sache cavalierement behandelte, und aus Hörensagen Vieles zum Besten der theologischen Fakultät berichtete. Bald aber wußte die ganze Stadt, der Verfasser des Briefes sey der auch sonst schon pseudonym aufgetretene Professor der Theologie und gegenwärtiger Modérateur (Präsident) der Vénérable Compagnie, Chenevière selbst, und habe Manches als gehört mitgetheilt, was er aus eigener Anschauung hätte besser wissen können. So hatte sich Humbert darüber aufgehalten, daß dies ganze akademische Jahr durch den Studenten der Theologie auch nicht Eine Neutestamentliche Schrift erklärt werde. Herr Chenevière antwortete, dies sey erst letztes Jahr geschehen, und geschehe nächstes Jahr wieder. Daran rügt nun Humbert, daß Prof. Chenevière nicht hinzugefügt, dieser alle zwei Jahre ein halbes Jahr hindurch gegebene exegetische Kurs finde ein oder zwei Mal wöchentlich statt, und berechnet, daß nach gegenwärtiger Einrichtung ein Student 28—29 Jahr lang die Vorlesungen der Akademie besuchen müßte, um das N. T. erklären zu hören. Im Allgemeinen aber begnügte er sich, seinen Gegnern das Faktum entgegenzuhalten, daß aus der Akademie seit Turretin kein Theologe hervorgegangen ist. Das sind hier zu Lande die Früchte der Aufklärung.

*) Lettre d'une partie des pasteurs et ministres du Canton de Vaud et réponse de la Direction de l'Ecole de Théologie de Genève. (Genève chez Mme. S. Guers, Paris chez Risler. 8. p 26)

*) Dem Journal de Genève.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische
Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 18. Mai. № 40.

Aufforderungen zu thätigerer Seelsorge und gemeinschaftlicher Wirksamkeit für das Heil unserer Brüder, aus älterer, neuerer und neuester Zeit.

Es ist schon öfters in diesen Blättern die Ueberzeugung ausgesprochen worden, daß in dem gegenwärtigen, wenn auch unvollkommenen Zustande unserer Kirche und Kirchenverfassung, die Aufmerksamkeit aller Christen, besonders aber der Geistlichen, sich nicht sowohl auf eine Veränderung in den Formen des ganzen Kirchengebäudes, als auf eine Erneuerung und Befestigung der Gemeinschaftsbande unter den Gläubigen, den Geistlichen sowohl als den Laien, richten sollte; und es ist nicht leicht ein Aufsatz oder ein Buch über einen Gegenstand dieser Art in unserer Zeit erschienen, welches uns nicht in der schon früher ausgesprochenen Ueberzeugung bestärkt hätte. In der That gibt es auch in unserem jetzigen Zustande der Mittel so viele, welche von den Geistlichen und den gläubigen Christen überhaupt noch so gut als gar nicht versucht worden sind, daß man sich über die Lässigkeit so Mancher in dem Werke des Herrn nicht genug wundern kann. An wie vielen Orten beschränkt sich die Thätigkeit der Geistlichen noch bloß auf das Predigen und den gelegentlichen Krankenbesuch, und die Vorstellung selbst liegt ihnen fern, daß jeder Einzelne in der großen Gesammtheit ihres Pfarrbezirks ihnen insbesondere anvertraut ist, und sie Rechenschaft geben sollen von dem Heil seiner Seele! In größeren volkreichen Städten oder in größeren Landgemeinden wird oft von vorn herein als ein unumstößlicher Satz angenommen, daß unter den vorhandenen Verhältnissen eine solche auf jeden Einzelnen sich erstreckende Thätigkeit der Geistlichen ein Ding der Unmöglichkeit sey; und diese Verhältnisse, welche Alles so sehr erschweren, sollen dann in der übergroßen Ausdehnung der Parochie oder den veränderten Sitten der Zeit bestehen. Auf einige solcher Bedenken hat das neuerlich erschienene Buch von Richard Baxter: „Der Evangelische Geistliche" schon so nachdrücklich geantwortet, daß wir, bei der großen Verbreitung, welche diese Schrift in kurzer Zeit unter uns gewonnen hat, darauf rechnen dürfen, die gewaltigen Worte dieses ehrwürdigen Dieners des Herrn aus dem 17ten Jahrhundert werden bei Vielen nicht vergebens gewesen seyn. Es will uns aber scheinen, als ob seine Rathschläge und Ermahnungen an die Geistlichen in Bezug auf die thätige Fürsorge für die ihnen Anbefohlenen nach mancher Seite hin sich noch bedeutend vervollständigen und verstärken ließen. In dem sonst so herrlichen Buche scheint uns nämlich zu ausschließlich die Thätigkeit des Geistlichen, und außer ihm höchstens noch der Familienväter, in den Gemeinden hervorgehoben zu werden; die Natur der christlichen Gemeinschaft, als eines Leibes, an welchem die Glieder sich untereinander Handreichung thun und zusammenwirken zu des Leibes Besserung, ist nicht klar genug dargestellt; auf diesen wichtigen Gegenstand die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders durch einige Stimmen älterer, neuerer und neuester Zeit zu richten, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts gab der bekannte, später Jenaische, Theologe Joh. Franz Buddeus, damals in Halle, die Geschichte der Böhmischen Brüder von Joh. Amos Commenius mit einer Vorrede de instauranda disciplina ecclesiastica (Halle 1702) heraus. In dieser sagt er: „Indem ich die apostolischen Gemeinden mit den unsrigen zusammenhalte und vergleiche, finde ich auch in den Punkten zwischen ihnen eine große Verschiedenheit, worin sie ihnen am meisten gleichen könnten und sollten. In den apostolischen Gemeinden gab es eine viel größere Mannichfaltigkeit von solchen, welche mit den von Gott ihnen verliehenen Gaben den Anderen dienten, und einen viel größeren Eifer, diese Gaben zu wecken und zum gemeinen Nutzen anzuwenden; heutzutage dagegen setzt man voraus, daß diejenigen, welche in's Predigtamt treten, allen den Geschäften insgesammt gewachsen seyn sollen, welche jene Gaben voraussetzen, und daß den Uebrigen eine eigentlich kirchliche oder Gemein-Thätigkeit gar nicht obliege. Paulus sagt (1 Cor. 12, 28.): „„Gott hat gesetzt in der Gemeinde zuerst die Apostel, auf's Andere die Propheten, auf's Dritte die Lehrer, darnach die Wunderthäter, darnach die Gaben gesund zu machen, Helfer, Regierer, mancherlei Sprachen."" Von demselben Gegenstande redet er durch das ganze Capitel, und schickt den Satz voran: „„Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist."" Welcher Gebrauch aber von diesen Gaben zu machen, und wie dafür

zu sorgen sey, daß alles ehrbar und ordentlich zugehe, davon handelt er in diesem sowohl als in den folgenden Abschnitten, und sagt dann C. 14, 26.: „„Wie ist ihm denn nun, liebe Brüder? Wenn ihr zusammenkommet, so hat ein jeglicher Psalmen, er hat eine Lehre, er hat Zungen, er hat Offenbarung, er hat Auslegung. Lasset es alles geschehen zur Besserung"" (vgl. noch Röm. 12, 4., Eph. 4, 11). Es würde ganz grundlos seyn, wenn man meinte, diese Gaben seyen so beschaffen, daß sie heutzutage nicht mehr vorkommen. Mag man immer von ihnen alles das abziehen, was auf wunderbare Weise damals den Gläubigen geschenkt wurde; die meisten derselben sind von der Art, daß sie auch ohne Wunder den Menschen zu Theil werden können, wenn sie das nicht vernachlässigen, wodurch sie geweckt werden; und sind auch in dem gegenwärtigen Zustande unserer Kirche eben so nothwendig, als in dem damaligen. Wie nun in den Gliedern dieser alten Gemeinden eine feurige Liebe war, das Heil der Brüder zu fördern, so prüfte Jeder seine Gabe, wodurch er zum gemeinen Nutzen Aller am meisten beitragen könnte; hatte er sie gefunden, so war nun in den Versammlungen sowohl als außerhalb derselben die freiste Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen, und Niemand wurde daran gehindert, alles das vorzubringen, was zur Förderung des Glaubens und Lebens dienen konnte, nur daß Alles ehrbar und ordentlich zugehen sollte. Damit nun diese Ehrbarkeit und Ordnung aufrecht gehalten würde, hatten die Aeltesten oder Bischöfe das Aufseheramt über die ganze Gemeinde. — Von Allem, worin wir jetzt von der alten Kirche abweichen, fällt wohl nichts so sehr in die Augen, als daß bei uns gar kein Weckungs- und Förderungsmittel der geistlichen Gaben mehr sich findet, und auf ihre Mannichfaltigkeit gar keine Rücksicht genommen wird. Denn die sogenannten Laien beziehen bei uns alles das, was von dem Ermahnen, Trösten und Stärken der Anderen im Neuen Testament gesagt wird, gar nicht auf sich, sondern betrachten es als ein Geschäft, was allein dem Predigtamt zukomme. Auch wird ihnen keine Gelegenheit gegeben, diese Gaben anzuwenden, denn in den öffentlichen Gemeinversammlungen müssen sie schweigen, Privatversammlungen aber haben etwas Gehässiges und Verdächtiges. Und in der That ist der Zustand unserer Kirche von der Art, daß mit Recht das öffentliche Lehren nur solchen verstattet wird, welche besonders dazu verordnet sind, Privatversammlungen aber nur mit der gehörigen Vorsicht zugelassen sind; nicht als wären sie an sich selbst schädlich oder gefährlich, da vielmehr eine solche Art, das Reich Gottes zu fördern und auszubreiten, dem Charakter der apostolischen Kirche gemäß ist; sondern weil der Muthwille, die Unredlichkeit und Unwissenheit so vieler falscher Christen bei uns so groß ist, daß die größten Uebelstände aus einer solchen Freiheit zu fürchten wären." Auf diese Grundlage baut er dann einige Vorschläge, wie die Aemter in den Kirchen mehr den Gaben angepaßt werden könnten, wie namentlich Männer von vorherrschend homiletischer Gabe im Predigtamt, Andere von vorherrschend katechetischer Gabe als Katecheten in den Gemeinden angestellt werden sollten; sodann empfiehlt er, das Wittwen- oder Diakonissen-Amt der ältesten Gemeinden wieder bei uns einzuführen.

In dem bisher Angeführten scheint uns ein wahrer Gedanke ausgesprochen und zum Grunde gelegt, aber nicht gut ausgeführt. Das Wesen der christlichen Kirche muß zu allen Zeiten dasselbe bleiben, und nichts davon darf einer wahren christlichen Gemeinschaft fehlen. Zwar können die Formen der

Kirchenverfassung nicht Alles zu allen Zeiten auf gleiche Weise tragen, nicht immer ist es möglich, das durch den Geist der Kirche Gegebene auch sogleich in irgend einer Form im Leben darzustellen, und diejenigen christlichen Partheien, die dergleichen so leicht vermögen, welche sich äußerlich dem apostolischen Muster am meisten zu nähern scheinen, vermögen es meistens nur auf Kosten anderer tief christlicher Gedanken und Richtungen des Lebens. Dessen ungeachtet ist aber in dem Angeführten das Lebensprincip einer christlichen Gemeinde sehr schön ausgesprochen: das freie Walten des heiligen Geistes, und das Wecken und Fördern und Anwenden der Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen. Es ist klar auf den großen Uebelstand hingewiesen, welchen das einseitige, ausschließliche Hervortreten des Lehrstandes in der christlichen Gemeinthätigkeit bei uns hat. Aber übel ist es, daß Buddeus von diesem richtig erkannten Princip aus nicht mehr Folgerungen abzuleiten weiß; daß er den Mißbrauch der Privatfreiheit unter den Laien für zu groß hält, um ihnen irgend eine auf das Beste der christlichen Gemeinschaft Bezug habende Thätigkeit zu verstatten.

Aber wie läßt es sich denken, daß auf zweckmäßige Weise innerhalb unserer Kirchenverfassung die Laien an der Seelsorge und der Wirksamkeit für das Heil der Gemeinden Theil haben sollten? Wir wollen als einen dahin zielenden Vorschlag unseren Lesern ein merkwürdiges Beispiel aus der Katholischen Kirche mittheilen. Im Jahre 1779, unter der Regierung des Großherzogs, nachherigen Kaisers Leopold, wurde Scipio de' Ricci Bischof von Pistoja und Prato in Toscana. Er war in Florenz in einem Benediktinerkloster ganz in der Theologie des Augustinus unterrichtet worden, und schloß sich daher an die Jansenisten in Frankreich und Italien an. Mehr aber, als dies bei der älteren Französischen Parthei dieses Namens der Fall gewesen war, wandte sein Eifer sich auf die Verbesserung des kirchlichen Zustandes; und theils als unmittelbarer Rathgeber des Großherzogs, theils selbstständig an dessen Maaßregeln sich anschließend, nahm er eine Reihe von Reformen vor, die zwar gut gemeint, aber darin höchst übereilt waren, daß die Predigt der reinen Lehre des Evangeliums und die Anstellung von tüchtigen Geistlichen nicht die Grundlage derselben bildeten. Daher kam es, daß das Werk des sonst aufrichtig frommen, nur von den schädlichen Einflüssen des Zeitgeistes nicht ganz freien Mannes wie spurlos unterging, ungeachtet die bald darauf folgende Französische Revolution den hierarchischen Zwangsmaaßregeln keineswegs günstig war. Zu den merkwürdigen Unternehmungen dieses Bischofs gehörte ein vielleicht innerhalb der Katholischen Kirche einzig dastehender Versuch, die Laien auf eine lebendige Weise mit den Geistlichen zur Förderung des Reiches Gottes zu verbinden. Er stiftete zu dem Ende im Jahre 1784 eine Compagnia della carità (Verein zu thätiger Liebe), und gab ihr Statuten, welche er, mit einer Pastoral-Instruktion begleitet, bekannt machte. (Istruzione pastorale di Monsignor Vescovo di Pistoja e Prato in occasione di pubblicare le costituzioni della Compagnia della carità. In Pistoja 1784.) In dieser sagt er Folgendes: „Ihr wisset, meine geliebtesten Kinder, daß das Gebot der Liebe Gottes und das Gebot der Liebe des Nächsten, in welchen das ganze Gesetz Gottes hangt, eigentlich nicht zwei Gebote sind, sondern eines. Man kann Gott nicht wahrhaft lieben, wenn man nicht seine Gebote hält; und unter ihnen ist der vornehmsten eines das Gebot der Nächstenliebe: „„Dies Gebot haben wir von Gott, daß, wer Gott liebt, auch

seinen Bruder liebe.““ 1 Joh. 4, 21. Dagegen lieben wir auch nicht wahrhaft unseren Nächsten, wie es sich ziemt, wenn wir die Liebe und die Gemeinschaft Gottes ihm nicht vor Allem wünschen. Und was ist das anders, als Gott lieben, wenn wir wünschen, daß Alle ihn kennen, ihn lieben, ihm dienen und ihn anbeten möchten? So ist denn also da keine Liebe zu Gott, wo keine Liebe des Nächsten ist, und keine Liebe des Nächsten, wo keine Liebe zu Gott ist. Die Liebe des Nächsten hat in der Liebe zu Gott ihren Ursprung, ihr Vorbild und ihr Ziel; und die Liebe zu Gott stellt sich in der Liebe des Nächsten dar als in ihrer Wirkung, ihrem Abbild und ihrem untrüglichen Kennzeichen. Diese beiden Gebote sind eine Bibel im Kleinen; ein Buch, was auch die Weisesten auf Erden nicht auslernen. Der Schriftgelehrte, der nach der Antwort Jesu Christi (Matth. 22, 37., Marc. 7, 28.) sagte, daß die Liebe zu Gott und dem Nächsten weit mehr sey als Brandopfer und alle Opfer, zeigte damit, daß er wohl erkannte, wie der ganze äußere Gottesdienst der jüdischen Religion nicht hinreiche zur Erfüllung des göttlichen Gesetzes; denn die Opfer und Brandopfer, welche die Israeliten darbringen mußten, waren nur Wirkungen der Liebe zu Gott, Erklärungen, daß sie Gott höher achteten, als Alles auf Erden, was sie sinnbildlich ihm zum Opfer darbrachten; aber die Liebe war es allein, durch welche das Opfer Gott wohlgefällig werden konnte.“

Nach einigen schönen Ausführungen dieser Art, die er mit einer langen Stelle aus Augustinus belegt, fährt der Bischof fort: „Besteht denn also alle christliche Gerechtigkeit des Lebens in der Liebe, so wird nach der Liebe mit Recht jener Verein von eifrigen Gläubigen benannt, welche in einem heiligen Bunde unter ihren rechtmäßigen Pfarrern sich in verschiedenen Werken der Liebe üben wollen. Ohne jetzt in eine nähere Untersuchung der Beweggründe einzugehen, welche die alten Gründer von Brüderschaften und Vereinen antrieben, die Zahl derselben so außerordentlich zu vermehren, haben wir es gewiß als einen Beweis der gnädigen Vorsehung Gottes über uns anzusehen, daß er unseren frommen Fürsten zur Unterdrückung derselben geleitet hat. Jeder besonnene Mensch, der leidenschaftslos über diese Sache urtheilt, muß bald einsehen, wie diese Brüderschaften nicht nur unnütz und kostspielig, sondern auch verderblich waren, und besonders Spaltungen und Zwietracht in den Familien beförderten. Für die wichtigen Zwecke nun des Volksunterrichts, der Andacht zum heiligen Sakrament, der christlichen Liebe gegen die Lebenden und der Liebespflichten gegen die Todten, für welche an einigen Orten einige dieser Vereine wirkten, soll nun jetzt auf eine passendere, mehr dem Geiste unserer heiligen Religion angemessene Weise in dem „„Verein der Liebe““ gesorgt werden. Niemand soll davon ausgeschlossen seyn. Wir Alle sind von der ewigen Liebe erschaffen; wir Alle sind durch Jesum Christum erlöst der für uns sein Blut vergossen hat, und wie kein Mensch auf Erden ist, den wir als ausgenommen von dieser Gnade der Erlösung betrachten dürfen, so gibt es auch keinen, dem wir unsere Liebe versagen dürfen; obwohl allerdings es Grade der Nähe in der Ausübung der Nächstenliebe gibt, welche durch die Zeiten, Verhältnisse und Umstände bestimmt werden, und wodurch die Liebe eine wohlgeordnete wird. So soll denn der „„Verein der Liebe““ sich als Ein Ganzes in der ganzen Diöcese betrachten; obwohl in den einzelnen Parochien und nach den einzelnen Aeußerungen und Werken der Liebe der Verein sich in mehrere Zweige theilt.“ Auf diese, hier ihrem Hauptinhalt nach mitgetheilte Instruktion folgen dann die Costituzioni della Compagnia della Carità. „Die Verbindung der Gläubigen zu einem heiligen Bunde, um sich gegenseitig zu Werken der christlichen Liebe zu reizen, ist zu allen Zeiten in der Kirche Gottes ernstlich empfohlen worden. Die Gilden, welche eine Art militärischer Verbindung zur Vertheidigung der Städte in den Zeiten, die auf die Völkerwanderung folgten, waren, mochten den Frömmsten und Eifrigsten unter den Gläubigen wohl zum Muster gedient haben, sich zu ähnlichen Vereinen zusammenzuthun, um den Feind unserer Seelen zu bekämpfen. Und wie selbst die Heiden ihre Collegia hatten, in denen sie sich zu religiösen Zwecken verbanden, so finden wir in der Kirche seit dem 9ten Jahrhundert Brüderschaften, deren Zweck war, sich in Werken der Liebe zu üben, die unser göttlicher Herr und Meister geboten hat. Wie es aber keine noch so gute und fromme menschliche Anstalt gibt, in welche nicht mit der Zeit sich Mißbräuche und Unordnungen einschleichen, wodurch sie zuletzt von ihrem Zweck ganz abgeführt wird, so ist es in neueren Zeiten nothwendig geworden, alle die alten Brüderschaften zu unterdrücken, und jenen Liebesvereinen eine neue Gestalt zu geben, wonach sie in allen Parochien eingerichtet werden sollen; demzufolge dann die Gläubigen aller Orten sich als zu Einem Leibe verbunden und von Einem Geiste der Liebe beseelt ansehen sollen.

Der Name dieses Vereins soll seyn: Compagnia della Carità, weil die Liebe das Fundament und die Wurzel aller christlichen Tugend und das Unterscheidungszeichen unserer Religion ist, in welcher alle Uebungen nur insofern Werth haben, als sie aus der Liebe herfließen. Diese Liebe bleibt in dem Menschen nicht lebendig, wenn sie sich nicht in guten Werken äußert, die alle aus ihr entstehen und in welchen sie sich vollendet; und die Uebung dieser Pflichten in ächt christlichem Geiste, nach Vorschrift dieser Statuten, soll die einzige Steuer seyn, die jeder Bruder zu zahlen hat, um im Lebensbuche eingeschrieben zu stehen, wozu er nicht gelangen kann, als durch die Liebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Der evangelische Schulmann.

Mit freudiger Bewegung haben wir folgende Nachricht in der Darmstädter Kirchenzeitung gelesen. — Wir legen dieselbe unseren Lesern in der Hoffnung vor, dadurch in ihren Herzen dieselbe Theilnahme zu erwecken, zu welcher sie uns angeregt hat.

(Großglogau, 4. März.) „So Erfreuliches das hiesige Evangelische Gymnasium in den Wissenschaften und alten Sprachen leistet, ein ebenso trauriges Bild bietet dasselbe in religiöser Hinsicht dar. Der Direktor desselben nämlich, welcher früher der heiterste Mann und der jovialste Gesellschafter war, hat sich seit einer Reihe von Jahren der jeden frohen Lebensgenuß verabscheuenden und in mystischen Gefühlen schwelgenden pietistischen Geistesrichtung hingegeben, und strebt nun eifrigst danach, dieselbe unter der ihm anvertrauten Jugend auszubreiten und zu befestigen. Demnach hat er sich (was vielleicht im ganzen Preußischen Staate ein unerhörter Fall ist) den Religionsunterricht in allen Klassen des Gymnasiums zugeeignet, damit ja kein anderer Religionslehrer durch Begründung eines vernunftgemäßen Christenthums in den jugendlichen Gemüthern der Schüler ihn in seinem Thun und Treiben stören

könne. Den Unterricht selbst ertheilt er mit einem wahren Feuereifer, mit hinreißender Beredsamkeit, mit blühender Phantasie und großer dialektischer Kunst. Wie könnte es demnach fehlen, daß nicht viele von den Schülern für seine Vorträge begeistert würden, und seine Lehre für die einzig richtige hielten, zumal da er die von den Ansichten seiner Parthei in unserer Kirche abweichenden Vorstellungen mit den grellsten Farben schildert? Hiezu kommt, daß er mit großem Scharfsinne die fähigsten Köpfe, namentlich unter den ärmeren Schülern, welche Theologie studiren wollen, herauszufinden und an sich zu fesseln weiß. Während der Schüler, welcher in die Ansichten des Direktors nicht eingeht, sich selten oder nie einer längeren freundschaftlichen Unterredung mit demselben, oder falls er arm ist, einer freigebigen Unterstützung erfreuen kann, ist derselbe für den Schüler, in welchem er ein künftiges rüstiges Werkzeug zur Ausbreitung seiner Parthei erblickt, ganze Stunden zu sprechen, und die reichlichsten Unterstützungen, wie Erlaß des Schulgeldes, Freitische, Stipendien und Privatstunden fließen demselben in vollem Maaße zu. Auch läßt sich der Direktor herab, solchen Schülern privatim Religionsunterricht zu ertheilen und sie, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben, zu den Zusammenkünften zu ziehen, die regelmäßig des Sonntags Abends bei ihm gehalten werden, und in denen (es nehmen auch Schuhmacher und andere Leute des niederen Standes daran Antheil) angeblich Predigten, Zeitungen oder Missionsberichte vorgelesen werden. Sind diese Schüler nun so weit, daß sie eine Universität beziehen können, so werden sie in der Regel an den Professor Hengstenberg in Berlin abgeliefert, der dann ihre weitere Ausbildung übernimmt. Auf diese Art ist es leider schon mehrmals vorgekommen, daß junge Leute, die, als sie in das Gymnasium aufgenommen wurden, die schönsten Hoffnungen von sich gaben, dasselbe voll von schwärmerischen und mystischen Vorstellungen verließen und als Fanatiker von Berlin zurückkehrten. Erst im vorigen Sommer geschah es, daß ein Candidat der Theologie, welcher auf dem hiesigen Evangelischen Gymnasium gebildet worden war, und dann in Berlin unter Hengstenberg's Anleitung studirt hatte, im ersten theologischen Examen vorzüglich deshalb zurückgewiesen wurde, weil er eine ganz fanatische Predigt eingesendet hatte. Möchte doch deshalb das Consistorium in Breslau, das unter seinen Mitgliedern den wackeren Dr. Schulz hat, seine besondere Aufmerksamkeit auf das hiesige Evangelische Gymnasium richten. Allerdings möchte es schwer seyn, den nachtheiligen Einfluß des Direktors auf die religiöse Bildung der Jugend ganz zu vernichten; dennoch wäre aber schon viel gewonnen, wenn 1) dem Direktor untersagt würde, Schülern privatim Religionsunterricht zu ertheilen, da im Gymnasium selbst hinlänglich für denselben gesorgt ist, und da derselbe demnach wenigstens als höchst überflüssig erscheint, und wenn 2) der Religionsunterricht in einem Theile der Klassen einem freidenkenden Lehrer oder Geistlichen übertragen würde, damit die Schüler wenigstens vor einer einseitigen religiösen Bildung gesichert wären, und wenn 3) kein Schüler zu den Zusammenkünften Sonntag Abends im Hause des Direktors zugelassen würde, da solche Abendunterhaltungen wenigstens unpassend und zeittödtend für junge Leute sind."

Wir enthalten uns der sich von selbst darbietenden Gegenbemerkungen über das Verhältniß des ehrwürdigen Mannes zu den Schülern, „die nicht auf seine Ansichten eingehen," und über das „Abliefern" der Abgehenden an den Professor Hengstenberg; nur darauf möchten wir, als auf das schönste Resultat dieser Nachricht, das ernsteste Nachdenken unserer Leser, besonders derjenigen unter ihnen, die selbst Schulmänner sind, leiten: wie viel auch in unserer Zeit, unter so vielen hemmenden und störenden Einflüssen, ein evangelischer Schulmann leisten kann. „Weide meine Lämmer," sprach der Heiland aus der Liebesfülle seines schon verklärten Herzens, — und wir bleiben kalt, wenn wir sehen, daß die Lämmer nicht auf die grüne Weide und zu den frischen Wasserquellen geführt werden, sondern essen müssen, was die Hirten mit ihren Füßen zertreten haben, und trinken, was sie mit ihren Füßen trübe gemacht haben, und daß Niemand sie sammelt und trägt in die Arme und in den Busen des Erzhirten! Nicht bloß dem Feuereifer, der blühenden Phantasie, der thätigen Liebe des fanatischen Mystikers gegen einzelne Schüler gibt der Berichterstatter das schönste Zeugniß; auch seine hinreißende Beredsamkeit, seine dialektische Kunst und seine Gabe, mit großem Scharfsinne die fähigsten Köpfe herauszufinden, — diese unvergleichliche Eigenschaft eines Schulmannes, — muß er anerkennen, und den Erfolg seiner Amtsführung stellt er als so umfassend dar, daß er ihn selbst durch das Einschieben eines „freidenkenden Religionslehrers," und durch Ausschließung der Schüler von ihres Direktors „unpassenden und zeittödtenden" Sonntag-Abend-Unterhaltungen nur theilweise zu vernichten hofft. Freilich ist aber auch der „Glaube, der in der Liebe thätig ist," der einzige Fehler, welcher ihm vorgeworfen wird, — denn von den Leistungen des Gymnasiums in den Wissenschaften und alten Sprachen weiß der berichtende Gegner nur Erfreuliches zu sagen, und die „ganz fanatische Predigt" ist der einzige Grund, welcher für die Zurückweisung des unter ihm gebildeten Candidaten im Examen zu Breslau, dessen Consistorium den „wackeren Dr. Schulz" unter seinen Mitgliedern hat, angeführt wird.

Kaum kann man sich vorstellen, daß die Kraft der Wahrheit den Verfasser der Nachricht, als er sie niederschrieb, ganz unberührt gelassen haben sollte. Du aber, Mann, der den Bileams-Segen empfangen hat, fahre fort, mit Wohlthun zu verstopfen die Unwissenheit der thörichten Menschen, daß die, welche von dir afterreden, als von einem Uebelthäter, zu Schanden werden, daß sie geschmähet haben deinen guten Wandel in Christo. Selig bist du, wenn du geschmähet wirst über dem Namen Christi; denn der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, ruhet auf dir.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 22. Mai. № 41.

Aufforderungen zu thätigerer Seelsorge und gemeinschaftlicher Wirksamkeit für das Heil unserer Brüder, aus älterer, neuerer und neuester Zeit.

(Fortsetzung.)

„§. 1. Vom Oberen und Vorsteher des Vereins. Der Obere und Vorsteher des Vereins in der ganzen Diöcese ist allein der Bischof, und in jeder Parochie der Pfarrer. Dieser soll mit dem Beistande seiner Kapläne und anderer bewährter Männer alle Uebungen der Liebe ordnen, Jedem den für ihn passenden Kreis anweisen mit der Unterscheidungsgabe, welche die Umstände eines Jeden ansprechen. Die Vertheilung dieser Werke soll auf einer Tafel bemerkt werden, die am Eingang der Kirche aufgehängt und jährlich erneuert werden soll. Der Pfarrer oder Kaplan soll sich zur Aufmunterung der Brüder von Zeit zu Zeit zu gewissen Liebeswerken, wie z. B. dem Besuch der Gefangenen, so viel es ihm nur möglich ist, mit ihnen verbinden; und der Bischof soll mit allem Fleiße darüber wachen, daß der Geist der Liebe in Aller Herzen regiere. — §. 2. Von der Zahl und Auswahl der Brüder. Obwohl kein Christ von Werken der Liebe sich ausschließen soll, so soll doch, um Unordnung zu vermeiden, und sich zu versichern, daß zu allen Vorfallenheiten eine gehörige Anzahl Brüder vorhanden sey, der Pfarrer mit Zuziehung seiner Kapläne, oder in ihrer Ermangelung, von anderen bewährten Männern eine Anzahl Brüder und Schwestern für die verschiedenen Geschäfte auswählen. Die Zahl derselben soll nicht nothwendig beschränkt seyn, sondern nach der Größe der Parochie sich richten; in der Regel soll sie nicht unter vierzig und nicht über hundert betragen. Um zu dieser Zahl gewählt werden zu können, soll bei den Männern ein Alter von wenigstens fünf und zwanzig, und bei den Frauen von vierzig Jahren erforderlich seyn. Nicht Stand oder Gewerbe, sondern gesunde Frömmigkeit und ein unsträflicher Wandel sollen den Pfarrer bei dieser Auswahl leiten. Doch soll auch diese Auswahl nicht dazu dienen, die Anderen auszuschließen, sondern Alle sollen aufgefordert werden zu Werken der Liebe, und namentlich sich der Begleitung des heiligen Sakraments, der Beförderung der Kranken in das Hospital und der Todten zu einem anständigen, christlichen Begräbniß anzuschließen. Dieses Anschließen soll, wenn es häufiger geschieht, eine Art Noviziat bilden, aus welchem später Einzelne in die Brüderschaft selbst aufgenommen werden; wohl verstanden jedoch, daß Alles unter der Aufsicht und mit Bewilligung des Pfarrers geschehe, um aller Unordnung vorzubeugen. Eben deshalb sollen auch Alle, die zu einer anderen Parochie gehören, ausgeschlossen seyn, und jeder Bruder, der in einen anderen Bezirk zieht, soll eben damit aufhören, Mitglied des Vereins, zu dem er gehörte, zu seyn, und in den Verein der anderen Parochie eintreten. — §. 3. Von den Begleitern des heiligen Sakraments. Die unbeschreibliche Liebe unseres Gottes gegen uns hat sich ganz vorzüglich in der Einsetzung des heiligen Sakraments der Eucharistie bewiesen, und fordert uns auf, auf dieses vornehmlich unsere Andacht zu richten. Darum sollen aus dem Verein wenigstens zwölf auf dem Lande und vier und zwanzig in der Stadt ausgewählt werden, welche Begleiter des heiligen Sakraments (Custodi del S.) heißen sollen. Diese sollen immer bereit stehen, das hochheilige Gut zu den Kranken und bei öffentlichen Processionen zu begleiten. An Festtagen in der Frühmesse sollen sie der Communion beiwohnen ꝛc. — §. 4. Von den Krankenbesuchern. Vier Brüder sollen dazu bestimmt seyn, die kranken Männer, vier Schwestern die kranken Frauen in der Parochie zu besuchen und ihnen beizustehen. Sie sollen sich nach ihren Bedürfnissen, so wie nach den Mitteln, ihnen abzuhelfen, erkundigen, und dem Pfarrer davon Meldung thun. Wenn ihnen das heilige Sakrament der letzten Oelung gereicht wird, sollen sich Alle dabei einfinden, um mit dem Pfarrer die in dem Rituale vorgeschriebenen Gebete zu halten. Außerdem soll der Pfarrer zwei ehrbare Wittwen oder verheirathete Frauen auswählen, um den Wöchnerinnen Beistand zu leisten. Befindet sich ein Kranker der Parochie im Hospital, so sollen diese Brüder oder Schwestern besonders an Festtagen ihn besuchen, und seinen Leiden liebende Theilnahme schenken. So sollen sie auch die Eltern in den Umständen trösten und aufrichten. — §. 5. Von den Gefängnißbesuchern. Zwei Brüder sollen zu dieser Pflicht ausgewählt werden; ihnen soll es zukommen, den Gefangenen beizustehen, sie zu ermahnen oder zu trösten, und sich zugleich ihrer Familien anzunehmen. — §. 6. Von den Trägern der Kranken und Todten. Die Zahl derselben soll auf dem Lande wenigstens zwölf, in der Stadt vier und zwanzig

betragen. Ihre Pflicht soll seyn, die Kranken in's Hospital zu tragen nach der hierüber ihnen gegebenen Vorschrift, zu den passendsten Stunden, auf das Zeichen der Glocke der Pfarrkirche. Erfolgt der Tod, so haben sie die Kranken in die Kirche und dann auf den Kirchhof zum Begräbniß zu tragen. — §. 7. Von der Fürsorge für die Abgeschiedenen. Die Brüder sollen so viel als möglich den Seelenmessen der Abgeschiedenen aus der Parochie beiwohnen, namentlich sollen die Träger der Todten nicht ohne die dringendsten Gründe sich davon dispensiren, und sich das Beispiel des Tobias vor Augen stellen, der in schweren Zeiten auch durch die Furcht sich von dieser heiligen Pflicht nicht abhalten ließ. — §. 8. Von den Almosenpflegern. Da wir dem Nächsten unsere Liebe sowohl im Leiblichen als im Geistlichen erweisen sollen, so sind auch unsere Almosen entweder leibliche oder geistliche. Diese bestehen in der Unterweisung, der Erbauung und der brüderlichen Ermahnung; jene in allem, was zur Erhaltung des Leibes ihm Noth ist. In beiden Arten der Almosen sollen die Brüder sich üben, und der Pfarrer soll zwei dazu bestimmen. Diese sollen den Pfarrer von den dringendsten Bedürfnissen, besonders der verschämten Armen, benachrichtigen. Außer der Büchse in der Kirche soll jeder Almosenpfleger eine haben, deren Schlüssel bei dem Pfarrer bleibt; in diese soll er Liebesgaben in der Parochie einsammeln. Das Beispiel von Standespersonen, die, ob sie gleich mehr in Gelde geben konnten als Andere, dennoch willig sich auch Handarbeiten unterzogen haben, zeigt uns auch in diesen letzten Zeiten, wie sinnreich die Liebe ist, daher zu hoffen ist, daß diesem Geschäfte es an thätiger Unterstützung nicht fehlen wird. — § 9. Von der Almosenvertheilung. Die Verbreitung guter Bücher, die Besorgung von Arbeit und Beschäftigung für arme Handwerker, die Bemühung, Kindern, die es nöthig haben, eine gute Erziehung zu verschaffen, die Herbeischaffung eines Bettes zur nothwendigen Trennung von Knaben und Mädchen in armen Familien, die Anstellung einer erfahrenen Hebamme in jeder Parochie, die, besonders auf dem Lande, umsonst den Wöchnerinnen beisteht, sind die vorzüglichsten Gegenstände, wozu die Almosen verwandt werden sollen. Der Pfarrer soll in Gemeinschaft mit den Kaplänen und den Almosenpflegern und anderen Personen, die von den Bedürfnissen der Parochie unterrichtet sind, über die zu leistende Hülfe sich berathen, und nachdem er den Bischof davon in Kenntniß gesetzt, entweder selbst, oder durch die Kapläne die Vertheilung vornehmen. Dabei sollen denn alle Gläubigen öfters ermahnt werden, von ihrem Ueberfluß in die Armenbüchse zu thun; und während auf diese Weise überhaupt die Almosen besser verwaltet werden, werden keine müssigen Bettler mehr unterstützt, und den Wohlthätern der Reiz zur Eitelkeit abgeschnitten werden. — §. 10. Von den Eiferern für die Lehre (zelatori della dottrina). Vier Brüder und vier Schwestern haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Kinder beiderlei Geschlechts zu rechter Zeit und regelmäßig zur Katechisation in die Kirche kommen. — §. 11. Von den Friedensstiftern. Um den Frieden in den Familien wiederherzustellen, wo er gestört ist, und Mißverständnisse zwischen Nachbarn zu beseitigen, und christliche Eintracht unter Allen zu befördern, sollen vier erfahrene, fromme Männer ausgewählt werden, welche mit dem Pfarrer vereint dahin trachten sollen, daß aller Same der Zwietracht erstickt werde, und die Liebe unter Allen herrsche. — §. 12. Von anderen Obliegenheiten der Brüder. Bei allen öffentlichen Gebeten in der Parochie sollen sich die Brüder durch regelmäßige Anwesenheit und Sammlung auszeichnen, und darin den Anderen zum Vorbilde dienen. Fehlt es in irgend

einer der bezeichneten Abtheilungen an Personen, so hat der Pfarrer oder Kaplan zu bestimmen, wer den leeren Platz ausfüllen soll, und jeder Bruder soll sich ein Vergnügen daraus machen, die ihm angewiesene Pflicht auf sich zu nehmen, indem er bedenkt, daß die wahre Liebe sich nie auf ein einzelnes Werk beschränkt. — — Dieses sind, meine geliebtesten Kinder, die Statuten des Vereins der Liebe. Möge Gott zu dieser Anstalt seinen himmlischen Segen geben, indem er uns Allen den Geist der wahren Liebe schenkt, daß wir nachfolgen können dem Vorbilde der Liebe unseres göttlichen Meisters, der für uns sein Leben gelassen und uns eingeschärft hat, daß wir es auch ganz für die Brüder hingeben sollen. „„Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen."" 1 Joh. 3, 16. So schließe ich denn mit den Worten des heiligen Paulus: „„Der Herr wolle euch kräftigen, und lasse die Liebe völlig werden unter einander und gegen Jedermann, wie denn auch wir sind gegen euch, daß eure Herzen gestärkt, unsträflich seyn in der Heiligkeit vor Gott und unserem Vater, auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi, sammt allen seinen Heiligen."" 1 Thess. 3, 12. 13. Gegeben zu Pistoja in unserem bischöflichen Palast am 5. September 1784. Scipio, Bischof von Pistoja und Prato."

Kein christlicher Leser wird wohl den herrlichen Geist verkennen, der in diesem Plane athmet, wenn er auch hie und da etwas von Römischem Aberglauben befleckt ist. Der Grundgedanke ist ganz derselbe wie in der vorher angeführten Stelle des Buddens, es ist aber der Versuch, ihn durchzuführen, bis in's Einzelne gemacht, und auf sehr schöne Weise der Mannichfaltigkeit der Geistesgaben und der Liebesrichtungen ihr Spielraum angewiesen worden. Nur freilich sehr verkannt scheint dabei der Zustand der Kirche. Durch bischöfliche Verordnung lassen sich so viele lebendige Steine, wie zu einem solchen geistlichen Hause gehören, nicht machen oder herbeischaffen; obwohl auf der anderen Seite die enge Verbindung des Ganzen mit der Kirche und Kirchenverfassung, ja die Anschließung an die Katholischen Brüderschaften und die Reinigung dieser alten Form von dem Verderblichen, was ihr anklebt, der Sache Haltung gibt. O möchten doch Prediger, welche dies lesen, besonders Seelsorger in volkreichen Städten, ernst, mit dem Geiste christlicher Weisheit, prüfen und das Gute behalten!

Doch wir wenden uns nun zu einer Erscheinung dieser Art in unserer Zeit, die sich auch schwerlich an den meisten Orten gradezu nachmachen, von der sich aber gewiß Vieles auf unsere Verhältnisse übertragen läßt, und der ernstesten Beherzigung werth ist. Ein geehrter Einsender sagte vor einiger Zeit in diesem Blatte, unsere Zeit sey eine Zeit der Gesellschaften. Ach, möchte das doch in Deutschland so wahr seyn, wie es ohne Zweifel in England und Nordamerika wahr ist! Aber sollte bei uns wohl schon dies Zeitalter der Gesellschaften, oder richtiger, die Zeit lebendiger, thätiger christlicher Gemeinschaft gekommen seyn? An wie wenigen Orten haben die Vereine für christliche Zwecke ein erfreuliches Gedeihen! Wie unbekannt ist so vielen Gläubigen unter uns die wahre Natur christlicher Gemeinschaft! Wie lassen sie sich durch das geringste Hinderniß abschrecken! Zinzendorf sagt in seinem Jeremias: *) „Wenn ich mir Paulum vorstelle, wie er zu Nero's Zeit mit der Kette in Rom umhergeht und Conventikel hält, und das so ein Paar Jahre lang, und nachdem er gleich seinen Einzug als ein Arrestant gehalten hat: so

*) S. 260. der Ausgabe von 1830.

weiß ich nicht, soll ich mich schämen über meine Brüder oder ergrimmen, wenn ich sie so abgöttisch, so furchtsam, so lässig im Werke des Herrn sehe." Wie paßt das besonders auf die christlichen Gesellschaften unter uns! Lasset uns denn einen Blick werfen auf die christliche Thätigkeit in England grade für den Zweck, von dem hier die Rede ist! Im Juni 1825 kam zu London, nach mehreren vergeblichen Versuchen in früherer Zeit, eine Gesellschaft unter dem Namen Soc. for promoting Christian Instruction in London and its vicinity (zur Beförderung des christlichen Unterrichts in London und seinen Umgebungen) zu Stande. Ihr Zweck ist, evangelisches Christenthum ohne Rücksicht auf Sektenunterschiede zu befördern durch Einschärfung der Sonntagsfeier, Predigt des Evangeliums, Einrichtung von Erbauungsstunden und Sonntagsschulen, Verbreitung christlicher Schriften, durch regelmäßige Besuche, Errichtung christlicher Leihbibliotheken, und ähnliche Mittel, welche das Committee von Zeit zu Zeit für zweckdienlich achten wird. Die Beamten der Gesellschaft bestehen aus einem Kassirer, drei unbesoldeten Sekretären und einem Committee von sechs und dreißig Mitgliedern, von denen ein Drittel bewährte Prediger des Evangeliums sind. Das Committee hat die ganze Hauptstadt und Umgegend in Bezirke abgetheilt, und über jeden derselben einen Aufseher gesetzt, welcher die Thätigkeit der Gesellschaft in seinem Bezirke leitet, und dem Committee, bei der allgemeinen Conferenz aller Aufseher, Bericht über den Zustand seines Bezirks erstattet. Predigen im Namen der Gesellschaft dürfen nur angestellte Prediger aus London und der Umgegend, die gelegentlich unentgeltlich dem Committee ihre Dienste anbieten; ferner die Mitglieder der Prediger-Seminare in London mit Erlaubniß ihrer Vorsteher, und solche Laien, deren Gaben und deren Frömmigkeit dem Committee durch einen mit demselben in Verbindung stehenden Prediger bezeugt worden sind. Die Besucher beiderlei Geschlechts müssen Personen von anerkannter Frömmigkeit, und dem Aufseher durch die Prediger oder Vorsteher der Gemeinden, zu welchen sie gehören, empfohlen seyn. — In einer Schrift, betitelt: „Die Grundsätze und der Plan der Gesellschaft zur Beförderung des christlichen Unterrichts," welche in dritter vermehrter Auflage 1831 erschienen ist, sagt die Gesellschaft: „Nur zu lange hat die Meinung geherrscht, daß die Pflicht, unter den unwissenden erwachsenen Leuten in Städten und auf dem Lande christliche Erkenntniß zu verbreiten, allein den Predigern obliege. Träge Bequemlichkeit, die sich leider auch bei Gläubigen noch findet, unterstützte diese Ansicht, und so waren denn die Christen damit zufrieden, ihrer Sabbathsruhe und ihrer schönen Gottesdienste zu genießen, während Tausende in ihrer Nähe des Friedens und Trostes und der Stärkung entbehrten, welche die göttlichen Gnadenmittel dem Menschen gewähren. Dieser Zustand der Dinge kam her aus einem Vergessen der Schuld, welche einzelne Gläubige und christliche Gemeinschaften der Welt zu entrichten haben, und deren die Jünger des Herrn zu den besten Zeiten der Kirche so wohl eingedenk waren. — Christliche Gemeinschaften sind nicht bloß zu ihrer eigenen Erbauung und Stärkung vereinigt, sondern auch zur Uebung der Liebe, welche das Neue Testament gebietet. Sie sind die goldenen Leuchter, welche der Herr Jesus aufgestellt hat, daß sie scheinen sollen in der finsteren Welt. Daher kann nichts dem Wesen christlicher Gemeinschaften angemessener seyn, als die Bildung von Gesellschaften zur Beförderung des christlichen Unterrichts, damit von ihnen aus das Wort des Herrn ringsumher ertöne. Durch Errichtung solcher Gesellschaften haben viele Gemeinden schon ein reiches Maaß von Segen um sich her verbreitet, welches alle Theilnehmer an solchen liebevollen Unternehmungen belebt und in Erstaunen gesetzt hat."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Belgien.) Lange Zeit bot Belgien in religiöser Hinsicht durchaus nichts Interessantes dar. Ueberall nur steifes Festhalten am Formenwesen des alten Katholicismus, wie er in den Zeiten vor der Reformation war. Das Bischen Licht, das durch bessere Schulen unter Wilhelm's Regierung verbreitet wurde, war ja mit eine Hauptursache der Revolution, indem die Priester glaubten, Gott einen Gefallen zu thun, wenn sie denjenigen entsetzten, der, wie sie sich ausdrückten, das Land protestantisiren wollte. Sie machten daher freudig gemeinschaftliche Sache mit den Liberalen, um die Revolution zu Stande zu bringen. Es gelang. Aber sie hatten nicht den gleichen Zweck mit den Liberalen. Die Priesterpartei sucht die Zügel der Regierung an sich zu ziehen, und die Liberalen davon zu entfernen. Mehr als je hebt der Papismus sein Haupt empor. Das päpstliche Rundschreiben gegen die Revolutionen trifft die Belgier nicht, denn sie haben sie ja zur Ehre Gottes und des päpstlichen Stuhles vollbracht. Der Belgische Gesandte am Römischen Hofe wurde liebevoll empfangen, denn die sich nicht unter Wilhelm's Joch beugen wollten, beugen willig und gerne ihr Haupt unter das Joch des Papstes. Nun ist freies Spiel im Lande, die Schulen kommen in die Hände der Jesuiten und der unwissenden Brüder (frères ignorantins), die eingezogenen Klöster leben wieder auf und werden mit allen möglichen Ordensbrüdern bevölkert, die Protestantischen Kirchen werden sehr geringe vom Staat ausgestattet, die Anstellung von Predigern verhindert, und an solchen Orten, wo Protestanten ohne Prediger leben, kein Mittel unversucht gelassen, die abtrünnigen Kinder wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen; kein Geld wird gespart, und so gelingt es denn auch öfters unter den Armen. Die Spitäler geben den Priestern auch großen Spielraum zu ihren Bekehrungen, wenn man anders den Uebertritt von einer Kirche zur anderen in der Sterbestunde eine Bekehrung nennen kann. Solche Falle kamen seit Kurzem viele vor, auch während der Choleraperiode. Doch mitten in diesem Jubel der Römer, tönt auf einmal ein Mißlaut. Es ist dies ein in den öffentlichen Blattern Belgiens im April abgedruckter Brief des Weltgeistlichen Helsen, Priesters in Brüssel, den er unter dem 13. Januar d. J. an den Erzbischof von Mecheln geschrieben hat, und den wir hier mitzutheilen nicht unterlassen können.

Gnädiger, Hochwürdiger Herr!

Ich habe die Absicht, heftweise ein Werk herauszugeben unter dem Titel: „Geist der religiösen Gesetze," welches mir zehn Jahre Arbeit gekostet hat. Wenn Sie glauben, daß es nicht geschehen soll, so wollen Sie mir Ihre Befehle mittheilen und sie werden befolgt werden, wenn sie billig (raisonnables) sind.

Das sehr schwache Muster einiger Auszüge, den Priestercölibat und einige andere in das heilige Amt eingeschlichene Mißbräuche betreffend, welches ich Ihnen unter dem 16. Juni v. J. zuzuschicken mir zur Pflicht gemacht habe, muß Sie von dem Geiste unterrichten, in welchem dieses Werk abgefaßt ist.

Gewiß, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge, in welche der Wechsel der Zeit uns gestürzt hat, werden meine Betrachtungen, die nur die heilige Schrift und die erste ursprüngliche Ueberlieferung zur Grundlage haben, die nur Reinheit der Dogmen und Lauterkeit der Sitten athmen, nicht ermangeln, die öffentliche Neugierde zu reizen. Mein eigenthümlicher Charakter und unsere gesetzliche und unabhängige Existenz haben den ernsten Triebfedern meines Geistes alle Freiheit gegeben. Weder Furcht noch Hoffnung, noch irgend ein Vorurtheil, haben den geringsten Einfluß auf meine Lehre gehabt. Zum Wahlspruch habend: „Gott, Gewissen, Wahrheit," habe ich überall das Zeugniß Jesu Christi und seiner Apostel über dasje-

nige der Päpste und Bischöfe, die Ueberzeugung über den Zwang und die gesunde Vernunft über Plato gesetzt. Amicus Plato, magis amica veritas.

Sie ahnen schon, gnädiger Hochwürdiger Herr! welche schlaflose Nachte und Arbeiten mir diese Schrift hat kosten müssen. Wie Sie, und mit Ihnen, in der Schule des Obscurantismus, dem Seminar von Mecheln, unterrichtet, können Sie selbst einsehen, wie viele Vorurtheile ich zu überwinden hatte, um mich von mehreren irrgläubigen Meinungen loszumachen, die in unseren scholastischen Theorien enthalten sind. Ich bin weit entfernt, mich für untrüglich zu halten; Ihre kirchliche Stellung gibt Ihnen das Recht, mich zur Ordnung zu weisen, so oft Sie sich überzeugt halten, daß ich mich von dem göttlich vorgezeichneten Wege entferne; anderer Seits wird es meine Pflicht seyn, gehörig und hinlänglich bestätigte und erwiesene Irrthümer zu widerrufen und abzuschwören; wo nicht, so haben Sie das volle Recht, mich für einen Schuldigen zu halten und nach den Regeln des kanonischen Rechts strenge gegen mich zu verfahren. Genehmigen Sie ꝛc. C. H. Helsen, Priester.

Der weitere Verlauf der Sache war nun, wie im Publikum verlautet, folgender:

Herr Abbé Helsen erhielt einen Besuch von einem ehemaligen Jesuiten, Abbé Vrindts, der sich rühmte, vor dreißig Jahren bei seinen Eltern gewohnt zu haben. Nach einigen Unterredungen führte dieser die Unterhaltung auf Helsen's im Liberal (einer politischen Zeitung) eingerückten Brief vom 7. April, der unter anderen die Stelle enthält: Ich habe überall das Zeugniß Jesu und seiner Apostel über das des Papstes und der Bischöfe gesetzt, und behauptete die Verwerflichkeit solcher Sätze wegen der Untrüglichkeit des Papstes. Reißen Sie sich aus diesem Irrthum, rief jetzt der Abbé Helsen, Jesus Christus hat seiner Kirche zwei Garantien gelassen, nämlich die heilige Schrift und die mündliche Lehre oder die älteste Ueberlieferung; der Papst kann nur dann untrüglich seyn, wenn sein Unterricht mit diesen zwei göttlichen Quellen übereinstimmt. Aber, antwortete V. schnell und lebhaft, aber die Entscheidungen des Papstes sind immer damit in Uebereinstimmung. — Ich verstehe Sie, ehrwürdiger Vater; als Bonifaz VIII. seine Bulle Ausculta fili auch gegen Philipp den Schönen schleuderte, worin er sagt: „Gott hat uns über die Könige und Königreiche gesetzt um auszureißen, zu zerstören, zu verderben, zu zerstreuen, zu bauen und zu pflanzen u. s. w.;" als so viele andere Päpste Könige absetzten, ihre Unterthanen des Eides der Treue entbanden, waren sie denn da untrüglich und von Gott beauftragt? Ja, sagte V. — Wie, erwiederte Helsen heftig, Sie stellen solche Behauptungen auf? Sie wagen es, mit einer solchen, dem geistlichen Königreich Jesu Christi schnurgrade entgegengesetzten Lehre den Anfang zu machen, des Christus, der gesagt hat, sein Reich sey nicht von dieser Welt, und man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers ist? Ich bitte Sie, gehen Sie aus meinem Zimmer, meine Ohren sind eine solche fremde Sprache nicht gewohnt. — Ich werde fortgehen, aber ich werde Sie widerlegen. — Widerlegen Sie! Ich warte darauf. —

Nun richtete Herr V. unter dem sonderbaren Namen eines „evangelischen Briefes" folgendes Schreiben an die Herausgeber des Liberal, welche es öffentlich mittheilten.

Meine Herren! Brüssel den 14. April 1833.

Da Sie in Ihrem Blatte der Ankündigung eines Aergerniß gebenden Angriffs gegen die Geistlichkeit von einem ihrer Mitglieder, welchem die geistliche Behörde seit langer Zeit die Kanzel und den Beichtstuhl verbieten zu müssen geglaubt hat, einen Platz gegönnet haben, so wird Ihre liberale Unpartheilichkeit, welche Herr Helsen lobpreist, ohne Zweifel einem anderen Gliede derselben Geistlichkeit die Erlaubniß nicht verweigern können, diejenige Person näher zu charakterisiren, welche den ganzen Stand beleidigt hat, und sich rüstet, ihn noch mehr zu beschimpfen. Da ich vernommen, aus, wie es scheint unrichtigen Angaben des öffentlichen Gerüchts, daß Herr Helsen in den Zeitungen ein Werk angekündigt, „die Verwerflichkeit des Priestercölibats" betitelt, so sah ich mich sogleich nach den nothwendigen Materialien zu einer Vertheidigung des Cölibats der Geistlichen um. Diese Vorbereitungen hatten die Kenntniß des angekündigten Werkes nicht nöthig. Ich weiß, daß im Jahr 1781 ein ähnliches unter demselben Titel in Genf, dem Rom des Protestantismus, erschien. Und in Betreff der Irrthümer ist nichts neu, nicht mehr als es neue Wahrheiten gibt. Indessen ehe ich die Arbeit begann, ging ich in Ihr Bureau, meine Herren, um das Blatt des Ostertags zu holen, in welchem Herr Helsen's Brief steht. Und obgleich ich etwas sehr Mittelmäßiges erwartete, so war ich doch nicht darauf vorbereitet, ein Meisterstück des schlechten Geschmacks und der Gemeinheit zu lesen. Gewiß bedaure ich die wenigen Tage, die ich zur Vorbereitung verwenden muß, um einen so unlesbaren Schriftsteller zu widerlegen. Die wiederholte Lesung seines Briefes hat mich mit einer Art Mitleidens an einen in der That bejammernswerthen Zustand seines in Antwerpen verstorbenen Bruders erinnert. Es sind viele Jahre her (wenn ich nicht irre, im Jahre 1803), daß ich in Paris Zeuge von der Verrückung seines Gehirns war, die ihn während einer Krankheit einen Kampf im Himmel erblicken ließ zwischen Gott Vater einerseits, und dem Sohn, dem heiligen Geist, der heiligen Jungfrau, den Engeln und den Heiligen andererseits. Der himmlische Vater trug den Sieg davon, und stürzte die ganze besiegte Armee in den Abgrund der Hölle. Um den Triumph des göttlichen Siegers zu feiern, ließ der Kranke Tag und Nacht, fast ohne Aufhören, vierzehn Tage lang, und ohne daß seine Stimme schwächer wurde, nicht nach mit Schreien: Gelobt sey der allmächtige Vater, der allmächtige Vater sey gelobt! Sein gewöhnlicher Zustand der Ueberspannung, davon ich ein Jahr lang Zeuge war, selbst außer seiner Krankheit, konnte zu diesem Phantasiren des Kranken beigetragen haben. Was nun auch immer in dieser Beziehung für eine Aehnlichkeit zwischen den beiden Brüdern seyn mag, so zeigt doch, wenn nicht schon der in Frage stehende Brief dem verständigen Leser einen exaltirten Kopf kund gibt, folgendes sonderbare Abentheuer zuverlässig den Verfasser dieses Briefes als einen Unsinnigen (tête lélée). Entschlossen, sein Buch nicht mehr zu widerlegen, wollte ich ihm wenigstens einen Besuch machen, um ihn, wo möglich, von der Herausgabe abzuhalten, aber die Aufnahme, die ich fand, beweist in der That, daß eine Irrenanstalt passender für ihn wäre als das Zimmer das er jetzt, umgeben von Büchern, bewohnt. Bei ihm angekommen, las ich ihm, nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln, die ersten Zeilen seines Briefes vor, um ihn um einige Erklärungen zu bitten. Auf meine dritte Frage schrie er mir schon zum Kopfzerspringen entgegen, und legte mir eine Gegenfrage vor, ob die Kirche sich nicht nach der Schrift und der Ueberlieferung richten sollte? Und auf meine Erwiederung: Sie werden es also seyn, der diese Schrift und diese Ueberlieferung erklären wird, und zwar auf Ihre Weise und gegen die Kirche, rief er sogleich in Wuth aus: Gehen Sie fort, fort von hier, fort aus meinem Zimmer. Als ich dennoch die Unterredung fortführen wollte, ergriff mich mein Kämpe (mon champion) am Arm und stellte mich vor die Thüre. Der Beweis war schlagend; auch suchte ich keine Antwort darauf; eine Erwiederung mehr, würde mich der Gefahr ausgesetzt haben, mich augenblicklich unten an der Treppe zu finden, und ihn, der größeren Excommunication theilhaftig zu werden, die denen gedroht ist, welche die Diener der Kirche mißhandeln.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 25. Mai. № 42.

Aufforderungen zu thätigerer Seelsorge und gemeinschaftlicher Wirksamkeit für das Heil unserer Brüder, aus älterer, neuerer und neuester Zeit.

(Schluß.)

Die Einrichtung der Gesellschaft ist nun folgende: In möglichst vielen Bezirken der großen Hauptstadt werden Hülfsvereine errichtet; diese bestimmen in ihren Statuten genau die Grenzen ihrer Wirksamkeit, theilen den ganzen Distrikt in Sektionen, und ernennen für jede derselben einen Aufseher und zwei Besucher, mit Einwilligung des ersteren. Die Sektionen müssen möglichst klein seyn, damit sie genau im Einzelnen besucht werden können; für zwei Besucher ist die Zahl von dreißig Familien schon hinreichend groß. Der Hauptgegenstand der Bemühungen dieser Besucher muß nun seyn, Allen, zu denen sie kommen, die Nothwendigkeit der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste, wo das Evangelium lauter und rein verkündigt wird, einzuschärfen. Da es aber eine durch betrübte Erfahrung hinreichend bestätigte Thatsache ist, daß eine Menge Leute wegen Armuth oder Krankheit oder wegen ihrer häuslichen Umstände oder aus Gleichgültigkeit aus den Gassen, wo sie wohnen, sich nicht entfernen mögen, so ist es äußerst wünschenswerth, daß in einer ihrer eigenen Stuben Erbauungsstunden gehalten werden. Gewöhnlich wird es sich so machen, daß eine oder die andere arme Familie in der Sektion ihr Zimmer zu diesem Zwecke hergeben wird. Die Armen, bei denen dergleichen geschieht, freuen sich meist über diesen Gebrauch ihrer Wohnung, und es kommen bald andere, und bieten von selbst die ihrige an. Derjenige also, der die Erbauungsstunde leitet, hat am Schluß derselben zu fragen, ob Jemand unter den Anwesenden wünsche, daß auch bei ihm eine solche Zusammenkunft statt finde. Die nun ein solches Anerbieten machen, müssen notirt und das passendste Zimmer ausgewählt werden. Dadurch entsteht oft bei den Armen ein lebhaftes Verlangen, selbst zu der Einrichtung und Aufräumung der Zimmer ꝛc. beizutragen. Sollte sich eine solche Bereitwilligkeit nicht finden, so könnte auch eine Kleinigkeit an Miethe gegeben werden. — Was nun die Besuche in den Familien selbst betrifft, so ist zunächst wichtig, daß die Besucher alle dazu passenden christlichen Schriften genau kennen, klassificiren und numeriren. Für die Besuchenden männlichen Geschlechts ist der Sonntag, und zwar die Zeit kurz vor oder nach dem Gottesdienste am passendsten, weil dann die Männer meistens zu Hause sind; für die des weiblichen Geschlechts sind andere Tage und Stunden passender, weil sie dann die Männer meist nicht zu Hause finden, und ihren oft rohen Schimpfreden entgehen, auch die Frauen besser über ihre häuslichen Umstände sprechen können. Die Besuche sollten wenigstens alle vierzehn Tage einmal statt finden. In der Regel sollen die Besuchenden immer zwei und zwei gehen, und nur in demselben Hause sich trennen. Die Fragen, die sie vorzulegen haben, sind etwa folgende: Ob sie eine Bibel haben? Wo nicht, ob sie etwas zu geben vermögen, sich eine anzuschaffen? Ob sie Kinder haben? Wie alt diese sind? Ob sie eine Schule besuchen? Wo nicht, ob sie gern sie hinschickten? Die großen Vortheile christlicher Erziehung sind dann den Eltern vorzustellen, und sie aufzufordern, die Kinder in eine benachbarte Schule zu schicken. — Ob Kranke im Hause sind? Ob sie ärztliche Hülfe haben? Ob christliche Freunde sie besuchen? Ob sie Unterstützung bedürfen? Die Antworten hierauf werden den Besuchern Gelegenheit geben, die Kranken an irgend eine wohlthätige Anstalt in der Nähe zu weisen, mit welchen er daher wohl bekannt seyn muß. Aufmerksamkeit in dergleichen Dingen gewinnt ganz besonders die Liebe der Armen, und ist auch in der That das sicherste Kennzeichen ächter uneigennütziger Liebe zu ihnen. — Ob und welche Kirche sie besuchen? Was sie neuerlich darin gehört haben, das ihnen zum Segen gereicht hat? Ob sie Hausgottesdienst haben? Bringen sie dagegen die gewöhnlichen Entschuldigungen vor, so sind sie zu fragen: Ob sie nicht eine benachbarte Erbauungsstunde besuchen können? Die Besucher sollten sich immer genau mit den ächtevangelischen Erbauungsstunden der Stadtgegend bekannt machen, ohne sektirische Vorliebe für irgend eine, und die nächst liegende ihnen empfehlen. — Wie ihnen die Schriften gefallen haben, die ihnen geliehen worden sind? Sieht der Besucher, daß ein Sinn für gute christliche Schriften bei den Leuten erwacht ist, so soll er aus der christlichen Leihbibliothek des Distrikts ein gutes Werk ihnen zu leihen vorschlagen. — Auf die Entheiligung des Sonntags hat jeder Besucher seine besondere Aufmerksamkeit zu richten, und Jedem, besonders Schenk- und Gastwirthen, darüber freundliche Vorstellungen zu machen. — Der Aufseher hat jedem Besucher ein Buch einzuhändigen, worin er Alles aufzeichnet, was in den

vierteljährlichen Zusammenkünften im Mai, August, November und Februar, von Interesse seyn kann. — In Bezug auf die Erbauungsstunden sollen die Besucher sich immer wohl erinnern, daß die Gesellschaft vor allen Dingen die Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienst in einer benachbarten Kirche oder Kapelle auf alle Weise befördert zu sehen wünscht, und nur im Fall, daß die Leute durch Armuth, Krankheit oder Alter unfähig oder unlustig sind, sollen die Besucher Erbauungsstunden einrichten und befördern. Der Aufseher hat darauf zu achten, daß die Besucher, welche die Erbauungsstunden leiten, die Gabe des Gebets besitzen; denn wenn einer, der nicht daran gewöhnt ist, vor Anderen aus dem Herzen zu beten, es versuchen sollte, würde er vielleicht verlegen werden und stocken, zu großer Störung und wohl manchmal selbst Entheiligung der Andacht. Sollte daher an solchen Personen ein Mangel statt finden, so würde es viel besser seyn, recht salbungsvolle Gebete andächtig vorlesen zu lassen. Die Gebete müssen im Allgemeinen kurz seyn, da die Theilnehmer selten recht gewöhnt sind an diese Uebung. Kann der Besuchende singen, so empfiehlt das Committee den Gebrauch eines kleinen Gesangbuchs, betitelt: Cottage Hymn Book, welches die Gesellschaft für christliche Erbauungsschriften herausgegeben hat. Nach dem Gebet und Gesang ist dann ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorzulesen; fühlt der Besucher sich dazu fähig, so mag er auch eine kurze, lebendige Erklärung hinzufügen; dennoch wünscht aber das Committee, daß die Besucher sich viel lieber mit dem bloßen Vorlesen begnügen, als ungeschickte Versuche machen zu predigen. — Auf einigen Stationen haben die Besucher Predigten aus dem Buche „Hauspredigten" (Cottage Sermons), welches die Gesellschaft für christliche Erbauungsschriften herausgegeben, vorgelesen, und danach Allen, die es wünschten, ein Exemplar davon zurückgelassen, welches sichtlich zum Segen gedient hat; ein Wink für Andere. — Da in den letzten fünf und zwanzig Jahren das Verlangen nach Lektüre unter den niederen Klassen so sehr zugenommen hat, so ist es nothwendig, diesem nun einmal vorhandenen Bedürfniß eine heilsame Richtung zu geben. Das Committee hat daher Leihbibliotheken, welche Bibeln, gute und lehrreiche Erbauungsschriften, und andere nützliche Werke enthalten, jede zu ungefähr funfzig Bänden, errichtet, welche zum Behuf einer leichteren Versendung jede in starke Kisten verpackt sind. Jede Hülfsgesellschaft kann auf Verlangen eine solche Kiste erhalten. Die Besucher haben sich bei ihren Umgängen solche Personen oder Familien zu merken, welche gern lesen, und ihnen dann diese Leihbibliotheken zu empfehlen. In jeder derselben befinden sich einige Schriften zur Vertheidigung des Evangeliums gegen den Unglauben und gegen die Römische Kirche, welche unter solche, die von dem einen oder anderen dieser Feinde angefochten werden, zu verbreiten sind.

Nachdem diese Gesellschaft ein Jahr bestanden hatte, zählte sie acht Hülfsvereine, deren Agenten 3750 Familien besucht hatten. Der vorjährige Bericht erzählt aber, daß sie bereits drei und sechzig Hülfsgesellschaften mit 1197 unbesoldeten Besuchern zählt, welche 32918 Familien (also mehr als es in Berlin arme Familien gibt) besucht haben, so daß sich also die Wirksamkeit des Vereins um das Zehnfache in sechs Jahren vermehrt hat. Einige Männer haben sich gefunden, welche sich dem Beruf eines Stadtmissionars ganz und gar gewidmet haben; einer derselben, J. Pyer, ist dazu in einer Dissenterkapelle feierlich ordinirt worden. — Und wie diese herrliche Anstalt in London begonnen wurde, so verbreitete sie sich in alle große Städte von Großbritannien und Irland, ja in viele bevölkerte Landgegenden. Im Jahr 1828 bildete sich die (schon früher in diesen Blättern

erwähnte) District Visiting Society, welche ungefähr nach demselben Plane, aber mit enger Anschließung an die herrschende Kirche, gebildet ist. Der Jahresbericht von 1830 meldet (spätere haben wir nicht in Händen), daß neunzehn Lokalcommittees bereits errichtet worden, mit 318 Sektionen und 229 Besuchern, welche auf 3470 Familien ihre Thätigkeit erstreckt haben. Es heißt in dem Bericht: „London enthält wenigstens 300000 Familien. Wenn wir nun auch die 26000 Familien, die von der Gesellschaft zur Beförderung des christlichen Unterrichts besucht worden sind, mit einbegreifen (einer Gesellschaft, deren eifrige, thätige und beharrliche Anstrengungen das Committee mit großer Freude anerkennt), so zeigt es sich, daß bis jetzt noch nicht ein Zehntel unserer Hauptstadt in dies regelmäßige System des christlichen Besuches einbegriffen ist." — Interessant sind die Bemerkungen, welche ein von der Stadtmissionsgesellschaft zu Dublin verbreitetes Blatt enthält: „Es ist merkwürdig, daß von dem Sprüchwort „„Charity begins at home"" (die Liebe fängt daheim, mit den nächsten Umgebungen, an), sich in dem Benehmen der Christen das Gegentheil gezeigt hat. Zwar muß insofern die christliche Liebe daheim anfangen, als Jeder, der in der Liebe thätig seyn will, zuerst selbst wahrhaft bekehrt seyn, und den Herrn Jesum lieb haben muß. Aber wenn man auf die christliche Gemeinthätigkeit der neueren Zeiten blickt, ist es klar, daß die entferntesten Gegenstände zuerst ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: die Südsee-Inseln, Ostindien, Afrika und China riefen Unternehmungen hervor, wie sie seit Jahrhunderten nicht gesehen worden waren. Nachdem das Mitleid mit den Menschen, die ohne Gott in der Welt leben, erweckt worden war, fing man an, sich in der Nähe nach denen umzusehen, welche in diesem traurigen Zustande leben; man fand, daß ein großer Theil von Europa noch des Lichtes des Evangeliums entbehre, und so entstand die Continentalgesellschaft; und endlich fand man, daß England, wo das Evangelium so reichlich verkündigt wird, und so viele christliche Anstalten entstanden sind, doch gar sehr noch der vereinten christlichen Thätigkeit bedürfe, um diejenigen Gegenden, wo keine evangelisch gesinnte Geistliche sind, mit dem Wort des Lebens zu versorgen, und so entstand die Einheimische Missionsgesellschaft. Nachdem so die christlichen Anstalten und Gesellschaften sich vermehrt hatten, und immer mehr und mehr in der Nähe sich umsahen und immer individueller wurden, fand man, daß in der großen Hauptstadt eine ungeheure Menge in tiefer Finsterniß und Gottlosigkeit lebten, die wenig von der eigentlich heidnischen Finsterniß übertroffen wurde, und Tausende den Segen der göttlichen Gnadenmittel gar nicht genössen. Diesen Bedürfnissen entgegenzukommen, wurde die Gesellschaft zur Beförderung des christlichen Unterrichts, die Londoner Stadtmissionsgesellschaft und ähnliche errichtet, die in Edinburgh, Glasgow, Bristol, New-Castle, Belfast und anderen größeren Städten bald Nachahmung fanden. Endlich ist auch hier in Dublin, wo gleichfalls so Viele um Hülfe in ihrem geistlichen Elende schreien, eine Stadtmissionsgesellschaft errichtet worden." — Wir brechen hier ab in unseren Auszügen aus diesen anziehenden Berichten, und kommen auf unsere im Eingange geäußerten Bemerkungen zurück. Es ist hohe Zeit, daß diese und ähnliche Stimmen endlich Gehör unter uns finden; daß die Geistlichen in unseren großen Städten und volkreichen Gegenden nicht so bald sich abfinden mit der Ausrede, daß in ihren großen Parochien eine in's Einzelne gehende, allumfassende Seelsorge unmöglich sey. Die heilige Schrift und die Erfahrung der christlichen Kirche ruft ihnen zu, daß sehr, sehr Vieles recht wohl ausführbar sey, was für unausführbar gehalten wird, wenn der

heilige Eifer der Gläubigen geweckt, die Gaben, welche der heilige Geist auch in unserer Zeit nicht aufgehört hat der Gemeinde Gottes zu schenken, zum gemeinen Nutzen angewandt und namentlich das innige, brüderliche Verhältniß, was zwischen den Dienern Christi und den lebendigen Gliedern seines Leibes stets bestehen sollte, unter uns mehr gefördert würde. Möchte einer oder der andere unserer Geistlichen dem schönen Beispiel folgen, womit der Hamburger Besuchsverein (von welchem Nr. 20. der Ev. K. Z. Nachricht gegeben wurde) vorangegangen ist, und durch die That die Bedenken widerlegen, welche der Unglaube und Kaltsinn in solcher Menge stets vorräthig hat!

Mittheilungen aus dem Reiche.

56) Der Schalttag.

Das Jahr unserer Erde oder die Zeit eines ganzen Umlaufes derselben um die Sonne dauert nicht gradeaus 52 Wochen, auch nicht grade 52 Wochen und einen Tag oder 365 volle Tage, sondern 365 Tage, 5 Stunden, 9 Minuten und 12 Sekunden. Und wenn man weiter durch das ganze uns näher stehende Weltgebäude, so weit man die Länge der Tage und der Jahresumläufe der Weltkörper kennt, diese beiden mit einander vergleicht, so findet man, daß bei keinem einzigen die Dauer des Jahres sich genau nach einer Anzahl ganzer, eigener Tage abmessen lässet, sondern bei allen ist, wenn das Jahr zu Ende gehet, entweder noch ein Theil von dem eben laufenden Tage übrig, oder es hat schon wieder ein neuer Tag begonnen, obgleich man deutlich bemerken kann, daß die Summen der eigenen Tage bei allen ganz nahe liegen irgend einer für die Naturverhältnisse des Weltkörpers sehr bedeutungsvollen Grundzahl.

Hierinnen nun, daß überall bei diesen Naturverhältnissen hier ein kleiner Ueberschuß, dort ein Mangel sich findet, beruhet ein tiefes Geheimniß der Natur: das Geheimniß des unaufhörlichen Fortganges und Weiterschreitens der Lebensbewegungen in unserer Sichtbarkeit. Denn eben darum, weil hier noch ein Mangel geblieben ist, welcher Sättigung begehrt, dort ein Ueberfluß, der dem Mangel entgegen geht und diesen auszufüllen und zu ersetzen strebet, schreitet das Rad der Bewegungen weiter, sonst würde es stille stehen.

Der schon oben erwähnte Ueberschuß von fast 6 Stunden, der sich bei der Jahresdauer unserer Erde über die Summe der ganzen Tage findet, hat die Einführung der Schalttage nöthig gemacht, denen, in allen ihren verschiedenen Anwendungen, das Alterthum eine ganz besonders hohe Bedeutung beilegt. In der That, sie konnten und können Erinnerungstage an den ersten Auslauf und Anfang aller Lebensbewegungen, an die Zeit des Entstehens und der Kindheit unseres Geschlechts werden; Feste, in denen das Ungewöhnliche und Neue in den gewöhnlichen Verlauf des Lebens sich einschiebt.

Dem ehrwürdigen Augustus Montague Toplady, einem weiland hochgelehrten, für viele Seelen gesegneten Prediger des Evangeliums zu Broad-Hambury in England, war der Schalttag des Jahres 1768 beides: ein Fest der Erinnerung an den ersten Anfang und Auslauf der inneren Lebensbewegungen, und an ein unerwartetes, seiner früheren Lebensrichtung und Führung scheinbar ganz unangemessenes Ereigniß seines Lebens. Darum schrieb er am Abend jenes Schalttages, nachdem ihn eine Predigt über denselben Text und von verwandtem Inhalt als die, welche die Veranlassung zu dem ersten Anfang und Auslauf seines inneren Lebens gewesen war, an die bedeutungsvollste Stunde seines Lebens erinnert hatte, die Geschichte des Ereignisses nieder, dessen wir hier erwähnen wollen.

Der Vater unsers Augustus Montague Toplady war als Major in Englischen Kriegsdiensten vor Carthagena gefallen, und hatte seiner Wittwe, welche erst vor Kurzem von diesem Sohn entbunden worden, ein beständiges Heimweh und Sehnen nach jenem seligen Heim hinterlassen, in welches er selber so frühe vorangegangen war. Es war das ganze, das innigste Streben dieser Mutter, ihr einiges Kind zu einem künftigen Bürger jenes Reichs zu erziehen, dessen seliges Seyn ohne Aufhören ist. Hiebei stund ihr als Rathgeber und hülfreicher Freund ihr Bruder bei, der ehrwürdige Rektor von St. Paul zu Deptford, Mr. Bate.

Der junge Toplady legte den ersten Grund zu seiner gelehrten Bildung in der berühmten Westminster-Schule zu London. Da jedoch seine Mutter, um ihre Ansprüche auf ein Besitzthum in Irland, welches ihr zugehörte, durch ihre persönliche Anwesenheit leichter geltend zu machen, England verließ und nach Irland zog, begleitete er sie dahin, trat als Student in das Trinitäts-Collegium zu Dublin und wurde hier in Kurzem Baccalaureus der Philosophie. Auf der Schule, so wie während der Zeit der Universitätsstudien, hatte sich Toplady vor Andern durch ein ungewöhnliches Talent, so wie durch brennenden Eifer für Wissenschaft und durch rastlosen Fleiß hervorgethan. Aber bei alle diesem war ein ihm selber nicht ganz begreifliches Sehnen, das Gefühl eines Mangels zurückgeblieben, der nach Erfüllung strebt und darum ein „Weiterbewegen" begründet.

Einst, in seinem 16ten Jahre, befand sich unser gelehrter Student zu Codyman, einem Oertlein in Irland. Hier wurde eben in einer Scheuer Gottesdienst gehalten. Vor einem kleinen Häuflein gläubiger, armer Christen, in denen ein herzliches Verlangen nach dem Anhören des Wortes Gottes war, predigte ein armer unstudirter Mann, mit Namen Morris, über die Stelle Eph. 2, 13.: „Ihr aber, die ihr weiland ferne gewesen, seyd nun nahe geworden durch das Blut Christi." Es gefiel unserem jungen Gelehrten, welcher sonst gewohnt gewesen war, in den schönsten und größesten der Kirchen Englands und Irlands die Predigten der hochberühmtesten, gelehrtesten Kanzelredner seiner Zeit zu hören, hereinzutreten in die kleine, enge Scheuer und hier dem armen Morris zuzuhören. Und siehe es gefiel Gott, auf diese einfältige Predigt, deren Kraft nicht aus Menschenkunst und Menschenweisheit, sondern aus dem Geist Jesu Christi kam, einen ganz besonderen Segen zu legen. Toplady erfuhr in dieser Stunde, was es sey und heiße, aus einem von neuem Leben bewegten Herzen zu anderen Menschenherzen zu reden, und was allein dem Menschen zu dieser tiefeindringenden Sprache Kraft und Worte gebe. Das Gefühl der innigen Nähe und Gemeinschaft dessen, der den Menschenseelen diese Kraft der Ewigkeit gibt; das Gefühl, das ihn in solcher Stärke und Lebendigkeit zum ersten Mal ergriff, als er da unter dem armen Häuflein stund, verließ ihn seitdem nie wieder; ein neuer, höherer Anlauf des innern Lebens hatte für ihn in jener Abendstunde begonnen. Wir fügen hier noch einige der eigenen Worte des Toplady aus dem am Schalttag 1768 niedergeschriebenem Aufsatze bei. Nachdem er den lieblichen und lebendigen Eindruck der heute von ihm zu Exeter gleichfalls über Eph. 2, 13. angehörten Predigt und das heiße Sehnen seines Herzens nach Gott ausgesprochen hat, fährt er weiter fort:

„Dies war die Stelle, über welche Mr. Morris an dem denkwürdigen Abende predigte, an welchem es Gott gefiel, mich nach seiner Erbarmung zu sich zu rufen, dies war der Text der Predigt, durch welche ich, im August 1756, wirklich durch das Blut Christi hinzugebracht wurde zu seiner Gemeinschaft."

„In der That ein seltsames Ereigniß, daß ich, der ich so manches Jahr in England mitten im Ueberfluß der Gnadenmittel gelebt hatte, hier in einem geistig-finstern Winkel von Irland mußte näher zu Gott gebracht werden, hier, unter einer Hand voll glaubiger Seelen, welche ihre Zusammenkünfte in einer Scheuer hielten und durch die Predigt eines Mannes, der kaum im Stande war, seinen Namen zu buch-

stabiren. Gewiß das war Gottes Werk und Finger und ein Wunder vor Menschenaugen! — Ja, der wiedergebärende Geist wehet nicht bloß auf welche, sondern wann, wo und wie es ihm gefällt."

Daß jene merkwürdige Bewegung in Toplady nicht ein bald vergehender Fieberrausch der Schwärmerei gewesen sey, bewies er sogleich in den Tagen und Jahren, welche unmittelbar auf den merkwürdigen Abend zu Codyman folgten. Er war fleißiger, ernstlicher, glücklicher im Erlernen und Ergründen der Wissenschaften, welche zu seinem künftigen Beruf gehörten, als jemals; wachsamer über sich selber und stiller, reicher und durchdrungener von Demuth und von Liebe zu Gott und den Brüdern. Welcher Geist in ihm wohnte, das bezeugten jedoch ganz besonders jene Früchte, welche sein Wirken in der Gemeinde zu Broad-Hambury trug, bei welcher er treulich bis an sein Ende blieb, ohne eine Weiterbeförderung an eine bessere Stelle anzunehmen, obgleich sein jährliches Einkommen an jenem Orte nur 80 Pfund (oder gegen 500 Thaler) betrug. Von diesem gotteskräftigen Wirken des theueren Mannes wollen wir uns noch bei einer andern Gelegenheit unterhalten.

Nachrichten.

(Belgien. Schluß.) Unser Streit endigte sich also damit, und ich werde ihn nicht wieder beginnen. Aber erlauben Sie mir, meine Herren! meine Fragen für diejenigen Ihrer Leser fortzusetzen, die in dem Briefe Wunder gesehen zu haben scheinen. Ich frage sie, wer wird in dem angekündigten Werk vom Geist der religiösen Gesetze ein Urtheil fällen? Auf jeden Fall Herr Helsen, der die Befehle seines Erzbischofs unter der Bedingung zu befolgen verspricht, wenn er sie vernünftig findet; Herr Helsen, der sich durch das Ansehn seines Prälaten zur Ordnung weisen läßt, wenn er sich von dem göttlich bezeichneten Weg verirrt, nur mit dem Beding, daß er selbst der Richter seiner eigenen Wege seyn wird. Dann wird er widerrufen und seine Irrthümer abschwören, aber nur, wenn sie gehörig bewiesen sind, wohlverstanden, vor seinem Privatgeiste, und nicht durch das Urtheil seines Oberen, wiewohl er bescheiden gesteht, daß er nicht unfehlbar sey.

Ferner, was hat es denn auf sich mit dem schwachen Muster einiger Auszüge, den Priestercölibat betreffend, und einige andere in das heilige Ministerium eingeschlichene Mißbräuche? Scheint ihm vielleicht der Cölibat ein Mißbrauch, ihm, der seine litterarische Laufbahn mit der Vertheidigung des Kanons und der heiligen Väter beginnen will, die einhellig der Geistlichkeit den Gebrauch mit einem Weibe zu wohnen verbieten, ein Gebrauch, der mit dem Anathema, als unmoralisch, von der Kirche Gottes belegt ist? Mögen diejenigen, die in guter Absicht Licht suchen, die Geschichte der Protestantischen Reform in England und Irland lesen, in welcher William Cobbet, ein Protestantischer Engländer, zeigt, daß diese Begebenheit die Volksmasse in diesen beiden Ländern in Armuth und Elend gestürzt hat, und der Katholischen Geistlichkeit hohe Gerechtigkeit widerfahren läßt. Was ist denn ferner der fatale Obscurantismus des Mechelner Seminars? Welches sind diese heterodoxen Meinungen, die in dem größten Theil unserer scholastischen Theorien enthalten sind? Sollte also der theologische Unterricht, der, was Glaube und Zucht betrifft, derselbe in Mecheln ist wie in allen übrigen Katholischen Seminarien in der ganzen Welt, mit Dunkelheit des Irrthums umgeben seyn, ohne daß Rom es wüßte, und seine Stimme ertönen ließe? Sollte also der größte Theil unserer scholastischen Theorien, d. h. der Unterricht aller Bischöfe auf Erden, die die Zöglinge des Heiligthums leiten und bewachen, heterodox und ketzerisch geworden seyn? Es muß wohl so seyn in dem Gehirn unseres neuen Religionsfabrikanten, der überall das Zeugniß Jesu Christi über das der Päpste und Bischöfe setzt. Das ist, bis auf weniges, der himmlische Kampf, von dem sein Bruder Zuschauer war. Jesus Christus und die Apostel auf der einen, der Statthalter Jesu Christi und die Nachfolger der Apostel auf der anderen Seite; Jesus Christus und die Apostel gegen die gegenwärtige Kirche, mit welcher doch der Sohn Gottes bleiben muß bis an das Ende der Welt.

Luther und Calvin haben auch, wie alle Neuerer immer, das Zeugniß Jesu Christi und seiner Apostel, nach ihren Träumereien verstanden, über das der Päpste und Bischöfe gesetzt. Indessen hat Jesus Christus zu den Päpsten und Bischöfen in der Person des heiligen Petrus und der Apostel gesagt: Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich. Und der heilige Augustinus versichert, wie Jedermann weiß, daß er nicht an das Evangelium glauben würde, wenn das Zeugniß der Kirche ihn nicht bewöge, daran zu glauben. Uebrigens handelt es sich nicht bloß von der ehemaligen Kirche, die nicht mehr als nur in ihren Denkmälern besteht, deren Sinn uns das lebendige und sprechende Zeugniß, von Jesus Christus selbst eingesetzt, kennen lehren muß, es handelt sich von der gegenwärtigen Kirche, es handelt sich mit einem Wort von Gregor XVI. und den Bischöfen seiner Gemeinschaft. Ihnen gehört das Recht zu, die heilige Schrift, die Ueberlieferung und die übrigen kirchlichen Denkmäler zu erklären. Aber so versteht es Herr Helsen nicht. Er versteht die Denkmäler der christlichen Jahrhunderte nach den besonderen Eingebungen seines verrückten Gehirns. Ein durch das doppelte Verbot des Predigens und Beichthörens beleidigter Stolz hält ihn in Empörung gegen die Kirche.

Was die schmutzigen Anekdoten betrifft, womit der Autor früher das Publikum unterhalten hat, die er sich noch auszuschmücken und zu vermehren vornimmt, und die Sie, meine Herren! für über alle Maaßen interessant ausgeben, so ist dabei jener schöne Ausspruch Constantin's des Großen vergessen, wenn er jemals von etwas Aehnlichem bei einem Diener des Altars Zeuge wäre, so würde er es selbst mit seinem Purpur bedecken, um es den Augen der Welt zu entziehen. Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr

ergebenster Diener Abbé Vrindts.

Der Liberal fügt diesem Briefe folgende Bemerkungen bei: — Wir haben diesen Brief nur darum aufgenommen, damit das Publikum über die christliche Liebe und evangelische Mäßigkeit, mit welcher die Katholiken sich rüsten, um den Kampf auszuhalten, welchen Herr Helsen mit ihnen beginnt, selbst urtheilen kann. Das erste Wort des liebevollen Herrn Vrindts ist die Erklarung, daß der Brief seines Gegners ein Meisterstück des schlechten Geschmacks und der Gemeinheit sey ꝛc., — er erzahlt endlich eine Geschichte aus der Familie des Herrn Helsen, um zu beweisen, daß dieser Geistliche wohl ein Narr seyn könnte. Aber hat der heilige Matthäus, indem er die Worte Jesu, seines Herrn, berichtet, nicht gesagt im 5ten Capitel V. 22.: Wer zu seinem Bruder sagt Racha, der ist des Raths schuldig, wer aber sagt, du bist ein Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig? Gewiß lauft hier Herr Vrindts große Gefahr, Theil zu erhalten an den ewigen Flammen, denn nicht allein hat er zu seinem Bruder gesagt: Du bist ein Narr, sondern noch, dein Bruder war auch ein Narr wie du. Was nun das Wort Constantin's anbelangt, der mit seinem Purpur die Fehler der Priester bedecken wollte, so ist glücklicher Weise die Zeit, wo der Purpur und der Mantel etwas bedecken konnte, vorüber. Heutzutage erfahrt man Alles und theilt sich's mit, und Dank dieser absoluten Oeffentlichkeit, denn durch sie werden die Laster ausgerottet und die Irrthümer verbessert. Die rechtschaffenen und weisen Einrichtungen haben von der Offenbarung einiger Mißbräuche nichts zu fürchten, aber diejenigen, die gegen Natur und Vernunft sind, werden nun früher oder später in ihrem Unwerth erkannt, und der Cölibat der Priester gehört unter diese Zahl.

Wir werden nun sehen, wie diese Sache, über die wir uns für jetzt jedes Urtheils enthalten, weil dasjenige, was wir auszusprechen im Stande wären, sich jedem Leser von selbst darbietet, ausgeht.

Ueber den Zustand der Protestanten laßt sich auch leider wenig Erfreuliches berichten. Viele gehen gar nicht in ihre Kirche, um ihren Nachbarn nicht zu zeigen, daß sie Protestanten sind, und werden dann für Katholiken angesehen, wie es Tausende gibt, die dem Gottesdienste gänzlich entfremdet sind. Mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen tragen auch die Protestantischen Geistlichen des Landes dazu bei, die Lauheit zu befördern.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 29. Mai. № 43.

Die Sonntagsfeier in Schottland.

Von den vorjährigen Verhandlungen der Commission des Brittischen Unterhauses über die Beobachtung des Sonntags, die schon öfters in diesen Blättern erwähnt worden sind, betraf ein Theil Schottland insbesondere. Vorzüglich merkwürdig ist hier das Verhör des Dr. John Lee; wir theilen aus seinen Antworten Einiges im Auszuge mit. „Durch die verschiedenen Aemter, die ich bekleidet habe, fand ich Gelegenheit, mit den alten Sitten und Gebräuchen der Schottischen Kirche mich besonders zu beschäftigen. Zehn Jahre lang war ich Professor der Kirchengeschichte an der Universität von St. Andrews, und hielt es für meine Pflicht, den Studenten einen umständlichen Ueberblick des Einflusses der Gesetze und Gewohnheiten der Schottischen Kirche, vorzüglich aus den weniger bekannten Theilen ihrer Geschichte zu geben. Später bekleidete ich das Amt eines ersten Sekretärs der Generalversammlung der Schottischen Kirche, und habe als solcher den Zugang zu allen alten kirchlichen Verordnungen und Gesetzen gehabt, und wahrnehmen können, wie diese von jeher in Staat und Kirche gehandhabt worden. Durch ein genaues Studium derselben habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß alle Staatsgesetze über diesen Gegenstand, fast ohne Ausnahme, durch die kirchlichen Behörden (Courts, d. h die verschiedenen Instanzen, der Presbyteries, Synods und General-Assemblies) suppeditirt worden sind. In den Protokollen der Generalversammlung finden sich viele solche Gesetze als Vorschläge, welche dem Schottischen Parlament vorzulegen seyen, und das Parlament nahm sie gewöhnlich nachher an, und verwandelte sie in Gesetze (statutes). Doch gab es auch manche Verordnungen kirchlicher Behörden, nicht bloß der Generalversammlung, sondern auch der untergeordneten, welche, ohne in Gesetze verwandelt worden zu seyn, einen heilsamen Einfluß gehabt zu haben scheinen.

In der ersten Zeit nach der Reformation wurde der Sabbath in der Schottischen Kirche nicht mit der Strenge beobachtet als einige Zeit später. Man ist gewöhnlich geneigt anzunehmen, daß die Hauptleiter der Schottischen Reformation im Allgemeinen so viel als nur irgend möglich auf das entgegengesetzte Extrem von dem bis dahin Bestehenden zueilten, und übermäßig gesetzlich zu werden trachteten; ich kann dies aber nicht finden; im Gegentheil geschah die Veränderung der Dinge so stufenweise, und in mancher Rücksicht so unvollständig, daß noch in späterer Zeit, 1574, drei Jahre nach dem Tode von Knox, der Gebrauch, Schauspiele am Sonntage aufzuführen, nicht gänzlich abgestellt war, und zwar mit Billigung einiger von den Kirchenbehörden, von denen man die größte Strenge in dieser Hinsicht hätte erwarten können. Indeß sollten diese Schauspiele eine Art ernsten Zeitvertreibs seyn, der sich sogar einer gewissen religiösen Beschäftigung näherte; man wollte in der That damit die Erbauung befördern.“ Um den Zustand Schottlands in früherer Zeit in Bezug auf die Sabbathfeier zu schildern, las nun Herr Lee eine Reihe von jenen alten strengen Sabbathsverordnungen aus dem 17ten Jahrhundert vor, und fügte dann hinzu: „Ich bin überzeugt, daß die Wirkung derselben sehr heilsam war, und erlaube mir, aus Kirkton's Geschichte, die man als eine sehr authentische Schilderung ihrer Zeit ansieht, eine Beschreibung des sittlichen Zustandes jener Periode mitzutheilen, wo diese Gesetze am strengsten befolgt wurden: „„In ganz Schottland sind etwa 900 Parochien, die unter 68 Presbyterien vertheilt sind, und diese wieder unter 14 Synoden, aus welchen durch eine feierliche Gesandtschaft jährlich die National-Synode (gewöhnlich genannt General-Assembly) zusammengesetzt wurde. Bei der Wiedereinsetzung des Königs (Karl's II., 1660) hatte jede Parochie einen Pastor, jedes Dorf eine Schule, fast jede Familie eine Bibel, ja, in dem größten Theile des Landes konnten alle größeren Kinder die Bibel lesen, und waren entweder durch die Prediger oder durch ihre Eltern damit versehen. Ich habe viele Jahre in einer Parochie gelebt, wo ich nie einen Fluch hörte, und man hätte viele Meilen im Umkreise gehen können, ohne einen zu hören; in einem großen Theile des Landes konnte man keine Familie besuchen, wo nicht täglich Vorlesen der heiligen Schrift, Gesang und Gebet statt fand. Niemand klagte mehr über das Kirchenregiment, als die Schenkwirthe, welche sagten, ihr ganzes Geschäft liege danieder, weil die Leute so nüchtern und mäßig geworden seyen.““ Dieser Beschreibung, die, wie ich glaube, besonders auf den Süden und Westen von Schottland paßt, mit welchen Gegenden der Verfasser am besten bekannt war, füge ich die Bemerkung hinzu,

daß nachher der Sonntag wiederum von 1688 bis etwa 1730 am strengsten beobachtet wurde. Der Grund davon lag in der großen Wachsamkeit, der Treue und dem Eifer, womit Pastoren und Aelteste die ihnen Anvertrauten beaufsichtigten, und noch mehr in der durchgängigen auf die heilige Schrift gegründeten Erziehung. Dabei war ein beträchtlicher Unterschied in dem sittlichen Zustande derjenigen Gegenden, wo eine solche biblische Erziehung herrschte, von dem der anderen wahrzunehmen. König Karl's II. Regierung konnte für ihre Grausamkeiten gegen die Presbyterianer keine solche Werkzeuge im Westen finden als im Hochlande. Noch lange nachher waren diese Schändlichkeiten ein solcher Gegenstand des Abscheus, daß in der Grafschaft Ayr über funfzig Jahre nach der Revolution von 1688 es keinen einzigen Jakobiten (Anhänger des Hauses Stuart) oder Römisch-Katholischen gab; und in dieser ausgedehnten Grafschaft schlug sich nicht Ein Mann zu der Sache des Prätendenten im Jahre 1745; zu derselben Zeit bezeugen die an die Generalversammlung erstatteten Berichte, daß die Hochländer sich fortwährend in einem Zustande, der an Heidenthum grenzte, befanden. Eine vorheilhafte Veränderung, namentlich auch in Bezug auf die Sonntagsfeier, begann in den Hochlanden schon vor 1730. Zum Theil war sie eine Wirkung der Bemühungen der Schottischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, die im Jahr 1709 gegründet wurde; sie legte Schulen an, wo Leseunterricht, vorzüglich in der heiligen Schrift, ertheilt ward, und dadurch verbreitete sich christliche Erkenntniß unter dem Volk, und also auch größere Strenge in der Heiligung des Sonntags. Ueberhaupt kann man in der Schottischen Geschichte sehr deutlich den Einfluß der schriftmäßigen Erziehung und Verbreitung christlicher Erkenntniß auf den sittlichen Zustand des Landes wahrnehmen. In der Zueignung der ersten Schottischen Bibelausgabe an den König Jakob VI. (nachher Jakob I. von Großbritannien), welche 1579 gedruckt ist, grade zwanzig Jahr nach der Reformation (früher hatte man sich mit Englischen beholfen), wird ausdrücklich gesagt, der Fortschritt der christlichen Erkenntniß in einem Lande, wo früher das Lesen der Bibel streng verboten war, sey so groß, daß im ganzen Lande es wenig Häuser gebe ohne Bibel, und wo sie nicht vorgelesen würde. So ist es auch historisch beglaubigt, daß in der Zeit der Covenanters (von 1638 an), einer Zeit, wo die hellste Erkenntniß und größte Sittenreinheit herrschte, es im Schottischen Niederlande kaum einen Menschen gab, der nicht lesen konnte, und namentlich nicht die Gewohnheit hatte, in der Bibel zu lesen, kaum eine Familie gab, worin nicht regelmäßiger Hausgottesdienst statt fand, in welchem aus der Bibel vorgelesen, gesungen und gebetet wurde. Diese Beschreibung paßt aber nicht auf das Hochland, denn damals gab es nicht einmal eine Bibelübersetzung in die dort einheimische Sprache, das Gälische. Im Jahre 1690 erhielt dieser Theil von Schottland eine bedeutende Anzahl von Gälischen und Irischen Bibeln auf Kosten des Ehrenwerthen Robert Boyle.*) Bald darauf wurden die Psalmen, der Katechismus und das Glaubensbekenntniß in derselben Sprache herausgegeben, aber bis zum Jahre 1767 gab es keine für den Schulgebrauch geeignete Ausgabe des Neuen Testaments, und von dieser Zeit begann eine große Veränderung zum Besseren. Aus der Zeit gleich nach der Revolution von 1688 sieht man aus den Schulberichten von Städten und Dörfern im Niederland, von denen ich einige selbst besitze, wie viel Kinder damals regelmäßig einzelne Bücher der Bibel, ja wie viele die ganze Bibel für sich gelesen haben; und diese Zeit war es auch, wo der Sonntag am meisten geheiligt wurde, und die Sittlichkeit des Volkes in dem gesundesten Zustande sich befand.

*) Bruders des Lord Broghill, eines gelehrten und reichen Mannes, der zu seiner Zeit außerordentlich viel zur Verbreitung des Reiches Gottes that, bei uns durch den Wandsbecker Boten bekannt.

Die Beschreibung, welche ein berühmter Novellendichter (Sir Walter Scott) von den Covenanters gibt, ist ganz sicherlich historisch falsch. Nie herrschte in Schottland eine solche düstere, unheimliche Sonntagsfeier, als jener Dichter uns glauben machen will. Obwohl der Sabbath mit großer Ehrfurcht geheiligt wurde, so war er doch vielmehr ein Tag nüchterner, heiterer Frömmigkeit, als peinlichen Zwanges. Beiläufig sey es bemerkt, daß der größte Theil der Schilderungen der Gesinnungen und Sitten der Covenanters bei Sir Walter Scott fast ausschließlich aus seiner Phantasie hervorgegangen ist. Er scheint den Zustand der Dinge, wie er vor der Restauration König Karl's II. und wie er nach derselben war, auf gleiche Weise vergessen zu haben. Die Wiedereinsetzung des Königs wurde von den Schottischen Presbyterianern gewiß mit eben so freudigen Empfindungen begrüßt, als von irgend einer anderen Klasse der Unterthanen Sr. Majestät, obwohl sie nachher sich über die grausame Behandlung, die sie von dem Könige erfuhren, und den Bruch seiner heiligsten Versicherungen bitter zu beklagen hatten. Da in dieser Hinsicht man jenen berühmten Schriftsteller als die beste Auctorität anführt, so halte ich es für nothwendig zu erklären, daß er mit den Gebräuchen der damaligen Presbyterianischen Kirche sowohl, als der Bischöflichen, die auf sie folgte, völlig unbekannt gewesen zu seyn scheint. Er bildet sich z. B. ein, daß nach der Restauration in der Schottisch-Bischöflichen Kirche die Englische Liturgie gehalten wurde, da doch in der That die einzige Veränderung im Gottesdienst in der Suspension des Directory (der Kirchenordnung) und der Annahme von drei Artikeln bestand, die man zur Zeit des Knox für anstößig gehalten, nämlich dem regelmäßigen Gebrauch des Vaterunsers, der Hersagung des Glaubensbekenntnisses von Seiten der Eltern, wenn sie ihre Kinder zur Taufe brachten, und der Doxologie nach dem Singen der Psalmen. Dies waren die einzigen Veränderungen, die damals statt fanden, und die Unzufriedenheit der Schotten entstand bloß daher, daß sie die wiedereingeführte Hierarchie und des Königs Oberherrlichkeit in Kirchensachen für unbiblisch hielten, und fürchteten, die Kirchengewalt werde von dem Könige auf eine Art geübt werden, welche ihre kirchlichen Freiheiten verletzte. Ich führe dies nur an als Proben der Ungenauigkeit jenes Schriftstellers, der jener unterdrückten und verfolgten Klasse so großes Unrecht gethan, und sie als schwachsinnige Schwärmer dem allgemeinen Spott preisgegeben hat, während sie doch mehr, sowohl für das Reich Gottes als für die Freiheit ihres Vaterlandes, als sonst irgend Jemand in jener Zeit, thaten. Der einen Parthei leiht er die Gesinnungen und Sitten des 19ten Jahrhunderts, während im Allgemeinen die Sittenschilderung der anderen aus dem 17ten Jahrhundert entlehnt ist; in der That gab es aber einen solchen schroffen Gegensatz damals gar nicht. Zwischen den Geistlichen beider Partheien fand allerdings ein bedeutender Unterschied statt, und ich berufe mich hier auf Bischof Burnet's Geschichte seiner Zeit, der gewiß nicht partheiisch für die Presbyterianer war; seine Schilderung ist eine der treusten, die es gibt. Und der strengste Presbyterianer, der die verletzte Ehre seiner Vorfahren vertheidigen möchte, kann sich keines besseren Zeugnisses bedienen,

als des von Burnet. Er gibt zu, daß die Presbyterianischen Geistlichen, die im Jahre 1662 abgesetzt wurden, ernste, eifrige, treue Männer waren, während sich die an ihrer Statt eingesetzten als verächtliche und elende Menschen zeigten, die jämmerlichsten Prediger, die er je gehört habe, unfähig, auch nur eine Vorhaltung Jemanden zu machen, manche darunter offenbar lasterhaft, eine Schande für ihren Stand, der Auswurf von Nordschottland.

Mit dem Jahre 1730 ungefähr hörte in Schottland in den volkreicheren Pfarren die Sitte auf, die Kirchenbesucher zu überzählen, und die Abwesenden nachher wegen ihrer Vernachlässigung und ihrer Entheiligung des Sabbaths zur Rechenschaft zu ziehen; wenigstens habe ich sie nur bis zu dem genannten Jahre verfolgen können. Seit über vierzig Jahren hat aber eine sehr üble Veränderung in Bezug auf die Sabbathfeier in Schottland statt gefunden. In Edinburgh wurde diese Veränderung besonders merklich seit 1783. Ein Buchhändler, Creech, der eine Zeit lang Burgemeister von Edinburgh war, vergleicht in einem statistischen Werke folgendermaßen den Zustand von 1763 mit dem von 1783: „Im Jahre 1763 war es allgemeine Sitte in die Kirche zu gehen, und die Leute interessirten sich für das Christenthum. Der Sonntag wurde von allen Klassen als Feiertag beobachtet, und es gereichte zur Schande, wenn man während des Gottesdienstes sich auf den Straßen sehen ließ. Die Familien gingen immer mit allen Kindern und Dienstboten zusammen in die Kirche, und der Hausgottesdienst war sehr verbreitet. Im Jahre 1783 war der Kirchenbesuch sehr vernachlässigt, vorzüglich von Seiten der Männer; der Sonntag wurde wie ein Erholungstag angesehen, und die Kinder durften zu allen Stunden sich herumtreiben. Die Familien fingen an, es für gemein zu halten, mit den Dienstboten zusammen in die Kirche zu gehen; die Straßen waren keineswegs leer während des Gottesdienstes, und Abends war häufig Lärm und Skandal, besonder von den Gesellen und Lehrburschen; der Hausgottesdienst kam fast ganz außer Gebrauch. Im Jahre 1763 bekümmerten sich die Meister um ihre Lehrburschen, und hielten sie unter ihrer Aufsicht in ihrem Hause; 1783 wollten nur wenige noch Lehrlinge bei sich im Hause aufnehmen; außer ihrer Arbeitszeit bekümmerten sie sich nicht weiter um sie. Im Jahre 1791 ist es noch schlimmer geworden. Alle Verbesserung der Sitten muß in den Familien beginnen. — Im Jahre 1763 besuchten, katechesirten und unterrichteten die Geistlichen alle ihre Pfarrkinder, im Jahre 1783 war alles dies sehr aus der Uebung gekommen, und man würde jetzt die Geistlichen, die zu solchem Geschäft kämen, nicht willkommen heißen. Im Jahre 1763 wurde die Frage über die Sittlichkeit der Schauspiele lebhaft verhandelt; diejenigen selbst, die nichts dawider hatten, mochten doch Sonnabend Abend das Theater nicht besuchen; alles dies war anders 1783, da beklatschten die Zuschauer, was sie sonst würden ausgepfiffen haben. Im Jahre 1763 betrugen die Abgaben vom Brandtwein 4739 Pfd., 1783 aber 192000 Pfd." Wie stark bis zum Jahre 1794 die Entheiligung des Sonntags zugenommen, kann man auch daraus sehen, daß die Generalversammlung im genannten Jahre für nöthig fand, eine Ermahnung deshalb bekannt zu machen, und in ihrem Protokoll vom Jahre 1795 findet sich, „daß die Generalversammlung dem Prokurator aufträgt, auf jede beim Parlament eingebrachte Bill über die Heiligung des Sonntags zu achten, mit demjenigen, der sie eingebracht, sich in Briefwechsel zu setzen, ihm ein Exemplar der von der Generalversammlung bekannt gemachten Ermahnung zu

übersenden, und das Parlament auf den Zustand von Schottland in dieser Beziehung aufmerksam zu machen."

Einige Bemerkungen über die Gemeinschaft der Gläubigen vom Herausgeber des Christenboten mit Beziehung auf Nr. 1. dieses Jahrgangs der Evangelischen Kirchen-Zeitung. *)

Die Ev. K. Z., welche in Nr. 1. dieses Jahrgangs unter Anderem eine kurze Charakteristik des unter meiner Redaction bei J. F. Steinkopf in Stuttgart erscheinenden Christenboten gab, äußerte sich bei dieser Gelegenheit über die Tendenz dieses Blattes dahin: Es suche seinen Hauptzweck, die Vereinigung der verschiedenen religiösen Sekten in Würtemberg zu fördern, dadurch zu erreichen, daß es das Dogma für indifferent erkläre, und hierauf die Vereinigung zu basiren trachte. Da nun hieraus leicht Mißverständnisse entstehen könnten, die ich ungerne sehen würde, so erlaube ich mir einige erläuternde Bemerkungen beizufügen.

1. Stelle ich zwar keineswegs in Abrede, daß es mich freuen würde, wenn der Christenbote auch ferner dazu beitragen sollte, namentlich in Würtemberg, die verschiedenen religiösen Partheien einander näher zu bringen, sie in Liebe und Glauben mit einander zu vereinigen; aber ich betrachte dies nicht als meine Hauptaufgabe, welche vielmehr, meinen früher gegebenen Erklärungen zu Folge, eine umfassendere ist, und mit der einer gemeinfaßlichen, entschieden christlichen Kirchenzeitung zusammenfällt.

2. Es ist allerdings richtig, daß ich zwischen christlichem Leben und christlicher Erkenntniß unterscheide, und in der Voraussetzung, daß es eine todte Erkenntniß gebe (die entweder eine bloß von Anderen erlernte, oder aus voriger glücklicherer Zeit im Gedächtniß zurückgeblieben ist) dem christlichen Leben (nach Gesinnung und Wandel) einen Vorzug vor der Erkenntniß einräume. Daß ich in dieser Beziehung sowohl eine Menge Stellen der heiligen Schrift, als auch die Aussprüche der bewährtesten Glaubensmänner auf meiner Seite habe, bedarf wohl keiner näheren Ausführung.

3. Diese Ansicht nöthigt mich jedoch nicht, die Erkenntniß für indifferent zu erklären. Im Gegentheil schätze ich die Erkenntniß, welche aus dem Glauben kommt, sehr hoch, wenn ich mich gleich nicht traue zu behaupten, daß alles das Wahrheit sey, was Dieser oder Jener, dem ich den seligmachenden Glauben nicht absprechen kann, den ich sogar der Glaubenskraft nach mir überlegen achte, für Wahrheit hält; dieweil mich eine vielfache Erfahrung lehrt, daß die Allerwenigsten sich davor zu bewahren wissen, Menschliches mit

---

*) Obgleich der Herausgeber diese Entgegnung für unnöthig erachtet, da frühere Verhandlungen hinreichend zeigen, in welchem Sinne seine Aeußerung zu nehmen ist, und da die Ausgleichung, oder auch nur die Erkenntniß der wirklich statt findenden Differenz durch sie nicht gefördert seyn dürfte, so glaubt er ihr doch schon wegen der entgegengesetzten Ansicht des von ihm geachteten und geliebten Verfassers die Aufnahme nicht versagen zu dürfen. Er hält es für zweckmäßiger, seine Antwort auf die Entgegnung später in einer unabhängigen Behandlung ihres wichtigen Gegenstandes zu geben. Er bemerkt hier nur, daß er sich bewußt ist, in der Anzeige des Christenboten alle seine guten und lobenswerthen Seiten, diejenigen nämlich, die er nach seiner Ueberzeugung als solche anerkennen konnte, mit Liebe hervorgehoben zu haben, so daß ihm der brieflich ausgesprochene Vorwurf des Gegentheils vollkommen unerwartet kam, auch nach den manchen ähnlichen Erfahrungen, die er schon gemacht hatte. Solche Erfahrungen, so schmerzlich sie sind, werden ihn aber nie abhalten demjenigen zu genügen, was er für Pflicht gegen seine Leser hält. Anmerk. des Herausgebers.

dem Göttlichen zu vermengen, sey nun dieses Menschliche eigenes oder fremdes. Auch erscheint mir selbst die todte Erkenntniß der Wahrheit nicht ganz werthlos, dieweil die Wahrheit in jedem Falle besser ist, als die Unwahrheit. Demgemäß achte ich es für eine schätzbare Gnade Gottes, wenn man in einer Kirche geboren ist, in welcher vor anderen eine Fülle von Erkenntniß der Wahrheit anzutreffen ist; aber ich zähle diese Gnade unter die anderen Pfunde, mit denen man gut oder übel umgehen kann.

4. Wohl kenne ich also eine heilsame, aber keine mechanisch zwingende Kraft der theoretischen Wahrheit, überhaupt kein harmonisches Gleichgewicht der Erkenntniß und des Lebens der Gläubigen; denn es sind mir Leute vorgekommen, reich an Erkenntniß der Wahrheit, aber so arm am Leben aus Gott, daß ich für ihre Seligkeit bange habe, daneben aber Leute von beschränkter Erkenntniß und tiefer Glaubenskraft.

5. Noch mehr! es ist eine reiche Entfaltung des inneren Lebens möglich nicht nur ohne eine weitausgebreitete Erkenntniß der Wahrheit, sondern sogar neben beharrlicher Festhaltung gewisser Irrthümer. Das Evangelium ist für die Armen und für die Reichen an natürlichen Geistesanlagen, und nicht selten weiß es die Einfalt der Armen besser zu benutzen, weil den Reichen die Schlingen der menschlichen Weisheit größere Gefahr drohen. Gut ist's, daß die göttliche Langmuth beide, diese Einfalt und diese Klügelei, zu tragen weiß, und Keinem ihre Gaben vorenthält, dessen Ohr der Zucht des Geistes offen bleibt. Diese Langmuth gründet sich freilich nicht auf die Indifferenz der Erkenntniß, sondern auf die Erfahrungswahrheit, daß die innere Lebenskraft des guten Baumes, die ächte Erkenntniß stets erweitert und die falsche ausstößt, daher die Gläubigen nach vollbrachtem Laufe einander auch hinsichtlich der Erkenntniß bei weitem näher stehen, als am Anfang.

6. Fragt es sich, wie sollen verschieden Denkende in Sachen des Glaubens sich vereinigen, so stehen zwei Wege offen. Entweder sie erkennen ein Oberhaupt gemeinschaftlich an, und nach Maaßgabe der Erkenntniß desselben modeln sie sich, sie billigen oder verwerfen, wie ihr geistlicher Vater; denn sie sind Eins mit ihm. Ist dieses Oberhaupt Christus selbst, dann bin ich es zufrieden; ist es aber irgend ein Mensch, so fürchte ich, sie werden ihm mehr anhangen, als sich gebührt, und werden Christo die Ehre rauben. Darum dünkt mich der andere Weg der bessere. Man sehe auf das, was jeder Theil unbestreitbar von Christo hat, dieses Göttliche bilde den Vereinigungspunkt, dagegen lasse man einstweilen das Uebrige auf sich beruhen, behalte es wohl, bis man etwas Besseres hat, aber lasse sich dadurch in der Einigkeit nicht stören. Das, was die Gläubigen von Christo haben, ist das neugeborene Leben des Glaubens, daß Christus, der Mittelpunkt der Schrift, ihr einziger Heiland sey. Dieses Leben haben sie aus Einer Quelle empfangen, darum sind sie in Wahrheit Geschwister; und entwickeln sie sich nach dem Sinne des Vaters, so kann es nicht fehlen, daß sie am Ende einander auch im Uebrigen ähnlich werden. Er ist ja der Vater der Wahrheit, er wird wohl dafür zu sorgen wissen, daß sich das Bild der Wahrheit je länger je mehr an ihnen verkläre.

7. Sektenanhänger unterscheiden sich gewöhnlich durch ihre Vorliebe für Unwahres oder Unwesentliches, während sie doch im Besitz der Hauptwahrheit sind. Kann man sie zur Erkenntniß des hohen Werthes der Hauptwahrheit bringen, die sie mit Anderen gemeinschaftlich haben, so ist schon Vieles gewonnen; für die freie, volle und ungetrübte Entwickelung der ächten Wahrheitserkenntniß ist die Bahn geöffnet. Dieses ist auch viel eher möglich, als ihnen Alles zumal nehmen und ein ganz neues aufbauen; dieweil sie sich ja von Rechtswegen das nicht sollen nehmen lassen, was sie Wahres und Göttliches haben, vielmehr soll man dafür sorgen, daß dieses als läuterndes Ferment ihre ganze Erkenntniß ungehindert durchdringe.

8. Wie mir scheint, ruhen die Vereinigungspunkte der Erkenntniß der Gläubigen auf folgendem, allerdings nur durch Gnade völlig zu erkennenden Satze: So tief ist der Mensch gefallen, daß ihm ein göttlicher Heiland, welcher ist Jesus Christus der für uns Gekreuzigte, eine göttliche Erkenntnißquelle der Wahrheit, die heilige Schrift und eine göttliche Umbildung des die Wiedergeburt und Heiligung zu Stande bringenden heiligen Geistes unumgänglich nöthig ist. Durch diese Fundamentallehren sind die Gläubigen verbunden mit einander und geschieden von der todten Orthodoxie, welche die Nothwendigkeit der Wiedergeburt in Abrede stellt, von den Rationalisten, welche Christum in den Staub der gewöhnlichen Menschlichkeit herabziehen, und von den unchristlichen Mystikern, welche die historische und dogmatische Bedeutsamkeit der heiligen Schrift verkennen, zugleich aber ist der Grund zum weiteren Ausbau christlicher Erkenntniß gelegt.

9. Etwas Anderes ist freilich die Gemeinschaft der Heiligen, etwas Anderes die Gemeinschaft einer Kirche. Die letztere ist eine äußerliche Gemeinschaft, darum muß sie auch ein äußerliches Band haben, sie benutzt dazu das ausgebildete Dogma, stellt sich aber eben dadurch der menschlichen Hinfälligkeit um so mehr bloß, und sieht sich je länger je mehr mit einer Menge von Heuchlern belästigt, bis endlich ein Tag ihrer Umgestaltung kommt; und je mehr dieser sich nähert, desto fühlbarer wird das Bedürfniß des Anschließens an die wahrhaftigen Glaubensgenossen. Wer sollte in unseren Tagen dieses Bedürfniß nicht fühlen? Ihm Befriedigung zu gewähren, rechne ich mit unter meine Aufgaben. Thue ich aber hierin Unrecht, so bitte ich um weitere Belehrung.

Der Herausgeber des Christenboten,
Pfarrer M. Joh. Burk in Thailfingen.

Nachrichten.

London den 23. April 1833.

Was jetzt vorzüglich die Aufmerksamkeit des christlichen Publikums beschäftigt, das ist die sofortige Abschaffung des Sklavenhandels in den Kolonien. Aus allen Theilen der Monarchie kommen Bittschriften auf Bittschriften, um dies zu bewerkstelligen. In der letzten Woche verlangten 300 bis 400 Deputirte aus allen Theilen des Landes Audienz bei den Ministern und erlangten sie, um denselben die Nothwendigkeit vorzustellen, in dieser Sache etwas zu thun.

Die christliche Welt hat in den letzten vierzehn Tagen zwei Personen verloren, die lange Zeit als Standarten in derselben dastanden: der Prediger Rowland Hill und Admiral Lord Gambier, Präsident der Bibelgesellschaft für Schiffsleute. Wie verschieden Beider äußerer Beruf auf Erden war, so erkannten sie doch ein und denselben geistlichen an und wirkten Jedweder in seinem Theil zur Förderung des Reichs des Herrn, in dessen glorreiche Gegenwart sie jetzt, wie ich überzeugt bin, versetzt sind. Rowland Hill, dieser Mann des Volks, war nahe dem neunzigsten Lebensjahr, als die reife Aehre abgemäht wurde. Er war Onkel des in Wellington's Armee so ausgezeichneten Lord Hill. Folgende Anekdote theile ich Ihnen noch von seinem Sterbebette mit. Viele seiner Freunde standen um ihn versammelt, welche glaubten, daß sein Geist so eben den Aufschwung in's Reich des Lichts genommen hätte, da öffnete er plötzlich seine Augen wieder und sagte: „O ich denke, daß die Sache Christi mehr von dem abscheulichen Antinomismus gelitten hat, als von irgend etwas Anderem.“ Bald darauf setzte er noch hinzu: „Das ist das letzte Wort und Bekenntniß des Rowland Hill auf dem Todtenbette.“

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 1. Juni. № 44.

Ueber Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmandenunterrichts, nebst Vorschlägen zu seiner Berichtigung.

Noch immer steht unseres theuren Luther's für seine Zeit unübertrefflicher kleiner Katechismus auch in unserer Zeit unübertroffen da; noch immer behauptet er seinen Platz von Alters her in allen Volksschulen Lutherischer Stiftung, und sein Ansehn ist namentlich bei dem gemeinen Mann so tief eingewurzelt, daß an eine Abschaffung oder auch nur bedeutende Aenderung seiner, in Schule und Haus vom frühesten Alter an gelernten und vielgeübten Hauptstücke wohl lange noch nicht gedacht werden dürfte, sollten auch wirklich die triftigsten Gründe eine solche verlangen. Zwar haben sich in dem ganzen Zeitalter der Antireformation der Stimmen schon gar viele, leiser und lauter, höflicher und gröber gegen dieses so ganz und gar im Volke lebende symbolische Buch unserer Kirche erhoben, und der neueren Katechismen, die den alten verdrängen sollten und wollten, ist Legion geworden; aber noch ist deren keiner ihm einigermaßen an die Seite getreten, geschweige denn zuvorgekommen, und selbst ein Stephani mußte neuerlichst sein abgeschmacktes Produkt des allerfadesten sogenannten Denkglaubens wenigstens unter der Firma einer Umarbeitung des alten Luther erscheinen lassen! — Wir sind nun hier nicht etwa Willens, Luther's Katechismus überhaupt gegen die Opposition des Unglaubens, welche mit ihm das biblische Christenthum dem Volke rauben will, zu vertheidigen, oder die Gehörigkeit der Zehn Gebote zum christlichen Religionsunterrichte gegen den Unverstand derer, die weder das Alte noch das Neue Testament, weder sich selbst noch den heiligen Gott auch nur in seinem Gesetze erkennen. Solche Vertheidigung wird, Gottlob! immer weniger nöthig. Wir haben ferner nicht einmal die Absicht, uns über die Zweckmäßigkeit des Lutherischen Katechismus für den Volksunterricht insgemein mit den lieben christlichen Brüdern in Unterhandlung einzulassen, welche darüber verschiedener Meinung sind; indem die Einen ihn unverändert beibehalten, die Anderen, bei aller christlichen und kirchlichen Gesinnung, doch etwas für unsere Zeit Passenderes und überhaupt Vollkommeneres an seine Stelle setzen wollen. Die gründliche Erörterung dieser Angelegenheit möchte wohl fast ein Buch erfordern. Wir gestehen hier im Allgemeinen sehr gerne zu, daß eine Schule, in welcher auch heutzutage nach alter Weise nichts weiter getrieben wird, als die Hauptstücke des Katechismus, wenigstens formal sehr schlecht bestellt ist; wir sind weit davon entfernt, so manchen trefflichen Versuch zu einem vollständigeren Lehrgang im Religionsunterrichte der Volksschule zurückzuweisen, und thöricht nur bei dem zu bleiben, was Luther einmal seiner erkenntnißarmen Zeit dargereicht hat. Wie könnte man es irgend tadeln, und nicht vielmehr mit allem Eifer fördern, wenn die biblische Geschichte, die sonst auszugs- und stückweise neben dem Katechismus herzugehen pflegte, in einem vollständigen Entwickelungsgange zur umfassenden Grundlage eines Unterrichts gemacht wird, der wahrhaft biblisch zur Offenbarung des Reiches Gottes in den Herzen der Kinder führt? Wir geben sogar dieser Methode vor allen anderen entschieden den Vorzug, wenn davon die Rede ist, was die Volksschule innerhalb der ihr zugewiesenen Jahre an den Kindern leisten soll; denn was könnte wohl richtiger seyn, als dem göttlichen Plane selber in der stufenweisen Entwickelung der Offenbarung folgen, und das kindliche Gemüth durch ein Nacherleben aller der großen Geschichten und Thatsachen, in denen die Fülle der Lehren auf's Faßlichste sich dargestellt hat, in das Heiligthum des heiligen Geistes, die christliche Kirche, einführen? Wir haben endlich keineswegs eine solche Vorliebe für das Althergebrachte, daß wir dadurch verblendet würden, den großen Uebelstand des viel zu frühen, gedankenlosen Auswendiglernens der Lutherischen Hauptstücke einzusehen. Es ist schon oftmals von Ungläubigen und Gläubigen in verschiedener Weise gesagt worden, und gewiß im Allgemeinen unwidersprechlich, daß das Hersagen und Einüben des Katechismus schon für ganz kleine Kinder als Anfang des Unterrichts höchst unpassend und recht dazu eingerichtet ist, den todten Mechanismus von Anfang herbeizuziehen. Wie kann ein Schulkind in den allerersten Jahren seiner Schulfähigkeit den tiefen Sinn des ersten Gebotes fassen, oder was soll es anfangen z. B. mit dem unverständlichen: Du sollst nicht ehebrechen? Welche Sonderbarkeit, die armen Kinder herbeten zu lassen, was von Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromm Gesinde u. s. w. im ersten Artikel und in der vierten Bitte vorkommt! Wie können sie im frühen

Alter schon den dritten Artikel und die ganze Erklärung der Bitten einigermaßen verstehen? Zu geschweigen die gar noch nicht für sie gehörigen Hauptstücke von den Sakramenten. Obgleich der Verfasser in seiner eigenen Gemeinde es noch nicht wagen darf, dieses Plapperwerk der Schule anzutasten, so ist es ihm doch schmerzlich genug, und er hält es für dringende Pflicht, demselben sobald und so weit als möglich zu steuern.

Aber vom Confirmandenunterricht insbesondere soll hier die Rede seyn, und ob für diesen der Lutherische Katechismus noch immer geeignet sey oder nicht. Der Verf. hat kürzlich einen Leitfaden zu diesem Unterrichte erscheinen lassen,*) welcher in dieser Kirchenzeitung anerkennend angezeigt wurde, in Tholuck's literarischem Anzeiger aber mit großem Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit dieser Grundlage überhaupt, und er möchte nun seine durch dies Büchlein ausgesprochene Behauptung: daß die Lutherischen Hauptstücke grade für den Unterricht der Confirmanden sich am besten eignen, etwas näher erörtern und vertheidigen. Wir müssen dabei vorerst feststellen, was wir uns überhaupt unter diesem Unterrichte denken. Und da schließen wir uns denn zunächst mit völliger Beistimmung in der Hauptsache an die trefflichen Erklärungen an, die Harms in seiner Pastoraltheologie darüber abgibt. Es soll weniger Unterricht als vielmehr Vorbereitung seyn, weniger auf Belehrung, als auf Erbauung dabei hingearbeitet werden. „Confirmanden, wie sie seyn sollen, die erfordern eben keine [ganz neue] Belehrung; die Schule hat dafür gesorgt, daß sie das nöthige Wissen haben und reichlich haben." Wir behaupten ebenfalls: Im Confirmandenunterrichte soll durchaus nicht erst ganz von neuem gelehrt, nicht erst ein System der christlichen oder biblischen Lehre von vorn her wiederum entwickelt werden, sondern unter Voraussetzung der nöthigsten Kenntnisse, welche die Schule in den vorhergehenden Jahren dargereicht hat, soll nun ohne viel Katechisiren das Ganze in einem gewissen Ueberblick wiederholt, und, was die Hauptsache ist, den Kindern lebendig gemacht, zur Selbstprüfung und Ermahnung gewandt, oder, wie Harms sich ausdrückt, der Kopf zum Herzen gebracht werden. Das ist unser erster und oberster Grundsatz dabei, und wenn es hiezu an der gehörigen Vorbereitung in der Schule fehlt, was freilich leider sehr oft der Fall seyn wird, so hat der Pfarrer vor allen Dingen all seinen Einfluß zur Verbesserung des Schulunterrichts anzustrengen, auch durch den eigenen, wenigstens in Preußen ihm obliegenden Religionsunterricht schon vorher die Confirmanden sich zuzuziehen; keinenfalls aber sich damit zu begnügen, daß er erst einige Zeit vor der Confirmation die bisher versäumten Kinder noch vollständig unterrichten wolle — denn wie wäre das möglich? „Was zehn Schuljahre für unvernünftige Sachen in die Köpfe gebracht haben" [oder durch Nichtsthun darin gelassen], „das sollen zehn" [und wären es auch vier und zwanzig] „Confirmanden-Wochen wieder hinausbringen!" So weit sind wir, wie gesagt, mit Harms einverstanden; nur daß wir nicht so weit gehen möchten, als er, und das paränetische, mit Geist taufende, einweihende Moment gegen das Belehrende so ganz und gar hervorheben, daß wir mit ihm eine fünf- bis sechsmonatliche Zeit darum verwürfen, weil das Feuer weder bei dem Prediger noch bei den Confirmanden so lange in Brand bleiben könne (?). Vielmehr gehört eine geordnete Recapitulation

*) Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmandenunterrichts im Zusammenhang erklärt von Rudolf Stier. Berlin, bei Oehmigke. (10 Bogen, Preis 5 Sgr., in Parthien noch billiger.)

der Hauptsachen des Schulunterrichts so wesentlich zum Confirmandenunterrichte, daß grade nur dadurch die Belebung des schon Gelernten, die letzte Erhöhung des Wissens zum Glauben und Haben in durchgängiger Wiederanknüpfung und Beziehung darauf gewonnen werden mag; soll aber den Kindern die ganze Lehre noch einmal concentrirt vorübergeführt werden — was ferner auch darum nöthig ist, weil die bei einzelnen Kindern aus allerlei Ursachen entstandenen Lücken jetzt aufgefunden und ergänzt werden müssen, — so ist ein halbes Jahr gewiß nicht zu lange Zeit dafür. Ferner ist es wohl schwerlich zu unterschreiben, wenn Harms behauptet: „Ein Buch, das die Confirmanden von Klein auf gelernt haben, darüber mit ihnen seit fünf, sechs Jahren katechisirt worden, das ist ihnen zu ordinär geworden." Schlimm genug, wenn es so ist! Wir wollen ja eben nicht, daß Luther's Katechismus schon von Klein auf gelernt, obwohl freilich, daß er in den letzteren Jahren den Schülern bekannt und verständlich gemacht, also auch vorläufig darüber katechisirt werde. Wo nun aber dennoch sein herrlicher Text durch das beständige Hersagen, schon ehe das Verständniß möglich war, nicht nur ganz ordinär, sondern völlig todt gemacht worden: ist da nicht das Bedürfniß und die Pflicht, ihn wenigstens zuletzt noch wieder zu erwecken, eben darum desto dringender, damit nicht die Worte, in denen sich dem gemeinen Manne von frühester Kindheit auf sein kirchliches Bekenntniß für das ganze Leben zusammenfaßt, todt und leer in seinem Kopfe und Munde bleiben? —

Dies führt uns weiter zu unserem zweiten und dritten Grundsatz über das eigentliche Wesen des Confirmandenunterrichts. Wenn wir bei dem ersten rückwärts blicken, und, insofern die Confirmation bei dem Theile des Volks, von dem wir hier vornehmlich reden, die Entlassung aus der Schule ist, eine an's Herz bringende, die Frucht hervorrufende Zusammenfassung des ganzen bisherigen Unterrichts zum kräftigen Schlusse begehren; so müssen wir nun weiter auch vorwärts uns wenden, und die Erneuerung oder Bestätigung des Taufbundes als vollendete Aufnahme in die Kirchengemeinschaft und Ertheilung aller damit verbundenen kirchlichen Rechte betrachten. Mag es immerhin seyn, daß diese kirchliche Mündigsprechung leider bei uns zu Lande viel zu frühe, für ein Alter, das derselben in der Regel noch nicht fähig seyn kann, angesetzt ist, und sonderbarer Weise mit dem viel späteren Zeitpunkt der bürgerlichen Mündigkeit einen auffallenden Contrast macht; unsere Klagen und Wünsche in dieser Hinsicht möchten wohl für's Erste in den jetzigen Verhältnissen ungehört verhallen, und gehören wiederum nicht hieher. Wir nehmen die Sache, wie sie nun einmal jetzt stehet, und dabei ergibt sich unläugbar, daß die Vorbereitung der jungen Christen zur Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirchenglieder durchaus einen gewissen kirchlichen Charakter an sich tragen muß; d. h. sie müssen schließlich und ausdrücklich, anders noch als bisher in der Schule, mit der Lehre und dem Bekenntniß der Kirche, in welche sie aufgenommen werden sollen, bekannt und vertraut gemacht werden, ihre letzte Weihe muß eine lebendige Einführung in das seyn, was die Christenheit überhaupt und insonderheit die Evangelische Kirche nach der Schrift mit einander erkennet, glaubet, lehret und festhält von Alters her, also daß sie sich dabei dieser Gemeinschaft mit der alten und allgemeinen, so wie mit der jetzigen besonderen Kirche, die sie nun in ihren Schooß aufnimmt, sicher bewußt werden. In unserer Zeit, wo das kirchliche Gemein-Bewußtseyn leider so sehr erstorben ist, scheint dieser Gesichtspunkt bei der Vorberei-

tung der Confirmanden auch von gläubigen Pfarrern sehr oft außer Acht gelassen zu werden, und er ist doch wahrlich sehr wesentlich und wichtig! — Die dritte Beziehung endlich entsteht aus Zusammenfassung der beiden vorigen, indem es die Aufgabe des Confirmandenunterrichts ist, das Resultat der ganzen Schulunterweisung in kirchlich geweihter Form den Confirmirten als eine eben so einfache als vollständige, eben so sehr dem Schwächsten behältliche, als der weiteren Erforschung und Erfahrung entwickelbare Mitgabe für's ganze Leben sicher zu überliefern und fest einzuprägen. Wir bleiben hier wieder zunächst bei der Masse des Volks stehen, und da wird Jeder, der nur einigermaßen das wirkliche Leben beobachtet, finden, daß sogar vieles Gute, das in der Schulzeit mitgetheilt worden, in den nächsten Jahren darauf den Leuten wieder verloren gehet, und oft spurlos verschwindet, wenn es eben zu viel und mancherlei war, und namentlich, wenn es in einer Form, die dem Standpunkte des gemeinen Mannes zu hoch ist, gegeben war. Bleibende Frucht aber für's wirkliche nachherige Leben zu schaffen, ist doch das nie zu vergessende Hauptziel; und was hilft es, die lieben Kinder auf's Eifrigste und Fleißigste ein Paar Jahre zu schulen, wenn nicht gehörig gegen das Abstreifen all dieses Schulwesens in der sogleich folgenden Zeit voll irdischer Ansprüche und nun erst beginnender eigentlicher Charakterentwickelung gesorgt ist? Was hilft der wärmste und hellste Religionsunterricht des Pfarrers, wenn er nicht so eingerichtet ist, daß sein Kern, in kräftig concentrirten, gleichsam heiligen Formen bewahrt, die verwischende Einwirkung des Jünglingsalters mit all seinen inneren und äußeren Bewegungen siegreich überdauere? Ja es muß, weil niemals alle Einzelnen die christliche Wahrheit gleich anfangs lebendig in's Herz fassen, und sich dem bewahrenden und weiter lehrenden Geiste öffnen, wenigstens dafür gesorgt werden, daß sie alle in einem, so zu sagen unverlierbaren Buchstaben etwas auf den Lebensweg mitnehmen müssen, das späterhin zu seiner Zeit erwachen und den noch nicht geschmeckten Kern ihnen erschließen kann.

Nachdem wir so die dreifache Bestimmung des Confirmandenunterrichts bezeichnet haben, den Schulunterricht schließlich zusammenzufassen, das Bekenntniß zur Kirche in klarem Bewußtseyn zu begründen, und eine leicht behältliche, künftiger Belebung fähige Mitgabe für's Leben zu ertheilen; so wird es uns nicht schwer werden nachzuweisen, daß nur ein solcher Leitfaden, wie wir sonst Lutherische in Luther's Katechismus schon besitzen, diesen Zwecken auf's Beste entspreche. Der erste Grundsatz schließt offenbar jeden neuen und eigenthümlichen Lehrgang aus, der in keiner bestimmten Beziehung zu dem in der Schule schon Gegebenen steht, und leicht zum Schluß noch eine Verwirrung und Störung statt einer Befestigung in den Kindern wirken kann; jeden weitläuftigen Unterricht von vorne, wie z. B. eine Hindurchführung der Kinder durch den ganzen Plan und Zusammenhang der Bibelgeschichte, welche für den früheren Schulunterricht sehr passend seyn mag, gewiß aber völlig unthunlich für die höchstens ein Halbjahr umfassende kurze Zeit der Vorbereitung zur Confirmation. Nehmen wir dagegen den Zustand des Volksschulwesens, wie er nun einmal im Ganzen ist und wohl noch lange bleiben wird; bedenken wir, daß doch fast überall die Hauptstücke des Katechismus das Erste und Letzte sind, worauf in der Schule zurückgekommen wird, die feste Einheit alles Mannichfaltigen, so wüßten wir nichts Passenderes, als eben diese zur Grundlage der zusammenschließenden Recapitulation zu machen. Zumal, da sie ferner in ihrem kirchlichen

Charakter allein dem zweiten der obigen Grundsätze entsprechen. Jeder auch noch so gute individuelle Leitfaden und neuere Katechismus, welcher die Ordnung der Lutherischen Hauptstücke verläßt, knüpft die Confirmanden viel zu sehr an die besondere Richtung und Weise ihres jedesmaligen Lehrers, und stört für die Zukunft das lebendige Bewußtseyn der Lehreinheit zwischen den sich im Leben vermischenden Confirmirten, von denen dann die Einen so, die Anderen anders gelehrt sind. Man sage nicht, daß, wenn nur das Wesen der christlichen Lehre in den verschiedenen Formen richtig enthalten sey, dieselben der Einheit auch keinen Eintrag thun würden. Bei den gebildeten Ständen allerdings nicht, denen aber auch der Confirmandenunterricht noch lange nicht die letzte Unterweisung ist; wir reden hier zunächst von dem Volke, dessen Kinder mit der Confirmation in Geschäft und Gewerbe treten, und bei dem durchaus Form und Sache, Buchstabe und Geist in viel innigerem Zusammenhange steht, als wir oft aus Unkenntniß anzunehmen gewohnt sind. Man beobachte nur, und man wird finden, wie die jungen Leute, wo es noch am besten geht, die äußere Form und Ausdrucksweise des letzten Unterrichts so ganz festhalten, daß sie nur in dieser Rechenschaft zu geben vermögen; man wird hören, wie es dabei hie und da heißt: So bin ich nicht gelehrt worden, du hast das anders gelernt, wenn auch die Sache ganz dieselbe wäre. Was ist also mehr dazu geeignet, die kirchliche Einheit in den Confirmandenunterricht zu bringen, und das Bewußtseyn in allen Confirmirten unserer Kirche zu begründen, daß sie im Wesentlichen dasselbe glauben und befolgen, als die Hervorhebung derjenigen Hauptstücke, welche von der ganzen Christenheit einstimmig festgehalten werden, nach der bei uns symbolisch gewordenen Lutherischen Auslegung derselben? Diese Hauptstücke sind offenbar die Zehn Gebote, das apostolische Bekenntniß, das Gebet des Herrn und die zwei Sakramente; in ihrer Behandlung nach Luther läßt sich, wie wir unten genauer sehen werden, nicht nur alles Wesentliche des nöthigen Unterrichts zusammenfassen, sondern auch mit kirchlichem Charakter als Einweihung zur Aufnahme in die Gemeinschaft derer, welche mit einem besonderen Verständniß dieselben festhalten und bewahren. Und wenn Harms meint, daß „der Prediger, wenn er mit Kopf, Geschick und heiligem Eifer an das Geschäft geht, wenig geneigt seyn kann, durch den Katechismus sich hemmen und binden zu lassen Jahr für Jahr" — so sehen wir nicht ein, wie diese Hemmung und Bindung so groß und bedenklich sey bei einer allgemein kirchlichen Grundlage, die wahrlich der alle Jahr frisch ausströmenden lebendigen Behandlung noch weiten Spielraum genug übrig läßt. Es haben auch manche sehr ehrenwerthe Stimmen überhaupt jede Bindung des Predigers an einen jährlich wiederkehrenden Leitfaden verworfen, und dagegen eine ganz freie, mannichfach abwechselnde Einrichtung des Unterrichts, ein ungebundenes Hervorströmen desselben aus der Fülle der Schrift und dem eigenen Herzen des Lehrers verlangt. Das wäre schon gut, wenn nur das so lebendig Mitgetheilte ohne eine feste Form den Confirmirten bliebe; so wie wir aber das Volk zu kennen meinen, ist das im Allgemeinen nicht der Fall, und wir glauben nicht genug zur Beherzigung, empfehlen zu können, was Luther in seiner Vorrede zum Katechismus davon schreibet, daß man den einfältigen gemeinen Mann nicht genug mit festen, klaren Worten und stehendem Texte lehren könne. Sein Bedürfniß hat sich in dieser Hinsicht seit jener Zeit immer noch nicht geändert. Und so wird denn auch die dritte Aufgabe, den Confirmirten eine festhaftende Mitgabe für's Leben einzuprägen, nur dann gelöst,

wenn sich der ganze Unterricht künftig in ihrem Gedächtniß und Herzen als Auslegung der einfach kräftigen Katechismusworte wieder in diese zusammenziehen kann. Daß wir's ebenfalls noch einmal zusammenfassen: als befestigende Wiederholung des Schulunterrichts schließt der Confirmandenunterricht jeden ganz neuen und eigenthümlichen Lehrgang aus, als Einweihung zur Aufnahme in die Kirche jede individuell besondere Anordnung und Darstellung des Stoffes, als Ausrüstung gegen die verwischenden Eindrücke der folgenden Lebensentwickelung jedes ganz formlose Mittheilen und meinetwegen augenblicklich noch so kräftige Einpflanzen der Wahrheit; in allen drei Beziehungen aber ist der von der Schule her wohlbekannte, kirchlich gemeinsame, und eben so stereotypisch haftende als tiefgehaltige Katechismus die zweckmäßigste Grundlage.

Aber — so fragen und zweifeln nun hier Manche — ist denn auch unser Lutherischer Katechismus wirklich ein Ganzes in organischem Zusammenhange, stellt er denn auch ein etwelches System der Lehre und Heilsordnung dar, um eben einem zusammenfassenden, biblisch und kirchlich vollständigen, zuletzt mitgegebenen Unterrichte den Weg zeigen zu können? Da sagen Manche: was in der Bibel selbst in dem vollsten, lebendigsten Zusammenhange stehe, das sey hier vom frischen Lebensbaume losgerissen, und in die dürre, oft sehr scholastische Form des Katechismus geschlagen; es fehle hier die enge und innige Verbindung der Offenbarungsgeschichte mit der Lehre; es seyen eben nur einzelne Stücke und Hauptstücke, und weiter nichts! Wären diese Vorwürfe gegründet, so müßten sie freilich alles oben Gesagte wieder umstoßen, oder nur als Hinweisung auf einen erst zu machenden Katechismus, ganz anders und besser als der Lutherische, übrig lassen; denn etwas Ganzes, Zusammenhängendes und Geordnetes muß freilich der Confirmandenunterricht jedenfalls geben, bloße Fragmente könnten weder eine fruchtbare Recapitulation, noch eine genügende Einführung in das Bewußtseyn der Gemeinde, noch einen Schatz für die Zukunft enthalten, sie könnten vor allen Dingen keine lebendig anregende, psychologisch richtige Erweckung und Ermahnung der Kinder, keine Weihe zur Wiedergeburt vermitteln. Wir sind nun auf's Lebendigste überzeugt, daß, wer die Lutherischen Hauptstücke nur als einzelne Stücke behandelt, freilich Anlaß zu jenen Vorwürfen gibt, daß aber, richtig aufgefaßt und in ihrem inneren Zusammenhang ausgelegt, eben sie ein höchst vollständiges und wohl geordnetes System nicht nur der Lehre, sondern auch der Heilsordnung enthalten. Von der „dürren, scholastischen Form" ist vollends nur bei falscher Handhabung des Textes, nicht aber bei den einfältigen, kindlichen, kräftigen, aus der Tiefe des Lebens strömenden Worten Luther's selber die Rede, die ja wohl, wie man allgemein zugestehen wird, wirksam genug von todter Scholastik abziehen, wenn man dem in ihnen hauchenden Geiste nachfolgt. Das Gesetz Gottes in den heiligen Zehn Geboten repräsentirt die ganze Offenbarung Gottes im A. T., die freilich nicht bloß im Dekalogus besteht, deren eigentliches Hauptstück aber im Gegensatze zum N. T. doch jedenfalls das Gesetz als Zuchtmeister auf Christum, das die Verdammniß vorhaltende und hierdurch das Erlösungsbedürfniß weckende ist. Die Anfangsworte: Ich bin der Herr, dein Gott — setzen nothwendig einen Rückblick auf die ursprünglichen Offenbarungen dieses Gottes voraus, indem sie sowohl auf den Jehovah, der seit der Schöpfung zu den Menschen geredet hat, weisen, als auch an den Mittelpunkt der natürlichen Religion, die Stimme Gottes im Gewissen, anknüpfen, wie überhaupt alle folgenden Gebote. Indem sie an das, was bei Moses noch dabeisteht, erinnern, versetzen sie ferner unmittelbar in die Anschauung Israels, des heiligen Samens und Volkes Gottes, aus Aegypten geführet, damit es nicht, wie die Heiden, andern Göttern diene. Und so hätten wir denn schon in diesem ersten Worte einen vielfach bedeutsamen Ausgangspunkt, der an Vieles erinnert, was freilich nach unserer obigen Ansicht mehr vorausgesetzt, als neu gelehrt werden muß. Ob und wie die Zehn Gebote nun wirklich Alles, was Gottes Recht von uns fordert, umfassen und richtig darstellen, darüber rechten wir hier natürlich weiter nicht. Wir bemerken nur, daß die im A. T. vor und nach dem Gesetz vorhandene Verheißung und Weissagung theils ebenfalls schon in dem Vorwort des ersten Gebotes liegt, theils als Uebergang vom Gesetz zum Glaubensbekenntniß sich ergibt. Denn daß Alles ausdrücklich da stände, ist freilich bei kurzen Formeln und Leitfaden nicht zu verlangen; genug, wenn sie in ihrem Fortschritte zur richtigen Entwickelung des von ihnen Vorausgesetzten und also stillschweigend Mitgesagten dringen. Was gehört nun weiter mehr hieher, als der Glaube der apostolischen Kirche an den dreieinigen Gott, und wer die Anordnung seines Bekenntnisses nach den drei Namen oder Personen unpassend und scholastisch fände, der müßte den Herrn selber wegen der Einsetzungsformel der Taufe tadeln, als worin offenbar der Keim des apostolischen Symbols liegt. Dasselbe versetzt uns wiederum sogleich mit den ersten Worten: Ich glaube an Gott den Vater — in den Mittelpunkt des N. T. gegenüber dem Alten: gläubiges Vertrauen zu dem als Vater Kundgewordenen, und fordert uns nun auf, Alles, was wir von dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden schon vor dem ersten Gebote voraussetzten, mit dem neuen Lichte der Vatergnade zu beleuchten. Es schließt sich ferner im zweiten und dritten Artikel so genau an die Geschichte des N. T. an, daß es nicht nur zu einem Ueberblick des Lebens Jesu von der Geburt bis zur Himmelfahrt auffordert, sondern auch die Stiftung der Kirche durch den heiligen Geist noch mitbegreift. Wie kann man also sagen, der Katechismus sey von der Geschichte losgerissen, da er sich vielmehr in dem Gesetze auf die ganze Geschichte des Gesetzesvolkes vor und nach seiner Stiftung bezieht, und in der eigentlichen Kerngeschichte der Schrift, dem Leben und Sterben des Herrn, sogar ausdrücklich historisch aufzählend verfährt? — Eben so tief aber steigt er nun mit dem Gebete des Herrn in das Gebiet des inneren Lebens hinab, das durch Kraft des Geistes in Glauben, Bitten, Kämpfen und Ausdauern sich gestalten soll, und fügt, damit der Vollständigkeit nichts mangele, die Stiftungen des Herrn für seine Kirche hinzu, bei deren Auslegung wiederum das allgemeine Gnadenmittel, das Wort Gottes, dessen Siegel sie sind, mehrfach ausdrücklich vorausgesetzt wird.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 5. Juni. № 45.

Ueber Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmandenunterrichts, nebst Vorschlägen zu seiner Berichtigung.

(Schluß.)

So wäre denn in den fünf Hauptstücken ein richtiges Ganzes der Lehre umfaßt, Gesetz und Verheißung, erfüllt in der Gnade Christi, und der Weg, durch Bitten in Kraft von Oben dieser Gnade theilhaftig zu werden und zu bleiben bis zur Vereinigung mit dem Herrn. Aber ist es auch die rechte Ordnung, in welcher die einzelnen Hauptstücke sich folgen? Wir meinen ja, und so gewiß die richtige, als sie eben auch die geschichtliche und psychologische ist: erst das Gesetz, dann der Glaube an die erlösende und erfüllende Gnade; erst der Glaube und der Geist des Glaubens, dann das Gebet; erst das Bitten und Sehnen, dann die Gemeinschaft der Kirche und ihrer Güter. Wir wissen wohl, wie es so sehr getadelt worden ist, daß die Gebote Gottes schon dastehen, ehe vom Glauben an diesen Gott, den Schöpfer und Herrn, die Rede sey; wir bedauern es sehr, daß sogar gläubige, sonst biblisch einsichtige Männer sich haben verleiten lassen, die Gebote erst nachfolgen zu lassen, denn wir halten das für eins der ärgsten Mißverständnisse und eine der unpassendsten Verkehrungen. Freilich ist mit den Geboten schon das Wissen von dem Gott, der sie gibt, vorausgesetzt; hievon ist aber auch im ersten Artikel gar nicht eigentlich die Rede, daß in seine Erklärung die gleichsam natürliche Religion, das Bekennen, es sey ein Gott, nun erst gehörte. Vielmehr ist auch der ganze erste Artikel in Christo zu verstehen und auszulegen, wie schon der Name Vater ergibt; und das Wort: Ich glaube an — bedeutet hier eben so wenig, als im zweiten und dritten Artikel, bloß: Ich weiß und bekenne, daß er sey — sondern: Ich vertraue ihm, halte mich an ihn in der Zuversicht, daß er mir helfen und mich erlösen wird, nämlich von der Sünde und ihrem Fluch, den das erste Hauptstück gedrohet hat. Desgleichen wird dieses erste Hauptstück ganz falsch verstanden, wenn es schon als christliche Pflichtenlehre unter Voraussetzung des Geistes, der die Kraft der Erfüllung darreicht, gelten sollte; dann gehörte es freilich an's Ende, wohin der Heidelberger Katechismus, in den dritten Theil von der Dankbarkeit es stellt, der aber doch nicht umhin kann, es zugleich ganz kurz im ersten Theile von des Menschen Elend vorauszunehmen, damit nur die erste Antwort auf die allererste, gleich in den Mittelpunkt des Christenthums versetzende Frage, der Glaube an den Erlöser von der Sünde, einigermaßen verständlich sey. Aber die erste Hauptabsicht des Dekalogus nach seinem wörtlichen Ausdruck und seiner Stellung in der Geschichte der Offenbarung gehet offenbar nicht dahin, dem Christen zu zeigen, mit was für guten Werken er sich dankbar erweisen solle, sondern den natürlichen Menschen durch Erkenntniß der Sünde zu demüthigen, und dem Erlöser so den Weg zu bahnen in das zerschlagene Herz. So und nicht anders muß also vorherrschend das erste Hauptstück behandelt werden, dann nimmt es seine Stelle ganz richtig ein, denn die Erkenntniß der Sünde und Furcht vor ihrer Strafe ist allemal der Grund und Anfang aller Religion, auch schon darum, weil hier noch eine Anknüpfung sich findet an die natürliche Religion des Gewissens. Dabei ist die geistliche Deutung und Schärfung der Gebote nach Christi Bergpredigt kein falscher Vorgriff, sondern bloß eine richtige Entwickelung des wahrhaftig auch schon im alten Buchstaben Enthaltenen; wir kommen ja auch freilich jetzt schon als Christen zum A. T., und der ganze Katechismus ist ein christlicher, der in jedem Einzelnen zugleich das Ganze voraussetzt und mitbefaßt. Wollte man die Gebote an's Ende verweisen, wie z. B. Witte neuerlichst gethan, so ist der ungehörige Herabfall von dem gläubigen Ergreifen der Sündenvergebung und des ewigen Lebens im dritten Artikel zu dem Drohworte: Du sollst (nun aber auch!) keine anderen Götter haben neben mir — auffallend genug. Was die Nachweisung betrifft, wie die Gebote nun in des Glaubens Kraft durch die Liebe erfüllet werden, so gehört diese theils in die Heilsordnung beim dritten Artikel, theils enthält das mit Bezug auf den Dekalogus gebildete Unser Vater eine nothwendige geistliche Rekapitulation und Zusammenfassung seiner Gebote. Wie treffend richtig das Gebet des Herrn auf den Glauben folgt, und welche wichtige Haupt-

stelle es hier einnimmt, lehren am besten Luther's Worte in einer alten Ausgabe und Bearbeitung des Katechismus: *) „Drei Dinge sind Noth einem Menschen zu wissen, daß er selig werde. Das Erste, daß er wisse, was er thun oder lassen soll, das lehren ihn die Zehn Gebote. Zum Anderen, wenn er nun siehet, daß er's nicht thun noch lassen kann aus seinen Kräften, daß er wisse, wo er's nehmen, suchen und finden soll, damit er dasselbe thun und lassen möge, das zeiget ihm der Glaube. Zum Dritten, daß er wisse, wie er es suchen und holen soll, nämlich durch's Gebet." Wahrlich, wer diese Worte verstehet, der hat darin Grund und Aufschluß genug über die drei ersten Hauptstücke des Katechismus; und wenn sie in diesem Sinne behandelt, verbunden, ausgelegt und ergänzt werden, sollte das nicht einen recht ganzen, gründlich geordneten Unterricht geben? Daß aber die zwei Hauptstücke von den Sakramenten noch folgen, wird wohl Niemand unrecht oder unpassend finden; wir weisen nur darauf hin, daß grade zur Vollendung des Confirmandenunterrichts nichts geeigneter seyn mag, als nun die Zurückweisung auf die Taufe, die in der Confirmation bestätigt werden soll, und die Hinführung zum heiligen Abendmahl, dessen Gemeinschaft darauf den Confirmirten eröffnet wird. (Das Hauptstück von der Beichte lassen wir billig, da es in dieser Gestalt und Hinzuordnung weder von Luther herrührt, noch ein Hauptstück göttlicher Offenbarung und Einsetzung neben den anderen, noch endlich ein von der ganzen Christenheit gemeinsam Festgehaltenes, wie die anderen, ist, auch in seiner Fassung nicht mehr zur jetzt gebräuchlichen Beichthandlung passet, wieder weg; fügen aber dafür einen Anhang bei zu der Frage: Wer empfähet denn solch Sakrament würdiglich? worin kurz von der kirchlichen Beichte und Absolution, so wie von der Ausschließung, als warnendem Gegensatz zu der jetzt den Kindern bevorstehenden Aufnahme in die Kirche, gehandelt wird.)

Eine vorläufige schwache Probe, wie sich nun nach diesen Grundzügen im Einzelnen der Lutherische Katechismus zu einer zusammenhängenden Grundlage des Unterrichts vor der Confirmation entwickeln lasse, will unser oben angeführtes, mit Benutzung und Einwebung des Besten, was wir bei Anderen in diesem Gebiete, so wie in den Reformirten Katechismen fanden, gearbeitetes Büchlein seyn, dessen große Mängel wir freilich sehr fühlen, das wir aber gern, wenn es weitere Aufnahme und Verbreitung fände, in ferneren Auflagen dem uns vorstehenden Ideal immer näher bringen möchten. Wir erlauben uns, um nicht in den Schein des von sich selber Redens zu verfallen, keine weitere Mittheilung über die Anordnung und Behandlung des Ganzen, die dort vorliegt; dagegen aber können wir nicht unterlassen, nach Vertheidigung und Empfehlung des Lutherischen Katechismus im Ganzen und Großen nun auch etwas über seine Mängel im Einzelnen zu sagen, was natürlich dort in einem den Kindern bestimmten Büchlein keinen rechten Platz finden konnte.

Wie Luther's Bibelübersetzung im Ganzen vortrefflich, im Einzelnen der Berichtigung bedürftig ist, eben so sein Katechismus. Man wird uns nach den vorgängigen Erklärungen über den hohen Werth des Ganzen wohl nicht der unverständigen

*) Sie finden sich nicht nur in: Der Laien Biblia u. s. w. Wittenberg 1528., sondern schon vorher in dem „Betbüchlein der Zehn Gebote, des Glaubens, des Vaterunsers u. s. w." 1522.

Geringschätzung beschuldigen, wenn wir nun dieses unübertreffliche, nicht bei Seite zu legende Ganze auch um so reiner und fleckenloser in allen Theilen sehen möchten. An Theopneustie der symbolischen Bücher denkt ja wohl kein Theologe mehr; *) laßt uns aber auch endlich dafür sorgen, daß das Volk nicht immer noch mit einem gewissen Aberglauben Luther's Wort für Gottes Wort selber halte! Man muß jedenfalls die Leute bei Zeiten in kluger Weise, so daß nur die Denkenden es bedenken, darauf hinführen, daß Luther weder in seiner Bibelübersetzung noch in seinem Katechismus unfehlbar gewesen; man hat in Evangelischer Kirche das Recht und sogar die Pflicht, in wichtigen Dingen die Berichtigung nach bester Ueberzeugung frei auszusprechen. Aber dabei ist das Stehenbleiben des alten, unrichtigen Textes immer ein Uebelstand, und viel kleinere Ungenauigkeiten und Versäumnisse muß man natürlich ungetadelt lassen, die doch bei einer Verbesserung des Ganzen auch ihre Abhülfe fänden. Ach daß unsere arme, in Extreme und Einseitigkeiten auslaufende, ohne feste Einheit der Gläubigen zu gemeinsamkirchlichen Werken noch sehr unfähige, wiewohl neu erwachte Evangelische Kirche doch bald zu solchen weisen Reinigungen ihrer alten theuren Schätze von den Flecken, die sich nach dreihundert Jahren freilich daran zeigen, wach und geneigt werden möchte! Müssen wir denn das Alte, wenn es nicht göttlich sondern menschlich ist, entweder unangetastet bewahren oder ganz wegthun, gibt es denn keinen Mittelweg dazwischen? Freilich behalten wir lieber, um nur bei unserem Gegenstande zu bleiben, den Lutherischen Katechismus, wie er ist, als daß wir ihn ganz verdrängen ließen; es wäre doch aber wahrlich besser, ihn fortzubilden, wo er dessen bedürftig geworden, und nicht starr an jedem Worte zu hängen, wie es von Anfang gelautet hat. Wir verkennen die große Schwierigkeit solcher Fortbildungen keineswegs, wir können aber doch nicht umhin, unsere anregenden Bemerkungen darüber wenigstens dem Nachdenken vorzulegen und für's Erste dem üblen Urtheile preiszugeben.

Solche Mängel, die als wesentlich in Anordnung und Auffassung erscheinen, und deren Berichtigung dringende Pflicht seyn möchte, sind natürlich in dem kleinen, nicht ohne besonderen Gnadenbeistand verfaßten Büchlein nur wenige. Wir rechnen dahin nur vier Punkte: die Ordnung der Gebote, die Fassung der Auslegung des dritten Artikels, und eben so der zweiten und vierten Bitte. Was den ersten Punkt betrifft, so können wir hier natürlich nicht den ganzen Streit über die Lutherische oder Reformirte Gebotszählung erneuern; wir bekennen uns nur ohne Weiteres zu der letzteren, und glauben annehmen zu dürfen, daß bei weitem die Mehrzahl der Theologen heutzutage von ihrer Richtigkeit überzeugt seyn wird. Wir vermögen durchaus nicht einzusehen, was zu der Auslassung des zweiten Gebotes (2 Mos. 20, 4.) berechtigen könne, da das Verbot, auch den wahren Gott nicht fälschlich abzubilden, sich eben so klar von dem ersten Gebot wider andere Götter unterscheidet, als geschichtlich in Israel der Kälberdienst von dem Baalsdienst, und da dieses Verbot nach seinem Buchstaben noch immer gegen die Katholiken, nach seinem Geiste gegen die Vorstellungen der unerleuchteten Vernunft von Gott sehr wichtig bleibt. Nur die Zusammenfassung

*) An Theopneustie im eigentlichen Sinne hat auch nie einer der früheren gedacht.

Anmerk. der Red.

beider Gebote in der Drohung 2 Mos. 20, 5. kann die Augustinische Anordnung einigermaßen entschuldigen, aber auch nicht mehr. Desgleichen, daß das vermeinte neunte und zehnte Gebot nur eines sind, ergibt sich biblisch unwidersprechlich aus der Umstellung der einzelnen Beispiele in den beiden Stellen 2 Mos. 20, 17. und 5 Mos. 5, 21., so wie aus den Anführungen des N. T. Röm. 7, 7., 13, 9. Auch ist grade hier sehr zu bedauern, daß Luther's Auslegung die geistliche Spitze des ganzen Gesetzes, die Bezeichnung auch der bloßen Lust als Sünde, völlig verfehlt, und mit ihren sonderbaren Ausdrücken nur wieder in die Werke des sechsten und siebenten Gebotes zurückfällt. Endlich ergibt sich nur bei richtiger Zählung der Gebote auch ihre richtige Vertheilung auf die zwei Tafeln, nämlich fünf auf jede, indem das Gebot von Vater und Mutter ganz unstreitig zur ersten Tafel gehört. Ist denn das Ehren der an Gottes Statt uns zu Eltern und Herren Gesetzten auch begriffen in der Summa: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst? Und könnte je ein Vater damit zufrieden seyn, wenn das Kind nur diesen Satz auf ihn anwenden wollte? Die erste Tafel spricht von Gottes Bild, Namen und Tag, und dazu von seinen Stellvertretern unter den Menschen, denen er sein Vater- und Herrenbild angehängt hat, und wir sollen Gott selber ehren in Vater und Mutter und Obrigkeit. Man sehe nicht nur Röm. 13, 9. die richtige Angabe der zweiten Tafel, sondern auch 3 Mos. 19, 2—4. unser viertes Gebot mitten unter der ersten. — Soll nun hier nichts geschehen? Soll auch in der unirten Kirche der Unterschied fortdauern, und bei weiterer Vermischung wirklich verwirrend werden? Oder sollen, die das Richtigere haben, es etwa vor dem Unrichtigen zurücknehmen, wie in der Aufnahme der Lutherischen Gebote in unsere Agende leider schon angefangen? Wir meinen, Luther's Katechismus müßte durchaus zwei neu gebildete Gebote bekommen, die etwa so lauten möchten: Das andere Gebot. Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen; du sollst sie nicht anbeten noch ihnen dienen, denn ich bin der Herr dein Gott. Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir sein unsichtbar und unbegreiflich Wesen uns nicht abbilden oder vorstellen nach eigener Kunst und Gedanken (Apostelgesch. 17, 29.), noch unser Gemächt anstatt Gottes verehren; sondern wir sollen Gott anbeten, wie er durch sein Wort und Ebenbild sich geoffenbaret hat. Das zehnte Gebot. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses; du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder Alles, was sein ist. Was ist das? Gott will uns damit lehren, als in der Summa, daß wir schuldig sind, dem Nächsten sein Recht zu lassen und alle Gebote von Herzen zu halten ohne Heuchelschein; darum sollen wir streiten gegen die böse Lust in uns, und weil sie dennoch bleibet, unsere Sünde erkennen aus Gottes Gesetz. —

Im dritten Artikel ist uns immer höchst anstößig gewesen, daß die Kinder schon bekennen sollen: Der heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiliget und erhalten, gleichwie er die ganze Christenheit auf Erden u. s. w. Man erkläre und verwahre hier noch so viel, die Formel bleibt fester im Gedächtniß, und fördert den todten Glauben, der dann auch nicht ermangeln wird, das Folgende: in welcher Christenheit er mir und allen Gläubigen täglich alle Sünden reichlich vergibt — sich ohne Weiteres anzueignen. Es sollte also etwa heißen: — sondern, gleichwie der heilige Geist die christliche Kirche gestiftet und

gesammelt, und auch mich dazu durch das Evangelium berufen hat, also will er mich ferner mit seinen Gaben und Kräften erfüllen und heiligen, daß ich mit rechter Zuversicht der Vergebung der Sünden mich getröste; auch im frommen Wandel mit allen Kindern Gottes mich treiben, stärken und bewahren bis an's Ende; worauf er am jüngsten Tage mich und alle Todten auferwecken, und mir sammt allen Gläubigen in Christo ein ewiges Leben in verklärtem Leibe geben wird. — Das sey zugleich zum Voraus ein Beispiel, wie man dann Mehreres ändern, und hier die Hauptpunkte: Kirche, Vergebung, Auferstehung, gehörig hervorheben könnte.

In der zweiten Bitte ist das Lutherische: Wie geschieht das? unübertrefflich; in dem: Was ist das? ist aber theils der Ausdruck: Gottes Reich kömmt wohl ohne unser Gebet von ihm selbst — sehr mißverständlich, theils fehlt mit großem Unrecht jede Beziehung auf das Missionswerk unter den Heiden. Wollen wir denn aus dieser Bitte mit Recht jetzt unsere christliche Missionspflicht herleiten, aber es dabei lassen, daß die Christenkinder von Jugend auf nur an sich und die Christenheit dabei zu denken gelehret werden? Wir möchten erklären: Gottes Reich ist wohl vor unserem Gebet von ihm selbst gekommen; aber wir bitten in diesem Gebet, daß es immer weiter komme zu allen Menschen und Heiden, sonderlich auch in aller Christen Herzen. — In der vierten Bitte endlich scheint uns die Antwort auf die Frage: Was heißt denn täglich Brodt? völlig verfehlt; indem theils dieser Ausdruck kaum der Erklärung bedarf, theils nun Luther den vollständigsten Inbegriff aller zeitlichen Güter angibt, so daß der Mensch noch gefunden werden soll, welcher das Alles besäße. Hier ist also grade das Begnügen mit der Nothdurft höchst bedenklich bei Seite gestellt, und der Bitte eine ganz schiefe Richtung auf Verlangen nach irdischem Wohlseyn gegeben. Es wäre wohl passender, an das vorhergehende: mit Danksagung empfahen unser täglich Brodt — auch hier, wie in den vorigen Bitten, ein: Wie geschieht das? anzuknüpfen, und zu antworten: Wenn wir erkennen, daß Alles von Gottes Segen kommt, und vertrauen ihm, daß er uns nicht versagen wird unsere Nothdurft, so wir schuldigen Fleiß dazu thun; darum nicht ängstlich sorgen, noch sicher uns vermessen, vielmehr immerdar die Ehre geben dem einigen Versorger, der uns die besten Gaben in Christo bescheeret: das heißt, mit Danksagung empfahen unser täglich Brodt. — Womit denn auch die geistliche Beziehung der Bitte angedeutet wäre.

Diese Proben mögen zeigen, wie wir uns die Veränderungen in Luther's Sprache nachgebildet und eingefügt denken. Käme es nun aber einmal hie oder da zu einer solchen berichtigten Ausgabe, die man gebrauchen dürfte, so läge es freilich sehr nahe, auch noch manches Andere zu bessern, das zwar nicht so übel ist, wie die vorigen Stellen, aber doch auch mit kluger Hand genauer und vollkommener gemacht werden könnte. Da ließe sich hier und dort ein Wort oder Sätzchen einschieben, weglassen, umstellen u. dergl., wobei der Katechismus immer im Grunde der Lutherische bliebe, und doch um Vieles bräuchlicher und geschickter zu dem Dienste, den er leisten soll. Im dritten (jetzt zweiten) Gebote könnte das Zaubern, daran man freilich die Kinder lieber nicht erst erinnert, wegbleiben, dafür aber das eigentliche Unnützlich-führen betont werden: — daß wir seinen Namen weder gedankenlos mißbrauchen, noch damit leichtfertig fluchen, schwören, oder gar vermessen lügen und trü-

gen —. Im folgenden Gebote ist's fast auch ein wichtiger Fehler, daß in der Erklärung des Tages gar nicht gedacht ist, sondern bloß des Gottesdienstes; es thäte sehr Noth, dafür zu setzen: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir seines heiligen Tages Stiftung zu besonderem Gedächtniß nicht vergessen; auch an demselbigen jetzo die Predigt aus Gottes Wort nicht verachten —. Im fünften Gebot besser: ihnen gehorchen, dienen, sie lieb und werth haben, weil allgemeine Dienstfertigkeit schon mehr und der Liebe näher ist, als das bloße Gehorchen auf's Wort. — Bei: keinen Schaden noch Leid thun — setze man hinzu: oder gönnen. Bei: keusch und züchtig leben in Worten und Werken — fehlt: und Gedanken. Im achten Gebot besser: Hab' und Gut — statt Geld und Gut —, als Begriff des Eigenthums. Im neunten bedarf das: Gutes von ihm reden und Alles zum Besten kehren — sehr der Erklärung, die man so in den Text rücken könnte: lieber das Gute —, und Alles, so viel mit der Wahrheit bestehet, in Liebe —. Im Schluß der Gebote wäre die falsche Uebersetzung: bis in's tausendste Glied — zu streichen, und dafür aus Luther's eigener Bibel zu setzen: und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich —. Denn von tausend Gliedern ist in der ganzen Weltdauer nicht die Rede, sondern es werden die Tausende Israels (4 Mos. 10, 36.) den Cananitern, welche die Strafe im vierten Geschlecht trifft (1 Mos. 15, 16.), gegenübergestellt.

Im ersten Artikel könnte Haus und Hof, Weib und Kind u. s. w., wegbleiben, dagegen fehlt ein bestimmter Ausdruck der Vorsehung Gottes im Allgemeinen. Man verändere etwa: — täglich versorget, gleichwie er alle seine Kreaturen erhält und ernähret; stehet auch Alles in seiner Macht und Willen, daher mir aus Zufall kein Leides geschehen mag, dieweil mich Gott wider alle Fährlichkeit u. s. w. Die Auslegung des zweiten Artikels ist eine der herrlichsten und gewaltigsten Stellen; doch wäre auch hier eine sehr treffende Aenderung, wenn man heutzutage statt des Petrinischen: nicht mit Gold oder Silber — wobei Luther wahrscheinlich an den Ablaßkram dachte — setzen wollte: nicht mit Leben und Lehren allein, sondern allermeist mit seinem heiligen theuern Blute u. s. w. Man verstehet wohl, gegen wen diese Worte sich richten; sie enthalten aber zugleich eine allgemeine Erklärung darüber, warum im apostolischen Symbol das Leben und Lehren gar nicht besonders genannt ist, so wie eine Veranlassung, beim Unterrichte hier davon zu sprechen.

Doch wir würden die Leser wohl ermüden, und bei der hier nöthigen Kürze nicht recht aufgefaßt und verstanden werden, wenn wir so durch die übrigen Hauptstücke fortführen, alle der Berichtigung bedürftigen Stellen zu bezeichnen. Wir heben nur noch Einiges aus, und machen auf die Mängel gleich durch deren Ergänzung aufmerksam. Dritte Bitte. Was ist das? Gottes guter und gnädiger Wille muß freilich zuletzt auch ohne unser Gebet geschehen, mit Gewalt und Gericht; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch auf Erden mit freiwilligem Sinne geschehe, wie ihn die lieben Engel und Heiligen im Himmel thun. — Siebente Bitte. Wir bitten in diesem Gebet, als in der Summa, daß uns der Vater im Himmel mit dem Grundübel der Sünde und Verdammniß auch von allem anderen Uebel, das uns auf Erden noch drücket, nach seinem Wohlgefallen erlöse, und zuletzt, wenn u. s. w. — Die Lobpreisung: Denn dein ist das Reich — fehlt mit Unrecht, und würde nebst dem Amen etwa so erklärt: Was heißt das? Damit bekennen wir freudig, daß Gottes die Macht und Ehre sey, uns zu erlösen und selig zu machen; loben und danken deß im Voraus schon, und sind gewiß, alle unsere Bitten sind dem Vater im Himmel angenehm und erhöret u. s. w. — In den Hauptstücken von Taufe und Abendmahl wird verhältnißmäßig, wegen ihrer Ausführlichkeit, am wenigsten zu ändern oder zu ergänzen seyn. Bei dem dritten Satze über die Taufe gehört aber fast wesentlich dazu: Denn ohne Gottes Wort und ohne Glaube daran ist das Wasser schlecht Wasser und keine Taufe, aber mit dem Worte Gottes ist's Allen, die da glauben (siehe vorher den zweiten Satz), eine Taufe, d. i. ein gnadenreich Wasser des Lebens u. s. w. Für: der alte Adam — weiterhin wäre zu setzen: der alte Mensch; so wie im letzten Satze vom Abendmahl: Wer empfähet denn solch Sakrament würdiglich? zu dem Glauben an die Worte „für euch" — noch die Bedingung des Vorsatzes der Besserung gefügt werden müßte, wie in allen Beichtformularen geschieht. Endlich ließe sich gewiß sehr zweckmäßig an die letzte Frage von der Taufe noch eine über die Confirmation, desgleichen an die letzte vom Abendmahl eine über die Beichte anstatt des von ihr handelnden besonderen Hauptstückes reihen, und so durch Hinzufügung dieser beiden kirchlichen Ordnungen zu den Sakramenten der Katechismus gleichmäßig vollenden.

Wir glauben wohl, daß der erste Theil unseres Aufsatzes, welcher für Luther's Werk im Ganzen spricht, viel eher geneigte Leser finden wird, als der zweite, der ihn im Einzelnen berichtigen will; protestiren auch ausdrücklich gegen das Mißverständniß, als wollten wir uns in den beim letzteren gebrauchten Worten wirklich anmaßen, einen von uns gemachten Text zur Einführung vorzuschlagen. Aber wir bitten für unsere Ansicht und Meinung, die nur als Anregung und Aufforderung sich ausgesprochen hat, alle Unbefangenen um freundliche Erwägung und Beachtung, und sind gern zu aller weiteren Rechenschaft darüber erbötig. Denn so viel ist gewiß, daß eine gründliche Aufmerksamkeit auf den Zustand des Volksunterrichts vor allen Dingen unserer, zum Wiederbauen und Bessern eifrig wirkenden Evangelischen Kirche obliegt, und daß eine unpartheiische Kritik der dabei gebrauchten kirchlichen Lehrmittel Beides zeigen möchte, sowohl daß bei dem Alten, als auch, daß nicht ganz bei dem Alten geblieben werden soll.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 8. Juni. № 46.

Die Sonntagsfeier in Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Haupturſachen dieſer großen Veränderung finde ich in der Erſchlaffung der Kirchenzucht; in dem allmähligen Abnehmen des bibliſchen Unterrichts in den Schulen; in dem größeren Verkehr mit England und Irland, und dem Aufkommen neuer Sitten und Gewohnheiten vermöge dieſes Verkehrs; in der Verbreitung von ungläubigen Schriften, und der Vertauſchung der ernſten, fördernden Lektüre der alten populären Theologen von Schottland, in welchen die Bauern und die Handwerker früher ſehr bewandert waren, mit neueren frivolen Büchern. Auch möchte ich mit unter dieſe Urſachen zählen das Abkommen der Sitte von Parochialviſitationen durch die Pfarrer. Die Schuld davon lag nicht immer auf Seiten der Geiſtlichen; oft gehörten Perſonen höheren Standes in vielen Gegenden nicht zur herrſchenden Kirche, und waren den Geiſtlichen daher nicht ſo zugänglich, als es deren Vorgänger früher geweſen waren. Zugleich waren Viele aus der arbeitenden Klaſſe in volkreichen Gegenden aus der Kirche getreten, nicht allein aus Unzufriedenheit mit der Amtsführung der Geiſtlichkeit, oder weil ſie die Kirche für ausgeartet hielten, ſondern weil ſie in den Pfarrkirchen nicht hinreichend Platz fanden. In derſelben Zeit trat in der Vertheilung der Bevölkerung in Schottland eine große Veränderung ein; die Landgüter wurden größer, und die großen Fabriken vermehrten ſich. Für dieſe wachſende Bevölkerung und für die Erziehung der Armen ſorgte die Regierung nicht hinlänglich. Die Beobachtung des Sabbaths wurde ferner durch die ſchwere Arbeit im Zimmer, von Kindern und Erwachſenen, in den großen Fabriken ſehr erſchwert; denn die Anſtrengung der Woche ließ ſie in dem Sonntag einen Erholungs- und Vergnügungstag ſehen. Während des Amerikaniſchen Krieges entſtand unter allen Klaſſen ein großer Hang zu politiſchen Diskuſſionen, welcher während der Franzöſiſchen Revolution noch zunahm, und die Gemüther auch der nüchternſten, ruhigſten, friedliebendſten Leute im Volke von den höheren Gegenſtänden ablenkte, die früher ihre Aufmerkſamkeit ſo vorzugsweiſe in Anſpruch genommen hatten. Seit dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1793 waren die Städte alle mit Truppen angefüllt, wodurch die Sitten ſehr verderbt wurden; Sonntag Abends waren faſt überall Paraden und militäriſche Muſiken, die ganze Haufen von Menſchen aus den Häuſern lockten, an welche ſich dann ein zahlreicher Beſuch der Wirthshäuſer und Nachtſpaziergänge anſchloſſen. Eine große Verführung zur Entheiligung des Sonntags entſtand durch die größere Erleichterung des Reiſens, — beſſere Wege, leichtere Gelegenheiten und beſonders ſpäter die Dampfböte. Zwar findet das Sonntag-Reiſen mit Fuhrleuten [Königliche Perſonenpoſten gibt es bekanntlich in Großbritannien nicht] nur in höchſt geringem Grade in Schottland ſtatt; nur in Edinburgh hat es unter gutem Vorwand von Seiten der Beſucher von Seebädern in der Nähe ſich eingeſchlichen, die Sonntag Morgens in die Kirche fahren. Ein großer Uebelſtand in Edinburgh und anderen großen Städten iſt das Einreißen der Sitte, daß die Dienſtboten den Sonntag zum Beſuchemachen und Spazierengehen benutzen, ohne zu bedenken, daß Gott dieſen Tag für ſich beſtimmt hat. In Edinburgh und anderen Orten erſcheint zwar keine Zeitung des Sonntags; aber die von Montag früh werden ſchon Sonntag Abend gedruckt. Vor neun Monaten kam ein Mann zu mir, der regelmäßig die Kirche beſucht, und bat mich, ſein Kind zu taufen. Da ich ihn für einen frommen Mann hielt, und unanſtößig in ſeinem Wandel, ſo konnte ich dagegen nichts einwenden, außer dem einen Umſtand, daß er nicht zum heiligen Abendmahl ging. Ich fragte ihn, warum er dieſe heilige Pflicht vernachläſſige? Und er ſagte mir, er fühle ſich ſo heilig, wie irgend Jemand, verpflichtet, den Tod Chriſti zu verkündigen im heiligen Abendmahl, aber er fürchte, daß er es wegen ſeiner Lebensweiſe nicht thun dürfe; er ſey ein Buchdrucker, der am Sonntag regelmäßig arbeiten müſſe; obwohl er dabei die größte Gewiſſensangſt empfinde, habe er ſein Geſchäft doch nicht aufgeben mögen, und deshalb ſich geſcheut, zum heiligen Abendmahl zu gehen. Auf weiteres Nachfragen fand ich, daß eine bedeutende Anzahl dieſer Klaſſe eben ſo den Tag des Herrn beſchäftigt ſind, zwar nicht den ganzen Tag, aber nach dem Nachmittagsgottesdienſte, von 5 — 6 Uhr

an. Ein anderer Fall kam mir vor drei Wochen bei einem Mann aus dem Norden sogar, aus Inverneß, vor. Als Mitglied der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß ward ich von diesem angegangen, ihn als Lehrer der Gesellschaft, nach vorgängiger Prüfung, zu empfehlen. Da ich ihn fragte, ob er Uebung im Lehrfache habe, sagte er, nein, er sey ein Buchdrucker, aber er könne dieses Geschäft, das er seit zehn Jahren getrieben, nicht mehr fortsetzen, weil man von ihm verlange, daß er Sonntags arbeiten oder seine Stelle aufgeben solle; und er hatte noch dazu eine Zeitung zu setzen, die bloß einmal wöchentlich, Dienstags, erschien. — Unter dem Abkommen einer biblischen Erziehung verstehe ich das Aufhören der Sitte, die Bibel zu dem ersten Schulbuche zu machen. Früher fing man in den Schulen den Leseunterricht an mit dem kleinen Katechismus, ging dann fort zu den Sprüchen Salomonis, dann zum Neuen Testament, und endlich zu den übrigen Theilen der Bibel. Nie habe ich Kinder schneller lesen lernen sehen, als auf diese Weise; auch ich bin so unterrichtet worden. Diese Methode hat viele Vortheile. Statt daß die Kinder viele Zeit damit verschwenden, nichtssagende Sylben zu buchstabiren, verbinden sie von Anfang an mit jedem Laute eine Vorstellung, und eine sehr wichtige; das Lesenlernen wird auf diese Weise nicht bloß eine Vorbereitung zu fernerem Unterrichte aus Büchern, sondern ist selbst ein gesunder, heilbringender Unterricht in der göttlichen Wahrheit. Was man oft den Mutterwitz (mother wit) der Schotten genannt hat, verdanken sie großentheils dem frühen Lernen der Sprüche Salomo's, die man im Schottischen Niederland mit Recht „die Mutterweisheit" nennen konnte, denn die Mutter unterrichtete gewöhnlich darin, und konnte es, ohne sich in ihren anderen häuslichen Beschäftigungen zu unterbrechen; denn das Alte und Neue Testament war ihr aus dem täglichen Vorlesen eines Capitels, sowohl des Morgens als des Abends hinreichend bekannt. Von unserem kleinen Katechismus behauptet man zwar oft, er sey für Kinder unverständlich, aber ich weiß aus Erfahrung und langjähriger Beobachtung, wie heilsam es ist, wenn Kinder seinen Inhalt ihrem Gedächtniß unauslöschlich einprägen. Ich freue mich noch, wenn ich daran denke, daß meine erste Lektion nicht in einer Reihe bedeutungsloser Sylben oder leerer Worte, sondern in diesem Spruche bestand: „Der Mensch ist dazu bestimmt, Gott zu verherrlichen und mit ihm ewig in Gemeinschaft zu stehen." Die zweite war: „Das Wort Gottes im Alten und Neuen Testament ist der einzige Weg, der uns zu Gottes Verherrlichung und Gemeinschaft führt."

(Schluß folgt später.)

Einige erwiedernde Bemerkungen zu der in Nr. 94 und 95. der Ev. K. Z von 1832 enthaltenen „Uebersicht der wichtigsten kirchlichen Ereignisse in England seit Anfang dieses Jahres" in Bezug auf die Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden.

Die Mittheilung jener „Uebersicht" verdient wegen der darin enthaltenen reichhaltigen Nachrichten dankbare Anerkennung. Es befinden sich jedoch darin einige Bemerkungen über die sogenannten Chiliasten in England und über die Verbreitung des Christenthums unter den Juden, wogegen Ref., der vor einigen Jahren in England war, Manches einzuwenden findet, und darum hier, in Liebe, einige Gegenbemerkungen. Nach der Darstellung des Verf. kann sich bei den, mit dem Sachverhältniß unbekannten Lesern jenes Aufsatzes leicht die Ansicht bilden, als ob die Chiliasten (Millenarians) in England an der Spitze der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden ständen, deren Geschäfte leiteten und diese Gesellschaft nicht das biblische, thätige Christenthum in seinem ganzen Umfange, sondern nur den Chiliasmus unter den Juden zu verbreiten strebe. So verhält sich aber die Sache nicht. Zwar sind, oder waren die, vom Verf. genannten Männer, welche er als Chiliasten nennt, und als gemeinschaftlich für einen und denselben Zweck wirkend darstellt, Mitglieder der genannten Gesellschaft; auch haben Männer von ihren Ansichten das Verdienst, Diskussionen über das prophetische Wort der Schrift von neuem lebendig angeregt zu haben, wodurch die schwankenden oder einseitigen Ansichten, welche über diesen wichtigen Theil der heiligen Schrift in England, und noch mehr in Deutschland angetroffen werden, nur befestigt oder berichtigt werden können. Die nächste segensreiche Folge davon ist die gewesen, daß sich dadurch das Interesse für die Bekehrung der Nachkommen Israels unter den Gläubigen in England bedeutend gesteigert hat.

Demungeachtet sind aber diese Männer nicht die Leiter der genannten Gesellschaft. Die Mitglieder des Committees derselben verfahren in ihrer Wirksamkeit mit vieler christlicher Weisheit und Liebe, und die Hauptsache in ihrer Verkündigung ist dasjenige, was den Juden und allen Gottes Wahrheit Entfremdeten nöthig ist, nämlich gründliche Buße und Bekehrung zu Christo, dem Weltheilande. Dieses beweisen zunächst die von dieser Gesellschaft herausgegebenen, für Juden bestimmten Schriften. In denselben wird nur auf die Buße und Bekehrung gedrungen, und der Beweis geführt, daß Jesus von Nazareth der verheißene Messias und Retter der sündigen Menschheit ist, ohne daß man in tiefere, diesem Zwecke unangemessene Erörterungen über unerfüllte Weissagungen und den Entwickelungsgang des Reiches Gottes auf Erden eingeht. Man berücksichtige nur die kleinen Traktate dieser Gesellschaft, als „das Evangelium deutlich enthalten im A. T.," den „Aufruf an das jüdische Volk," den „Beweis aus den Propheten, daß der Messias schon gekommen, und Jesus von Nazareth dieser Messias ist," die „Freistadt" u. a., und man wird das hier Gesagte bewiesen finden.

Es ist ferner wahr, daß diese Gesellschaft — und zwar seit 1816 aus sehr gewichtigen Gründen — nur oder doch größtentheils aus Mitgliedern der Bischöflichen Kirche Englands besteht; aber dennoch hat sich der leitende Ausschuß derselben stets von Partheiansichten in seiner christlichen Thätigkeit entfernt gehalten. Dieses geht schon daraus hervor, daß derselbe bei der Wahl der Missionarien nicht darauf sieht, ob die sich zum Missionswerke darstellenden Personen Mitglieder der Bischöflichen Kirche, sondern nur darauf, ob sie wahre Jünger und Nachfolger Jesu Christi sind; weswegen denn auch die meisten Missionarien dieser Gesellschaft nicht der Englischen, Bischöflichen Kirche, sondern der Evangelischen Kirche Deutschlands angehören. Auch werden dieselben nicht im geringsten zu einer Anerkennung der Verfassungsartikel der Englischen Kirche verpflichtet. Zeugt eine solche Verfahrungsweise nicht dafür, daß diese ehrwürdige Gesellschaft nur das wahre, lebendige Christenthum unter den Juden zu verbreiten strebt? Jeder Zweifel hierüber muß aber völlig

beseitigt werden, wenn man die „General instructions by the Committee of the London Society for promoting Christianity amongst the Jews to their Missionaries" aufmerksam durchgeht; da diese nur auf die Rettung der Seelen durch die Predigt von Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, hinweisen. Daß die Wirksamkeit der Missionarien auch diesen Instruktionen entspricht, erhellt aus deren Berichten in den früheren „Jewish Expositor" und der jetzigen „Monthly intelligence" dieser Gesellschaft. — Es ist jedoch zu bedauern, daß in der christlichen Welt Deutschlands verhältnißmäßig noch immer sehr wenig Kenntniß von der schwierigen, aber gewiß sehr ehrwürdigen Thätigkeit dieser Gesellschaft genommen wird; denn so werden die unrichtigen, einseitigen Ansichten von dem Wesen und Wirken derselben nicht gehörig beseitigt, wovon Gleichgültigkeit gegen die Bekehrung der Juden wieder mit Folge ist.

So viel zur Berichtigung der Ansichten und Beurtheilungen in Hinsicht der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Jetzt noch einige Bemerkungen über die unter den Gläubigen in England angeregten Untersuchungen über den richtigen Sinn des prophetischen Wortes.

Der Verf. kann es nicht in Abrede stellen wollen, daß es in unserer Zeit sehr verdienstlich sey, nach und nach verschiedene Theile der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, welche von den Ungläubigen einzeln methodisch antiquirt wurden, wieder an das Licht zu ziehen und zu bearbeiten. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte man auch die Erörterungen, welche die Gläubigen Englands über das prophetische Wort, über das Aufhören oder Fortbestehen der Wundergaben in der Kirche Christi u. dgl., anstellen. Es ist indeß zu fürchten, daß, so lange die neueren, gläubigen Schrifterklärer sich noch durch die Grundsätze der Schule des Unglaubens binden lassen, und an dieselben in ihren Erklärungen hinstreifen, nichts Geeignetes über das prophetische Wort, in seinem großen, göttlichen Zusammenhange, werde ermittelt werden. — Der Verf. bemerkt, daß die Englischen Theologen bei Untersuchung dieses Gegenstandes nicht sehr in die Tiefe gehen. Es will Ref. aber scheinen, als ob der Verf. in demjenigen, was er hier beibringt, etwas oberflächlich und darum unrichtig urtheile. Wenn gleich unter den Abhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand manches Unhaltbare mit vorkommt, so findet sich auch Vieles, das von einer tiefen Kenntniß des Wortes Gottes und vom tiefen Blick in das Wesen des Reiches Gottes zeugt. — Der nächste segensreiche Erfolg dieser Untersuchungen und Forschungen war in England, wie der Verf. selbst bemerkt, eine vermehrte Theilnahme an der Verbreitung des Christenthums unter den Juden, und so ließe sich auch hier vielleicht das Wort des Herrn, Matth. 7, 18., „ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen," anwenden.

Möge doch der prophetische Theil der heiligen Schrift auch in Deutschland, und zwar mehr als bisher, ernstlich von den Gläubigen berücksichtigt werden, nachdem der Verf. der Christologie des A. T. bereits auf erfreuliche Weise die Bahn gebrochen hat.

Die Beleuchtung der Frage: ob die Wundergaben in der christlichen Kirche gänzlich aufgehört haben oder nicht, veranlaßt durch das vom Verf. selbst mitgetheilte Ereigniß, daß „eine Miß Fancourt vorig Jahr von einer gänzlichen (vieljährigen) Lähmung plötzlich auf das Gebet eines gläubigen Mannes geheilt wurde" (NB. nachdem alle vorher angewandten ärztlichen Mittel sich als erfolglos erwiesen hatten), ist auch wohl nicht so gradezu von der Hand zu weisen. Jedenfalls ist dasjenige zu beachten, was Herr Boys in seinen Abhandlungen „The christian dispensation miraculous" und „The case of Miss Fancourt" über den weitverbreiteten Unglauben, als die, die göttlichen Wundergaben zurückweisende moralische Ursache sagt, wie auch seine Nachweisung mehrerer Thatsachen älterer und neuerer Zeit, ernster Prüfung und Berücksichtigung werth. — Zu bedauern ist nur, daß Herr Boys es dem Committee der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden, mißdeutete, daß es ihm nicht gestatten wollte, für diesen Gegenstand und die Bekämpfung neologischer Meinungen den „Jewish Expositor," eine für den Zweck der Gesellschaft ausschließlich bestimmte Zeitschrift, zu wählen, wodurch die Trennung des Herrn Boys von der Gesellschaft herbeigeführt wurde. — Uebrigens ist über die Zusammenstellung desselben und anderer, vom Verf. genannten Personen mit Herrn Irving und dessen religiösen Parthei noch zu bemerken, daß dieser schon längst einen Weg einschlug, auf welchem ihm seine Freunde, die seinen chiliastischen Ansichten ergeben waren, nicht alle folgten. Herr Boys erklärt sich in der Vorrede der ersten der oben genannten Abhandlungen entschieden wider dessen Ansichten von der Person Christi, da diese nicht biblisch sind. Das Ereigniß mit Miß Fancourt wirkte auch nur gelegentlich zu der Richtung mit, welche Irving und dessen Anhänger bereits genommen hatten, und war also nicht erste und unmittelbare Veranlassung dazu.

So viel nur zu einer näheren Darlegung des Sachverhältnisses, um, wie bemerkt, zu verhüten, daß nicht unrichtige Folgerungen aus dem Berichte des Verf. der „Uebersicht" gemacht werden, und einige Angaben desselben, wobei er selbst mangelhaft berichtet seyn konnte, zu berichtigen. Möge er dadurch sich nicht abhalten lassen, ferner solche, im Ganzen wichtige und erfreuliche Berichte zu geben.

* * *

Der Verf. der „Uebersicht" freut sich, daß der Einsender des Obigen zur Berichtigung eines möglichen Mißverständnisses diese sachkundigen Bemerkungen mitgetheilt hat. Doch war in der „Uebersicht" in der That nicht behauptet worden, daß jene chiliastische Ansicht von allen Leitern und Beförderern der Gesellschaft für die Juden getheilt werde, vielmehr wird nur das größere Aufblühen derselben dem Eifer für diese Ansicht zugeschrieben, und dies läugnet ja auch der verehrte Einsender nicht. Daß aber die Urtheile des Verf. der „Uebersicht" über die chiliastischen Lehren jener Parthei „oberflächlich und darum unrichtig sind," kann er nicht zugeben, wenn auch gleich die nöthige Kürze eine Begründung derselben nicht verstattete. Er hat Schriften sowohl jener Chiliasten, als auch, was bei dem Einsender wohl nicht der Fall ist, ein Paar der besten Gegenschriften der evangelischen Dissenters gelesen, kennt auch die angeführten Verhandlungen über das Wunderbare der christlichen Oekonomie wohl; so sehr er aber dem praktischen Ernst und Eifer der besten Streiter auf beiden Seiten seine wärmste Anerkennung schenkt, muß er doch wiederholen daß es beiden Theilen zu einem tiefer eingehenden Streit zu sehr an der theologischen und exegetischen Grundlage fehlt; wie denn überhaupt die gelehrte und wissenschaftliche Schriftforschung bei den jetzigen Engländern so sehr daniederliegt. Der Verf. könnte sehr leicht, wenn hier der Ort dazu wäre, aus jenen Verhandlungen eine Reihe solcher

portenta exegeseos anführen, daß Gelehrte und Ungelehrte davor erschrecken, und zu dem Spott von Ungläubigen und Halbgläubigen nur zu viel Anlaß würde gegeben werden. Ohne eine gründliche dogmatisch-exegetische Erörterung der Lehre vom Reiche Gottes sind aus den einzelnen Weissagungen schlechterdings keine Zusammenstellungen möglich; man ordnet sonst das Ungehörigste zusammen und trennt das am engsten Verbundene, tappt beständig zwischen bildlicher und eigentlicher Erklärung unsicher umher, und greift bald nach der einen, bald nach der anderen, ohne alles feste Princip. Während z. B. nach jenen Englischen Chiliasten das Austrocknen des Euphrat, das Gesundwerden der Wasser des todten Meeres ꝛc. eigentlich zu verstehen seyn soll, werden sie doch wohl schwerlich die Berge und Hügel im eigentlichen Sinne vor Jubel schreien und die Bäume mit den Händen klatschen lassen. — Auch das hat der Verf. nicht behauptet, daß die Ansichten des Pr. Irving die aller Personen jener von ihm geschilderten Parthei sind; im Gegentheil ist ausdrücklich bemerkt, wie die Sprengung der trinitarischen Bibelgesellschaft eben in dem Anstoß an den Irvingschen Lehren ihren Grund hatte. — Uebrigens möchte es Wenige in Deutschland geben, welche so sehr von inniger Hochachtung gegen einige der trefflichen Männer durchdrungen sind, welche auf jener Seite stehen. Ausdrücklich sprach und spricht daher der Verf. den Wunsch aus, ja, im Vertrauen auf unseren gemeinschaftlichen Herrn und seine reinigende und heiligende Kraft in den Gläubigen, wird dieser Wunsch zur bestimmten Hoffnung, daß die Glieder jener Parthei von ihren Schlacken sich reinigen und ihr ächtes Gold zum Segen der Kirche möchte an's Licht gefördert werden! —

Nachrichten.

(Sandwichs-Inseln.) Aus den älteren Nachrichten von diesen Inseln ist es bekannt, daß zwei Jesuiten aus Frankreich in Verbindung mit zwei Handwerkern sich dort niederließen, einige Jahre nachdem die Protestantischen Missionen dort schon gegründet waren. Sie fanden wenig Eingang, und die Störung, welche ihre Anwesenheit verursachte, war den Häuptlingen und dem Könige sehr unangenehm; doch hielten sie sich durch den Gouverneur von Oahu, Boki, welcher sie schützte. Dieser aber kam vor zwei Jahren auf einer Expedition um, welche er, theils um Handelsverbindungen anzuknüpfen, theils um Eroberungen zu machen, angestellt hatte, und an dessen Stelle wurde Kuakini Gouverneur. Diese Veränderung hatte zur Folge, daß der König den Jesuiten befahl, die Inseln binnen drei Monaten zu verlassen. „Während dieser Zeit," erzählen die Amerikanischen Missionsberichte, „kam ein Kapitän Hill, ein Mitglied der Englischen Kirche aus Liverpool, auf einer philanthropischen Reise hieher, und gab sich Mühe, die Anordnungen der Häuptlinge sowohl in Bezug auf die Entfernung der Jesuiten, als die Unterdrückung des schändlichen Brandtweinhandels durch Fremde zu unterstützen. Er gab sich Mühe, die Jesuiten selbst davon zu überzeugen, daß sie doch, wenn sie das Beste der Inseln zu befördern wünschten, sich unverzüglich nach einem anderen Theil der Welt begeben möchten, wo man ihre Arbeiten lieber sähe, und die Eingeborenen in dem ruhigen Besitze der heiligen Schrift und des Protestantischen Glaubens ließen, da ja die Lehren der Römischen Kirche von den Protestantischen zu verschieden seyen, als daß sie je zusammenstimmen und die Eingeborenen beide zugleich in sich aufnehmen könnten. Bald nachher erschien der General Miller, ein Engländer, der sich in den Peruanischen Revolutionskämpfen hervorgethan, auf einer Gesundheitsreise als Passagier an Bord des Preußischen Schiffes „„Prinzessin Louise."" Kaahumanu (die Königin Mutter) sagte: „„Dies Schiff wird uns vielleicht behülflich seyn, die Fremden wegzuschaffen."" General Miller schien während seines viermonatlichen Aufenthalts ein lebhaftes Interesse an den Landesangelegenheiten zu nehmen; er ermahnte den König und die Häuptlinge, Verschiedenes in der Landesverfassung zu verbessern, vernünftige Gesetze zur Sicherung des Eigenthums und guter Ordnung und über den Verkehr mit Fremden zu geben und sie furchtlos zu handhaben. Beide Herren behandelten die Amerikanischen Missionare freundlich und mit Achtung, und übten, wie wir glauben, einen guten Einfluß auf die Eingeborenen. Das Schiff „„Prinzessin Louise"" brachte Geschenke von dem Könige von Preußen, mit einem Briefe von Sr. Majestät an den König der Sandwichs-Inseln, worin er ihm für seinen Brief und einen übersandten Kriegsmantel dankte, und seinem Schutze alle seine Unterthanen empfahl, welche die Inseln besuchen würden. Unter den Geschenken war ein Porträt Sr. Majestät Friedrich Wilhelm's III., und eines des Feldmarschalls Fürsten Blücher. Der freundschaftliche Brief des Königs von Preußen und die Nachricht, welche der fromme Maler der beiden Porträts [Herr Gebauer] von den Personen gibt, die sie darstellen, sind für den König und die Häuptlinge der Sandwichs-Inseln ein neuer Beweis, daß es nicht unter der Würde der Könige und Großen der Erde sey, Religion und Wissenschaften zu befördern, und durch ihren eigenen Vorgang für die Verbreitung der heiligen Schrift zu sorgen. Kaukeaouli (der König) antwortete eigenhändig in einem Briefe, der in Hinsicht des Stils, des Inhalts und der Handschrift ihm viel Ehre machte; und das Original wurde mit einer Uebersetzung in's Englische durch den Kapitän Wendt von der „„Prinzessin Louise"" nach Berlin befördert. — Inzwischen waren die drei Monate verflossen, und die Häuptlinge warteten bis in den Herbst auf den Abgang der Jesuiten, da viele Schiffe aus verschiedenen Ländern gelandet hatten, und wieder abgesegelt waren. Als sie aber immer nicht gingen, rüsteten sie eines ihrer eigenen Schiffe, die Brigg Waverly, aus, und sandten sie am 24. December, mit den beiden Jesuiten an Bord, nach Californien, welches ihnen an 2000 Dollars kostete. Die beiden Katholischen Handwerker blieben zurück. Der Gouverneur gab schriftlich Folgendes als Grund der Wegsendung der Jesuiten an: „„Dies ist die Ursache, warum wir die Franzosen wegschicken. Zuerst haben die Häuptlinge ihnen nie Erlaubniß gegeben, in Oahu zu wohnen; und als sie einige unserer Leute dahin gebracht hatten, daß sie sich uns widersetzten, sagten wir zu ihnen: Geht zurück nach dem Lande, wo ihr hergekommen seyd! Sie gingen aber drei Monate lang nicht; sie blieben acht Monate; obwohl wir zu sieben verschiedenen Malen ihnen den Befehl schickten: Geht weg, ihr Franzosen! Darum haben wir sie an Bord eines unserer eigenen Schiffe gethan, um sie in ein Land zu bringen, wo ihre Religion herrscht. Weil ihr Thun von unserem Thun verschieden ist, und wir nicht übereinstimmen können, darum schicken wir sie weg."" —

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 12. Juni. № 47.

Gegen Dr. Bretschneider's Bemerkungen über einen abzufassendes Glaubensbekenntniß für die Protestantische Kirche des 19ten Jahrhunderts.

Eine von dem General-Superintendenten Dr. Röhr aus dem Notizenblatte der kritischen Predigerbibliothek besonders abgedruckte Schrift: „Grund- und Glaubenssätze der Evangelisch-Protestantischen Kirche, Neustadt 1832," hat dem General-Superintendenten Dr. Bretschneider Veranlassung gegeben zu einem Aufsatze in der Allg. K. Z. (Oktoberheft 1832), in welchem jene Schrift eine interessante Erscheinung der Zeit genannt wird, und zwar weil sie nicht nur das Bedürfniß eines gemeinsamen Bekenntnisses der Evangelischen Kirche auf's Neue angeregt habe, sondern auch den sehr schwierigen Versuch mache, ein solches Bekenntniß aufzustellen. Zwei General-Superintendenten also, nachdem sie mit vielen Anderen lange daran gearbeitet haben, die Evangelisch-Protestantische Kirche zu Grunde zu richten, treten hier gemeinschaftlich auf, unter der alten Firma eine neue Kirche zu etabliren, und erklären die bis dahin bestandene für wirklich aufgelöst, faktisch nicht mehr existirend. Es ist den sogenannten Nationalisten oft gerathen worden, aus der Evangelischen Kirche lieber auszutreten, und eine eigene Kirche zu bilden, erbauet auf einem von ihnen gelegten Grunde; aber dieses hat, wie Bretschneider bemerkt, bald Unwillen erregt, bald Lächeln, je nachdem man auf die Unverschämtheit oder die Thorheit der Forderung sahe. Bei dem Ansinnen aber, welches jetzt diese beiden Herren der Evangelisch-Protestantischen Kirche machen, muß man ihnen nothgedrungen diese Worte wieder zurückgeben, denn sowohl bei dem vorliegenden neuen Glaubensbekenntniß von Röhr, als auch bei den Ansichten und Grundsätzen von Bretschneider über diese Sache weiß man kaum, ob man unwillig werden, oder darüber lächeln muß, und ob es Unverschämtheit ist oder Thorheit, von der gesammten Evangelisch-Protestantischen Kirchengemeinschaft zu verlangen, aus ihrer Kirche herauszutreten, und eine neue zu bilden. Diese Zumuthung ist nicht bloß Thorheit, sondern Unverschämtheit zugleich, denn diese beiden Herren werden es sich ganz gut sagen können, daß nicht einmal die Mehrzahl sämmtlicher Mitglieder der Evangelisch-Protestantischen Kirche diesen Wunsch hegt, wenn nicht etwa die Herren die sehr große Anzahl der Indifferentisten auf ihrer Seite zählen, denen es ja aber ganz einerlei ist, ob sie zu einer Kirche gehören oder nicht, weil ihnen alle Kirchen gleich gut, d. h. alle gleich schlecht sind. Aber das ist ganz gedacht und geredet aus dem jetzigen Zeitgeiste, und eine sehr interessante Vergleichung mit solcher Herren Ansichten von der Kirche bieten die politischen Ansichten dieser Zeit, die, nachdem sie Alles durcheinander geworfen haben, über Grund und Abfassung neuer Staatstheorien nicht einig werden können. Alles soll neu werden, denn das Alte ist alt, folglich taugt es nicht mehr, und unter der Aegide (Schild, nicht Schutzschild, sondern Aushängeschild) der Aufklärung und der Freiheit wird im Staate so gut wie in der Kirche gegen alles Bestehende angekämpft; und, wie zuletzt alle Ansichten der Menschen, vom Staatsleben sowohl als vom kirchlichen Leben, sich zurückführen lassen auf ein gemeinsames Princip vom Leben überhaupt, so ist auch die Tendenz derer, die in der Kirche Neuerungen beginnen, ganz gleich der Tendenz derer, die Gleiches im Staate erstreben. Opposition gegen das Bestehende charakterisirt beide, und wenn man lange genug gearbeitet hat am Herunterreißen, und nun eine gewisse Ungebundenheit und Zügellosigkeit als nothwendige aber zugleich natürliche Folge eintritt, dann muß man nothwendig wieder an's Werk gehen, Fesseln anzulegen, wenn auch in offenbarem Widerspruche mit dem Grundprincipe. So geht es allen Theorien, die, in der Luft gebaut, des festen, positiven Grundes ermangeln. Es gab vor Jahren eine Zeit, wo man fast allgemein der Ansicht lebte, Confessionslosigkeit sey die beste Confession für eine Kirche, da höre auf aller Zwang und aller Unterschied, die Vernunft habe den freiesten Spielraum, und die mannichfaltigsten und verschiedenartigsten religiösen Ideen fänden sich, und bänden sich doch am Ende an ein Allen Gemeinschaftliches zusammen, weil ja am Ende, nach einer beliebten Phrase, die Wahrheit sich immer selbst vertheidige. Die spätere Zeit hat dieser aller Einheit und aller Ordnung Hohn sprechenden Ansicht die Larve abgezogen, und wenn freilich nicht Alle zu alter Einheit und Ordnung zurückgekehrt sind, und in der Kirche offen und frei die Opposition

gegen die Augsburgische Confession behaupten, so treten sie doch, freilich immer sehr schüchtern und ängstlich, mit der Ansicht wieder hervor, daß bei völliger Ungebundenheit das kirchliche Leben nicht bestehen und nicht gedeihen könne. Nun das ist etwas, und von dieser Seite angesehen, möchten wir mit dem Herrn Dr. Bretschneider die Schrift von Dr. Röhr auch eine interessante Erscheinung der Zeit nennen, indem sie das Bedürfniß eines gemeinsamen Bekenntnisses für die Kirche wieder ausspricht, eine Wahrheit, die Manchen zur Zeit noch gar nicht in den Sinn will, weil sie es vorziehen, in völliger Ungebundenheit und Zügellosigkeit ihrem eigenen Glauben und dem Glauben der Gemeinde freien Spielraum zu lassen. Das ist nun aber auch das einzig Interessante an der Schrift des Hrrn Dr. Röhr, denn sonst ist sie sehr uninteressant, und liefert auf's Neue den Beweis, daß alle rationalistischen Systeme, die sich nur an das Christenthum anschließen, gleichsam nur anlehnen, eben darum alles christlichen Gehalts ermangeln, weil sie nicht aus dem Christenthum und allein aus den Quellen desselben genommen sind. Es ist nicht unsere Absicht, eine Kritik des Glaubensbekenntnisses von Dr. Röhr zu geben, welches selbst schon Bretschneider nicht ganz gefällt, aber Herr Dr. Bretschneider gibt in seiner Beurtheilung zugleich die Eigenschaften an, die eine Confession nothwendig haben müsse, und schon aus diesen läßt sich darthun, daß es mit einer solchen Confession nichts ist, weil er in Opposition steht mit dem Lichte und dem Rechte, das im Evangelio selber begründet ist.

Bretschneider wirft, aus seiner Ansicht natürlich zum Ueberflusse, noch die Frage auf: Ob es für unsere Kirche, nachdem sie schon ihre symbolischen Bücher hat, noch eines neuen Bekenntnisses bedürfe. Die Frage wird bejaht, und zwar so entschieden mit wenigen Worten bejaht, daß man fast glauben sollte, kein Mensch zweifle noch daran. Zum Beweise seiner Behauptung werden nämlich von ihm die Eigenschaften angegeben (eines Beweises bedarfs dabei weiter nicht), welche eine Confession nothwendig haben muß. „Es muß," so heißt es, „dieses Bekenntniß ein wirkliches Bekenntniß seyn, es muß Etwas als Lehre des Christenthums, oder Glaube der Kirche aussprechen, es muß kurz und bündig seyn, auch für Jedermann verständlich, die wesentlichen Lehren des Christenthums und die unterscheidenden Lehrsätze einer christlichen Gemeinde aussprechen, und endlich den herrschenden religiösen Ansichten, d. i. der Ueberzeugung, wenn auch nicht aller und jeder, doch der überwiegenden Mehrheit der Geistlichen und Laien, welche zur Kirche gehören, adäquat seyn, weil es außerdem nicht das Bekenntniß der wirklichen, faktisch existirenden Kirche wäre." Aus diesen Eigenschaften wird nun namentlich gegen die Augsburgische Confession argumentirt: „Im Jahre 1230 würde die Augsburgische Confession mit Abscheu aufgenommen, und ihre Verfasser verbrannt worden seyn, im Jahre 1830 erkennt man zwar den hohen Werth der Melanchthonschen Arbeit an, aber man findet doch, daß das Gewand, das der Kirche in ihrer Kindheit bequem und ein passender Schmuck war, jetzt ihr nicht mehr ganz angemessen ist. Die Schuld davon trägt kein Mensch, sondern die göttliche Vorsehung, die in ihrer Weisheit gewollt hat, daß der menschliche Geist in seiner Thätigkeit nicht zum Stillstande kommen sollte. Was aber, bei aller hohen Achtung der Augsburgischen Confession, doch gegen sie zu sagen ist, ist dieses, daß sie dem dermaligen Zustande der Evangelischen Kirche nicht mehr ganz adäquat, oder daß sie nicht mehr der völlig adäquate Ausdruck der herrschenden theologischen Ansichten der Geistlichen und Laien des 19ten Jahrhunderts ist — wie das, was man nicht recht schicklich Rationalismus genannt hat, und was in vielfachen Schattirungen herrschende Denkart der Zeit ist, hinlänglich bezeugt. Sobald nun aber ein Bekenntniß nicht mehr der entsprechende Ausdruck der theologischen Denkart eines Zeitalters ist, sobald ist es auch wirklich nicht mehr das Bekenntniß der seyenden Kirche, sondern es gehört dann der Vergangenheit an, und ist der Ausdruck der Ansichten einer gewesenen Kirche."

Dies ist das Räsonnement des Herrn Dr. Bretschneider, der gewissermaßen mit einer Art conventioneller Höflichkeit die Augsburgische Confession zur Kirche hinausmanövrirt, und es einem Jeden sehr leicht macht, nicht bloß von dieser, sondern von einer jeglichen Confession sich loszusagen. Daß man auf gleiche Weise gegen die heilige Schrift selbst also verfahren könne, springt leicht in die Augen, ja es läßt sich mit dieser scholastischen Spitzfindigkeit sehr leicht beweisen, daß durchaus gar keine Confession seyn muß, weil ja nämlich nach Bretschneider's Ansicht Alles von der herrschenden theologischen Denkart abhängt; spricht sich diese in einer Gemeinde, wie z. B. der reformirten in Braunschweig, für Confessionslosigkeit aus, so muß auch keine Confession statt haben. — Es ist nun nicht unsere Absicht, die Augsburgische Confession gegen Bretschneider's Anklagen zu rechtfertigen, wie z. B. gegen die, daß sie nur ein Gewand, nur ein Schmuck der Kirche in ihrer Kindheit gewesen sey, welches Bild sowohl von der Kirche als von ihrer Confession im höchsten Grade unpassend ist, und hinlänglich beweist, daß Bretschneider weder den richtigen Begriff einer christlichen Kirche aufgefaßt hat, noch das richtige Verhältniß, worin eine Confession zu ihrer Kirche steht; auch wollen wir nicht in die Beweisführung eingehen, daß wenn auch die Augsburgische Confession jetzt nicht mehr der völlig adäquate Ausdruck der theologischen Ansichten der überwiegenden Mehrheit der Geistlichen und Laien des 19ten Jahrhunderts sey, daraus noch keineswegs die Untauglichkeit dieser Confession zu einer Confession unserer Zeit bewiesen sey, indem doch selbst Bretschneider nicht läugnen kann, daß sie bis jetzt noch immer die Confession vieler gewesen ist, und ihr Ansehn als Confession von Tage zu Tage immer mehr sich vindicirt; aber auf dreierlei Punkte glauben wir aufmerksam machen zu müssen, die keinem Freunde und Verehrer des Christenthums, der Kirche und dieser Zeit gleichgültig seyn dürfen, und die mit tieferem und schärferem Geiste erfaßt werden müssen, als Bretschneider gethan hat, wenn nicht zwar unter dem Scheine einer Confession völlige Confessionslosigkeit und Anarchie in der Kirche herrschen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mißhandlung des Alten Testaments auf dem Evangelischen Gymnasium zu Liegnitz.

Proben aus einem fragmentarischen Tagebuche, gehalten auf einer Wanderung durch das Alte Testament von C. Assmann, mitgetheilt im diesjährigen Oster-Programm des Evangelischen Gymnasiums zu Liegnitz.

Unter diesem Titel wird im genannten Programme eine exegetische Abhandlung über die mosaische Erzählung vom Thurmbau zu Babel (1 Mos. 11, 1—10.) geliefert, welche laut der

Vorrede dazu dienen soll, „der gelehrten Welt einige anspruchlose Proben aus einer Schrift mitzutheilen, deren Abfassung den Verfasser schon seit geraumer Zeit beschäftigt, und die er unter demselben Titel künftig herauszugeben gedenkt, vorausgesetzt, daß ihm nicht etwa eine aristarchische Kritik die Bekanntmachung des Ganzen zu seinem eigenen Besten verleidet, da es dieser Arbeit zum Unglück an etwas fehle, woran es von Rechts wegen keinem literarischen Werke unserer Tage, das nur einigermaßen sein Glück machen wolle, fehlen sollte, nämlich: ein Creditiv einer eigenen sowohl, als fremden Celebrität, welche letztere sich z. B. die Mühe nähme, dasselbe protektorisch zu bevorworten und gebührend anzupreisen." Dieses Protektorat können wir freilich nicht übernehmen; eben so wenig ist es aber auch unsere Absicht, dem uns sonst unbekannten Verf. die Fortsetzung seiner „zwanglosen Wanderung, um die ihm hier und da in dem reichen Gottesgarten des Alten Testaments lieblich entgegen duftenden unschuldigen verborgenen Blümlein harmlos zu pflücken und zu zergliedern," durch eine kritische Beleuchtung der vorliegenden Probe seines Tagebuchs verleiden zu wollen. Wir würden daher diese unbedeutende und werthlose Abhandlung lieber ganz unberücksichtigt gelassen haben, wären wir nicht durch die profane Behandlungsweise, mit welcher hier in einem für die Zöglinge einer Evangelischen Lehranstalt bestimmten Programme die heilige Schrift des Alten Bundes behandelt wird, zu einigen Bemerkungen darüber bewogen worden, um bei dieser Gelegenheit auf eine Hauptursache der in unserer Zeit allgemein verbreiteten Geringschätzung des A. T. und der selbst unter Theologen so sehr herrschenden Vernachlässigung des Alttestamentlichen Studiums aufmerksam zu machen. Zu dem Ende wollen wir, die ziemlich weitläuftige, aber wenig gründliche Hebräische Sprachkenntniß verrathende philologische Erörterung *) nur im Vorbeigehen erwähnend, das Wesentlichste, was der Verf. über Geist und Zweck dieser Erzählung gesagt hat, ausheben, obwohl das Meiste davon als gemeinsames Gut aller rationalistischen Ausleger längst bekannt ist.

Von vorn herein als ausgemacht annehmend, daß dieselbe eine bloße Sage sey, bemerkt er über den Sinn derselben Folgendes: „In unserer philosophischen, allem Wunderbaren abholden Sprache würde die ganze Erzählung vermuthlich diese Physiognomie haben: Es war das erste große gemeinsame Unternehmen, des nach der Sündfluth in verjüngter Kraft wieder aufblühenden und rasch sich vermehrenden Menschengeschlechts, eine mächtige Stadt zu gründen, und sie zum Mittelpunkt eines großen Reichs zu machen. Aber im Rathe der Vorsehung, welche nicht wollte, daß die Menschen an einem Orte sich allzusehr zusammendrängen, sondern vielmehr über die ganze Erde verbreiten sollten, war es anders beschlossen. Denn sonderbar: ein Unternehmen, welches in so einmüthigem Geiste [das sollen die Worte „„sie hatten einerlei Sprache"" bedeuten (weiter nichts??)] beschlossen war, und auf eine engere unauflösliche Vereinigung des gesammten Volkes berechnet zu seyn schien, trägt grade den Keim der Zwietracht in sich: mitten in der besten Arbeit versteht man sich nicht (soll so viel heißen, als „„Gott verwirrte ihre Sprache""), und am Ende geht Alles auseinander, die Menschen breiten sich aus, und der Grund zur Verschiedenheit der Sprachen ist gelegt. So ginge Alles, wie Jedermann sieht, von Anfang bis zu Ende vollkommen natürlich zu, und — überhaupt hätte Gott an der ganzen Sache grade nur so viel Antheil, als man für gut befände ihm zu gestatten. Anstatt also nach unserer Weise schlechtweg zu berichten, weil die Leute aus Unverträglichkeit oder Eigensinn sich nicht vereinigen konnten, gingen sie auseinander und legten dadurch den Grund zur Verschiedenheit der Sprache, führt uns die Sage des einfältigen, kindergläubigen Orients, dem Gott in allen Dingen das unmittelbar wirkende und eingreifende Agens ist, ein kleines Drama vor, worin Gott die Hauptrolle spielt." Diese ist nach des Verf. Ansicht folgende: „Gott, der dem Werke eine Zeit lang ruhig aus seinem Himmel zugesehen, wird für seine persönliche Sicherheit besorgt; er glaubt vermuthlich, daß sie ihm in frevelhaftem Uebermuth endlich gar in seinen Himmel steigen werden, und um dieser Gefahr vorzubeugen, begibt er sich auf die Erde, und bringt durch eine kleine Veränderung in dem Gehirn der Bauleute, d. h. durch eine Verwirrung ihrer Sprache, das ganze Unternehmen in's Stocken." Hierauf wird die Frage aufgeworfen, ob diese Sage etwa, von der Thatsache einer ehemaligen allen Menschen gemeinsamen Ursprache ausgehend, das Problem der Sprachenverschiedenheit wirklich lösen wollte, und geantwortet: „Wir würden dem alten Sammler zu viel Ehre anthun, wenn wir seiner Erzählung diesen Zweck unterlegen wollten; vielmehr scheint sie nur eine sehr eingeschränkte Bestimmung (zu haben), d. h. sie will bloß die historische Bedeutung des Namens „„Babel"" commentiren, und Gott verwirrt offenbar nur deshalb die Sprache der Bauleute, weil er fürchtet, sie möchten ihn in seinem Himmel bedrohen, keineswegs deshalb, weil es in seinem Plane lag, verschiedene Sprachweisen auf der Erde entstehen zu lassen. — Gott hatte seinen Zweck, die Verhinderung des ihm gefährlichen Baus, erreicht, mehr wollte er nicht, und zwar durch ein Mittel, das vornehmlich auf diesen speciellen Fall berechnet war, und dessen Wirkung etwa so lange dauern sollte, bis Gott durch einen neuen ähnlichen Frevel der kühnen Menschenkinder geschreckt, entweder dasselbe Manöver noch einmal wiederholen, oder

*) Sie betrifft die Worte וְנַעֲשֶׂה־לָּנוּ שֵׁם, die der Verf. übersetzt: Wir wollen uns (den Thurm) zum Wahrzeichen machen. Die Rechtfertigung dieser Uebersetzung füllt zwei Quartseiten und ist dennoch lexikalisch und grammatisch falsch. שֵׁם heißt nie: Merkzeichen oder Wahrzeichen. Von den fünf zum Erweise dieser Bedeutung beigebrachten Stellen findet sich in der einen (1 Sam. 15, 12.) gar nicht das Wort שֵׁם, sondern יָד welches hier einige Ausleger durch Denkmal erklären; in zwei anderen (Jes. 56, 5. und 2 Sam. 18, 18.) heißt es bloß Name (ja der Verf. führt eine Seite früher die letztere Stelle selbst zum Beweis dieser Bedeutung an); nur in den beiden übrigen kann es durch Denkmal, aber nicht durch Wahrzeichen erklärt werden. Dazu kommt noch, daß in beiden nicht die ganze Redensart sich findet, welche im A. T. so häufig ist und überall die bestimmte Bedeutung, „sich einen Namen machen," hat, von der hier abzugehen kein nöthigender Grund vorhanden ist. Grammatisch unzulässig ist die Erklärung, weil dann weder das Objektsuffixum am Verbum, noch viel weniger das ל praef. vor שֵׁם fehlen dürfte, denn de vom Verf. und in den lexicis für die Construktion des עשׂה mit doppeltem Accus. angeführten Stellen sind der unsrigen nicht analog. Wenig Einsicht in den Geist der Hebräischen Sprache verräth auch die Bemerkung, daß die Worte: „Die ganze Erde war eine Sprache und einerlei Rede," ein Hebraismus, und mit dem ähnlichen Germanismus: „Ein Herz und eine Seele," zu vergleichen seyen.

(besonders der neueren Philologen wegen, die ihn durch Erlernung sämmtlicher Sprachen der Welt unfehlbar dazu nöthigen müssen), ein anderes versuchen würde."

Solche krass rationalistische, mit wahrhaft frivolem Tone vorgetragene Ansichten werden den Schülern eines Evangelischen Gymnasiums dargeboten! Gott, der allmächtige Schöpfer und Herr Himmels und der Erde, wie er auf jeder Seite des A. T. gelehrt wird, soll vor einem kühnen Unternehmen der Menschen, seiner ohnmächtigen Geschöpfe, die Staub und Asche sind, erschrocken seyn, und aus Furcht, daß sie ihn im Himmel bedrohen und wohl gar daraus verdrängen möchten, zu dem klugen Manöver einer im Gehirne der Bauleute bewirkten kleinen Veränderung seine Zuflucht genommen haben!! Ist es da noch zu verwundern, wenn durch Verbreitung solcher Ansichten und Lehren im Jugendunterrichte, alle Lust und Liebe zum Lesen des A. T. und zur Erlernung der wegen ihres von den Occidentalischen Sprachen ganz abweichenden grammatischen Baus für den Anfänger schweren Hebräischen Sprache erstickt wird? Wozu dient uns, werden die Schüler sagen, die Kenntniß des A. T., wenn es nur Sagen enthält, die die beschränktesten Vorstellungen von Gott und Gottes Weltregierung verrathen? Wir finden ja viel schönere, Gefühl und Phantasie (des natürlichen Menschen nämlich) weit mehr ansprechende Sagen im Homer und Virgil! Und wahrlich, die hiedurch bewirkte Vernachlässigung des Alttestamentlichen Studiums ist noch der geringste Nachtheil, der aus solchem Unterrichte erwächst. Ein weit größerer und für manche Seele unersetzlicher Schade ist damit unzertrennlich verbunden. Der in vielen, vielleicht den meisten jugendlichen Gemüthern von frommen Eltern sorgsam gehegte und gepflegte Glaube an das göttliche Wort wird untergraben und ausgerottet, und Verachtung alles Göttlichen, Irreligiosität und todter Unglaube, wozu das menschliche Herz mit seinen bösen Lüsten und Begierden so sehr geneigt ist, tritt an die Stelle desselben. Denn da aus einer so leichtfertigen Behandlungsweise des Alten Testaments mit ziemlicher Sicherheit auf eine ähnliche des Neuen geschlossen, wenigstens keine besondere Hochachtung desselben vorausgesetzt werden kann, so wird, wenn auch seine moralischen Vorschriften als hehr und erhaben angepriesen werden, doch bei Verwerfung aller Wunder, mithin auch aller wunderbaren Thatsachen, durch welche die Erlösung der Menschheit vom Sohne Gottes vollbracht worden, die Wahrheit der evangelischen Berichte verdächtigt und der eigentliche Kernpunkt des christlichen Glaubens verworfen. Ja, wollte man auch annehmen, daß nur das Alte Testament geringgeschätzt und verachtet, das Neue dagegen als göttliches Wort angenommen und geglaubt würde — eine Inconsequenz, die man wohl bei einzelnen wohlgesinnten, aber schwerlich bei leichtfertigen Nationalisten findet —, so hat doch ein solches Verfahren jederzeit die verderblichsten Folgen. Denn wird vom Neuen Testamente das Alte losgerissen, so entbehrt jenes seiner historischen Grundlage. Das Christenthum, als höchste Offenbarung Gottes in der Menschwerdung seines Sohnes, ermangelt der vorbereitenden Offenbarungen und Heilsanstalten, durch die sein Eintreten in die Menschheit erst möglich gemacht worden, gleicht somit einem himmelhohen Baume ohne feste Wurzeln, und kann von jeglichem Winde der Philosophie umgestürzt werden. Man bewundert die Schönheit und Herrlichkeit dieses Baumes, man will sich an seinen vortrefflichen Früchten laben und nähren, und — man bereitet ihm durch Abhauen seiner Wurzeln den Umsturz. —

Nachrichten.

(Sandwichs-Inseln Schluß.) Nach dem letzten Jahresbericht der Amerikanischen Missionsgesellschaft befinden sich auf den Sandwichs-Inseln folgende Missionare: Auf der Hauptinsel Hawaii (Owhyhee) auf vier Plätzen sechs; auf Maui drei; auf Oahu (dem Sitz des Königs) drei, mit einem Arzt, einem Buchdrucker und zwei Oekonomen; auf Kauai zwei. Die Bevölkerung der Inseln wird auf 185000 geschätzt. Die Zahl der Schulen ist 1103, der Schüler 52882. Sehr fühlbar wird die Unzulänglichkeit der Lehrer, die alle Eingeborene sind, und nichts als die Anfangsgründe verstehen. Im Juni 1831 ist daher in Lahaina auf Oahu eine höhere Schule angelegt, deren Ziel weiter liegt, als die bloße Ausbildung von eingeborenen Schullehrern; fromme und begabte Eingeborene sollen darin für das Predigtamt vorbereitet werden; zugleich wird so viel von wissenschaftlicher Bildung dort mitgetheilt, als die Eingeborenen fassen können, und im Stande ist, sie aus ihrer jetzigen Unwissenheit auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben. Die Zahl der Schüler war im ersten Jahre funfzig, den jungen König und fünf aus seiner nächsten Umgebung mit eingeschlossen. Zum Eintritt in die Anstalt ist nöthig, daß der Aufzunehmende fließend und deutlich seine Muttersprache lese, eine gute, leserliche Hand schreibe, und die Anfangsgründe des Rechnens und der Geographie kenne. Bald ist nun das ganze Neue Testament, und schon ein beträchtlicher Theil des Alten gedruckt. Die Eingeborenen selbst vergrößern überall die Kirchengebäude; oft versammeln sich des Sonntags 3 — 4000 zum Gottesdienst. Communikanten (oder Glieder der engeren Kirchengemeinschaft, welche Kennzeichen einer wahren Bekehrung des Herzens gegeben haben) sind auf allen Inseln zusammen 550; die Erfahrung empfiehlt den Missionaren große Vorsicht bei der Aufnahme. Die vor sechs Jahren noch unbekannte christliche Form der Ehe ist jetzt fast allgemein. Im Jahre 1831 sind auf allen Inseln gegen 2000 Ehen eingesegnet worden. Die große Masse der Eingeborenen hält leider noch das Leben im Nichtsthun für das schönste, und entschließt sich zur Arbeit nur, insofern das augenblickliche Bedürfniß dazu reizt. Alle Häuptlinge, mit Ausnahme jedoch des jungen Königs, sind Glieder der engeren Kirchengemeinschaft. Sie wohnen in verhältnißmäßig netten, Europäischen Häusern, und gehen mit dem Beispiel geselliger Kultur voran. Die Zehn Gebote bilden einen Theil des geltenden Landrechts; auf Oahu sind Trink- und Spielhäuser und Ausreiten am Sonntage zum Vergnügen, durch besondere Gesetze verboten; eine bewaffnete Polizei hält dies Verbot aufrecht, und mehrere Pferde von Fremden sind wegen Uebertretung desselben neuerlich gepfändet worden. Die Häuptlinge haben eine Maßigkeitsgesellschaft gegründet, zu der sich 1000 unterzeichnet haben. Kuakini, der Gouverneur von Oahu, ward neulich um Erlaubniß angegangen, den Fremden ausschließlich Branntwein verkaufen zu dürfen, er ertheilte aber die Antwort: „Hunden, Pferden und Schweinen könnt ihr Branntwein verkaufen; wirklichen Menschen dürft ihr aber auf dieser Insel keinen verkaufen." So kann man denn in der That die Sandwichs-Insulaner jetzt ein christliches Volk nennen; aber doch ist noch ungeheuer viel unter ihnen zu thun, und möglich ist noch immer der Rückfall der großen Masse, die, aller Anstrengung ungeachtet, noch nicht gründlichen Unterricht empfangen konnte. Nichts kann davor bewahren, als eine reichere Ausgießung des heiligen Geistes, und darum sollten alle Missionsfreunde nicht aufhören zu bitten.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 15. Juni. № 48.

Gegen Dr. Bretschneider's Bemerkungen über ein neu abzufassendes Glaubensbekenntniß für die Protestantische Kirche des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Ungerne legen wir irgend einen Zweifel an der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit eines Menschen, zu welcher Ansicht er sich auch bekenne, aber fast will es uns scheinen, daß es mit der Behauptung Bretschneider's, eine Confession sey einer Kirche unentbehrlich, nicht ganz so gemeint sey; und daß die beabsichtigte neue Confession eigentlich nur ein Mittel sey, nicht bloß von der Augsburgischen Confession, sondern von jeder Confession loszukommen. Wenn wir nämlich die Grundansichten Bretschneider's von einer abzufassenden Confession, die er sowohl im Vorworte als auch in der Beurtheilung der Confessien von Röhr ausgesprochen hat, zusammenfassen, so fragt es sich erstens: wie kann bei solcher Ansicht das Ansehn der heiligen Schrift, als alleiniger und einziger Quelle des Christenthums, gerechtfertigt werden? zweitens: aus welchen Gründen ist, bei einer solchen Ansicht, eine Confession für eine Kirche unentbehrlich? und drittens: wie will man eine solche Confession nach solchen Grundsätzen abfassen und allgemein in einer Kirche einführen?

Was die erste Frage anbetrifft, so ist im Allgemeinen hier erst zu bemerken, daß, wer eine Confession für eine christliche Kirche entwerfen will, durchaus von dem Grundsatze ausgehen muß, in solcher Confession einzig und allein auch nur Christliches aufzunehmen, und für das Christenthum gibt es nun einmal keine anderen Quellen, als einzig die heilige Schrift. Dies scheint Bretschneider auch zuzugeben, wenn er Röhr beistimmt, der solches in den constitutiven Grundsätzen der Evangelisch-Protestantischen Kirche, wo er von der Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens spricht, behauptet. Aber Bretschneider's weiteres Bedenken macht mehr als bedenklich, ob es auch also wirklich gemeint ist, denn nicht allein scheint ihm die Quelle etwas so erstaunt Unsicheres zu seyn, daß sich nicht füglich etwas Sicheres und Klares daraus schöpfen läßt, sondern eine weitere von ihm ausgesprochene Behauptung gibt deutlich genug den Sinn an, in welchem ihm die heilige Schrift als Erkenntnißquelle des Christenthums gelten soll. Lassen wir ihn selbst reden: „Was das Verhältniß der biblischen Aussprüche unter einander selbst betrifft, so macht Röhr die ursprünglichen Aussprüche Jesu selbst zur Grundlage, und unterwirft ihnen das Alte Testament und die Aussprüche der Apostel. Hier scheint mir aber erforderlich zu seyn, daß die Kirche (welche ist diese?) bestimmter ausspreche, warum sie Christi Aussprüche dem Alten Testament vorziehe, und in welchem Lichte sie überhaupt das Alte Testament betrachtet wissen will. Dieses ist nöthig, weil zeithero die ganze Bibel überhaupt als Erkenntnißquelle des Christenthums betrachtet wurde, und weil Jesus und die Apostel selbst das Alte Testament als einen göttlichen Unterricht schildern und von ihm ausgehen. Es hätte daher hier wohl dieses ausgesprochen werden müssen: daß das Alte Testament die früheren Offenbarungen Gottes enthalte und den Stufengang derselben vor Augen stelle, daß aber Christus alle Offenbarung, nicht nur extensiv sondern auch intensiv, nach ihrer inneren richtigen Bestimmung vollendet habe, mithin für die Christen nur die christliche Offenbarung Norm des Glaubens sey. Wenn aber ferner nach der ursprünglichen Lehre Jesu auch über die apostolischen Schriften entschieden werden soll, so ist zu bedenken, daß Jesus nichts Schriftliches hinterlassen hat, und daß wir das, was man seine ursprüngliche Lehre nennen möchte, eben erst aus den Schriften seiner Schüler schöpfen könne. Eine Trennung der ursprünglichen Lehre Jesu von der seiner Schüler kann also nur ein schwieriges Geschäft seyn, wobei sehr viel auf individuelle Ansichten und kritisches Gefühl ankommt. Man würde daher vielleicht sagen müssen: die eigentliche Lehre Jesu ist aus Jesu eigenen Reden, welche uns die Evangelisten aufbewahrt haben, zu erkennen, und sie ist die Norm, nach welcher die in den apostolischen Briefen dargelegten Religionsansichten zu beurtheilen sind." Wie durchaus unsicher Bretschneider den Grund und Boden hält, den er betreten zu müssen meint, um ein christliches Glaubensbekenntniß abzufassen, kann Keinem entgehen; aber auch selbst die eigenen Aussprüche Jesu stehen noch nicht einmal fest, denn nicht zu gedenken, daß die Ausmittelung derselben von individuellen Ansichten und vom kritischen Gefühl abhängt, so werden nun noch gleichsam mit einem Schlage auch diese ver-

nichtet, wenn es weiter heißt: „Nur zwei Quellen der Wahrheit gibt es, nämlich die Ideen der Vernunft und die Sätze der Erfahrungswissenschaften, und diese sollen Schiedsrichter seyn über den exegetisch gefundenen Gehalt der Schrift.“ Das kurze und klare Resultat der Bretschneiderschen Ansicht ist nun offenbar dieses: das Alte Testament ist völlig bei Seite zu legen, die Schriften der Apostel, die nur ihre Religionsansichten enthalten, gelten auch nicht: die eigenen Aussprüche Jesu sind schwer auszumitteln, hangen ab von individueller Ansicht und kritischem Gefühle, und sind zuletzt noch unterworfen dem schiedsrichterlichen Urtheile der Vernunft und der Erfahrungswissenschaften, welche die einzige Quelle aller Wahrheit sind. Wenn das nicht heißt die Offenbarung der heiligen Schrift läugnen, so sehen wir nicht ein, auf welchem anderen Wege man sie abläugnen könne, denn welches Ansehen bleibt ihr nun noch? Als Erkenntnißquelle der Wahrheit ist sie aufgegeben, denn Vernunft und Erfahrungswissenschaften sind ja die einzige Quelle der Wahrheit, und will Bretschneider sie nun noch gelten lassen als Erkenntnißquelle des Christenthums, so trennt er die Begriffe Wahrheit und Christenthum so weit aus einander, daß sie eher sich völlig einander ausschließen, als sich in einander einschließen. Wer den Offenbarungsbegriff der Bibel kennt, der wird bald einsehen, daß Bretschneider ihn entweder nicht kennt, oder wenigstens ihn nicht zu dem seinigen gemacht hat, und mit den Ausdrücken Offenbarung, Wort Gottes nur sein Spiel treibt. Die Ideen der Vernunft und Sätze der Erfahrungswissenschaften, die bleiben auch ohne die heilige Schrift, und finden sich auch unter Heiden, wohin die heilige Schrift noch nicht gekommen ist, wo bleibt denn nun die nothwendige Verbindung zwischen Vernunft und Bibel, wie kann man consequenter Weise noch dieselbe halten für die einzig sichere und ausreichende Richtschnur des christlichen Glaubens, d. i. der Wahrheit, wenn die Vernunft und die Erfahrung die einzige Quelle der Wahrheit seyn sollen? Männer, die zum Denken gekommen sind, sollten doch billig so weit gekommen seyn, daß sie das erkennende Subjekt von dem erkannten Objekt zu unterscheiden wüßten, und nicht Beides für eins und dasselbe halten, wie jener Thor, der da meinte, der Sonne nicht mehr zu bedürfen, weil er ja das Auge habe, womit er sehen könne. Daß nun ganz im direktesten Widerspruche mit den eigenen Aussprüchen Jesu (wenn man nämlich nicht durch individuelle Ansichten blind, und durch kritisches Gefühl verschroben worden ist) sowohl dem Alten Testament, als auch den Schriften der Apostel eine solche Stellung nicht gegeben werden dürfe, als mit sich selbst im Widerspruche Röhr und Bretschneider ihnen anweisen, darf nur bemerkt werden, und wollen wir weiter nicht berühren, sondern vielmehr sehen, ob ein nach Bretschneider's Grundsätzen abgefaßtes Glaubensbekenntniß die heilige Schrift als alleinige Quelle des christlichen Glaubens respektire. Vermuthlich soll ihm doch das Glaubensbekenntniß mit dem Christenthum der heiligen Schrift in Einklang stehen, ja, es soll ja nach seinen eigenen Worten „für Jedermann verständlich die wesentlichen Lehren des Christenthums enthalten.“ Damit sind wir einverstanden, denn eben weil die Bibel selbst ihrer Form nach zu einem Confessionsbuche für die Kirche sich nicht qualificirt, so soll nicht dem Inhalte nach, sondern nur der Form nach verschieden von der Bibel, eine Confession die wesentlichen Lehren, Glaubenslehren des Christenthums enthalten. Das wahre Verhältniß der Bibel zu einer Confession ist das der Quelle zu ihrem Ausflusse, und wenn Bretschneider die Augsburgische Confession darum und aus dem Grunde nicht bekennt, weil nach seiner Meinung die beiden Fundamentaldogmen derselben, nämlich das Dogma von der Erbsünde, und von der Rechtfertigung durch den Glauben, nicht biblisch sind, so räumt er selber damit ein, daß der wesentliche Inhalt einer Confession nur aus der heiligen Schrift zu schöpfen sey. Auf diesem Grunde standen auch die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts, und wenn wir auch einen Augenblick zugeben wollen, aber nicht einräumen können, daß in der Augsburgischen Confession wesentliche Glaubenssätze enthalten wären, die sich nicht aus der heiligen Schrift beweisen ließen, so muß man doch das behaupten, daß die Reformatoren bei Abfassung der Confession von dem einzig richtigen Gesichtspunkte ausgingen und geleitet wurden: daß aus der heiligen Schrift allein das Dogma, sowohl thetisch als antithetisch zu schöpfen und zu bestimmen sey. Von dieser Ansicht aus betrachtet, behält die Bibel dasjenige Ansehen, das ihr als wirkliche Offenbarung zukommt, und behält es auch in ihrem Verhältnisse zur Confession. Diese kann darnach nie über der Schrift zu stehen kommen, auch nicht unter ihr, sondern sie steht neben ihr, wie eine Tochter neben der Mutter, die von jener nur durch Alter und relative Größe verschieden ist. Bretschneider aber nimmt der heiligen Schrift dieses Ansehen nicht allein, indem er ihr überhaupt den Charakter einer wirklichen Offenbarung abspricht, wie im Obigen nachgewiesen ist, sondern auch durch die Grundansicht, die er von einer Confession hat, denn er sagt: „Das Glaubensbekenntniß muß den herrschenden religiösen Ansichten, d. i. der Ueberzeugung, wenn auch nicht aller und jeder, doch der überwiegenden Mehrheit der Geistlichen und Laien, welche zur Kirche gehören, adäquat seyn, weil es außerdem nicht das Bekenntniß der wirklichen, faktisch existirenden Kirche wäre.“ Nach dieser Ansicht ist der materielle Gehalt einer Confession nicht einzig und allein aus der heiligen Schrift zu nehmen, sondern aus der religiösen Ueberzeugung der Mehrzahl einer Kirche, und liegt dieser Ansicht das große Vorurtheil zum Grunde, daß die religiöse Ueberzeugung der Mehrzahl einer Kirche immer und nothwendig in sich aufgenommen habe die wesentlichen Lehren des Christenthums, und daß diese durchaus etwas Unvertilgbares seyen im religiösen Volksleben. Die Geschichte kann ihn hier sehr leicht eines Besseren belehren, da doch sicherlich Bretschneider nicht wird behaupten wollen, daß die überwiegende Mehrheit der Geistlichen und Laien (quantitative soll dies doch wohl verstanden werden?) im Jahre 1230 in ihren religiösen Ansichten mit der heiligen Schrift übereinstimmte. Auch wird, wer die Reformationsgeschichte und die beiden Helden derselben, Luther und Melanchthon, kennt, nicht von ihnen die Ansicht haben können, daß sie bei Abfassung der Confession nur darauf sahen, wie sie so treu wie möglich den Ausdruck des religiösen Lebens der Protestantischen Kirche in der Confession ausdrücken möchten. Dieses war bei der bei weitem größeren Mehrzahl derer, die aus der Katholischen Kirche ausgetreten waren, noch keineswegs gereiniget und geläutert, wie das auch in der Natur der Sache liegt, sondern sie wollten die reine ursprüngliche Bibellehre zu Augsburg vorlegen, und antithetisch ausschließen, was seit Jahrhunderten sich an die Stelle derselben gesetzt habe, und die Confession war es, die unendlich viel dazu beitrug, daß die religiösen Ueberzeugungen, wenn auch nicht aller und jeder, doch der Mehrzahl der Geistlichen und Laien der Protestantischen Kirche, der Lehre der heiligen Schrift adäquat wurden, und das ist Tendenz einer jeden Confession. Will Bretschneider den Inhalt einer Confession völlig adäquat machen den religiösen Ueber-

zeugungen der überwiegenden Mehrheit der Geistlichen und Laien einer Kirche, so muß er zum wenigsten in thesi zugeben: eine Confession könne nicht allein, sondern auch müsse antichristliches Element in sich aufnehmen, weil es Zeiten gegeben hat, also auch wieder geben kann, wo die Mehrheit der Geistlichen und Laien in einer Kirche von den wesentlichen Lehren der heiligen Schrift abgewichen ist. Nach den Ansichten also, die Bretschneider über die heilige Schrift sowohl, als auch über die Confession unzweideutig ausgesprochen hat, ergibt sich, daß derselbe die heilige Schrift nicht als alleinige Quelle des Christenthums bei Abfassung einer Confession ansieht, und daher jeder ächte Protestant gegen ein solches Glaubensbekenntniß schon im Voraus protestiren muß.

Was nun die zweite Frage anbetrifft: aus welchen Gründen nämlich bei solcher Ansicht von einer Confession Bretschneider eine Confession für eine Kirche unentbehrlich halten kann, so muß es bald einleuchten, daß diese Unentbehrlichkeit auf nothwendigen und zwingenden Gründen durchaus nicht beruht. Verfolgen wir von Anfang an die Geschichte christlicher Confessionen, wie sie auch Namen und Umfang haben mögen, so ergibt sich ihr geschichtliches Entstehen aus dem Umstande, daß bei einer sehr großen Anzahl Geistlicher und Laien Lehrsätze aufkamen und festgehalten wurden als christliche Lehrsätze, die es entweder wirklich nicht waren, oder doch wenigstens von den Gegnern nicht dafür gehalten wurden. Der Grund der Confession ist also offenbar nicht bloß mehr, sondern einzig und allein antithetisch, und selbst der thetische Theil einer Confession ist in einer Confession nur eine Antithese oder positive Negation einer Irrlehre. Wäre von Anfang an aus der heiligen Schrift die christliche Lehre positiv aufgefaßt worden, wäre die heilige Schrift selber in der Form gegeben, daß sie kurz und bündig und für Jedermann verständlich die christliche Lehre darstellte, so würde die Bibel selber eine Confession seyn und keine andere hätte entstehen können. Das Licht ist immer wider die Finsterniß; weil aber die Finsterniß auch immer wider das Licht ist, d. h. weil es in der menschlichen Natur liegt, daß sie Irrthum für Wahrheit hält und den Irrthum der Wahrheit entgegenstellt, daß sie von dem Christenthum abthut, was wesentlich ist, und als wesentlich zu dem Christenthum hinzuthut, was unwesentlich ist, um nicht sich nach dem Christenthum, sondern das Christenthum nach sich zu bilden, so mußte es bald dahin kommen, daß Confessionen nothwendig wurden, weil man nicht alle aufkommenden Lehren für christlich halten konnte. — Wir haben nun die Schrift von Röhr nicht zur Hand, in welcher dieser hinweiset auf das, was über die Unentbehrlichkeit einer Confession für die Kirche von den Professoren Schulz und v. Cölln zu Breslau gegen den Dr. Schleiermacher gesagt worden ist, worauf auch Bretschneider verweiset. Dieser aber bemerkt nun noch, „daß das Christenthum, wenn es nicht das Gemeinsame, wodurch es seine Glieder vereiniget, in einem Bekenntnisse ausgesprochen hätte, nimmer eine Kirche gestiftet, und sich unter Juden und Heiden erhalten haben würde. Das Daseyn kurzer Bekenntnisse von der Apostel Zeiten an spricht a posteriori für die Unentbehrlichkeit desselben. Eben so wissen alle Kenner der Reformationsgeschichte, wie wohlthätig die Augsburgische Confession auf die bestimmte Haltung und Dauer der Evangelischen Kirche gewirkt hat. Soll das Mannichfaltige nicht aus einander laufen und unter einander sich verwirren, so bedarf es eines Mittelpunktes, auf den sich Alles bezieht, und so bedarf es für die religiösen Ansichten einer Masse Menschen eines bestimmten Ausdrucks, eines Bekenntnisses. Auch die politische Geschichte zeigt durch viele Beispiele, wie mächtig es zur Kräftigung einer Parthei wirkte, wenn ihr von einem Verständigen aus ihrer Mitte der klare Ausdruck ihres Wesens und Zweckes, oft bloß in dem Partheinamen enthalten, gegeben wurde. Wir können daher die Frage (ob eine Kirche eines Bekenntnisses bedürfe?) als unzweifelhaft zu bejahend ansehen." Nach dieser Ansicht könnte es nun scheinen, Bretschneider halte eine Confession für eine Kirche wirklich für etwas Nothwendiges und Unentbehrliches, so daß erst die Confession die Kirche gründe und erhalte; allein nicht zu gedenken, daß die angeführten Gründe durchaus gar nicht aus dem Wesen und Zweck einer Kirche entwickelt worden sind, so nimmt auch Bretschneider gleich darauf wieder mit der anderen Hand, was er mit der einen gegeben hat. Die vorstehenden Gründe beweisen nämlich nicht die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit aus dem Wesen einer christlichen Kirche, sondern nur die Zweckmäßigkeit aus zufälligen Umständen, sie beweisen nicht, daß ohne Symbol überhaupt keine Kirche faktisch existiren kann, sondern nur, daß es einer Kirche zu Zeiten nicht geschadet hat, wenn sie ein Symbol hatte, und sehen wir vollends auf die Art und Weise, wie Bretschneider ein Glaubensbekenntniß abgefaßt haben will, so sieht er mit seiner Behauptung der Unentbehrlichkeit desselben mit sich selbst im Widerspruche. Was zuerst die Behauptung anbetrifft, daß das Daseyn kurzer Bekenntnisse von der Apostel Zeiten an a posteriori für die Unentbehrlichkeit desselben spreche, weil ohne ein solches Bekenntniß sich keine christliche Kirche unter Juden und Heiden erhalten haben würde, so liegt darin eine irrige Ansicht von dem Entstehen und Fortbestehen der christlichen Kirche in der ersten Zeit unter Juden und Heiden. Die Taufe, nicht ein Symbol, machte den Christen äußerlich in den Augen der Juden und Heiden, und das Abendmahl erhielt ihn in dieser Qualität, und wiederum nicht das Sakrament, insofern es etwas Aeußerliches ist, und auch nicht ein Symbol, sondern heiliger Geist machte den Christen im Geist und in der Wahrheit, und so entstand und bestand äußerlich durch das Sakrament und innerlich durch heiligen Geist, geschieden von Juden und Heiden, eine christliche Gemeinde. Will man den Ausdruck Confession oder christliches Symbol für völlig gleichbedeutend halten mit Christenthum, so definirt man das Wort viel zu weit, und sowohl der thetische als der antithetische Theil einer Confession müßte dann einzig und allein gegen Nichtchristenthum, d. h. gegen Heidenthum, Judenthum und späterhin gegen Muhamedanismus gestellt seyn. Mag dieses auch mit in einer Confession liegen, so ist doch durch die Geschichte klar, daß eine Confession ein besonderes Bekenntniß des Christenthums in der allgemeinen Christenheit überhaupt ist, und daß verschiedene Confessionen erst dadurch entstanden sind, daß Bekenner des Christenthums unter sich divergirten im Bekenntnisse des Christenthums. Daß nun bald Symbole entstanden, und nun im Nicänischen und Athanasianischen sich erweiterten, liegt in dem Aufkommen einer immer größeren Anzahl von antichristlichen Lehrsätzen, die ausgeschlossen werden mußten von demjenigen, was als von Gott Gegebenes, als Offenbarung angesehen wurde. Eine Religion überhaupt, und eine besondere Religion insbesondere ohne Bekenntnißworte ist ein Unding, nonsens, aber nicht jedes Wort, nicht jeder Satz aus einer Religion ist damit schon das, was wir eine Confession nennen; auch ist es zum wenigsten gesagt doch denkbar, daß ohne das, was wir Confession einer Kirche nennen, wohl Religion und auch christliche Religion bleiben

könnte, indem die christliche Religion nicht vorzugsweise aus der Confession, sondern die Confession aus der christlichen Religion und aus ihren Urkunden geschöpft wird. — Was weiter die Behauptung anbetrifft: daß eine Confession unentbehrlich sey, damit das Mannichfaltige nicht aus einander laufe, und unter einander sich verwirre, so soll das Mannichfaltige hier doch wohl nur vom christlichen Elemente verstanden werden, von den verschiedenen christlichen Glaubenssätzen, daß diese nicht isolirt für sich dastehen, sondern in einem festen, inneren Zusammenhange gehalten werden. Das Christenthum ist überhaupt nur Eins, und nichts Mannichfaltiges, es ist nämlich das durch Christum vermittelte Verhältniß Gottes zu den Menschen und der Menschen zu Gott; mannichfaltig ist aber und bleibt, und wird und muß bleiben die Darstellung des Christenthums, das sich in eine Unendlichkeit von Ideen auflöst, jemehr dasselbe vollkommenes Eigenthum des Menschen wird. Wenn Bretschneider daher behauptet, daß aus dem Grunde eine Confession unentbehrlich sey, damit das Mannichfaltige nicht aus einander laufe und unter einander sich verwirre, so kann er nach unserer Ansicht nur damit meinen, daß das Christenthum sich nicht in Nichtchristenthum, in Heidenthum verlaufe, und so mit Fremdartigem vermische, wie früher in der Katholischen Kirche, daß man es nicht mehr erkennen kann, und in diesem Sinne stimmen wir ihm bei, da der Rationalismus das Christenthum so sehr und so weit hat aus einander laufen lassen, und unter einander verwirret hat, daß es aus den abgeleiteten Quellen der dogmatischen Systeme, Predigtsammlungen und Erbauungsbüchern der neuesten Zeit, unmöglich mehr zu erkennen ist. Was wird nicht jetzt Alles auf Kanzeln und auf Cathedern für Christenthum, für Gottes Wort ausgegeben, wer kann da Einheit und Zusammenhang herausbringen. Aber wenn dies denn so nachtheilig ist, möchten wir den Herrn Dr. Bretschneider fragen, warum ist er denn nicht bei der Confession der Kirche geblieben, warum hat er selbst dazu beigetragen, und trägt noch immer dazu bei, das Mannichfaltige aus einander laufen zu lassen, und unter einander zu verwirren? Ist dieses etwa ein nothwendiges Uebel gewesen, weil die Augsburgische Confession den Anforderungen an eine Confession nicht entsprach? so möchten wir weiter fragen, soll denn das neue Glaubensbekenntniß von Röhr, revidirt und confirmirt von Bretschneider, für die Zukunft diesem Uebelstande abhelfen und einen solchen Mittelpunkt angeben, worauf sich nothwendig und mit Leichtigkeit alles Mannichfaltige beziehen läßt? Wir halten uns allerdings auch überzeugt, daß sich ein solcher Mittelpunkt sehr leicht finden läßt, wenn man nämlich nur die eine Wahrheit aller Religion zum Grunde legte, und zur Confession machte: Wir glauben All an einen Gott. Da wäre ja schon ein Mittelpunkt gegeben, und um den Glauben der Einzelnen nicht zu beschränken, müßte es dann auch Jedem freistehen, sich unter dem Worte „Gott" zu denken, was er wolle, und verstünde er auch seinen eigenen Bauch darunter, das Mannichfaltige ließe sich schon darauf beziehen, wie denn auch die größere Mehrzahl unserer Zeit Alles nur auf diesen Gott beziehet. Und warum soll denn nun ein solcher Mittelpunkt förmlich zu einer Confession gemacht werden? wo religiöses Leben ist, wird sich ein solcher Mittelpunkt niemals verlieren können, aber damit ist der Verwirrung nicht vorgebeugt, wie das die Geschichte bezeugt. Alle christliche Kirchen haben Christum zum Mittelpunkt ihres religiösen Glaubens, und doch welche Verwirrung, doch wie nothwendig eine Augsburgische Confession zu ihrer Zeit — — — ja, Bretschneider verlangt ja sogar, daß mitten im Schoße der Kirche eine gewisse Anzahl von Menschen die Freiheit, ja sogar die Verpflichtung haben sollen, diesen Mittelpunkt, d. h. die Confession, zu verlassen, um Verwirrung hineinzubringen in die Kirche. Hören wir ihn selber reden. — Röhr behauptet: der Lehrer soll nichts vortragen, was der religiösen Wahrheit überhaupt und der christlich-religiösen insbesondere widerspricht. Selbst diesen formalen Grundsatz läßt Bretschneider nicht einmal gelten, denn, sagt er: „die christlich-religiöse Wahrheit ist es eben, was gesucht wird, und zu deren Findung der Weg offen bleiben soll; hier wird aber vorausgesetzt, die Wahrheit sey schon gefunden, und sie wird als gefundene, als Regulativ des Findens angesehen." Der letzte Gedanke ist offenbarer Unsinn, da das Gefundene nicht erst gesucht zu werden braucht; aber Bretschneider hat damit auch die eigenen Aussprüche Jesu aufgegeben, weil auch sie nicht die gegebene christlich-religiöse Wahrheit enthalten. „Mir hat es geschienen," so fährt er fort, „als müsse man hiebei den gelehrten Theologen und den Volkslehrer (Prediger, Katecheten) wohl unterscheiden. Die gelehrte theologische Untersuchung sollte nie irgend einer Beschränkung unterliegen; aber anders ist es beim öffentlichen Unterrichte des Volks. Hier würde es eben so unbesonnen als verwirrend seyn, wenn der Theologe jede neue theologische oder philosophische Hypothese, jedes neu auftauchende System, oder seine eigenen besonderen Ansichten auch sogleich in den öffentlichen Unterricht aufnehmen und dem Volke vortragen wollte. Beim öffentlichen Unterrichte muß sich daher der Lehrer an das halten, was als anerkannte Wahrheit bei der Mehrheit der Laien Eingang gefunden hat. Ich würde daher so bestimmen: der Lehrer der Religion ist als gelehrter Theologe an keine Lehrnorm bei seinen Untersuchungen gebunden, als Lehrer des Volks aber hat er sich an das allgemein Anerkannte, also an die Confession zu halten." Haben denn nun nach solcher Ansicht die gelehrten Theologen in der Kirche nicht das Recht, ja sogar die Verpflichtung, das Mannichfaltige nicht auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu beziehen, sondern in völliger Ungebundenheit Verwirrung hineinzubringen? haben sie nicht das Recht, ja sogar die Verpflichtung, auf dasjenige, was als anerkannte Wahrheit feststeht, nicht zu achten, sondern vielmehr dieses a priori als noch nicht anerkannte Wahrheit anzusehen und dahingestellt seyn zu lassen? Den gelehrten Theologen, sagt Bretschneider, ist die christlich-religiöse Wahrheit noch nichts Gefundenes, sondern etwas, ein unbekanntes x, was gesucht werden soll, zu dessen Findung der Weg offen stehen, d. h. nicht durch eine Confession verschlossen werden muß, weil diese die christlich-religiöse Wahrheit als etwas Gefundenes ansieht und fixirt. Welch ein Gewebe von Widersprüchen, welch trauriges Loos für den gelehrten Theologen und Prediger, wenn diese in einer Person vereinigt sind! Da muß der Prediger z. B. aus Ueberzeugung lehren, es ist ein Gott, und von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge; der gelehrte Theologe muß dieses aber, zum wenigsten gesagt, bezweifeln, und immer fortfahren es zu bezweifeln, ob es auch Wahrheit ist. Ist er überzeugt, so hört er auf, gelehrter Theologe zu seyn, ist er nicht überzeugt, so muß er als Prediger gegen seine Ueberzeugung sprechen.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 19. Juni. № 49.

Gegen Dr. Bretschneider's Bemerkungen über ein neu abzufassendes Glaubensbekenntniß für die Protestantische Kirche des 19ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Den gelehrten Theologen, sagt Bretschneider, soll kein Gewissenszwang auferlegt werden. Also den Predigern und Katecheten doch? Diese sollen wider und gegen ihr Gewissen gebunden werden, und jeder Laie bekommt im Voraus schon die Ueberzeugung, daß sein Prediger, der ja auch zugleich gelehrter Theologe ist und seyn soll, in letzter Qualität die christlich-religiöse Wahrheit noch nicht als etwas Gefundenes ansieht, sondern als etwas, was er nur sucht, aber nie findet. Und wodurch soll denn nun der Prediger und Katechet sich binden lassen, sich einen Gewissenszwang auflegen lassen? natürlich nicht durch die gewonnenen Resultate der Forschungen gelehrter Theologen, denn zum Resultate kommt's mit diesen nicht und darf's nicht kommen, sondern vielmehr durch das, was als anerkannte (von wem aber anerkannte?) Wahrheit bei der Mehrheit der Laien Eingang gefunden hat. Also Volkssouveränität in der Kirche, das ist die Ansicht Bretschneider's für die Kirche, wie zur Zeit bei vielen Staatsbürgern die Ansicht vom Staat. Merkwürdig, daß Beide das Bestehende nicht länger wollen bestehen lassen, daß sie die Vergangenheit immer als eine Zeit der Finsterniß ansehen, daß sie gemeinschaftlich immer von Aufklärung sprechen, sich nicht wollen binden lassen, aber doch Andere binden, und von Jedem, der ihrer Ansicht nicht ist, behaupten, daß er hinter der Aufklärung des 19ten Jahrhunderts zurückgeblieben ist. Und weshalb soll denn ein Prediger gebunden seyn an eine Confession, die hervorgegangen ist aus der subjektiven Ueberzeugung der Mehrheit der Laien, und woher sollen diese eine Ueberzeugung gewinnen, aus der eine Confession formirt werden kann? Nach bisherigen Begriffen, und unstreitig nach richtigen Begriffen von einer Confession, war diese ein kurzer Inbegriff des Christenthums, das einzig und allein in den Urkunden des Christenthums, in der Schrift enthalten ist. So sahen Luther und Melanchthon die Sache an, und fragten daher nicht die Mehrzahl der Geistlichen und Laien ihrer Zeit, was ihre religiöse Ueberzeugung sey, sondern sie hatten es bei Abfassung der Augsburgischen Confession einzig und allein mit der heiligen Schrift zu thun, aus welcher sie sowohl den thetischen als den antithetischen Theil der Confession bestimmten, und diese Confession ist darum einer Kirche unentbehrlich, weil durch sie der Glaube in der Gemeinde erhalten und gleichfalls durch sie ausgeschlossen werden soll aus der Gemeinde, was mit dem christlichen Glauben im Widerspruche steht. Nach Bretschneider's Ansicht aber ist eine Confession weiter nichts als ein Ausdruck der religiösen Ueberzeugung einer gewissen Zeit, wofür er selbst auch die Augsburgische Confession erklärt, die ein Ausdruck der Ansichten einer gewesenen Kirche sey. Entbehrlich ist nun aber eine solche Confession, da auch, ohne daß die religiösen Ueberzeugungen einer gewissen Zeit in eine förmliche Confession zusammengestellt werden, doch die religiöse Ueberzeugung bleiben würde, weil sie nicht erst aus der Confession hervorgeht, sondern vielmehr diese aus der religiösen Ueberzeugung. Und wenn der Weg zur Wahrheit unendlich ist, und die Fortschritte zur Wahrheit unermeßlich sind, und den gelehrten Theologen deshalb durch eine Verpflichtung auf eine Confession kein Hinderniß freier Forschung in den Weg gelegt werden darf, so hätte Bretschneider consequenter Weise doch durch die Laien nicht den Predigern, und durch diese wieder den Laien eine Fessel anlegen sollen, die sie doch wenigstens auf hundert Jahre im Fortschreiten zum unendlichen Ziele aufhalten muß. Warum dann nicht lieber alle möglichen Ideen in's Volk hineinwerfen, damit sie in demselben durchgähren, um entweder unterzugehen wie taube Körner, die keine Wurzel schlagen, oder aufzugehen wie eine gute Saat, die Frucht trägt. Wir wenigstens sind der Meinung, daß Jemand, der von dem Grundsatze ausgeht: alle Wahrheit ist alleiniges Produkt der menschlichen Vernunft und Erfahrung, daß ein solcher eine Confession als etwas, was mit seiner Ansicht im Widerspruche steht, verwerfen muß, da die Nothwendigkeit einer Confession nur da zugegeben werden kann, wo man die Wahrheit in einer von Gott gegebenen Offenbarung, also als etwas göttlich Positives, anerkennt. Dem Menschen darf in geistlichen Sachen von Menschen keine Fessel angelegt werden, nur Gottes Wort kann und muß den Menschen und auch den gelehrten Theologen fesseln und binden. — Was die wohlthätige Wirkung

der Augsburgischen Confession auf die bestimmte Haltung und Dauer der Evangelischen Kirche anbetrifft, so ist dies von Bretschneider nur eine Illusion, da eine bestimmte Haltung und Fixirung des christlichen Glaubens nach seiner Ansicht ja eine Tödtung des Geistes ist, und er mit vielen Anderen ja grade die Zeit, wo die Mehrzahl der Geistlichen und Laien an der Augsburgischen Confession unverrückt festhielten, als die Zeit der Finsterniß oder des Stereotypglaubens ansieht; und endlich, eine Confession für unentbehrlich halten, um eine oder die andere Parthei zu kräftigen, wenn es auch nur durch den Partheinamen geschieht, so glauben wir diese Ansicht am füglichsten beseitigen zu können mit dem Schriftworte: Es ist nothwendig, daß Aergerniß komme in die Welt, wehe aber dem, durch den sie kommt in die Welt. Wo nach des Meisters Wort Alles ein Hirt und eine Heerde seyn und werden soll, da sollten doch billig seine Diener Confessionen nicht für nothwendig halten, um Partheien gegen Partheien zu stärken durch Partheinamen. Oder fühlt Bretschneider vielleicht, daß es ihm und seiner Parthei an Kräftigung fehle, weil die rationalistische Parthei noch nicht durch eine förmliche Confession sich zu einer Kirche constituirt hat, dann wissen wir keinen anderen Rath, so ungerne wir ihn auch geben, als daß er mit den Rationalisten förmlich austrete aus der Evangelisch-Protestantischen Kirche, und mag diese Forderung Unwillen bei ihm erregen oder Lächeln, so liegt doch eben so wenig Unverschämtheit darin als Thorheit, da vielmehr nach der Geschichte des 16ten Jahrhunderts das Unverschämtheit und Thorheit genannt werden müßte, wenn man es auf irgend eine Weise ihnen zumuthen wollte, äußerlich Mitglieder einer Kirche zu seyn, der sie im Geiste nicht mehr angehören.

Was nun endlich noch die dritte Frage anbetrifft: Wie kann nach solchen Grundsätzen eine Confession abgefaßt, und allgemein in einer Kirche eingeführt werden?, so scheint Bretschneider allerdings die Schwierigkeiten zu fühlen, und ist schon im Voraus der Meinung, daß eine gewisse Parthei dieses Bekenntniß von Röhr auf ihre Weise angreifen werde. Nun Bretschneider hat es ja schon auf seine Weise angegriffen und hanc veniam damus petimusque vicissim. Und er wird doch nicht fordern, daß Alle sogleich Beifall klatschen sollen, das hieße fast auf den Indifferentismus der Zeit zu große Rechnung machen. Es gibt allerdings eine Parthei in unserer Zeit, nicht bloß unter Laien, sondern auch unter Geistlichen, und nach Verhältniß möchte sie unter den Geistlichen wohl mehrere Anhänger zählen als unter den Laien, die gewissen Leuten, welche mit dem Panier der Glaubens- und Gewissensfreiheit auftreten, unbedingt beipflichten, und alles von ihnen Gesagte und Behauptete sogleich gutheißen. Wenn es Herrn Dr. Bretschneider nicht an Menschenkenntniß abgeht, so wird er selber dem nicht widersprechen können, daß es eine gar große Anzahl von Geistlichen und Laien unserer Zeit gibt, die ohne eine Confession thetisch und antithetisch in sich selber zu haben, sich, wenn sie einmal nicht neutral bleiben können, sogleich anschließen der Parthei, die unter dem Namen der Aufgeklärten, der Helldenkenden, der Erleuchteten sich zu erkennen gegeben hat. Unsere Erfahrung hat es uns wenigstens gelehrt, daß durch die Verwirrung, die in die Evangelisch-Protestantische Kirche hineingebracht worden ist, die von den Schulen ausgeht, in der Kirche unterhalten wird, und am mehrsten Nahrung findet durch eine Fluth von Zeitschriften, die mehr oder minder alle im Dienste des Unglaubens stehen, ein solches Schwanken in der religiösen Ueberzeugung zur Zeit besteht bei der Mehrzahl der Geistlichen und

Laien, daß wir in der That nicht einsehen, wie in unserer Zeit thetisch ein Glaubensbekenntniß abzufassen sey, da der Glaube fast allgemein antithetisch ist gegen alles Positive. Mag dies Mancher für übertrieben halten, so ist doch wohl so viel gewiß, daß keine Zeit sich weniger dazu eignet, eine Confession zu bauen, als eben die unsrige. Soll aus der religiösen Ueberzeugung des Volks diese hervorgehen, so muß das Volk viel größeren Antheil nehmen an der Religion und namentlich am Christenthum, als jetzt zur Zeit geschieht. Nicht bloß den Laien, sondern auch den mehrsten Geistlichen ist es einerlei, was sie predigen und was sie hören, und eine Predigt über die Liebe guter Menschen zu den Bäumen, ist ihnen eben so christlich als über die Wahrheit, daß Christus uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Erlösung und zur Heiligung. An die gar große Parthei dieser sogenannten guten Menschen, die in Glaubenssachen sich ganz indifferent verhalten, so lang man sie nur ungeschoren läßt, die es einem jeden Anderen gerne auch verstatten, was sie selber thun, nämlich ihres Glaubens leben, wäre es auch der krasseste Unglaube, die mit dem Worte Vernunft, und mit der Behauptung, man müsse die Vernunft gebrauchen, Alles als abgemacht ansehen, selbst dann, wenn sie ihre Vernunft einzig nur in irdischen Dingen gebrauchen; nein! an diese Parthei dachte Bretschneider sicherlich nicht, als er nicht zweifelte, daß eine gewisse Parthei dieses Bekenntniß von Röhr auf ihre Weise angreifen werde; sondern er meinte die Parthei, welche die Augsburgische Confession noch als das Bekenntniß der Evangelisch-Protestantischen Kirche ansieht, die Parthei, welche die Bibel noch für eine wirklich göttliche Offenbarung hält, die Parthei, die aufgewacht ist aus dem Schlafe des Indifferentismus, und sich nicht wieder hat verblenden lassen vom Irrlichte des 19ten Jahrhunderts. Und allerdings wird diese Parthei das Bekenntniß auf ihre Weise angreifen, nämlich mit dem Worte der heiligen Schrift, als dem unwandelbar feststehenden Worte des Lichts und des Rechts, wenn von Christenthum und christlicher Kirche die Rede ist. Bretschneider ist nämlich der Ansicht, daß eine Confession seyn solle der Abdruck der religiösen Ueberzeugungen, wenn auch nicht aller und jeder, doch der Mehrheit der Geistlichen und Laien, die zur Kirche gehören. Auf welchem Wege kann denn auch nun nur ausgemittelt werden, welche die Ueberzeugung dieser Geistlichen und Laien ist, denn hier ist offenbar nicht bloß die Rede von einer allgemeinen religiösen Ueberzeugung, d. h. von einem religiösen Bewußtseyn, von der Ueberzeugung, daß ein Gott ist, und daß dieser Gott in Christo war zu versöhnen die Welt mit sich selber, oder das religiöse Leben. Wenn im Sinn und Geiste Röhr's eine Confession gemacht werden soll, wie Bretschneider im Ganzen dem beitritt, so gehören dazu nicht bloße religiöse Ueberzeugungen, sondern alle Kenntnisse, welche die gelehrte Theologie im weitesten Sinne des Worts in sich einschließt, Religions- und Kirchengeschichte, Hermeneutik und Exegese, Alterthumskunde und Philosophie, kurz Alles ist dazu erforderlich, was der Mehrzahl der Laien durchaus abgeht. Wie viele Laien gibt es denn wohl, die wirklich ein Urtheil haben, wenn ihnen das Glaubensbekenntniß von Röhr vorgelegt würde zur Begutachtung, ob das ihren religiösen Ueberzeugungen völlig adäquat sey. Freilich sagt Bretschneider, daß nach seiner individuellen Ansicht das Bekenntniß von Röhr in seiner jetzigen Form noch nicht geeignet sey, einen Mittelpunkt für die religiösen Ansichten des Zeitalters zu bilden, und wir stimmen ihm hierin völlig bei, nur halten wir uns überzeugt, daß man noch einen Schritt weiter

gehen müsse und behaupten, daß wenn das Gemeinschaftliche aus der religiösen Ueberzeugung einer gewissen Zeit in eine Confession zusammengefaßt werden soll, diese Confession so allgemein ausfallen wird in unserer Zeit, daß sie aufhört, die Confession einer besonderen Kirche zu seyn, indem ein Jeder in diese Confession hineintragen kann Alles, was ihm beliebt, der Zweck einer Confession also nicht erreicht wird. Die Schwierigkeit, nach Bretschneider's Grundsätzen eine Confession zu bilden, löst sich auf in völlige Unmöglichkeit, weil sie nämlich aus den religiösen Ueberzeugungen der Zeit eruirt werden soll, und nicht aus der heiligen Schrift; in dieser allein ist Einheit und Uebereinstimmung, die religiöse Ueberzeugung einer Zeit aber ist immer etwas Mannichfaltiges, und weil sie nur als ein Wissen und als Erkenntniß aufgefaßt werden kann, so bleibt sie Stückwerk und unvollkommen. — Und wie will man eine solche Confession allgemein einführen? Bis jetzt glaubt die Mehrzahl der Laien noch keineswegs, daß die Augsburgische Confession nur ein Bekenntniß einer gewesenen Kirche ist, sie sieht dieselbe vielmehr an als noch gültig und geltend, und würde man dem Volke offen und ehrlich, wie es ehrlichen Männern geziemt, heraussagen, daß das Glaubensbekenntniß von Luther und Melanchthon nichts mehr tauge, und daß demzufolge ein neues Glaubensbekenntniß eingeführt werden müsse, so würde die bei weitem größere Mehrzahl der Laien sich dagegen in Opposition setzen und verlangen, beim Alten zu bleiben. Oder soll die neue Confession eben so stille und unvermerkt in die Kirche hineingeschmuggelt werden, als die Augsburgische Confession hinausgeschmuggelt worden ist. Wir halten dieses Verfahren nicht für ehrlich, sondern für jesuitisch, und was sollen denn nun endlich diejenigen Mitglieder der Kirche, die nicht mit der Mehrzahl der Geistlichen und Laien dieser Zeit übereinstimmen, die da nach ihrer Ueberzeugung bleiben wollen und bleiben müssen bei der Augsburgischen Confession? Soll auf diese gar keine Rücksicht genommen werden, sollen sie faktisch der neuen Kirche nicht angehören, oder sollen sie gezwungen werden, sich ihr anzuschließen, oder will man von Staats wegen, denn der Staat ist am Ende doch auch dabei betheiligt, förmlich die Augsburgische Confession mortificiren, und ihre Anhänger als gar keiner Kirche angehörend betrachten. Wer aus der Geschichte weiß, welche Schwierigkeiten es hat, einen neuen Katechismus, ein neues Gesangbuch, eine neue Agende einzuführen, der muß entweder sich selber viel zutrauen, oder den Mitgliedern einer Kirche nichts zutrauen, wenn er meint, daß ein neues Glaubensbekenntniß einzuführen ohne Trennung und Spaltung abgehen könne. Das Beispiel wäre einzig in der Geschichte, die Beispiele genug aufweiset, daß Mitglieder einer Kirche, weil sie von den Grundsätzen der Kirche abwichen, wohl austraten und eine neue Kirche oder Sekte bildeten, aber nicht ein einziges Beispiel aufstellt, wo eine ganze Kirche unter demselben Namen ihre Grundsätze förmlich aufgab, und neue, jener gradezu entgegenstehende Grund- und Glaubenssätze annahm und einführte.

Wir überlassen es dem Herrn Dr. Bretschneider und allen seinen Anhängern, wie sie weiter über ihre Sache denken und beschließen, und bemerken nur noch zum Schlusse, daß wir unsere Ansicht, wenn sie auch in der Darstellung viel Mangelhaftes hat, nicht haben zurückhalten wollen, da es ja nach seiner eigenen Ansicht auf die Ueberzeugungen der Mehrzahl der Geistlichen und Laien ankömmt, und es ihm deshalb selber darum zu thun seyn muß, die Ansicht recht Vieler über diese Sache zu vernehmen. Wir halten uns überzeugt, daß die Evangelisch-Protestantische Kirche, die ihre Augsburgische Confession hat, keines neuen Bekenntnisses bedürfe, so wie wir dabei zugleich überzeugt sind, daß sie weder der moralischen noch der intellektuellen Bildung des Menschen irgend ein Hinderniß in den Weg legt, wenn wir nämlich nur nicht aus dem Auge verlieren die Wahrheit, daß der Mensch nicht dazu lebt und denkt, um das Christenthum zu vervollkommnen, sondern daß vielmehr das Christenthum dazu gegeben ist, daß es den Menschen vervollkommne, und daß das Christenthum weniger eine Wissenschaft und Erkenntniß ist, als vielmehr eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben.

Von einem Prediger in Holstein.

Bernard Overberg

Nach der Schrift:

Bernard Overberg in seinem Leben und Wirken dargestellt von einem seiner Angehörigen. Münster, Theissing, 1829.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts bildete sich in Münster ein Kreis christlich gesinnter und geistig durchgebildeter Katholiken, von dessen segensreichem Einflusse fast Alles mehr oder minder abhängig ist, was sich in jenen früher so finsteren Gegenden von wahrhaft christlichem Leben findet. Die Seele dieses Kreises waren der Minister v. Fürstenberg, die Fürstin Gallitzin und der Priester Overberg. Später, im Frühjahr 1800, nahm auch der Graf F. L. Stolberg seinen Wohnsitz in Münster und schloß sich innig an diese Edlen an, um „durch vereinigte geistige Bestrebungen der wilden Kraft, die Alles, was ehrwürdig und heilig ist, zu zerstören drohte, entgegen zu wirken." Zwar, sie gehörten der Katholischen Kirche an, um so mehr von ganzem Herzen, da damals der Geist des Herrn aus unserer Kirche fast ganz geschwunden zu seyn schien; aber Christus war in ihnen so lebendig, daß sie ihn mit lebhafter Freude ihres Herzens und mit herzlicher Anschließung auch in denen erkannten, welche durch die äußere Kirche von ihnen geschieden, die Kennzeichen der Mitglieder der inneren Gemeinde trugen. Sollten wir, engherziger als sie, uns nicht an dem Schimmer dieser brennenden und strahlenden Lichter in einer dunkelen Zeit erfreuen, und den preisen, der sie aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte berufen? Was in ihnen die äußere Scheidewand durchbrach, der gemeinsame Gegensatz gegen den Christushaß des Zeitgeistes, das hindere auch uns über der Verschiedenheit in sehr wichtigen Dingen, die Einheit in dem Allerwichtigsten, der Geburt von Oben und der daraus fließenden Liebe zu dem, der uns geboren hat, zu vergessen. Danken wir Gott für ihr Silber, und lassen ihnen ihre Schlacken, von denen sie nun schon längst durch die Gnade des Treuen und Barmherzigen gereinigt sind.

Das Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit diesem Kreise wurde zuerst durch das Erscheinen von Hamann's sämmtlichen Werken lebhaft angeregt, dem in ihm, ehe er heimging, die letzte Erquickung und Herzstärkung bereitet wurde, und dessen sterbliche Ueberreste in Münster ruhen, mit einer Grabschrift, welche ein lautredendes Zeugniß der wahrhaft christlichen Toleranz jenes Kreises ist: Judaeis quidem scandalum, gentilibus autem stultitiam; sed infirma mundi elegit deus, ut confundat fortia. 1 Cor. 1, 23. Aus den großentheils aus Münster geschriebenen Briefen Hamann's im 7ten Bande heben wir hier die bezeichnendste Stelle aus (An S. M. Courtan, geb. Toussaint,

nach Königsberg, Münster am Osterheil. Abend den 21. März 1788, S. 409.): „Gott hat mir Feierabend gegeben, mich aus dem Gange öffentlicher Geschäfte ausgespannt, zu denen ich so wenig tauge, als zum Umgange mit der Welt. Ich lebe hier im Schooße der Freunde von gleichem Schlage, die wie Hälften zu meinen Idealen der Seele passen. Ich habe gefunden, und bin meines Fundes so froh, wie jener Hirte und das Weib im Evangelio, und wenn es einen Vorschmack des Himmels auf Erden gibt, so ist mir dieser verborgene Schatz zu Theil geworden, nicht aus Verdienst und Würdigkeit, sondern es ist Gnade und Gabe einer höheren Hand, die ich anbeten muß. Sie war mir nöthig zu meiner Reinigung und Stärkung. Die Katholiken, welche ich hier habe kennen gelernt, sind wie Nacht und Tag unterschieden von der Nicolaiten ihren, wie Franz von dem sel. Kirchenrath *, der mich zum Abendmahl einladen ließ den Tag vor meiner öffentlichen Anklage, wie civitas dei, die beste Gotteswelt, von der, die im Argen liegt. Ich bin hier wie eine Biene und Ameise, und sammle Alles, was ich nur kann, zur Erndte in meiner Heimath, und gegen die Langeweile meiner immer hungrigen und durstigen Seele, die eben so wenig feiern als arbeiten kann."

Den Anfang zur Erfüllung des also lebhaft angeregten Wunsches machte ein Mann, der selbst durch seine Gesinnung ein schönes Zeugniß für das Streben jenes Kreises ablegt, dessen wohlthätiger Einfluß auch auf ihn überging, der Domkapitular und Professor Katerkamp, in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia v. Gallitzin, mit besonderer Rücksicht auf ihre nächsten Verbindungen, Hemsterhuys, Fürstenberg, Overberg und Stolberg. Münster 1828." Diese Schrift, der bald nach ihrem Erscheinen eine ausführliche Anzeige in diesen Blättern gewidmet wurde, ließ aber das Verlangen nach ausführlicherer Nachricht über die dort nur als Nebenpersonen kurz und ungenügend Geschilderten, Fürstenberg, Stolberg und Overberg, zurück. Auch gab sie keine genügende Anschauung von dem ganzen damaligen Leben und Treiben in Münster, und eben so wenig von dem Verhältniß der dortigen Gegenwart zur Vergangenheit.

Dieser Schrift nun reiht sich die vorliegende über Overberg auf eine würdige Weise an. Als ihr Verfasser nennt sich unter der aus Berlin datirten Zueignung Jos. Reinermann, ein Mutterschwestersohn des Verewigten, den er nach des Vaters Tode gleichsam als sein Kind angenommen. Die Gesinnung des Verf. zeigt sich überall als eine sehr schöne; seine Darstellung zeichnet sich durch edle Einfalt aus; man sieht, es ist ihm nicht darum zu thun, schriftstellerische Lorbeern zu sammeln, sondern die Pflicht der Pietät dadurch zu erfüllen, daß er dazu beiträgt, Overberg's Wirksamkeit durch eine treue Schilderung derselben über das Grab hinaus zu verlängern.

Freilich, zu wünschen bleibt Manches übrig. Das Ganze hat mehr das Ansehen von Zügen aus Overberg's Leben, wie von einer eigentlichen Biographie. In das Innerste seines Wesens findet man sich nicht eingeführt. Der Ursachen dieser mangelhaften Beschaffenheit sind wohl mehrere. Vor Allem die Dürftigkeit der Quellen. Eine wahrhaft tüchtige Biographie kann nur in einem doppelten Falle gedacht werden, entweder wenn ihr Gegenstand zugleich ihr Verfasser ist, oder wenn dem Verfasser eine hinreichende Anzahl gedruckter und handschriftlicher Erzeugnisse des zu Schildernden zu Gebote stehen, und zwar solche, in denen sich das Innerste seines Wesens darlegt. In diesem letzteren Falle kann in der Regel noch weit mehr geleistet werden wie in dem ersteren, aus Gründen, die wir schon in der neulich gegebenen Uebersicht der ascetischen Literatur auseinandergesetzt haben; was hier geschehen könne, auch ohne besondere Kunst und Gewandtheit des Darstellers, das zeigen unter Anderen zwei neuere Biographien sehr verschiedener Männer, das Leben Bengel's von Burk, und das Leben Schlözer's von seinem Sohne. Dem letzteren standen alle Briefe zu Gebote, die sein Vater von früher Jugend an bis in's hohe Alter geschrieben. Er hatte, wahrscheinlich eines künftigen Biographen harrend, von allen Abschriften genommen. Leider steht der also in seiner ganzen Natürlichkeit reproducirte Mann uns in jeder Beziehung nicht zum erweckenden, sondern zum warnenden Beispiele da, ein Mann ohne Gott in der Welt, aufgehend in das Streben nach Besitz, Ehre und Genuß. Dennoch aber ist eine solche Biographie belehrender, ja erbaulicher, wie dürftige Notizen über einen weit würdigeren Charakter. Man sieht hier doch anschaulich, was die sich selbst überlassene menschliche Natur für Früchte bringt, und wovor man sich zu hüten hat. — Unserem Verf. nun konnten die Schriften Overberg's wenig gewähren; sie sind sämmtlich pädagogischen Inhaltes; Briefe von Overberg scheinen ihm nicht zu Gebote gestanden zu haben, was sehr zu verwundern ist. Er war bloß auf mündliche Erkundigungen beschränkt, die er von dem Verstorbenen selbst, größtentheils in den drei letzten Jahren seines irdischen Daseyns, einzog.

Zu dieser äußeren Ursache kommen dann noch innere. Overberg gehört zu den Charakteren, welche sehr schwer zu zeichnen sind. Er hatte eine sehr ruhige Natur; sein inneres Leben bot keine stark in die Augen fallenden Abschnitte, keine reinen Gegensätze dar; seine Entwickelung war eine stätige. Es fand in ihm zu keiner Zeit eine großartige Mischung von Licht und Schatten statt; sein gemessenes Wesen ließ selten durchblicken, was innerlich in ihm vorging. Solche Charaktere erfordern einen Darsteller, welcher mit reicher Lebenserfahrung die Gabe der Geisterprüfung in hohem Grade verbindet. Die erstere wird in den Verhältnissen, in denen sich der Verf. befindet, nicht leicht erworben; die letztere ist überhaupt in der Katholischen Kirche ziemlich selten. Ihre Bedingung ist die Einsicht in den strengen Gegensatz zwischen Natur und Gnade. Wo diese nicht statt findet, da wird der Biograph unvermerkt und bei dem besten Willen, treu und wahr zu seyn, zum Lobredner. So ist es z. B. selbst dem ehrwürdigen sel. Bischof Sailer in seinen Lebensbeschreibungen ergangen. Wie sehr sticht das Leben des Christen in der Wirklichkeit gegen dasjenige in diesen Darstellungen ab! Aber die Zahl der praktischen Augustinianer (derjenigen, welche die biblische Lehre von dem gänzlichen Verderben des Menschen consequent in ihrem ganzen übrigen Erkennen, Fühlen und Handeln hervortreten lassen) ist noch weit geringer, wie die der theoretischen, und eine Kirche, welche sogar in der Theorie die Natur zu veredeln und den Gegensatz zwischen ihr und der Gnade weniger schroff zu machen strebt, muß dem natürlichen Hange auch ihrer bessern Glieder zum Pelagianismus bedeutenden Vorschub leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 22. Juni. № 50.

Bernard Overberg.

(Fortsetzung.)

Dieselbe Wurzel, welche in der Römischen Kirche die Heiligenverehrung hervortrieb, zeigt sich auch hier noch kräftig. Die fabelhaften Heiligenlegenden, die Lebensbeschreibungen der Mystiker aus der Römischen Kirche, wie sie uns z. B. Tersteegen in dem Leben heiliger Seligen in einem Auszuge geliefert hat, und die neuesten christlich-katholischen Biographien haben ein gemeinsames Element, was freilich dem Grade nach sehr verschieden ist. Dadurch wird nicht nur der historisch-psychologische, sondern auch der praktische Werth dieser Darstellungen sehr verringert. Nur der Blick in das innerste Herz und Leben, wie er uns hier verschlossen bleibt, kann in uns das lebhafteste Interesse für die dargestellten Personen erwecken; nur die treue und wahre Darlegung ihrer Kämpfe und ihres endlichen Sieges, kann uns in unserem stets fortgehenden Kampfe stärken und kräftigen; wo die menschliche Ohnmacht nicht sichtbar wird, da bleibt auch die göttliche Kraft verborgen.

Nach diesen Vorbemerkungen, die der anziehenden Schrift nichts von ihrem Werthe benehmen sollen, geben wir eine Uebersicht über Overberg's Leben und Wirken.

Overberg wurde geboren den 1. Mai 1754 zu Voltlage, einer kleinen Dorfgemeinde, die zum ehemaligen Fürstenthum Osnabrück gehört. Sein Vater trieb auswärts den Hausirhandel, und in der Abwesenheit desselben, die den größten Theil des Jahres dauerte, besorgte die Mutter die häuslichen Geschäfte, und hielt daneben einen kleinen Laden. Die Mutter war eine geschäftige Martha; der Blick des Vaters war mehr auf das Ewige gerichtet. Betend, den Hut unter dem Arm, pflegte er Morgens in aller Frühe aus der Herberge seine Wanderung anzutreten. Als er in den letzten Jahren seines Lebens durch wunde Beine zu Hause gehalten wurde, betete er jeden Abend mit seinen Hausgenossen den Rosenkranz und eine Litanei; in den schlaflosen Nächten beschäftigte er sich mit Betrachtungen über das Leiden Christi.

Overberg war in seiner Jugend sehr schwächlich. Dieser Umstand, verbunden mit der höchst verkehrten Methode des Unterrichts bewirkte, daß er nur sehr langsame Fortschritte machte. Aus dem, was der Verf. über die letztere bemerkt, theilen wir Einiges wörtlich mit, weil es zur Veranschaulichung der Verhältnisse dient, die Overberg bei seiner späteren Wirksamkeit vorfand.

„Einmal am Tage wurde höchstens ein Kind unterwiesen, worüber die Zeit völlig herging, weil jedes einzeln vorgenommen wurde. Dann mußten alle Kinder zusammen ihre Lektionen laut überlernen. Ward es in einer Ecke stiller, so reichte der Schulmeister mit einer langen Stange aus seinem Stuhle herüber. Den Kleinen wurden die Laute von den Buchstaben vorgesagt, sie mußten dieselben nachsprechen und auf ihren Plätzen immer wieder übermurmeln. So murmelte denn auch er die Laute nach, und waren sie ihm entfallen, so brummte er, weil er doch einmal laut seyn mußte, was er wußte und wollte."

„Mehrmal hatte er sich Abends von einem Arbeitsmanne seiner Mutter, im Wohlgefallen an dessen Benehmen, über das Knie gelehnt, erzählen lassen, woher derselbe die breiten Nägel auf den Fingern bekommen habe. Unter einer weitläufigen Strafrede wurden sie dem Meister desselben aufgebürdet, der ihm, wenn er seine Lektion nicht gewußt hätte, so oft, und so stark über die zusammengehaltenen Fingerspitzen mit einem Hölzchen geschlagen habe, daß sie diese Gestalt angenommen hätten.

Jetzt ersuchte unseren Bernard der Lehrer, ein viereckiges Hölzchen von Armslänge und Daumendicke bei einem Tischler für ihn zu bestellen. Willig entledigte er sich seines Auftrages. Der Tischler aber fragte mit einer verdächtigen Miene: Weißt du auch wohl, was euer Meister damit thun will? Nein, war die Antwort. Da will er dich, fügte Jener hinzu, mit über die Finger schlagen, wenn du deine Lektion nicht kannst. Wer war beängstigter als er? Er kam zurück, sagte kein Wort, setzte sich auf seinen Platz, nahm das Buch in die eine Hand, und zeigte sorgsam mit dem Finger der anderen unter die Buchstaben."

Der Tod des Pfarrers seines Ortes erweckte zuerst in ihm den Gedanken, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Als er über Feld ging, hörte er die Todtenglocken über den Verstorbenen. Da ist es ihm, als wenn er gehalten würde, er bleibt

stehen und sagt: Herr Gott, wenn du machst, daß ich gut lernen kann, so will ich Pastor werden. Von dieser Zeit an wurde ihm das Lernen leicht; seine damals ausgesprochenen Worte hielt er für ein bindendes Gelübde, das er aber seinen Eltern nicht mittheilte, diese wollten ihn zum Handelsmann machen, kamen dann aber plötzlich, vielleicht durch die Schwächlichkeit des Sohnes bestimmt, auf denselben Gedanken, den dieser schon so lange bei sich genährt, und gaben ihn bei einem dortigen Geistlichen in Unterricht, der aber nur darauf bedacht war, ihn als Garten- und Jagddiener zu nutzen. Overberg merkte bald, daß dort nicht der geeignete Ort für ihn war. Auf seine Bitte brachten ihn die Eltern in seinem 17ten Jahre auf das von Mönchen verwaltete Gymnasium in Rheine. Die Erziehung war auch hier sehr verkehrt; eine der gewöhnlichsten Strafen war, daß das Versäumniß eines „guten Werkes" mit dem Dienen der ersten Messe in der Klosterkirche gebüßt wurde; wurde dieses noch versäumt, so wurde zu strengeren Maaßregeln geschritten. Einen der Bekannten Overberg's traf diese Strafe oft; und damit er sich nicht verschliefe, legte er sich Abends krumm oben in eine Tonne und fluchte jämmerlich auf das Messedienen. Auch der Unterricht war sehr dürftig. Das Griechische wurde gar nicht getrieben, so daß Overberg in seinen späteren Jahren, als diese Sprache im Münsterlande einheimisch zu werden begann, sich noch zu der Erlernung der ersten Anfänge dieser Sprache herablassen mußte, aber, ohne über das τύπτω herauszukommen, bald einsah, daß es damit nicht mehr ging. Overberg wurde anfangs nur wegen seiner Größe in die zweite Klasse aufgenommen; doch gelang es ihm bald durch den angestrengtesten Fleiß das Mißverhältniß seiner Kenntnisse zu derselben aufzuheben, und sich hiedurch wie durch sein gutes Betragen die Achtung und Liebe seiner Lehrer zu erwerben. Eine Folge davon waren wiederholte Anträge sich doch in's Kloster aufnehmen zu lassen. Eine geheime, innere Stimme warnte ihn; er verließ im Herbste 1774 Rheine, um in Münster seine Studien fortzusetzen. Seinen Unterhalt verdiente er sich dort durch eine Hauslehrerstelle, und brauchte also seiner Mutter, da der Vater inzwischen gestorben, keine Kosten mehr zu machen. Bei ihr brachte er immer seine ganzen Ferien zu, half ihr in ihren häuslichen Arbeiten, quirlte selbst Butter für sie. Der Unterricht in der Religion, den er während der Ferien einst Nachbarkindern ertheilte, hat einen so bedeutenden Einfluß auf seine Entwickelung gewonnen, und dieser Vorgang hat so viel Lehrreiches für christliche Eltern und Lehrer, daß wir die Erzählung des Verf. hier unverkürzt wiedergeben.

„Einige Mädchen aus der Umgebung seines mütterlichen Hauses waren um Ostern von dem Empfange der ersten heiligen Communion wegen mangelnder Kenntnisse zurückgesetzt worden, was um so auffallender ist, da man in jener Zeit von Kindern geringerer Eltern oft nicht mehr verlangte, als daß sie das Gebet des Herrn, den englischen Gruß, den christlichen Glauben, die zehn Gebote Gottes und die fünf Gebote der Kirche auswendig wußten, und einige Kenntnisse von dem Sakramente der Buße und des Altars besaßen. Ein Beweis, daß diese wenig Talent hatten. Die Eltern derselben, welche sich genöthigt sahen, sie bei den Bauern in Dienst zu thun, ersuchten Overberg durch seine Mutter, die herangewachsenen Töchter doch in Unterricht zu nehmen. Er war gerne bereit. Als sie heraukamen, forschte er nach ihren Kenntnissen, fand aber keine. Er gab ihnen nun in dem Katechismus eine bestimmte

Anzahl von Fragen und Antworten zum Auswendiglernen auf, und beschied sie auf den folgenden Tag. Allein sie waren auch da weit entfernt, diese zu wissen. Jetzt sagte er ihnen die Antworten mehrmal langsam vor, ließ dieselben sich nachsprechen, um sie auf diese Weise ihrem Gedächtnisse einzuprägen, und bat, doch nun diese Lektion fleißig zu überlernen. Er hatte noch keine andere Weise, den Religionsunterricht für Kinder zu ertheilen, kennen lernen. Als die Mädchen nun wieder kamen, erwartete er zuversichtlich die Antworten; sie aber quälten sich, brachten etwas, oft albernes Zeug, hervor. Nachdem er noch einigemal so vorgefahren, und immer dieselben Quälereien vor sich gehabt hatte, ward ihm die Sache leid; die Vakanzen seyen bestimmt zur Erholung, zu Münster habe er sich das ganze Jahr angestrengt, hier sollte er sich abmühen mit dummen Mädchen, und dabei doch zu nichts Gutem gelangen, das schien ihm zu viel gefordert. Er gedachte also den Unterricht ganz aufzugeben. Als sie wieder heraukamen, machte er noch einen Versuch mit den Fragen, und als noch immer dieselbe Bewandniß da war, fing er aus Ueberdruß an, ihnen etwas aus der biblischen Geschichte zu erzählen. Da bemerkte er eine plötzliche Veränderung an den Kindern, ihr Gesicht heiterte sich auf, und sie hörten ihm mit aller Aufmerksamkeit zu. Daran fand er Vergnügen, that mehrmals kurze Fragen über das Erzählte, und sie antworteten mit Leichtigkeit. Das gab ihm einen Fingerzeig. Er begann, auch den Religionsunterricht ihnen erzählend, untermischt mit kurzen Fragen, zu ertheilen, und hatte den besten Erfolg. Die Mädchen wurden noch denselben Herbst zur heiligen Communion angenommen. Da lernte ich einsehen, sagte er, was bei dem Unterrichte nothwendig war. Zu Everswinkel fuhr ich mit dieser Methode fort, und ich habe sie immer noch als die beste befunden."

Was ein Kind zu J. D. Michaelis sagte: Der liebe Gott hat die Bibel grade so gemacht, als ob sie für uns Kinder geschrieben wäre, das bewährte sich auch bei dieser, so wie bei jeder anderen Erfahrung. Jeder Religionsunterricht wird in dem Maaße fruchtbar seyn, als er sich an Geist und Wort der heiligen Schrift anschließt. Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit unseren Lesern die Schrift von J. G. Müller: Ueber den christlichen Religionsunterricht, in der sich über diesen Gegenstand treffliche Erörterungen finden.

Nachdem Overberg seine Studien beendigt und die priesterlichen Weihen erhalten hatte, wurde ihm durch den Minister Fürstenberg der Antrag, Hauslehrer in einer vornehmen Familie in Münster zu werden. Allein er lehnte den Antrag zu dieser Stelle, die ihm die Aussicht auf spätere glänzende Beförderungen eröffnete, ab, und bewarb sich um die Stelle eines Kaplans zu Everswinkel in dem damaligen Münsterschen Amte Wolbeck, mit der außer Tisch und Wohnung ein Gehalt von 30 Thalern verbunden war. „Irdisches" — so äußerte er sich später über diese Wahl — „hat mich nie bestimmen können. Ich glaubte einen besseren Beruf darin zu finden, einer ganzen Gemeinde die Heilswahrheiten mitzutheilen, als wenn ich bloß ein Paar Knaben vor mir hätte." Dieselbe Genügsamkeit, dasselbe Streben nach buchstäblicher Erfüllung des: Lasset euch an Nahrung und Kleidung genügen, zeigte Overberg bei allen späteren Gelegenheiten, und sein Verfahren in dieser Beziehung ist eine thatsächliche Bestrafung des grade entgegengesetzten, was unter uns nur zu gewöhnlich ist. Wer gesinnt ist wie er, wird nicht, wie es jetzt gewöhnlich ist, unter den piis desideriis der

Kirche die Verbesserung der Pfarrstellen obenan stellen, wird nie die ihm von Gott anvertraute Heerde verlassen, weil sie ihm nicht genug Wolle gibt, wird nicht durch Härte in der Beitreibung des ihm Gebührenden den Vorwurf des Geizes auf sich laden, und also um der Speise willen die Seelen verderben, die Christus erlöset hat. Welcher Unterschied zwischen diesem katholischen Priester und jenem sich evangelisch nennenden General-Superintendenten, welcher behauptet, es gehöre ein Generalpächtervermögen dazu, um nicht zu lügen und zu heucheln.

Overberg wartete mit treuem Fleiß und Eifer seines neuen Berufes. Besonders nahm er sich des Kinderunterrichtes an, der ihm von dem Ortspfarrer ganz überlassen wurde. Hören wir hierüber wieder den Verfasser.

„In der Zeit, in welcher die Vorbereitung zu der ersten heiligen Communion statt zu finden pflegt, ertheilte er den Kindern täglich diesen Communionunterricht, war aber nicht zufrieden damit, daß sie auf gegebene Fragen bloß die Antworten herzusagen wußten; sondern sie sollten auch so viel möglich verstehen, was sie sprachen. Wie viel zu beidem erforderlich sey, das hatte er schon früher erfahren, und lernte es hier noch mehr einsehen. Der Katechismus der Kinder fing gleich an mit der Lehre von Gott, es hieß: Wie viele Götter gibt es? Einen. Wie viele Personen? Drei. Wie heißen sie? Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist. Als er die Katechese hierüber hatte, war er mit aller Sorge darauf bedacht, daß er die Kleinen verwahrte, nicht verkehrte Vorstellungen mit diesen Worten zu verbinden. Die meisten, sagte er, pflegen sie auszusprechen, ohne etwas dabei zu denken; andere aber, die schon zum Nachdenken gebracht sind, verbinden ihre mitgebrachten Vorstellungen damit. Was das Wort Person betrifft: so haben sie gehört, die oder die sey eine schlechte Person, und beim Worte Geist ist es vollends schlimm; denn da ist ihnen gewiß schon oft erzählt, daß dort oder dort ein Geist spuken gehe. Vor solchen Verkehrtheiten also suchte ich sie zu schützen; denn daß sie sich das Rechte dabei dachten, konnte ich ihnen nicht beibringen wollen, das überließ ich Gott. Er wandte daher in seiner Sorgfalt zu seinem Zwecke Alles an, was ihm nur zu Gebote stand. Nachdem er vollkommen genug gethan zu haben glaubte, entfernte er sich. Unterwegs sann er nochmals nach, ob er es irgendwo vielleicht habe an etwas mangeln lassen. Es schien ihm, als wenn er ruhig seyn dürfte, doch hatte er Bedenken bei dem Worte Geist. Er rief daher am anderen Morgen eines der fähigsten Kinder auf, von dem er am allerersten das Richtige erwarten konnte, und fragte: Was ist der heilige Geist? Er gedachte wenigstens die Antwort zu erhalten: Die dritte Person in der Gottheit, dem Vater und dem Sohne von Ewigkeit gleich; aber das Kind sah ihn mit freundlicher Miene an, und sagte: Heer, wat he is (Herr, was Sie sind). Da schlug er die Hände zusammen; man nannte ihn einen Geistlichen, und da es gehört hatte, daß es jenes nicht denken dürfte, bildete es sich dieses. Aus dem Worte Laie machten sie ihm erst Schiefer auf dem Dache, und als das nicht gehen wollte, eine Rechentafel in der Hand. Beweis genug, wie viel es kostet, den Unmündigen verständlich zu werden, und daran lag ihm Alles, darauf sann er zu jeder Zeit und an jedem Orte, sorgsam das Maaß der kindlichen Auffassungsfähigkeit berechnend und immer wieder nachforschend. Die Anstrengungen, welche er es sich hier kosten ließ, benahmen ihm, bei sonst gesundem Körper, allen Appetit. Der Pastor merkte seinen übermäßigen Eifer, und

gebot ihm, künftighin halb zwölf mit dem Unterrichte einzuhalten, und in der letzten halben Stunde vor der Tafel sich Aller aus dem Sinne zu schlagen, und in freier Luft zu gehen. Es folgte der Weisung, und ward wieder hergestellt. Wer könnte durch solche, früh begonnene und immer fortgesetzte Anstrengungen, auch ohne große Naturanlagen, es in der Kindersprache, wie Overberg sie zu reden wußte, nicht doch weit bringen?"

Diese Schlußbemerkung des Verf. verdient aufmerksame Berücksichtigung. Mangel an Popularität in Predigten und Katechesen ist ein Haupthinderniß der Wirksamkeit vieler auch christlich gesinnter Geistlichen, das in unserer Zeit weit stärker hervortritt als je, weil die ganze neuere wissenschaftliche Bildung durch den Einfluß der Philosophie einen abstrakten Charakter angenommen hat, weil die Trennung der Stände weit schärfer geworden ist, und weil die kirchliche Tradition, die sonst die Vermittlerin zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde bildete, sich bis zu einem unglaublichen Grade verloren hat, so daß der Prediger fast gar keinen Anknüpfungspunkt mehr vorfindet. Gewöhnlich nun nimmt man die Popularität als bloße natürliche Gabe, und hält sich durch das Fehlen derselben für hinreichend entschuldigt. Allein das Beispiel Overberg's zeigt, daß auch sie ein Studium ist, daß es auch hier gilt, im Schweiße seines Angesichtes sein Brodt zu essen. Wo freilich die Grundlage fehlt, ein einfältiger, kindlicher Sinn, wo man sich in die Schrift nicht ganz hineinleben kann, weil man sich noch theilweise in die Dienste einer menschlichen Schule verkauft hat, da wird all dies Mühen in der Hauptsache nicht zum Ziele führen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Frankreich.) Nachdem ich in meinen früheren Mittheilungen mich mit dem religiösen Zustande von Frankreich im Allgemeinen beschäftigt habe (vgl. Ev. K. Z. Maiheft S. 294.), will ich in dieser besonders von dem Mittelstande sprechen, von dem darin herrschenden Geiste, seinem Einfluß, und den Aussichten, welche wir daraus für das künftige Schicksal von Frankreich entnehmen können.

Unter dem Mittelstande verstehe ich die Volksklasse, welche in einigem Wohlstande sich befindet, meistens eine bestimmte Beschäftigung hat, einiges Vermögen und einige Bildung besitzt. In Frankreich ist diese Klasse nach unten bestimmt begrenzt dadurch, daß sie die Wähler, oder diejenigen, die 200 Francs Steuern jährlich bezahlen, enthält. In diesem Stande befindet sich jetzt die Hauptmacht des Landes; die unteren Klassen haben auf die Deputirtenwahlen nicht einmal einen indirekten Einfluß; die höheren, die adlichen oder großen Grundbesitzer haben seit der Julirevolution fast gänzlich ihren Einfluß verloren. So ist dieser Mittelstand denn jetzt in der That der Souverän von Frankreich. Was für ein Geist beseelt denn nun diesen Stand? Mit Schmerz muß man es sagen, in keiner Volksklasse findet sich weniger Religion. Die niederen Klassen bewahren an vielen Orten noch immer einige Ueberlieferungen von ihren Voreltern her; und sind sie auch sehr unerleuchtet, so findet sich doch noch einige Gottesfurcht unter ihnen. Unter den höheren Klassen findet sich auch noch ein wenig Religion, wozu ihre höhere Bildung und die Abwesenheit der niederen Leidenschaften der Menge beitragen. Der Mittelstand aber hat wenig oder gar keine Religion. Sie sind meistens von den Sorgen des Lebens ganz und gar absorbirt, und kennen nichts Höheres, als weltliche Freuden und Reichthümer. Ihre Bildung ist so elend, daß sie schlimmer noch ist, als gänzliche

Unwissenheit. Die thörichtsten und kläglichsten Vorurtheile gegen Alles, was Religion heißt, finden sich bei ihnen; wer nur etwas von Frömmigkeit blicken läßt, den nennen sie einen Jesuiten, und gießen den albernsten Spott über die Diener aller Kirchen und Sekten aus. Sie halten sich für große Philosophen, weil sie einige schlechte Bücher gelesen haben, und rühmen sich, von den Vorurtheilen des Aberglaubens und Priesterbetruges sich frei gemacht zu haben. Hierin ist der vornehmste Grund der ewigen Bewegung zu finden, welche so viele Jahre Frankreich erschüttert hat. Die Philosophen des 18ten Jahrhunderts, die Saturnalien der Revolution und die Kämpfe gegen die Jesuiten unter der Restauration haben das Wenige, was von religiöser Ueberlieferung und frommen Sitten unter dem Mittelstande noch übrig war, vollends vertilgt; und was herrscht nun darin für Selbstsucht, für Ehrgeiz, für Intrigue! Dieser gänzliche Mangel an Religion im Mittelstande ist recht eigentlich der Wurm, der am Herzen Frankreichs nagt. Im Allgemeinen kennen die Franzosen die Krankheit nicht, die sie so unglücklich macht. Sie werfen die Schuld ihrer übeln Lage bald auf die herrschende Parthei, bald auf die Gesetze, bald auf die auswärtigen Verhältnisse, nie aber denken sie an ihren Unglauben; wie Kranke, die den Sitz ihres Uebels nicht kennen, und es bald hier, bald dort suchen, und durch alle Mittel, die sie anwenden, es nur verschlimmern. O lasset uns hoffen, daß Gott nicht Frankreich einer so tiefen und kläglichen Blindheit überlassen, sondern dem unglücklichen Lande zeigen wird, daß ihnen nichts mehr und nichts weniger fehlt, als das Evangelium! Ohne dieses mag es zwanzig Mal seinen König, seine Gesetze, seine Minister ändern, nie wird es ruhig und glücklich werden.

Und doch haben sich in dieser traurig öden geistlichen Wüstenei des Unglaubens neuerlich zwei neue Religionen hervorgethan. Die eine, die der St. Simonisten, ist jetzt ihrem Untergange nahe; von einer anderen kann das Ende auch nicht weit seyn. Dies ist die Religion der Tempelherren, die sich auch „die altkatholischen Christen" nennen. Lange wußte man nichts Näheres von ihren Lehren; man hielt sie gewöhnlich für eine Art von Freimaurern. Neuerlich haben diese altkatholischen Christen ein Buch herausgegeben unter dem Titel: „Levitikon, oder Darstellung der Hauptlehren der altkatholischen Christen nach ihrem Evangelium." Die darin enthaltene Lehre ist nichts als ein Deismus, dem sie einige verstümmelte Lehren des Christenthums aufgepfropft haben. Die Materie halten sie für ewig, und glauben, daß der Mensch eine Uroffenbarung von Gott empfangen habe; diese sey von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk bis auf die jetzigen Zeiten überliefert worden. Sie ward aufbewahrt in den geheimnißvollen Priestervereinen Aegyptens, und von dort empfing sie Moses; dieser, in alle Weisheit der Aegypter eingeweiht, theilte sie den Hebräern mit; weil aber das Volk sehr unwissend war, ließ er nur die Priester und Leviten die innersten Religionsgeheimnisse wissen. Die Selbstsucht derselben trübte unter ihnen jedoch bald das Urlicht, und Menschensatzungen verwischten fast alle seine Spuren. Da erschien Jesus von Nazareth; er war ein hochbegabter Mann, und empfing in Aegypten die religiöse Weihe. Von da kehrte er nach Judäa zurück, und deckte nun die vielen Aenderungen auf, welche das Gesetz Mosis in den Händen der Leviten erfahren hatte; er zerriß den Vorhang, der die Wahrheit vor dem Volke verbarg; er verkündigte ihnen rückhaltslos Alles, was er in Aegypten gelernt hatte; er predigte allgemeine Liebe und Gleichheit aller Menschen vor Gott; und zuletzt heiligte er die von ihm der Welt überlieferten Wahrheiten durch seine göttliche Selbstaufopferung. Vor seinem Tode aber übertrug er die evangelische Weihe und Oberherrlichkeit über die Kirche seinem geliebten Jünger Johannes. Dieser bewahrte seines Meisters Lehre in ihrer ganzen Lauterkeit, und übergab sie treulich seinen Nachfolgern, und diese den Tempelherren, die zuletzt eine besondere Gemeinschaft innerhalb der christlichen Kirche bildeten. Von ihnen stammen die neuen Templer durch eine ununterbrochene Folge von Großmeistern ab. Oft sind die Tempelherren von Päpsten und Königen gedrückt, und, um sich zu verbergen, genöthigt worden, geheime Gesellschaften zu stiften; immer aber haben sie an ihren alten Lehren festgehalten, und erscheinen nun öffentlich, und verkündigen vor aller Welt die Wahrheit, weil sie nun keine Verfolgung mehr zu fürchten haben. Sie verwerfen alle in der heiligen Schrift erzählten Wunder, sogar die Auferstehung Christi. Ueber die Natur Jesu herrscht bei ihnen Stillschweigen. Die Seelen der Menschen sind unsterblich, und empfangen Lohn oder Strafe nach dem Tode, je nachdem sie hier gelebt haben. Zugleich nehmen sie aber eine Art von Seelenwanderung an, vermöge deren die Seele nach einander in verschiedenen Körpern wohnt, und die Erinnerung an ihre früheren Zustände behält. Von der heiligen Schrift erkennen sie nur das Evangelium Johannis, dessen Briefe und Offenbarung an; die beiden letzten Capitel des Evangeliums jedoch, welche die Erzählung von der Auferstehung Jesu enthalten, verwerfen sie; alle Stellen, die Wunder berichten, halten sie für Verfalschungen. Alle andere Schriften des Neuen Testaments ehren sie als köstliche Denkmäler christlicher Ueberlieferung, halten sie aber nicht für gleicher Auctorität mit Johannis Schriften, und verwerfen alles darin, was mit ihren Ansichten nicht übereinkommt. Sie haben drei Sakramente: die Taufe, die Abwaschung mit Wasser, welche die Nothwendigkeit der fleckenlosen Reinigkeit vor den Augen des Herrn bedeutet; die Eucharistie, welche unsere Vereinigung mit Jesu Christo und unsere brüderlichen Gesinnungen gegen alle Menschen darstellt; und die Ordination, die Macht die Kirche zu regieren und die Wahrheit zu lehren. Außerdem gibt es noch Feierlichkeiten für die Jugend, für Eheleute, für Gefallene, für Sterbende und Todte. Es besteht unter ihnen eine sehr künstliche Hierarchie. Zuerst kommt der Großmeister des Templerordens, der auf Lebenszeit gewählt wird, die ganze Kirche leitet, auf ihren Concilien präsidirt ꝛc. Dieser führt die pompösen Namen: „Großmächtigste Hoheit, durchlauchtigster Herr, heiligster Vater, erhabenster Fürst." Im Gefolge dieser erhabenen Person befinden sich die Glieder des apostolischen Hofes, die zwölf Apostel und der Kirchenfürst, welche den Geheimen Rath des Großmeisters bilden, und gleichfalls sehr prächtige Titel führen. Darauf folgen die Bischöfe, dann die gewöhnlichen Leviten, und endlich die ganze Masse der Gläubigen. Bevor Jemand Priester wird und Vollmacht erhält zu lehren, muß er eine Reihe von Weihen und äußeren und inneren Abstufungen durchschreiten.

Nach allem Anschein ist diese Sekte nicht dazu bestimmt, in Frankreich sich weiter auszubreiten. Für die Ungläubigen ist sie zu religiös und für die Gläubigen zu irreligiös; eine Religion, welche die Mitte halten will zwischen Deismus und Christenthum, bleibt immer ein jammervolles Ding; sie kann schwache Köpfe eine Zeit lang blenden, nie aber auf dauernden Beifall Anspruch machen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 26. Juni. № 51.

Bernard Overberg.

(Schluß.)

Nach ungefähr vierjährigem Wirken in Everswinkel wurde Overberg in eine Lage versetzt, wo er Gelegenheit fand, durch die dort ausgebildete Gabe in weitem Kreise zu wirken. Der Minister Fürstenberg erkannte bei seinem tiefblickenden Geiste bald, daß das von ihm unternommene Werk der Verbesserung haltungslos seyn würde, wenn er nicht sein Hauptaugenmerk auf die Volksschulen richtete. Er faßte den Plan zur Errichtung einer Normalschule, worin Lehrer und Lehrerinnen gebildet werden sollten. Die Wahl des Mannes, den er zur Ausführung dieses Planes bestimmte, macht ihm noch mehr Ehre, wie der Plan selbst. Auf die Art und Weise der Ausführung kam ja Alles an; wäre sie in die Hände eines neumodischen Erziehungskünstlers gefallen, so würde das geringere Gut durch den Verlust des größeren erkauft worden seyn, wie es leider nur an zu vielen Orten geschehen ist. Das Gerücht machte ihn auf Overberg's seltene Talente im katechetischen Vortrage aufmerksam; er wollte sich aber durch eigene Erfahrung überzeugen. Er bestellte daher, wie in dem Leben der Fürstin Gallitzin erzählt wird, an einem Sonntage, da Overberg um 2 Uhr Nachmittag die christliche Lehre halten sollte, Extrapost, und gab dem Postillon den gemessenen Befehl, ihn nicht früher und nicht später als unmittelbar nach 2 Uhr nach Everswinkel zu bringen. Der Befehl wurde pünktlich erfüllt. Overberg ahndete nicht seine Anwesenheit. Er fand seine Erwartungen übertroffen, und machte Overberg sogleich den Antrag, ohne ihm die Ablehnung desselben freizustellen. „Overberg folgte dem Befehl seines Obern (Fürstenberg war Generalvikar) im Geiste des Gehorsams, ungeachtet der Verkehr mit dem Landvolke seiner hohen christlichen Einfalt und Demuth mehr zusagte." Die Bestimmung seines Gehaltes wurde ihm selbst überlassen; er forderte 200 Thaler nebst freier Wohnung und Tafel im bischöflichen Seminar. — Ueber den Zustand der Volksschulen zur Zeit seines Amtsantrittes theilt der Verfasser seiner Biographie manche interessante Nachrichten mit, aus denen wir Folgendes ausheben.

„Die Zuchtmittel in den Schulen waren oft verderblich; das Gesetz einer tyrannischen Strenge herrschte überall vor. Gesundheit des Körpers und Schamgefühl wurden nicht selten auf's Spiel gesetzt; dicke Stöcke und Glockenseile, oder Ochsenziemer zerbläuten den Rücken, und zum Ersatz einer sonst wirksamen Strafe, die zu nennen man sich scheut, mußte meines Gedenkens einstens ein Knabe das Hemd über die Bank hangen lassen. Kein Wunder, wenn man die Kinder bei Unarten bedrohete, man wolle sie in die Schule schicken. Gar in Mädchenschulen, und zwar in Münster, sah es nicht besser aus. Der schon erwähnte Edele hatte die Gewogenheit, mir eine Beschreibung von einer derselben zu machen, in welche er als kleines Kind von seinen Eltern geschickt worden. In zwei Ecken der Schule war ein Lehrsinhl aufgestellt, den einen besetzte die geistliche Jungfer, den anderen ihre weltliche Gehülfin. Die geistliche Jungfer war eingeschanzet mit Zuchtmitteln; auf dem Tische vor ihr lag ein Brettchen, bestimmt zum Stäupen der Finger, daneben ein Stecken für den Rücken; aufrecht stand ein langer Palmstock, mit dem ein unruhiges Mädchen zuvörderst gewarnt wurde durch leise Berührung des Nackens, oder wie es traf, auch der Nase. Zur Seite in der Ecke hatten 4 bis 6 gebrauchte und nicht gebrauchte Ruthen ihr Lager; oben hinten über dem Kopfe der Zuchtmeisterin hing eine rothe Zunge am Bande, welche den Mund dessen umgab, das aus der Schule geschwatzt, noch höher zwei förmliche Eselohren, womit der Kopf des unvermögenden, dummen Mädchens ausstaffirt, und zur Schau in der Schule hingestellt wurde. Es war also auch hier das Gesetz der Strenge die Grundlage der Zucht, und einer Strenge, die das Ehrgefühl untergraben mußte. Weil aber ferner, wenn alle Kinder in dem engen Raum zugleich ihre Lektionen laut überlernten, dies einen unausstehlichen Lärm für die Ohren einer Jungfer verursachen würde; so ward Bänkeweise auf ein gegebenes Zeichen abgewechselt.

Außerdem wurde an vielen Orten in dem ganzen Sommer gar keine Schule gehalten; Viele von den Lehrern pflegten dann nach Holland zu gehen, um sich durch Torfmachen oder Grasmähen Geld zu verdienen.

Wie stand es mit dem Religionsunterricht in damaliger Zeit? Noch ich weiß es, daß in der ganzen Woche nicht von Religion

in der Schule gesprochen ward. Das Einzige, was dafür geschah, war, daß von den größeren Kindern an den Sonnabenden, und zwar bloß im Winter, einzelne Fragen aus dem Katechismus auswendig aufgesagt wurden, was gewöhnlich noch ihrer Willkühr überlassen war, bis Overberg's Werke mehr Eingang fanden. Die Lehre über Religion, oder wie sie zu heißen pflegt, die christliche Lehre, wurde dem Geistlichen anheimgestellt, und gewohnter Weise in der heiligen Fastenzeit vorgenommen. Es lohnt der Mühe zu sehen, wie dieser sogenannte Communionunterricht zu Münster in der Ueberwasserschen Kirche vor Overberg von einem herzensguten frommen Geistlichen ertheilt ward. Die sechs Wochen in der Fasten, auf jede Woche zwei Stunden, und war Hinderung, eine Stunde, im Ganzen also zwischen sechs und zwölf Stunden, waren für denselben bestimmt. Dann wurde gefragt in plattdeutscher Sprache: Kannst du das Vaterunser beten? den englischen Gruß? und das Glaube in Gott den Vater? Weißt du die zehn Gebote Gottes, und die fünf Gebote der Kirche? die sieben Sakramente? Die dürftigste Erklärung dieser Gegenstände ward nun hinzugefügt; Beichten, hieß es, ja, das könnt ihr, ihr habt ja schon vom achten Jahr an gebeichtet. Bei dem Altarssakramente ward eben gesagt, was es in sich enthalte, und dann, nachdem ein Zettel mit einem Formular von Glaube, Hoffnung und Liebe, vollkommener Reue und Leid nebst Vorsatz zur Besserung gereicht war, die meiste Zeit darauf verwendet, den Kindern zu zeigen, wie sie andächtig zur Communikantenbank hingehen und dort sich ehrerbietig verhalten müßten.

Die Unwissenheit der Schullehrer selbst war groß; auch die Eltern forderten wenig von ihnen. Wie weit es damit ging, mag Ein Beispiel zeigen. Es ward irgendwo eine Nebenschule erledigt; sie brachte dreißig Thaler ein. Ein Mann aus dem Orte kam schleunigst, um die Zeit nicht zu versäumen — denn man lief damals um die Stellen, wer sich zuerst meldete, glaubte auch das erste Anrecht zu haben — zu Overberg, und bewarb sich um dieselbe. Overberg fragte nach, ob er sich denn schon etwas vorbereitet habe. Der Mann erklärte: seine Nachbarn hätten ihm dazu gerathen; er könne ja das Geld gut mitnehmen. Der Eine davon wolle ihm Glaube, Hoffnung und Liebe lehren, der Andere etwas Lesen; wenn er dann zu Münster auf die Schule käme, meinten sie, würde es schon gehen. Das meinte aber Overberg nicht. Es that wahrlich die höchste Noth, solchem Unwesen abzuhelfen. Rühmliche Ausnahmen jedoch finden überall statt, also auch hier."

Eine dieser Ausnahmen wird in dem Leben der Fürstin Gallitzin berichtet. Auf der Visitationsreise, mit der Overberg sein Amt begann, bat ein Pfarrer für seinen Schullehrer gleichsam um Nachsicht und Gnade, indem er bemerkte, er sey zwar kein gelehrter, aber doch ein guter Mann. Overberg trug dem Lehrer auf, in seiner Gegenwart schlecht und recht, wie er es verstünde, einen Religionsvortrag abzuhalten. Es zeigte sich nun, daß die ganze Unfähigkeit des Lehrers, welche den Pfarrer zu seiner Fürbitte veranlaßt hatte, bloß in dem Gebrauche der gemeinen Sprache bestand. „Er sprach mit solchem Leben der Gesinnung, und so eingreifend in das Gemüth, daß die Kinder mit ganzer Seele auf den Vortrag achteten; insbesondere bemerkte er, daß jedesmal beim Namen Jesus, den der Lehrer aussprach, Gesicht und Augen der Kinder von tiefer Ehrfurcht erglühten."

Es wurde nun verordnet, daß alle Lehrer successive dem Lehrvortrage von Overberg beiwohnen sollten. Mit angestrengtem Eifer, der seine Gesundheit ganz zu zerrütten drohte, arbeitete er zugleich an einem Buche für Schullehrer. Wie

Overberg darauf in das Haus der Fürstin Gallitzin zog, die sich ihm mit unbedingter Unterwerfung unter seinen Willen, in dem sie den Willen Gottes erkennen wollte, zur geistlichen Pflege übergab, ist schon in dem Leben der Fürstin Gallitzin berichtet worden, und aus ihm in diesen Blättern. Der Verf. von Overberg's Leben ergänzt den Bericht durch die Erzählung des großen Kampfes, den Overberg das ihm angetragene vertrauliche Verhältniß zu einer Person des anderen Geschlechts machte, bis endlich die Fürstin durch List ihn zu demjenigen vermochte, was er schon abgeschlagen, wo er denn nachher einsah, daß seine Bedenklichkeiten in diesem Falle ganz grundlos gewesen. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte uns von einem Kampfe anderer Art berichten können. Das „Ihr seyd theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte," schließt doch wahrlich auch das: Werdet nicht der Menschen Herrn, in sich. Und wenn gleich die Schuld des Einzelnen in solchem Falle verringert wird durch sein Verhältniß zur Kirche, so wird sie doch wahrlich dadurch nicht ganz aufgehoben, und wahrhaft betrübend wäre es, wenn ein Mann, der sonst so viele christliche Erkenntniß zeigt, ein so gradezu schriftwidriges Verhältniß, was nur dem Pelagianismus, verbunden mit widerchristlichen Ansichten von der Würde des Priesterthums, seine Entstehung verdankt, ohne alle innere Regung des Besseren, ohne alles Gefühl der eigenen Ohnmacht, ohne alle Furcht in die Rechte Christi einzugreifen eingegangen wäre. Doch wir wollen hoffen, daß das, was nicht berichtet wird, doch statt gefunden hat. Wohl zu merken, es handelt sich hier um das unbedingt. Sonst ist es ja nicht zu tadeln, sondern zu loben, wenn der in den Anfängen der Bekehrung Begriffene ein günstiges Vorurtheil für die Einsicht des schon in den Wegen Gottes Erfahrenen und ein ungünstiges gegen seine eigene hegt. Der falschen Demuth in der Römischen Kirche, die dort freilich tief in dem Wesen der Kirche gegründet ist, tritt bei uns oft ein eben so verderblicher Stolz gegenüber, der zuletzt aus demselben Grunde hervorgeht.

Der Aufenthalt in dem Hause der Fürstin gewährte Overberg, außer dem Segen christlicher Gemeinschaft, noch große andere Vortheile, eine sorgsame mütterliche Pflege, deren er bei seinen anstrengenden Arbeiten und bei seinem schwächlichen Körper sehr bedurfte, mannichfache literarische Hülfsmittel, und was ihn nach einer bisher ziemlich vernachlässigten Seite ausbildete, den Umgang mit Leuten von dem verschiedensten Stande und Denken. „Sie war mir" — schrieb er nach ihrem Tode — „Tochter und Mutter und Schwester und Freundin."

Den ihm so lieb gewordenen Religionsunterricht fand Overberg Gelegenheit in der Töchterschule bei den Lotharingschen Chorjungfern fortzusetzen. Sonntags wurde eine Wiederholung öffentlich in der Kirche gehalten. Dieser Unterricht wurde mit der lebhaftesten Theilnahme von Menschen aus den verschiedensten Ständen besucht; besonders eifrigen Antheil nahmen an ihm die Studirenden der Theologie. Die anziehende Kraft dieses Unterrichts wurzelte in Overberg's Vertrautheit mit der heiligen Schrift, deren Erzählungen er zu Grunde legte, der er seinen unerschöpflichen Reichthum von Gleichnissen und Bildern, und die Gabe verdankte, zum Herzen, und also für Gebildete und Ungebildete, die in dieser Hinsicht dieselben Bedürfnisse haben, gleich anziehend zu reden. Wir haben besonders in der gegenwärtigen Zeit recht lebhaft zu wünschen, daß die Gabe, die er hier entwickelte, unter uns allgemeiner werde, als sie es leider ist. Wie vortheilhaft muß es für die ganze Wirksamkeit eines

christlichen Predigers seyn, wenn es ihm gelingt, auch die Erwachsenen zur Theilnahme an dem Religionsunterrichte der Kinder zu bewegen, wie dies in früherer Zeit von Vielen, namentlich von Porst, mit glücklichem Erfolge versucht wurde. Die elende Beschaffenheit des Unterrichts in den Heilswahrheiten, den die meisten Erwachsenen in der Jugend genossen haben, bildet ein Haupthinderniß der Bekehrung. Durch die Predigt allein kann dasselbe unmöglich gehoben werden, wenn man auch das katechetische Element in derselben noch so sehr vorwalten läßt. Sie setzt, um nur verstanden zu werden, immer mehr voraus, als bei der Mehrzahl vorhanden ist. Durch diese Lage der Sache werden manche Prediger veranlaßt, die Jugend als den einzigen Theil ihres Arbeitsfeldes zu betrachten, von dem Frucht zu hoffen sey. Mögen sie an Overberg's Beispiel lernen, daß es ihre eigene Schuld ist, wenn sie so schnell ihre Ansprüche beschränken! Ein Unterricht, welcher nicht auch auf die Erwachsenen die anziehende Kraft ausübt, wie der Overberg's, wird auch für die Jugend nicht seyn, was er seyn sollte.

Wie auch der Wohlgesinnte durch Irrthümer seiner Kirche in wichtigen Dingen vom rechten Wege abgeleitet werden könne, welch großer Segen es daher sey in einer Kirche geboren zu seyn, welche die Wahrheit ohne Beisatz menschlichen Irrthums bekennt, das zeigt die Thatsache, daß Overberg, der selbst über das Gesetz Gottes nachdachte Tag und Nacht, der die heilige Schrift stets bei sich auf einem Pulte liegen hatte mit einer Kniebank vor demselben, doch es für bedenklich hielt, dem Westphälischen Landvolk dieselbe vollständig in die Hände zu geben, und daher einen Auszug aus ihr verfaßte, der aus den Händen der Jugend in die Familien übergehen sollte. Man muß wahrlich durch die Auctorität einer Kirche geblendet seyn, wenn man nicht vor der Anmaßung erschrickt, in Gottes Wort zu trennen und zu sondern, und zu bestimmen, dieser Theil könne erbaulich wirken und jener nicht, natürlich nach keinem anderen Maaßstabe, als nach der eigenen, beschränkten und wandelbaren Empfindung und Erfahrung. Man muß die Augen gegen die Erfahrung von Jahrhunderten verschließen, die sich in den letzten Zeiten vor unseren Augen unter Namenchristen, Juden und Heiden so glänzend wiederholt, wenn man mit Overberg behaupten will, der Schaden, den müßige Köpfe aus dem Lesen der Offenbarung Johannis erhielten, wiege auch nur zum Theil den Segen auf, den das unverstümmelte Wort Gottes verbreitet überall wo es seinen freien Lauf hat. Das heißt doch wahrlich den Tropfen vom Eimer dem Wasser der Meere und das Stäubchen der Wagschale dem Centnergewichte gleichstellen.

Im Jahre 1809 wurde Overberg von der bischöflichen Behörde zum Regens im Seminar in Münster bestellt, und zugleich als Dechant an der Ueberwasserkirche. Die Preußische Regierung erkannte im Jahre 1816 seine Verdienste durch die Ernennung zum Rathe bei dem neu errichteten Consistorio an. Nach mehrjährigen körperlichen Leiden, während deren er aber auch noch mit seinen letzten Kräften für das Reich Gottes thätig war, entschlief er im Jahre 1826 den 9. November in einem Alter von 73 Jahren, im Vertrauen auf das Verdienst Jesu. Er ruhe sanft und in Frieden, bis Christus, unser Herr, ihn auferwecken wird, damit er nach seiner Verheißung durch den Mund seines Propheten leuchte wie des Himmels Glanz.

Litterarische Anzeige.

Das Missionswesen in der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien. Von Fr. Krohn. (Nebst neuen Nachrichten und Dokumenten über die Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln.) Hamburg, bei F. Perthes, 1833. 128 S. 8.

Das Erscheinen dieser kleinen Schrift ist uns sehr erfreulich gewesen. Die Ev. K. Z. hat sich bekanntlich wiederholentlich mit Widerlegung der Angriffe gegen die Missionen beschäftigt, welche aus des Russischen Weltumseglers, Otto v. Kotzebue, Reisen von unseren rationalistischen Gegnern, zu deren nicht geringen Schmach und Schande, entnommen worden waren. Wir konnten dabei nicht mehr beabsichtigen, als den Freunden und Vertheidigern der Missionssache einige Schutz- und Trutzwaffen zu reichen, damit sie bei etwanigen Angriffen das Feld behalten und Alles wohl ausrichten möchten. Denn in die Kreise der Erdkundigen und der Naturforscher, welche vorzugsweise jene Reisebeschreibung lesen, kommen diese Blätter wohl nur selten, oder gelten, auch wenn sie die bündigsten Argumente vortragen, nicht für voll. Desto besser, wenn nun ein Freund der Missionssache den Krieg gar in Feindes Land spielt; denn das thut Herr Krohn, Mitglied der hiesigen geographischen Gesellschaft, in dieser Schrift, und versetzt diesem Feinde dabei so empfindliche Streiche, daß die Gegner von dieser Seite her vor der Hand wohl nicht wieder laut werden, gewiß aber Viele, die, in wohlwollender Gesinnung, bisher nicht wußten, was sie zu diesen Dingen sagen sollten, ihre zu rasch ausgesprochenen Urtheile über jene Missionen zurücknehmen werden.

Nach einer allgemeineren Betrachtung über ältere Missionen und die Theilnahme und den Widerstand, den sie gefunden, schildert Herr Krohn nach sicheren Quellen, nämlich einer ganzen Reihe von Reisebeschreibungen seit Cook und Forster und den damit übereinstimmenden Berichten der Missionare, besonders auch einer neuerlich erschienenen Schrift des ehemaligen Missionar Ellis (des Verfassers der Polynesian Researches, welche früher in diesen Blättern angezeigt worden), die ältere Geschichte von Polynesien, und zeigt dann, wie Kotzebue so oberflächlich in seinen Nachforschungen gewesen ist, daß er in ganz gleichgültigen Umständen selbst die Profangeschichte von Tahiti verfälscht hat. „Ganz neue Herrscherfamilien treten auf, selbst Ortschaften verändern ihre alte anerkannte Lage, Naturerscheinungen werden andere, die Bedeutung der Sprache wandelt sich um." Kotzebue bringt nämlich in die Otaheitische Geschichte einen König Tajo hinein, der früher über die Insel geherrscht, dann auf Eroberungen ausgegangen, endlich aber von Pomare, König der Insel Tabua, besiegt worden sey; und diesen habe der Missionar Nott zum Christenthum überredet. Einen König Tajo haben nun weder Seefahrer noch Missionare, weder Freunde noch Feinde des Evangeliums bisher gekannt; Pomare, der zum Christenthum übertrat, erbte vielmehr die königliche Würde von seinem Vater Otu, der von einem ganz zufälligen Anlaß in einer stürmischen Nacht auf einer Reise zuerst den Namen Po-mare, d. i. Nacht des Hustens, bloß weil der Wortklang ihm gefiel, annahm; und Tajo bedeutet in der Polynesischen Sprache Freund, und bezeichnet ein Verhältniß, in welches die Heiden früher mit einzelnen Ausländern, die ihnen wohlgefielen, sich zu setzen pflegten. Unverzeihlicher als dieser Irrthum ist jedoch für einen Entdeckungs-Reisenden die Erdichtung einer neuen Insel, Tabua; denn auch der mit derselben verwandteste Name Tu-

buai, bezeichnet eine 85 geographische Meilen von Tahiti entfernte, völlig außer Verkehr mit derselben befindliche Südsee-Insel. — Die in diesen Blättern schon öfter berichteten und berichtigten Schilderungen Kotzebue's von dem düsteren Pietismus und Methodismus, den die Missionare auf den Inseln eingeführt, geht auch unser Verf. durch, und stellt sie theils aus Kotzebue's eigenen anderweitigen Nachrichten, theils aus den entgegengesetzten Berichten anderer Reisenden, in ihr rechtes Licht. Unter den letzteren ist besonders merkwürdig ein S. 51. eingerückter Brief eines Brittischen Flottenkapitäns Gambier, mit Auszügen aus dessen Tagebuche. Dieser war 1822 in Otahiti, und theilte nach seiner Rückkunft der Missionsgesellschaft jene an Ort und Stelle niedergeschriebenen Skizzen mit, die ein um so unpartheiischeres und deshalb gewichtigeres Zeugniß ablegen, weil der genannte Seeoffizier mit keiner Missionsgesellschaft in Verbindung stand, ja zunächst nur für die Wirkungen der Mission in Bezug auf das zeitliche Wohl der Eingeborenen Sinn hatte. In dem Briefe sagt er: „Mit Freuden gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Sie von dieser Mittheilung den Gebrauch machen können, der am meisten dazu beitragen kann, das Große, welches der Allmächtige in den Herzen und Leben der merkwürdigen Völker der Südsee gewirkt hat, kund zu thun. Das Zeugniß muß um so gültiger seyn, da ich nie irgend ein Interesse für die Wirksamkeit der Missionare, sondern im Gegentheil immer einen Argwohn gegen ihre Berichte gehegt habe." — Diesem fügt Herr Krohn einen ausführlichen Bericht der Londoner Missionsgesellschaft selbst vom Jahre 1832 über den religiösen Zustand der Inseln hinzu, aus welchem sich ergibt, daß die Missionare keineswegs die Farben zu stark auftragen, sondern die Schattenseite eben so sehr kennen, als hervortreten lassen. Es heißt darin: „Ein großes Hinderniß bei der Beförderung der äußeren Glückseligkeit der Gesellschafts-Insulaner liegt in der Schwierigkeit, die Bedürfnisse bei ihnen zu befriedigen, die eine regelmäßigere und gesittetere Lebensweise eingeführt hat, und in dieser Hinsicht sind sie in keinem so glücklichen Verhältniß, als die Neu-Seeländer und Sandwichs-Insulaner. Alle einheimische Erzeugnisse gewähren ihnen, mit Ausnahme von einigen wenigen Pflanzen und den Mitteln, die Schiffe mit frischem Vorrath von Lebensmitteln zu versehen, keine vortheilhafte Handelsartikel. Ein anderes großes Hinderniß liegt in ihrer früheren unregelmäßigen und indolenten Lebensweise. Ein aufgelösterer und aller ernsten Beschäftigung und Gewerbthätigkeit entgegengesetzterer Zustand des geselligen Lebens, als er unter ihnen vor ihrer Lossagung vom Götzendienste statt fand, kann kaum gedacht werden, und obwohl die groben Ausbrüche jener Neigungen, die das Heidenthum nährte und förderte, fast durchgehends zurückgehalten wurden, als die Insulaner zuerst das Christenthum bekannten, so wurden doch Viele nur von der allgemeinen Gefühlsaufregung zu Gunsten der neuen Religion, die sich unter allen Klassen aussprach, mit fortgerissen und es fehlte ihnen an Allem, was das Christenthum erfordert, bis auf den bloßen Namen. Solche fanden denn auch, wie sich erwarten ließ, ihre Begierden später zu stark, um noch länger von der öffentlichen Meinung zurückgedrängt zu werden, und kehrten sie auch nicht grade zu dem früheren Götzendienst und den Grausamkeiten der Menschenopfer wieder zurück, so doch zu der alten Trägheit und den früheren Lastern." Sehr umständlich

erzählt dann dieser Bericht, was die Missionare bisher, und mit welchem Erfolge, für die Civilisation des Landes gethan; wie jetzt mehr Land angebaut werde, als früher, namentlich Baumwolle, Kaffee, Indigo und Türkischer Waizen dort einheimisch gemacht, eine Anzahl Insulaner die Seiler-, Drechsler-, Zimmer- und Schmiede-Handwerke gelernt ꝛc. In Bezug auf den jetzigen religiösen Zustand sagt der Bericht: „Leute, welche die Religion der Insulaner in Verruf zu bringen suchen, können die Beispiele von Vergehungen nicht von denen entnehmen, die in der kirchlichen Gemeinschaft bleiben, sondern nur von denen, welche die vom Evangelium dem Laster gesetzten Schranken abwerfen und die sich besonders nach den Häfen hinziehen, wo die Schiffe landen. An diesen Stellen zeigen sich daher Leute dieser Art in größerer Anzahl, und nichts kann ungerechter seyn, als die Vorfälle, zu denen die Eingeborenen dort oft von den Europäischen Ankömmlingen versucht und verführt werden, nicht bloß als Beweise für das allgemeine Betragen der ganzen Bevölkerung, sondern auch der wirklichen Mitglieder der Kirche hinzustellen. Eine der frühesten Versuchungen, denen die Gemeinden der Südsee ausgesetzt wurden, nächst dem Ausbruche jener lasterhaften, nur in schwachem Zaume gehaltenen Begierden, bestand in dem Auftreten abgeschmackter und verderblicher Irrlehren. Leute, welche Visionen zu haben glaubten, gaben vor, darin besondere Offenbarungen empfangen zu haben, welche nicht sowohl das Ansehen der heiligen Schrift aufheben, als sie vervollständigen sollten. Die Sache trat bald in ihr rechtes Licht, als Einige darunter erklärten, daß, wenn sie unter dem Einflusse jener Inspiration sich befänden, sie nicht zurechnungsfähig seyen. Die, welche nicht feste Wurzeln hatten, erlagen in dieser Versuchung, und Einige, welche bloß ein Verlangen nach der Gunst Anderer dahin geführt hatte, die Vorschriften der Bibel zu beobachten, bedienten sich nun dieses Vorwandes, um zu der Unreinigkeit und Verderbtheit ihres früheren Zustandes zurückzukehren. So wurden die Gemeinden von einem Auswuchs befreit." Der Bericht erzählt dann weiter, wie sehr die Reinheit der Sitten durch die stärkere Einfuhr geistiger Getränke, und die Ruhe der Inseln durch drohende innerliche Kriege gelitten habe, welche letztere jedoch noch vor ihrem Ausbruch erstickt worden seyn. „Die Glieder der Gemeinden sind, so weit die Nachrichten lauten, einsichtsvolle, gewerbfleißige, redliche Leute. Sie haben gegen die sündhaften Neigungen ihrer Herzen zu kämpfen, sie sind den Schmähungen ihrer eigenen Landsleute, deren Betragen in einem auffallenden Gegensatz zu dem ihrigen steht, ausgesetzt, und viele Schlingen werden ihnen gelegt; sie sind der Gegenstand des Spottes, der Verachtung und Verläumdung gottloser Europäer, welche die Inseln besuchen, und es ist sehr schmerzlich, den Eindruck nicht allemal verwischen zu können, welchen die große Zahl solcher alle Religion und Sitte verhöhnenden Ankömmlinge auf sie ausübt. Daß daher jene aufrichtigen Christen dennoch und ungeachtet ihrer noch jungen Gemeinschaft im Christenthum standhaft geblieben sind, ist an und für sich ein wichtiger Grund des Dankes gegen Gott. Aber auch die Anzahl derer, welche jährlich den verschiedenen Gemeinden als Glieder sich anschließen, beweist, daß der Herr sein Werk nicht verlassen hat."

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 29. Juni. № 52.

Der Professor Bautain in Strasburg.

Mit Freuden richtet sich unser Auge auf jeden Lichtschimmer, der in dem mit Aegyptischer Finsterniß bedeckten Frankreich sich zeigt. Die eben erschienene Schrift des Abbé Bautain, Professor der Philosophie zu Strasburg: De l'enseignement de la philosophie en France au dix-neuvième siècle. Strasburg 1833, muß daher unser lebhaftes Interesse auf sich ziehen. Nachrichten über des Verfassers Bildungsgang sind schon in der Anzeige seiner früheren Schrift: La morale de l'évangile comparée à la morale des philosophes, Jahrg. 1829 S. 201., gegeben worden. Seitdem soll er die Grundsätze des Ultramontanismus, denen er im Anfange seiner Rückkehr von den Irrgängen der Spekulation ergeben war, noch mehr verlassen haben, so daß er bei den Anhängern des starren Katholicismus im starken Geruche der Ketzerei steht. Der Verf. beginnt mit einer Schilderung des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich, aus der wir Mehreres wörtlich ausheben. Die Gesellschaft in Frankreich bietet jetzt ein sehr merkwürdiges Schauspiel dar, das eines heftig erschütterten Gebäudes, welches auf dem Boden nur durch einige künstliche Stützen gehalten, wie in der Luft schwebend erscheint, und bereit, beim ersten Stoße in Ruinen zusammenzustürzen. Arbeiter in Menge bemühen sich, neue Fundamente zu legen; aber unglücklicherweise verstehen sie sich einander nicht, sie streiten und bekämpfen sich einander und denken nicht daran, daß das Gebäude bei seinem Einsturze sie unter seinen Ruinen begraben wird. Ohne Bild: unsere gesellschaftlichen Einrichtungen stehen noch aufrecht, aber man weiß nicht mehr worauf sie beruhen; denn alle Principien sind zweifelhaft gemacht worden. Alle unsere Fragen gehen auf die Principien, Jeder verlangt deren, wohl fühlend, daß die Sachen sich ohne Grundlage nicht halten können, oder vielmehr, Jeder will Grundlagen liefern, Principien machen. Es scheint, daß wir erst seit gestern leben. Jede Vernunft glaubt die Aufgabe zu haben, die Welt zu organisiren. Jeder ist zugleich eifrig beschäftigt, das Werk seines Gegners zu zerstören. Das Gebäude muß auf sein Fundament gestellt werden, oder einstürzen. Gehe lieber die Gesellschaft zu Grunde als das Princip. So schreien die Partheien, und wissen sie wohl, was sie unter einem Princip verstehen?

Unsere Einrichtungen stehen noch aufrecht, aber worauf beruhen sie? Auf der Religion? Diese setzt einen lebendigen, aufgeklärten Glauben voraus. Wo fände man den wohl? Das äußere Gebäude der Religion besteht noch in Frankreich, aber wie ist es unterminirt! Es würde schon umgeworfen seyn, wenn es keine anderen Stützen hätte, als auf Erden, wenn es nicht von Oben gehalten würde. Welche Verwirrung in den religiösen Grundsätzen, in den Ansichten vom Christenthum! Den Einen ist es eine fromme Täuschung oder gar ein einfältiger Wahn, den Anderen eine nützliche Lehre, den Bedürfnissen des Herzens und des Verstandes angemessen, aber freilich nur, wenn sie auf die rechte Weise, d. h. ihre, verstanden und gedeutet wird; den Anderen ein Gemisch von Wahrheiten und Fabeln, das man prüfen muß, um das, was einem anständig und bequem ist, herauszunehmen. Andere endlich, in denen der Zeitgeist noch nicht ganz die Fackel des Glaubens ausgelöscht hat, aber die das Licht zurückstoßen und fürchten, weil es sie belästigt, haben eine innere Achtung vor der Religion, die sie als eine nothwendige Bedingung der gesellschaftlichen Ordnung betrachten, sie nehmen an ihrem Kultus Theil so viel als hinreicht, ihr Gewissen zu befriedigen, nicht genug um ihre Vernunft in den Augen der Welt bloßzustellen, indem sie an dasjenige zu glauben scheinen, was die Welt zurückstößt. Jeder macht den Anspruch, das Gebäude auf seine Weise zu gründen, und es gibt in Wahrheit eben so viele Religionen als denkende Köpfe. Mit Ausnahme einer sehr geringen Anzahl wahrer Christen, findet man unter den Menschen des Jahrhunderts, auch bei denen, welche das Bedürfniß der Religion empfinden, nichts anders als unbestimmte Vorstellungen, widersprechende Meinungen, Ungewißheiten, Dunkelheit, Verwirrung, und endlich todte Gleichgültigkeit oder Verzweifelung.

Wie steht es denn mit der Moral? Gibt es moralische Grundsätze, welche allgemein als die rechte Norm für die Gesellschaft und für den Einzelnen anerkannt werden? Die christliche Moral wird von der großen Menge als die reinste und erhabenste betrachtet, aber man begnügt sich, sie zu bewundern, ohne sie für verbindlich im Leben zu halten, weil sie ohne den Glauben an das Dogma, aus dem sie herstammt, keine Gewähr hat. Was setzt man denn an ihre Stelle? Tausend widersprechende Meinungen, die sich zuletzt in einem einzigen Punkt, dem Interesse, concentriren, und deren Verschiedenheit

aus der Verschiedenheit des Interesses hervorgeht. Die Selbstsucht zerreißt die gegenwärtige Gesellschaft; alle Welt sieht es, sagt es, und beklagt sich darüber. Ueberall laute Wehklage über das Verderben der Zeit, die Alleinherrschaft des Interesses, den Mangel an Großmuth, an Aufopferung. Aber für wen soll der Mensch sich denn aufopfern, wenn er nur sich selbst liebt? Für seinen Mitmenschen? Was hat dieser denn für Ansprüche an ihn. Das wäre, wenn nicht offenbare Unvernunft, doch ein wahrer Luxus von Großmuth. Für die Gesellschaft? Sie besteht ja nur aus Individuen, die sich vereinigt haben, ihre Angelegenheiten besser zu betreiben. Dann kommen die großen philosophischen Phrasen: man muß sich der Gerechtigkeit, der Wahrheit, dem absoluten Gute aufopfern; dies ist die Forderung des Gewissens, dies ist der kategorische Imperativ; das Gute thun um des Guten willen, das ist es, was der Würde des Menschen ziemt, was die wahre Größe macht u. s. w. Das klingt alles sehr schön, aber wo sind die Helden, die der große kategorische Imperativ gemacht hat. Es geht mit diesen erhabenen Theorien wie mit allen anderen; das Ich ist ihr Anfang und ihr Ende. Wenn man Alles aus dem Menschen hervorgehen läßt, so führt man unvermeidlich Alles auf ihn zurück. — So ist also unsere Gesellschaft, christlich von Ursprung und von Namen, es nicht mehr in der That; sie hat weder den Glauben, noch die Wissenschaft, noch die Tugend des Christenthums.

Wie steht es mit dem politischen Zustande der Gesellschaft? Die entgegengesetztesten Grundsätze herrschen auch hier, bald sich offen bekämpfend, um sich zu zerstören, bald sich umarmend, wie um sich zu vereinigen, und nur eine Verwirrung bildend. Wir wissen weder, wo wir sind, noch wohin wir gehen. Man ist zufrieden, nur das Leben zu haben. Das öffentliche Leben ist nicht besser geregelt, als das Privatleben, die Gesetzgebung wird beherrscht durch die Interessen, durch die Leidenschaften der Partheien, und die Verwaltung überläßt sich ohne feste Grundsätze den Umständen und folgt der Nothwendigkeit des Augenblicks.

Doch in dieser ungeheuren Verwirrung und Unordnung findet noch ein Verlangen nach dem Guten statt, zu dem die menschliche Seele geschaffen ist, und ein Suchen der Wahrheit. Niemals sind die Menschen weniger zufrieden mit ihrem Zustande, begieriger nach Veränderungen gewesen, ohne vorherzusehen, was sie dabei gewinnen werden. Unbeschreibliche Unlust ist das Grundgefühl der Gesellschaft. Daher so viele Versuche zu einem Besseren, welches es auch sey, zu gelangen, so viele unfruchtbare Anstrengungen. Der Mensch, der nur an sich glaubt, ist auch auf sich beschränkt. Seine Thätigkeit ist nur die Steigerung eines Augenblicks; er wünscht, er will, aber er weiß nicht, was er will, und wo es zu holen. In dem öffentlichen Leben, wie im Privatleben, ist nichts Verbundenes, Zusammenhängendes, Beständiges, Alles geht sprungweise, heftig, planlos. Es ist ein anderes Gewebe der Penelope, wo man die Nacht vernichtet, was man bei Tage gemacht, und dennoch will man gründen, Alles neu machen. Man macht keine geringeren Ansprüche als für die Ewigkeit zu bauen. Die Charten, die Constitutionen, die Gesetze, die Organisationen sollen für immer seyn, und morgen schon ist es mit dem immer zu Ende. Wir wollen Ordnung, aber ohne Unterwerfung, wir wollen Frieden, aber ohne Ruhe, wir wollen Beständigkeit und stoßen allein dasjenige zurück, was ewig ist.

So zeichnet der Verf. das Bild eines Volkes, das die lebendige Quelle des Heils verlassen hat und sich löchrichte Brunnen gegraben, da kein Wasser ist! Möchte das Bild nur für Frankreich entsprechend seyn, möchten wir in ihm nicht auch

unseren eigenen Zustand, oder wenigstens den erkennen, dem wir mit raschen Schritten entgegengehen, wenn der Herr sich nicht noch über uns erbarmt, ehe wir dahin gelangen, wo Frankreich sich schon befindet.

Haben wir bisher den Verf., der nicht bloß Professor der Philosophie, sondern auch Doktor der Medicin ist, als einen solchen kennen gelernt, der die Kennzeichen der Krankheit wohl wahrzunehmen und aus ihnen auf ihr Grundwesen zu schließen weiß, so wird uns ganz sonderbar zu Muthe, wenn wir das Heilmittel vernehmen, was nach seiner Meinung die schwere in den edelsten Theilen ihren Sitz habende Krankheit kuriren soll, und zwar von Grund aus. Vor einer solchen Kurart muß sich die Homöopathie ehrfurchtsvoll zurückziehen. Er erscheint als ein solcher, der mit lebhaftem Eifer mit einem kleinen Topfe Wassers herzuläuft, hoffend, eine brennende Stadt zu löschen. Das größte Unglück des Jahrhunderts ist, daß der religiöse Glaube ihm fehlt. Er fehlt, weil man den Glauben von dem Wissen getrennt hat, weil man beide für unverträglich erklärt. Der Glaube kann sich in Frankreich durch seine eigene Kraft nicht wieder geltend machen, weil man gar zu große Abneigung dagegen hat. Die Wissenschaft muß der heilsame Kanal werden, wodurch ein wenig (viel wird's freilich nicht werden) lebendigen Wassers in die brennenden und ausgetrockneten Herzen gegossen wird. Die Philosophie ist unser letztes Mittel, um zur Wahrheit zurückzukommen, wenn der Glaube todt ist. Sie ist das Brett des Heils in dem Schiffbruche des Glaubens, in der Mitte des Meeres der Zweifel. In unseren Tagen muß man, um wieder Christ zu werden, anfangen Philosoph zu seyn. Die Zeit des einfachen Glaubens ist vorüber. Er ist der Charakter und das Privilegium der Epochen der Unmittelbarkeit, und die Welt hat zu viel nachgedacht, zu viel räsonnirt seit mehreren Jahrhunderten um noch auf diese Weise glauben zu können.

Diese Sprache ist uns nicht neu; wir vernehmen sie täglich auch bei uns, wo die allerchristlichste Philosophie auf diese Weise ihre Unentbehrlichkeit für die Kirche darthun will. Nur das befremdet, sie von einem Manne auf dem religiösen Standpunkte des Verf. aussprechen zu hören. Sie läßt sich aber aus der Geschichte und aus der Natur der Sache gleich leicht widerlegen. Aus der Geschichte. Denn kein Hauptsieg des Christenthums ist auf diese Weise errungen worden. Nicht der Philosophenmantel, in den sich mehrere der ältesten christlichen Lehrer hüllten, hat die hochgebildete und aus der Periode der Unmittelbarkeit längst herausgetretene Heidenwelt für Christum gewonnen, sondern die Beweisung des Geistes und der Kraft. Und wo ist etwa in England die christliche Philosophie, welche die dichten Wolken des Unglaubens zerstreut, und diejenige Veränderung hervorgebracht hätte, welche ein Wunder ist in unseren Augen? Man frage in Deutschland, wo der Unglaube doch wahrlich eine viel stärkere Verschanzung der Wissenschaft um sich aufgeworfen hat, wie in Frankreich, wo er seinen Ursprung aus dem Herzen so gar wenig verläugnet, diejenigen, welche Gott aus der Finsterniß zum Lichte berufen und in das Reich seines Sohnes versetzt hat. Wie Wenige werden der Philosophie irgend einen Antheil daran zuschreiben können! Und auch diese werden gewiß lebhaft dagegen protestiren, daß sie alleinige Vermittlerin, geschweige denn, daß sie die alleinige wirksame Ursache gewesen. Aus der Natur der Sache. Jede gesunde psychologische Beobachtung zeigt, daß des Menschen Denken durch seine Neigungen bestimmt wird. Aus dem Herzen gehen hervor böse Gedanken. Die Philosophie hat nicht in Frankreich den Un-

glauben hervorgerufen, sondern der Unglaube die Philosophie. Das Zeitalter des höchsten Sittenverderbens, der tiefsten praktischen Gottlosigkeit ging ja dem des theoretischen Unglaubens voraus. Soll nun der abgeleitete Bach besser werden, so muß man, wie Elisa that, seine bittere Quelle versüßen. Das Herz muß sein Elend empfinden; über das Herz muß von Oben der Geist der Gnaden und des Gebetes ausgegossen werden. Dann werden die Gedanken mit derselben Nothwendigkeit göttlich, mit der sie früher, da das Herz fleischlich war, eitel wurden. Vorher wird man sich an die Gedanken vergeblich wenden; denn die religiöse Wahrheit ist, da Gott nur von den Suchenden gefunden seyn will, keine solche, welche mathematisch demonstrirt werden könnte, und wäre dies auch, so würde die Neigung doch mit Gewalt sich ihr widersetzen. Eine Zeit, die für den einfachen Glauben nicht zugänglich wäre, kann nie eintreten; denn die Leere und die Unruhe des Herzens bleibt trotz alles Räsonnements, und Gott weiß es durch die kräftigen Wirkungen seiner äußeren und seiner inneren Gnade so zu bearbeiten, daß die ihm angeborene fuga pleni sich in eine lebhafte Sehnsucht darnach verwandelt.

Den Grund der Ueberschätzung der Philosophie von Seiten des Verf. können wir in nichts Anderem suchen, als in einem Reste des durch die Lehre seiner Kirche begünstigten Pelagianismus. Wo man noch nicht die menschliche Sündhaftigkeit in ihrer ganzen Tiefe, die Kraft der göttlichen Gnade in ihrer ganzen Größe erkannt hat, da faßt man nur die einzelnen Aeußerungen des Verderbens auf, die sich auf der Oberfläche darbieten, und da legt man die Kraft zu seiner Besiegung, die man der göttlichen Gnade abspricht, diesem oder jenem menschlichen Mittel bei, und will, daß das menschliche Geschlecht sich durch lauter Versuche à la Münchhausen selbst aus dem Sumpfe herausziehe, in dem es steckt.

Wir, die wir durch Gottes Gnade das Leben nicht bei den Todten suchen, wollen vielmehr den Herrn bitten, daß er ein Neues schaffe im Lande. Scheint es jetzt dazu in Frankreich noch nicht Zeit zu seyn, so wird er seine Schläge schon so zu verdoppeln wissen, daß sie zurückkehren zu ihm, der schlägt, aber auch verbindet, verwundet und seine Hände heilen.

Wir wollen damit aber nicht etwa in Abrede stellen, daß christlich-philosophische Bestrebungen, wie die des Verf., segensreich wirken können. Solche, auf deren Herz schon ein Eindruck geschehen ist, können durch die Aussicht, die ihnen gewährt wird, den Glauben auch auf dem Gebiete der Erkenntniß rechtfertigen zu können, bewogen werden, diesem um so williger ihr Herz zu öffnen. Aber die Philosophie steht hier auf gleicher Stufe mit den übrigen Wissenschaften, wie der Geschichte, den Naturwissenschaften. Weil das Christenthum Wahrheit ist, so muß jede gründliche Forschung auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft, zu seiner Bestätigung und Empfehlung dienen, und kann also ein Erleichterungsmittel, nicht die wirkende Ursache, oder auch nur die nothwendige Bedingung der Bekehrung werden. Für Frankreich speciell gewinnt die Philosophie nur dadurch in dieser Hinsicht einen Vorrang, daß das philosophische Streben dort das herrschendste ist.

Folgen wir jetzt dem Verf. in seinem weiteren Gange. Die Philosophie ist unsere einzige Hülfe. Aber welche Philosophie? Durch diese Frage bahnt sich der Verf. den Uebergang zur Beurtheilung der jetzt herrschenden philosophischen Systeme. Als solche, welche sich in die Lehrstühle der Universität Frankreichs theilen, nennt er das System Condillac's, das der Schottischen Schule und die eklektische Philosophie.

Das System Condillac's, der consequente Materialismus,

ist ganz im Aussterben begriffen. Der Spiritualismus hat auch unter den Ungläubigen den Sieg über ihn davon getragen. Man hat zu tiefe moralische Bedürfnisse, man ist zu geistreich, zu lebenskräftig, als daß man in dem Menschen des Condillac oder seiner Statue noch das eigene Bild erkennen könnte.

Die Schottische Schule hat den bereits schwindsüchtigen Condillacismus getödtet. Aber das ist auch ihr Hauptverdienst. Auch sie trägt den Keim der Vernichtung schon in sich, der sie mit schnellen Schritten entgegengeht. Sie gründet sich ganz auf psychologische Beobachtungen. Thatsachen des Bewußtseyns oder sorgfältige Schlüsse daraus, das sind die einzigen Wahrheiten, die sie gelten läßt. In niederen Kreisen kann sie durch ihre sorgfältigen Beobachtungen nützlich werden; aber das höhere philosophische Bedürfniß kann sie nicht befriedigen. Man erfährt Manches über die einzelnen Seelenvermögen des Menschen, aber nichts über sein Wesen, seine Bestimmung, sein Gesetz, seinen Ursprung und seine Zukunft. Alle diese Lebensfragen, die einzigen, welche den Menschen hienieden ernsthaft interessiren, sind unauflöslich für die Schottische Schule. Sie sieht dies ein, und läßt diese Probleme ganz fallen. Ihr Wahlspruch ist: Hypotheses non fingo, und als Hypothese gilt ihr Alles, was nicht Thatsache des Bewußtseyns ist. (Hier hätte wohl noch mehr darauf hingewiesen werden sollen, daß Jeder sein Bewußtseyn mit dem menschlichen Bewußtseyn überhaupt verwechselt, also wo bei ihm terra inculta und tabula rasa ist, solche auch bei allen Anderen voraussetzt. Dies, die Armseligkeit des Geistes, den diese Philosophen beobachten, ist wohl die Hauptursache der Armseligkeit ihrer Philosophie, wie sie in Deutschland z. B. an der Psychologie von Schulze ein Analogon hat; daß wenn ein reicher Geist sich selbst und die menschliche Natur beobachtet, mehr dabei herauskommt, zeigen wohl die Arbeiten von Passavant, Eschenmaier, Heinroth und Schubert.)

Durch den Namen der eklektischen Philosophie bezeichnet der Verf. das durch Cousin französirte Hegelsche System, das, wenn seine Schilderung eine genaue ist, wie man wohl voraussetzen darf, da er selbst früher Cousin's eifriger Schüler gewesen, freilich eine bedeutende Umgestaltung erfahren haben muß. Dies System betrachtet die ganze Geschichte als Manifestation des Weltgeistes. Diese in ihrer ganzen Fülle und Vollständigkeit in sich aufzunehmen, die Wahrheit von der vergänglichen Form und der Einseitigkeit zu befreien, in der sie sich kund gegeben, das wahrhaft Seyende von dem Vergänglichen und Zufälligen zu lösen, ist die Aufgabe der Philosophie. Aber um diese Scheidung vorzunehmen, bedarf es eines Criteriums der Wahrheit, einer untrüglichen Regel, eines sicheren Maaßstabes. Woher wollte die eklektische Philosophie dies wohl nehmen? Sie nennt es absolute oder allgemeine Vernunft. Aber wo wäre die wohl zu finden? Es sind immer Menschen zwischen ihr und mir, und wenn der Philosoph sagt: siehe da, was die absolute Vernunft spricht, so heißt das nichts anders, als: siehe da, was ich, mit meiner eigenen Vernunft der allgemeinen Vernunft für angemessen halte. Dann ist die Grundlage dieses Systems eine Pantheistische. Alles gilt als Produkt des Weltgeistes; ein eben so thätiger Producent, die Sünde, wird ganz übersehen. Der Unterschied von gut und böse wird aufgehoben; der Begriff der Freiheit schwindet. Das Individuum, die Gesellschaft manifestiren während ihrer Dauer einen Theil des allgemeinen Lebens; sie spielen ihre Rolle auf der Schaubühne der Welt und gehen vorüber. Ein Jahrhundert, so verkehrt als es auch erscheinen mag, trägt in sich seine Rechtfertigung; es war bestimmt diese oder jene Phase der Menschheit darzustellen.

Der Verf. geht nun über zu denjenigen philosophischen Systemen, welche außerhalb der Universität, und zwar in den Seminarien zur Bildung der Geistlichen, die Herrschaft behaupten, außerhalb allgemein als Ueberreste barbarischer Jahrhunderte verschrieen. Es sind dies die alte scholastische Methode und die Philosophie des Abbé de la Mennais.

Was jetzt scholastische Philosophie heißt ist sehr verschieden von dem Scholasticismus des Mittelalters. Nur das äußere Kostüm ist dasselbe geblieben, also grade das Schlechte beibehalten worden. Der Scholasticismus des Mittelalters ruht auf dem Glauben. Seine als unumstößlich gewiß vorausgesetzten Wahrheiten sucht er zu begründen, wissenschaftlich zu verbinden. Der jetzige Scholasticismus ist eine Abart der Philosophie des Descartes, welche erst nach ihrem Abgestorbenseyn den Eingang in die katholischen Bildungsanstalten fand, den man ihr während ihrer Blüthe sorgfältig versperrte. Der Zweifel ist die erste Anforderung dieser Philosophie. Wenn man ihr Studium beginnt, so muß man sich anstellen, als habe man keinen Glauben, keine religiöse Ueberzeugung, oder wenigstens ihnen jeden Einfluß auf den wissenschaftlichen Proceß abschneiden. Die Zöglinge des Heiligthums, welche dereinst die Apostel des Glaubens seyn sollen, werden aufgefordert, diesen an der Thüre der Schule niederzulegen, um ihn erst dann wieder zu nehmen, wenn sie herausgehen. Aber das letztere wird von Vielen unterlassen. So schlecht wie der religiöse Charakter dieses Systems, eines verkappten Nationalismus, ist auch sein wissenschaftlicher. Räsonniren für oder gegen ist ihre Hauptkunst; überall nichts als dürre Logik; die Sprache und die ganze Weise barbarisch.

Das System von de la Mennais ist eine Verzerrung der katholischen Doktrin von der Untrüglichkeit der Kirche. An die Stelle des heiligen Geistes wird die allgemeine Vernunft gesetzt, an die Stelle der Kirche das menschliche Geschlecht. Die allgemeine Beistimmung ist das Siegel der Wahrheit. Was durch Alle, überall und immer geglaubt worden, ist nothwendig wahr. Die Menschenvernunft wird vergöttert, um mit einem Scheine von Recht den Glauben an das Menschenwort verlangen zu können. Dahin gelangt man bei allem guten Willen, wenn man keine tiefe Erkenntniß Gottes und des Menschen hat.

Nachdem der Verf. die Unzulänglichkeit der herrschenden philosophischen Systeme zur Lösung der Aufgabe der Philosophie nachgewiesen, gibt er Andeutungen über seine eigene Ansicht, die er in einem manuel de philosophie weiter auszuführen gedenkt, auf dessen Erscheinen wir die Relation über dieselbe aufsparen wollen. Ihre Grundlage bildet die heilige Schrift, die der Verf. in begeisterter Rede seinem von ihr abgewandten Zeitalter empfiehlt.

Litterarische Anzeige.

Das Missionswesen in der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien. Von Fr. Krohn. (Nebst neuen Nachrichten und Dokumenten über die Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln.) Hamburg, bei F. Perthes, 1833. 128 S. 8.

(Schluß.)

Noch interessanter ist der zweite Theil der Krohnschen Schrift, welcher sich mit den Sandwichs-Inseln beschäftigt; hier hat der Einfluß der Missionen eine gewissermaßen welthistorische Bedeutung erhalten, da eine höchst wichtige Frage über die Völkerverhältnisse zur Sprache gekommen ist, welche in dieser Art wohl kaum noch verhandelt worden seyn dürfte. Die Sandwichs-Inseln liegen als Handelsstationen bei weitem vortheilhafter, als die Südsee-Inseln, und es ist daher ihr Besitz oder die Fortdauer ihrer Unabhängigkeit und Neutralität ein Gegenstand politischer Erwägung der Engländer, Nordamerikaner und Russen gewesen. Doch ehe noch von Seiten jener Mächte ein direkter Einfluß auf die Inseln ausgeübt wurde, hatten sich schon viele Engländer und besonders Nordamerikaner dort niedergelassen, deren mit mehr oder weniger Bewußtseyn verfolgter Zweck kein anderer war, als durch allmählige Erwerbung von immer mehr und mehr Grundeigenthum die Eingeborenen aus ihrem Lande zu verdrängen oder in demselben zu immer tieferer Sklaverei herabzudrücken. Die Regellosigkeit eines noch so ganz wilden Volkes gab ihnen leicht den Vorwand zu der Behauptung, daß von einer eigentlichen Obrigkeit in demselben nicht die Rede seyn, die Ansiedler daher auch nicht als deren Unterthanen angesehen werden könnten, sondern ganz frei und unabhängig seyen; und die unter den Insulanern schon vor der Vernichtung ihres Götzendienstes erwachte große Lernbegierde, ihr Verlangen nach Europäischen Kunstprodukten und ihre Unerfahrenheit gaben den klügeren Fremden leichte Mittel in die Hand, ihre Ansprüche zu behaupten. Unter solchen Umständen ist es erklärbar, welch ein Schlag für diese Leute die Einführung des Christenthums seyn mußte. Der Abscheu vor der Unsittlichkeit, der sich nun, ganz vorzüglich auch unter den Häuptlingen und den Gliedern der Königl. Familie verbreitete, zerriß eine der stärksten Ketten, an welcher die Eingeborenen bisher gehalten und gezogen werden konnten; die Kenntniß eines objektiven, heiligen, göttlichen Gesetzes, die Lehre von der göttlichen Einsetzung der Obrigkeit gab diesen jungen Kindern in der Erkenntniß eine ungewöhnliche Klarheit und Festigkeit, daß sie, ihren Feinden gegenüber, sagen konnten: „Ich bin klüger, denn die Alten; denn ich halte deine Befehle.“ Jeder sieht also leicht, wie auf den Sandwichs-Inseln nicht bloß Sündenliebe an und für sich, sondern auch das selbstsüchtige politische und commercielle Interesse diese Ansiedler zu geborenen Feinden der Missionare machen mußte, wenn nicht, was bis jetzt noch nicht geschehen ist, auch durch ihre Finsterniß ein Strahl des göttlichen Lichtes drang. Wie merkwürdig nun, daß hier das Christenthum nicht nur einzelne Seelen aus den merkwürdigen Insulanern in das Reich Gottes eingeführt, sondern auch die Existenz dieses Volkes sichert, und dem scheußlichen Auswurf der Europäischen Welt, den nichts als Habsucht und gemeiner Kaufmannsgeist leitet, einen christlichen Staat entgegenstellt, der die Wiederholung der Gräuel in den Kolonien des 15ten und 16ten Jahrhunderts verhütet! Wie merkwürdig, daß Gottes Leitung der Umstände und der heilige Geist christlicher Liebe, der den Beförderern der Missionen in's Herz ausgegossen ist, hier sich mächtiger beweist, als die falsche liberale Lehrweisheit der neuesten Zeit, und einen Staat auf christlichen Grundlagen die Nordamerikanischen Missionare zu gründen nöthigt, ja selbst den Präsidenten der Vereinigten Staaten zwingt, den Grundsätzen der Constitution zuwider, in höchst edler Inconsequenz diese neugeborenen, unmündigen Kinder der christlichen Kirche zu unterstützen. Gewiß, wer Sinn hat für die oft recht sichtbar schon in der Gegenwart hervortretende Hand Gottes in der Weltgeschichte, der muß sie hier erblicken! — Herr Krohn zeigt hier ausführlich, wie schon früher von den Ansiedlern zur Verläumdung der Missionare bei Gelegenheit des Besuches des Lord Byron auf den Inseln (der die Leichen des in England verstorbenen Königspaares dorthin geleitet hatte) ein Brief des Gouverneurs Boki erdichtet worden, der auf höchst handgreifliche Weise seinen Ursprung verräth, dennoch aber seinen Weg in das Quarterly Review zu finden wußte; wie sie den besonders wirksamen, thätigen Missionar Bingham seit langer Zeit anzuschwärzen gewußt; wie sie endlich auf's Heftigste gegen die Absendung des Kapitän Finch von Seiten des Präsidenten der Vereinigten Staaten und gegen jede Obergewalt desselben über die dort angesiedelten Amerikaner protestirten. Ein interessanter Brief des Missionar Ellis an Herrn Krohn selbst ist beigefügt. — Von Herzen wünschen wir, daß diese Schrift recht viele Leser finde, und bitten diejenigen unter unseren Lesern, welche ihr eine Verbreitung unter dem größeren Publikum, besonders Geographen und Natur- und Völkerkundigen verschaffen können, diese Gelegenheit, zur Ehre des Herrn zu wirken, nicht vorübergehen zu lassen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzteren ord. Professor an d. Universität zu Berlin.

Dreizehnter Band.

Juli bis December 1833.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 3. Juli. № 53.

Ich will euch zum Wetteifer reizen. Röm. 10, 19.

Anzeige der Schrift: Leben Bernhard Overberg's. Von C. F. Krabbe, Geistl. und Schulrathe bei der Königl. Regierung zu Münster. Münster 1831. *)

Auch die Katholische Kirche Preußens und zwar der jüngsten Vergangenheit hat ihre Zierden, und statt in starrem Confessionspartheigeiste sauer zu sehen, daß Gott so gütig ist, wollen wir uns darüber freuen; vielleicht, daß auch unter uns Etliche einen Segen davon empfingen. Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Gallitzin, welche in der E. K. Z. im Augusthefte 1829 angezeigt worden sind, haben Overberg's Namen, der im Volksschulwesen schon lange mit Ehren genannt wird, in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Manche unserer Leser haben vielleicht bisher keine Gelegenheit gefunden, diese Bekanntschaft weiter fortzusetzen. Ihnen wird die gegenwärtige Anzeige geboten. Wir müssen sie aber bitten, keine falschen Erwartungen zu hegen. In Overberg tritt durchaus nichts von dem hervor, was man in dem Kreise der genialen, geistreichen Fürstin suchen dürfte, und seine vielseitige und weitreichende Wirksamkeit hat äußerlich nichts Verwandtes mit der eines Vincenz, dessen Bild unseren Lesern vielleicht noch vorschwebt. Wo, wie bei Vincenz, eine so mächtige schöpferische Kraft auftritt, die überall Neues hervorbringt und mitten unter einem genußsüchtigen Volke in einer Zeit der größten sittlichen Entartung Werke christlicher Liebe und Selbstverläugnung in's Leben ruft, da wird wohl selbst das Auge des Weltmenschen auf Augenblicke angezogen; aber wo der christliche Liebeseifer, z. B. durch Anordnungen einer wohlmeinenden Regierung oder Amtspflichten, bereits die Formen seines Wirkens angewiesen findet, die er nur zu beleben und zu durchdringen hat, da verschwindet bei dem Anblicke eines gewöhnlichen Geschäftslebens das Imposante seines Eindrucks, und es gehört ein tiefer blickendes Auge dazu, um das eigenthümlich Christliche herauszufinden. Wer aber weiß, daß die Liebe gleich groß und klug ist im Erhalten und Verwalten, wie im Schaffen und Erfinden; wer an der Treue eines Haushalters besondere Freude hat; wer sich durch den Anblick eines unausgesetzten Strebens nach Heiligung mehr gefördert fühlt, als durch die Betrachtung eines hochbegabten Geistes, dessen Adlerflug er vielleicht nicht einmal überall hin mit seinen Augen verfolgen kann: dem wird es fruchtbar und lieblich scheinen, das Leben eines so anspruchslosen, treuen, himmlisch gesinnten Mannes, wie Overberg ist, vor sich vorübergehen zu lassen. Zuerst ein Abriß, der sich mehr auf seine äußere Lebensführung bezieht. — — — — — — Zu Everswinkel widmete er allen Theilen seines Amtes gleiche Sorgfalt, und wie er in seinem Wandel Alles vermied, was die Kraft des gepredigten Wortes hätte schwächen können, so verstand er auch bei der Predigt des Wortes selbst die Kraft desselben empfinden zu lassen. Davon ein Beispiel. Er predigte über das Evangelium vom hochzeitlichen Kleide und sein Text war: „Und er verstummte." „Das hochzeitliche Kleid," sagte er, „bedeute die Würde eines Christen," die er nun in allen ihren Theilen auseinandersetzte. „Gott hat uns dieses hochzeitliche Kleid in der Taufe gegeben, aber wie haben wir es bewahrt? darüber werden wir vor dem Gerichte Gottes Rechenschaft geben müssen. Stellen wir uns vor, wir stünden schon vor dem Gerichte! — — Nun folgten Fragen auf Fragen. — — Was werden wir antworten? — „„Und er verstummte,"" sagte Overberg, nahm sein Barett und ging von der Kanzel, Thränen im Auge. Die ganze Kirche verstummte, Alle blieben noch eine Viertelstunde, wie unbeweglich, sitzen, dann ging Einer nach dem Anderen hinaus. — Ein alter Schmidt, der Overberg jedes Mal besuchen mußte, so oft er nach Münster kam, hat uns diese Erzählung aufbehalten, nebst dem, gleichfalls Overberg's Gesinnung bezeichnenden Zusatze: „Vor Kurzem war ich bei ihm und erinnerte ihn an diese Predigt, sagte, daß wir nach vierzig Jahren noch Alle daran dächten. Er wußte sich derselben nicht mehr zu entsinnen, freute sich aber sehr, daß sie so gut zu Her-

*) Die Mittheilung über Overberg im vorigen Hefte war schon in der Druckerei befindlich, als diese bei uns einging. Beide ergänzen sich gegenseitig, nicht nur weil sie aus verschiedener Quelle geschöpft sind, und zwar diese aus der reichhaltigeren, sondern auch durch die verschiedene Individualität der Referenten. Um Wiederholungen in Bezug auf die äußeren Lebensumstände Overberg's zu vermeiden, haben wir die erstere gegen das Ende, die letztere zu Anfang abgekürzt. In dieser Vereinigung beider Darstellungen tritt das Bild Overberg's weit lebendiger vor Augen, als durch eine gleich ausführliche eines einzigen Referenten. Anmerk. der Red.

zen genommen und behalten sey. „Oft," setzte er hinzu, „denke ich: alles Predigen und Ermahnen hilft nichts, dann werde ich muthlos, nun will ich es auch nie mehr seyn."

Wir kommen nun zu dem Amte, dem Overberg mit ganz besonderem Geschick und unverrückter Treue bis zu seinem Lebensende vorstand und das ihm auch so theuer war, daß er den Namen eines Lehrers der Normalschule allen den Titeln und Ehren vorzog, womit ihn die sein Verdienst anerkennende Regierung zierte. Zu einer Zeit, wo allerdings viel Leben in das deutsche Schulwesen gekommen war, aber auch Unglaube und Theoriesucht viel unselige Schritte herbeiführte, hatte das Münsterland an dem Minister v. Fürstenberg einen eben so eifrigen als besonnenen Reformator, der den letzten Zweck aller Volksbildung im Auge behielt und namentlich auch die Gabe gehabt zu haben scheint, seine Leute kennen zu lernen und an den passendsten Platz zu setzen. Overberg's Talent trat freilich entschieden genug hervor.*) Da Bildung von Lehrern das erste und dringendste Bedürfniß, die Errichtung eines Seminars zu diesem Zweck zur Zeit aber noch nicht möglich war, so erhielt Overberg die Aufgabe, „in einem zwei- bis dreimonatlichen Lehrkursus, der jährlich während der Herbstferien gehalten werden sollte, den Schullehrern eine Anleitung zum Schulunterrichte zu geben, ihnen die nöthigen Sachkenntnisse beizubringen, und bei der Mittheilung derselben die Methode des Unterrichts zu veranschaulichen." Ein großes Werk für eine so kurze Zeit, im Anfange besonders dadurch erschwert, daß seine Zöglinge meist Männer, schon im Alter vorgerückt, und noch dazu ohne Lust und Bildungsfähigkeit waren. Später erst traten meistens junge Leute ein, die sich zu dem Schullehreramte erst vorbereiteten; ursprünglich war die Anstalt das, was wir unter einem Nachhülfekursus verstehen. Overberg löste seine schwere Aufgabe so. Wie er selbst das Amt des Seelsorgers und Jugendlehrers als das Höchste auf Erden ansah, so nahm er auch vor Allem das Gemüth seiner Zuhörer in Anspruch, und suchte Ehrfurcht gegen den heiligen Beruf darin zu erwecken und zu befestigen.**) Mit erschütternder Rede schilderte er das Verderben, welches ein schlechter Schullehrer anrichtet, und den Fluch und die Strafen, die er auf sein Haupt ladet; aber länger und lieber verweilte er bei der Schilderung des Segens, der in den Händen eines guten Lehrers liegt. Hatte er auf diese Weise den Sinn seiner Zuhörer für die Belehrung geöffnet, so fing er nun an, ihnen die Grundsätze des Unterrichts und der Erziehung aus der Seelenlehre zu entwickeln, auf eine so faßliche Weise und so treu nach der Natur, daß Alle an seinem Munde hingen und selbst Leute, denen das Schulwesen ganz fremd war, seinem Unterrichte beiwohnten, bloß um ihn reden zu hören. Die zweite Hälfte des Kursus war dem Unterricht in der Religion und besonders der Methodik dieses Unterrichts gewidmet. Hier veranschaulichte er besonders die katechetische Methode und zeigte den Lehrern, wie sie sich zu dem Gedankenkreise der Kinder herablassen müßten. In einem ganz vorzüglichen Grade scheint er die Gabe besessen zu haben, die himmlischen Dinge und Verhältnisse auf dem Grunde der irdischen aufzutragen, wie er auch selbst zu sagen pflegte, daß ihm „das Aufsteigen von dem Geschöpf zum Schöpfer" zur anderen Natur geworden sey. — Nichts konnte die Geduld dieses Mannes ermüden, nichts seine liebevolle Freundlichkeit stören; die Unwissenheit, die Rohheit und der Stumpfsinn seiner Zöglinge gaben ihm nur Gelegenheit, seine liebevolle Sorgfalt mehr an den Tag zu legen. Wenn er die klarste und verständlichste Sache einem seiner Schüler zwei Mal auf die deutlichste Weise erläutert hatte, so wiederholte er sie mit der größten Freundlichkeit noch zum dritten Male, wofern sich aus den Antworten des Schülers ergab, daß die bereits gegebenen Erläuterungen ihn keinen Schritt weiter geführt hatten. Die Liebe, mit welcher er dies that, rührte die besser Unterrichteten sehr und war auch für sie belehrend, indem ihnen dadurch auf das Anschaulichste vor Augen gestellt wurde, mit welcher Geduld ein Lehrer sich des Unterrichts der Kinder, kleiner und großer, fähiger und unfähiger, annehmen muß. Die Deutlichkeit und Popularität, welche er bei diesen Gelegenheiten in seinem Vortrage zeigte, war für die besser begabten Lehrer ein nicht minder nützliches und nothwendiges Muster, woran sie lernten, wie auch sie das Brodt des Lebens den Unmündigen brechen müßten. — Der Normalunterricht war hauptsächlich darauf berechnet, den Geist und das Gemüth kräftig anzuregen und zugleich mit Bestimmtheit den Weg zu zeigen, den Jeder zur weiteren Bildung einschlagen mußte. Dem Privatfleiße blieb das Uebrige überlassen. Am Schlusse des Kursus wurden die Schüler geprüft und nach Befinden approbirt, wovon der Genuß einer Zulage aus der Landeskasse abhängig war. Overberg blieb auch nach Ablauf des Unterrichts Freund und Vater seiner Schüler. Kam ein Schüler wieder nach Münster, so besuchte er ihn jedesmal und glaubte den Zweck seiner Reise verfehlt zu haben, wenn er ihn nicht traf. Mit Vielen stand er in Briefwechsel; sie schrieben ihm in allen Angelegenheiten, er antwortete und wußte ihnen immer ein Wort der Aufmunterung zu sagen. Die Meisten haben einen oder den anderen Brief von ihm in Händen, den sie als ein theures Andenken bewahren. Overberg's gedruckte Handbücher, die das Material des Unterrichts enthielten, besonders aber seine Anweisung zum Schulhalten, zu deren Herausgabe er ausdrücklich vom Churfürsten und den Landständen aufgefordert wurde, setzten fort und befestigten seine mündliche Unterweisung. Sie wurden wiederholt aufgelegt und auch in's Holländische übersetzt. Es ist wahr, Overberg's pädagogische Wirksamkeit fiel in die Zeit, wo sich ein reges Streben nach besserer Unterrichtsweise allgemein kund gab, und er mag durch Fürstenberg, der sich mit Wärme an diese Richtung anschloß, vielfach angeregt worden seyn; aber der Grund des Besten, was er leistete, lag in ihm. Sein glühender Eifer, das ewige Heil seiner Mitmenschen zu fördern, war das leitende Princip aller seiner Ansichten und

*) Der Leserkreis, den wir hier voraussetzen müssen, erlaubt nicht, Overberg's pädagogisches Verdienst anders als in einigen allgemeinen Andeutungen zu würdigen. Seine Schriften fanden selbst bei sonst ganz Andersgesinnten große Anerkennung, und es läßt sich daher erwarten, daß vielleicht ein dazu Befähigter mit besonderer Berücksichtigung derselben uns Overberg's Eigenthümlichkeit noch bestimmter und zusammenhängender vorführen werde, als der Verf. thut, dem wir übrigens auch für die einzelnen mitgetheilten Grundsätze und Lebensbilder viel Dank wissen.

**) Ist unter allen Umständen die Hauptsache, ohne welche die vollendetste intellektuelle Ausbildung nichts nützt. Und wie viel fehlt grade hierin noch! — Der selige Schulrath Bernhard in Stettin scheint von diesem Gedanken lebendig ergriffen gewesen zu seyn, als er im September und Oktober 1822 zu Wildenbruch und Regenwalde einen Nachhülfekursus für Schullehrer hielt. Seine Gesinnung und Bemühung fand auch bei dem Königl. Ministerio die vollständigste Anerkennung, und es wurde von demselben das Protokoll dieser Versammlung allen Schullehrer-Seminarien mitgetheilt. Ob es irgendwo abgedruckt ist, kann Ref. nicht sagen, aber es wäre zu wünschen. Wohl dem Lande, in dessen Bildungsanstalten überall ein solcher Geist waltete!

Bestrebungen, und wenn er in den ersteren mit Vielen seiner Zeitgenossen zusammentraf, so waren sie doch auf der einen Seite Resultate seiner selbstständigen Erfahrungen, andererseits bewahrte ihn jener gute Grund vor den Einseitigkeiten und Verirrungen, wodurch Andere, die über das Wohlgefallen an ihrem eigenen Werke nicht hinauskamen, ihre Leistungen befleckt und des besten Segens beraubt haben. Overberg hatte genugsam erfahren, wie der Unwissenheit und dem Aberglauben, unter welchem das Volk gefangen lag, durch das herkömmliche Auswendiglernen des Katechismus unmöglich abgeholfen werden könne. Er suchte Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe und eine gründliche Ueberzeugung herbeizuführen, und um dahin zu gelangen, schloß sich der erste Unterricht des kleinen Kindes fest an seine Anschauungen und Erfahrungen an, und hierauf wurden die ersten Religionskenntnisse gebaut. Bei einem Manne von so tiefer Religiosität konnte diese Weise in keine einseitige Verstandeskultur, und sein Katechisiren, worauf er so viel gab, in kein zweckloses und unnützes Geschwätz ausarten. Den Religionsunterricht betrachtete er als die Grundlage aller wahren menschlichen Bildung, aber auch bei allen anderen Unterrichtsgegenständen der Elementarschule hatte er die Entwickelung der Geisteskräfte und nicht bloß die Mittheilung gewisser Fertigkeiten vor Augen und dankbar benutzte er, was die damalige Richtung in der Pädagogik zu diesem Zwecke lieferte. Hätten nur alle unserer neuen Pädagogen ihr Werk mit so einfältigem Auge angesehen und mit so reinen Händen angegriffen, wie Overberg, was hätten so viele junge, frische Kräfte vollbringen können! Daß sie eigenwillig mit ihrem Pfunde schalteten, berechtigt indeß Niemand, das seinige zu vergraben, und was an dem, was sie gethan und geredet haben, recht und wahr ist, wird auch recht und wahr bleiben, und dem werden alle frommen Herzen zufallen.

Schon im 17ten Jahrhundert waren in den Städten und Flecken des Münsterlandes besondere Mädchenschulen mit Lehrerinnen besetzt, und wenn diese Mädchenschulen sich in neuerer Zeit vor denen in anderen Gegenden weit auszeichneten,*) so hat wohl Overberg's Unterrichtsweise das Meiste dazu beigetragen, denn der Normalunterricht wurde auch den künftigen Lehrerinnen eröffnet und erwies sich bei ihnen im Allgemeinen noch wirksamer als bei den Lehrern. Wahrscheinlich ist der Grund darin zu suchen, daß Jungfrauen vermöge ihrer größeren Erregbarkeit leichter von der hohen Würde dieses heiligen Berufs entflammt und mit lebhaftem Eifer beseelt werden konnten, alle ihre Kräfte zur Erreichung des hohen, schönen Zieles anzustrengen. Diese Schullehrerinnen sind wohl zu unterscheiden von denjenigen, welche als Mitglieder weiblicher Ordensgenossenschaften sich durch Gelübde zum Unterricht der Jugend verpflichten, deren es seit Jahrhunderten in der Katholischen Kirche viele gibt. Diese Schullehrerinnen dagegen leben in der Welt, sind durch keine Gelübde verpflichtet; es steht ihnen frei, ihr Lehramt nach halbjähriger Aufkündigung niederzulegen und sich zu verheirathen. Es sollen jedoch nur Wenige ihren Lehrerberuf mit dem ehelichen Stande vertauschen.

Wir lassen uns von dem Verf. auch in die übrigen Kreise von Overberg's gesegneter Amtsführung einführen, zunächst in einen dem vorigen nahe verwandten. In Münster war durch

*) Etwas Näheres darüber findet sich auch in einem Berichte des Consistoriums zu Münster, der in Beckedorf's Jahrbüchern für das Preußische Volksschulwesen Bd. 2. N. 19. S. 274 ff. abgedruckt ist.

die in den Unruhen des dreißigjährigen Krieges aus Lotharingen geflüchteten Nonnen ein Kloster entstanden unter dem Namen Congregation der Lotharingschen Chorjungfern. Das Kloster unterhielt eine sehr zahlreich besuchte Freischule und außerdem noch eine Lehranstalt für die weibliche Jugend, verbunden mit einem Pensionat für Auswärtige. Als in den 1790ger Jahren sich die Anzahl der Klosterfrauen so vermindert hatte, daß sie beide Schulen nicht mehr halten konnten, so entschlossen sie sich, die sogenannte Französische Schule, für welche sie Bezahlung erhielten, aufzugeben, um die Armenschule fortsetzen zu können, denn zum unentgeldlichen Unterricht der Armen verpflichtete sie ihr Gelübde. Overberg hatte eine Vikarie an der Klosterkirche, war Beichtvater der Klosterfrauen und benutzte diese Gelegenheit gern, an dem Schulunterrichte mit den Lehrerinnen Theil zu nehmen, nicht allein in der Religion, sondern auch in anderen Lehrfächern. Sehr anziehend ist besonders das, was uns der Verf. von dem Religionsunterricht, den Overberg sonntäglich in der Klosterkirche ertheilte, erzählt. Mit der herzlichsten Freundlichkeit trat er in die Mitte der Kinder, die in einem Halbkreise um ihn standen, grüßte sie mit heiterer, wahrhaft kindlicher Zutraulichkeit, zog einige der kleineren hinter den größeren hervor, stellte sie in die vordere Reihe, fing eine Unterredung über einen ihnen ganz bekannten Gegenstand, der mit dem Unterrichte, welchen er halten wollte, in gar keiner Verbindung zu stehen schien, mit ihnen an; erweckte sie dadurch zum Nachdenken und Antworten; bald hatte er an den anscheinend gleichgültigen Gegenstand auf eine überraschende Art eine Lehre angeknüpft, die dadurch von einer neuen, bisher nicht so beachteten Seite in ein helles Licht gestellt, die Aufmerksamkeit lebhaft anregte. Der Unterricht bewegte sich fort im Tone der leichtesten und angenehmsten Unterredung; die eine Lehre floß aus der anderen, Alle wurden durch den Zusammenhang und die Ordnung, in welcher sie dargestellt wurden, lichtvoll, eindringend und behaltlich. Passende Beispiele und Gleichnisse boten sich von selbst dar. Aufmerksamkeit und Nachdenken wurden immer unterhalten; nichts aber war anziehender, als die Gemüthlichkeit, die in dem Ganzen vorherrschte. Overberg's Seele war von Liebe durchdrungen, und diese theilte sich sichtbar den Kindern und auch den Erwachsenen mit, welche sich aus allen Ständen zu seinem Unterrichte herzudrängten.

Overberg war von Amts wegen Beichtvater der Lotharingschen Klosterfrauen, aber außerdem „vertrauten auch viele Andere ihm ihr Gewissen an;" ja von 10 — 15 Stunden weit kamen Menschen, welche Gewissensangst drückte, von dem Rufe seiner Gottseligkeit angezogen, um in den Angelegenheiten ihres Heiles seines Rathes und Zuspruchs theilhaftig zu werden. Daß ein Mann, der ein wahrhaft innerliches Leben führte, der fortwährend im Wachen und Beten und Arbeiten an sich selbst begriffen war, sich zum Seelsorger Anderer eignete, und daß er es auch hier an der Sorgfalt und Unermüdlichkeit, die aus allen seinem Thun hervorleuchtet, nicht werde haben fehlen lassen, kann man sich leicht selbst sagen; um so mehr wünscht man, daß besonders bei der Zeichnung der seelsorgerischen Thätigkeit Overberg's unser Verf. sich nicht so sehr in allgemeinen Schilderungen bewegen, sondern uns recht viel einzelne Züge, die grade hier oft ein sprechendes Bild liefern, mittheilen möchte. Wir erinnern z. B. an den Zug, welchen der Ref. der Biographie der Fürstin Gallitzin, doch wie es scheint, nur aus Hörensagen, in diesen Blättern mittheilte, daß Overberg zu einer frommen, an ihrer Seligkeit verzweifelnden Kranken, bei der

kein Trostgrund haften wollte, endlich gesagt habe: „Höre nun einmal auf, an irgend etwas Anderes zu denken, und halte dich bloß an das, was ich dir sage. Du wirst gewiß selig; ich sage es. Ich verlange es, daß du dich bloß an mein Wort hältst." Die Kranke, an der alle Gottesworte vergebens gewesen waren, glaubte getrost auf das Menschenwort hin. — Overberg hätte wohl, zunächst freilich als katholischer Priester, aber auch vermöge seiner Eigenthümlichkeit so handeln können, denn es ist die Weise solcher nach dem Heile der Seelen innigst verlangenden und dabei mit natürlicher Lebendigkeit begabten Menschen, den gradesten Weg zu dem Herzen auch für's Erste als den besten anzusehen. Gott, vor dem ein solcher heiliger Liebesdrang angenehm ist, segnet dann wohl auch das eigentlich verkehrte Mittel, indem er das darin liegende Irrthümliche in Gnaden bedeckt. Mancher Seelsorger wird vielleicht Beispiele aufzuzählen wissen, wo grade weniger triftige, ja genau besehen, nicht einmal richtige Trostgründe, welche dem Redenden im Eifer eigentlich mehr entfielen, es vermochten, den Sturm der Seele zu beschwichtigen. Nur daß der armen Seele, die sich für den Augenblick an den Strohhalm hielt, bald der rechte Stecken und Stab in die Hände gegeben werde. Auch ist nicht zu vergessen, daß bei demjenigen, der sich lebendig bewußt ist, in Gottes Namen zu Jemand zu reden, das: „ich sage es," und: „halte dich an mein Wort," eine ganz andere Bedeutung hat als bei dem, der aus sich selbst redet. Wenn wir übrigens zugeben, daß sich hinter jenen Worten Overberg's ein ganzes Geheimniß päpstischer Bosheit verbergen könne, und daß es traurig ist, „wenn die Seelen des herrlichen Privilegiums gradezu zum Throne der Gnade zu gehen, beraubt werden;" so muß doch von der anderen Seite auch bemerkt werden, daß diejenigen Seelen, welche von dem Geiste, der da Zeugniß gibt unserem Geist, noch gar nichts verstehen, auch zur vollen Freiheit der Kinder Gottes noch nicht reif, sondern einer Bevormundung allerdings bedürftig sind, und daß sich hinter dem Vorwande des Respekts vor der Gewissensfreiheit gar leicht Schlaffheit und Gleichgültigkeit gegen das Seelenheil Anderer verstecken kann. Ob diese Bemerkung auf den Stand der Seelsorge in unserer Kirche Anwendung leidet, bleibt denen zur Entscheidung überlassen, welche mehr Erfahrung haben, als Ref. sich zutraut.

Vielleicht rechnet der Leser darauf, wenigstens davon Mehreres zu hören, wie Overberg als Beichtvater zur Fürstin Gallitzin gestanden habe, worauf die öfter erwähnte interessante Anzeige aufmerksam gemacht hat, und allerdings finden wir einen besonderen Abschnitt in unserem Buche unter der Rubrik: Overberg's Stellung zu der Fürstin v. Gallitzin, es wäre aber sehr zu wünschen, daß derselbe reichhaltiger ausgefallen wäre. Das Wesentliche daraus wird hier mitgetheilt. Daß die Fürstin, „als sie sich ganz zum Christenthum gewendet hatte, auch ganz den Vorschriften desselben leben, sich selbst in Allem verläugnen, und auch ihren eigenen Willen in vollkommenenem Gehorsam dem Herrn zum Opfer bringen wollte," war ein Zeichen der Aechtheit ihrer Gesinnung; aber daraus folgte nicht „die unabweisliche Nothwendigkeit des vollkommenen Gehorsams unter der Leitung eines Anderen," und wenn sie deshalb lange mit sich selbst kämpfte, so war dies nicht sowohl der

Widerstand eines ungebrochenen Herzens, sondern das sich geltend machende Bewußtseyn, daß eine solche Unterwerfung des Gewissens unter eines Anderen Leitung mit der Freiheit streite, zu der uns Christus befreit hat, auf daß wir ihm unmittelbar angehören und dienen sollen. Wenn es uns leicht wird, das Unchristliche in einem solchen Verhältniß des geistlichen Führers und Zöglings zu erkennen, so wäre im Gegentheil doch auch zu wünschen, daß man es in unserer Kirche nicht nach der anderen Seite hin möchte übertrieben und durch Mißverstand und Mißbrauch christlicher Freiheit das Band zwischen Beichtvater und Beichtkinder nicht so locker gemacht haben möchte, daß manche schwächere und unselbstständige Seele der Gefahr preisgegeben wird, und dagegen mancher in den Wegen Gottes geübte Diener der Kirche der Gelegenheit beraubt ist, die ganze Fülle seiner Erfahrungen zum Seelenheil Anderer zu verwenden. Bei so aufrichtigen und innigen Seelen, wie Overberg und die Fürstin, ist auch viel zu rechnen auf die Kraft der Wahrheit, die zu lebendig in ihnen ist, als daß sich das durch die kirchlichen Formen mitgebrachte Irrthümliche zu einer den Seelen Gefahr drohenden Höhe in geistliche Herrschaft und Knechtschaft ausbilden sollte. Als die Fürstin in Overberg den Mann gefunden zu haben glaubte, „dem sie ihr ganzes Herz öffnen, das Gute sowohl als das Böse in demselben frei zur Beurtheilung und Aufsicht anheim geben; von dem sie zu ihrem Wandel Verhaltungsbefehle holen, und der aus christlichem Eifer auch außer der Beichte und unaufgefordert, wie ein Vater sein Kind, sie beobachten, prüfen, strafen, trösten, ermahnen, kurz für ihre Seele wie für die seinige sorgen werde;" sprach sie ihm ihren Wunsch aus, mit der Erklärung, daß sie sich seiner Entscheidung, auch wenn sie ungünstig seyn sollte, zu unterwerfen bereit sey. Overberg erklärte sich bereitwillig (es war im Jahre 1789) und zog in ihr Haus, worin er bis 1809, drei Jahre nach ihrem Tode, verblieb. Sollte auch Overberg in seiner geistlichen Führung eben so streng gewesen seyn, als die Fürstin willig war, sich ihr zu unterwerfen; so sehen wir doch aus des Verfassers Schilderung deutlich, daß ihr Verhältniß zu einander nicht ein einseitiges, sondern gegenseitiges war. Sie hatten sich streng verpflichtet, einander auf Fehler und Mängel aufmerksam zu machen, und wenn dem Einen an dem Anderen etwas auch nur im mindesten mißfiel, mußte er es offen mittheilen; eben so, wenn er auf irgend eine Weise beleidigt zu seyn glaubte. Beide suchten beständig in der Gegenwart Gottes zu wandeln, waren in beständiger Gemeinschaft des Gebets und brachten ihre Angelegenheiten vereinigt, wenn auch nicht dem Ort nach, vor Gott. Ein Denkspruch, welcher sich in den Schriften der Fürstin findet, wurde von ihr wohl vorzüglich auf das Verhältniß zu Overberg angewendet: „Das größte und sicherste Kennzeichen wahrer Freundschaft ist, wenn Zwei in ihrem innersten Herzensgebete zu Gott, immer ohne Anstand und Zweifel, ohne Bedenken und Einschränkung, sagen dürfen: Wir." — Overberg hat selbst bekennt, wie er durch den Eifer und Wandel dieser frommen Frau erbaut und gefördert worden sey und um sich dieses Bild festzuhalten, hatte er vor, ihre Lebensgeschichte zu schreiben. Der Anfaug davon fand sich unter seinen Papieren.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 6. Juli. № 54.

Ich will euch zum Wetteifer reizen. Röm. 10, 19.

(Schluß.)

Auf seine pädagogische Ausbildung war seine Verbindung mit der Fürstin von entschiedenem Einfluß und, wie er an Allem, was sie betraf, Antheil nahm, so genoß er auch in ihrem Hause des Umgangs ihrer gelehrten und geistreichen Freunde. Unter diesen fanden sich auch solche Männer, welche des christlichen Glaubens ermangelten, und deren Umgang Overberg mit der lebhaftesten Dankbarkeit gegen Gott für die Gnade des Glaubens erfüllte. Er schreibt einmal in seinem Tagebuche: „Ich danke dir, o Vater, daß du es den Kindern geoffenbaret, was du den Weisen und Klugen verborgen hast. Bei aller seiner philosophischen Kenntniß ist der J... noch nicht einmal dahin gekommen, daß er dein Daseyn unwandelbar fest glaubt. So machst du die Weisheit der Weisen zu Schanden; da sie weise seyn wollen, sind sie thöricht geworden. O Blut und Leben dir für den Glauben! Welche Gnade! Wie wanket und schwindet Alles ohne diese! Vermehre sie in uns!"

Im Jahre 1809, seinem 55sten Lebensjahre, übernahm Overberg die Direktion des Priester-Seminars. Er brachte außer seinen allgemein anerkannten Verdiensten noch etwas mit, was zu einer solchen Stellung ganz vorzüglich gehört, eine ehrfurchtgebietende und zugleich herzengewinnende Persönlichkeit; was um so wichtiger erscheint, da er nicht theologische Vorlesungen — diese hören die Seminaristen bei der Akademie — zu halten, sondern als Regens vorzugsweise die ascetische Bildnng der Seminaristen zu leiten hatte. Der Verf. schildert uns das einfache, gleichförmige Leben, welches dieser ausgezeichnete Mann während seines siebzehnjährigen Aufenthalts im Priesterhause führte, auf eine liebliche und anschauliche Weise. Es redet hier der Augenzeuge und dankbare Schüler. Werke des Berufs und der Liebe und Uebungen der Gottseligkeit füllten seine Zeit aus; eine Abgeschiedenheit von dem Treiben der Welt gab ihm nichts Trauereres und Finsteres, er besaß vielmehr jene unbefangene Heiterkeit, die wir bei solchen Männern, die einer großen Ruhe der Seele und eines steten Friedens genießen, oft finden. Er war jeder beschäftigt, aber er ertrug mit Freundlichkeit und Geduld Unterbrechung. (Wer weiß nicht, wie schwer das Männern wird, die einem arbeitsvollen Amte mit Berufstreue vorstehen?) So dirigirte Overberg eben so sehr durch sein Beispiel als durch Worte. Aber auch an Worten, lieblich zu hören und nütze zur Besserung, ließ er es nicht fehlen. Mit ganz besonderer Freude denkt der Verf. an das Abendgebet in der Kapelle zurück, nach welchem sich die Seminaristen um Overberg's Betstuhl im Kreise stellten, und er ihnen den Stoff zur Meditation für den anderen Morgen in der Form einer Anrede vortrug. Der Stoff zu diesen Meditationen war zusammenhängend und in zwei Jahren — so lange dauerte gewöhnlich der Seminarkursus — wurden diejenigen Wahrheiten, welche der Priester lebenslang zum Gegenstand seiner Betrachtung machen soll, durchgenommen. Wir glauben es dem Verf., daß ihm das Bild des ehrwürdigen Greises unvergeßlich sey, wie er mit gesenktem Blicke, die Hand auf den Betstuhl gestützt, da stand und die göttliche Wahrheit mit einer so kindlichen Demuth vortrug, daß man wohl sah, er betrachte sich dabei bloß als den Mund, durch welchen sie ausgesprochen werden müsse. Viele Seminaristen, welche mehrere Jahre hindurch jeden Abend ihm zugehört hatten, sagten, sie seyen niemals ungerührt und ohne den festen Vorsatz, alles das, was er empfohlen hatte, pünktlich auszuüben, aus der Kapelle gegangen. *) Als ihm einmal ein ehemaliger Seminarist, der als Geistlicher ihn besuchte und auf den Nutzen des Seminars mit ihm zu reden kam, dieses versicherte, so freute sich der alte Mann so sehr darüber, daß sich die Freude in seinem ganzen Wesen aussprach. „O welchen Dienst," sagte er, „erweisen Sie mir dadurch, daß Sie mir dies erzählen, wie bin ich Ihnen dafür dankbar! Da kommt mir oft der Gedanke: du ermahnst, du warnst, du bittest und es hilft doch alles nichts. Höre auf, es zu thun. O, diese Muthlosigkeit ist eine äußerst gefährliche Versuchung! Nun kann ich sie besser überwinden." — Nachdem über andere Gegenstände noch etwa eine

*) Es besteht ein evangelisches Prediger-Seminar, aus welchem viele Mitglieder ein ähnliches Bild mit hinweggenommen haben und von ähnlichen Eindrücken zu rühmen wissen. — Beiläufig bemerkt, es möchte manchem Leser nicht unlieb seyn, wenn diese Blätter einmal die Einrichtung der katholischen und evangelischen Prediger-Seminare zusammenstellen und vergleichen wollten.

Stunde gesprochen war, kam Overberg beim Weggehen des Geistlichen auf das Vorhergehende zurück, dankte ihm nochmals und konnte nicht Worte finden, um seine Freude genugsam auszusprechen. — Mit Recht findet der Verf. hierin einen Beleg zu Overberg's unbefangener, offener Hingebung, und spricht zugleich die Vermuthung aus, daß derselbe in den letzten Jahren seines Lebens, wo andere Versuchungen ihn nicht störten, durch die Versuchung zur Muthlosigkeit sehr gelitten und manchen harten Kampf bestanden haben möge.

Der Verf. schildert uns zuletzt noch Overberg's Theilnahme an der Verwaltung der geistlichen und Schulangelegenheiten, zu der er schon anfänglich von Fürstenberg zugezogen und nachmals durch seine Ernennung zum Examinator Synodalis und zum Consistorial- und Ober-Consistorialrath amtlich verpflichtet wurde. Doch es dürfte zu weit führen, auch hierauf einzugehen. Wir ziehen es vor, das Lebensende des theuren Mannes noch etwas näher zu betrachten. Er fühlte es herannahmen. „Es fällt der Natur hart," so schrieb er an einen vieljährigen Freund, „wenn man so nach und nach die eine Kraft nach der anderen verliert, aber ist es nicht besser, daß uns der Herr so nach und nach entkleidet, als daß wir mit vollen Kräften auf einmal in's Grab stürzen? Die allmählige Entkleidung lehret uns besser unsere Hinfälligkeit kennen, hilft uns mehr zur wahren Demüthigung unter die allmächtige Hand Gottes, und verschafft uns Gelegenheit, dem lieben Gott das eine große Opfer nach dem anderen zu bringen." Gott hatte aber auch noch die besondere Absicht, ihn nicht früher aus dieser Welt scheiden zu lassen, als bis für das, was ihm das Hauptgeschäft seines Lebens gewesen war, die Bildung nämlich der Schullehrer, weiter gesorgt war. Overberg wußte recht gut, wie unvollkommen diese bei der kurzen Dauer des Normalunterrichts bleiben mußte. Die Errichtung eines Schullehrer-Seminars war daher von Anfang an sein sehnlichster Wunsch gewesen, aber erst vom Jahre 1822 an sah er ihn, nachdem mehrmals seine Hoffnung getäuscht worden war, allmählig in Erfüllung gehen. Es wurde in diesem Jahre der Beschluß gefaßt, ein katholisches Schullehrer-Seminar für die ganze Provinz Westphalen zu Büren im Paderbornschen zu errichten. Es wurde im Mai 1825 eröffnet und die ersten Zöglinge sollten nach einem zweijährigen Kursus zu Ostern 1827 aus demselben entlassen werden. Der Normalkursus im Herbste 1826 war also als der letzte anzusehen. Um diese Zeit sagte Overberg zu einem Freunde: „Ich kann nun ruhig sterben, das Seminar zu Büren ersetzt mich." Er hielt den Normalkursus ohne Anstoß bis zu Ende. Am 7. November beschloß er ihn und nahm mit den Worten: „Nun laßt uns Alles dem lieben Gott anvertrauen!" von seinen Schülern Abschied, und am 9. November Abends war er todt. Mit den Worten: „Jesu dir lebe ich, Jesu dir sterbe ich!" ging er aus der Welt. Der Stoff der Meditation, welchen er am 7. des Abends den Seminaristen noch gegeben hatte, war: Der Nutzen des öftern Schulbesuchs von Seiten der Pfarrgeistlichen. Er hatte an seinem Todestage noch volle Besinnung, seine Geistes- und Gemüthskraft war nicht geschwächt; mit gewohnter Liebe sorgte er, von sich selbst wegsehend, nur für Andere. Einem Freunde, der Tags vorher ihm frisch erhaltene Weintrauben geschickt hatte, drückte er die Hand und sagte mit leiser, gebrochener Stimme: „Sie brauchen sich keine Unruhe zu machen, Ihre Weintrauben haben es nicht gethan."

Wir begreifen den Schmerz, welchen Alle, die ihn kannten,

über seinen Verlust empfunden haben mögen, übergehen jedoch die Beschreibung seines Leichenbegängnisses und des ihm gesetzten Denkmals, und blicken nur noch einmal auf das Bild des ehrwürdigen Mannes, welches dem Buche beigegeben ist und aus welchem demüthige Freundlichkeit und lautere Frömmigkeit so lieblich als ernst uns anschaut. Da wir es doch nicht allen unseren Lesern mittheilen können, so bieten wir ihnen hier als Ersatz noch einige Züge aus dem inneren Leben Overberg's, damit sein geistiges Angesicht möglichst treu dastehe. Diese Züge sind entlehnt theils aus seiner äußeren Wirksamkeit, insofern das Innere sich besonders klar darin abbildet, theils aus den zahlreichen Auszügen aus seinem Tagebuche, welche der Verf. uns mittheilt. Die Gebetsform waltet darin vor und es ist ein gutes Zeichen, daß man beim Lesen oft unwillkührlich mitzubeten anfangen muß.

„Treue, Treue, Treue! du bist das A und Z." Dies schrieb Overberg einst einer Freundin auf ein Bild. Auch tritt an ihm nichts so hervor als eben die Treue, und zwar ist er im Ganzen und Großen so treu, weil er sich gewöhnt hatte, im Einzelnen und Kleinen treu zu seyn. Mit derselben Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wie seine einflußreichen schriftstellerischen Arbeiten betrieb er den Unterricht der Kinder in der Klosterschule. Er verließ sich nicht auf seine große und berühmte Gewandtheit im Katechisiren, sondern bereitete sich auf's Sorgfältigste dazu vor, ja bei dem eigentlichen Communionunterricht (dem letzten Theile des Confirmandenunterrichts), wo er die Hauptlehren des Christenthums noch einmal zusammenfaßte, schrieb er wohl, um sich vor Weitschweifigkeit zu hüten, den jedesmaligen Unterricht ganz auf. Ueberhaupt ließ er sich die Vorbereitung der Kinder und jedes einzelnen Kindes zum würdigen Genuß des heiligen Abendmahls überaus angelegen seyn, versäumte nichts, was dazu führen konnte, und verrichtete dies Alles mit solcher Anstrengung, daß er, wenn er zu Ende war, mehrmals krank wurde. Bei seinen Schriften kam es ihm vorzüglich darauf an, Allen verständlich zu werden, und damit ihm ja nicht etwa Ausdrücke und Redensarten entschlüpften, die dem weniger Gebildeten fremd wären, schrieb er die ersten Capitel seiner „Anweisung" zuerst ganz in plattdeutscher Mundart nieder und übersetzte sie dann in's Hochdeutsche. Wie dem Werke Gebet und Flehen vorausgehen muß, so muß Prüfung und Beugung ihm nachfolgen, wenn man zur Treue gelangen will. Wie redlich dies Overberg gethan, sieht man aus vielen Stellen seines Tagebuches, wo er sich vor Gott demüthigt und des Mangels an Sorgfalt anklagt. Aber es war bei ihm nicht jene falsche Demuth, welche aus einem zerrissenen, finsteren Gemüthe und unsicheren Gewissen entspringend, auch die empfangene Gnade Gottes verkennt und in der Selbstanklage eine Art Genuß findet. Overberg erkannte das, was ihm gelungen war, aber er wußte auch, wem er's verdankte. 1791 schreibt er: „Nun ist diesmal der Unterricht der Schullehrer durch deine Gnade, o Gott, wieder geendigt. Du hast mich sonderbar dabei gestärkt. Sonst ist es mir alle Jahre noch geschehen, daß ich einigemal während des Unterrichts so zu sagen stecken blieb und etwas beschämt ward, oder wenn ich merkte, daß ich würde stecken bleiben, einen Absprung nehmen und etwas sagen mußte, um aus der Verlegenheit zu kommen, was ich für unnütz oder doch weniger vernünftig erkannte. In diesem Jahre bin ich nicht einmal in die Verlegenheit gerathen. In den anderen Jahren war mir Beschämung auch noch nöthiger, ich hatte da noch mehr zu trauen auf eigene Kräfte und mehr Begierde aus Eite

gefallen. In diesem Jahre gabst du mir mehr Gefühl von eigener Schwäche, mehr Vertrauen auf dich und mehr Verlangen, nur dir zu gefallen." Ueberhaupt, Overberg lebt von der Gnade Gottes und verläßt sich nur auf die Gnade Gottes, und wo ihm etwa die getrübte Lehre seiner Kirche in den Weg tritt, bricht doch sein gesunder Sinn bald wieder hindurch. Wenn er z. B. am Fest der Bekehrung Pauli bittet: Bekehre uns, so werden wir bekehrt! und ihm dabei einfällt, „daß wir dazu mitwirken müssen;" so setzt er doch alsbald hinzu: „aber auch das Mitwirken mußt du geben, wenn es geschehen und zu unserer Bekehrung dienlich werden soll."

Overberg klagt öfters, daß ihm die Eitelkeit viel zu schaffen mache und wir wollen's ihm glauben, daß sie ihm manchen Kampf verursacht haben möge, aber er kämpfte ernst und anhaltend, und es war sein ganzer Wille, Gottes Ehre in Allem zu suchen. Möchten alle Theologen und Pädagogen das Neue, was sie gefunden hatten oder gefunden zu haben meinten, mit so demüthigen Augen angesehn und so die Selbstverläugnung dabei geübt haben, wie Overberg, gewiß es wäre auch mehr Segen dabei gewesen. „Du hast es zugelassen," betete er einst, „daß ich bei dem Unterrichte einen ungewöhnlichen Weg eingeschlagen habe; ist er nicht nützlicher als der andere, und ist es nicht dein Wille, daß ich ihn gehen soll, so ziehe mich doch davon zurück ꝛc." Als ihm einst Jemand klagte, daß er von heftigen und immer wiederkehrenden Versuchungen der Eitelkeit und des Ehrgeizes viel zu leiden habe, tröstete er ihn mit der Erzählung, wie auch er mit diesen Versuchungen habe kämpfen müssen, besonders als im Anfange die neue Lehrart so viel Aufsehn gemacht habe. „Bei meinem gewöhnlichen Spaziergange," setzte er hinzu, „Abends nach der Normalschule, warf ich mich oft hinter einer Wallhecke hin und sagte laut: „O Gott, wann werde ich einmal anfangen, nur dich allein durch meine Arbeit zu suchen?"

Bei dem Mißbrauch, dem die Lehre unserer Kirche von der Rechtfertigung ausgesetzt ist und bei der sittlichen Schlaffheit unserer Zeit, sind die Beispiele von Männern, welche mit allem Ernst der Heiligung nachjagten, besonders heilsam und erwecklich. Diesen Eindruck gewährt auch Overberg's Leben. Zwar streift es von der einen Seite nahe an's Irrthümliche, wenn Overberg einem Beichtkinde anräth, die Abtödtung oft in Gedanken gleichsam zu umfassen und zu sagen: „O wie bist du mir eine so liebe Sache, du verhilfst mir recht zum Himmel;" aber es liegt doch zugleich etwas sehr Wahres darin und die fleischliche Sicherheit wird immer mehr dagegen einzuwenden haben, als die evangelische Wahrheit. Nur wer sich selbst überwindet, überwindet die Welt, und weil jenes nicht ernstlich und streng genug geübt wird, fehlt es uns an Männern, die einen recht gewaltigen und durchgreifenden sittlichen Einfluß haben, vgl. 1 Cor. 9, 24—27. — Es würde zu weit führen, an einzelnen Beispielen zu zeigen, wie Overberg über sein Thun und Denken wachte, und keinen begangenen Fehltritt und keine unordentliche Anhänglichkeit an etwas Irdisches für zu gering hielt, als daß man deswegen Buße zu thun brauchte. Er glaubte vielmehr mit Recht, „daß die Gewohnheit, an Kleinigkeiten zu hangen und damit seinen Geist zu beschäftigen und zu verwirren, weit schädlicher sey, als das Hangen an etwas Großes. 1. Weil es die Seele so zu sagen mehr verengt und kleinmacht, also unfähiger, sich zu Gott zu erheben, da im Gegentheil das Große sie erweitert und daher ihr nicht so sehr an der Erhebung hinderlich ist. 2. Weil der Kleinigkeiten überall so viele sind und daher die Seele, wenn sie sich von dem Einen frei macht, gleich wieder von dem Anderen gefesselt wird. Dies kann bei dem Großen nicht so sehr der Fall seyn; also ist hier noch mehr Hoffnung zur völligen Ungebundenheit und Freiheit zu gelangen." — Möge hier zum Schlusse noch stehen, was Overberg von einer Zeit des Verfalls seines innern Lebens in seinem Tagebuche sagt, als ein Zeichen, daß er den Willen Gottes, welcher ist unsere Heiligung, in seinem Lebensgange zu erkennen wußte. Er wurde lange Zeit von heftigen gichtischen Schmerzen geplagt, welche ihn auch zum Nachdenken sehr unfähig machten. „Ich hielt mich," schreibt er, „hiedurch entschuldigt, das innerliche Gebet nicht zu verrichten, da ich es doch wohl auf irgend eine Art hätte verrichten oder wenigstens die dazu bestimmte Zeit verwenden können, ein erbauliches Buch betrachtend zu lesen. Ich schämte mich bald dieser Unterlassung und fühlte immer mehr den Nachtheil davon, indem mein Herz für's Göttliche immer stumpfer, kälter, gleichgültiger, zu Abtödtungen jeder Art ungeneigter, nach Zerstreuungen und Vergnügen durch Kleinigkeiten gieriger ward. Auch wuchs die Trägheit und es ward ihr, als ich bei Verminderung der Gicht das innerliche Gebet wieder anfangen wollte, noch gar leicht, bald in diesem, bald in jenem eine Entschuldigung zu finden, bis mir endlich der Herr aus Erbarmen zu Hülfe kam. Er ließ nämlich sehr heftige Fleischesversuchungen (die ich bisher noch wenig oder noch nie so stark gekannt hatte), entstehen, welche in ihrer größten Stärke Tag und Nacht fortdauerten. Dies setzte mich in die Nothwendigkeit, mein Herz und meine Gedanken, um nicht einzuwilligen, mit Sorgfalt und mit Ernst auf Gott zu richten, und mich in dieser Richtung festzuhalten; und so führtest du, o Erbarmer! mich zum innerlichen Leben zurück. Gib mir nun auch die Gnade, daß ich es nie, in meinem ganzen Leben nie, so ganz wieder verlasse. Du hast mich dazu angetrieben, daß ich mich auf einige Tage in die Einsamkeit begeben, mit Hintansetzung alles Uebrigen die verflossenen Jahre meines Lebens in Bitterkeit meines Herzens durchgehen und den festen Entschluß fassen sollte, dir künftig treuer zu dienen. Du hast das Verlangen danach mir in's Herz gelegt, laß nun auch den Entschluß, so wie es dir gefällt, zur Reife kommen, und laß dir die Erfüllung desselben als deine eigene Sache angelegen seyn. Denn wer bin ich, daß ich von meiner Schwachheit, Veränderlichkeit, Kälte, Trägheit, das Geringste erwarten könnte. Sieh, mein Herz ist jetzt bereit zu Allem, was du willst; aber du kennst mich und weißt, daß ich nicht von selbst zu gehen pflege, sondern mit Gewalt gezogen werden muß. Alle Schritte, die ich gethan, sind durch die Gewalt deiner Gnade erzwungen. So übergebe ich mich denn ganz, lege die Haushaltung mit meinen Kräften nach der mir verliehenen Freiheit dir wieder zu Füßen, bittend, du wollest sie künftig selbst führen, weil ich nicht recht hauszuhalten vermag. Hebe meinen Eigenwillen ganz auf; künftig nicht mehr zwei Willen, sondern nur Einer, nur der deine!"

Wer früh sich im Kampfe mit der Sünde übt und unabläßig das Werk seiner Heiligung treibt, der gelangt dann auch endlich zu jener sicheren gleichmäßigen Haltung, wo der Wechsel der Empfindungen aufhört und die verschiedenen Gedanken und Bestrebungen sich auflösen in die eine stille Sehnsucht, abzuscheiden und daheim zu seyn bei dem Herrn; wie wir dies bei ergrauten Dienern des Herrn und auch bei Overberg finden, die für uns im unruhigen Kampfe des Lebens noch Begriffene gleichsam als vorempfindende Zeugen des Friedens jener Welt dastehen.

So leuchte denn das Licht dieses stillen, treuen Mannes

auch nach seinem Tode noch vor den Leuten, daß sie seine guten Werke sehen und seinen Vater im Himmel preisen. Sollte Jemand diese Biographie nicht pikant genug finden, der prüfe seinen Geschmack, ob er der rechte, und sein Auge, ob es noch einfältig sey. Wir sagen dem Verf. von Herzen Dank dafür. Wenn die Behandlung vielleicht an M. Sailer's Biographien erinnert, so hat sie doch wenigstens nicht die Frische, wodurch sich diese auszeichnen. Auszüge aus lobenden Recensionen von Overberg's Schriften mitzutheilen, schmeckt etwas nach Pedanterie, und eben so stört es, daß sich der Verf. durch die Vorliebe für Overberg und seine Lehrart in der Rechtfertigung derselben einmal zu einem auffallenden Widerspruche verleiten läßt. Als ein charakteristisches Merkmal vieler katholischen Lebensbeschreibungen und auch dieser will dem Ref. erscheinen, daß sie uns weit mehr den Menschen geben, wie er war, als wie er das, was er war, ward, so daß man mehr den Inhaber, als den Empfänger der göttlichen Gnade in ihm zu sehen bekommt. Es beruht dies auf einem Mangel von Unterscheidung zwischen Natur und Gnade zum Nachtheil der letzteren, aus welchem Mangel überhaupt das übermäßig Panegyrische so vieler Biographien herzuleiten scheint. Es gehört eben auch viel Selbsterkenntniß dazu, um den Stand eines Anderen recht zu durchschauen und die Selbstgefälligkeit findet wohl auch Nahrung im Lobe, das sie Anderen ertheilt, denn wenn man sich lebendig in einen Anderen versetzt — und das muß der Biograph thun — so nimmt man an dem Guten und Bösen, was ihm begegnet und somit auch an dem Lobe und Tadel als an etwas Eigenem Antheil. So kann sich selbst hinter der Pietät und hinter der aufrichtigen Verehrung, die man dem Verdienste zollt, heimlich die Eigenliebe einschleichen. — Eben so glaubt der Ref. an der Schreibart sonst sehr achtbarer Katholiken wahrzunehmen, daß sie zu sehr das Gepräge der Schule, der Zeit oder des eigenen Bildungsganges an sich trägt, weil man in jener Kirche an dem Buche, welches auch für die Schreibart ein stetes Muster bleiben wird, der heiligen Schrift sich zu bilden, allzusehr verabsäumt. Freilich hat diesen Nachtheil die Volkssprache noch mehr als die Gelehrtensprache erfahren.

Nochmals Dank dem Verf., daß er das Gedächtniß dieses Gerechten erhalten hat. Es bleibe auch unter uns im Segen.

Bemerkungen „über die Erzählung vom Sündenfall.“*) Vom Kirchenrath und Pastor Rußwurm zu Herrnburg.

Habe ich je ein Buch mit wahrem Vergnügen gelesen, so ist es „die Weihe des Zweiflers,“ von Herrn Consistorialrath Dr. Tholuck. Indeß so interessant mir die ganze Untersuchung und Darstellung der Kardinallehre im Christenthum geworden ist, so kann ich mich doch nicht recht in die Ansicht finden, die der verehrungswürdige und gelehrte Herr Verfasser von der biblischen Lehre vom Sündenfall in der dritten Beilage der eben genannten Schrift S. 264 ff. zweite Auflage **) aufgestellt hat. Daher erlaube ich mir seiner Ansicht und Erklärung einige Bemerkungen folgen zu lassen, um vielleicht dadurch den Herrn Doktor zu einer Revision seiner Behauptungen zu veranlassen, die nicht ohne Gewinn für das theologische Publikum ausfallen wird.

*) Vgl. die Anmerkung des Herausgebers zum Schlusse.

**) In der dritten und vierten Auflage ist hier nichts verändert.

Mit Recht nimmt der Herr Verf. an, „daß Moses die Geschichten im Pentateuch niedergeschrieben habe.“ Allein da Moses nicht als Augenzeuge erzähle, also „den geschichtlichen Stoff so alter Zeiten“ anderswoher genommen haben müsse, wir aber „nirgends erwähnt finden, daß Gott durch eine besondere Einwirkung auf den Geist jenes Religionsstifters ihm Kunde von den Begebenheiten der alten Zeit mitgetheilt habe,“ *) so werde „der Ausleger schon von vorn herein zu der Annahme geleitet, jene Erzählungen seyen Ueberlieferungen verschiedener Zeitalter, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf Mose fortpflanzten,“ so wie sie auch „an und für sich betrachtet das Gepräge und die Farbe verschiedener Zeitalter trügen. Da nun jedes Zeitalter den von ihm überlieferten Thatsachen eine eigene Farbe auftrage, so sey es die Pflicht des Historikers, diese Farbe zu unterscheiden von der Begebenheit selbst, um die Begebenheit (Thatsache) so viel wie möglich objektiv zu betrachten. Und so zeige sich auch nach angestellter Untersuchung, daß die in den ersten Capiteln der Genesis gelieferten Erzählungen das Colorit einer sehr frühen Zeit an sich trügen, einer Zeit, wo die Menschen in einfacher Kindlichkeit lebten, und ihre Ausdrucksweise, wie es der Natur kindlicher Gemüther eigen sey, sinnbildlich war.“

Hierauf könnte man erwiedern: Obgleich wahr sey, daß Moses nicht Augenzeuge der von ihm erzählten Begebenheiten war, so scheine doch nicht zu folgen, daß er seine Erzählungen aus der Tradition geschöpft haben müsse. Denn Moses darf nicht bloß als ein gewöhnlicher Geschichtschreiber betrachtet werden, sondern zugleich auch als Prophet, der mit Jehovah Umgang hatte und also auch Kunde von jenen Begebenheiten aus alter Zeit bekommen haben konnte, wenn auch nirgends dies besonders erwähnt wird. Es liegt in dem Begriff eines Propheten. Denn wie die Propheten (Seher) durch den Geist Gottes von künftigen Dingen reden konnten, so konnten sie auch von längst geschehenen reden. Der Geist, der vorwärts in die Zukunft sieht, kann auch rückwärts in die Vergangenheit sehen. Und daß Moses ein Prophet war und als Prophet angesehen seyn wollte, das sagt er nicht bloß selbst, sondern dafür wird er auch von Christo erklärt (5 Mos. 18, 15. 18., vgl. Apostelgesch. 3, 22., Matth. 11, 13.). Ja der Herr redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet (2 Mos. 33, 11.). Allein darauf soll vor der Hand kein Gewicht gelegt werden. Vielmehr kann man einräumen, daß der geschichtliche Stoff in den ersten Capiteln der Genesis aus mündlichen oder schriftlichen Ueberlieferungen genommen sey.**) Nur darf dabei nicht vergessen werden, daß Moses Wahrheit erzählen und die Sachen wörtlich so genommen haben wollte, wie sie erzählt sind. „Der Berichterstatter jener Begebenheiten,“ sagt Herr Dr. Tholuck selbst (S. 266 f.), „wollte sie ohne Zweifel als Geschichte,“ also nicht als Dichtung, nicht als „philosophischen Mythus oder philosophische Ansicht über den Ursprung des Bösen,“ sondern als etwas wirklich Geschehenes, „als ihm überlieferte Geschichte geben.“***) „Zur Annahme einer geschichtlichen Thatsache sieht man sich auch genöthigt durch die verwandten Erzählungen, die andere Völker, z. B. die Hindu, die Sinesen, Perser und Isländer vom Ursprunge des Bösen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Eichhorn's Einleitung in's A. T. 2r. Thl. S. 294.

**) Vgl. Eichhorn's Einleitung in's A. T. 2r Th. S. 294 ff.

***) Vgl. Eichhorn im Repertorium f. bibl. Litt. 4r Thl. S. 19.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 10. Juli. № 55.

Bemerkungen „über die Erzählung vom Sündenfall." Vom Kirchenrath und Pastor Rußwurm zu Herrnburg.

(Fortsetzung.)

Doch wenn nun auch als gewiß angenommen werden muß, daß Moses wirkliche Thatsachen erzählen wollte, so könnte indeß noch die Frage entstehen: waren es auch wirkliche Thatsachen, die sich ganz so zugetragen haben, wie sie den Worten nach vor uns liegen, und müssen sie buchstäblich erklärt werden? oder haben jene Erzählungen aus grauen Zeitaltern eine eigene Farbe bekommen, die man nicht für die Begebenheit selbst, sondern nur für das Kleid halten muß, in welches ein Faktum gehüllt ist?

Ist Moses ein Prophet, so dünkt mich, muß man sich für die Bejahung der ersten Frage, nämlich für die wörtliche Erklärung entscheiden. Denn wenn ein Prophet etwas als eine wirkliche Begebenheit erzählt, so will er damit nicht erklären, daß er subjektiv als Mensch diese für Wahrheit halte, sondern er fordert dafür, als für etwas, das an sich Wahrheit ist, Glauben und Anerkennung, weil er im Namen oder im Auftrag Gottes an die Menschheit für alle Zeiten redet. Ist nun ausgemacht, daß Moses, der Mann Gottes, seine Erzählung vom Sündenfall als wirklich geschehene Begebenheit, und nicht als Colorit einer Begebenheit geben und angesehen haben wollte, so müssen auch wir sie als wahre und eigentliche Begebenheit und als objektive Wahrheit annehmen und ansehen, eben weil er als Gesandter Gottes spricht, dessen Worte genommen werden müssen, wie sie dastehen. Denn wenn er auch seine Nachrichten der Hauptsache nach aus mündlichen oder schriftlichen Ueberlieferungen früherer Zeiten geschöpft haben sollte, so war es seine Pflicht, als durch Gottes Geist erleuchteter Historiker, die allenfalls den Erzählungen aufgetragenen Farben von der Begebenheit zu unterscheiden und der Nachwelt das reine Faktum, so wie es im Lichte der göttlichen Wahrheit, und nicht wie es in der Farbe eines Zeitalters erscheint, zu überliefern. Wir haben es nun nicht mit der Tradition oder mit dem, was durch Ueberlieferung auf Moses gekommen ist, sondern wir haben es mit Moses und mit dem zu thun, was er als göttlicher Gesandter uns mitgetheilt hat.

Herr Consistorialrath Tholuck aber scheint anderer Meinung zu seyn und den Wortsinn in diesen Erzählungen zu verwerfen, oder in der Erzählung vom Fall Adam's nicht ein geschichtliches Faktum, sondern nur eine bildliche Einkleidung eines Faktums zu sehen; denn er will, daß Farbe und Begebenheit jetzt noch von uns unterschieden werden soll.

Und dies ist nun vornehmlich der Punkt, der mir Licht zu bedürfen scheint, und in den ich mich nicht recht zu finden weiß, ja der selbst mit den Grundsätzen einer grammatisch-historischen Interpretation, die der Herr Verf. auf jene Erzählung angewandt wissen will, und die auch nach meiner Ansicht die allein richtige ist, nicht wohl in Einklang gebracht werden kann. Denn wenden wir die Grundsätze der grammatisch-historischen Interpretation auf die Erzählung vom Sündenfall an, so scheint ja von selbst zu folgen, daß wir das Erzählte buchstäblich nehmen und zugleich das mit berücksichtigen müssen, was sich in Beziehung auf die biblische Erzählung vom Fall des Menschen etwa aus Sagen bei anderen Völkern geschichtlich nachweisen läßt. Denn eine Interpretation wird ja nur dadurch erst grammatisch, daß sie sich an den sensus litteralis hält, oder die Rede und Sache nach den Regeln der Sprache, so wie nach dem Sinn und Inhalt, der in den Worten liegt, erklärt. Erklärt sie ferner den Schriftsteller so, wie er nach den Bedingungen des Sprachgebrauchs von seinen Zeitgenossen verstanden werden konnte und mußte, und nimmt sie auch noch dabei Rücksicht auf das, was bei anderen Völkern auf ähnliche Art von derselben Sache erzählt und als geschehen betrachtet wird, so wird sie grammatisch-historisch.

Nun steht aber deutlich da, 1) daß Gott einen Baum mitten im Garten gesetzt und den Genuß von seinen Früchten verboten hat; 2) daß die Schlange das Weib zum Essen von der Frucht reizte und verführte; 3) daß nach Uebertretung des Verbots eine Veränderung im Innern des Menschen entstand, und Scham und Furcht erweckt wurde; und 4) daß Gott Gericht hielt über den Verführer und die Verführten, und die Strafe über beide Theile, aber auch die evangelische Verheißung für die gefallene Menschheit aussprach. Dies alles konnten die Zeit-

genossen nicht anders verstehen und haben es nicht anders verstanden, als wie es der Sprachgebrauch mit sich brächte, und wie es Moses verstanden haben wollte, nämlich als wirkliche Begebenheit und Thatsache. Müssen wir nun nicht auch, wenn wir der angenommenen Erklärungsart treu bleiben wollen, das Erzählte als Wahrheit und Thatsache gelten lassen? zumal da auch die Indischen, Persischen, Sinesischen und andere Sagen (die alle ihre Abstammung aus jener von Moses niedergeschriebenen und rein erhaltenen Urgeschichte von dem Falle im Paradiese verrathen, und nur durch die Länge der Zeit und durch die gänzliche Trennung und Absonderung der Völker von den Stammgeschlechtern eine andere Gestalt erhalten haben), auf eine geschichtliche Thatsache hinweisen? — Mir scheint es so! Allein der Herr Verf. sieht, wie gesagt, das, was Moses und die Sagen erzählen, nicht als die eigentliche geschichtliche Begebenheit, sondern nur als „bildliche Schilderung an, in welcher die Menschen der frühesten Zeit ihre Ideen (von dem Sündenfall) niedergelegt hätten." Die wahre Thatsache sey das Autonomisch-werden-wollen. „Der Mensch," heißt es, „der vorher in heiliger Unschuld von keinem anderen Willen wußte, als vom Willen Gottes, trat aus dieser heraus und wollte nicht mehr das göttliche Lebensgesetz als das höchste anerkennen."

Auf diese Weise scheint aber der Herr Verf. die grammatisch-historische Interpretation zu verlassen und bei Seite zu setzen, indem er von den Worten des Ref. abgeht, und Alles, was vom Baume, von der Schlange, vom Genuß der verbotenen Frucht u. s. w. erzählt wird, nur für Colorit, das Autonomisch-werden-wollen aber für das eigentliche Faktum hält. Dadurch wird aber auch zugleich die ganze Erzählung nichts als „eine philosophische Ansicht über den Ursprung des Bösen," die zwar nicht Mose gehabt, und „seinen Zeitgenossen bekannt" gemacht habe, aber die wir nun hätten und unseren Zeitgenossen bekannt machten (nicht zu gedenken, daß der Herr Verf. dadurch mit sich selbst im Widerspruch zu stehen scheint. Denn nach S. 266. verwirft er die Ansicht der neueren Ausleger, daß die Erzählung ein philosophischer Mythus sey. Was ist aber das Autonomisch-werden-wollen der Menschheit anders, als eine als Thatsache angeschaute philosophische Behauptung?).

Darf aber „ein unbefangener Geschichtsforscher" oder Exeget, „der einmal erkannt hat, daß der Berichterstatter jener Begebenheiten sie ohne Zweifel als Geschichte geben wollte," nun was Anderes in jener Erzählung sehen, als Geschichte? Oder ist dem Exegeten erlaubt, was dem Geschichtforscher unerlaubt ist? Kann jener etwas verwischen, hinein- oder heraustragen, was dieser als heilig und unantastbar stehen lassen muß? Darf der Historiker oder der Interpret etwas, was der Geschichtschreiber (Referent) als geschichtliche Thatsache gibt, nicht für Thatsache nehmen, sondern nur für Colorit ansehen und erklären? Was hat er für Grund von der historischen Urkunde abzugehen und sich einer Ansicht hinzugeben, die keinen historischen Boden hat? Und wenn ja das, was der Erzähler als Begebenheit hinstellt, nicht als Begebenheit gelten, sondern nur als Farbe betrachtet werden soll, wer gibt uns Bürgschaft für die Wahrheit dieser Ansicht? Wo ist der überzeugende und nöthigende Beweis, daß das, was Farbe seyn soll, auch wirklich nur Farbe ist, und daß dagegen das Autonomisch-werden-wollen als das eigentliche historische Faktum angesehen werden müsse, obgleich die Urkunde nichts davon weiß, vielmehr dieser Ansicht zu widersprechen scheint? Denn die Urkunde sagt ja nicht, daß der Mensch „das göttliche Lebensgesetz nicht mehr habe anerkennen wollen, sondern daß er zur Nichtanerkennung nur wäre gereizt, und durch den Reiz wäre verführet worden." Sie setzt nicht eine schon vorhandene Neigung zur Autonomie in dem Menschen voraus, sondern sie erzählt nur, wie die Neigung dazu in den Stammeltern erregt worden, und wie sie der Erregung nachgegeben haben.

Nun kann freilich nicht geläugnet, sondern muß zugegeben werden, daß der Mensch durch dies Nachgeben autonomisch geworden ist. Allein es ist und bleibt doch ein Unterschied zwischen Absicht und Folge, zwischen autonomisch werden wollen und autonomisch geworden seyn. Von dem Wollen weiß die Urkunde nichts. Diese gibt nur die Veranlassung und die Art und Weise an, wie es zum Wollen und zur That gekommen ist.

Achtet nun die grammatisch-historische Interpretation auf diesen nicht zu verkennenden Unterschied, und hält sie sich an das Erregen einer Begierde oder eines Strebens nach Autonomie, so muß sie auch den Baum stehen lassen, der Anlaß zur Erregung und Verführung gab, und auch den Verführer stehen lassen, der durch listiges Vorhalten eines Scheingrundes die Begierde, Gott gleich zu seyn, in dem Menschen entzündete. Wollte Herr Dr. Tholuck sagen: das Erregtwerden der Begierde meine ich eben, und sehe dies als Thatsache an; der Baum selbst aber ist mir nur Einkleidung und gehört zur Farbe der Erzählung, so würde die ganze Erzählung völlig inhaltsleer erscheinen; denn wie kann man von Erregtwerden sprechen, ohne einen Gegenstand zu haben oder zu statuiren, wodurch dies geschah.

Wer oder was sollte die Selbstsucht erregen? — In der ersten Ausgabe hieß es S. 281. etwas schwankend: „Sie ließen in sich das Streben erwachen, autonomisch seyn zu wollen wie Gott;" (und zwar, wie es den Worten nach scheint, ohne Reiz, ganz aus sich selbst. Doch folgt gleich darauf:) „Die verführerische Stimme, welche zur Erregung der Selbstsucht lockte, sey die eines früher gefallenen Geistes gewesen." In der zweiten und dritten Ausgabe aber sind diese Worte und Gedanken gestrichen, und es bleibt nun ganz unbestimmt, wie und wodurch die Lust zur Autonomie entzündet ist; oder es scheint vielmehr, als ob man gar nicht an eine Reizung und Verführung von Außen durch einen früher gefallenen Geist denken solle.

Doch wir wollen die Inconsequenz mit ihren Folgen, in welche die Erklärung verfällt, wenn sie von dem sensu litterali abweicht, einmal übersehen, und die Mosaische Erzählung auf einige Augenblicke als Farbe oder als bildlichen Ausdruck betrachten, worein die Ideen vom Fall des Menschen eingekleidet seyn sollen. Wir werden finden, daß der Ansicht und Erklärung des Herr Dr. Tholuck noch manches Andere entgegen tritt, das ihre Richtigkeit zweifelhaft machen kann.

Zuerst fragt sich's: Wo schreibt sich die Erzählung vom Sündenfall, wie wir sie in der Genesis lesen, her? Ist sie von Adam ausgegangen, oder erst Jahrhunderte nach ihm entstanden?

Sehen wir sie als ein Erzeugniß späterer Zeiten an, so lassen sich zwei Fälle denken. Entweder war sie ganz erdichtet oder sie gründete sich auf ein historisches Faktum.

Für eine Erdichtung oder als ein Phantasiestück kann man sie nicht ansehen. Das verbietet uns der Ort, wo sie steht, und die Heiligkeit und Glaubwürdigkeit des Refereuten, der als legitimirter Gesandter Gottes spricht. So wenig man zugeben kann, daß Mose „jene Erzählung," wie oben schon und auch vom Herrn Dr. Tholuck selbst, bemerkt ist, „gebildet habe, um seine Ansicht über den Ursprung des Bösen seinen Zeitgenossen"

mitzutheilen, so wenig kann und darf man einräumen, daß irgend Jemand vor ihm seine Gedanken über den Ursprung der Sünde in eine ersonnene Geschichte eingekleidet habe. Wenigstens konnte und durfte Moses dem Produkte eines Dichters oder Philosophen, das nicht als subjektive Ansicht, sondern als objektive Begebenheit hingestellt, also im Grunde nichts Anderes als ein frommer Betrug war, durch die Aufnahme in die Genesis, die offenbare und wahre Geschichte enthalten sollte, den Stempel der Wahrheit nicht aufdrücken. „Ist es wohl (sagt Eichhorn im Repertorium f. b. u. m. L. 4r Th. S. 194.) der Würde der Gottheit angemessen, daß sie in ein Buch, das so unläugbare Spuren des Ursprungs von ihr (also des göttlichen Ursprungs) enthält, ein mythologisches (erdichtetes, fabelhaftes) Fragment einrücken ließ? Konnte sie demselben einen Platz in ihrer Offenbarung verstatten, das entweder mit Unrichtigkeiten durchmengt, oder ganz falsch ist?" Dazu kommt, daß auch nicht „eine Spur von dem Wunderbaren" darin zu finden ist, „das sonst das Wesen der Erzählungen ausmacht, die in das Reich der Fabelgeschichte gehören!"

Man kann's der Erzählung auch ansehen, daß sie es nicht darauf angelegt hat zu täuschen, sondern mit aller Aufrichtigkeit Wahrheit geben will, da sie in so kindlicher Einfalt und ungekünstelter Sprache dargelegt ist.

Auch schon darum kann sie nicht wie ein Mährchen von einem späteren Nachkommen Adam's ersonnen seyn, weil sich Sagen unter den verschiedenartigsten und von den Urstämmen ganz entfremdeten Völkern vorfinden, die bei allem ihren trüben Wasser, das sie enthalten, doch auf eine und dieselbe Urquelle hindeuten, die aber für sie und zu ihnen nicht geflossen seyn könnte, wenn bloß ein dichterischer oder philosophischer Kopf in späteren Jahrhunderten unter dem Volke, aus welchem Abraham stammte, seine Gedanken oder Philosopheme in diese bildliche Erzählung gehüllt hätte. Denn wie sollte etwas, das plötzlich hervortritt, ohne daß man weiß, wie und woher? und von dem man früher nichts gehört hatte, als heilige, wahre Geschichte von allen angenommen und erhalten, und noch dazu in die verschiedensten und entlegensten Gegenden der Welt gedrungen und verbreitet seyn? Es wäre schwer zu denken, wie Chinesen und Isländer, so wie Hindu und Parsen, die mit den zurückgebliebenen Stämmen im heiligen Lande in keiner Verbindung mehr standen, ähnliche und verwandte Erzählungen vom Ursprunge des Bösen haben könnten, wenn nicht schon vor der Sündfluth eine geschichtliche Thatsache auf Noah gekommen, und nach der Sündfluth in der Noachischen Familie, von welcher die Bevölkerung in alle Theile der Erde ausging, bewahret und von den Enkeln in ihre weiten und fremden Wohnsitze mitgenommen wäre. Dies gesteht auch der Herr Verf. selbst zu, indem er (S. 267. vgl. mit S. 280.) sagt: Der Geschichtsforscher kann es nicht für etwas Zufälliges halten, daß die Sage der Hindu, der Sinesen, der Parsen, der Isländer, verwandte Erzählungen vom Ursprunge des Bösen haben, vielmehr sieht er sich zur Annahme einer geschichtlichen Thatsache genöthigt, welche die Quelle der Sagen so verschiedener Völker über den Sündenfall ist; oder wie es S. 278. in der ersten Ausgabe heißt: Gegen einen philosophischen (oder poetischen) Mythus spricht entschieden der Umstand, daß dieselbe Erzählung, wie sie hier Moses gibt, den Grundzügen nach bei allen Asiatischen Völkern sich findet. Wer wollte sagen, daß einzelne Denker unter den verschiedensten Völkern, unter den Hindu und Normannen, unter den Parsen und Griechen darauf gefallen seyen, grade dies Problem des Bösen zu lösen, und daß sie, unter den verschiedensten Zonen, auf keinen anderen Ausweg als auf dies Kindermährchen gerathen seyen?

Liegt aber nun unserer Erzählung ein historisches Faktum zu Grunde, so konnte das Faktum nur allein von Adam selbst seinen Nachkommen erzählt und mitgetheilt seyn. Denn Niemand konnte wissen, wie Adam aus der Hand des Schöpfers gegangen und zum Fall gekommen war, als er selbst, da er ja nur allein mit Eva im Paradiese war. Und das, was Adam seinen Kindern und Enkeln und Ur-Urenkeln erzählte und dann durch alle Generationen Jahrhunderte lang von Mund zu Mund ging, konnte und wurde auch wohl so rein und unverfälscht in den Stammlinien aufbewahrt und erhalten, wie wir es in der Genesis verzeichnet finden. Denn erstlich mußte ja den Nachkommen Adam's, die unter dem Namen der Kinder Gottes bekannt sind und nicht bloß in Gemeinschaft mit einander blieben, sondern auch, wie wir zu denken genöthigt sind, fort und fort im Lichte der göttlichen Offenbarung wandelten, so daß ihnen das Bewußtseyn von ihrem Verhältniß zu Gott noch rein erhalten blieb, und sie also auch für jene Erzählung ein Kriterium der Wahrheit hatten, — diesen mußte, sage ich, das Fallen des Urstammvaters aus dem Stande der Unschuld in die Sünde überaus wichtig und merkwürdig, und die Nachricht davon ehrwürdig und heilig seyn, so daß sie kein Wort davon verloren gehen ließen, sondern Alles wörtlich, ohne Zusätze und Weglassungen, von einem Geschlechte auf das andere fortpflanzten und als ein unverletzliches Heiligthum im Gedächtnisse und im Munde so lange treu bewahrten, bis es endlich schriftlich aufgezeichnet wurde. Und dann läßt sich die Reinheit und Integrität der Erzählung aus der historisch begründeten Erfahrung annehmen und voraussetzen, daß Völker, die keine Schriftsprache haben, sich genau an das, was ihnen erzählt wird, halten. So oft sie etwas wiedererzählen, so tragen sie es mit denselben Worten vor, wie sie es gehört und empfangen haben. Diese Bemerkung und Erfahrung kann man noch zu unseren Zeiten selbst unter uns bei Leuten auf dem Lande machen, die nicht schreiben können, und wenig oder nichts lesen, und arm an Worten und Ausdrücken sind. Was sie hören, das fassen sie wörtlich auf, und erzählen es in der Regel treu mit denselben Worten wieder nach.

Ist nun gleich die Erzählung vom Sündenfall durch so viele Jahrhunderte nur mündlich fortgepflanzt worden, und sollte man der Vermuthung Schlözer's (im ersten Theile seiner Weltgeschichte S. 125.), daß „die lange Urwelt zweifelsohne schon Schreibkunst hatte," auch nicht beistimmen können, so darf man doch zuversichtlich annehmen, daß „in der ältesten Welt bei der großen Lebenslänge der Menschen wildes Wasser nicht so leicht in die historische Quelle strömen konnte." (S. Eichhorn's Einleitung in's A. T. 2r Th. S. 295.) Denn Adam lebte noch über 200 Jahre mit Methusalah und über 50 Jahre mit Lamech, und Sem hat nicht bloß seinen Großvater Lamech, sondern auch seinen Urgroßvater Methusalah noch gekannt und gesprochen. Ueber Alles, was im Paradiese vorgefallen war, konnten daher Methusalah und Lamech unmittelbar von Adam genaue Nachricht erhalten, und Noah und Sem wieder unmittelbar von Lamech und Methusalah. Und wenn nun ja hin und wieder etwas Unrichtiges in die Geschichte vom Fall sich hätte einschleichen wollen, so konnte dies leicht von Adam selbst noch, und nach Adam von Methusalah und Lamech wieder berichtiget und verbessert werden, so daß die Erzählung unverfälscht vor der Sündfluth auf Noah und Sem übergehen, und nach der

Sündfluth von Noah und Sem auch noch rein und unvermischt an ihre Nachkommen bis auf Abraham und Jakob überliefert werden konnte. Denn Sem lebte noch 36 Jahre nach Jakob's Geburt. War nun gar die Geschichte des Sündenfalls zur Zeit Abraham's, wie sich nicht bloß vermuthen, sondern fast historisch gewiß nachweisen läßt, bei der schon vorhandenen Schreibekunst schriftlich in Umlauf, so konnte sie um so weniger verfälscht oder umgekleidet werden. So, denke ich, kann man die Sache ansehen.

Hat nun diese Vorstellung, wie mir dünkt, Grund, so scheint von selbst zu folgen, daß die Erzählung, wie sie von Adam ausgegangen ist, durch die Länge der Zeit durchaus nichts von ihrer ursprünglichen Gestalt verloren, oder, daß kein „Zeitalter den ihm überlieferten Thatsachen eine eigene Farbe aufgetragen" haben kann; daß also die Begebenheit selbst nicht im geringsten verwischt oder verunstaltet, sondern in ihrer Urgestalt als ein ehrwürdiges Heiligthum von einem Zeitalter dem anderen übergeben ist.

Aber dagegen könnte man wieder muthmaßen und einwenden: Wenn auch die verschiedenen „Zeitalter den von ihnen überlieferten Thatsachen kein eigenes Colorit" gegeben haben sollten, so könnte wohl Adam selbst, was mit ihm im Innern vorgegangen war, „in eine bildliche Schilderung niedergelegt haben."

Bei der Beleuchtung dieser möglichen Gegenrede werden wir zweitens auf neue Schwierigkeiten stoßen, welche die vom Herrn Dr. Tholuck aufgestellte Hypothese aus dem Wege räumen muß, wenn sie sich als wahr behaupten will.

Soll Adam selbst den Ursprung oder verborgenen Entwickelungsgang der Sünde in ihm symbolisch dargestellt haben, so scheint mir das über die „einfache Kindlichkeit, worin die ersten Menschen lebten," weit hinauszugehen, und schon einen so hohen, gebildeten, philosophischen Geist zu verrathen, wie man ihn wohl in Adam nach dem Fall nicht suchen darf. „Das Streben außer Gott, und sich selbst Gesetz des Lebens zu seyn," — diesen inneren Akt seines Willens, diesen abstrakten Begriff von dem Ursprung des Bösen in sich selbst in eine solche Erzählung zu fassen, wie sie vor uns liegt, und die im Grunde ganz erdichtet und also wörtlich ohne Wahrheit wäre, dies scheint mir unmöglich und unnatürlich zu seyn. Auch gewinnt diese einfache, für sich selbst sprechende Geschichte, wie sie uns die Bibel gibt, durch die Annahme einer bildlichen Bezeichnung oder Erdichtung in dem Munde Adam's nicht bloß eine ganz erkünstelte, sondern auch lügenhafte Gestalt. Oder kann man das natürlich und einfach finden, daß „das Streben, sich selbst Lebensgesetz zu seyn," unter dem Bilde eines Baums der Erkenntniß Gutes und Böses vorgestellt seyn soll? — Und wie konnte Adam etwas, das in ihm vorgegangen war, außer sich setzen, und die Erkenntniß und Erfahrung, die er vom Guten und Bösen erlangt hatte, in dem Genuß einer verbotenen Baumfrucht suchen oder denken lassen wollen, wenn doch kein solcher Baum da gewesen und kein Verbot vorhanden war? Wie konnte er den Grund seines Abfalls einer Schlange zuschreiben, wenn ihn doch keine Schlange gereizt und er ohne Verführung von Außen aus eigenem Antriebe nur gewollt hatte? Dies wäre ja in seinem Munde reine Erdichtung und offenbare Unwahrheit, wodurch seine ganze Nachkommenschaft hintergangen und belogen wurde? Denn keinem Einzigen konnte es einfallen, daß in der Erzählung Adam's nicht eine wirkliche Begebenheit, sondern nur die Farbe einer Begebenheit bezeichnet werden sollte, oder daß Adam nicht von einem Baum der Erkenntniß Gutes und Böses genossen, sondern nur das Böse und Gute in und an sich selbst habe erkennen und erfahren wollen. Vielmehr wird Jeder die ganze Erzählung so genommen und verstanden haben, wie sie wörtlich in der Genesis steht.

Und so, scheint es mir, muß sie auch genommen werden. Denn gehen wir von der wörtlichen Erklärung ab, d. h. nehmen wir keinen Baum an, von welchem Adam nicht essen sollte, und war also den ersten Eltern nichts verboten, so konnten sie auch nicht sündigen, und nicht zum Bewußtseyn der Sünde kommen. Denn Gott hatte den Menschen gut erschaffen und ihm seinen Geist mitgetheilt. Also konnte Adam nichts Anderes wollen, als was Gott selbst, oder sein Geist wollte, der in dem Menschen war. Denn wo nur Ein Geist ist, da kann auch nur Ein Wille seyn. Und wo ein göttlicher, heiliger Geist ist, da muß auch ein göttlicher, heiliger Wille seyn. Und in dieser Uebereinstimmung des Willens Adam's mit dem göttlichen Willen lag auch zugleich selige Unschuld, und in dieser seligen Unschuld, „in welcher er von keinem anderen Willen, als vom Willen Gottes wußte und wissen konnte," würde er auch geblieben seyn, und es sich nie haben einfallen lassen können, aus derselben herauszutreten oder autonomisch zu werden, wenn er nicht äußerlich dazu gereizt und veranlaßt worden wäre. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Als ich meinem Bruder, dem Pastor R. zu Selmsdorf, diesen Aufsatz vorlas, bemerkte er Folgendes:

„Wenn nichts Aeußeres gegeben war, so konnte der Teufel gar nicht versuchen, der selbst etwas Aeußeres werden mußte, eine Schlange, um als solche den Versuch zu machen. Wollte er auf den Menschen wirken, so mußte Sünde da seyn. Denn die Sünde allein ist das Element, worin der Teufel lebt und wirkt. Daher mußte er die Sünde dem Menschen selbst zum Ziel stellen, als ob dieselbe etwas, ein Gut in sich, wäre, und daher zur Sünde reizen durch Sünde, d. h. durch ein äußeres negativ gegebenes Mittel zur Erreichung eines negativen Guts oder durch Mißbrauch des Baums zur Realisirung eines Undings — einer Lüge, also der Sünde selbst. Nach Erlangung dieses negativen Guts oder Undings, d. h. nach gethaner Sünde, sprach der Mensch mit Recht: Die Schlange betrog mich.

Sie betrog, a) indem sie das außer uns setzte, was in uns war, das Bild oder Wort Gottes; b) indem sie das in uns setzte, uns einbildete, was außer uns war, — sich selbst und den Baum, der uns allerdings ein Baum der Erkenntniß des Guten, das wir verscherzt haben, des Bildes und Wortes, Gottes, dem wir schon von Natur gleich waren, und des Bösen, das wir nun widernatürlich und unbegreiflich aufgenommen in uns, der Schlange und ihrer Lüge und ihres Lügenbaums.

Somit, durch dieses Erkenntniß und Bekenntniß des Bösen und Guten, war der Weg zum Fluch und Segen, und zum Glauben und Unglauben an das Evangelium gebahnet. Adam glaubte nun. Daher Gott der Herr mit Recht sprechen konnte: Siehe, Adam ist geworden, als unser Einer, nämlich der ewige Mensch, zweite Adam, Christus, im Glauben.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische
Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 13. Juli. № 56.

Bemerkungen „über die Erzählung vom Sündenfall." Vom Kirchenrath und Pastor Rußwurm zu Herrnburg.

(Fortsetzung.)

Ja, da er nur Einen Geist hatte, und der Eine Geist nicht zwei Willen oder einander widersprechende Verlangen erregen konnte, so mußte Adam auch Alles für gut und heilig oder übereinstimmend mit dem Willen Gottes halten, so lange er nur die Befehle und Wirkungen des in ihm wohnenden Geistes achtete, fühlte und befolgte. Wodurch hätte er aber nun erkennen und sich überzeugen können, daß das, was er dachte, wollte und that, wider den Willen Gottes oder böse sey? Zu dieser Erkenntniß konnte er nur kommen, wenn Gott zur Prüfung ihm etwas verboten, oder, wie es in der Urkunde heißt, gesagt hatte: Davon sollst du nicht essen! *) Wo kein Verbot ist, da kann auch keine Uebertretung statt finden, oder Sünde als möglich gedacht werden. Denn Sünde entsteht ja nur erst durch Uebertretung eines Gebots, und das Verbot gibt auch nur erst Veranlassung zum Ungehorsam. Nitimur in vetitum! hieß es vor dem Fall wie nach dem Fall. Die Sünde erkennen wir nicht ohne Gesetz, sagt Paulus (Röm. 7, 7 ff.). Ohne Gesetz ist die Sünde todt! Durch das Gebot wird die Sünde erst lebendig und erkannt!

Hätte Gott nicht zur Prüfung den Baum des Erkenntnisses in's Paradies gesetzt; hätte er nicht gesagt: Du sollst nicht davon essen, so würde Adam, wenn er auch davon gegessen hätte, doch nicht gesündiget haben, eben weil er ja von keinem Verbote wußte und der Genuß davon nicht wider Gottes Willen gewesen wäre. Aber da Gott gesagt hatte, und (wenn Adam geprüft werden und erkennen sollte, ob er an dem Worte halten und in der Wahrheit bestehen würde), sagen mußte: Du sollst nicht davon essen, nun wurde es dem Adam gewissermaßen erst möglich gemacht, den Willen Gottes bei Seite zu setzen, und zu erfahren, daß er gesündiget habe.

Ist das bisher Gesagte richtig, so scheint sich von selbst zu ergeben, daß wir in der Erzählung vom Sündenfall keine bildliche Bezeichnung und Ueberlieferung vor uns haben, sondern wirkliche Begebenheit und wörtliche Thatsache, nicht Farbe; oder mit anderen Worten, wir können annehmen und versichert seyn, daß nicht bloß das corpus delicti, der Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses, gewiß und wahrhaftig im Paradiese zur Prüfung stand, und der Genuß seiner Frucht den Ureltern verboten war, sondern daß auch eine Schlange sie zum Essen der verbotenen Frucht reizte, daß sie, den listigen Vorspiegelungen folgend, von dem Baume aßen, und durch den Genuß in die Sünde fielen, voll Scham und Furcht ihren Ungehorsam fühlten und von Gott verhört und bestraft wurden. Denn wenn das Eine wörtlich genommen werden muß, so auch das Andere.

Zwar muß dabei zugegeben und kann nicht bezweifelt werden, daß die ersten Eltern in die (ihnen vorausgesagte) „Erkenntniß des Guten und Bösen eingegangen" sind, und leider an sich mehr als zu wahr erfahren haben, was gut und böse sey, da sie vorher in ihrer Unschuld das Böse noch nicht kannten und nicht kennen konnten, aber es kann auch nicht geläugnet und bezweifelt werden, daß sie eben unter dem Baume und durch die List der Schlange zu dieser Erkenntniß und Erfahrung gebracht wurden. Auch bleibt gewiß, daß die Sünde zuerst im Innern der Seele mit begehrlicher Lust, Gott gleich zu seyn, anfing, aber auch gewiß, daß diese Lust nicht von selbst ohne äußere Veranlassung in der Seele entstand, sondern erst von Außen her durch die glatte Rede der Schlange veranlaßt und erregt, und darauf an dem Baume durch die That vollbracht und vollendet wurde.

Uebrigens bin ich mit dem Herrn Verf. ganz einverstanden, und Niemand wird ihm mit Grund widersprechen können, daß das „Elend, das durch den Sündenfall verbreitet worden, nicht von einer leiblichen Einwirkung des Baums auf den Menschen abgeleitet werden kann. *) Denn läge der Grund des Verder-

*) Alle vernünftigen Geschöpfe müssen geprüft werden oder ein Verbot erhalten. Auch der Teufel, der als ein guter Engel von Gott erschaffen ist, muß geprüft oder an ein Wort, das Gott zu ihm sprach, gebunden gewesen seyn, sonst hätte Christus nicht sagen können: Er ist nicht bestanden in der Wahrheit. Joh. 8, 44.

*) Vgl. z. B. Eichhorn im Repertor. 4r Th. S. 201 f. und 203.

bens bloß in einer leiblichen Zerrüttung, so wären zur Heilung auch nur leibliche Mittel nöthig. Die Sünde ist innerlich, im Geiste und Willen, vorgegangen, und also geistigen, nicht leiblichen Ursprungs. Die Frucht des Baums, wenn sie auch noch so giftiger Natur war, konnte keinen verderblichen und zerstörenden Einfluß auf den Geist, höchstens nur auf den Leib und etwa auf die mit dem Leibe verbundenen Organe des Geistes haben und zeigen. Doch bin ich der Meinung, daß der Baum (mochte er immerhin ein Giftbaum, ja selbst der Boa Upas, gewesen seyn, oder die Eigenschaften der Aqua tofiana gehabt haben, deren Wirkungen auf Jahre hinaus berechnet und bestimmt, und nach Belieben verschoben und beschleunigt werden können,) die ersten Menschen nicht würde getödtet haben, wenn sie ohne Verbot davon gegessen hätten. Denn Adam, der wegen des göttlichen Geistes auch göttlicher Natur war, und in der Gemeinschaft, in welcher er mit Gott stand, auch Leben aus Gott (physisch und moralisch) hatte, hätte eben so gut Tödtliches essen können, ohne zu sterben, als die Apostel nach der Verheißung des Herrn ohne Schaden sollten Tödtliches trinken können. Der leibliche Tod ist nur eine Folge des erstorbenen und verlorenen Lebens aus Gott und in Gott, — des geistlichen Todes oder der Sünde; der Sünde Sold. Wo also keine Sünde ist, da ist auch kein Tod, weder leiblich noch geistlich, wie wir an Jesu Christo sehen.

Nach diesen oben angeführten Instanzen gegen die in Rede stehende Ansicht und Erklärung des Herrn Dr. Tholuck gehen wir zu einigen anderen über, die aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur kurz angedeutet und dem geneigten Leser zur weiteren Auseinandersetzung und Anwendung auf den vorliegenden Fall überlassen werden sollen.

Die Ansicht des verehrten Herrn Verf. scheint mir auch darum nicht die richtige zu seyn,

a) weil, wenn sie als allgemeines Erklärungsprincip angenommen und auf Alles, was historisch dunkel ist, angewandt wird, der größte Theil der Erzählungen im A. und N. T. verdächtig und zweifelhaft erscheinen würde. Denn steht es uns frei, hier in der Geschichte des Sündenfalls von den Worten abzugehen, und nur Colorit, nicht wahre Begebenheit anzunehmen, so können wir eben so gut bei Allem, was uns nicht recht einleuchten und zusagen will, z. B. in den Nachrichten von der Schöpfung der Welt und des Menschen, von der Sündfluth, von der geheimnißvollen Schrift an der Wand und den im Feuer erhaltenen Männern, von der Empfängniß Christi, von der Ausgießung des heiligen Geistes u. s. w., die wörtliche Erklärung fahren lassen und nur an bildliche Darstellungen und Ausschmückungen denken. Solche Consequenzen, die ungesucht von selbst hervorgehen, will aber der gelehrte und würdige Herr Verf. gewiß nicht gemacht haben.

Die aufgestellte Ansicht, nach welcher kein Baum, kein Verbot und keine Schlange Anlaß zum Abfall gegeben haben, sondern alles dies nur bildliche Bezeichnung und Schilderung seyn soll, kann darum wohl nicht die richtige seyn, weil

b) mehrere Aussprüche Jesu und der Apostel, die unwidersprechlich auf die wörtliche Erzählung Mosis sich beziehen, ja dieselbe bestätigen und erklären sollen, ganz hohl dastehen und unwahr werden würden.

Paulus z. B. spricht nicht von einer bildlichen Schilderung und Ueberlieferung, sondern von Thatsachen. Er spricht von einer Schlange und von Verführung durch Arglistigkeit. Ὁ ὄφις Εὔαν ἐξηπάτησεν ἐν τῇ πανουργίᾳ αὐτοῦ (2 Cor. 11, 3., vgl. 1 Tim. 2, 14.) — grade so wie die Mosaische Urkunde. Es ist also kein Zweifel, daß Paulus die Geschichte nicht bloß im Auge gehabt, sondern ganz wörtlich genommen und verstanden hat. Hat aber Paulus in der Mosaischen Erzählung kein Bild und keine bildliche Bezeichnung, sondern buchstäbliche Wahrheit und wirkliche Thatsache gefunden, so können und dürfen wir dem Apostel so wenig widersprechen, als er dem ersten Referenten widersprochen hat. Nimmt er eine wirkliche Schlange an, welche die Eva verführt hat, so müssen wir auch eine wirkliche Schlange annehmen und sie als die Verführerin des Weibes ansehen, nicht bloß weil es Moses, sondern auch weil es Paulus sagt, der als Apostel den Geist des Herrn hatte, und wissen konnte und mußte, was Wahrheit ist. Müssen wir aber die Schlange, welche in der Verführungsgeschichte die Hauptrolle spielt, stehen lassen, so müssen wir auch in dem Baum einen wirklichen Baum sehen und das an denselben gebundene Verbot Gottes voraussetzen, ohne welches die Schlange nicht zur Verführerin hätte werden und Eva nicht hätte sündigen können.

Nun hätten wir freilich sowohl nach Moses als nach Paulus weiter nichts als eine Schlange. Und der Geschichtsforscher darf auch nichts weiter sehen als eine Schlange. Selbst der Exeget darf die Schlange nicht wegexegesiren oder nach Gutdünken erklären wollen. Aber er kann zusehen, ob nicht andere Stellen der heiligen Schrift (welche wegen des Einen Geistes, der darin weht, Ein geschlossenes Ganze ausmacht), Licht über die Schlange verbreiten. Und den besten Commentar, wodurch das Dunkle aufgehellt wird, finden wir in einem Ausspruch des Herrn selbst. Denn Joh. 8, 44. sagt Jesus zu den Juden: Ihr seyd von dem Vater dem Teufel. Derselbige ist ein Mörder von Anfang und ist nicht bestanden in der Wahrheit. Er ist ein Lügner und Vater der Lügen.

Daß Jesus an nichts Anderes dachte, als an das, was in der Genesis von der Schlange und der Verführung, und von dem nach der Verführung erfolgten Tod erzählt wird, und daß er also auch die wörtliche Erzählung aus dem Paradiese als wahr und richtig bekräftigt hat, das ist keinem Zweifel unterworfen; aber auch das ist nach der eigenen Erklärung Jesu nicht zu bezweifeln, daß jene Schlange der Teufel war, oder daß der Teufel die Schlange zum Werkzeug der Verführung gebraucht und durch die Verführung zur Sünde den Tod über die ersten Menschen und ihre Nachkommen gebracht hat. Denn Christus nennt ihn ausdrücklich den Mörder (des Menschengeschlechts) von Anfang, den Vater der Lügen, in dem keine Wahrheit ist.

Und wie Christus die Schlange erkläret und sie als das Werkzeug des Teufels angesehen hat, so auch sein vertrautester Jünger Johannes, der im Gesichte sah, wie ausgeworfen ward der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet.

Ob übrigens Adam und Mose in der Schlange schon den Teufel geahndet oder erkannt haben, das kann uns hier ganz gleichgültig seyn! Wir halten uns an das Wort und die Deutung Christi. Das ist uns genug!

Der Tholuckschen Ansicht können wir

c) darum nicht beistimmen, weil das Protevangelium verloren gehen würde, das wir, als von Gott ausgesprochen, voraussetzen müssen, weil sonst der gefallene Mensch in seinem ganzen Leben nie wieder froh hätte werden können, wenn er das durch seine Schuld über sich und seine ganze Nach-

kommenschaft gebrachte Elend überdachte und sich nicht die geringste Hoffnung auf Erlösung machen durfte.

Zwar wollen Viele jene etwas geheimnißvoll scheinende Andeutung nicht für ein Evangelium gelten lassen. Sie sagen, wie konnte das Trost und Hoffnung zur Aufhebung des großen Verderbens geben, was so dunkel und unverständlich unserem Ahnherrn vorkommen mußte. Bei den ausgesprochenen Worten konnte er nicht an einen künftigen Erretter oder Gutmacher denken. — Allein, was uns so dunkel scheint, das konnte den ersten Eltern wohl ganz klar und deutlich seyn! Es läßt sich recht gut als möglich, ja wahrscheinlich und nothwendig denken, daß Gott den Gefallenen mehr Trost gesagt und geoffenbaret hat und haben mußte, als uns in der Urkunde aufbewahrt ist. Alle Worte, die im Paradiese gesprochen sind, werden nicht völlig auf uns gekommen seyn. Genug, daß wir die Hauptmomente haben.

Daß aber die ersten Eltern mehr von dem Evangelio wußten, als Manche sich vorstellen, das erhellt aus Cap. 4, 1., wo Eva bei der Geburt Kain's sprach: Ich habe den Mann, den Herrn, oder den (verheißenen) Mann des Herrn erlangt oder bekommen — קניתי.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(China.) Dr. Morrison in Canton hat ein merkwürdiges Dokument aus China mitgetheilt, ein öffentliches Ausschreiben des gegenwärtigen Chinesischen Kaisers, bekannt gemacht durch das ganze Reich an einem Bußtag. Folgendes ist eine treue Uebersetzung:

Gebet um Regen, geschrieben von Sr. Kaiserl. Majestät, Taukwang, und dargebracht am 28sten Tage des 6sten Monats des 12ten Jahres seiner Regierung (den 25. Juli 1832).

„Kniend ist hiebei eine Denkschrift überreicht, um gnädiges Gehör zu erlangen.

O, ach! Kaiserlicher Himmel! wäre nicht die Welt von außerordentlichen Umwälzungen betroffen, ich würde nicht wagen, außerordentliche Huldigungen darzubringen. Aber dies Jahr ist die Dürre ganz ungewöhnlich. Der Sommer ist vorüber und kein Regen ist gefallen. Nicht nur der Ackerbau und die menschlichen Wesen fühlen das schreckliche Unglück, sondern auch große und kleine Thiere, Kräuter und Bäume hören fast auf zu leben.

Ich, der Diener des Himmels, bin über die Menschheit gesetzt, und bin verantwortlich für die Ordnung der Welt und die Ruhe des Volkes. Obgleich es jetzt unmöglich für mich ist, mit Gemüthsruhe zu schlafen oder zu essen, obgleich ich vor Kummer vertrocknet bin und vor Angst zittere, doch trotz Allem ist kein kräftiger und reichlicher Regen erlangt worden.

Schon einige Tage fastete ich und brachte reiche Opfer auf den Altären der Götter des Feldes und Getreides, und hatte zu danken für Ansammlung von Wolken und leichte Schauer, aber nicht genug, um Freude zu erregen.

Aufblickend erwäge ich, daß des Himmels Herz Wohlwollen und Liebe ist [ein Chinesisches Sprüchwort]. Die einzige Ursache ist die täglich tiefere Schrecklichkeit meiner Sünden; aber wenig Aufrichtigkeit und wenig Andacht. Darum bin ich unfähig gewesen, des Himmels Herz zu rühren und überschwengliche Segnungen herniederzubringen.

Nachdem ich ehrerbietig die Reichsgeschichte erforscht habe, finde ich, daß im 24sten Jahre Kienlong's, meines Kaiserlichen Ahnherrn, der hohe, ehrwürdige und reine Kaiser, ehrerbietig eine große Schneefeier vollzog. Ich fühle mich durch zehntausend Erwägungen angetrieben, aufzublicken und den Gebrauch nachzuahmen und mit bebender Sorge schnell den Himmel anzugehen, mich selbst zu prüfen und meine Irrwege zu betrachten; indem ich aufblicke und Gnade zu erlangen hoffe.

Ich frage mich selbst, ob ich beim Opferdienste unehrerbietig gewesen bin? — ob Stolz und Verschwendung, unbeachtet aufkeimend, in meinem Herzen Platz gegriffen haben, oder nicht? — ob ich in der Länge der Zeit lässig in Besorgung der Reichsangelegenheiten geworden, und unfähig gewesen bin, die ernste Sorgfalt und die ausdauernde Anstrengung, die sie erfordern, auf sie zu verwenden? — ob ich unziemliche Worte geäußert und Tadel verdient habe? — ob vollkommene Unpartheilichkeit bei Verleihung von Belohnungen oder Verhängung von Strafen erreicht worden ist? — ob ich bei Errichtung von Mausoleen und Anlegung von Gärten das Volk bedrängt und Eigenthum verschwendet habe? — ob ich bei Anstellung von Beamten Mißgriffe in der Wahl tüchtiger Männer gemacht habe und dadurch die Regierungshandlungen dem Volke verächtlich und beschwerlich geworden sind? — ob Strafen ungerecht verhängt worden sind oder nicht? — ob die Unterdrückten keinen Weg zu Beschwerden gefunden haben? — ob bei Verfolgung heterodoxer Sekten nicht die Unschuldigen mit hineingezogen worden sind? — ob die Obrigkeiten das Volk mißhandelt und sich geweigert haben, auf seine Angelegenheit zu achten? — ob bei den mehrmaligen Kriegen an der Westgrenze etwa die Schrecken des Menschenmordes statt gefunden haben, um Kaiserliche Belohnungen zu erlangen? — ob die Unterstützungen an die verunglückten südlichen Provinzen gehörig ausgetheilt wurden, oder man das Volk in den Graben sterben ließ? — ob die Bemühungen, die empörerischen Bergbewohner von Hunan und Canton zu Paaren zu treiben oder zur Ruhe zu bringen, gehörig geleitet wurden, oder ob sie dazu führten, die Einwohner wie Koth oder Asche zu zertreten? — An alle diese Punkte, auf welche sich meine Sorge richtete, muß ich das Bleiloth legen und ernstlich suchen, was übel ist, gut zu machen, und dabei mich erinnern, daß Fehler vorhanden seyn mögen, auf welche meine Ueberlegungen nicht gekommen sind.

Niedergestreckt flehe ich den Kaiserlichen Himmel, Hwang Tien, an, meine Unwissenheit und Thorheit mir zu verzeihen und mir Selbsterneuerung zu gewähren; denn Myriaden des unschuldigen Volkes sind getroffen durch mich, den einzelnen Mann. Meiner Sünden sind so viel, es ist schwer, ihnen zu entgehen. Der Sommer ist vorüber, der Herbst ist gekommen; länger zu warten ist wirklich unmöglich. Das Haupt schlagend, flehe ich den Kaiserlichen Himmel an, zu eilen und gnädige Befreiung zu schenken — einen schleunigen und göttlich wohlthätigen Regen, des Volkes Leben zu retten und einigermaßen meine Vergehungen zu sühnen. O, ach! Kaiserlicher Himmel! blicke auf diese Dinge! o, ach! Kaiserlicher Himmel! sey ihnen gnädig! Ich bin unaussprechlich bekümmert, beunruhigt und erschrocken. Ehrerbietig ist diese Denkschrift überreicht."

Den Gebieter über den dritten Theil aller Erdenbewohner, den Beherrscher eines Reichs, an dessen Ostgrenze es fünf Stunden früher Tag wird als an der Westgrenze, vor den Ohren seines Volkes so ungeschminkt seinen Schmerz und seine Reue aussprechen zu hören, ist wahrhaft Ehrfurcht gebietend, wenn er auch zu einem falschen Gotte betet. Der lebendige Gott, der diese Noth über sein Land gesendet, hört alle Geschöpfe seiner Hand, wenn seine Gerichte ihren Zweck ausgerichtet haben. Die Zeit scheint gekommen zu seyn, wo auch in China das Evangelium mit Kraft gepredigt werden soll. Nach einer allgemeinen Sage hat Kong-fu-tse oftmals die Worte ausgesprochen: Si-fang-gew-sching-jin, d. i. im Abendlande findet man den wahren Heiligen. Diese Weissagung hat im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dem Buddhismus in China den leichten Eingang verschafft und den größten Theil des Volks ihm unterworfen. Dieselbe Sage wird auch die Einführung des Christenthums begünstigen. Schon ist es in der Nähe Pekings furchtlos gepredigt worden und der Beweis ist geliefert, daß kein unübersteigliches Hinderniß vorhanden ist. Gützlaff erzählt in dem Tagebuch seiner Reise längs der Chinesischen Küste: Nachmittags den 22. September 1831 fuhren wir am linken Ufer des Flusses Pe-ho an einem Haine vorüber, der ein Lustort des Kaisers Kienlong gewe-

sen seyn soll, jetzt aber ein wildes Dickicht ist. Am entgegengesetzten Ufer bemerkten wir eine Hütte mit einem Schild und der Ueberschrift in großen Buchstaben: „Götzen und Buddhas aller Art werden hier neu gemacht und reparirt.“ Die Scene, als wir uns Tien-tsin (der Hafenstadt Pekings) näherten, wurde sehr lebhaft. Eine große Menge Boote und Junken, die fast den Weg versperrten und Schaaren Volks am Ufer kündigten einen ansehnlichen Handelsplatz an. Nachdem wir mit großer Schwierigkeit durch die von allen Seiten drängenden Schiffe durchgekommen waren, ankerten wir zuletzt in der Vorstadt und wurden mit dem muntern Schall der Gong begrüßt. Ich glaubte unter diesen Leuten ganz fremd zu seyn und war daher erstaunt, die Augen Vieler sogleich auf mich gerichtet zu sehen. Meine ärztlichen Kenntnisse wurden bald in Thätigkeit gesetzt. Als ich den anderen Tag an's Land ging, wurde ich von vielen Stimmen als der Sien-sang, Lehrer oder Doktor, begrüßt, und wie ich mich umsah, erblickte ich viele freundliche Gesichter und eine Menge Hände ausgestreckt, um mich zum Niedersetzen einzuladen. Es fand sich, daß diese Leute alte Freunde waren, die vor langer Zeit Arzeneien und Bücher von mir empfangen hatten, wofür sie noch sehr dankbar zu seyn schienen. Sie lobten mich sehr, daß ich die barbarischen Sitten aufgegeben hätte und aus dem Lande der Barbaren entronnen wäre, um unter den Schirm „des Sohnes des Himmels“ [so heißt der Kaiser von China] zu kommen. Sie billigten meine Absicht, nicht bloß „den lumpigen Vagabunden in den Außenhäfen Chinas“ Gutes zu thun, sondern so weit zu reisen, um den treuen Unterthanen des himmlischen Reiches beizustehen. Sie wußten sogar, daß Sien-sang-niang, die Lehrerin (meine selige Frau), gestorben war und bezeugten mir ihr Beileid über meinen unersetzlichen Verlust. Sehr bald zeigte sich, daß ich hier so gut wie in Siam als Missionar bekannt war; daher hielt ich es für meine Pflicht, muthig doch zugleich vorsichtig aufzutreten. Einige Kapitäne und Steuermänner, die an bösen Augen oder Rheumatismus litten, waren meine ersten Patienten. Sie lebten in einer elenden Hütte am Flußufer und schickten sich eben an, „die köstliche Waare“ [Opium] zu rauchen, als ich eintrat und sie wegen ihrer Unenthaltsamkeit tüchtig ausschalt. Aus meinen strengen Bemerkungen über ihr Betragen schlossen sie, daß ich ein Mittel gegen den Gebrauch der Waare habe, und theilten ihre Vermuthung Anderen mit. Der Erfolg meiner ersten Verordnungen gewann mir die Achtung und Freundschaft eines ganzen Chinesischen Clans oder Stammes.

Kam-si, ein reicher Kaufmann aus Fuhkien, wohnhaft zu Tien-tsin, lud mich zu sich ein. Sein Haus liegt mitten in der Stadt und ist gut eingerichtet; er empfing mich herzlich und wies mir ein bequemes Zimmer an. Das Gedränge der Leute zu seinem Hause war groß und viele Fragen wurden über mich aufgeworfen; aber da die Fuhkienmänner mich als ihren Mitbürger anerkannten, wurden die Frager leicht beruhigt. Ein vornehmer Mandarin, welcher von meiner Ankunft hörte, sagte: „Dieser Mann, obwohl ein Fremder, ist ein ächter Chinese, und da Einige scheinen ihn von der Reise in die Hauptstadt abhalten zu wollen, werde ich ihm einen Paß geben, denn es wäre unrecht, wenn er den weiten Weg von Siam hieher gemacht hätte ohne „„des Drachen Angesicht““ zu sehen.“ Die Begierde, mich zu sehen, war einige Tage hindurch sehr groß, und die Besorgniß meines Schiffskapitäns stieg, als er sah, daß ich die Aufmerksamkeit so Vieler auf mich zog. Einige murmelten sogar, ich sey gekommen, um eine Karte des Landes aufzunehmen und für einen beabsichtigten Angriff auf das Reich Führer zu werden. Aber alle diese Vorwürfe verstummten schnell, als ich meinen Arzeneikasten öffnete und jeden Bedürftigen mit freigebiger Hand daraus versorgte. Gott legte in seiner Gnade Segen auf diese Bemühungen und gab mir Gunst in den Augen des Volkes. Einige vornehme und einflußreiche Männer besuchten mich häufig, und hatten lange Unterredungen mit mir. Sie waren höflich und sogar unterwürfig in ihrem Benehmen. Ihre Fragen, meist unbedeutend, bezogen sich vornehmlich auf Siam, und ihre Bemerkungen über Europa waren äußerst kindisch. Der Zulauf des Volkes wurde am Ende so groß, daß ich mich verbergen mußte. Ein meinem Hause gegenüber wohnender Herr wollte mich von dem Kapitan kaufen, um durch meine Person Kunden anzulocken, und bot die Summe von 2000 Silbertaels (gegen 2700 Dollars). Meine Patienten waren nun so zahlreich geworden, daß sie all meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; von früh Morgens bis spät in die Nacht hinein war ich ununterbrochen von ihnen belagert und oft sehr geplagt. Aber ich hatte dabei häufige Gelegenheit, das Evangelium zu verkündigen und den Weg zum ewigen Leben zu zeigen.

Es war meine Absicht, von Tien-tsin nach Peking hinaufzugehen, eine Reise, die in zwei Tagen gemacht ist. Dazu hätte ich die Mundart dieser Provinz lernen und die Bekanntschaft einiger in der Hauptstadt ansässiger Personen machen müssen. Zur Erreichung des ersteren fehlte es an Zeit, wenn ich die Junke, in der ich gekommen war, verlassen und über den Winter bleiben wollte; aber zur Erlangung des anderen boten Einige sehr freundlich ihre Dienste an. Ich hielt es daher für's Beste zu warten und auf des Herrn Führung zu achten. — Ich fragte häufig danach, ob es Katholiken in diesem Theile des Landes gebe, aber keine Spur, auch nicht, daß es einst welche hier gegeben habe, war zu finden. Muhamedaner waren jedoch da und mit einigen derselben hatte ich Gelegenheit, mich zu unterreden. Sie schienen fest genug an ihrem Bekenntniß zu hängen, so weit es Speise betraf, — sie würden mit einem Heiden nicht einmal essen — aber in ihren Begriffen von Gott waren sie eben nicht rein. In der Tracht unterscheiden sie sich sehr wenig von ihren heidnischen Nachbarn, und an Sitten sind sie ihnen ganz gleich. Sie sind zwar ziemlich zahlreich, haben aber keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung und zeigen kein Verlangen, Proselyten zu machen.

Da wir so spät im Jahre hier angekommen waren, grade zu der Zeit, wo viele Junken wieder absegelten, mußten wir unseren Aufenthalt abkürzen, um nicht vom Eis des Pe-ho über den Winter gehalten zu werden. Am 17. Oktober segelten wir langsam den Fluß hinab. Vor der Abfahrt von Tien-tsin empfing ich zahlreiche Geschenke nebst vielen Segenswünschen. Sehr viele Personen kamen, um herzlichen Abschied von mir zu nehmen. Auf die ernstliche Bitte Einiger mußte ich versprechen, wenn es Gott gefiele, das nächste Jahr wieder zu kommen; dann wollten mich Einige nach der Hauptstadt begleiten, während Andere über Land von Tien-tsin nach Heamun (Amoy) mit mir zu reisen versprachen. Ich kann kaum Worte finden, die Güte zu schildern, die ich während meines ganzen Aufenthaltes an diesem Orte genoß. Die Ursache einer so unerwarteten Behandlung muß ich der gnadenreichen Waltung des Allmächtigen zuschreiben, unter dessen Panier ich diese Reise unternommen habe. Die Liebe und Freundlichkeit, die ich in Tien-tsin erfuhr, war eine reiche Vergeltung für alle vorangegangenen Leiden und Entbehrungen. Auch meine Gesundheit war wieder hergestellt und ich konnte mit Freuden alle mir obliegenden Pflichten erfüllen.“

Gützlaff's Reise hatte die merkwürdige Folge, daß die Compagnie, welche bisher auf Canton beschränkt war, durch seinen Reisebericht ermuntert, zum freien Verkehr an den Chinesischen Küsten ein Schiff ausrüstete, auf welchem er eine zweite und dritte Reise als Dolmetscher machte und häufige Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums und Verbreitung christlicher Schriften fand.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 17. Juli. № 57.

Bemerkungen „über die Erzählung vom Sündenfall." Vom Kirchenrath und Pastor Rußwurm zu Herrnburg.

(Schluß.)

Diese Hoffnung auf einen Retter, der noch geboren werden sollte, mußte sich auch unter den Nachkommen Adam's bis auf Lamech erhalten haben, weil dieser seinem Sohne den bedeutungsvollen Namen: Noah (Ruhe) gab, und sprach: Der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf der Erde, die der Herr verflucht hat. Im Vorbeigehen will ich nur bemerken, daß Lamech hier nachspricht, was er von Adam wohl selbst oft gehört, und was Gott im Paradiese ausgesprochen hatte; woraus wir aber auch schließen und folgern können, daß ein wirkliches Verhör im Paradiese gehalten und der Fluch als Strafe der Sünde auf die Erde gelegt ist, und daß dadurch die Annahme einer wörtlichen Erklärung auf's Neue begründet wird.

Wenn aber Gott im Paradiese auch weiter nichts gesagt hätte, als was im 15ten Vers steht, so wird man doch nach näherer Betrachtung mehr darin finden, als was das Auge auf den ersten Blick sieht. Es ist offenbar von einer hartnäckigen und unversöhnlichen Feindschaft die Rede, die nur durch die völlige Besiegung des einen Theils — durch die Zerknirschung des Schlangenkopfs — aufgehoben werden soll. Daher die Emphasis, die in den einander entgegengesetzten Worten liegt, nicht zu verkennen ist. Diese Emphasis ist aber nicht in dem Worte שוף zu suchen, welches sowohl von dem Weibessamen als von der Schlange gebraucht wird. Der Nachdruck liegt in dem Worte ראש, welches dem עקב entgegen steht. שוף ראש sagt ohne Widerspruch mehr, als שוף עקב. Denn wenn der Kopf zerknirscht oder zertreten ist, so ist alle Macht und Leben dahin. Eine Fußverletzung, ein Fersenstich kann schmerzhaft, aber nicht tödtlich seyn. Der Kopfzertreter ist der Sieger, nicht der Fersenverwunder oder Stecher. Auch das הוא darf, wie es scheint, nicht übersehen werden; besonders da es nicht dem Schlangensamen, sondern der Schlange selbst entgegengesetzt ist. Die Anwendung und weitere Ausführung dieser Andeutungen läßt sich von Jedem leicht selbst machen und denken.

Wollte man aber durchaus keine Verheißung in dieser Stelle anerkennen, sondern nur eine natürliche Furcht und Antipathie zwischen den Nachkommen Eva's und der Brut der Schlange sehen, so scheint mir der ganze Vers so matt und leer, und als Ausspruch Gottes so kleinlich und Gottes unwürdig, ja auch ohne Annahme eines göttlichen Ausspruchs, so nichts sagend, daß man sich wundern muß, wie Eichhorn *) das nicht gefühlt, sondern sogar eine schöne Malerei darin gefunden hat.

Daß aber der Herr Verf. das Protevangelium nicht wegläugnen oder ausmerzen will, erhellt aus der vierten Beilage S. 273 ff., wo er von Sagen und Hoffnungen eines Wiederherstellers des goldenen Zeitalters (oder des Standes der Unschuld) spricht, viele Stellen aus heidnischen Schriftstellern der verschiedensten Völker anführt und am Ende mit den Worten schließt: „Warum sollten nicht jene Mythen Tropfen aus jenem reichen Strome der göttlichen Offenbarung seyn, welcher den Menschen am Anfange der Zeiten floß? Könnten sie nicht auch von daher herabgeführt worden seyn zu allen Nationen? Wenn wir die Uebereinstimmung der Sagen unter einander erwägen, so spricht diese eher für einen gemeinschaftlichen geschichtlichen Quell, und somit auch dafür, daß aus jener Zeit, wo der Mensch aus dem Zustande der Seligkeit gestoßen, und die Verheißung eines Helden empfing, welcher der Schlange auf den Kopf treten würde, sich Ahnungen und Erwartungen einer künftigen Wiederherstellung und beseligten Zeit zu allen Nationen fortpflanzten als ein tröstliches Licht in dem Dunkel einer den Menschen trostlos und unbefriedigt lassenden Welt."

Daraus und darauf erlaube ich mir eine Folgerung!

Da Herr Dr. Tholuck hier deutlich sagt und mit Recht annimmt, daß dem Menschen nach dem Fall und nach dem Verlust der paradiesischen Seligkeit ein Retter verheißen sey, der der Schlange den Kopf zertreten sollte, so muß, wenn die Verheißung nicht als ein leeres Wort nur müßig stehen soll, auch eine Schlange da seyn, und die Verheißung auf der einen, wie die Vernichtung der Schlangenmacht durch den verheißenen „Helden" auf der anderen Seite muß Gott in Gegenwart der

*) S. Repertor. l. c. S. 246.

Schlange und Adam's wirklich ausgesprochen haben, und wir haben demnach den 15ten Vers buchstäblich zu erklären. Ist aber hier, wie aus den Worten des Herrn Verf. augenscheinlich folgt, die ausgesprochene Verheißung und die Feindschaft zwischen der Schlange und dem Weibessamen, und also auch die Schlange wörtlich zu nehmen und zu erklären, so dann auch der Baum, und das Verbot, und die Androhung des Todes, und die Unterredung mit dem Weibe, und die Verführung durch die Schlange, und das Verstecken nach dem Fall, und das Erscheinen Gottes zum Gericht, und das Verhör, und die diktirte Strafe, und das Vertreiben aus dem Garten — kurz die ganze Erzählung! Aber nun können wir auch in derselben nicht mehr von Farbe oder bildlicher Einkleidung sprechen, sondern wir müssen Alles buchstäblich für objektive Begebenheit und thatsächliche Wahrheit halten und erklären. Dies wird der verehrungswürdige Herr Verf. zugeben müssen, wenn er sich nicht selbst widersprechen will.

Endlich

d) möchte ich grade die Ausdrücke, in welchen der Herr Verf. namentlich nur einen „sinnlich-bildlichen Charakter" sieht, für das Gepräge der wörtlichen Wahrheit halten, welches der ganzen Erzählung aufgedrückt wird.

„Gott geht in der Kühle des Abends lustwandeln; — sucht den hinter Bäumen versteckten Menschen auf; — läßt durch einen Engel mit gezogenem Schwerdte den Garten bewachen!" — Liegt darin etwas Unglaubliches oder Anstößiges? — Konnte das wohl anders seyn?

Gott hatte den Menschen zu seinem Bilde erschaffen und ihn zum Herrn über die Erde und Thiere gesetzt. Dieses sein Bild konnte er nicht sich selbst oder den Thieren überlassen. Umgang mußten die ersten Menschen haben. Menschlicher Umgang aber fehlte ihnen. Mithin mußte Gott selbst bei ihrer Unerfahrenheit sich derselben annehmen und mit ihnen umgehen. Und wie das neue Jerusalem eine Hütte Gottes bei den Menschen genannt wird, wo er bei ihnen wohnen will, so kann man doch wohl auch das Paradies als den Ort ansehen, wo Gott bei den Menschen wohnte und als Vater mit seinen Kindern umging. Oder ist ein solcher Umgang undenkbar und anstößig? Sollte der Herrscher über Erde und Thiere (wie mehrere der neueren Exegeten meinen, aber nicht der würdige Herr Verf.), lieber bei den Thieren erst in die Schule gehen, von diesen lernen und zu einem Feuerländer gebildet werden? — Das hieße die Würde des Menschen verkennen und ihn zur Schande Gottes degradiren! — Der, in welchem Gottes Geist war und der ein Gott auf Erden seyn sollte, mußte auch in Gemeinschaft und im Umgange mit Gott stehen können. Was aber Menschen unter Thieren werden, das sieht man täglich an Kindern auf dem Lande, die von Klein auf das Vieh hüten müssen und den Tag über fast kein menschliches Wesen zu sehen und zu sprechen bekommen!

Nein! So widersprechend konnte Gott nicht handeln, daß er über die Menschen, die ihm gleich seyn und über die Thiere herrschen sollten, selbst die Thiere zu Bildnern und Schulmeistern setzte! Er selbst mußte seines Bildes Lehrer seyn und konnte es seyn. Wie er mit Abraham, Isaak und Jakob, mit Mose, David und allen Propheten geredet hat und umgegangen ist, so, denke ich, konnte und mußte er auch, und noch mehr, mit Adam reden und umgehen, weil es für diesen höchst nöthig und Bedürfniß war.

Aber vielleicht „ist es Gott unanständig und gegen die göttliche Würde und Majestät, daß er im Garten geht und hinter den Bäumen den versteckten Menschen aufsucht!"

Wenn von einem Lustwandeln nach einem heißen Mittag zur Erfrischung, und von einem Aufsuchen nach Art der Kinder, wenn sie Versteckens spielen, die Rede wäre, so würde das Gottes unwürdig seyn. Allein in der Urkunde steht nichts von Lustwandeln und Aufsuchen, sondern da heißt es: Er ging und rufte! Der Herr kömmt in der Kühle des Abends. Kühle des Abends, Abendwind — רוח היום — ist nichts mehr, als gegen Abend schlechtweg; und soll hier weiter nichts bezeichnen, als die Zeit, wo das Verhör angestellt wurde. Gott erscheint im Garten, nicht um sich abzukühlen, sondern um Gericht zu halten, und auf den Ruf Gottes muß Adam kommen.

Dies Alles, dünkt mich, ist ganz natürlich und so, wie man es von vorn herein erwarten und nicht anders denken kann. Wenigstens kann ich in der ganzen Darstellung nichts Anstößiges oder sonst etwas finden, wodurch das göttliche Dekorum verletzt würde.

Aber eben so natürlich und der Oekonomie der heiligen Schrift angemessen ist auch das Bewachen des Gartens durch einen Engel. Durchgängig erscheinen die Engel im A. und N. T. als Diener, die die Befehle Gottes ausrichten. Wir sehen sie ausgesandt zur Rettung und zum Schutz — z. B. der Hagar (1 Mos. 16, 7 ff.), dem Abraham (1 Mos. 22, 11.), dem Elias (1 Kön. 19, 5.), dem Petrus (Apostelgesch. 12, 7.) und den Kindern (Matth. 18, 10.). Wir sehen sie aber auch ausgesandt als Vollstrecker der Strafgerichte Gottes. So ist Sodom und Gomorra durch Engel zerstöret worden. So wurde von dem Engel des Herrn Herodes geschlagen (Apostelgesch. 12, 21—23.) und der Hochmuth des Königs David bestraft (1 Chron. 22, 15., vgl. 2 Sam. 24, 16.).

Und wenn die Boten Gottes als Straf- oder Rache-Engel erscheinen, so wird ihnen gemeiniglich ein bloßes (blitzendes Flammen-) Schwerdt beigelegt. (S. z. B. 4 Mos. 22, 23. 31., Jos. 5, 13 ff.)

Wie nun dort ein Engel den Bileam hindern sollte, zum vorhabenden Fluch weiter zu reiten, so konnte hier auch ein Engel den Adam hindern, wieder in's Paradies zu gehen. Und wie jener Engel, den David an der Dreschtenne Arnan sahe, seine Hand mit einem bloßen Schwerdte über Jerusalem reckte, so konnte auch der Cherub, der den Adam von dem Baume des Lebens zurückhalten sollte, mit einem bloßen hauenden Schwerdte am Eingange des Gartens sich lagern.

Wollten wir aber an unserer Stelle (V. 24.) den Engel mit seinem flammenden Schwerdte ausstreichen, so müssen überall, wo sie mit gezogenen Flammenschwerdtern erscheinen, die Engel ausgestrichen werden. Aber das, glaube ich, wird der verehrte Herr Verf. nicht wollen.

Möchte aber es ihm dagegen gefallen, diese wenigen Bemerkungen einer kurzen Beantwortung zu würdigen, und mit der Liebe aufzunehmen, mit welcher ich sie niedergeschrieben habe. Nur die hohe Achtung, die ich gegen die Gelehrsamkeit, gegen die großen Talente und den frommen Sinn des Herrn Verf. habe, hat mich bewogen, Obiges seinen Ansichten und Behauptungen entgegen zu setzen.

Es scheint uns von dem verehrl. Verf. des vorstehenden Aufsatzes ein sehr wichtiger Punkt übersehen worden, und dadurch in seine Ansicht ein Element von Einseitigkeit und Irrthum

gekommen zu seyn. Darin stimmen wir ihm aus vollkommener Ueberzeugung bei, daß die buchstäbliche Erklärung des Abschnittes die allein richtige ist, aber ob das, was er für die buchstäbliche Erklärung hält, wirklich ganz dieselbe sey, ob es nicht vielmehr ein bedeutendes allegorisches Element enthalte, sehr verschieden freilich von denen, die er bestreitet, möchte gegründetem Zweifel unterliegen. Was berechtigt ihn, unsere gegenwärtigen Verhältnisse auf die Zeit vor dem Sündenfall zu übertragen? Die biblische Urkunde gewiß nicht. Nach ihr ist mit dem Sündenfall eine ungeheure Veränderung in der Natur vorgegangen. In die gut geschaffene Welt ist mit der Sünde das Uebel eingedrungen; die Erde, früher freiwillig dem Menschen ihre Schätze darbietend, trägt nun, falls sie nicht durch die Arbeit und den Schweiß des Menschen gebändigt wird, Dornen und Disteln; die Thiere haben sich der geistigen Herrschaft desjenigen entzogen, der sich wider seinen rechtmäßigen Herrn empört hat, und also unwürdig geworden ist, sein Statthalter und Repräsentant auf Erden zu seyn; durch die ganze Thierwelt geht jetzt das Gesetz der Zerstörung, während sie früher (allen Thieren wird in der Schöpfungsgeschichte das Gras zur alleinigen Nahrung angewiesen) in friedlicher Eintracht lebte; die Schlange, früher das reizendste Werkzeug, das sich der Urheber der Sünde auswählen konnte, geht nun auf dem Bauche und frißt Erde; der Mensch trägt den Keim des Todes in sich und stirbt täglich. Hieraus erhellt deutlich, daß diejenige Erklärungsweise, welche die Geschichte so behandelt, als könnte sie sich morgen unter unseren Augen wiederholen, beinahe eben so verwerflich ist, wie die durch sie hervorgerufene allegorische. Wir müssen Alles stehen lassen, wie es da steht, und jeder Versuch, irgend einem Einzelnen, z. B. dem Baume, der Schlange, ein Anderes zu substituiren, ist ganz unzulässig, aber wir müssen zugleich davon ausgehen, daß jeder Versuch, eine anschauliche Erkenntniß des Vorganges zu gewähren, einen inneren Widerspruch mit sich führt. Was ist ein Baum? Der inneren verborgenen Wesenheit nach dasselbe, was wir jetzt so nennen, aber in seiner Erscheinung ein ganz verschiedenes, etwa so verschieden, wie der neue Wein, den der Herr mit seinen Jüngern in seinem Reiche trinken will, von dem jetzigen. Und eben so alles Uebrige. Den Allegoristen das: ein Baum ist ein Baum u. s. w. entgegenstellen, heißt nicht Gottes Wort, sondern die eigene falsche Vorstellung gegen sie geltend machen. Zur Beseitigung der bei dieser grob äußerlichen Auffassung sich ergebenden Schwierigkeiten kommt man dann gar zu leicht auf Hypothesen, wie z. B. die von Pareau (de interpretat. mythica V. T. p. 217.), was von der Entstehung des Weibes erzählt werde, sey ein Traum Adam's, oder (p. 218.) das Gespräch der Eva mit der Schlange sey nur sinnliche Darstellung der Gedanken, welche in dem Weibe bei dem Anblicke der Schlange entstanden, Annahmen, die durch ihre augenscheinliche Willkührlichkeit den Allegoristen nur die Waffen in die Hände liefern, oder auch denjenigen, welche den mythischen Charakter der Erzählung behaupten. Wir haben Geschichte, buchstäblich wahre Geschichte vor uns, die auf keine andere Weise erzählt werden konnte, wie grade auf diese, zu der wir aber nur was ihren moralisch-religiösen Gehalt betrifft, den Schlüssel besitzen, und die durch jeden Versuch, ihr sinnlich-anschauliche Klarheit zu geben, nur zur Karrikatur verzerrt und zur Fabel erniedrigt wird, so daß die scheinbar streng entgegengesetzten Erklärungsweisen, die falsch buchstäbliche und die allegorische, grade in dem Hauptpunkte, darin zusammenstimmen, daß sie der wahren Wirklichkeit eine erträumte substituiren. — In Bezug auf das, was die Schrift über den Zustand des Menschen vor dem gegenwärtigen aussagt, gilt im Wesentlichen dasselbe, was von ihren Aussagen über den Zustand nach dem gegenwärtigen. Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, kann nur im Bilde und Räthsel dargestellt werden. Diesen Parallelismus hätte man mehr beachten sollen. Unser Leib wird auferstehen, aber wer da meinte mit allen seinen gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten, würde beinahe eben so grob irren, als wer die Auferstehung des Leibes ganz läugnet; die Erde, die der Schauplatz unseres Elendes gewesen, wird auch der Schauplatz unserer Herrlichkeit seyn, aber nicht die gegenwärtige, sondern die erneuerte. Das: Siehe, ich mache Alles neu, was der Herr für die Zukunft ausspricht, geschah schon einmal in der Vergangenheit. Wie das jetzt Alte beschaffen gewesen, werden wir erst dann wahrhaft verstehen, wenn das ihm analoge Neue herangekommen seyn wird. Jetzt, wo wir in der Mitte zwischen beiden stehen, ist nicht nur was vor, sondern auch was hinter uns liegt, Objekt des Glaubens, und für die begriffliche Erkenntniß mit Dunkelheit erfüllt, welche nur vermehrt wird, wenn wir sie vor der Zeit aufhellen wollen. — Wir wünschen diesen Bemerkungen die aufmerksame Prüfung des verehrl. Einsenders, dem wir für das viele Wahre und Treffende, was seine Mittheilung enthält, aufrichtig dankbar sind.

Ignatius Aurelius Feßler.

Nach

Dr. Feßler's Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Ein Nachlaß an seine Freunde und seine Feinde. Breslau 1824;

und

Dr. Feßler's Resultate seines Denkens und Erfahrens, als Anhang zu seinen Rückblicken. Breslau 1826.

Feßler's Leben bietet von mehr als einer Seite großes Interesse dar. Sehr groß ist die Fülle von Thatsachen, die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse. Der in dem zuerst aufgeführten Buche vorliegende historische Stoff ist so reich, daß es Jedem schwer werden wird das einmal zu lesen angefangene wieder aus der Hand zu legen. Eine der wichtigsten Parthien in der Kirchengeschichte des vorigen Jahrhunderts, die kirchliche Reform Joseph's II., bei welcher der Verfasser mit zu den haupthandelnden Personen gehörte, tritt durch diese Darstellung so lebhaft vor die Anschauung, wie durch keine andere. — Feßler's Schriften gehörten eine Zeit lang zu den gelesensten. Sie tragen einen so markirten Charakter, haben eine so bestimmte Tendenz, streben mit so bedeutendem Kraftaufwande dahin, dasjenige, was ihrem Verfasser, der die Gabe zu imponiren, im Reiche der Ideen zu herrschen hatte, als Wahrheit galt, bei den Lesern als solche geltend zu machen, daß sie, wenn gleich jetzt vergessen, doch unter den Faktoren der unmittelbaren Vergangenheit, deren Erforschung uns obliegt, weil aus ihr die Gegenwart begriffen wird, eine nicht ganz unbedeutende Stelle einnehmen. Der Schlüssel zu Feßler's Schriften aber liegt in seinem Leben, und man muß es gerecht finden, wenn er sich darüber beklagt, daß seine Beurtheiler, lobende und tadelnde, den Menschen und den Schriftsteller in ihm ganz getrennt haben. — Was aber die Hauptsache ist, Feßler's Leben gewährt ein hohes psychologisches Interesse, und hat dadurch einen wahrhaft erbaulichen Charakter. Es tritt in lebendiger Anschaulichkeit ein Mann hier

vor uns, der, mit bedeutenden Anlagen ausgerüstet, sich sein ganzes vielbewegtes Leben hindurch mit der Religion beschäftigte, der nach einer Kette von Verirrungen, sämmtlich das Resultat der uns mit ihm gemeinsamen Natur, endlich in seinem Alter vollständig das Rechte ergriffen zu haben meint, und in dessen Rechten doch noch Trug ist, wie wir aus manchen Thatsachen abnehmen zu müssen glauben. Wir achten auf dasjenige, was speciell bei ihm die Hauptwurzel der Sünde und des Irrthums war, und wir finden nichts Anderes, als was stärker oder schwächer, je nachdem eine andere Hauptwurzel der Sünde in uns vorhanden ist oder nicht, und je nach den verschiedenen Graden der wiedergebärenden und heiligenden Gnade auch in uns liegt. Es ist der Ehrgeiz und die mit ihm verbundene kalte berechnende Selbstsucht. Wir haben hier ein merkwürdiges Seitenstück zu dem Leben Schubart's, durch das diejenigen ihr volles und gerütteltes Maaß von Lehre und Warnung erhalten, die dort leer auszugehen schienen. Wir sagen schienen. Denn eben so wahr, als daß in Jedem eine besondere Grundrichtung der Sünde vorhanden ist, die er sorgfältig zu erforschen und vor der er besonders auf seiner Hut zu seyn hat, ist es auch, daß in jedem Menschen die ganze Sünde wohnt, daß daher jede Warnung in Lehre und in Beispiel Allen angehört. Bei der Sünde hebt ein Gegensatz so wenig den anderen auf, daß vielmehr aus dem Vorhandenseyn des einen immer zugleich auch auf das Vorhandenseyn des anderen, und auf sein Hervortreten unter gegebenen Umständen, Verhältnissen und Stimmungen geschlossen werden kann. Vergleichen wir dieses Leben mit dem Schubart's, so zeigt es sich deutlich, daß man nur täuschendem Scheine folgt, wenn man meint, daß vorwiegend erregbare Naturen einen weit stärkeren Kampf wider die Sünde zu bestehen haben, wie die vorwiegend selbstthätigen, daß auch bei den letzteren die Gnade eben so viel, d. h. Alles zu schaffen hat, und daher mit Furcht und Zittern gesucht werden muß. Sind bei der niederen Richtung des Fleisches (nach biblischem Begriffe) die äußeren Versuchungen gefährlicher, so sind es bei der höheren die inneren. Die Sünde vermag es hier, sich in weit verborgenere Schlupfwinkel zu retten. Es sind keine so handgreifliche Zeugnisse vorhanden, wodurch sie als Sünde erwiesen wird; besonders bei einem begabteren Geiste, dem die Künste der Sophistik zu Gebote stehen. Da wird es, wenn das Auge noch nicht rein ist, der fleischlichen Herrschsucht nur gar zu leicht, unter der Verkleidung des Eifers für die Ehre Gottes und für das Heil der Brüder aufzutreten; da hüllt sich die abstoßende Kälte des natürlichen Menschen in das Gewand christlicher Männlichkeit, frei von weibischer Schwäche und Weichheit des Gefühles; da passirt die Pfiffigkeit unter dem Namen der vom Herrn gebotenen Klugheit frei durch, wenigstens bei dem, welchem der Herr das Amt des Thorwächters übertragen und den er für dasselbe verantwortlich gemacht hat.

Feßler hat seine Biographie nach seiner angeblichen Bekehrung geschrieben. Seine früheren Verirrungen können ihm also an und für sich vom christlichen Standpunkte aus eben so wenig angerechnet werden, wie dem heiligen Augustinus. Aber wenn bei Jemanden wirklich Alles neu geworden, so muß sich dies vor Allem dadurch bewähren, daß er das Alte mit innigem Abscheu daran gibt, wie wir dies bei Augustinus in einem erhabenen Beispiel sehen. Wo dies nicht statt findet, da wird die Identität des angeblich neuen und des alten Menschen durch die herzliche Liebe constatirt, die der erstere zu dem letzteren trägt, und die volle Zurechnungsfähigkeit ist hinlänglich begründet. Leider — wir müssen dies zum voraus bemerken — ist dieser Fall wenigstens zum Theil — wie weit, das zu bestimmen ist nicht unsere Aufgabe — der des Verf. Von wahrem, tiefem Schmerze über seine großen Verirrungen findet sich nur selten eine Spur; wo er sie wirklich als solche erkennt, was grade bei den allerschwersten, z. B. bei dem Verhältniß zu seiner ersten Frau, nicht geschieht, da betrachtet er sie doch in der Regel nur als nothwendige Resultate eines noch unentwickelten Zustandes, oder als in ihrem Ursprunge rein theoretisch, von der Verkehrtheit des Willens ganz unabhängig. Und mag er auch irren, so bleibt er doch immer Feßler, und seine Feinde sind Schurken und Dummköpfe, denen er in der Vorrede aus dem Munde eines seiner Freunde das: Selig, wer sich an ihm nicht ärgert, und aus seinem eigenen das: Sie mögen sehen, in welchen sie gestochen haben, zuruft, entheiligend, was in der Schrift vom Herrn gesagt wird, und die ihm als Zeugen lieb sind, daß er ihnen nicht gleiche. Eine Biographie, die also beginnt, kann schwerlich, was der Verf. verlangt, als Akt der Religiosität gelten, was „die demüthige Selbstbeschauung des Sterblichen" allerdings ist.

Feßler wurde geboren am 18. Mai 1754 in dem Marktflecken Czurendorf in Ungarn am linken Leytaufer. An diesem in ebener, fruchtbarer und freundlicher Gegend gelegenen Orte, dessen Bewohner zur Hälfte aus Katholiken, zur Hälfte aus Lutheranern bestehen, hatte sein Vater, früher Soldat in Kaiserlichen Diensten, den herrschaftlichen Gasthof gepachtet. Weit bedeutender wie sein Einfluß auf die Entwickelung des Kindes war der der Mutter. Sie war eine wahrhaft gottesfürchtige Frau, freilich in katholischer Form, aber doch nicht ohne beträchtlichen Einfluß ihrer evangelischen Umgebungen. Auf ihrem Hausaltar, vor dem Morgens und Abends gebetet wurde, lag eine prächtig gebundene Bibel, worin sie täglich nach dem Gebete las. In Pressburg, wo Feßler's Eltern bald nach seiner Geburt, des unruhigen Geschäftslebens müde, ihren Wohnsitz aufschlugen, pflegte sie mit der Familie des Lutherischen Hutfabrikanten Schütz, in dessen Hause sie wohnten, täglichen und vertrauten Umgang, erbaute sich oft an ihren häuslichen Gottesverehrungen, besuchte auch nicht selten ihren gemeinschaftlichen Gottesdienst in dem Lutherischen Bethause. Als die Kaiserin Maria Theresia dort der Mutter des Knaben, den sie in dem Elisabethiner Nonnenkloster traf, und an dem sie Wohlgefallen fand, erlaubte, sich eine Gnade auszubitten, erwiederte sie, sie bitte für sich und ihn allein um Gottes Gnade. Als Ursache dieses Benehmens gab sie später an, sie wollte keine Gnade empfangen von einer Herrscherin, welche so gottesfürchtige und liebe Leute, wie die Lutheraner seyen, ungehindert verfolgen ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 20. Juli. № 58.

Ignatius Aurelius Feßler.

(Fortsetzung.)

Feßler's Mutter hatte kein eifrigeres Bestreben, als für den, dem sie das irdische Leben gegeben, auch die Vermittlerin des höheren zu werden. In dem Glauben, daß die Anlagen und Keime zur Gottseligkeit noch im Mutterleibe und späterhin durch die Muttermilch befruchtet werden können — eine Ansicht, für deren Richtigkeit eine Menge von Thatsachen sprechen, alle diejenigen, welche die enge leibliche und geistige Verbindung der Mutter und des Kindes darthun, und welche für die Mütter, die sie hegen, die ernstesten Antriebe zur Heiligung ihrer innersten Gedanken enthält — war die Zeit, in der sie ihn unter dem Herzen trug, die andächtigste ihres inneren Lebens, und nachdem sie ihn geboren legte sie ihn nie an die Brust, ohne entweder im Geiste zu beten, oder in ihrem Lieblingsbuche, des Thomas a Kempis Nachfolge Christi, zu lesen. Gleich, nachdem sie ihn im Laufe des fünften Jahres Lesen und Schreiben gelehrt, lenkte sie sein ganzes Interesse auf religiöse Schriften, die er ihr bei ihren Handarbeiten, wodurch sie sich ihren ganzen Unterhalt verdienen mußte, vorlas. Nach vollendetem siebenten Jahre verstattete sie ihm auch, was er früher immer vergeblich von ihr erbeten, in der Bibel zu lesen, doch nur Sonntags, auf den Knien, und nur einzelne Stücke, die sie ihm vorlegte und mit großer Wärme erklärte.

Es bewährte sich aber auch hier, wie wenig die Mutter allein geeignet ist die Erziehung eines Knaben zu leiten, besonders eines Knaben von solchen geistigen Anlagen, so bedeutender geistiger Kraft, und so schwer zu durchschauendem Naturel. Gewiß verdankt es Feßler nächst Gott seiner Mutter, daß er sich während seines ganzen Lebens nicht ganz von der Religion losreißen konnte, daß die unauslöschlichen jugendlichen Eindrücke sich immer wieder erneuerten, so oft sie auch ganz verwischt zu seyn schienen. Aber zugleich that sie mehrere Mißgriffe, die besonders dadurch so sehr gefährlich wurden, daß sie grade das in dem Knaben stärkten, auf dessen Ausrottung billig alle Sorge hätte gerichtet seyn müssen.

Aus Furcht, daß der Knabe durch Umgang mit seines Gleichen Böses annehmen möchte, erzog sie ihn in völliger Abgesondertheit. Die Stelle der Spiele vertrat ihm das Lesen von Andachtsbüchern. Er war nie Kind. Dadurch blieb er freilich mit den Unarten der Kinderwelt unbekannt, aber dieser Vortheil wurde durch einen unendlich größeren Nachtheil erkauft. Seine natürliche Verschlossenheit wurde dadurch gemehrt. Seine kalte Selbstsucht wuchs. Sein Herz wurde nicht durch die Liebe geöffnet. Er gewöhnte sich nicht zum Nachgeben, zur Verträglichkeit, zur Theilnahme, zu liebreicher Hülfleistung. Es fehlte an Veranlassung, das Sündenbewußtseyn bei ihm zu erwecken. Grade im Verhältniß von Kindern zu Kindern tritt die angeborene Sündhaftigkeit am stärksten hervor. Sie muß aber, damit ihr schon frühe mit Erfolg entgegengearbeitet werden könne, von Anfang an Gelegenheit haben sich zu äußern.

Fromme Eltern hatten damals die Gewohnheit, ihre Kinder nach vollendetem dritten Jahre in ein ordentlich eingesegnetes Mönchs- oder Nonnen-Ordensgewand zu kleiden. Feßler wurde in ein Jesuitengewand gesteckt, und die Mutter wachte mit eifriger Sorge darüber, daß er darin immer reinlich, ernsthaft und gravitätisch einherschritt, was bei seinem Naturel sehr leicht zu erreichen war. Hätte die Mutter dieses tiefer durchschaut, so würde sie erkannt haben, daß es bei ihm vor Allem darauf ankam, das Innere der Schüssel zu reinigen, daß es für ihn zuträglicher war, wenn er zuweilen sich im Sande oder Kothe besudelte, als wenn ihm durch übertriebene Sorge für das Aeußere Veranlassung gegeben wurde, durch äußere Haltung sein Inneres zu verdecken und seine Sünde durch eine glänzende Maske undurchsichtig zu machen. Wie groß die Versuchung war, das zeigt sich um so deutlicher, wenn man bedenkt, daß die Mutter den Knaben, der ohnedem gar nicht etwa äußerlich zu lebhaft war, nicht zur Reinlichkeit als solcher, sondern zur Achtung des Jesuitengewandes anhielt, also die Reinlichkeit als Religionspflicht von ihm forderte.

Die Wahl der Bücher, welche die Mutter zum Vorlesen bestimmte, war sehr unglücklich. Es waren Roßweid's Leben der Altväter und Einsiedler, Ribadeneira Leben der Heiligen Gottes, und andere ähnliche. Durch diese Lektüre wurde statt des Herzens auf die Phantasie gewirkt. Die jugendliche Seele, weich wie Wachs und für alle Eindrücke empfänglich, wurde

den wirklichen Verhältnissen entrückt. Schon in seinem sechsten Jahre gaukelte ihm, wie ihnen, die exaltirte Phantasie Erscheinungen vor, die ihn so heftig ergriffen, daß er in Ohnmacht und Krämpfe verfiel. An die Stelle des wahren Zieles, der Nachfolge des Erlösers in Demuth und Niedrigkeit, wurde ihm ein erträumtes gestellt, ähnlich dem, das die Söhne Zebedäi verfolgten, ehe durch den Geist ihre Natur umgewandelt worden. Sein Hochmuth fand hiebei treffliche Nahrung. Ein schlichter Bürgersmann im Reiche Gottes zu werden, das war ihm bald viel zu gering. Schon in seinem neunten Jahre fühlte er sich getrieben, auf seine Weise ein Nachfolger des Ignatius von Lojola zu werden, von dem er gelesen, wie er nach Montserat wallfahrtete, dort seine Waffen aufhing, die Haare sich abschnitt und der heiligen Jungfrau sich zum Ritter weihte. Er schnitt sich die Augenbrannen völlig weg, verwundete sich tief in seinen linken Ringfinger, verschrieb mit seinem Blute sich der göttlichen Mutter zum ewigen Dienste und legte das Blatt mit den Reliquien der Augenbrannen unter das Marienbild auf den Hausaltar. Noch deutlicher treten die verderblichen Folgen dieser Lektüre in einer anderen Erzählung aus dem 16ten Jahre Feßler's hervor. In ein Gebetbüchlein, welches er sich damals anlegte, schrieb er drei Bitten nieder. „Vor Allem möchte mich Gott und Jesus zum Doktor der Gottesgelahrtheit und zur Stütze seiner Kirche, dann zum Märtyrer für den Glauben, und endlich durch die Gnade der Beharrlichkeit zum Heiligen machen." Hier zeigt es sich deutlich, wie die ganze Frömmigkeit des verblendeten Knaben eigentlich nur Schein war, ihm nur als Mittel zu seinem Zwecke, zur Befriedigung seines ungemessenen Ehrgeizes, dienen sollte.

Was diesen nähren konnte, das wandte die Mutter leider nicht mit derselben Sorgfalt ab, wie sie denjenigen Versuchungen vorbeugte, die für ihn ganz ungefährlich waren. Sie ließ es, aus fleischlicher Liebe, die verderblicher wirkt als der Haß, und aus Eitelkeit, die sie das Lob ihres Einzigen mitgenießen ließ, gerne geschehen, wenn diejenigen, die mit ihr Umgang pflegten, ihm den Tribut ihrer Bewunderung, Schmeicheleien und Lobsprüche darbrachten. Und wer dies ruhig geschehen läßt bei seinen Kindern, wer die Gefahr nicht erkennt, in die sie dadurch gerathen, der trägt gewiß auch unmittelbar bei zur Nährung ihrer Eitelkeit und Ehrbegierde. Jedenfalls besitzt er nicht die Einsicht und die Kraft, diesen Sünden an die Wurzel zu greifen.

Dies ist es, was wir aus dem ersten Abschnitte der Biographie, betitelt: „Meine Kindheit und erste Jugend bis in das siebzehnte Jahr meines Alters," auszuheben haben. Denn was sonst noch darin erzählt wird von den verschiedenen Schulen, die Feßler besuchte, von der Behandlung, die er dort erfuhr, von den Fortschritten, die er machte u. s. w., übergehen wir als der bloßen Schale angehörig.

Wir wenden uns zu dem zweiten Abschnitt, überschrieben: „Meine Verirrungen. Jahr 1773—83. Alter 17—27." Feßler hatte unter Beistimmung seiner Mutter den festen Vorsatz gefaßt, in einen Mönchsorden zu treten. Ein Besuch bei seinem mütterlichen Oheim, Lektor der Philosophie in dem Capuzinerkloster zu Ofen, entschied ihn für die Capuziner. Die Armuth und die strenge Regel dieses Ordens bot seiner Phantasie und seinem Ehrgeize von ferne reizende Aussichten dar; aber eben so stark, wie sie sich aus der Ferne angezogen fühlten, fanden sie sich in der Nähe abgestoßen. Feßler wurde in dem Kloster zu Moor, Stuhlweissenburger Gespannschaft, als Noviz unter dem Namen Fr. Innocentius eingekleidet, der, in einer

Beziehung allerdings gegründet, doch nichts desto weniger einen sprechenden Beweis liefert, daß psychologischer Scharfblick den guten Vätern nicht eigenthümlich war. Alles das, wobei er seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten an den Tag legen konnte, das Vorlesen, die Meditationen u. s. w., verrichtete er mit dem größten Eifer. Aber das Uebrige, was ihm als Novizen oblag, das Glätten der Altarstufen, das Ausfegen, das Arbeiten im Garten, erschien seiner Phantasie so prosaisch, seinem Ehrgeize so erniedrigend, daß er, der Märtyrer in der Idee, nach einiger Zeit entschlossen seine Entlassung forderte. Der Novizmeister heilte das Uebel durch Gift. Er gab ihm die Werke des Philosophen Seneca mit den Worten: „Lerne von dem Heiden christliche Demuth, Abtödtung der Sinnlichkeit und Resignation." Die Absicht des Paters wurde scheinbar erreicht; Feßler ließ, durch Seneca's Aussprüche tief beschämt, den Vorsatz, aus dem Kloster zu treten, fallen. Aber hatten schon die Mystiker, durch das dem Mysticismus einwohnende Pelagianische Element, ihn in der Selbsttäuschung befestigt, wie vielmehr mußte dies durch Schriften geschehen, deren Grundton der Tugendstolz und die fürchterlichste Verblendung über das, was der Mensch ist und leisten kann, bildet. Der geringere Grad des Ehrgeizes wurde durch den stärkeren unterdrückt, das kalte, herzlose Wesen Feßler's mit dem Heiligenscheine männlicher Selbstständigkeit umgeben, und mit der Bewunderung heidnischer Weisheit zugleich der Grund zu seinem künftigen theoretischen Unglauben gelegt. Alles dieses diente zugleich dazu, daß Fesiler später mit unwiderstehlicher Gewalt die Fesseln des Ordens sprengte, der nachher froh genug gewesen seyn würde, wenn er sie ihm nie angelegt hätte. Eine eindringliche Warnung für Eltern und Erzieher, nie die Sünde durch Sünde austreiben zu wollen, ein Verfahren, das leider häufiger ist, als man wohl denken möchte, auf dem manche Erziehungsmethoden ganz und gar basiren, und von dem selbst der Christ sich so schwer ganz frei erhält.

Nach einem Jahre legte Feßler die Gelübde ab. Er hatte alle Stimmen für sich gehabt, eine einzige, die des Jubelgreises Pater Peregrinus ausgenommen. Dieser durchschaute ihn. Um den Grund seiner Verneinung befragt, erwiederte er alle Mal, er sehe voraus, daß dieser Fr. Innocentius in der Folge dem Orden manche Trübsale zuziehen würde.

Gleich darauf wurde Feßler in das Kloster Besnjiö in der Pesther Gespannschaft versetzt. Sein Ehrgeiz fühlte sich dort nicht wenig geschmeichelt durch den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen um die Gunst des Guardian Cölestinus. Wie dieser Grundtrieb seiner Seele aus allem Nahrung zu ziehen wußte, wie er, obgleich äußerlich weniger wahrnehmbar, doch innerlich eben so lebhaft ist, wie Trunksucht und Wollust, das erhellt daraus, daß das Lesen der Akten der Märtyrer für Feßler ein neuer Antrieb zu dem heftigen Verlangen wurde, Märtyrer für den Glauben zu werden. Hätte der Hochmuth ihn nicht verblendet, so würde er vor Allem eingesehen haben, daß man erst den Glauben wahrhaft besitzen muß, um Märtyrer für ihn werden zu können, und hätte er ihn erst besessen, so würde er erkannt haben, daß der Herr nicht von uns verlangt, wir sollen uns ein Kreuz schnitzen, sondern wir sollen in Demuth und Einfalt das von ihm auferlegte, das er tragen hilft, tragen. Solche Erkenntniß zu erlangen ist freilich schwerer, als das zu thun, was Feßler that, sich zu seinem erträumten Beruf vorzubereiten. Er unterwarf sich mannichfachen Abhärtungen, ohne zu ahnen, daß jede solche scheinbare Ertödtung des Fleisches nur dazu dient, es zu sättigen.

Im Jahre 1773 trat ein Wendepunkt in Feßler's Leben ein. Die Grundrichtung blieb dieselbe. Aber während er bisher die Religion, die sich durch Erziehung und Lektüre in den Außenwerken seiner Seele festgesetzt hatte, als Mittel zu seinem Zwecke gebraucht hatte, vertauschte er sie jetzt gegen ein anderes, das ihm leichtere Handhabung und sichereren Erfolg versprach. Mancherlei Bücher, die ihm erst ungesucht, nachher durch alle mögliche Listen in die Hand kamen, von Fleury's Abhandlungen über die Kirchengeschichte an mit ihrer Darlegung der Verderbtheit und Nichtigkeit des heutigen Mönchswesens, bis zu den Schriften von Hobbes, Tindal und dem Wolfenbüttler Fragmentisten, die er, mit der Bibel in der Hand, auf den Fall daß er getroffen würde, bei der ewigen Lampe vor dem Hochaltare las, dazwischen seichte und geistlose Vertheidigungen des Christenthums — machten ihn nach und nach zum vollkommenen Deisten. Ganz natürlich; denn ein auf Sand gebautes Haus stürzt beim ersten Windstoß. Dem natürlichen Menschen verbleibt das ihm lose umgehängte Gewand der Religion nur so lange, als er das ihm besser passende und stehende Gewand des Unglaubens noch nicht kennt. Eine Wahrheit, welche das reißende Umsichgreifen des Unglaubens im vorigen Jahrhundert hinreichend erklärt, und welche zugleich deutlich macht, daß das Christenthum auf die Masse nie wieder den Einfluß gewinnen kann, den es früher besessen, wo der große Haufe noch nicht zum Bewußtseyn seines wahren Verhältnisses zur Religion gekommen war. Feßler kämpfte anfangs, oder glaubte wenigstens zu kämpfen. Er las das Neue Testament siebenmal hinter einander durch; darauf einige der Lateinischen Kirchenväter. An Wachen, Fasten, Beten ließ er es dabei nicht fehlen. Aber was hilft das Alles, so man nicht entschlossen ist, den von Christo vorgezeichneten Weg zu betreten: So Jemand will des Willen thun, der wird erkennen, ob meine Lehre von Gott sey. Das Gebet des Gottlosen höret Gott nicht. Er ist ein verborgener Gott für die, welche bloß auf dem theoretischen Gebiete ihn suchen. —

Jetzt ging das ganze Streben Feßler's darauf hin, aus den Klostermauern befreit, in der Welt eine bedeutende Rolle zu spielen und in ihr eine ausgezeichnete Stellung zu erhalten. Als unerläßliche Bedingung hiezu erschien ihm der Besitz einer tüchtigen Gelehrsamkeit, und diese sich zu verschaffen arbeitete er mit aller Anstrengung seines kräftigen Geistes. Zugleich trachtete er darnach sich Verbindungen zu verschaffen. Besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit waren hier diejenigen Männer, welche damals in Oestreich an der Spitze der geistigen Bewegung standen. Indem er sich ihnen als Werkzeug zur Ausführung ihrer Plane darbot, unter der Maske eines reinen Eifers für Aufklärung, hoffte er sie als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchen zu können, was ihm auch trefflich gelang.

Ein anderes Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes mußte Feßler'n die Geschlechtsliebe gewähren. Ohne seine heiligen Gelübde zu achten, und ohne noch jetzt über die Verletzung derselben, und der Gebote Gottes, die allen Gelübden vorangehen, Schmerz zu äußern, suchte er Liebschaften anzuknüpfen, zuerst mit der Tochter einer verwittweten Edelfrau, die dem Kloster gegenüber wohnte, dann mit einer jungen „gebildeten" (verbildeten, wäre, wie ihr mitgetheilter Brief zeigt, der richtige Ausdruck) Schneidermeisterin, die seine förmliche Liebeserklärung in einer sentimental-eitlen Antwort zurückwies. Man sieht deutlich, es war nicht Weichherzigkeit oder Sinnlichkeit, was den jungen Mönch zu diesen Sünden verleitete. Sich geliebt zu sehen, eine unwiderstehliche Gewalt über ein weibliches Herz auszuüben, sich zu seinem Abgott zu machen, das war es was ihn anreizte. Der Ehrgeiz versteht es ebensowohl sich in das Gewand der Liebe zu hüllen, wie die Sinnlichkeit, und eine Menge unglücklicher Ehen verdanken dieser Verhüllung ihre Entstehung.

Im Jahre 1776 wurde Feßler nach Schwächat, zwei Meilen von Wien, versetzt, und ihm also bessere Gelegenheit zur Ausführung seiner Plane verschafft. Er wandte sich zuerst schriftlich an einen der einflußreichsten Beförderer der Aufklärung, Herrn v. Eybel, Professor des Kirchenrechts zu Wien, und wußte dann, als er durch vieles Wachen und übermäßige Anstrengung in eine Krankheit gefallen, die aber, wie es scheint, nicht viel auf sich hatte, durch Vermittelung des Arztes, des bekannten Stoll, es dahin zu bringen, daß er einen persönlichen Besuch von diesem Manne erhielt. Durch ihn wurde er nachher einem noch weit gewichtigeren Manne, dem Prälaten Rautenstrauch, Referendar bei der Hofstudien-Commission und Direktor aller theologischen Fakultäten in der ganzen Monarchie, vorgestellt.

Es begann nun ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Feßler und seinem Orden, ein Kampf weltkluger, sich unter der Maske der Liebe zur Wahrheit und Aufklärung verbergender Selbstsucht, mit halbfrommer Beschränktheit.

Der Ort, wo Feßler seine Bücher verborgen hatte, wurde aufgespürt und diese ihm weggenommen; wegen Verweilens außer dem Kloster in der Stadt, das er vergeblich durch eine grobe Lüge zu verdecken suchte, — merkwürdig ist es, daß er diese und andere ohne alles Erröthen und ohne jede tadelnde Bemerkung erzählt — mußte er öffentlich Wasser und Brodt auf der Erde essen. Dieselbe Strafe traf ihn bald darauf zum zweiten Male wegen einer an den Provinzial gerichteten Bittschrift um Versetzung in ein anderes Kloster, gegründet auf eine Anklage seines Lehrers, des Lektors. Merkwürdig ist das in den Beilagen abgedruckte Antwortschreiben des Provinzials. Bei aller mönchischen Befangenheit zeugt es doch von einem gewissen Maaße geistlicher Weisheit, man spürt etwas von dem Geiste des Thomas a Kempis, jenes großen Gnadenmittels für die ganze katholische, und namentlich für die Klosterwelt, darin. „Höre Deinen Vater, indem er Dir an das Herz legt, daß die einzige Quelle Deiner Entrüstung aus Deiner ungebührlichen Lebensweise hergeleitet werden muß. In Dir selbst liegt die Ursache; denn wenn Du Deinem Berufe gemäß im Geiste der Demuth, des Gehorsams und der Armuth lebtest, würdest Du reichlicher Tröstungen genießen; wenn Du aber durch entgegengesetzte Handlungen von Gott abweichest, wird wohl der beste Tröster mit seiner erquickenden Salbung Dich überströmen? Bekehre Dich also, unterwirf Dich Deinen Vorgesetzten, entsage dem aufblähenden Geiste, enthalte Dich jener hochmüthigen Wünsche, die Du nährest. — Werde vorher gedemüthigt, dann wirst Du erhöht werden." In dem ganzen Briefe keine Spur fleischlicher Gereiztheit; freilich wird der Gehorsam gegen Gott gar zu sehr mit dem Gehorsam gegen den Orden vermengt, aber in dem gegenwärtigen Falle erscheint dies doch weniger als ungerecht, da bei Feßler wirklich die Verletzung des einen und des anderen eng zusammenhingen, da er nicht mit Luther von Herzen sprechen konnte, man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, sondern nur deshalb sich gegen Menschenherrschaft empörte, um von Gott und Menschen frei nur sich selbst zu dienen.

Dennoch aber erreichte Feßler seinen Zweck. Er wurde in das Kloster zu Wienerisch-Neustadt versetzt. Bald fing er auch dort neue Unruhen und Streitigkeiten an. Seinen damaligen Herzenszustand enthüllt eine Reihe von Briefen an seinen

Oheim Andr. Kneidinger, Kammer-Ingenieur in Presburg. Seinen religiösen Standpunkt legt folgende Stelle dar: „Ich kenne schon lange keine andere Andacht mehr, als zu welcher die Betrachtung und der Genuß der schönen Natur einladen, und die der Alles belebenden Kraft am schicklichsten in dem Tempel, den sie sich mit so vieler Pracht und Majestät selbst erbaut hat, entrichtet wird. So oft also die Wahl des Ortes zu meiner Andacht ganz von mir abhängt, ist das freie Feld oder der Garten mein Tempel, Bäume und Blumen das Bild meines Gottes, und ruhiger Selbstgenuß mein Gebet." Auf seine damalige sittliche Beschaffenheit läßt sich schon hieraus schließen. In diesem Zustande des trostlosesten Unglaubens verrichtete er täglich die priesterlichen Handlungen. Die eine Seite seines Lebens war also eine fortgesetzte Heuchelei. Was aber das Schlimmste ist, weit entfernt, unter dieser Last zu seufzen, und den Moment zu ersehnen, wo es ihm gelingen würde sie abzuwerfen, ging vielmehr sein eifrigstes Bestreben dahin, die Heuchelei auch über die übrigen Gebiete des Lebens auszudehnen. Es wurde ihm förmliches Studium, sich selbst zu verlarven, um Andere desto besser entlarven und als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchen zu können. Und bei seiner natürlichen Kälte und Besonnenheit, bei seinem Scharfblicke, und bei der mannichfachen Gelegenheit zur Erwerbung der Menschenkenntniß, die ihm das Klosterleben darbot, brachte er es in dieser Verschmitztheit bald zu einer bedeutenden Virtuosität. Ein warnendes Beispiel auch für Gläubige! Je mehr sie den Anfeindungen der Welt ausgesetzt sind, desto näher liegt ihnen die Versuchung, Elemente dieser großen Kunst der Welt unter dem glänzenden Namen christlicher Klugheit auch in sich aufzunehmen und auszubilden. Und wo hiezu einmal der Anfang gemacht ist, da lassen sich die Fortschritte gar nicht mehr hemmen. Der Herr hat uns neben der Taubeneinfalt die Schlangenklugheit geboten. Aber so lange wir uns noch unfähig fühlen beide zu verbinden, so lange die letztere noch die Art der Schlange nicht verläugnen kann, die Eva betrog im Paradiese, da laßt uns lieber, mit der Bitte an den Herrn, daß er mit unserer Schwachheit Geduld habe, und sie in Stärke verwandele, damit wir Beides mit einander vereinigen können, den Heller dahin geben, damit der Thaler unser Gewinn bleibe. Die Welt hat hierin ein feines Auge; sie weiß es gleich aufzufinden, wenn der Gläubige sich in ihr Gebiet verirrt. Wirft sie es uns vor, so ist es hohe Zeit, daß wir mit Austreibung des so nahe liegenden geheimen Wohlgefallens an unserer Klugheit, uns vor Gott demüthigen, der nur den Einfältigen es gelingen läßt. — Als den höchsten Grundsatz für sein Verhalten stellt Feßler mit sichtbarer Freude über seine Schlauheit den auf: „Uebe deinen Beobachtungsgeist in Untersuchung, Prüfung und Bestimmung des verschiedenen Interesses der Menschen, und in Abwägung der Kräfte und Mittel, deren sie sich im Collisionsfalle desselben mit dem deinigen bedienen könnten, und nach diesem Maaßstabe miß dein Betragen gegen sie ab." Seine demgemäße Praxis schildert er so: „So wie die Menschen in Ansehung ihres Körpers nur gekleidet ausgehen, so erscheinen die Meisten auch

in Ansehung ihrer Sinnes- und Gemüthsart nur maskirt und verlarvt in Gesellschaft; Keiner will zeigen, was er ist, Jeder nur scheinen, was er nicht ist. Mein erstes Bestreben also bei der Zusammenkunft mit einem Menschen geht auf die Entdeckung, wie weit seine Maske reiche, und wo sein Selbst anfange; so lange ich dies nicht habe, bin ich zurückhaltend, einsilbig, für ihn und für Alle, die um uns sind, langweilig; und da werde ich gewöhnlich für einen verschlossenen Menschen gehalten. Habe ich aber erst den lichten Punkt an meinem Manne gefunden, so gehe ich ihm mit einer so zuversichtlichen Redseligkeit entgegen, daß er, im festen Glauben an die Undurchdringlichkeit seiner Maske, gar nicht weiß, wie er sich mein offenes freies Begegnen erklären soll. Indessen setze ich dies ruhig fort, bis ich Spuren zu neuen Entdeckungen an ihm erschaue, worauf ich meinen Standpunkt wieder in der Ferne wähle. Und nun ist es wohl möglich, daß er in dem Gedanken, er habe mich glauben gemacht, er sey noch immer derselbe, weil er noch immer dieselbe Maske trägt, an mir irre wird, und mich sogar für falsch hält."

Nach Erkenntniß des menschlichen Herzens zu streben, sie zum Gegenstande des Studiums zu machen, und zu diesem Zwecke nicht bloß sich selbst, sondern auch Andere zu beobachten, ist nicht bloß erlaubt, es ist Pflicht, aber es kommt dabei Alles auf den Zweck an, den man vor Augen hat. Dieser darf kein anderer seyn, als das eigene Heil und das Heil der Brüder. Wer Menschenkenntniß nur sucht, um Andere dadurch um so sicherer seiner Selbstsucht dienstbar zu machen, der versündigt sich schwer an Gott in seinen Geschöpfen und Erlösten. Nur ein kalter, herzloser Mensch kann das, und wer es thut, dessen Kälte und Herzlosigkeit muß dadurch im beständigen Wachsthum erhalten werden. Selbst der Beichtstuhl mußte Feßler zu diesem Zwecke dienen. „Keinen verwegenen Sünder, keine vornehme, in Unzucht und Schamlosigkeit tief gesunkene Sünderin entließ ich, bevor sie mir nicht umständlich und ausführlich, bald freimüthig bekennend, bald auf meine Fragen antwortend, entdeckt hatten, auf welche Weise sie von Schritt zu Schritt auf den Grad ihrer moralischen Verderbtheit gestiegen seyen."

Wie verschieden aber ist die Menschenkenntniß, welche auf diese Weise erworben wird, von der, welche der heilige Geist gewährt! Wie bewährt es sich hier, daß die Geisterprüfung eine Gabe ist! Bei allem Scharfblick, bei allen menschlichen inneren und äußeren Mitteln bleibt der natürliche Mensch doch immer nur bei der Außenseite stehen. Nicht einmal die Sünde vermag er recht zu durchschauen. Er erkennt wohl ihre einzelnen Aeußerungen, aber ihre Wurzel bleibt ihm verborgen. Sobald er aber gar auf das Gebiet der Gnade kommt, tappt er ganz im Finstern. Daher bei aller Pfiffigkeit, bei allen glücklichen Blicken, doch die gewaltigsten Mißgriffe in der Beurtheilung, bei allen glücklichen Erfolgen doch oft, grade wo das Meiste auf dem Spiele steht, die größten Niederlagen. Das Fundament der wahren Menschenkenntniß ist die Kenntniß des eigenen Herzens und die Theilnahme an der göttlichen Gnade.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 24. Juli. № 59.

Ignatius Aurelius Feßler.

(Fortsetzung.)

Die Sünde wird nur von Innen heraus in ihrer Tiefe erkannt. Man muß die Keime der Sündhaftigkeit des ganzen menschlichen Geschlechts in sich wahrnehmen, um zur tieferen Beobachtung der Sünde in Anderen geeignet zu werden. Göttliches wird nur durch Göttliches erkannt. An einem wiedergeborenen Menschen kann man allerlei gute Eigenschaften und allerlei Schwächen entdecken, aber in die innere Werkstatt seiner Handlungen erhält man keinen Blick. Beides, der Mangel an Erkenntniß der Sünde und der Mangel an Erkenntniß der Gnade, zeigt sich als nothwendig durch den niederen religiösen Standpunkt bedingt besonders deutlich in historischen Werken solcher, die auf einem solchen Standpunkte stehend, sonst alle zu ihrem Unternehmen erforderlichen Eigenschaften besitzen. So z. B. in des in so mancher Beziehung ehrwürdigen Plank Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, und desselben Geschichte der Theologie seit der Concordienformel. Man vergleiche nur sein Urtheil über Luther. Viel gegründetes Lob und viel gegründeter Tadel, aber überall nur die Außenseite. Bei aller Scharfsichtigkeit, bei aller Unpartheilichkeit doch keine historische Wahrheit. Das Grundprincip von Luther's Leben, der Glaube, bleibt unsichtbar. Eben so wird auch der mächtige Gegner des Geistes in ihm, das Fleisch, nur in seinen einzelnen Wirkungen geschaut. Das Ganze nimmt sich aus, wie der Bericht eines solchen, der eine lebhafte Scene an der Thür behorcht, und nun sich aus den halb und gar nicht verstandenen Worten ein neues Ganzes bildet.

Epoche macht in Feßler's Leben seine Bekanntschaft mit dem Staatssekretär v. Molinari, der in der Nähe des Klosters ein kleines Landgut besaß. Er fand an Feßler Gefallen und wirkte von seinen Obern aus, daß er ihn und in seiner Abwesenheit auch seine Familie besuchen durfte. Molinari war Jansenist, und Jansenisten waren seine gewöhnlichen Hausfreunde. So kam Feßler von neuem in Berührung mit religiöser Wahrheit. Freilich war diese späte Nachgeburt des Jansenismus nicht mehr ganz was dieser, die erfreulichste Erscheinung in der Katholischen Kirche seit der Reformation, in seinem Ursprunge. Es fehlte jenes anfängliche Feuer der Liebe zu dem Herrn, jene Strenge der Selbstverläugnung, jene Durchdrungenheit von der göttlichen Gnade, — deren vollständige Einsetzung in ihre Rechte das Grundwesen dieser kirchlichen Parthei bildet, die dadurch unserer Kirche sich wesentlich annäherte —, wie wir sie in den Schriften der älteren Jansenisten als treuem Abdruck ihres Lebens, z. B. bei dem nicht genug zu empfehlenden Pascal und in den wahrhaft erbaulichen Anmerkungen zum Neuen Testament von Quesnel finden. Der Jansenismus hatte einen nicht geringen Beisatz von Gefühlswesen und von neumodischer Aufklärerei erhalten, und schon daß er mit dieser sich äußerlich zum Sturze der Hierarchie verband, zeigt, daß er an seiner ursprünglichen Lauterkeit verloren. Das einfältige Auge erblickt in solchen Coalitionen, die sich immer schwer rächen, da die Welt nachher den ungleichen Bundesgenossen, nachdem sie ihn gebraucht, wozu er zu brauchen war, auf die Seite zu schieben, und die Früchte des Sieges sich allein anzueignen weiß, nicht Heil, sondern Gefahr. Der Glaube spricht: Ob tausend mir zur Linken, zehntausend mir zur Rechten. Er antwortet dem Versucher, der ihn bereden will, Hülfe bei denen zu suchen, die nicht seine geborenen Bundesgenossen sind, mit dem Herrn: Meinest du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel? Es ist Gottes Sache, die er treibt, darum stellt er sie Gott anheim; will Gott nicht helfen, so will er nicht geholfen haben. In diesem Sinne betrieb Luther das Werk der Reformation und es gelang; dagegen was die Besseren in Joseph's Zeit erstrebten schlug fehl, trotz aller ihrer Conspirationen. „Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse; wir aber denken an den Namen des Herrn unseres Gottes. Sie sind niedergestürzt und gefallen; wir aber stehen aufgerichtet."

Indessen, es war doch noch ein trefflicher Grund religiöser Wahrheit in diesen Jansenisten und aus ihm ging das eifrige Bestreben hervor, Feßler auf den rechten Weg zurückzuführen. Der Prälat de Terme und der Priester Blarer verlangten von ihm eine ausführliche Entdeckung der Wege, auf denen er

zu seiner deistischen Denkungsart gekommen sey, und vereinigten sich nun mit Molinari zu dem Vorsatze, ihn wieder zum Christenthume zu bekehren. Feßler schien der Ausführung dieses Vorsatzes keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. „Ihren Behauptungen" — schreibt er an seinen Oheim — „daß auch die tugendhaftesten Handlungen der heidnischen Philosophen nur Sünden waren, weil sie nicht aus dem Glauben geschahen, daß mein Seneca ein verächtlicher Heuchler war, und mein Caraccioli nur ein seichter Schwätzer sey, werde ich nie beipflichten, doch bereitwillig und unbefangen las und lese ich Pascal's Provinzialbriefe, dessen Gedanken über Religion, Nicole's moralische Versuche und andere Schriften der Jansenisten, die sie mir in Lateinischer und Deutscher Sprache verschafft, und das ernstlichste Studium derselben an das Herz gelegt haben." Bald kam es dahin, daß er, nach seinem eigenen Ausdrucke, glaubte zu glauben. Er dachte und fühlte sich in die Ansichten und Gefühle seiner neuen Freunde hinein, ohne daß dieselben in ihm eine selbstständige Wurzel erhalten hätten.

Mehr oder weniger waren auch bei dieser scheinbaren Veränderung gewiß fremdartige Interessen im Spiele. Wir denken nicht an grobe Heuchelei. Diese ist überhaupt sehr selten. Desto häufiger aber die feine, die zuerst sich selbst und dann Andere täuscht. Feßler erblickte in seinen Jansenistischen Freunden mächtige Stützen seiner Plane; die religiöse Differenz schien das engere Anschließen an die Molinarische Familie sehr zu erschweren; und ihm namentlich den Zugang zu einer sich in ihr aufhaltenden Gräfin Louise zu versperren, über deren Herz eine Gewalt zu bekommen damals sein höchstes Bestreben war. Feßler mußte also wünschen, seine bisherige sogenannte Ueberzeugung gegen die andere vortheilhaftere daran zu geben, und einem solchen Wunsche fügte sich sein Verstand um so leichter, da auch die frühere Ansicht den Neigungen des Herzens ihren Ursprung verdankte, die nun durch andere augenblicklich stärkere besiegt wurden, nachher aber, als diese aufhörten, mit voller Stärke wieder hervorbrachen.

Daß die mit ihm vorgegangene Veränderung nur eine äußere gewesen, zeigt auch ohne sein eigenes Geständniß und ohne den späteren Erfolg, hinreichend sein damaliges Betragen. Immer sein Ziel im Auge benutzte er mit jesuitischer Schlauheit Alles, was ihn zu demselben hinführen konnte. Wie er es verstand, Menschen als Mittel zu seinen Zwecken zu gebrauchen, zeigt unter Anderen sein Verhältniß zu einem verabschiedeten Kapitän, Herrn v. Stieber. Dieser hatte im Kabinet des Kaisers wichtige Verbindungen, und Feßler suchte ihn daher ganz für sich zu gewinnen. „Ich wünschte" — schreibt er an den Prälaten Rautenstrauch — „daß Sie den Kapitän v. Stieber gesprochen hätten, und so oft er sich künftig bei Ihnen meldet, ihn sprächen. Er ist ein herrliches Werkzeug; seine Verbindung mit dem Kabinetssekretär, Obersten v. Weber, ist wichtig; man kann ihn zu Allem brauchen; nur muß man sich schafsgutmüthig von ihm imponiren lassen. Was ich bei mehreren Jüngern Machiavell's bemerkt habe, ist auch bei ihm zu Hause; er glaubt Alle, die er vor sich hat, zu übersehen, und von Niemanden übersehen zu werden. Dies merkte ich gleich bei der ersten Unterredung mit ihm. Da hüllte ich mich tief in die Decke der Dummheit ein, die mir als Mönch bis zur höchsten Täuschung gut läßt. Ich ließ ihm bloß maschinenmäßige Thätigkeit sehen, und so war ich gleich sein Mann, ohne daß er es sich bewußt werden konnte, daß er der meinige sey.

Ich lasse mich von ihm unterrichten, foppen, hudeln und ausfilzen, alles mit der Gutmüthigkeit eines dummen Schafes, und er läßt sich dafür von mir lenken, wohin ich will, ganz mit der Unwissenheit eines in sich selbst verliebten Egoisten. — Sie können ihn zu Allem, zum Kundschafter, Unterhändler, Sturmläufer u. s. w. brauchen, so lange sie ihn nichts anders als den Abbatem ordinis sancti Benedicti, der guten Tisch hält, auf Gold speist, und einen gerechten Tropfen Wein im Keller hat, an sich finden lassen."

Feßler mußte von Rautenstrauch's Menschenkenntniß sehr wenig halten, da in der Anweisung, wie er den Kapitän benutzen sollte, und in dem offenen Geständniß von Feßler's Verhältniß zu ihm, zugleich für denjenigen, der etwas schärfer sah, eine deutliche Andeutung enthalten war, wie Feßler Rautenstrauch selbst ansah, und wessen dieser sich zu ihm zu versehen hatte. Denn wer fähig ist, einen solchen Rath zu ertheilen, oder auch nur zu einem einzigen Menschen in einem solchen Verhältniß zu stehen, der täuscht entweder sich oder Andere, wenn er glaubt mit Anderen auf edlere Weise verbunden zu seyn — trotz aller seiner Gefühle und Phantasien.

War schon die Stellung Feßler's zu seinen Verbündeten eine fortgesetzte Heuchelei, so noch vielmehr seine Stellung zu seinen Gegnern, den Mönchen. Er schreibt darüber an Rautenstrauch. „Seit zwei Jahren genieße ich einer ungestörten Ruhe; kaum hat man mehr ein wachsames Auge auf mich; an meiner mönchischen Orthodoxie zweifelt Niemand, und wie könnten sie es, da ich in einem fort nur von Kirche, Papst, Bellarmin und Sanct Bonaventura schwärme, und sie des Nachts, wenn ich in der Gesellschaft der Geister Petri de Marca, Bossuets, v. Espen und ihrer Verwandten, in voller Kraft lebe, schlafen. Nur noch kurze Zeit und man wird mich nicht nur als des Ordens Stütze, sondern als des Papstthums Pfeiler ansehen." Wie weit muß es mit demjenigen gekommen seyn, nicht nur der solches thun und schreiben, sondern auch, falls dieser sich nicht verrechnet, mit dem, an den solches geschrieben werden kann! Gegen die auf diese Weise zutraulich gemachten Mönche diente Feßler dem Prälaten als Spion; jede harte Aeußerung gegen das Werk der Reform, gegen den Kaiser und seine Rathgeber wurde getreu und umständlich berichtet. Da bietet sich wieder eine merkwürdige Vergleichung mit der Reformation dar. Hier sollten Dämonen durch Beelzebul ausgetrieben werden, und es mißlang; dort wurden sie durch den Finger Gottes ausgetrieben, unter Fasten und Beten, und sie haben nie wieder vermocht, dauernd wieder ihre Herrschaft zu gründen. Zugleich eine nachdrückliche Warnung für uns, daß wir uns nicht jedes gegen die Römische Kirche gerichteten Unternehmens freuen. Die schlimmsten Jesuiten sind oft die Feinde der Jesuiten.

Feßler wurde nun zur Vollendung des theologischen Studiums mit allen seinen Mitschülern in das Kloster zu Wien versetzt. Eine günstige Gelegenheit zur Betreibung seiner Plane! Durch Rautenstrauch und Molinari wurde er den zum Theil sehr hoch gestellten Freunden der Reformparthei vorgestellt. Alle erklärten ihn in Betracht seiner Anstrengungen „der Unterstützung jedes Freundes der guten Sache für würdig."

Feßler erhielt bald Gelegenheit sein Verdienst um die „gute Sache" und also auch seine Ansprüche auf Belohnung bedeutend zu steigern. Er wurde einst plötzlich um Mitternacht geweckt und in die geheimen unterirdischen Klostergefängnisse geführt, um

einem Sterbenden, einem Ungarn, welcher der Deutschen Sprache nur wenig kundig war, die Seele auszusegnen. Durch den Gefangenwärter erhielt er Nachricht von den Gefangenen, die in diesem Kerker, zum Theil schon seit einer langen Reihe von Jahren, schmachteten. Sogleich schrieb er eine nachdrückliche Anzeige an den Kaiser mit seines Namens Unterschrift, und sandte sie durch einen Vertrauten ab. Gewiß, manchen Gräuel bargen diese Gefängnisse, die ihre Opfer so fest umschlossen wie das Grab, und deren Daseyn sogar den meisten Mönchen selbst unbekannt war. Was Feßler that, das that er als Knecht Gottes, aber als ein solcher, wie Nebucadnezar. Es war dasselbe Motiv, was die Mönche bewog — in einzelnen Fällen wenigstens — die ihrer persönlichen und ihrer Ordens-Selbstsucht Hinderlichen des Lichtes zu berauben, und was ihn zu dem Versuche bewog, sie an's Licht zurückzuführen. Die Mönche verbargen dieses Motiv hinter der Maske des Eifers für die Ehre Gottes, er hinter der Maske der Menschlichkeit. Er selbst gesteht mit lobenswerther Offenheit, was freilich schon als Resultat seiner ganzen damaligen moralischen Beschaffenheit zu Tage liegt, den Schritt nur im Dienste des Ehrgeizes gethan zu haben. Dieses Motiv war ihm schon damals bewußt (vgl. S. 100.), und es klingt daher wie Ironie, wenn er an den Prälaten Rautenstrauch schreibt: „Der Himmel gebe zu Allem sein Gedeihen, bewahre aber mich vor der Märtyrerkrone." Vor dem, was wie diese aussah, es aber nicht war, mußte er freilich sich sehr scheuen.

Feßler's Jansenistische Freunde ließen sich nicht so durch ihn täuschen, wie die Aufklärer, falls diese überhaupt getäuscht wurden, und nicht vielmehr, ohne sich um seine der ihrigen gleiche innere Beschaffenheit zu kümmern, ihn nahmen wie er zu brauchen war. Wenn sie auch nicht bis auf den Grund der Seele sahen, so schauten sie doch durch die Maske hindurch. Molinari hatte schon über die Anzeige der Klostergefängnisse sich mißbilligend geäußert; noch entschiedener verwarf er einen von Feßler höheren Ortes eingereichten Entwurf zur Kirchenreform. „Man wähnt oft" — sprach er unter andern — „der guten Sache gedient zu haben, wenn man nur seinem Eigennutze oder seinem Ehrgeize widerrechtliche Opfer gebracht hat. So wie ich Sie kenne, werden Sie mit der Zeit unter ganz anderen Ansichten vom Wirken, Aufklären und Reformiren, Ihre gegenwärtigen selbst verwerfen, aber nimmermehr das Unrecht, das Sie jetzt, vom Eifer hingerissen, etwa begehen dürften, wieder gut machen können." Feßler erfuhr die Demüthigung, daß sein Entwurf ihm als unbrauchbar zurückgegeben wurde.

Bald fügten sich die Umstände so, daß er es für schicklicher hielt, die Maske fallen zu lassen, und in offenem Kampfe gegen seine Obern aufzutreten, welche ganz zu hintergehen ihm doch nicht gelungen war, und welche nur eine schickliche Gelegenheit abwarteten, sich seiner zu entledigen. Durch seine Gönner war ihm unter großen Schwierigkeiten, zu deren Beseitigung er sie mit seiner ganzen Schlauheit unterstützte, die Erlaubniß geworden, auf der Universität die öffentlichen theologischen Vorlesungen zu besuchen. Er ahndete, daß seine Obern Alles aufbieten würden, um diese Verordnung, in der sie leicht eine Wirkung seines geheimen Treibens erblickten, unkräftig zu machen. Um zu erfahren, welche Maaßregeln sie zu ergreifen beabsichtigten, bediente er sich eines sehr niedrigen Mittels. Einer seiner gleichgesinnten Freunde, der Mönch Seraphin, ein schöner Mann, mußte ein Verständniß mit der „geistlichen Schwester" von Feßler's Oheim, Prokurator der Provinz, anknüpfen. So erfuhr er, daß man die Regierung um Zurücknahme ihrer Verfügung angehen werde, unter dem Vorwande, das Wohl und Bedürfniß des Ordens erfordere es, daß Feßler, ein talent- und kenntnißreicher Mann, als Lektor der Philosophie nach Ungarn versetzt werde. Gleich nach Eingabe dieser Vorstellung wollte man ihn, ohne die Resolution abzuwarten, fortsenden. „Nun blieb mir" — sagt Feßler in einem Briefe an seinen Oheim Kneidinger — „nichts mehr übrig, als meine Feinde auf das Heftigste wider mich aufzureizen, damit sie den Willen fahren ließen, die Synagoge mit Ehren zu begraben, und sich entschlössen, mit Wuth mich anzugreifen. Ich mußte Handlungen wagen, die vor weltlichen Behörden für Verdienst galten, von den Ordensobern als gräuliche Verbrechen angesehen wurden." Feßler hatte eine heftige Schrift, unter dem Titel: Was ist der Kaiser, gegen die Gegner der Reform verfaßt. Das erste Heft derselben übergab er einem Wiener Buchhändler zum eiligsten Drucke unter seinem Familiennamen. Er stand schon seit einiger Zeit in einem näheren Verhältnisse zu einer Baronesse E—g. Diese wies er an, seine Briefe auf Verlangen auszuliefern. Nun denuncirte er sich selbst in einem von unbekannter Hand geschriebenen Billet an seine Obern, und forderte sie auf, sich durch Wegnahme des Manuscriptes: Was ist der Kaiser, und der Briefe an die Baronesse zu überzeugen, welch eine Schlange sie in ihrem Busen nährten. Man fand Beides, die Briefe und das Brouillon der Schrift, welches Feßler für das zum Drucke bestimmte Exemplar ausgab. Bald aber wurden sie in dieser Beziehung enttäuscht. Die Zeitungen kündigten die Brochüre: Was ist der Kaiser, als erschienen an, und Feßler übergab die ersten Exemplare auf Schreibpapier, gut gebunden, eigenhändig „ganz mit der demüthigen, sklavischen Miene des Mönches" seinen Obern zum Zeichen seiner Observanz. Ihre Entrüstung läßt sich leicht denken. Die Sache wurde vor dem erzbischöflichen Consistorio anhängig gemacht. Dies erklärte ihn nach gehaltenem Verhöre für geständig 1) das Gelübde der Armuth gebrochen zu haben, weil er sich heimlich Bücher für Geld angeschafft. 2) Der Verletzung des Gelübdes des Gehorsams, indem er gegen das Verbot der Constitutionen des Ordens seine Schrift ohne Erlaubniß der Obern habe drucken lassen, und 3) der Verletzung des Gelübdes der Keuschheit, indem er sich in eine Diskussion über die Platonische Liebe mit der Baronesse eingelassen, auch sie solus cum sola geküßt habe. Der Antrag auf Bestrafung wurde bei der Regierung eingegeben. Dort glaubte Feßler seines Sieges gewiß zu seyn. Seine vielvermögenden Gönner schienen ihm einen glücklichen Ausgang zu verbürgen. Allein seine Gegner setzten der Schlauheit Schlauheit entgegen. Es gelang ihnen, Feßler in Furcht zu setzen, und ihn dahin zu bringen, daß er schriftlich versicherte, er gäbe alle seine gegen die klösterliche Ordnung streitenden Entwürfe auf, und bäte selbst um seine Versetzung. Mit dieser Schrift eilte der Provinzial zu dem Kardinal Migazzi, dieser zum Kaiser. Es erfolgte nun ein Erlaß des Kaisers an die Hofcommission, die einen für Feßler günstigen Bericht eingereicht hatte; er bemerke höchst mißfällig, daß sich dieselbe unruhiger Mönche gegen ihre Obern annehme; Feßler solle der Gewalt seiner Obern übergeben werden. Unerwartete Ereignisse aber gaben bald der Sache eine andere Wendung. Es erschien plötzlich eine Kaiserliche Commission im Kloster. Der Guardian wurde im Namen des Kaisers auf sein Gewissen nach den heimlichen Gefängnissen befragt.

Er läugnete ihr Vorhandenseyn. Die Commission begab sich an den von Feßler bezeichneten Ort. Die Gefangenen wurden in den Speisesaal hinaufgeführt und dort ein Verhör mit ihnen angestellt. Der Guardian und der Provinzial wurden sogleich suspendirt. Einer von Feßler's Gönnern wußte dem Kaiser seine Schrift auf geschickte Weise in die Hände zu spielen, und stellte ihn, als dieser sich nachher nach ihm erkundigte, als einen für seine Zwecke schon vielgebrauchten und in Zukunft noch sehr brauchbaren Mann dar. Der Kaiser widerrief das frühere Dekret und verordnete, daß Feßler in Wien bleibe und vom Kloster aus die Universität besuche. Die bald darauf auf Kaiserlichen Befehl erfolgende harte Bestrafung des Provinzials und des Guardians in der Gefängnißsache diente nicht dazu, Feßler's Freude über diese günstige Wendung seiner Angelegenheiten zu vermehren. Sein eben nicht zartes Gewissen regte sich doch mächtig und klagte ihn der Unlauterkeit seiner Triebfedern an.

Der neue Guardian glaubte, es sey seines Berufes, alles Mögliche zu thun, um Feßler und die ihm Gleichgesinnten zu plagen und ihnen ihre Studien zu erschweren. Feßler aber wußte es durch seine Schlauheit so weit zu bringen, daß auch er seines Amtes entsetzt wurde. Sein Nachfolger ließ sich dadurch warnen.

Feßler besuchte nun frei und ungehindert die Vorlesungen der Universität, nachdem es besonders durch seine Bemühungen sogar dahin gekommen, daß nach Kaiserlichem Befehle die ganze studirende Jugend des Capuzinerordens die Anweisung erhielt, von dem Kloster aus ihre Studien auf den Universitäten zu wiederholen und fortzusetzen. Das war freilich nicht unbedingt für ein Glück zu achten, und es war gewiß in der Erbitterung der Mönche gegen diese Maaßregel auch ein besseres Element. Man schaudert, wenn man liest, was Feßler von dem 79jährigen Professor der Orientalischen Sprachen, Monsperger, berichtet. Früher Jesuit, hatte er, unbefriedigten Ehrgeizes wegen mit dem Orden unzufrieden, Papiere, enthaltend Beichten der Kaiserin, der Erzherzoge und anderer hoher Herrschaften, entwandt, war damit nach Rom gereist, und hatte unter Androhung der Entdeckung des Geheimnisses an den Oesterreichischen und an den Französischen Hof, vom Papste die Auflösung seiner Gelübde verlangt. Dieser hatte sie ihm unter Thränen gewährt und ihn in den Weltpriesterstand versetzt. Er war ein zwiefach erstorbener Baum, ein kalter, herzloser Materialist und Atheist, der seine höchste Freude daran fand, ohne daß man ihn greifen konnte, in dem Schafstall Christi zu stehlen, zu würgen und zu morden. In seinen Vorlesungen witzelte er aus dem Alten Testamente alles Uebernatürliche und Wunderbare so zweideutig und listig weg, daß die schlechteren Köpfe gar nicht errieth en, wo er hinzielte, aber den Aufmerksameren und Aufgeweckteren bald das ganze Buch nur als eine Sammlung von Mythen, Wundermährchen und Widersprüchen erschien. So trieb es der graue Sünder bis in sein 86stes Jahr.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde, herausgegeben von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert. Dritter Band. Erlangen bei Heyder. S. 379. Preis 20 Sgr.

Auf die beiden ersten Bände dieses trefflichen Werkes haben wir schon mehrfach hingewiesen. Dieser steht ihnen an wahrhaft erbaulichem Gehalte und Interesse nicht nach. Die größere Hälfte nehmen die unseren Lesern schon bekannten, aber eben deshalb ihnen gewiß noch einmal in dieser Vereinigung für sich und noch mehr für Andere willkommenen Mittheilungen aus dem Reiche ein. Bei dem so sehr verschiedenartigen Lesekreise der Ev. K. Z. ergeht es den meisten Aufsätzen so, daß der Eine sich durch sie angezogen fühlt, der Andere zurückgestoßen; der Eine sie an diesem Orte für passend erachtet, der Andere für unpassend, — indem die Meisten die Bedürfnisse, für deren Befriedigung Redaction und Mitarbeiter zu sorgen haben, nur nach sich und ihrer nächsten Umgebung beurtheilen. Diese Mittheilungen dagegen haben, so weit unsere Erfahrungen reichen, unter den Freunden der guten Sache allgemein eine liebevolle Aufnahme gefunden, und selbst die Gegner derselben haben ihnen eine gewisse Theilnahme nicht versagen können, bei aller Entschiedenheit des in seiner kindlichen Einfalt und Demuth ehrwürdigen Verfassers in dem Bekenntniß der evangelischen Wahrheit. Die Mittheilungen bildeten ein schönes versöhnendes Element mitten in dem Kampfe und Streit, der durch die Beschaffenheit der Zeit, gegen die das Wort Gottes einmal zu Felde liegen muß, unumgänglich nothwendig geworden. Außerdem enthält dieser Band noch das Leben des J. J. Fabricius, Predigers zu Schwelm, Schwoll und Sulzbach in Westphalen im 17ten Jahrhundert, und das des Englischen Obersten Gardiner, nach der ausführlichen Biographie von Doddridge. Der erste ein äußerlich unscheinbarer Mann, der „den ernsten, einsamen, mühevollen Weg einer beständigen Wachsamkeit, eines unausgesetzten Ringens nach der wahren Heiligung aller Kräfte und Begierden des Leibes und der Seele durch den Geist Jesu Christi" ging. Der letztere, einer der Mächtigen und Großen der Welt, mit allem geziert, was vor ihr Ansehen gibt, durch alles geschändet, was vor Gott ein Gräuel, nachdem er von Gott wie ein Brand aus dem Feuer gerissen worden, die Kriege des Herrn gegen sich selbst und gegen die Welt, mit derselben Tapferkeit führend, durch die er sich vorher und nachher (er blieb in der Schlacht) im Kampfe für seinen irdischen König ausgezeichnet hatte. Wir wollen nicht weiter in den reichen Inhalt eingehen, da wir hoffen dürfen, daß die meisten unserer Leser sich den vollen Genuß dieser schönen Gabe verschaffen werden. Wir bemerken nur noch, daß die drei Abtheilungen des Buches auch besonders abgedruckt zu haben sind.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 27. Juli. № 60.

Ignatius Aurelius Feßler.

(Fortsetzung.)

Auf Feßler richtete der alte Verführer bald sein Augenmerk. Er sah, daß hier was zu gewinnen war, und zwar mit leichter Mühe. Denn etwas angelernten Jansenismus wegzuschaffen ist nicht schwer. Die erste Waffe, deren er sich bediente, war der Witz. Nachdem dieser seine Wirkung gethan, gab er seinem gelehrigen Schüler in angemessener Reihefolge, so wie er ihn reif befand, die gefährlichsten Ausgeburten des Unglaubens, zuerst die Schriften der Deisten, dann die der Atheisten in die Hand. Feßler konnte nicht widerstehen; er wurde wieder mit Bewußtseyn, was er eine Zeit lang ohne Bewußtseyn, oder richtiger, ohne deutliches Bewußtseyn gewesen war. Denn nie tritt auf dem religiösen Gebiete das Bewußtseyn dessen, was man ist, ganz zurück, keine Selbstäuschung ist hier eine vollkommene; die feine Heuchelei ist nie ohne einen Zusatz von grober, von der sie nur durch eine fließende Grenze geschieden ist. Dies zeigte sich auch hier. Obgleich im Herzen Atheist, setzte Feßler doch sein früheres Verhältniß zu seinen Jansenistischen Freunden fort, und ließ sie seine Veränderung nicht ahnen. Diese grobe Heuchelei läßt sich gar nicht denken, wenn nicht schon früher ein ähnliches Element in ihm gewesen, das nun nur gesteigert und zur völligen Herrschaft erhoben wurde.

Doch blieb immer noch eine schwache Ahndung der Wahrheit in ihm, und dies wohl um so mehr, da seine fortgesetzte Heuchelei in diesem Verhältniß sowohl, wie in seinen priesterlichen Verrichtungen für sein Gewissen ein beständiger Stachel war. Dies, verbunden mit den Eindrücken seiner Jugend und mit dem wenn gleich geringen Antheil, den sein Herz an seiner früheren Bekehrung zum Jansenismus genommen, ließ ihn nicht zur vollkommenen Erstarrung im Unglauben gelangen. Der Gegensatz des äußeren Bekenntnisses und der inneren Herzensüberzeugung ist so entwürdigend für den Menschen, daß dadurch auch in dem Verdorbensten das Gefühl der Sünde bis auf einen gewissen Grad lebendig erhalten, und somit dem Christenthum eine Handhabe gegeben wird. Viele würden ohne einen solchen Gegensatz der Wahrheit für immer abgestorben seyn. „Wenn" — so erzählt er selbst — „in den Versammlungen bei Theodor Valery von dem gottseligen und wissenschaftlichen Leben der Frommen in Portroyal gesprochen; das an Trost und ächten Freuden arme Scheinleben der Freidenker geschildert; von den täglichen Wundern des Glaubens, des Gebetes und der siegenden Gnade erzählt wurde; oder wenn in dem Beichtstuhle die Herzen schöner, tieffühlender, gotttreuer Seelen vor mir aufgeschlossen lagen, und ich den darin waltenden Frieden Gottes unmöglich für Schwärmerei, für Ruhe des Todes halten, des Gewissens Reinheit und Zartheit nicht verkennen konnte; — oder wenn eben so kühne, als vornehme und hochbewürdete Sünder, durch den Ruf meiner Aufgeklärtheit in meine Zelle getrieben, mich ersuchten, die Farce, Sakrament der Beichte genannt, zu welcher ihre Verhältnisse sie nöthigten, auf das Allerkürzeste mit ihnen abzumachen; ich aber, ihren Geistesgehalt prüfend, und ihren frivolen Leichtsinn gewahrend, meiner Priesterpflicht treu, sie mit meiner ganzen Geistes- und Wortmacht angefaßt, erschüttert, zermalmt, der Verzweifelung nahe gebracht, dann aber das Gefühl ihrer moralischen Kraft geweckt und gesteigert, sie zur Geduld mit sich selbst ermahnt, zum Glauben an sich selbst erhoben, zum kindlichen Vertrauen auf Gottes Gnade ermuntert, und so als reuige, bußfertige Sünder, in Thränen zerflossen von mir entlassen hatte; oder wenn ich einem meiner beharrlichen Beichtkinder auf dem Todbette den letzten Dienst geleistet, die noch klingenden Saiten seines Herzens berührt, in seinem ruhigen Gott ergebenen Hinscheiden das hehre Bild des im Tode triumphirenden Glaubens betrachtet hatte: da gemahnte mich alle Mal etwas Gewaltiges, aber Unerklärbares in meinem Innersten; da fühlte ich ein furchtbares Schweben und Schwanken zwischen Licht und Finsterniß; da erneuerte sich in mir der heftige Kampf zwischen peinlicher Angst und täuschender Zuversicht, zwischen den freundlichen Gestalten meiner Vergangenheit und dem düsteren Geiste meiner Gegenwart."

Man hat es in dem Streite über Halten auf Kirchenlehre, über Symbolen- und Agendenzwang, bei dem stets wiederholten Einwande dagegen, daß Heuchelei dadurch befördert werde, nur gar zu sehr übersehen, daß diese Heuchelei denen auf das Gewissen fällt, die als Diebe und Räuber in den Schafstall Christi einbrechen, daß aber der ihnen rechtmäßig aufgenöthigte äußere Zusammenhang mit der Wahrheit für sie selbst ein mächtiger Antrieb werden muß, sich nicht innerlich ganz von ihr loszurei-

ßen. Ist der Widerspruch zwischen dem Amte und zwischen der Person der Miethlinge ganz aufgehoben, so ist nicht nur die Kirche, so weit Menschen es thun können, an den Rand des Verderbens geführt, sondern auch für die Miethlinge selbst ist schlecht gesorgt.

Mit Wehmuth aber muß man erfüllt werden, wenn man sieht, wie Feßler in seinem hohen Alter, von dem vermeintlich gewonnenen höheren Standpunkt aus, diese Periode seiner tiefen Versunkenheit betrachtet. „Keiner Bösartigkeit der Gesinnung mir bewußt" — sagt er — „erkannte ich noch lange nicht, daß nur eine ungeregelte Thätigkeit meines Verstandes das Element meiner irreligiösen Verirrungen war." Aber woher kam denn wohl jene ungeregelte Thätigkeit des Verstandes? Doch wohl daher, woher nach der Schrift alle bösen Gedanken kommen, aus dem Herzen. Dies sollte für den Bethеiligten selbst am wenigsten eines Beweises bedürfen, für alle Uebrigen liegt es in der bisherigen Darstellung klar vor. Ist etwa kalte Selbstsucht keine Bösartigkeit zu nennen, ist der Ehrgeiz weniger sündhaft wie die Wollust? Unmittelbar vorher erzählt der Verf., daß in dem System de la nature der Nutzen zum einzigen Maaßstabe aller Einsichten, Urtheile und Handlungen des Menschen gesetzt wird, habe ihm als untrügliche Wahrheit eingeleuchtet. Wem ein Princip so einleuchtet, das alle Sittlichkeit zerstört, das jede edle Empfindung in der Menschenseele mit Füßen tritt, den Menschen zum Thiere erniedrigt, muß der nicht bösartig seyn? Es zeigt sich schon hier ein betrübender Mangel an dem rechten Fundamente der Bekehrung, an der Sündenerkenntniß. War der Verstand allein der Urheber aller Verirrungen, so muß Christus ja Erlöser vom Verstande und nicht von der Sünde seyn, und die Bekehrung verwandelt sich in einen bloßen Uebergang zu einer höheren Lebensansicht, wo die Sünde ungestört ihr Gebiet behaupten kann, weil der ganze Prozeß nicht in der Tiefe vorgeht, wo sie ihren Sitz hat, sondern in der Höhe.

Feßler erreichte bald das nächste Ziel seiner Wünsche, die Befreiung von dem lästigen Zwange des Klosterlebens und des priesterlichen Berufes. Er erhielt die ordentliche Professur der Orientalischen Sprachen und der Auslegungskunst des Alten Testaments auf der vom Kaiser erneuerten Lemberger Universität, und zugleich den längstersehnten Doktorgrad, der erste aus dem gesammten Capuzinerorden seit seiner Entstehung, was seinem Ehrgeize nicht wenig schmeichelte. Er war nun allen klösterlichen Verhältnissen entnommen und in den Stand Kaiserlicher Beamten eingetreten.

Hier endet der zweite Abschnitt der Biographie, unter allen der reichhaltigste.

(Fortsetzung folgt später.)

Der Geist des Aufruhrs im Kanton Basel.

Wir theilten schon früher ein Schreiben mehrerer Prediger aus dem Kanton Basel an die Herrnhuther Prediger-Conferenz mit, in welchem Nachrichten gegeben werden über die Verwüstungen, welche in sittlich-christlicher Hinsicht der Geist des Aufruhrs in diesem früher ruhigen und glücklichen Ländchen angerichtet hat, — wo nun, was nur Rohheit, Ungebundenheit, Niedertretung aller Ordnung, Religionsspötterei, zügellose Lasterhaftigkeit, Haß, Rachsucht und Terrorismus gegen Gutgesinnte für Früchte bringen, auf grelle Weise sichtbar geworden. Jetzt sind wir im Stande diese Nachrichten, welche vor der

Endentwickelung der Sache abbrechen, zu ergänzen und zu vervollständigen, und werden, nachdem wir dies gethan, einige Bemerkungen über das Ganze der Begebenheit hinzufügen.

So wie in der übrigen Schweiz, so war auch in der Landschaft Basel schon seit Jahren eine Menge revolutionären Zündstoffes vorhanden. Bald nach der Französischen Julirevolution loderte die Flamme des Aufruhrs, angeschürt durch ehrgeizige und eigennützige Demagogen, hell empor. Diese erste Revolution wurde im Januar 1831 durch Waffengewalt unterdrückt. Die Regierung suchte durch eine neue Verfassung, in welcher der Landschaft größere Rechte eingeräumt wurden, jede Veranlassung zu ähnlichen Versuchen für die Zukunft abzuschneiden. Dies schien auch zu gelingen. Es wurde im März die neue Verfassung dem Volke vorgelegt, und trotz der eifrigsten Intriguen der Revolutionsparthei, nicht nur in der Stadt allgemein, sondern auch auf dem Lande von einer bedeutenden Majorität angenommen, und hierauf gemäß derselben die ganze Regierung mit allen ihren Collegien neu gewählt, wobei durch die Wiedererwählung der meisten bisherigen Regierungsglieder sich von neuem ergab, daß es bei weitem nicht die Mehrheit gewesen, die den Aufruhr gewollt. Allein das Feuer der Empörung glühte unter der Asche fort, ganz natürlich, da die Urheber derselben durch jene Zugeständnisse ihrem Ziele, sich selbst an die Spitze der Regierung zu stellen, um nichts näher gekommen waren. Durch die Tagsatzung begünstigt, welche nicht eher ruhte, bis Basel ihnen Amnestie ertheilte und den Eintritt in den Kanton gestattete, wußten sie sich dort bald einen großen Anhang zu bilden und constituirten sich insgeheim zu einer Behörde, welche Aufforderungen zu den Waffen ergehen ließ. Zugleich erhob der Terrorismus sein Haupt in nächtlichen Angriffen, Beleidigungen, Beschädigungen von gutgesinnten Bürgern, obrigkeitlichen Beamten und Geistlichen. In wenigen Tagen hatten die Empörer durch Terrorismus so viele Gewalt erlangt, daß, als am 21. August 1831 die Regierungstruppen gegen sie auszogen, selbst die Anhänger der Regierung sich genöthigt sahen, gegen sie die Waffen zu ergreifen. Die Truppen der Regierung behielten die Oberhand; aber ein dauernder glücklicher Erfolg wurde durch das Einschreiten der Tagsatzung verhindert. Unter den Augen ihrer Commissare constituirte sich eine neue Behörde in dem Städtchen Liestal, und wurde ein Raub- und Brandzug gegen solche Landgemeinden unternommen, die an dieser zweiten Empörung so wenig als an der ersten Theil nehmen wollten. In diesem Gedränge sah sich die Regierung in die traurige Nothwendigkeit versetzt diejenigen Landgemeinden, deren Specialmajorität sich bei vorgenommener Abstimmung nicht klar für Anhänglichkeit an die Regierung erklärt hatte, der Obhut und Verwaltung der Tagsatzung zu übergeben, und ihre eigenen weltlichen Beamten daraus zurückzuziehen, während die kirchlichen, die Schul- und Armenverhältnisse, als unter besonderer Verwaltung und besonderen Behörden stehend, in ihrem bisherigen Bestande fortgehen sollten. Es verblieben bei der Trennung vier und zwanzig Dorfgemeinden in Verbindung mit der Regierung und Stadt, drei und vierzig Gemeinden mit bedeutenden Minderheiten von Gutgesinnten fielen der neuen Regierung anheim. Die losgetrennten Landtheile constituirten sich mit allen Scheinformen des Rechts zu einem Kanton Basel-Landschaft, dessen Regierung, großentheils aus den Häuptlingen des ersten Aufruhrs bestehend, in Liestal ihren Sitz nahm. Die Tagsatzung erkannte bald diesen neuen Kanton an und ertheilte ihm eine halbe Stimme in ihrer Mitte, während die rechtmäßige Regierung von Basel dieser Usurpation ihre Anerkennung versagte.

„Beinah der erste Schritt des neuen Regiments in Liestal war Anordnung eines Raub- und Brandzuges gegen eine treugebliebene Gemeinde (Gelterkinden). Diese, auf mannichfache Weise von benachbarten Insurgenten beeinträchtigt, hatte die Regierung von Basel um Schutz gebeten und darauf hin 160 Mann regulärer Truppen Besatzung erhalten. Dieser bloß defensiven Maaßregel schoben die Liestaler einen offensiven Zweck unter, um Vorwand zu einem Ueberfalle einer treuen Gemeinde zu haben. Eine Rotte von 1500 Mann bewaffneter Bauern stürzte auf dieses Dorf los, das von jener kleinen Schaar [drei Compagnien eidsgenössische Truppen, die zu Handhabung der Ruhe im Lande waren, zogen sich schmählich zurück] bei vier und zwanzig Stunden tapfer vertheidigt wurde; und diese wich nicht sowohl der Uebermacht als der Zusage herbeigeeilter eidgenössischer Commissarien, die ihr Wort gegeben hatten, es solle dem Ort nichts geschehen, wenn die Truppen sich willig entfernten. — Aber nun brach die Rotte schonungslos über den Ort her — und Brand, Raub und Mord bezeichneten die Spur der sich Sieger nennenden. War diese That schändlich, so war es wohl eben so sehr, daß Sonntags darauf allen Geistlichen des Kantons zugemuthet wurde, wegen dieses Sieges ein feierliches Dankfest abzuhalten. Einstimmig wiesen alle wie Einer solche schnöde Zumuthung von sich ab — konnten aber auch daraus die Schwierigkeit ihrer, schon sonst sehr gefährdeten Lage erkennen, in einem Lande zu stehen, dessen Regierung sie keineswegs anerkennen konnten, von der sie aber noch mancher schamlosen Zumuthung gewärtig seyn mußten. Stellte sich den Predigern, die pflichtgemäß der Empörung nicht nur nicht beistimmen, sondern auf Gottes Wort gestützt stets mehr oder weniger laut protestiren und zeugen mußten, ihre Lage im getrennten Landestheile als eine unhaltbare dar, obschon sie die Verpflichtung zu bleiben, so lang es immer möglich sey, fühlten; so glaubten andererseits die neuen Herrscher nur dann sicher zu stehen, wenn diese Geistlichen entfernt seyen. Schon im April 1832 hatte ein Geistlicher (Pfarrer J. Hoch von Bus), von den Bösen schrecklich am Leben bedroht, von den Gutgesinnten eben um deßwillen dringend darum gebeten, seine Wohnung aus der Hauptgemeinde in sein treugebliebenes Filial Maysprach verlegt, ohne nachher zur Rückkehr eine Möglichkeit zu sehen; und ein anderer, P. Raillard in Lausen, den seine eigene Gemeinde als Geißel und Gefangenen behandelt hatte, war bei jener Zumuthung zum Siegesfeste aus guten, hier nicht auseinander zu setzenden Gründen, eine Weile auf die Seite gegangen, und hatte sein Amt durch einen Vikar versehen lassen, war aber im Vertrauen auf des Herrn Beistand, trotz sehr schwieriger Verhältnisse, wieder in seiner Gemeinde aufgetreten, als ein paar Monate darauf bei ihm die Maaßregel der Entsetzung begann. Er hatte in seinem Gewissen sich gedrungen gefühlt, gegen die unrechtmäßige Eidesleistung und ein revolutionäres Siegesfest ein biblisches Zeugniß abzulegen; aber dies diente den Revolutionärs seiner Gemeinde zum Vorwand, über ihn abzustimmen und ihm fernere Funktionen zu untersagen; und dieses Erkenntniß der Gemeinde ward nicht nur durch ein Mandat von Liestal bestätigt, sondern derselbe von dort her noch mit criminellem Verfahren bedroht, so daß ihm nichts übrig blieb, als seine Gemeinde zu räumen, und in die Stadt Basel zu ziehen; dies geschah Anfang September 1832. Ein ähnliches Verfahren wurde nun bald gegen andere Geistliche eingeleitet, als Pfarrer Grunauer von Arisdorf, Pfarrer Meyer von Wallenburg, Pfarrer Fürstenberger von Pratteln, Pfarrer Bernoully von Bennwil, indem auch über sie die Gemeinden, auf eitle Beschuldigung gestützt, für Entsetzung abstimmten, worauf dann die förmliche Bestätigung der sogenannten Regierung von Liestal erfolgte. Als nun aber manche Gemeinden ihre Pfarrer behalten zu wollen schienen, so ließen die Herrscher in Liestal, der Volkssouveränität zu Trotz, ohne die Gemeinden zu fragen, nach und nach Absetzungsdekrete, die sämmtlich ungefähr so lauteten: „„TT. Da Ihre Amtsführung mit den bestehenden Verhältnissen im Widerspruche steht, so werden sie hiemit angewiesen, binnen 8 (10—14) Tagen Kirche und Pfarrwohnung zu räumen, und solche ihrem rechtmäßigen Nachfolger zu überlassen.““ Auf solche Weise mußten sich aus ihren Gemeinden entfernen Pfarrer Eklin von Rothenfluh, Brukner von Binnigen, Legrand von Oltigen, Bleienstein von Langenbruk, Holinger von Diegten. Als aber die Behörde in Liestal bei manchen Gemeinden nicht hoffte durchzudringen, so ward nun beschlossen, den noch übrigen Geistlichen einen Eid vorzulegen, dessen Weigerung Grund zur Relegation abgebe. Da nun dieser Eid nicht nur völlige Unterwerfung unter eine unrechtmäßige Regierung, die von der rechtmäßigen Behörde, der man noch verpflichtet war, nicht war anerkannt worden, und Vertheidigung derselben mit Gut und Blut verlangte, sondern auch eine versteckte Lossagung von der Reformirten Kirche, ihrem Glaubensbekenntniß und ihren symbolischen Büchern in sich schloß, so konnte kein rechtlicher Mann, geschweige ein evangelischer Geistlicher auch nur einen Augenblick in Zweifel stehen, was zu thun sey. Es verweigerten den Eid und wurden in Folge dessen nach und nach von ihren Stellen entfernt, die Geistlichen: Dekan Von-Brunn von Liestal, Pfarrer Joh. Stähelin von Wintersingen, Sarafin von Tenniken, Preiswerk von Mutenz, P. Stähelin von Frenkendorf, E. Burkhardt von Rümmlingen, D. Burkhardt von Sissach, Fäsch von Ormelingen, Huber von Bencken, L. Burkhard von Mönchenstein. Mit Ostern 1833 war keiner von allen diesen Geistlichen mehr an seiner Stelle,*) und statt dessen traten nach und nach in die Wirkungskreise der Vertriebenen Menschen ein, die sich selbst gegenseitig ordinirten und die, [nach Joh. 10, 1., zu den Dieben und Mördern gerechnet werden müssen. Wenn vielleicht der Eine oder Andere von ihnen eine trockene Moral oder halbes Christenthum predigt, so sind Andere dafür nicht nur entschiedene Irrlehrer und freche Freiheitsprediger, die dem Volke vorsagen, wonach ihm die Ohren jücken, sondern führen auch ungescheut meist einen sehr unsittlichen Wandel. Wie es also in der Kirche des neuen Freistaats aussehen müsse, nachdem das Evangelium aus so manchem Orte verdrängt worden, mag jedem christlichen Gemüthe wehmuthsvoll in die Augen leuchten. Aber leider sieht's in den Schulen nicht besser aus; denn auch daraus wurden alle christlichen, pflicht- und wahrheitliebenden Lehrer vertrieben (es sind deren circa vier und zwanzig) und an ihre Stellen sind Leute getreten, die nicht nur unwissend sind, sondern vielfach moralisch und religiös zu den Verworfensten gehören; was soll also aus einer armen Kinderschaar werden, die ohnehin schon der bösen Beispiele so viele vor sich sieht, und, früh von einem falschen Freiheitsgeiste angesteckt, aller Zucht Trotz bieten lernt."

Die vertriebenen Geistlichen haben nun, bis der Herr der Kirche ihnen einen anderen Wirkungskreis anweist, großentheils ihren Wohnsitz in Basel aufgeschlagen. Der Abschied von den

*) Ein Geistlicher ist in seiner getrennten Gemeinde geblieben, einer ist aus einer getreuen in eine getrennte gezogen (horribile dictu), sechs von den ein und zwanzig vertriebenen haben noch Filiale inne, und wohnen zum Theil in denselben.

Gutgesinnten in ihren Gemeinden war herzzerreißend. Einigen wurde es noch gestattet, Abschiedspredigten zu halten; Anderen wurde es nur erlaubt, ihre geistlichen Kinder noch zu einem Gebete bei sich zu versammeln. Mehrere mußten Christi Schmach theilen und unter Spott und Hohngelächter einer tobenden Menge abziehen und froh seyn ihr Leben und ihre Habe noch zu retten. Die Meisten können die Verbindung mit den Gutgesinnten nur durch Briefwechsel, Fürbitte und durch Besuche, die sie von ihnen erhalten, fortsetzen. Einige sind in treugebliebenen Nebendörfern, die zu ihren Gemeinden gehörten, stationirt, und werden in diesen Oasen von den Wüstenbewohnern aufgesucht, die jetzt erst den Werth des lebendigen Wassers recht erkennen gelernt haben.

So weit der geschichtliche Theil. Die erste Frage, die sich uns aufdringt, ist die: Hätten nicht die Geistlichen besser gethan, sich aller Einmischung in die politischen Angelegenheiten zu enthalten, und sich allein mit der Predigt des einfachen Evangelii zu begnügen? Haben sie es nicht selbst verschuldet, daß ihre Heerden nun verwaist sind? Leiden sie nicht etwa, indem sie sich einbilden um Christi willen zu leiden, als solche, die sich um fremde Angelegenheiten bekümmern? Hat nicht etwa ihre Anhänglichkeit an den Geburtsort sich in die Hülle des Eifers für die Sache Gottes gekleidet?

Wer diese Fragen bejahen wollte, die wir nicht etwa als bloß müßige aufwerfen, sondern die sich hie und da auch von Gutgesinnten laut genug vernehmen lassen, könnte sich auf ein sehr scheinbares Beispiel eines entgegengesetzten Verfahrens aus demselben Lande berufen, das des frommen Dekans Heinrich Stähelin zu St. Gallen, wie es in dessen Leben von seinem Sohne, St. Gallen 1792, einem sehr anziehenden und lehrreichen Buche, erzählt wird. Stähelin befand sich als Pfarrer zu Gais im Appenzeller Lande in den Jahren 1733. 34 in einer sehr kritischen Lage. Es brachen gewisse Uneinigkeiten in dem reformirten Theile des Ländchens aus, die unter dem Namen des Landhandels bekannt sind. Der Gegenstand des Streites war nicht bedeutend; er betraf einen gewissen Umstand in der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte; aber die beiden Partheien, die Harten und die Linden, waren auf's Aeußerste gegen einander erbittert, und es kam sogar zu blutigen Auftritten. Stähelin suchte jede Einmischung in den Streit zu vermeiden. Alles was er that bestand bloß darin, daß er suchte beide Partheien zur Liebe und Eintracht und zum Frieden zu bereden, ihnen vorzustellen, wie ein Christ immer die Mittel der Sanftmuth, der Gelindigkeit und Güte allen anderen vorziehe, Alles in's Gebet nehme, in Allem nicht fleischliche Absichten, sondern die Ehre Gottes und den Sinn Christi im Auge habe; wie alle Vaterlandsliebe und Vertheidigung der Freiheit, alle Standhaftigkeit und aller Muth bei einem Christen doch nicht in Haß, Bitterkeit und Feindseligkeit gegen den Nächsten ausarte. Er hielt einige Predigten in dieser Zeit, besonders über die Worte Hebr. 12, 14.: Jaget nach dem Frieden gegen Jedermann, die voll von diesen Gesinnungen waren. Er wollte sie lehren in solchen Unruhen die züchtigende Hand Gottes zu erkennen, sich vor ihm zu demüthigen, die Sünden nicht gleichgültig mit anzusehen, die von beiden Seiten so häufig mit unterlaufen; Gott inbrünstig anzuliegen, daß er ihnen Gesinnungen des Friedens einflöße und die Ruhe wieder herstelle. Er betheuerte ihnen mehrmals, besonders und öffentlich, daß sie ihm Alle lieb seyen, aber daß sein Herz beklemmt sey, Christen, Brüder, seine eigenen Pfarrkinder, die er den Weg zum Himmel leiten sollte, so erbittert über einander zu sehen; mit was für einem Herzen er ihnen das Mahl der Liebe reichen könne? Es fehlte nicht an Versuchungen, die ihn aus diesen Schranken herauszureißen drohten, aber er besiegte sie glücklich. So mußten damals alle obrigkeitlichen Mandate von der Kanzel verlesen werden. Nun waren aber zweierlei Obrigkeiten im Lande, die eine von den Harten, und die andere von den Linden, und von beiden erhielt er Mandate grade auf einen Tag. Was sollte er nun thun? Was ihm zuerst einfiel war, keines von beiden Mandaten zu verlesen. Aber damit würde er das Gebot verletzt haben, welches vorschreibt, der Obrigkeit unterthan zu seyn. In seiner Verlegenheit ging er zu einem der ersten Rathsglieder im Lande, der eben in seiner Gemeinde wohnte, und dieser gab ihm, nachdem er ihm vergeblich zugeredet, nur das Mandat der Obrigkeit von der Parthei vorzulesen, der er selbst angehörte, einen klugen Rath: Könnt ihr nicht auf der Kanzel sagen: „Liebe Gemeindsgenossen! es sind mir Schreiben von Herisau und sind mir andere von Trogen zugekommen; da ihr nun wißt, daß ich, weil ich kein Landmann bin (Stähelin war aus einem anderen Kanton), mich zu keiner Parthei schlage, so will ich sie euch alle beide ohne Unterschied lesen, und so werde ich es in allen künftigen Fällen machen." Stähelin folgte diesem Rathe und Alles ging gut. Stähelin blieb freilich nicht unangefochten. Die Harten waren so erhitzt, daß sie schon seine Neutralität als eine Partheinahme gegen sich betrachteten. Oft Nachts und Tags, ja auf der Kanzel war er in Todesangst, oder in Gefahr eines Angriffs oder Ueberfalls. Viele Nächte hindurch ließ der schon erwähnte Rathsherr, ohne daß Stähelin es wußte, das Pfarrhaus durch einen Mann vor und durch einen nach Mitternacht bewachen. Einmal als die Harten unter Anführung eines schändlichen Predigers aus der Nachbarschaft einen Sieg über die Linden davon getragen hatten, versammelten sie sich vor dem Pfarrhause, in das sich Stähelin, nachdem alle seine Versuche, die beiden Partheien zu versöhnen, vergebens gewesen waren, und als Steine schon flogen wie Hagel, zurückgezogen hatte, mit schrecklichen Drohworten, und wollten es erstürmen. Stähelin ging ganz unerschrocken zu dem drohenden Haufen herunter, drehte einen jungen zwanzigjährigen Menschen, der ihm den Rücken kehrte und frech redete, bei den Schultern um und sagte: „Du junger Kerl, weißt du, was du redest? Deinen Pfarrer, deinen Seelsorger, der dich liebet, der dir nie ein Leids gethan hat, der dich den Weg zum Himmel lehrt —?! Da du bei mir zu dem heiligen Abendmahl zubereitet wurdest, hättest du da auch so geredet? es dürfte dich noch reuen! Doch du und ihr alle krümmt mir gewiß kein Haar, es ist mir nun nicht bange unter euch!" Gegen Abend begab er sich auf die Bitten seiner Familie, die er am folgenden Tage nachkommen ließ, über die Grenze des Kantons. Aber bald kam seine Gemeinde zur Besinnung. Schon Tags darauf kamen Vorsteher derselben, bezeugten ihm, wie leid es ihr sey, daß er an der allgemeinen Unruhe und dem allgemeinen Elende habe müssen Antheil nehmen, baten ihn, daß er wieder zu ihnen kommen, und wie bis dahin ihr Pfarrer und Seelsorger seyn wolle. Er blieb nachher noch sechs Jahre bei ihnen und erfreute sich allgemeiner Liebe, und nachdem sich der Sturm gelegt hatte, segensreicher Wirksamkeit.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 31. Juli. № 61.

Der Geist des Aufruhrs im Kanton Basel.

(Schluß.)

Allein dieser Fall und andere ähnliche zeigen sich bei näherer Betrachtung als gar nicht hieher gehörig. Wo die Sache selbst unbedeutend, das Recht streitig, oder Recht und Unrecht auf beiden Seiten ist, wo der Streit nicht Grundsätze, sondern Thatsachen betrifft, deren Beurtheilung nicht für das theologische, sondern für das juristische Forum gehört, da soll der Geistliche jedem Versuche, ihn in die Sache hineinzuziehen, die Antwort des Herrn entgegensetzen: wer hat mich über euch zum Erbschichter gesetzt?

Wie stand es aber hier? Sehen wir auf die Sache, so war das Recht so vollkommen auf der Seite der Regierung, daß den Aufrührern nicht einmal die Entschuldigung zu Gute kommt, die ihnen leider nur zu oft zu Gebote steht, während an Rechtfertigung nie und nirgends gedacht werden kann. Die Regierung war die rechtmäßige, von Gottes Gnaden dastehende; vor Gott freilich hatte sie sich manches vorzuwerfen, aber vor Menschen war sie frei von Tadel. Ihre Verwaltung war gut, ihr Regiment sehr gelinde, der Abgaben wenige; um ihr den Ruhm einer der besten väterlichsten Regierungen zu nehmen, mußte man alle Künste der Lüge und der Verläumdung gebrauchen. Die Forderungen der Aufrührer waren handgreiflich ungerecht. Nicht zufrieden damit, daß die Stadt schon durch frühere Umwälzungen den größten Theil ihrer Rechte über das früher ihr unbedingt unterworfene Land verloren hatte, nicht zufrieden mit den neuen Aufopferungen, zu denen sie sich in der neuen Constitution verstanden, wollten sie es dahin bringen, daß die früheren rechtmäßigen Herren, nicht etwa, was sie schon waren, ihren früheren Unterthanen gleichgestellt wurden, sondern ganz unter ihre Herrschaft kamen.

Eben so schlecht, wie die Sache an sich, war auch der Geist, in der sie betrieben wurde, und der die an der Spitze Stehenden beseelte. Diese trugen es selbst kein Hehl, sie riefen es laut aus, und eben so die ganze mit ihnen verbündete weitverzweigte Parthei in der Schweiz, es handele sich hier nicht blos um die Erringung dieses oder jenes äußeren Vortheils. Es sey ein Kampf des Principes wider das Princip, des Geistes gegen den Geist. Und wirklich, es war ein Kampf zwischen gesetzlicher Ordnung, Religion und Christenthum einerseits, und frecher Empörung, Unglauben und Atheisterei andererseits; und wenn sich von Seiten der Stadt politische Rücksichten einmischten, so waren es die, daß die Stadt gegen die Gefahr kämpfte, unter eine rohe Bauernherrschaft zu kommen, nicht aber dafür, sich Vorrechte zu erwerben. Willig und bereit sogar ihr gutes Recht über das Land daran zu geben, verlangte sie nichts, als ihm an Rechten wenigstens gleichgesetzt zu werden.

Steht es nun also, so wird jeder Unbefangene es treffend finden, was die vertriebenen Geistlichen in einem im Christenboten abgedruckten Sendschreiben nach Würtemberg zu ihrer Rechtfertigung bemerken, christliche Seelsorger haben nicht weniger zu sorgen, daß ihre Anbefohlenen nicht im politischen Gewirre ihre Seelen ersäufen, denn sonst. Wer das Gegentheil behaupten will, der muß auch im Geheimen was die Schrift über die göttliche Einsetzung der Obrigkeit und über den ihr zu leistenden Gehorsam lehrt, als nicht an seiner Stelle stehend betrachten. Denn steht es dort an seiner Stelle, so gehört es auch zu dem, was der christliche Seelsorger einschärfen, vor dessen Verletzung er bei eigner Verantwortlichkeit für die Seele, welche er nicht gewarnt hat, warnen muß. Oder soll er etwa das Wort Gottes theilen nach menschlichem Gutdünkel? Nein, das heißt sich an Gottes Stelle setzen. Die wahrscheinlichen Folgen zu berechnen, darauf sind wir nicht angewiesen. Sie stehen in Gottes Hand. Uns ist gesagt, was wir thun sollen, und wehe uns, wenn wir es unterlassen, wähnend, was Gott für alle Zeiten geboten, sey jetzt zur Unzeit. Wer der Welt in dieser Beziehung erst den Finger reicht, von dem verlangt sie bald die ganze Hand. Man weiß wohl, wo man anfängt, aber nicht wo man aufhört. Einmal ins Weichen gekommen und von dem Feinde, der sogleich seinen Vortheil erkennt, hitzig verfolgt, gibt man eine Position nach der andern daran, bis man zuletzt ganz die Waffen strecken muß.

Man fasse aber auch das ins Auge, daß die Empörer mit richtiger Einsicht in das Sachverhältniß deutlich erkannten, wie nicht etwa allein die politische Gesinnung der Prediger ihnen gefährlich sey, sondern wie die ganze Verkündigung des einfachen

Gotteswortes ein fortwährendes Zeugniß gegen Aufruhr und Freiheitstaumel mit allen ihren unseligen Früchten bilde. Das Evangelium fortzuschaffen war also von Anfang an ihre Absicht, und diese würden sie durchgesetzt haben, wenn auch die Prediger ihnen nicht durch direktes Auftreten gegen das revolutionäre Treiben einen willkommenen Vorwand geliefert hätten. Die erste Revolution überfiel die Prediger, die nie sich mit Politik abgegeben hatten, dergestalt, daß, weil auch gemeinschaftliche Abrede unmöglich war, sie nicht wußten, wie sie sich benehmen sollten, weswegen auch sehr verschieden von ihnen gehandelt wurde. Die Mehrzahl verhielt sich so ziemlich still; nur einige fühlten sich gedrungen und sahen sich auch mehr oder minder durch ihre eigenen Gemeinden dazu bewogen, gegen das Unwesen handelnd aufzutreten. Und doch sprach sich schon damals der Haß gegen alle Diener Gottes in den niedrigsten Scheltworten, ja zum Theil in Mißhandlungen aus. Nach dem Ausbruche der zweiten Revolution traten die Geistlichen entschiedner auf. In der Zwischenzeit hatte ihnen der Herr mehr Klarheit über die Sache gegeben, und sie zeugten nach Gottes Wort, daß jede Revolution ein Werk des Satans, und daß jeder gehalten und verpflichtet sey, der rechtmäßigen Obrigkeit Gehorsam zu leisten. Aber die wenigen, die sich nicht für berufen achteten, direkt den Feind anzugreifen, wurden nicht weniger abgesetzt, wie diejenigen, welche das für heilige Pflicht hielten. „Trauet euren Pfaffen nicht — das riefen die Volksverführer schon gleich bei dem Anfange der zweiten Revolution der Landsgemeinde zu Liestal zu — sie sind Stadtbürger und eure bittersten Feinde." Nicht blos die Berührung der politischen Verhältnisse auf der Kanzel verdachte man den Predigern; sie konnten völlig nichts mehr predigen, weil man sich durch jedes Wort getroffen fühlte, wie denn ja das eine Laster des Aufruhrs hier wie immer sich mit allen übrigen verbunden zeigte, und also jede Predigt des göttlichen Wortes ein lästiges Zeugniß seyn mußte.

Wie wenig sich die Prediger durch fleischlichen Eifer übereilen ließen, wie ihr Zeugniß gegen den Geist des Aufruhrs eine Frucht reiflicher und gewissenhafter Ueberlegung war, das zeigt die schon berührte Verschiedenheit ihres Auftretens bei der ersten und zweiten Revolution, die übrigens für alle Diener Gottes ein mächtiger Antrieb seyn sollte, sich bei Zeiten und ehe der Feind unmittelbar vor der Thür ist, ernstlich zu besinnen, wie sie mit ihm zu handeln haben. Auch übersehe man nicht, daß die Mehrzahl der Geistlichen, und unter ihr grade diejenigen, welche am entschiedensten auftraten, in enger Gemeinschaft mit der Brüdergemeinde steht, die mit ihrem Streben jeden äußeren Anstoß zu beseitigen um sich eine Wirksamkeit in der Stille zu erhalten, eher geneigt ist nach der entgegengesetzten Seite hin zu weit zu gehen.

Weit entfernt also, diese muthigen Bekenner der Wahrheit zu verunglimpfen, sollen wir vielmehr Gott preisen, daß er ihnen in einer Zeit, wo die Wahrheit durch den Einfluß, den der Zeitgeist auch auf die Gläubigen ausübt, so sehr verdunkelt ist, so viele Erkenntniß, in einer so schwächlichen Zeit, so viele Kraft, in einer so kreuzesscheuen Zeit so viele Standhaftigkeit gegeben, und ihn bitten, daß er diese Schnitter bald wieder in seine Erndte sende, die mancher Orten, wo die Halme schon weiß sind, den Schnittern verlangend entgegensieht, und zugleich, daß wenn auch unter uns nach seinem Rathschlusse der Dieb einbrechen soll, er den Hausherrn wachend finde.

Eine andere Frage ist die: wie konnte es grade im Kanton Basel so weit kommen? Wie konnte ein solcher Gräuel der Verwüstung in einem Ländchen entstehen, dessen Geistliche fast sämmtlich das Zeugniß von ihrem Gewissen erhalten, daß ihre Gemeinden nicht gegen sie auftreten und sie beschuldigen können, sie haben ihnen die Wahrheit zum ewigen Leben vorenthalten, sie haben nicht nach dem verschiedenen Maaße der Gabe und wirklich viele mit großem Ernst und Eifer zur Zeit und zur Unzeit ermahnet und gebeten an Christi Statt: laßt euch versöhnen mit Gott; in einem Ländchen, wo auch die Einrichtung des ganzen Schulwesens einen christlichen Charakter trug, wo Bibeln und andere Erbauungsbücher reichlich vertheilt wurden, und Gelegenheit zur Privaterbauung in Missions- und andern Versammlungen reichlich gegeben war.

Vor allem muß hier das Vorurtheil beseitigt werden, als ob es in dem Kanton Basel schlimmer aussehe, wie in der übrigen Schweiz. Dagegen wird in dem Schreiben an die Württemberger sehr treffend bemerkt: „Eben weil in unserem Volke zu Stadt und Land durch die Gnade Gottes noch ein guter Sauerteig war, so fand das Böse Widerstand; Licht und Finsterniß kamen zum Kampfe und schieden sich, während in den meisten andern Kantonen sich Alles dem Geiste des Aufruhrs beugte, die rechtmäßigen Regierungen gezwungen abtreten mußten, und so die Demagogen unblutige Siege feierten."

Hat auch das Böse für jetzt gesiegt, so ist doch darum das Werk derer, die in dem Herrn gearbeitet haben, dort nicht vergeblich gewesen. Es ist eine nicht unbedeutende Schaar Gutgesinnter vorhanden, die dereinst, wenn durch die Fügung des Herrn ein Eindruck auf die jetzt verblendete und verhärtete Masse geschieht, ein Sauerteig werden können. Welch ein Segen ist es nicht schon, daß unter dieser Masse die äußere Kenntniß des Weges zum Heile allgemein verbreitet ist! So wissen sie doch wenn sie geschlagen werden, warum und wozu dieß geschieht, und eine Rückkehr zu dem, der schlägt aber auch verbindet, ist unendlich leichter, wie in Ländern, wo der Rationalismus das Christenthum bis auf den Namen unbekannt gemacht hat.

Um aber zu erkennen, wie es so weit kommen konnte, wie es wirklich gekommen ist, muß man sich zuvörderst im Allgemeinen vergegenwärtigen, wie es jetzt überhaupt weit schwerer ist, als früher, daß das Christenthum einen Einfluß auf die Massen gewinne. Daß in der ganzen Masse das christliche Leben zum vollen Durchbruche komme, ist nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur, wie Schrift und Erfahrung sie uns darlegen, unmöglich. Es bleiben immer verhältnißmäßig nur wenige, die auf dem schmalen Wege wandeln, und durch die enge Pforte eingehen. In der frühern Zeit nun hatte die dem Stande der Wiedergeburt angemessene Lehre die Herrschaft in Kirche und Staat. Durch Erziehung und Gewöhnung wurde sie und die ihr entsprechende Empfindung und Handlungsweise mehr oder weniger auch denen aufgedrungen, die in der Hauptsache in dem Stande der Natur verblieben. Wer sich ganz davon losmachen wollte, der wurde durch äußere Mittel unschädlich gemacht. Anders in der neuern Zeit. In dem Deismus in England, dem Atheismus in Frankreich, dem Rationalismus in Deutschland — alle drei im Wesentlichen dasselbe, da sie alle drei keinen lebendigen Gott kennen — ist der natürliche Mensch zum vollkommenen Bewußtsein gelangt. Es hat sich nun in direkter Opposition gegen das Christenthum ein Zeitgeist gebildet, weit gefährlicher wie der frühere, weil dieser durch seine Inconsequenzen eine Menge von Handhaben und Angriffspunkten darbot. Wo nun dieser Zeitgeist erst freien Zugang zu der Masse ge-

winnt, wo er sie bearbeiten, sich als ihrem inneren Zustande angemessen legitimiren, und das aus Erziehung und Gewöhnung gebliebene Gute hinwegschaffen kann, wo die Obrigkeit gar ihm dient und in ihren Maaßregeln von ihm geleitet wird — da kommt es über kurz oder lang zum furchtbaren Ausbruche; das Christenthum zieht sich auf die Einzelnen zurück, und überläßt die Masse bis auf Weiteres dem Fürsten dieser Welt.

Im Kanton Basel, wie in der Schweiz überhaupt, kam nun vieles zusammen, um den Sieg des Zeitgeistes zu erleichtern und zu beschleunigen. Die Nähe Frankreichs und der beständige Zusammenhang mit ihm durch die rückkehrenden Söldner, brachte mit Französischem Sittenverderben auch Französischen Unglauben und Französischen Liberalismus ins Land. Die richtige Ansicht von dem Wesen der Obrigkeit wurde durch die revolutionäre Basis der Verhältnisse der ganzen Schweiz seit mehr als dreißig Jahren sehr verdunkelt, um so mehr, da überhaupt in Freistaaten das wahre Wesen der Obrigkeit weit leichter zu verkennen ist, wie in monarchischen. Die erste Befreiungsgeschichte der Schweiz, freilich falsch aufgefaßt und angewendet, gab den Demagogen ein höchst willkommenes Mittel zur Verführung des Volkes in die Hand. Als die vollkommen zügellose Presse in Tagblättern alle Regierungen als lauter Geßler darzustellen sich erfrechte, glaubte jeder rohe Bauerjunge durch Widerspenstigkeit und Frevel ein Tell und Staufacher zu werden, und vor solchen Ideen mußte jede Hinweisung auf Röm. 13. als kraft- und grundlos verstummen. Die Unzahl von Volksblättern, welche vornehmlich aus der übrigen Schweiz das Ländchen überströmten, machte es sich zum angelegentlichen Geschäfte, neben dem Freiheitsschwindel auch seine Grundlage, die Verachtung des Wortes Gottes und seiner Diener unter dem Volke zu verbreiten. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen von dem Spott und von den Lästerungen, welche hier ausgeschäumt wurden. Und nun bedenke man, daß allen diesen äußern Versuchungen ein Volk ausgesetzt war, das neben dem allgemeinen Verderben in seinem Charakter noch eine besondere Stumpfheit gegen alles Höhere trug, dessen niedere Selbstsucht durch die Hoffnung auf die Güter der Reichen in der Stadt mächtig angelockt wurde, und das in seinem angebornen Mißtrauen überhaupt, und besonders gegen alle die höher stehen, vorzugsweise die reichern Städter, ja gegen jeden Wohlthäter, jede Wohlthat, durch Alles, was ihm von der Stadt aus gereicht wurde, durch reiche Beisteuern zur Erbauung von Schulhäusern, bei großen Wasserschäden u. s. w. nur noch mehr verhärtet, und zum Neide gegen die, die so geben können, angeregt wurde. Man denke sich, was aus einem solchen Volke werden mußte, wenn ihm Jahr aus Jahr ein — denn die Schweiz war schon seit Jahren unterminirt — von den Männern der Freiheit und Gleichheit, in der Schweiz weit gefährlicher wie in Deutschland, weil sie weit populärer sind, vorgepredigt wurde, es habe nun Vergeltung zu empfangen für die Jahrhunderte unrechtmäßiger Unterthänigkeit und Zurücksetzung. — Es kann nicht geläugnet werden, daß auch die Obrigkeit, statt mit aller Kraft dem Zeitgeiste, dessen Früchte sie nun genießt, entgegen zu treten, Vieles gethan hat, ihm Eingang zu verschaffen, weil sie selbst zu schwach gewesen, sich ihm zu verschließen. In welchem Grade dies der Fall war, zeigt schon der Antrag des Rathes vom Jahre 1819 (vgl. Hagenbach, Geschichte der ersten Baseler Confession S. 189.) an die Geistlichkeit: „daß, um die Feier des Reformationsfestes heilbringender und unsern aufgeklärten Begriffen von Gott und Christenthum anpassender zu machen, die Confession sowohl als unsre Agenden sollten aufs neue durchgegangen und besser abgefaßt werden." Dasselbe zeigt sich noch deutlicher bei den Lehreranstellungen an der erneuerten Universität und an den höhern Bürgerschulen. Während man es zugab, daß das niedere Schulwesen unter Aufsicht der Pfarrer auf recht religiösem Fuße eingerichtet wurde, besetzte man hier die meisten Lehrstellen mit solchen, die wegen ihres politischen Treibens oder wegen anderer verkehrter Grundsätze in Deutschland flüchtig werden mußten oder doch keine Anstellung fanden. Es war nicht bei allen Gliedern der Regierung bewußte Opposition gegen das Christenthum, was sie bewog, auf diese Weise eine Pflanzschule des Unglaubens zu errichten; obgleich manche allerdings ihre Freude daran hatten, daß die rechtgläubige Geistlichkeit und der fromme Theil der Stadtbewohner auf diese Weise einen Pfahl ins Fleisch erhielt, und daß das nach ihrer Meinung zu sehr zurückgebliebene Basel nun bald ganz auf der Höhe des Jahrhunderts stehen sollte. Viele wurden nur von dem lebhaften Wunsche geleitet, der neuen Anstalt für geringes Geld Lehrer zu verschaffen, deren wissenschaftliche Tüchtigkeit und deren Ruf beitragen konnte zur Realisirung der süßen Hoffnung, Basel zur Schweizeruniversität zu erheben, wobei man freilich oft, auch nur auf diesen Gesichtspunkt gesehen, gewaltige Mißgriffe that. Allein, schon daß man dieser Rücksicht jede höhere aufopferte, zeigt wenigstens von einer gewaltigen Indifferenz, die in ihren Wirkungen wie in ihrem Ursprunge nicht viel besser ist, als die offene Feindschaft gegen die Wahrheit. Die mittelbare und unmittelbare Einwirkung dieser ungläubigen Lehrer auf die Verbreitung revolutionärer Ideen darf um so weniger in Abrede gestellt werden, als einige von ihnen als thätige Theilnehmer an der Empörung allbekannt sind, und lägen diese Thatsachen auch nicht vor, so behielte doch die Anstellung solcher Lehrer, als Zeugniß in Bezug auf den Geist der Regierung, die sich gar nicht regte, als einer derselben in öffentlicher Schulschrift einen groben Ausfall gegen das Christenthum wagte, volle Kraft. Auch außerdem aber legte die Regierung, obgleich sie weder die Verkündung des reinen Wortes Gottes, noch die Bildung und Thätigkeit religiöser Vereine, noch die Privaterbauung hemmte, doch wenig Eifer für Religion und Sittlichkeit an den Tag, sanktionirte Sonntagsentheiligung durch angestellte Militärübungen, bestrafte Unordnung und Lasterhaftigkeit nur leicht, und stellte vielfach sehr unsittliche Beamte an, die es recht eigentlich darauf anlegten, das Ansehen der Obrigkeit zu schmälern und im entscheidenden Augenblick an ihr zu Verräthern wurden. So gebrach es also der Regierung an der Kraft tüchtiger innerer Gegenwirkung gegen die revolutionären Ideen, die allein auf die Dauer sich als wirksam beweist, und als der entscheidende Augenblick kam, hatte sie, in ihrem eigenen Bewußtseyn der lebendigen Ueberzeugung „von Gottes Gnaden dazustehen" ermangelnd, nicht den rechten Muth und die rechte Entschlossenheit, die nur daraus hervorgehen; auf der Zeitidee selbst stehend, und doch ohne alle wahre Popularität, kapitulirte sie mit dem Zeitgeiste; daher alles Zaudern, Lavireu, Schwanken.

Es bietet sich endlich noch die Frage dar, in welchem Verhältniß steht die ganze Begebenheit zu der Entwickelung des Reiches Gottes im Kanton Basel? Hier scheinen die Aussichten auf den ersten Anblick sehr trübe zu seyn — eine ganze Anzahl von Gemeinden der Predigt des göttlichen Wortes beraubt, die Kinder in furchtbarer Verwilderung aufwachsend, da an die Stelle treuer Schullehrer zum Theil gräuliche Menschen gekommen sind, nicht nur unwissend, sondern auch in moralischer und religiöser

Hinsicht zu den verworfensten gehörend. Aber bei tieferer Betrachtung zeigt sich die segnende Hand Gottes mitten in seiner Strafe. Besonders ist dies in der Stadt der Fall. Diese hatte lange auf ihren Hefen gelegen. Sie stand nicht ganz mit Unrecht in der übrigen Schweiz in dem Rufe der Geistesträgheit, des behaglichen Wohllebens. Es war nöthig, daß sie einmal kräftig gerüttelt und geschüttelt wurde. Denn dieses träge Versinken in die Materie ist einer der gefährlichsten Feinde des Evangeliums. Wie groß die Abgespanntheit war, das erhellt schon daraus, daß man bei der Erneuerung der höheren Schulanstalten sich genöthigt sah, fast alle Lehrer von Außen her zu berufen. Das Leben stagnirte; das höchste Interesse, was die Meisten kannten, waren die kleinen Angelegenheiten des kleinen Freistaats, an und für sich schon, wo keine Kraft zum Widerstande vorhanden ist, geeignet den Gesichtskreis zu verengern. Neben dem Evangelium, das hier seit Jahren und sogar durch die ganze Periode des Abfalls hindurch eine bedeutende Schaar treuer Bekenner gefunden hatte, fing der Geist einer neuen Bildung immer mehr an sich geltend zu machen, die Ideen einer falschen Aufklärung und einer falschen Freiheit zugleich in sich begreifend, die ersteren aber mit weit mehr Bewußtseyn als die letzteren. Dieser neue Geist trat meist nicht im offenen Kampfe auf — dazu gebrach es ihm an Energie — aber er wirkte um so gefährlicher. Eben weil seine Fortschritte unmerklich waren, drohte er nach und nach Alles zu verschlingen. Wo kein offener Kampf, da ist für das Evangelium kein entschiedener Sieg. Durch die neuesten Begebenheiten hat der Zeitgeist in der Stadt einen schweren Stoß erhalten. Viele im Volke und in der Regierung lernten, als er sich in seiner wahren nackten Gestalt zeigte, einsehen, daß nicht in falscher Aufklärerei, sondern daß nur im Glauben an Gottes Wort Rettung zu finden sey, Rettung für die einzelnen Seelen und für das ganze Land. Die Gefahr, welche die ungläubige Hochschule bringt, wird Gegenstand ernstlicher Aufmerksamkeit. Auf dem Lande sind die segensreichen Folgen freilich noch nicht so sichtbar. Doch hat die Hoffnung auch schon hier in dem Vorhandenen einen Anknüpfungspunkt. In den Jahren der Ruhe, als der Leuchter des Evangelii dort noch stand, mußten die Prediger alle klagen, daß, wenn auch Einzelne zum Leben aus Gott erwachten, doch keine allgemeine Erweckung zu Stande kommen wollte. Lebendig fühlten sie, es könne also nicht fortgehen. Der Herr müsse eine Krisis herbeiführen, nachdem einmal ein Zustand weder kalt noch warm eingetreten, und die Herzen todtgepredigt waren. Die Krisis kam. Der Geist aus dem Abgrunde offenbarte sich in seiner ganzen Scheußlichkeit. Für Alle, welche irgend sehen wollten, zeigte es sich nun, daß es nicht angeht, zweien Herren zu dienen; diejenigen, die früher schon angefangen hatten, das Wort Gottes zu lieben, lernen nun erst, da es ihnen genommen ist, seinen Werth recht erkennen; die Irrlehre muß dazu dienen, es in rechtes Licht zu stellen. Die ersten, wenn gleich noch schwachen Anfänge eines neuen Lebens zeigen sich schon hie und da in dem wiederkehrenden Sinne für Ordnung und Recht, in erwachter Sehnsucht nach dem Worte Gottes, in einer erfreulichen Entschiedenheit für die erkannte evangelische Wahrheit und in freiem Bekenntniß derselben. Weit mehr aber ist noch zu hoffen, wenn erst der Taumelkelch der Empörung bis auf die Hefen ausgeleert, wenn der Unsegen, der jeden Aufruhr begleitet, sich erst vollkommen entladen haben wird. Die Demagogie macht sich schon jetzt immer mehr verächtlich; der Sturz der neuen Regierung kann nicht mehr ferne seyn; dieser wird wahrscheinlich eine neue und wieder eine neue in demselben Geiste folgen; Unruhe, Druck und Mühseligkeit werden zunehmen, bis endlich alle diejenigen, in denen noch irgend etwas Besseres ist, nicht mehr aushalten können, und nüchtern werden aus des Satans Strick.

„Wir dürfen also wohl nicht anders als für das Reich Gottes Gutes hoffen, mag der politische Ausgang nun die Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge und also die Rückkehr der Prediger herbeiführen, oder der gegenwärtige Zustand sich erhalten und somit die Lage der wahren Kirche Christi in diesem Landestheile die einer ecclesia pressa im eigentlichen Sinne seyn. — Es ist die ganze Begebenheit im Kanton Basel, obschon in einem kleinen Ländchen, doch eine große, kirchenhistorische; der Herr sitzt augenscheinlich zu Gericht; sein Arm wird offenbar; aber noch hat er, der gewiß Großes und Herrliches im Sinne hat, lange nicht vollführt das Werk seiner Liebe und Gerechtigkeit — unmöglich kann also unser kurzsichtiges Auge den Schluß sehen, unser schwacher Verstand das Endurtheil fällen und die Akten schließen."

Wir bemerken schließlich noch, daß die in dieser Darstellung enthaltenen Thatsachen dem größeren Theile nach aus zuverlässigen brieflichen Mittheilungen, dem geringeren Theile nach, so weit nämlich Verhältnisse zur Sprache kommen, die schon vor der Revolution bestanden, aus persönlicher Kenntniß entnommen worden sind, die Fassung aber uns ganz allein angehört, und von uns allein vertreten wird.

Nachrichten.

(Breslau.) Ein sehr erfreuliches Ereigniß ist die Anstellung des Dr. Hahn als Professor an der dortigen Universität und als Rath im Consistorio. Welche Stellung die Breslauer Fakultät bisher gegen die Evangelische Kirche, ihren Lehrbegriff und ihre wahren Mitglieder angenommen, das ist aus der Schrift von Dr. Schulz und dem verewigten Dr. v. Cölln und einer Menge anderer Thatsachen bekannt genug. Mit Dr. Scheibel's Weggang schien der Rationalismus die Alleinherrschaft zu erhalten, und somit wurden diejenigen, welche auf eine Trennung von der Kirche losarbeiteten, immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß ihr Unternehmen ein durch die Pflicht gebotenes sey. Dr. Böhmer's Anstellung konnte ihren Zweck nur unvollkommen erreichen, theils weil er gar zu alleine dastand, theils weil seine Wirksamkeit nur auf die Universität beschränkt war. Erst jetzt wird sie in Verbindung mit der des Dr. Hahn ihre Bedeutung erhalten, dessen Milde jeden Anstoß vermeiden wird, so weit es geht, ohne der Sache dabei etwas zu vergeben, und von dessen warmem Eifer für die letztere sich die schönsten Früchte erwarten lassen, unter anderen auch die, welche wir aber noch nicht für die wichtigste halten, daß Manche noch zur rechten Zeit einsehen, es sey noch nicht Zeit, an der bestehenden Kirche zu verzweifeln.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 3. August. № 62.

Litterarische Anzeige.

Was der Mensch säet, das wird er erndten. Eine Predigt, gehalten vor der versammelten Geistlichkeit aller christlichen Confessionen in Philadelphia, von C. O. v. Ferber, Verfasser der Unterhaltungen mit meinem Geiste. Zweite Auflage. Hamburg bei Christiani, 1833.

Das Einzige, was uns veranlaßt diese Schrift zu erwähnen, ist der offenbar mit Absicht gewählte täuschende Titel. Von einem Prediger, vor dem sich die Geistlichkeit aller Confessionen in Philadelphia versammelt, erwartet man, wenn schon überhaupt aus Amerika nur Christliches, gewiß etwas recht Vorzügliches. In der Buchhändleranzeige ist die Täuscherei noch weiter getrieben. Das Philadelphia ist nicht das in Amerika; es ist die Gemeinde Satans, die in dem Bekenntnisse des Unglaubens und des Indifferentismus verbunden, sich in Scheinliebe zusammenthut, um mit reellem Hasse die Gemeinde Gottes desto wirksamer bestreiten zu können. Im vorigen Jahre sandte der Verfasser, ein geistiger und wie es scheint auch ein leiblicher Nachblieb aus der Zeit Friedrich's des Großen, diese Schrift, damals noch anonym, in ganzen Parthien an die theologischen Fakultäten, zur Vertheilung unter die Studierenden der Theologie — der erste gratis vertheilte naturalistische Traktat in Deutschland. Dies ist die erste Auflage. Der Verf. wurde zu seinem Schrecken gewahr, daß sie sich consumirte ohne gelesen zu werden, und so veranstaltete er die zweite, in der er sein Glück bei den Geistlichen versucht, jedoch schon mit einigem Mißtrauen, was ihn bewegt einen täuschenden Aushängeschild zu wählen. Dies Verfahren zu rügen halten wir uns um so mehr für verpflichtet, da solche fraus impia jetzt ziemlich gangbar zu werden scheint. So ist in Hanau bei König in diesem Jahre eine Schrift erschienen: „Der Komet des Jahres 1834, oder welche merkwürdige Begebenheit wird uns dieses göttliche Zeichen verkündigen" u. s. w., angeblich dritte Auflage, deren Verfasser unter der Larve eines Apokalyptikers demagogischen Unsinn unter ein Publikum zu bringen sucht, das ihm, wenn er sich der wirklichen Firma bediente, unzugänglich war, bei dem er aber auch durch die falsche Firma gewiß weiter nichts erreichen wird, als was ihm freilich Hauptzweck seyn mag, eine Stütze des Brodtes für seinen baufälligen Magen. Der Recensent in der Hallischen Litteraturzeitung aber nahm gerne den Trug für Wahrheit, und entlud sich gegen den leidigen Mysticismus, der nun wagen dürfe, mit solchen abergläubigen Abgeschmacktheiten frei hervorzutreten. — Solche Listen drohen um so mehr einzureißen, da sie zugleich den Vortheil gewähren, das wachsame Auge der Censur von sich abzulenken.

Was der Herr v. Ferber auf sein Fleisch gesät hat, ist ein heftiger Angriff gegen die Grundlehre der Schrift und unserer Kirche von der Vergebung der Sünden um des Verdienstes Christi willen, die er zuerst mit den Worten von Seume, dann mit seinen eigenen, für die verderblichste erklärt, „welche die Halbbildung der Vernunft zum angeblichen Troste der Schwachköpfe nur hat erfinden können," für einen Widerspruch, welchen die geistliche Empirik erfunden, damit ja Niemand alleine gehen lerne, für eine Mutter aller Sünden, für eine Gotteslästerung. „Aus Gnade wird selbst kein guter, rechtlicher, vernünftiger Mann selig werden wollen, und wenn es auch ein Dutzend Evangelisten sagten."

Dabei ist aber dem Herrn v. Ferber sowohl wie seinem Gewährsmann Seume das merkwürdige Versehen begegnet, daß ihre Argumente, statt zu treffen, was sie treffen sollen, die christliche Lehre von der Gnade, vielmehr grade die naturalistische Lehre von der Gnade zu Boden strecken. Dies mögen einige Auszüge zeigen. Seume sagt unter Anderen: „Was ein Mensch gefehlt hat, bleibt in Ewigkeit gefehlt; es läßt sich keine einzige Folge einer einzigen That aus der Kette der Dinge herausreißen. — Der billige Richter ist ein schlechter Richter, oder seine Gesetze sind mehr als mangelhaft. Die Billigkeit des Richters wäre ein Eingriff in die göttliche Gerechtigkeit. — Die Gerechtigkeit ist die erste, große göttliche Kardinaltugend." v. Ferber: „Reden wir von subjektiver Gnade, d. h. von der Gnade des Gnade ertheilenden Richters an einen Verbrecher, so ist klar, daß solche in dem Akte besteht, wodurch derselbe die Gesetze der Gerechtigkeit aus den Augen setzt und nach Willkühr handelt, mit einem Worte ungerecht handelt."

Die rationalistische Lehre von der Gnade hebt Gottes Ge-

rechtigkeit auf; der Gott, der für den Sünder ein verzehrendes Feuer ist, gilt ihr nur als jüdisches Hirngespinst. Das ganze Wesen Gottes wird in eine schwächliche Liebe aufgelöst, die nur denjenigen, welcher grobe Verbrechen begangen hat, auf Umwegen, die aber auch nicht gar zu dornicht und unangenehm sind, zum Heile gelangen läßt.

Die christliche Lehre legt den strengsten Begriff der Gerechtigkeit Gottes zu Grunde. Gnade gegen den Sünder als solchen hält sie für unmöglich, da Gottes Wille nicht seinem Wesen widersprechend, in Gott gar keine Willkühr gesetzt werden kann. Sie betrachtet jede Verletzung des göttlichen Gesetzes als etwas durch keine Reue, durch keine spätere Pflichterfüllung wieder gut zu machendes, alle Menschen als dem ewigen Tode anheimgefallen. Grade hieraus erweist sie die Nothwendigkeit des Versöhnopfers Christi, durch welches die Anforderungen der göttlichen Liebe und der göttlichen Gerechtigkeit zugleich befriedigt wurden. Wer dieses Versöhnopfer durch den Glauben sich aneignet, wird fortan nicht als in sich, sondern als in Christo seyend betrachtet. Die Sünde wird gestraft, aber an Christo unserem Stellvertreter. Er trug unsere Schwachheit und lud auf sich unsere Sünden.

Aus der rationalistischen Ansicht von der Gnade gehen alle die verderblichen praktischen Folgen hervor, die der Verf. schildert. So wie sie nur in einem Gemüthe wurzeln kann, das selbst von wahrer Gerechtigkeit entblößt, diese seine Beschaffenheit auf Gott überträgt — wie denn der Rationalismus durchgängig der gröbste Anthropopathismus ist —; so muß wiederum die Entfernung der Gerechtigkeit aus Gott das Streben nach Gerechtigkeit gänzlich lähmen. Der Rationalismus steht in dieser Beziehung auf gleicher Stufe mit dem Heidenthum, dessen tiefster Mangel die Erkenntniß eines heiligen und gerechten Gottes ist. Ein solcher ist nur der Gott der Offenbarung, der schon im A. T. spricht: Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig.

Von der christlichen Lehre sagt schon der Apostel: „Heben wir denn nun das Gesetz auf durch den Glauben? Das sey ferne! Sondern wir richten das Gesetz auf.“ Wer in der Sünde beharrt, auf daß die Gnade desto mächtiger werde, wer die Gnade auf Muthwillen zieht, der thut es auf eigene Hand. Wer Gottes Gabe nimmt, wie sie gegeben worden, der findet grade in ihr, und in ihr allein die stärksten Antriebe und die höchste Kraft zum Wandel in der Gerechtigkeit und zum Fortschreiten in der Heiligung.

Die christliche Gnade läßt Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit, und somit die Nothwendigkeit, daß der Mensch sich der Gerechtigkeit und Heiligkeit befleißige, im hellsten Lichte erscheinen. Denn ihre bewirkende Ursache, der Versöhnungstod Christi, ist unter allen Offenbarungen der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes die erhabenste. „Wie grausam seine Ruthen, wie mächtig seine Fluthen, könnt ihr an diesem Kreuze sehn.“ Wie groß muß die Heiligkeit des Gesetzes seyn, wenn Gott, nicht vermögend es zu brechen, damit es erfüllet würde, seines eingeborenen Sohnes nicht verschonte und ihn für uns Alle dahin gab!

„Wie sollten wir der Sünde wollen leben, der wir abgestorben sind.“ Erst Vergebung und dann Besserung. „Du vergibst die Sünden, damit du gefürchtet werdest.“ Gute Werke können nur in Gott gethan werden. Der wahre Gott gibt was er befiehlt, verlangt dann aber auch Gehorsam mit unerbittlicher Strenge. Er gibt Vergebung und somit die innere Ruhe, den stillen Frieden, welche die erste Grundlage eines wahrhaft sittlichen Lebens bilden, die Dankbarkeit, welche mit Freuden seinen

Willen thut. Er gibt seinen heiligen Geist, und somit die stärkere Kraft gegen die schwächere, die durch bloße papierene Streiter nicht besiegt werden kann. Der Gott der Vernunft gibt nicht, weil ein bloßer Gedanke nichts zu geben hat, und läßt sich — den ganz von denen Abhängigen, die ihm das Daseyn gegeben — nun auch so billig finden, daß er nicht strenge befiehlt, und noch dazu höchst nachsichtig gegen diejenigen ist, welche auch seine billigen Anforderungen nicht befriedigen. Macht sich aber der wahre Gott im Gewissen eines solchen geltend, der den von ihm vorgeschriebenen Weg des Heiles nicht betreten will, befiehlt er nun nachdrücklich ohne zu geben, so folgt Verzweiflung. Beide Klippen, woran das Leben in Gerechtigkeit scheitern muß, die falsche Sicherheit und die Verzweiflung werden durch die christliche Lehre und nur durch sie vermieden.

Wer das Wort Gottes und den für dasselbe innerlich zeugenden Geist nicht hören will, der werfe doch nur einen Blick auf die Geschichte, und wenn er in ihr wahrgenommen, daß das Blut Christi die Wurzel der erhabensten Tugenden der Einzelnen und ganzer Gemeinschaften ist, die Verwerfung der Lehre von der Vergebung der Sünden die Wurzel alles sittlichen Verfalls, so kehre er zum Worte Gottes zurück, und lasse sich durch den Geist Gottes seinen Sinn aufschließen.

Ignatius Aurelius Feßler.

(Fortsetzung.)

Wir haben in der früheren Darstellung Feßler's Leben bis zu seiner Anstellung als Professor in Lemberg verfolgt. Sein dortiger Aufenthalt bietet keinen inneren Wendepunkt dar, einen äußeren aber insofern, als das Ereigniß, was ihn von dort vertrieb, den Grund zu seinem späteren Uebertritte zur Evangelischen Kirche legte.

Mit einem kalten, leeren, für alles Höhere erstorbenen Herzen war Feßler nach Lemberg gekommen. In welchem Geiste er dort sein theologisches Lehramt führte, läßt sich schon denken. Von seinen besten Zuhörern blieb kein einziger bei der Theologie. Doch enthielt er sich mit großer Sorgfalt jedes direkten Angriffes auf die Lehren der Katholischen Kirche. Er hatte aus manchen Erfahrungen ersehen, daß der Kaiser, sobald es die Umstände zu erfordern schienen, seine Werkzeuge fallen ließ und sie ihren Gegnern preisgab. So entschloß er sich also für das, was man damals Aufklärung nannte, nichts mehr zu thun. Der Glaube verläßt sich nicht auf Fürsten; er danket Gott, der die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche, wenn er sie der guten Sache geneigt macht; aber er betrachtet sie nur als Gottes Werkzeuge, und sein Vertrauen ruht nicht in ihnen, sondern in Gott, der, wenn nicht durch sie, auf hundert anderen Wegen seiner Kirche Heil schaffen kann. Er freuet sich des Schutzes der Könige nicht um seinetwillen, sondern für die Könige selbst und für die, welchen Gott einen Segen durch sie gewähren will. Für ihn ist zu leiden für die Sache des Herrn die größte Freude. Er weiß, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Er erwählet, mit Moses, viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, und achtet die Schmach Christi für größeren Reichthum, denn die Schätze Aegyptens; denn er sieht an die Belohnung. Der Unglaube dagegen, der

keinen anderen Lohn kennt als den irdischen, kein größeres Leiden als das irdische, sieht, ehe er sich aus seiner finsteren Höhle hervorwagt, und sein Feldgeschrei der Aufklärung und des Menschenwohles ertönen läßt, sorgfältig zu, ob tüchtige Bundesgenossen und keine wehrhaften Feinde vorhanden sind; ist dieses, so tritt er mit heldenmüthiger Kühnheit auf den Kampfplatz; sobald sich die Gestalt der Dinge ändert, eilt er sich in seinen Schlupfwinkel zu verkriechen.

Daß Feßler's Vorlesungen großen Beifall unter den Studirenden fanden, läßt sich denken. Ein Mann von solchem Geiste, solcher Darstellungsgabe war damals auf katholischen Universitäten eine sehr seltene Erscheinung. Dazu kam das Band, welches der Zeitgeist um Lehrer und Hörer schlang. Wie sehr auch die letzteren von diesem eingenommen waren, erhellt daraus, daß sie, als ein anderer Professor mehrere von Feßler vorgetragene Sätze zu widerlegen unternahm, ihre Unzufriedenheit mit Zischen und Fußstampfen an den Tag legten. Feßler's Kenntnisse waren freilich sehr oberflächlich. Er hatte Mancherlei gelesen, aber es fehlte ihm an solider wissenschaftlicher Grundlage, und an tüchtiger Durchbildung. Dies läßt sich schon nach dem Gange seiner Bildung nicht anders erwarten; es wird aber noch speciell dokumentirt durch seine damals herausgegebenen Schriften, seine Institutiones linguarum orientalium, und seine Anthologia Hebraica. Wer jetzt dergleichen auf einer protestantischen Universität herausgäbe, würde sich lächerlich machen. Allein bei dem damaligen allgemeinen Stande der theologischen Gelehrsamkeit auf den Oesterreichischen Bildungsanstalten wurde es seiner Gewandtheit sehr leicht, die Blößen zu bedecken und auf die glänzenden Parthien die allgemeine Aufmerksamkeit zu ziehen.

Der allgemeine Beifall, den seine Vorlesungen fanden, regte seinen Ehrgeiz mächtig auf. Um ihn, den wie er selbst wohl wußte, dem geringsten Theile nach wahrhaft verdienten, zu erhalten und zu steigern, und zugleich im eigenen Bewußtseyn, ihn vollkommen verdient zu haben, ihn vollkommen genießen zu können, lag er täglich bis gegen drei Uhr Nachts seinen Studien ob, indem er eine Tasse des stärksten Kaffees nach der andern zu sich nahm. Ehrwürdig ist ein Calvin, der, gedenkend des Spruches: Ich muß wirken weil es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, da ich nicht mehr wirken kann, sich jede Annehmlichkeit des Lebens, sich Essen und Schlaf entzog, der mit einer Menge von Krankheiten belastet, eigentlich täglich starb, und doch durch die Kraft des Glaubens den Schmerz und die Schwäche der Krankheit, die ihm als ein Pfahl in's Fleisch gegeben war, besiegend, mehr arbeitete als alle die Anderen in der Fülle der Gesundheit, der, als er nicht mehr gehen konnte, sich tragen ließ, und als auch dies nicht mehr anging, die ihm vom Herrn Anvertrauten um sein Bette versammelte. Aber sobald durch solche übermäßige Anstrengungen nicht Gottes Ehre gesucht wird, sondern die eigene, sobald sie anders unternommen werden, als in der festen Zuversicht, daß Gott, der den Beruf gegeben, welcher sie erfordert, sie verlangt, so sind sie nicht besser und nicht schlechter wie alle anderen Arten des feinen Selbstmordes; sie stehen z. B. den Sünden der Wollust und der Unmäßigkeit ganz gleich, ja sie sind insofern noch schlimmer als sie, als mit ihnen fast immer die gefährlichste Heuchelei verbunden ist, indem diejenigen, die sich ihnen ergeben, vor sich selbst und vor der Welt als Märtyrer für die Wissenschaft, für den Staat, für die Kirche erscheinen wollen, während jene Anderen kein Hehl haben, daß sie für ihr eigenes Ich sich zu Grunde richteten. Leider wird diese Heuchelei stark durch den glücklichen Erfolg befördert, den sie findet. Wie mancher Knabe, wie mancher Jüngling wird nicht an Leib und Seele zu Grunde gerichtet durch den Beifall und das Lob, welche verblendete Eltern, Verwandte und Lehrer seiner frevelhaften Empörung gegen Gottes Ordnung spenden! Wie mancher Gelehrte erndtet noch im Tode als Märtyrer für seine Wissenschaft die Früchte seiner Sünde — wenigstens nach dem Wahne derer, die, solchen Nachruhm für ein Gut haltend, ihn sich zum Muster nehmen —, der eine geistige sepultura asinina verdient hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Berlin.) Am 29. Mai wurde zum dritten Male hieselbst in der Dreifaltigkeitskirche die öffentliche kirchliche Jahresfeier der Missionsgesellschaft gehalten. Ein doppelter Umstand diente dazu, die Freude des Festes zu erhöhen. Kurz vorher war durch die Huld Sr. Majestät des Königs mittelst Allerhöchster Kabinetsordre vom 22. Mai die bisher nur der Hauptgesellschaft zustehende Erlaubniß einer jährlichen gottesdienstlichen Feier auch sämmtlichen Hülfsvereinen außerhalb Berlins zugestanden worden — ein Ereigniß, wovon wir Förderung der Sache des Herrn erwarten, und was zugleich als Zeugniß für den durch Gottes Gnade in unserem Lande waltenden Geist dient, in dem das Evangelium frei und frank öffentlich hervortreten darf, und die Bestrebungen, das heilige Gebot des Herrn: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker, anfangen diejenige kirchliche Anerkennung zu finden, die ihnen unsere Kirche, die auf das Wort Gottes gegründete, im Widerspruche mit sich selbst, der von ihren frommen Theologen von jeher mit Schmerz empfunden wurde, nur zu lange versagt hatte. Dann wurde die Freude des Festes dadurch erhöht, daß mit ihm die erste feierliche Entlassung von Zöglingen aus unserer Missionsschule verbunden war. Diese, fünf an der Zahl, alle zu den besten Hoffnungen berechtigend, sollen, nachdem sie vorher zur Erlernung der Holländischen Sprache und zur anderweitigen näheren Einführung in ihren Beruf auf einige Monate sich in dem Missionshause der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen aufgehalten haben, noch im Laufe dieses Jahres die Reise nach Südafrika antreten.

Die geräumige Kirche war ganz mit Zuhörern angefüllt. Die Predigt hielt Herr Prediger Goßner, der zu den Zöglingen der Anstalt in innigem seelsorgerlichen Verhältnisse gestanden hatte. Alsdann traten die fünf zur Aussendung bestimmten Missionare vor den Altar: Gust. Ad. Kraut, aus Hamburg, Sohn eines dortigen Bürgers, früher Lehrling in einem Handlungshause; Aug. Ferd. Lange, Sohn eines Webermeisters in der Neumark, der früher das väterliche Handwerk erlernt; Theod. Gregorowsky, früher Schullehrer in Westpreußen; Joh. Schmidt, aus der Oberlausitz, Sohn eines Gärtners, früher Tischlerlehrling; Aug. Gebel, Sohn des Regierungs-Direktors Herrn Gebel auf Peterwitz bei Jauer, früher vier Jahre mit dem Studium der Theologie in Halle und in Berlin beschäftigt. Herr Prediger Couard hielt, indem er mit den Predigern Goßner und Kuntze zum Altar trat, die Entlassungs- und Einsegnungsrede. Am Schlusse derselben ward den Missionaren von den drei fungirenden Predigern der Segen ertheilt. Die ganze Feier war sehr ergreifend, die Versammlung tiefbewegt. Wir würden uns nicht enthalten können, aus Predigt und Rede unseren Lesern Auszüge mitzutheilen, wenn dieselben nicht schon gedruckt öffentlich vorlägen. Sie eröffnen auf eine würdige Weise eine von der hiesigen Missionsgesellschaft herauszugebende Quartalschrift, welche gewiß durch ihren anziehenden und erbaulichen Inhalt sich einen weiten Lesekreis verschaffen wird (Heft 1. 56 S., Preis $2\frac{1}{2}$ Sgr.).

Das hohe Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hatte genehmigt, daß den Missionaren die Ordination der Evangelischen

Kirche zum Dienste unter den Heiden auf Grund der von den geistlichen Mitgliedern des Committees abgehaltenen Prüfung ertheilt werde. Die feierliche Handlung wurde von dem Herrn Bischof Dr. Neander am 10. Juni in der Hof- und Domkirche hieselbst vollzogen. Eine kräftige und eindringliche Rede des Herrn Bischof ging ihr voraus. Nach ihr empfingen die Missionare das heilige Abendmahl aus den Händen des Herrn Prediger Couard, unter Absingung des: O Lamm Gottes unschuldig, und eines Verses aus dem Liede: O Haupt voll Blut und Wunden.

Am 12. Juni traten die Missionare unter Begleitung des Herrn Prediger Couard ihre Reise nach Barmen an. Am Sonntag den 15. trafen sie in Barmen ein und stiegen dort vorläufig im Gasthofe ab. Der Präses der Provinzial-Synode Jülich, Cleve, Berg, Dr. Gräber, bewillkommnete dort den Herrn Prediger Couard und sprach einige eindringliche Worte zu den Missionaren. Sonntag früh ging Herr Prediger Couard nach gehaltener Morgenandacht mit den Missionaren in die Gemarker Kirche, wo Herr Pastor Krummacher predigte, und von da zu dem in Unterbarmen liegenden Missionshause. Es ist ein stattliches, drei Stock hohes, sehr geräumiges und wohleingerichtetes Gebäude. Bezeichnend genug steht es auf einem Felsen. Der Inspektor Richter, ein in jeder Beziehung sehr achtungswerther Mann und tüchtiger Direktor, nahm die Ankommenden mit offenen Armen auf. Man hatte sie längst erwartet, und alle Zimmer waren bereits für sie in Bereitschaft gesetzt, so daß sie sämmtlich sogleich einzogen. Am Montage versammelte sich unter dem Vorsitze des Dr. Gräber die Rheinische Missions-Deputation zu einer Conferenz, in der die Einführung und Vorstellung der Missionare erfolgen sollte. Herr Prediger Couard hielt an die versammelten Mitglieder eine Rede, worin er den dreifachen Zweck seines Kommens auseinander setzte, nämlich Vorstellung und Empfehlung der Missionare, Bitte um Mittheilungen in Betreff des Seminares, der Bildung, Ausrüstung und Aussendung der Zöglinge, und Vermittelung einer innigen und brüderlichen Verbindung beider Gesellschaften. Diese Rede wurde von Dr. Gräber auf die wohlwollendste Weise beantwortet, und dann wurden die einzelnen Punkte der Berathung ausführlicher besprochen. Anderes wurde auf Privat-Conferenzen mit einzelnen Mitgliedern aufgespart. Nach Beendigung der Berathung über die vorgelegten Fragen begaben sich die Mitglieder der Conferenz in den großen Unterrichtssaal der Anstalt, wo die dreizehn Zöglinge des Seminars mit den fünf Neuangekommenen versammelt waren, und wo die feierliche Aufnahme und Einführung der letzteren statt finden sollte. Zu dem Ende nahm Dr. Gräber, nachdem ein Vers gesungen worden, das Wort, und hielt eine sehr herzliche und eindringliche Ansprache an die Missionare, in welcher er ihnen die nothwendigen Eigenschaften eines rechten Missionars vorhielt.

Nun wurden die Missionare durch Jawort und Handschlag verpflichtet, sich der Hausordnung in allen Stücken zu fügen, zu der auch gehört, daß an jedem Dienstag Nachmittag Handarbeiten getrieben werden. Prediger Couard sprach dann, dazu aufgefordert, noch einige Worte zum Schlusse über den Ausspruch Pauli, die Liebe Christi dringet uns. Dann wurde die Feier mit Gesang geschlossen.

Bald wohnten die Neuangekommenen sich ein und knüpften mit den älteren Zöglingen ein herzliches Verhältniß an. Acht Mal in der Woche haben sie Uebungen im Holländischen und werden bei ihrem regen Eifer wohl in einigen Monaten zur Absendung tüchtig seyn. Wahrhaft erbaulich ist das Zusammenleben der jungen Leute in Beten und Singen, wobei sie nicht bloß Hörer oder Zuschauer sondern selbst thätig sind. Wie fühlt sich das Herz jedesmal erhoben, wenn man aus der Nähe die dreizehn, nun achtzehn Missionare der Anstalt in vollem Chore singen hört!

Von den zuletzt von der Rheinischen Gesellschaft nach Südafrika abgesandten Missionaren, welche glücklich dort angekommen sind, ist einer, Köhler, bei der Durchfahrt durch einen Fluß im Angesichte seiner Gattin ertrunken. Nach einem Briefe des unermüdet thätigen Missions-Direktor Grandpierre in Paris ist die Mission der Französischen Gesellschaft unter den Betschuanen, ungeachtet der früheren herrlichen Aussichten, für jetzt völlig paralysirt. Die Missionare sind in der gegen sie erhobenen Verfolgung kaum mit dem Leben davon gekommen.

Am 20. Juni wurde in Elberfeld das Missionsfest gefeiert.

Es waren sehr viele Geistliche zugegen und Missionsfreunde hatten sich von vielen Orten her eingefunden, aus Cöln und überhaupt aus einer Entfernung von 7 — 10 Stunden aus der Umgegend. Die Predigt hielt Pastor Müller aus Methmann über den Text Offenb. 22, 17., nach dessen Anleitung er über die Sehnsucht der Gemeinde nach dem Kommen des Herrn redete. Nach Absingung einiger Verse hielt Pastor Schulz aus Mühlheim noch von der Kanzel eine Rede über Hebr. 13, 7., in welcher er zur dankbaren Erinnerung an die theuren Missionare aufforderte, und zwar 1) an den Inhalt ihrer Predigt, — das Wort Gottes, 2) an ihren Glauben — und ihrem Glauben folget nach, und 3) an ihr Ende — welcher Ende schauet an. Bei jedem Satze ging er von den Aposteln zu den neuesten Zeiten über. Ein herzliches Gebet beschloß den kräftigen Vortrag.

Die Freunde der Mission begaben sich nun sämmtlich in das reformirte Armenhaus, wo ein Festmahl die Feier beschloß, nicht ein Mahl, wie es unter uns bei Jubiläen und ähnlichen Gelegenheiten gewöhnlich ist, sondern ein Mahl, wie es gläubigen Christen geziemt, wo Fröhlichkeit herrscht, aber Fröhlichkeit in der Furcht des Herrn. Prediger Couard wurde aufgefordert, das Tischgebet zu sprechen und nachher einige Worte in Beziehung auf die Missionssache zu den Versammelten zu reden. Er ging dabei von der Festfeier aus, führte den Zweck seines Dortseyns an, empfahl unsere Zöglinge, welche mit bei Tische waren, dem Wohlwollen und der Fürbitte aller anwesenden Missionsfreunde, berichtete Einiges von unserer Berliner Missionsgesellschaft, von unserem Seminar, von der Theilnahme, welche die Missionssache bei uns finde, und schloß mit dem wiederholten Wunsche, daß das Band der Gemeinschaft die beiden Vereine immer inniger und ernster umschlingen möge. Es wurden auch Tafellieder gesungen, aber nicht wie bei den Festmahlen unserer Berliner Weltkinder, sondern geistliche liebliche Lieder zum Preise des Herrn, in welche die ganze Versammlung freudig einstimmte. Keiner schämte sich den Gekreuzigten zu bekennen. Ueberhaupt ist es überaus erfreulich und ergreifend, in diesem verschrienen Wupperthal so viel christliches Leben ohne ängstliches und peinliches Kleben an Formen zu finden. Bei aller Verschiedenheit in der Weise der Verkündigung des Evangelii wird doch von allen Geistlichen der eine Grund, Jesus Christus der Gekreuzigte, als der Weg, die Wahrheit und das Leben festgehalten, und keine rationalistische Stimme läßt sich vernehmen. Ist es also wohl ein Wunder, wenn der Fürst dieser Welt gegen den Bergischen Mysticismus so gewaltig tobt? Freilich gibt es auch im Wupperthale, wie überall, eine Schattenseite, Auswüchse, Sekten, Weltkinder; aber doch hat sich Christus sein Reich in dieser Gegend bereitet, und es wird wohl unüberwunden bleiben. Des Guten ist mehr als des Schlechten, und so wird es auch bleiben, so lange die Prediger des Thales sich darauf verbinden, von dem Herrn und nur von dem Herrn zu zeugen, und so lange sie bei aller Verschiedenheit in der Auffassung einzelner Glaubenssätze sich fleißig beweisen zu halten die Einigkeit im Geiste, wie es bis jetzt auf eine gar erfreuliche und liebliche Weise der Fall ist.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 7. August. № 63.

Ignatius Aurelius Feßler.

(Fortsetzung.)

Aber Gott hat dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Seine Gerechtigkeit im Bunde mit seiner Gnade hat Leib und Seele des Menschen so eingerichtet, daß sie dem schrankenlosen Streben der Selbstsucht plötzlich ihre Dienste versagen, wenn sie ihrer am meisten bedarf. Ist es schon ohnedem schwerer, daß ein Gelehrter, wie jeder Reiche, in's Himmelreich gelange, als daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, was würde erst werden, wenn sein Bogen nie schlaff würde und geschärfte Pfeile stets seine Hand füllten! Wie Nebucadnezar erst durch den Wahnsinn zur Erkenntniß des wahren Gottes geführt wurde, so würde Mancher, der ihn jetzt gefunden hat, ihn nie gesucht haben, wenn er ihm nicht sein Fleisch und sein Gebein angetastet hätte. Auch Feßler erging es also. Nach einigen Monaten war sein Nervensystem zerrüttet, völlige Schlaflosigkeit eingetreten, sein ganzer Körper mit krampfartigem Zittern und Zucken befallen. Aber er erkannte nicht in diesem Leiden die liebende Hand Gottes. Es bewirkte für jetzt weiter nichts, als daß sein Ehrgeiz, hier plötzlich in seinem Laufe aufgehalten, schnell eine andere Bahn einschlug, auf der er neuer Befriedigung zueilte.

Feßler wurde nun von dem Wunsche beseelt, im gesellschaftlichen Leben zu glänzen und dort seine geistige Superiorität geltend zu machen. Dies war für ihn eine schwere Aufgabe. Seine niedere Herkunft und Erziehung, der Mangel an Umgang in seiner Jugend, das spätere Klosterleben hatten in ihm eine Unbeholfenheit, eine Form- und Taktlosigkeit, einen jeden Zwang scheuende Originalität hervorgebracht, welche ihn für die größere Welt ganz unbrauchbar zu machen schienen. Er hoffte aber durch seine Geisteskraft alle diese Hindernisse zu besiegen, und suchte sich mit Hintansetzung seines unmäßigen gelehrten Treibens mit gleicher Unmäßigkeit in die gesellschaftlichen Verhältnisse einzudrängen. Aber der Versuch mißlang, und das: Bis hieher und nicht weiter, wurde seinem Ehrgeize hier schon gleich an der Schwelle zugerufen. „Bald" — erzählt er — „wurde mir die Wahrheit aufgedrungen, daß, wer nicht in der Welt und für die Welt gemodelt und abgerichtet, wer so wie ich in sie hineingeworfen ist, entweder seine Originalität verläugnen, oder vor der Fügung des Schicksals, das ihn zu einem isolirten, durchaus selbstständigen Seyn bestimmt hat, sein Haupt beugen, und erkennen müsse, daß die Welt eben so wenig für ihn, als er für sie gemacht sey; zwischen ihm und ihr also nie eine harmonische Wechselwirkung bleibend statt finden könne. Jedem ihrer Versuche mich nach ihrer Art zu verarbeiten und zu verbrauchen bald mit stolzem Ernste, bald mit satyrischem Muthwillen widerstrebend, darum hier als übermüthiger, dort als bösherziger und gefährlicher Mensch unfreundlich zurückgestoßen, flüchtete ich mich mit Bitterkeit wieder in meine Einsamkeit." Feßler irrt hier offenbar, wenn er die Ursache von dem Mißlingen seines Versuches allein in seine frühere Entwöhnung von allen gesellschaftlichen Verhältnissen setzt. Sie brachte nur in Verbindung mit einer anderen tiefer liegenden solche Wirkungen hervor. Das ist vollkommen richtig, daß der Hochmüthige in der Regel in späteren Jahren ganz unvermögend ist, sich den geselligen Verhältnissen anzupassen, und dies um so mehr, wenn er dabei mit bedeutenden Geistesanlagen ausgerüstet ist. Er fühlt, wie sehr er, was die Virtuosität in den äußeren Formen der Geselligkeit betrifft, hinter den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft zurücksteht. Dies steigert seinen Hochmuth, dies regt in ihm die Begierde auf, diejenigen, von denen er sich übertroffen sieht, und die er doch als tief unter sich stehend betrachtet, seine geistige Superiorität fühlen zu lassen, und dadurch sich gleichsam an ihnen zu rächen, und das Gefühl der Unlust, was die Demüthigung in ihm erweckt, durch das angenehme Gefühl der Ueberlegenheit zu ersticken. Er überläßt sich nun seinem boshaften Witze, und um zu zeigen, wie wenig er sich aus demjenigen macht, was er nicht leisten kann, um, was Folge seines Mangels an Kraft ist, als Folge seines Mangels an Willen darzustellen, wird er grob und unfreundlich. Die Gesellschaft mag sich das nicht bieten lassen; sie reizt den Hochmüthigen dadurch noch mehr, daß sie seine formlose Grobheit auf feine Weise erwiedert, und ihm also neben der Demüthigung, die in der Beleidigung überhaupt liegt, zugleich noch seine Insufficienz auf die empfindlichste Weise einreibt. Nun zieht er sich in seine einsame Klause zurück, und sucht sich und Andere zu bereden, die Gesellschaft sey seiner nicht werth. Seine Ungeschliffenheit sucht sich als Originalität, seine Bosheit als unschuldiger Witz

geltend zu machen. Er, der überall gestoßen, beklagt sich, daß die Gesellschaft nicht die Einsicht besitze, das Originelle und Selbstständige an ihm zu fassen, nicht die Humanität, es an ihm zu dulden. Er tröstet sich mit Schiller's: Der beff're Mensch tritt in die Welt mit freudigem Vertrauen u. s. w., und spricht innerlich mit besonderer Emphase die letzten Worte dieses Liedes aus: „Das Herz in kalter, stolzer Ruh, schließt endlich sich der Liebe zu," ohne daran zu denken, daß, was nie geöffnet worden, auch nicht verschlossen werden kann. Ganz anders aber der Christ, der durch Erziehung und frühere Verhältnisse in ein gleiches Mißverhältniß zur Gesellschaft gerathen. Wer am ersten nach dem Reiche Gottes getrachtet, dem wird unter anderen Gütern auch dieses zufallen. Mancher Gesellschaft freilich wird er durch sein christliches Bekenntniß und Leben, aber keiner durch seinen Mangel an Lebensart unleidlich werden. Zwar ein Weltmann, auch abgesehen von der Sünde, wird er nie werden; er wird manche äußere Formen verletzen, Unbeholfenheit und Steifigkeit wird ihm ankleben bleiben. Allein das wird man ihm gerne verzeihen, man wird es gar nicht einmal so sehr bemerken. Man fühlt es ihm an, daß er nicht das Bestreben in sich trägt, dasjenige, was er nicht leisten kann, mit Füßen zu treten, daß er vielmehr den engen Zusammenhang zwischen Sitte und Sittlichkeit, und wie die erstere nur ein äußerer Abdruck der letzteren ist, wohl erkennt, daß er nur Nachsicht verlangt, und diese wird ihm gerne zugestanden, weil er das innere Princip der Sitte in sich trägt, immer also nur die Form als solche verletzt, während die Verletzung des Hochmüthigen in der Form die Sache trifft. Demuth, anspruchslose Bescheidenheit, Liebe und Freundlichkeit werden ihm die Herzen gewinnen, und so das kritische Auge von seinem äußeren Benehmen ablenken, und dies um so mehr, da das Bewußtseyn, daß es auf die Ehre bei Gott ankomme und nicht auf die Ehre bei Menschen, ihn eben so wohl von verlegener Befangenheit befreien wird, die, wie jede Furcht vor Menschen, durch den Glauben besiegt werden muß, wie von aller Affektation, die, weil sie zeigt, welchen Werth man auf das Aeußere lege, und wie man sich einbilde darin etwas leisten zu können, unwillkührlich die Blicke derjenigen, die darin wirklich etwas leisten, auch darauf richtet.

Feßler wurde in Lemberg in mannichfache Streitigkeiten verwickelt, wodurch er sich eine langwierige Gelbsucht anärgerte. Er wurde mit seiner Lage immer unzufriedener, überall erblickte er Chikane und Conspirationen; er that Alles, um eine Versetzung zu erlangen, aber seine Versuche scheiterten, und sein Unmuth wuchs durch jeden solchen fehlgeschlagenen Plan, weil es ihm unerträglich war, seine Verdienste also verkannt zu sehen. Boten ihm doch der Präsident van Swieten und der Direktor der theologischen Studien, Zippe, in Wien, als er sich persönlich mit seinem Gesuche an sie wandte, nicht einmal einen Stuhl! Dafür schied er aber auch von Beiden „mit dem unwiderruflichen Vorsatze, sie nimmermehr mit schriftlichem oder persönlichem Besuche zu beehren."

In dieser zerrissenen, feindseligen Stimmung verfaßte Feßler ein Trauerspiel, in welchem sich dieselbe treu abprägte. Es wurde in Lemberg aufgeführt, und man fand darin, wir glauben mit Recht, deutliche Anspielungen auf den Kaiser, Lockungen zum Aufruhr, Anzüglichkeiten gegen die Katholische Kirche. Es kam zu einer Untersuchung, und Feßler, einen höchst nachtheiligen Ausgang fürchtend, hielt es für das Gerathenste, sich durch die Flucht allen weiteren Folgen zu entziehen. Er begab sich nach Breslau und fand dort in dem Hause des Buchhändlers Korn freundliche Aufnahme. Die späteren Erklärungen der Hofstudien-Commission zeigten, daß Feßler's Befürchtungen, wenn nicht ganz ungegründet, doch wenigstens sehr übertrieben gewesen waren. Nichts desto weniger aber konnte er sich zur Rückkehr nach Oesterreich nicht entschließen. Er wurde in Breslau mit dem Grafen Wilhelm v. Schönaich-Carolath, Herrn auf Wallisfurth, bekannt, und nahm mit Freuden sein Anerbieten eines sorgenfreien Lebens und einer ungestörten Muße auf seinem Wallisfurther Schlosse an. Sein dortiger Aufenthalt dauerte aber nicht lange. Mit Einwilligung des Grafen zog Feßler bald zu dem Fürsten Heinr. Erdmann v. Schönaich-Carolath, damals noch Erbprinz, nach Kuttlau bei Glogau, dem von seinem Vater ihm eingeräumten Wohnsitz.

Eigentlich war es nicht der Fürst, von dem dieser Wunsch ausgegangen war, sondern die Fürstin, eine geborene Herzogin von Sachsen-Meiningen. Diese, eine geistreiche Frau, hatte dabei, wie sich später zeigte, noch ein anderes Motiv als die bloße Freude an des geistreichen Mannes Unterhaltung. Feßler sollte, was nach seinem von der Fürstin durchschauten Charakter bald geschehen mußte, ein geistiges Uebergewicht über den geistreichen, aber höchst erregbaren Fürsten sich verschaffen. Als es geschehen war, eröffnete sie ihm, welchen wichtigen Dienst sie von ihm verlangte. Er sollte ihren Gemahl von seiner Neigung zur Herrnhuther Brüderschaft allmälig abbringen. Sie erzählte ihm, wie es ihr schon gelungen wäre, gleich anfangs der Verbindung mit Feßler den Fürsten dahin zu bringen, daß er die ihr höchst langweiligen Abendbetstunden, welche er sonst wöchentlich mehrmals mit einigen in der Nachbarschaft wohnenden vornehmen Frömmlern gehalten hatte, für immer abstellte; sie hatte ihm anstatt der Hoffnung von Feßler's Theilnahme an diesen herz-, geist- und salbungslosen Wortandachten, wie sie von Feßler genannt werden, die Furcht, von ihm ausgelacht zu werden, beigebracht; jetzt wäre es nur noch darum zu thun, daß er die Liebesmahle in der nahen Neusalzer Brüdergemeinde seltener besuchte. Witz und Satyre wären Waffen, deren schneidende Macht ihm Alles verleiden könnte.

Der Angriff war offenbar nicht etwa gegen diese oder jene Aeußerung der christlichen Frömmigkeit des Fürsten gerichtet, sondern gegen diese selbst. Hatte man ihn erst von Allem isolirt, was ihr Nahrung geben konnte, so durfte man nach seiner Individualität erwarten, daß er den entgegengesetzten Eindrücken nur schwachen Widerstand entgegensetzen würde. Und hatte man ihm erst diejenigen verleidet, die ihm als Träger des christlichen Glaubens ehrwürdig waren, so durfte man hoffen, daß sein noch schwacher, und daher vermittelter, noch an Gottes Werkzeugen haftender Glaube einen mächtigen Stoß erhalten werde.

Die Art, wie Feßler diesen Plan auszuführen suchte, macht seinem Verstande alle Ehre, nicht aber seinem Herzen, in das man dadurch einen tiefen Blick erhält. Und daß er noch jetzt in sichtbarer Freude über seine Schlauheit des Spruches: Wer der Kleinen einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und würde in's Meer geworfen, ganz vergißt, und auch nicht die geringste Spur von Reue blicken läßt, zeigt, daß der bittere Quell, der damals bei ihm floß, auch jetzt noch nicht verstopft ist.

Er fühlte wohl, der Glaube des Fürsten sey so fest, daß ein offener Angriff durch Witz und Satyre, wie ihn die Fürstin vorschlug, ihn nur stärken und den Angreifenden ihm verhaßt machen konnte, daß es daher unumgänglich nothwendig sey, daß der Satan sich in einen Engel des Lichtes verstelle. Dies konnte um so leichter geschehen, da er sich bisher wohl gehütet hatte,

seinen gänzlichen Unglauben kund zu geben. Die Wälle und Mauern der Burg, worin sich der Fürst befand, erschienen ihm als viel zu fest und hoch, als daß er eine Belagerung mit einiger Hoffnung des Erfolges unternehmen könnte. So stahl er sich also in der Verkleidung eines Bundesgenossen und Mitstreiters in dieselbe hinein, und suchte dort seinen Gegner durch heimliche Nachstellungen, durch Verdächtigung seiner treuen Kampfesgenossen zu unterjochen.

In des Fürsten Büchersammlung war eine große Anzahl von Schriften über die Brüdergemeinde vorhanden. Aus diesen machte sich Feßler mit ihrer Verfassung und ihrem Kultus gründlich bekannt. Er sprach dann auf seinen Spaziergängen mit dem Fürsten fast täglich achtungsvoll von dieser Gesellschaft, und äußerte dabei nur liebendes Bedauern, daß auch sie, wie alle menschlichen Anstalten, in ihren Einrichtungen an auffallenden Inconsequenzen, in ihrem kirchlichen Kultus an widerlicher Einseitigkeit kränkle. Die dem Fürsten ganz unerwartete Unbefangenheit und Achtung, womit Feßler von ihr schon oft gesprochen hatte, bewog diesen, der schon hoffte ihn für das seiner Seele Theure gewonnen zu haben, ihn zu einigen Besuchen in Neusalz mitzunehmen. Er rühmte das innigstrührende Orgelspiel und den zu stiller Sehnsucht und Wehmuth stimmenden Gesang, und ersuchte ihn um Belehrung über das Tändelnde, Spielende, Grobsinnliche in den Liedern, welches er nicht ohne Würze des Witzes in helleres Licht stellte. Er zeigte Wohlgefallen an der Einfalt und Einfachheit ihrer Erbauungsreden, und bewunderte, alles scheinbaren Ernstes, die Kunst, ohne durchdachten und gediegenen Inhalt mit drei oder vier Gemeinsprüchelchen, immer nur in andere Worte gekleidet, eine halbe Stunde anzufüllen. In den Homilien, die er auf Aufforderung der Fürstin Sonntags im Hause hielt, redete er kräftig wider falsche Geistigkeit, wider Christi Zerstückelung, wider das immerwährende Predigen des Christus für uns, mit völliger Vergessenheit des Christus in uns, über das Vergessen des Sohnes Gottes über dem Sohne Mariä — er, der im Herzen dem Christus in uns nicht weniger Hohn sprach, wie dem Christus für uns; dem Sohne Gottes nicht weniger, wie dem Sohne der Maria. An diese Reden knüpften sich ruhige und arglose Unterhaltungen mit dem Fürsten über das Herrnhutherwesen. Das Resultat von dem Allem war, wenigstens nach Feßler's Meinung, daß der Verstand des Fürsten gewonnen wurde.

Seine Schlauheit zeigt sich bei dieser Erzählung auch noch in anderer Beziehung. Er ist der Brüdergemeinde für Hülfe, die sie ihm in drückender Noth geleistet, großen Dank schuldig. Er will daher, was er an ihr auszusetzen findet, nicht gradezu als seine Ueberzeugung in der Gegenwart aussprechen. Er referirt nur, was er in der Vergangenheit einmal darüber gedacht, doch so, daß der tiefer Blickende gleich hindurchmerkt, daß er diese Ansichten nicht als allein seinem alten Menschen angehörig betrachtet wissen will. Solches Verstecken des Tadels ist aber nicht Werk der Liebe, wie es wohl scheinen möchte. Er verwundet, wenn er einmal aufgefunden ist, tiefer als der offene. Inwiefern übrigens dieser Tadel in der Sache begründet sey, davon sehen wir hier ganz ab. Es hat auf die Beurtheilung von Feßler's Verfahren, auf das es uns hier allein ankommt, keinen Einfluß.

Feßler eröffnete nun mit seinem Marc Aurel seine Laufbahn als Romanschriftsteller, für ihn eine sehr gefährliche, auch abgesehen von der Nahrung, welchen der Beifall, den seine Schriften fanden, seinem Ehrgeize gewähren mußte. Was, ohne Rücksicht auf den speciellen Inhalt der Romane, das Lesen derselben so sehr verderblich macht, die Versetzung aus der nüchternen Wirklichkeit, auf welche das Christenthum uns immer hinweist, in das Reich der Ideen und der Ideale, das muß auf den Verfasser von Romanen, namentlich von solchen Tugendstücken, wie die Feßler's sind, noch viel schlimmer einwirken. Wer beständig in seinen Idealen lebt, gewöhnt sich unwillkührlich daran, was seinem natürlichen Menschen so nahe liegt, sein wirkliches Ich vergessend, ihm das erträumte zu substituiren, während er von Anderen mit unerbittlicher Strenge verlangt, daß sie seine Ideale im wirklichen Leben darstellen sollen.

Merkwürdig ist die Art und Weise, wie Feßler seinen damals gefaßten Entschluß des Uebertrittes von der Katholischen zur Reformirten Kirche motivirt. Er stellt diesen Schritt als ein einfaches Resultat seiner Redlichkeit dar, die den Gegensatz der inneren Ueberzeugung und des äußeren Bekenntnisses unerträglich gefunden. „Ohne den Glauben der Katholischen Kirche schien es mir unstatthaft, durch Beichtehören und Messelesen, durch Beichtegehen und Communiciren darzulegen, daß ich Römisch-katholischer Gläubiger sey, der ich wirklich schon lange nicht mehr war. That ich es, so glaubte ich mich mit niederträchtiger Heuchelei zu beflecken, und eine ganze mir immer noch ehrwürdige Gemeinde zu betrügen; that ich es nicht, so drängte sich mir zwischen meinen kirchlichen Verhältnissen und meinem kirchlichen Betragen ein Gefühl der Zweideutigkeit auf, welches ich nicht ersticken konnte."

Was er hier bemerkt ist vollkommen treffend, sobald Jemand innerlich wirklich schon einer anderen Kirche angehört. Dann ist es für ihn, falls er seines Glaubens gewiß geworden, heilige Pflicht, auch äußerlich zu ihr überzutreten. Die gemeinste Ehrlichkeit erfordert dies, und nur, wer den jesuitischen Grundsatz theilt, daß der Zweck die Mittel heilige, kann sich von dieser Pflicht durch die Aussicht, in der Kirche selbst an ihrer Besserung arbeiten zu können, für entbunden halten, nur wer auf der einen Seite die Ausdehnung des Rechtsbegriffes auch auf die kirchlichen Verhältnisse, auf der anderen Seite Wesen und Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft nicht kennt, kann sich mit dem Gedanken abfinden, daß die Form gleichgültig sey. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn man wie Feßler auf seinem damaligen Standpunkte, dem eines bewußten Unglaubens, den Glauben keiner der bestehenden kirchlichen Gemeinschaften theilt. Da erfordert es grade die Redlichkeit, daß man bleibt, wo man ist. Jeder ist nach der gegenwärtigen Einrichtung gesetzlich verpflichtet, zu irgend einer kirchlichen Gemeinschaft zu gehören. Bleibt nun Jemand in der Kirche, worin er geboren ist, und vermeidet er nur sorgfältig jeden Akt, welcher als freiwillige Erklärung seiner Uebereinstimmung mit ihren Grundsätzen gelten kann, vermeidet er es eben so sorgfältig, seine Grundsätze in ihr geltend zu machen, so hat er in jener gesetzlichen Einrichtung seine Rechtfertigung gegen den Vorwurf der Heuchelei und Unredlichkeit. Tritt er aber aus freiem Entschlusse zu einer anderen Confession über, so macht er sich eben dadurch der Heuchelei und Unredlichkeit schuldig. Wie wenig aber der Drang innerer Ueberzeugung das Motiv zu Feßler's Uebertritt war, das erhellt schon aus seiner Bemerkung, um seinen Schritt über jeden Verdacht des Eigennutzes und der Schmeichelei zu erheben, sey er nicht zu der Confession des Fürsten, der Reformirten, sondern zu der Lutherischen übergetreten. Das wahre Motiv war wohl, auf diese Weise seine äußeren Verhältnisse günstiger zu gestalten, und sich die Möglichkeit einer Verheirathung zu eröffnen, mit welcher er damals schon umging. So lange Feßler Katholik blieb, blieb er auch Priester, und

somit von jeder öffentlichen Anstellung und von der Ehe ausgeschlossen.

Die Kantische Philosophie, der Feßler sich jetzt mit inniger Seele hingab, mußte dazu dienen, ihn noch in seiner Verblendung zu bestärken. Auf solche, bei denen die Sünde in der Sinnlichkeit wurzelte, hat diese Philosophie, in dieser Beziehung mit Recht von Stilling ein Zuchtmeister auf Christum genannt, oft einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt, indem sie durch die ihr eigenthümliche Strenge der sittlichen Gebote, eine Folge ihres Zusammenhanges mit dem Christenthum, theils manchen äußeren Ausbruch der Sünde hinderte, theils das Gefühl der Ohnmacht und Erlösungsbedürftigkeit hervorrief. Wo aber die Wurzel der Sünde der Hochmuth war, da mußte sie in der Regel verderblich wirken. Sie hüllt die Todeskälte des Egoisten in einen Heiligenschein; sie macht ihn erst recht zu einem ächten Pharisäer, der die Lasten, die er Anderen auferlegt, auch nicht mit einem Finger anrührt. Denn wenn sie mit ihrem Gesetze, ihrer Vernunftforderung, ihrer Pflicht ankommt, so spricht er mit Zuversicht: Das Alles habe ich gehalten von meiner Jugend an; und wenn das Gewissen einmal daran zu zweifeln wagt, so weiß er es sogleich mit seiner Sophistik zurecht zu weisen. Die scheinbaren Aufopferungen, die er sich um ihretwillen auferlegt, sind näher besehen nur Befriedigungen seiner Selbstsucht. Denn indem er dasjenige thut oder unterläßt, welches zu unterlassen oder zu thun er gar keine, oder doch nur eine sehr schwache Neigung hat, spiegelt er sich selbst in der Einbildung, ein sieggekrönter Kämpfer, ein Tugendheld zu seyn.

Hier schließt in Feßler's Leben der dritte Abschnitt, überschrieben: Schwankungen zwischen Licht und Finsterniß, Alter 27— 35.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

Sendschreiben eines Gliedes der Evangelischen Kirche an Herrn Dr. Herbst als Verfasser der Schrift: „Die Kirche und ihre Gegner." Erlangen bei Heyder, 1833. S. 60.

Herr Dr. Herbst, früher ein eifriger Demagoge und Aufklärer, trat, als er auf seiner Umkehr aus der Tiefe zur Höhe bis ungefähr zur Mitte des Berges der Wahrheit gelangt war, wo die Katholische Kirche ihren äußerlich prächtigen Bau aufgeführt hat, zu sehr beladen, um den Gipfel ersteigen zu können, in diese ihre Pforten ihm gastlich öffnende Herberge ein. Dabei kann uns weiter nichts leid thun, als daß er eben zu beladen war um den Gipfel zu ersteigen. Daß er nicht ganz unten blieb, muß uns herzlich freuen, und daß er sich an seines Gleichen äußerlich anschloß, und nicht sich unter diejenigen, die weiter wollten, mischte und sie unter dem Scheine eines Mitpilgers auf jede Weise von dem weiteren Vordringen abzuhalten suchte, müssen wir sehr recht und billig finden. Wir haben nichts mit denen zu schaffen, die über jeden Uebertritt zum Katholicismus ein Zetergeschrei erheben, und bei jedem Uebertritte zur Evangelischen Kirche einen Freudenruf ertönen lassen. Im Gegentheil, wir freuen uns öfter der Uebertritte zur Katholischen, wie der zur Evangelischen Kirche. Wir halten weder die Katholische Kirche für das, wofür sie von denen gehalten wird, die nicht werth sind zu ihr zu gehören, noch die unsrige für ein Asyl, das

allen Auswurf, alle Ungläubigen, Ehebrecher u. s. w., der sich in jener nicht wohlbefindet, mit Freuden aufnehmen soll. Bis hieher also ist zwischen uns und Herrn Dr. Herbst kein Streit. Wenn er aber, um sich das beschämende Geständniß zu ersparen, daß seine Beladenheit ihn am Fortschreiten hinderte, zu beweisen unternimmt, daß es gar keinen Gipfel gebe, wenn er, den Schatten, den die Evangelische Kirche tief unten im Thale wirft, mit ihrem erhabenen Bau selbst verwechselnd, behauptet, sie stehe dort unten, oder ohne Bild, wenn er zu zeigen sucht, die Kirchengemeinschaft, aus der er ausgetreten, sey weder eine Kirche, noch christlich, so halten wir es für gut, daß ihm auf seine lange Rede — seine Schrift füllt 22 Bogen — kurz aber nachdrücklich gezeigt wird, wie ein Todter — denn das war er, so lange er unserer Kirchengemeinschaft äußerlich angehörte — nicht urtheilen kann über Leben und Tod um ihn her, wie auch einer, der eben halb aus dem geistigen Todesschlafe erwacht ist, noch nicht geübte Sinne zu solchem Urtheil hat, und wie einem solchen, der sich auf das theologische Gebiet einläßt, in der Hoffnung, durch erborgte philosophische Phrasen seinen gänzlichen Mangel an theologischem Wissen zu bedecken, Schweigen zur Weisheit angerechnet wird. Dieser Dienst nun ist ihm von dem Verfasser der vorliegenden Gegenschrift, die sich neben ihrem ernsten theologischen Charakter durch dialektische Gewandtheit auszeichnet, von welcher der Verfasser aber vielleicht etwas zu viel Gebrauch macht, vollständig geleistet worden.

Nachrichten.

(Hessen-Cassel.) In diesem Lande, was lange Zeit für das Evangelium ganz erstorben zu seyn, und in dem das politische Interesse jedes andere zu verschlingen schien, zeigen sich die ersten Vorboten einer besseren Zukunft. In der Hauptstadt hat sich eine Missionsgesellschaft gebildet, die zwar, namentlich bei den Geistlichen, manchen Widerstand und noch öfter große Gleichgültigkeit, aber doch auch manche Freunde und thätige Beförderer findet. Der Minister Hassenpflug läßt sich durch die wichtigen Geschäfte seines hohen Berufes nicht abhalten, dem Missionswerke thätiges Interesse zu widmen. Unter den Geistlichen gibt sich demselben besonders der Pastor Lange mit regem Eifer hin. Von der Landesuniversität Marburg läßt sich für die Zukunft manches Gute erwarten. Die lebendige Erkenntniß der Schäden der Hessischen Kirche und der rege Wunsch, daß es besser mit ihr werde, die sich in dem schon ausführlich in diesen Blättern besprochenen Gutachten des Professors der Theologie, Hupfeld, aussprechen, lassen hoffen, daß es mit diesem talent- und kenntnißreichen Manne zu immer größerer evangelischer Entschiedenheit kommen werde. Der aus Würtemberg dorthin als ordentlicher Professor der Theologie berufene Dr. Kling hat durch seine kürzlich erschienene Predigtsammlung, eine Art von Vermächtniß, das er seiner Gemeinde hinterlassen, auch für diejenigen, die ihn nicht schon früher aus seinen theologischen Schriften kannten, gezeigt, was von seiner Wirksamkeit zu erwarten ist. Der außerordentliche Professor der Theologie, Lic. Scheffer, Verfasser zweier Schriften über den Alexandriner Philo, spricht sich in einer gedruckt vorliegenden Pfingstpredigt mit christlicher Wärme über seinen Glauben aus, und scheint zu den Suchenden zu gehören, die, wenn sie nicht schon gefunden haben, doch dem Finden sehr nahe sind. Dr. Glöckler, der sich als Privatdocent in der theologischen Fakultät entweder schon habilitirt hat, oder nachstens habilitiren wird, erweckt durch seine Schrift über die Sakramente (Frankfurt bei Brönner). in der er als Vertheidiger der Lutherischen Abendmahlslehre auftritt, in christlich-wissenschaftlicher Beziehung schöne Hoffnungen. Diese Schrift würde sich sehr zu einer Anzeige in diesen Blättern eignen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 10. August. № 64.

Ignatius Aurelius Feßler.

(Fortsetzung.)

Der neue Abschnitt beginnt sogleich mit der Geschichte von Feßler's Verehelichung und Ehestande. Große Erschöpfung an Kräften und der Wunsch, einen eigenen bescheidenen Heerd, einfachere Nahrung und Pflege zu haben, riefen zuerst den Entschluß hervor, dessen Ausführung durch den gutmüthigen Fürsten, der inzwischen zur Regierung gekommen und nach Carolath gezogen war, begünstigt wurde. Schon in diesem ersten Motiv, das von so Vielen getheilt wird, sehen wir den ersten Keim einer unglücklichen Ehe, oder richtiger eine einzelne Aeußerung einer Gesinnung, welche eine unglückliche, oder im Falle beiderseitiger stumpfer Genügsamkeit und Gutmüthigkeit, doch eine höchst unvollkommene Ehe herbeiführen muß. Der Mann, der von diesem Motive geleitet wird, mißbraucht die, welche vor Gott dieselbe Bedeutung hat, als er, als Mittel zu seinen Zwecken; die innigste persönlichste Verbindung unter allen wird herabgewürdigt, indem sie nur um des niederen Nutzens willen gesucht wird; es ist niedrige Täuschung, wenn man unter der Firma einer Frau eine Haushälterin und Pflegerin sucht; sie kann durch nichts, durch keine Sorge für ihr zeitliches und sittliches Wohl wieder gut gemacht werden.

Feßler's Wahl fiel auf eine Jungfrau aus einer Familie, die allgemein geachtet in stiller Häuslichkeit, einfacher Sitte, genügsamer Zufriedenheit mit ihrer Nothdurft und schöner Eintracht in einem kleinen Städtchen unweit Carolath lebte. Er erhielt mit leichter Mühe das Jawort der Unerfahrenen. Kaum war dies aber geschehen, als er, ganz eingenommen von seiner eigenen erhabenen Vortrefflichkeit, anfing zu untersuchen, ob die Gewählte, bei der er Wirklichkeit und Ideal eben so vollständig schied, wie er bei sich beides verwechselte, auch seiner wohl würdig sey. Das Resultat war, wie man es unter diesen Umständen nicht anders denken kann. Er schrieb ihr nun einen Brief, in der Absicht, sie zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen, der, in der Biographie vollständig mitgetheilt, zu den denkwürdigsten psychologischen Aktenstücken gehört. Wir können hier nur einzelne Aeußerungen daraus ausheben.

„In dem Verhältnisse zu mir sollen Sie der Preis seyn, womit die Vorsehung den langen Kampf, den ich bisher mit dem Verderben der Zeit und mit dem Eigensinn des Glückes bestanden habe, belohnen will. — Spannen Sie Ihre ganze Geisteskraft, umfassen Sie die Größe und den Umfang Ihrer Bestimmung; fassen Sie Muth! Lassen Sie die ganze Macht Ihres Stolzes sich erheben; er biete Ihrer Vernunft die Hand, damit Sie das werden, was Sie zu werden stark genug sind." Eine wahrhaft Muhamedanische Ansicht von der Ehe! Denn das Wesen dieser im Gegensatze gegen die christliche ist ja nur das, daß das Weib als Mittel zum Zwecke betrachtet wird; was dieser Zweck ist, ob Befriedigung grober Sinnlichkeit, oder das Streben einen Reflex seiner Vollkommenheit, eine Begleiterin auf dem Lustwandeln in Idealen, eine Pflegerin und Trösterin zu finden, ist außerwesentlich. Diese vermeintlich so hohe, der Sache nach so niedrige, so entehrende Bestimmung soll den Mittelpunkt des Lebens der Erwählten bilden; sie soll ihr den Willen und die Kraft geben zur sittlichen Veredelung. Wie ganz anders der Christ! Die Ehe ist ihm die engste Verbindung unter allen auf Erden, gemeinsam zu wachsen an dem, der das Haupt ist, Christus. Das Weib, als auch Miterbe der Gnade des Lebens, soll zwar als das schwächere Werkzeug dem Manne unterthan seyn, wie die Gemeinde Christo unterthan ist, aber der Mann soll auch lieb haben das Weib wie sich selbst, gleichwie auch Christus geliebet hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie dargegeben, und diese Liebe, wo sie wahrhaft vorhanden ist, schließt jede sich allein als den Mittelpunkt betrachtende Selbstsucht aus. Bei einer von Gottes Gnaden ertheilten Herrschaft, die in Demuth und Beugung als solche erkannt wird, fällt das l'etat c'est moi vollkommen hinweg.

„Mein Herz ist weich, ist biegsam, ist jeder sanften Einwirkung empfänglich, so lange nicht irgend etwas meiner Ueberzeugung den Krieg ankündigt; dann wird es Stahl; dann verschwinden alle Verhältnisse vor meinen Augen; dann sind mir Vater, Mutter, Freund, Frau nichts; dann stehe ich mit meinen Grundsätzen fest auf dem Platze und trotze durch Verachtung der ganzen Welt. Ich bin nichts durch Laune; Alles, was ich bin, ist Produkt meines Denkens und meiner Erfahrungen. Dies Produkt ist unabänderlich. — Es fragt sich nun, ob Ihre Denkart

mit der meinigen übereinstimme und zwar nach ihrem ganzen Umfange und nach allen ihren Einschränkungen? oder ob Sie sich auf dem Wege der Ueberzeugung zur Annehmung meiner Grundsätze würden leiten lassen, wenn diese nicht schon die Ihrigen wären. Sie müssen daher vor Allem meine Grundsätze prüfen; das wirksamste Mittel dazu gab ich Ihnen selbst in meinem Marc Aurel in die Hand; dort habe ich mein Denken und Seyn, meine Einsichten und Grundsätze in allen möglichen Situationen dargestellt."

Die furchtbare Selbsttäuschung, die in dieser Stelle liegt, ist schon von selbst klar. Sie verräth sich in dem: so lange nicht irgend etwas meiner Ueberzeugung den Krieg ankündigt, auf eine fast komische Weise. Das „nichts bin ich durch Laune" hat eine gewisse Wahrheit, aber nur insofern, als der höhere Grad der Selbstsucht, der, wo sie in kalter Bewußtheit als Princip auftritt, den niederen ausschließt, wo der Kampf des besseren Princips, und der selbstsüchtigen durch körperliche und geistige Anlagen begünstigten Neigung beständige Schwankungen hervorbringt. Das aber muß hervorgehoben werden, weil es sich hier an einem eklatanten Beispiele zeigt, welche furchtbare Tyrannei es ist, von einem anderen menschlichen Wesen Uebereinstimmung mit derjenigen Denkungsart in ihrem ganzen Umfange und nach allen ihren Einschränkungen zu verlangen, für die man gar keine andere Garantie beibringen kann, als das eigene Denken und die eigene Erfahrung, und eben so wenig zu ihrer Aneignung irgend eine Kraft gewähren. Dagegen verschwinden die härtesten Gräuel der Sklaverei; denn diese treffen doch nur den Leib. Sie lassen den eigentlichen Menschen frei; hier aber soll die theuer erkaufte Seele in die Fesseln und Banden der Menschenknechtschaft geschlagen werden. An die Stelle, wo Feßler sich hinstellt, stellt der Christ seinen Herrn und Meister, und auch seinem Gesetze sich zu unterwerfen und seinen Sinn in sich aufzunehmen, befiehlt er nicht mit angehängter Drohung, sondern er bittet und ermahnt, sich durch ihn versöhnen zu lassen mit Gott, und wenn dies geschehen, mit ihm gemeinschaftlich hinzutreten vor den Gnadenthron um Kräfte der Heiligung zu empfangen.

„Der Grund, ohne welchen alle Wegweisung vergeblich ist, ist standhafte, Alles dahin gebende, Alles umfassende Liebe; eine Liebe, die sich weniger in Worten, Blicken, Umarmungen, als in Gesinnungen und Handlungen zeigt. — Finden Sie mich dieser unter Menschen äußerst seltenen Liebe unwürdig, fühlen Sie sich unfähig, diese Liebe in ihrem ganzen Umfange und in vollem Maaße mir zu geben, so wäre unsere Verbindung der Eintritt in ein elend-jammer-unglücksvolles Leben. Der Schein dieser Liebe, wäre er auch noch so künstlich angenommen, würde mich nie blenden, nie befriedigen können; wir wären Beide in Ketten geschmiedet, die wir nicht sogleich wieder sprengen könnten."

Hier erblicken wir ein Ebenbild Pharao's, der zu dem armen Israel sprach: „Man wird euch kein Stroh geben. Gehet ihr selbst hin und holet euch Stroh, wo ihr's findet, aber von eurer Arbeit soll euch nichts gemindert werden." Die Liebe, welche Feßler gibt, ist assa foetida mit Gold überzogen; ihre Bedingung ist, daß seine Geliebte er selbst werde; denn nur sich selbst vermag er zu lieben. Die Liebe, die er um solchen elenden Preis verlangt, ist ächtes Gold. Und wo dies zu finden sey, das weist er nicht nach; im Gegentheil, er zeigt der Armen einen Ort, wo nicht Gold, sondern Koth zu finden ist. Ihr Stolz soll in dem Bewußtseyn des Verhältnisses zu einem so großen, so würdigen Mann Kraft zur Liebe erzeugen.

So geht es noch mehrere Seiten lang fort, aber schon das Ausgehobene reicht hin, um voraus sehen zu lassen, was aus dieser Ehe werden mußte. Feßler's späteres Betragen zeigt, daß der Zweck des Briefes der war, seine Braut zu bewegen, daß sie ihr Jawort zurücknehme; dieser Zweck aber wurde nicht erreicht; die Unerfahrene, Liebende, das öffentliche Aufsehen Fürchtende versprach alle seine Wünsche zu erfüllen, und bat nur um Geduld. Die Ehe wurde geschlossen, und zwar von Feßler mit der bewußten Absicht, seine Frau durch Erfahrung zu der Erkenntniß zu bringen, daß sie nicht für einander paßten, und sie also zu bewegen, daß sie zur Auflösung des nach göttlichem Rechte unauflöslichen Bündnisses den ersten Schritt thue. Dies wird zwar von ihm nicht gestanden, aber wir glauben es mit Sicherheit aus einer Thatsache abnehmen zu können, auf die er besonderes Gewicht legt. Bis zu der nach zehn Jahren erfolgenden Scheidung versagte Feßler seiner Frau, was 1 Cor. 7, 3. als die schuldige Freundschaft bezeichnet wird, und entzog ihr also den Segen Gottes, den sie ersehnte und der ihr ein Trost in ihrem leidenvollen Daseyn gewesen seyn würde. Er führt als Grund dieses Verhaltens, was durch Gottes Stimme in der Ordnung der Natur und in der Schrift auf gleiche Weise bestraft wird, an, daß das Leben in einer schönen Ideenwelt und die Beschäftigung mit der Abfassung seiner Romane seine Empfänglichkeit für physischen Genuß unterdrückt habe. Aber dieser Grund erklärt nur, wie ihm die Enthaltung möglich wurde, nicht sie selbst. Denn sonst müßte er sich ja auch bei seiner zweiten Ehe wirksam bewiesen haben, was aber keineswegs der Fall war. Die Sache stellt sich vielmehr so. Feßler hatte aus dem Katholicismus einen Rest strenger Ansicht von der Ehescheidung mit herübergenommen, und wollte zugleich vor der Welt nicht als Urheber derselben dastehen. Nach seiner Meinung nun war eine Ehe, wie die seinige, nur eine halb vollzogene, und daher leichter auflösbare; zudem war er zu sehr Menschenkenner, als daß er nicht hätte einsehen sollen, wie ein solches Betragen in seiner Frau immer steigende Erbitterung erzeugen, und endlich in ihr den auf jede andere Weise unbesiegbaren Abscheu vor einem Antrage auf Ehescheidung überwinden mußte. Dies geschah denn auch endlich nach langen zehn Jahren, in denen sie, die Liebebedürftige und Liebende höchst unglücklich war, Feßler, der Selbstgenügsame, der sie nie geliebt hatte, nur nichtglücklich. Nach neun Monaten wurde sie die Gattin eines würdigen Mannes, den sie nach einem Jahre mit Vaterfreuden beglückte.

Feßler ging im Jahre 1796 nach Berlin, um dort sich um eine Anstellung zu bewerben. Erst nach zwei Jahren erhielt er eine solche. Er wurde Rechtskonsulent in geistlichen und Schulangelegenheiten für Neu-Ost- und Südpreußen. Sein Wunsch aber, dem Könige persönlich vorgestellt zu werden, wurde nie erfüllt, weil Mehrere in des Königs nächster Umgebung von ihm sagten: „Sein Kopf ist gut; aber wie mag es mit seinem Herzen aussehen?" Ein Urtheil kurz und gut, das demjenigen Ehre macht, der es gefällt. Wie nicht Alle einen solchen scharfen Blick hatten, Manche sich durch die Maske täuschen ließen, erhellt aus dem, was gleich darauf von einer Landräthin v. Gersdorf erzählt wird, die, im Glauben, der Verfasser des Marc Aurel müsse nothwendig so vortrefflich seyn wie seine Ideale, ihn, den außerdem ihr ganz Unbekannten, ersuchte, ihre drei Söhne zu sich zu nehmen, und ihnen das zu werden, was Diognet dem Marc Aurel und Damophon dem Aristides war.

Feßler's Amt legte ihm nur sehr wenige Arbeiten auf.

Er behielt daher Zeit genug, sich mit Reformen des Freimaurerwesens zu beschäftigen, und sein ganzes Streben war dahin gerichtet, sich hier eine unbedingte Herrschaft zu verschaffen. Dies gelang ihm jedoch nur zum Theil. Bald stießen sich Viele an der Kantischen Philosophie, mit der er die leeren Formen der Freimaurerei auszufüllen suchte, sich selbst in dem angenehmen Bewußtseyn spiegelnd, ein sittlicher Reformator zu seyn, noch Mehrere an seiner Anmaßung und Herrschsucht. Erst nach sechs Jahren lernte er durch die Erfahrung, was er schon am ersten Tage hätte wissen können, wenn er auf dem rechten Standpunkte gestanden hätte, daß er umsonst gearbeitet hatte. Wer keine anderen Mittel in Händen hat, als den Korporalstab des kategorischen Imperativ, wird nie zu einem anderen Ziele gelangen. Ueber Nacht wird immer wieder zusammenfallen, was er bei Tage gebaut. Wie unvollkommen aber die bloße Erfahrung belehrt, das zeigt sich auch hier. Den Grund des Mißlingens seiner Plane sucht Feßler bloß in der schlechten Beschaffenheit der Gesellschaft, da er doch vielmehr bei sich selbst anfangen sollte, der als Blinder es unternahm der Blinden Leiter zu seyn, und mit Reisern von seinem eigenen wilden Oelbaum die wilden Oelbäume zu veredeln. Es ist ein richtiges Gefühl, was auf die Dauer sich gegen jeden solchen Reformator geltend macht, welcher verlangt, daß die Masse diejenigen Grundsätze sich aneignen soll, die keine höhere Sanktion haben, als sein eigenes Ich. Selbst wer in Christo, weil ihm der wirksame Beistand des Geistes noch nicht zu Theil geworden, nur den Menschensohn verschmäht, begeht nur verzeihliche Sünde.

Was Feßler von den Freundschaften, die er in Berlin und auf seinen Reisen geschlossen, erzählt, übergehen wir. Unwillkührlich stiegen dabei in uns dieselben Gedanken auf, die ihm auf Lessing's Grabhügel in Wolfenbüttel. „Er hat viele Freunde gehabt, die meisten vielleicht Lessing der Schriftsteller, sogenannte Freunde, die durch näheres Verhältniß zu ihm der Vergessenheit zu entrinnen, und in seinem Abglanze auf sie selbst zu leuchten gesucht hatten. — Ob er wohl überhaupt einen einzigen Freund im heiligeren Sinne des Wortes mochte gehabt haben? schwerlich; er war zu selbstgenügsam, um der Wonne ächter inniger Freundschaft sein Herz zu öffnen. — Des Schimpfes und des Ruhmes hatte er genug geerndtet: jener mußte verstummen, da seine Pfeile den Gehaßten nicht mehr treffen konnten; dieser wird bald selbst unter seinen Zeitgenossen verhallt seyn."

Die Freundschaft der Welt ist ein stillschweigender Vertrag, wodurch man sich gegenseitige Befriedigung der Selbstsucht garantirt. Sobald der eine Theil diesen seinen Zweck nur unvollkommen erreicht, löst sie sich auf, und zeigt sich auch äußerlich als das, was sie trotz aller augenblicklich wahren oder gradezu erheuchelten Gefühle, die beide nur durch eine fließende Grenze von einander geschieden sind, als die bitterste Feindschaft. In keiner Zeit hören wir mehr von Freundschaft unter den durch Talent höher Gestellten, lesen wir wärmere Versicherungen derselben als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo die Selbstsucht so fürchterlich überhand genommen hatte. Ganz natürlich; denn Jeder konnte leicht berechnen, daß die Einnahme die Ausgabe bei weitem überwog. Jetzt haben diese Scheinfreundschaften sehr abgenommen; es sind deren, welche als große Geister gelten wollen, zu viele, als daß sie sich mit einander verständigen könnten. Was man nun nicht mehr durch gegenseitige Hülfleistung erlangen kann, das strebt man durch gegenseitige Befehdung zu erreichen. Jeder reißt nieder, um auf den Trümmern das Gebäude seines eigenen Ruhmes zu gründen.

In den Jahren 1800—1802 fing Feßler's Denken an eine andere Richtung anzunehmen, während sein Herz noch immer in demselben Zustande verharrte. Er wurde an der Kantischen Philosophie irre, und warf sie bald ganz über Bord. Das neue System, das er sich, besonders angeregt durch die Schriften Spinoza's bildete, hatte den Vorzug vor dem früheren, daß es, während Kant das Daseyn Gottes als bloßes Vernunftpostulat betrachtet, als bloß gestützt auf einen Schluß der Vernunft, weil er von dem „in ihm leben, weben und sind wir" keine Ahndung hat, — wovon denn die nothwendige Folge die war, daß der also gewonnene Gott, wie jeder, der auf ähnliche Weise gewonnen wird, nicht der lebendige Gott war, sondern ein bloßer Begriffsgötze, eine bloße Personifikation des Sittengesetzes, so kalt und herzlos wie derjenige, der ihm das Daseyn gegeben — die Idee von Gottes Seyn als eine der Seele des Menschen eingeschaffene, als ihr eigenstes Wesen bildend ansah, und somit die Frage, ob Gott sey, und die Beweise, daß er sey, als abgeschmackt. Hierin lag offenbar eine theoretische Annäherung an das Christenthum, das den Menschen als in Gott und durch Gott und zu Gott geschaffen kennen lehrt, das die Frage: ob Gott sey, wenn sie auch bejaht, und den Beweis, daß Gott sey, wenn er auch geführt wird, doch immer als Resultat eines praktischen Atheismus betrachtet. Allein die Idee Gottes als des absoluten Seyns ist immer noch so weit wie die Erde von dem Himmel von dem lebendigen Gott entfernt, der Gebete erhört; jene wird im Kopfe geboren; dieser, der Heilige und Gerechte, im Herzen.

Bald nach seiner Scheidung schloß Feßler im Jahre 1802 eine neue Verbindung mit der Tochter des durch unverschuldete Unglücksfälle herabgekommenen, damals schon verstorbenen Fabrikherrn Wegeli, mit deren Familie er schon längere Zeit in vertrautem Umgange gestanden hatte. Diese achtungswerthe Frau war in jeder Hinsicht für ihren schwierigen Beruf geeignet. Sie gehörte zu den Seelen, mit denen Jeder sich vertragen muß, sie lebte sich ganz in Feßler hinein, und was dieser von Kotzebue's ehelichem Verhältnisse sagt, paßt vollkommen auf das seinige. „Seine anspruchslose, in Verbindung mit ihm ganz glückliche Frau hielt ihn für den rechtschaffensten und würdigsten der Menschen. Ich wünschte damals, ihr guter Genius möchte sie in diesem Traume erhalten und nie daraus erwachen lassen." Dabei war sie geistig so reich begabt, daß sie nicht durch bloßes Empfangen ermüdete, sondern auch zu geben vermochte, und also den Werth ihrer Beistimmung steigerte. Sie liebte in Feßler nicht die Wirklichkeit, die sie nicht erkannte, sondern die Idee, und wurde eben deshalb durch die Verbindung mit ihm nicht geistig zerrüttet. Jeden Fortschritt, den er mit dem Gedanken und in Gedanken machte, machte sie mit dem Herzen und in der Wirklichkeit, so daß sie, durch harte Verhängnisse Gottes, welche Beide trafen, erweicht und der Gnade zugänglich gemacht, ohne es zu merken, ihm weit voraneilte, und in der liebenden Meinung, daß er mit ihr fortgeschritten sey, ihn also behandelnd, ihn dadurch kräftiger ermahnte das Versäumte nachzuholen, als wenn sie ihm aus der Ferne zugerufen.

Mit Feßler's Eintritt in die neue Ehe schließt sich der vierte Abschnitt, überschrieben: Zerrüttung und Zerstückelung meines äußeren Lebens unter mannichfaltigen Verhältnissen, Jahr 36—46.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Naumburg a. d. Saale.) Nachdem unser verehrter Landesvater dem Missionswerke schon längst wiederholte Zeichen seiner persönlichen Theilnahme gegeben und es dadurch für ein Werk bekannt hat, für welches zu sorgen den Gewaltigen auf Erden zukomme und wohl anstehe; so hat er es nun auch öffentlich als eine Angelegenheit der ganzen Evangelischen Kirche anerkannt, indem er den Missionsvereinen das ihnen hie und da verweigerte Recht zugesprochen hat, ihren Stiftungstag durch eine kirchliche Feier zu begehen.

Möchte diese Königl. Erklärung manche seither bestandene Mißverständnisse beseitigen und wenigstens den Unbefangenen das durch Andere ihnen aufgedrungene Vorurtheil benehmen, als wäre die Missionssache nichts als die Sache einer Parthei; möchte sie bei recht Vielen die klare Ansicht von dem Zwecke und der Aufgabe der Kirche fördern, aus der sie hervorgegangen ist.

Auf's Freudigste einverstanden mit dem durch den Königl. Befehl indirekt ausgesprochenen Grundsatze hat sich der hiesige Hülfs-Missionsverein dieses Rechtes bedient und am 8. Juli zum ersten Male eine kirchliche Feier seines Stiftungstages veranstaltet, um es dadurch vor seinen lieben Mitbürgern öffentlich auszusprechen, daß er als innerhalb der Evangelischen Kirche bestehend angesehen zu werden wünsche, und um es Allen nahe zu legen, „daß die Theilnahme am Missionswerke mit unserem Christennamen zugleich ausgesprochen und mit unserer Christenpflicht unzertrennlich verbunden sey." Von dem Stadtmagistrate war dem Vereine die zu diesem Zwecke sehr geeignete Marien-Magdalenenkirche angewiesen worden, und der Herr Superintendent Dr. Caspari hatte am Sonntage zuvor durch liebreiche Worte die Gemeinde zur Theilnahme aufgefordert, was auch den Erfolg hatte, daß die ganze Kirche sich füllte. Ein historischer Vortrag des Diakonus Hennicke leitete die Feier ein und gab denen, die mit dem Missionswerke noch nicht vertraut sind, eine faßliche, anregende Uebersicht, während er die näheren Freunde das sonst mehr im Einzelnen angeschaute Bild einmal im Ganzen überblicken ließ; den Mittelpunkt bildete die Festpredigt, welche der Verein dem geistlichen Inspektor und Professor an der Landesschule zu Pforte, Schmieder, übertragen hatte; Gebet und Segen schloß die durch den Gesang schöner Festlieder gehobene Feier und so genossen die aus der Stadt und Umgegend zusammengekommenen Freunde das Herzerhebende des Gedankens, daß die Glieder unserer Evangelischen Kirche je mehr und mehr ihre Pflicht und Aufgabe erkennen in Gebet und Arbeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes eins zu werden. Daß diese Pflicht zugleich eine hohe Gnade, „daß das christliche Missionswerk ein gar liebes göttliches Gnadenwerk sey," das war es, was der Festprediger zur Beherzigung darbot nach den Worten des Apostels: „Durch Jesum Christum unseren Herrn haben wir empfangen Gnade und Apostelamt, unter allen Heiden den Gehorsam des Glaubens aufzurichten um seines Namens willen." Die auf dem Boden gründlicher Schriftkenntniß wurzelnde Sinnigkeit dieses Predigers und die ihm ganz eigenthümliche Gabe, grade die Seiten der göttlichen Wahrheit, an welchen die Betrachtung sonst leicht vorüberstreift, zu entfalten und den Reichthum der Beziehungen in der Tiefe des göttlichen Wortes darzulegen, ist manchen unserer Leser vielleicht aus seiner gedruckten Predigtsammlung bekannt, obgleich diese, wie man richtig bemerkt hat, kein recht anschauliches Bild der ihm eigenen, mit seiner ganzen Persönlichkeit innigst verbundenen Weise gibt. Aus dieser Persönlichkeit fließt jene stete Mischung von Ernst und Liebe, Schärfe und Milde, welche sich in Auffassung der Wahrheit einerseits und in der Beurtheilung der Irrenden andererseits zeigt, welche abstoßend und anziehend gleich vortheilhaft wirkt, und durch welche der Prediger besonders bei dieser Gelegenheit befähigt war, angemessen zu reden in rechter Theilung des Wortes und Beiden, den Theilnehmern am Missionswerke und denen, die Vorurtheile dagegen hegen, das, worauf es eigentlich ankommt, dringend an's Herz zu legen. Dies geschah denn auch mit großer, jeden Unbefangenen ergreifenden Herzlichkeit, die nur einmal einem scharfen, an das Sarkastische grenzenden Ausdrucke Raum ließ in den Worten: „Könnten wir so unvernünftig seyn, uns einzubilden, wir thäten der Vernunft des Menschengeschlechts einen Dienst, wenn wir es abwarten wollten, bis die unterdrückte Vernunft in den verirrten Schafen von selbst erwachte, damit sie ohne die Gnade durch eigenes Verdienst gerettet würden, wenn sie es würden!" Referent würde es sich nicht versagen können, den Missionsfreunden noch etwas mehr mitzutheilen, wenn die Predigt nicht bereits gedruckt wäre. Sie darauf aufmerksam zu machen war seine Absicht. Durch den Buchhandel kann man sie von K. A. Klaffenbach in Naumburg, in Berlin bei Herrn Kaufmann Elsner für 3 Sgr. erhalten. Der Ertrag ist dem Missionswerke bestimmt.

(Halle.) Dort ist so eben erschienen: Predigt über Ezech. 33, 11.: Der Weg des Todes und der Weg des Lebens, beim akademischen Gottesdienste am 9. Juni gehalten, nebst einem den Selbstmord betreffenden Nachwort, von Dr. Tholuck. Bei Anton. S. 16. (Zum Besten eines dürftigen Studirenden.) Wenn wir hier eine Ausnahme von der Regel machen, nach der wir keine einzelnen Predigten anzeigen, so zeigt sich diese, auch abgesehen von dem Gehalte der vorliegenden, von dem bedeutenden Eindrucke, den sie hervorgebracht, von dem wohlthätigen Zwecke ihrer Herausgabe, schon hinreichend motivirt durch ihre als Zeichen der Zeit dienende merkwürdige Veranlassung. In Halle haben sich „vier Jünglinge, in der Vorbereitung begriffen zu dem priesterlichen Amte eines Dieners am christlichen Heiligthum, im Zeitraum weniger Wochen schnell hinter einander mit eigener Hand den Tod gegeben." Der verehrl. Verfasser greift nicht die einzelne Aeußerung der Sünde, sondern die Sünde selbst an ihrer bittern Wurzel an. Er betrachtet den Selbstmord, der fast in allen Landern Europas nachweislich im Zunehmen begriffen ist, als das Resultat des ganzen geistigen Zustandes, der unter bestimmten natürlichen Anlagen und äußeren Verhältnissen diese Frucht, unter anderen eine andere eben so schlechte hervorbringt, so daß ein solches beklagenswerthes Ereigniß für Alle — nicht nur die sich ganz in diesem Zustande befinden, sondern auch die noch irgend ein Element desselben in sich tragen; und wer möchte da sich ausnehmen? — eine Predigt der Buße, nicht eine Veranlassung zu pharisäischer Selbsterhebung wird. „Seitdem das Wort Jesu Christi und seiner Apostel für Unzählige aufgehört hat, der unerschütterliche Maaßstab zu seyn für das, was sie vom Verhältnisse Gottes zu sich sagen und setzen, ist das Herz, das arme vom Sturme der Leidenschaften hin- und hergetriebene und so leicht betrogene Herz des Einzelnen der einzige Quell ihres Glaubens, ihr einziger Richter über Tod und Leben. Wo aber der Verbrecher auch der einzige Richter ist, da weiß man, wie das Urtheil fallen wird. Aus diesem armen, eigenliebigen, weichlichen, fleischlichen Herzen ist jenes Gottesbild einer Liebe aufgestiegen, welche von keinem heiligen Zorne weiß." Uns wurde bei diesen Worten das Selbstbekenntniß eines Selbstmörders in Westphalen vor mehreren Jahren, ausgesprochen in einem Gedichte, das sich in den Kleidern des Entseelten vorfand, lebhaft in's Gedächtniß zurückgerufen. Es schloß mit den Worten:

„Ach mein armes Herz hat mich betrogen,
Hat so schrecklich mich, so schwer belogen,
Dich, du größer Schöpfer, kannt' ich nicht."

Wir wünschen dieser Predigt um ihres höheren und um ihres niederen Zweckes willen recht zahlreiche Leser.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 14. August. № 65.

Ignatius Aurelius Feßler.

(Schluß.)

Feßler's neuer Ehestand begann mit einer Kette von Leiden und Widerwärtigkeiten. Er beging, des Aufenthaltes in Berlin mit seinen vielen Störungen und der großen Schwierigkeit mit seinem beschränkten Einkommen auszukommen überdrüßig, die Unvorsichtigkeit, für das Erbtheil seiner Frau und ihrer Schwestern ein Landgut, Kleinwall bei Rüdersdorf, anzukaufen. Ein neuer Beweis, wie man bei ausgedehnter (nicht, tiefer) Menschenkenntniß doch aller Selbstkenntniß entbehren kann. Hätte er diese besessen, so würde er eingesehen haben, daß ein Gelehrter, der es unternimmt, ein Landgut auf eigene Hand zu kaufen und zu bewirthschaften, nicht weniger thöricht handelt, wie ein Landwirth, der in die Gelehrsamkeit hereinpfuscht und einer Professur nachtrachtet. Aber die Eigenliebe betrachtet die eigene Kraft als eine unendliche, und will sich nicht in Gottes weise Ordnung fügen, nach der ihr auf allen Seiten enge Grenzen gesteckt sind, und ihre Ausbildung nach der einen Seite hin zugleich ihre Unfähigkeit nach der anderen, die durch alle zusammengeraffte Kenntniß nicht gehoben werden kann, zur unzertrennlichen Begleiterin hat. Sie meint, worauf sie sich nur mit aller Anstrengung werfe, das müsse ihr gelingen. Feßler wurde nur zu bald durch Schaden klug. Es zeigte sich bald, daß der Kaufpreis den wahren Werth des Gutes um die Hälfte überwog, und nur die Hälfte des Kaufpreises war mit dem ganzen Vermögen derer, für die er väterliche Sorge zu tragen berufen war, bezahlt worden. Er betrieb die Landwirthschaft ganz nach Thaer's Grundsätzen und Erfahrungen wissenschaftlich, aber Alles mißglückte, und nach vier schweren Jahren hielt er es endlich für gerathen, das Freigut Kleinwall, den Geburtsort seines ältesten Sohnes, gegen die Villa des General Meerkatz in Nieder-Schönhausen bei Berlin zu vertauschen.

Da kam er aber recht eigentlich aus dem Regen in die Traufe. Die Französische Einquartierung sog ihn so aus, daß er, nachdem alle Habe verkauft worden, mit den Seinigen im eigentlichen Sinne Hunger leiden mußte, bis die Wohlthätigkeit mehrerer Freunde den allerdringendsten Bedürfnissen abhalf. Einer derselben bot ihm sein Haus zu Bukow bei Beesko an; durch die Beisteuern Anderer wurde ihm dort ein nothdürftiges Auskommen gesichert. So ließ er das Haus in Schönhausen wie es lag und stand.

In dieser Zeit der Bedrängniß las Feßler mit seiner Frau gemeinschaftlich die Schriften Schelling's und Schleiermacher's. Er bewässerte aus ihnen die dürren Fluren seines Verstandes; von dem neuen in seine Denkweise und Anschauung hereingekommenen Element zeugen seine damals verfaßten Schriften, die Ansichten von Religion und Kirchenthum, Abälard und Heloise, Bonaventura's mystische Nächte, Alonso. Sie nahm, was in jenen Schriften über der kalten und todten Zeit stand, in der sie erschienen, mit dem Gemüthe auf, es unbewußt reinigend und verklärend.

So weit der fünfte Abschnitt, der die wenig entsprechende Ueberschrift führt: Licht, Wärme und Ruhe in der Einheit und Einsamkeit, Jahr 1803—9, Alter 46—53.

In Feßler's bedrängter äußerer Lage ging plötzlich eine Veränderung vor durch die Berufung zur Professur der Orientalischen Sprachen und der Philosophie auf der Akademie in Petersburg. Seine Vorlesungen fanden Beifall, doch erweckte er sich auch hier bald Feinde, gewiß nicht allein, wie er meint, durch den Vorzug, den er dem Platonismus vor anderen Systemen der Philosophie gab. Die Regierung beugte den zu besorgenden Verwickelungen dadurch vor, daß sie ihn unter dem Titel eines correspondirenden Mitgliedes der Gesetz-Commission, mit der Freiheit, wo es ihm am zuträglichsten schien im Russischen Reiche sich niederzulassen, auf ehrenvolle Weise in Ruhestand versetzte.

Feßler zog nun in die an der Wolga, 110 Werst von Saratow liegende Stadt Wolsk, und nachher, als die Verhältnisse, die ihn bewogen diesen Wohnort zu wählen, sich geändert hatten, nach Saratow. Die Arbeit an seiner Geschichte der Ungarn bildete an beiden Orten seine Hauptbeschäftigung. Von Saratow aus machte er zur Erholung mit seiner Familie eine Reise nach Sarepta und verweilte einen vollen Monat daselbst. Die ganze Familie fand sich durch den Aufenthalt in der Brüdergemeinde so angesprochen, daß Alle sich in dem Wunsche vereinigten, dort bleiben zu können. Die Vorsteher der Brüdergemeinde kamen diesem Wunsche liebend entgegen, und noch in demselben Jahre wurde der neue Wohnsitz bezogen.

Es war sichtlich das Werk der göttlichen Vorsehung, daß

die schwere jetzt einbrechende Trübsal Feßler an einem Orte traf, der nicht besser gewählt seyn konnte, um sie für ihn und seine Familie gesegnet zu machen. Nach einigen Monaten starb die geliebte jüngste Tochter in einem Alter von sechs Jahren; seine Frau schwebte mehrere Tage zwischen Leben und Tod; die Gehaltszahlung wurde plötzlich sistirt, weil die Bedürfnisse des Staates Ersparnisse forderten. Die Brüdergemeinde nahm sich der verlassenen Familie liebend an, und reichte ihr, da sie bei ihrer eigenen Armuth nicht schenken konnte, die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse auf Kredit. Feßler ließ den besten Theil seiner Bibliothek in Petersburg verkaufen. Freunde, die dadurch Kunde von seiner Noth erhielten, thaten was sie konnten; nach zwanzig langen Monaten wurde Feßler in seine alten Verhältnisse wieder eingesetzt.

In diese Zeit der Prüfung versetzt Feßler seine Bekehrung, und wirklich haben wir auch keinen Grund zu zweifeln, daß die Wahrheit damals zuerst seinem Herzen näher getreten, wenn gleich allerdings aus den schon früher angedeuteten Gründen, so wie aus seinem späteren Betragen, und aus dem Ganzen seiner Ansichten und Empfindungen, wie wir sie schon in der Biographie und vollständiger und zusammenhängender in den „Resultaten" ausgesprochen finden, hervorgeht, daß die innersten Tiefen des Herzens auch damals noch unberührt geblieben sind. Er nahm mit großer Andacht an den Erbauungsstunden der Brüdergemeinde Theil; sein Gemüth wurde weich gestimmt, sein Herz von Liebe erwärmt. Am Abende des Tages, an dem die Tochter gestorben, las er mit der trauernden Mutter aus Augustin's Bekenntnissen nach Gröninger's Uebersetzung, ihrem, wie sie es nannte, Herzensbuche, das Leben, den Tod und die Beerdigung der Mutter des Heiligen. „Hierauf verlangte sie wieder einmal die Geschichte seiner plötzlichen Bekehrung zu hören, dann nahm sie meinen Alonso zur Hand, um dessen Erwachen zum Leben mit Sanct Augustin's Bekehrung zu vergleichen. Sie las den Abschnitt und wollte sich dann darüber mit mir besprechen; aber ich war unfähig ihr Stand zu halten; so sonderbar fühlte ich mich überrascht, so gewaltig im Innersten erschüttert. Das Bedürfniß allein zu seyn, trieb mich auf meine Stube. Wäre mir das Aeußere des Buches nicht bekannt gewesen, unmöglich hätte ich glauben können, daß das Gehörte von mir war gedacht, von mir war geschrieben worden, und dennoch seit vollen acht Jahren nicht das lebendige Eigenthum meines ganzen geistigen Selbst geworden sey. Der Blitz hatte getroffen, hatte mich zu Boden geschlagen, grade zur gelegensten Zeit; ich war ihm zubereitet durch das Gefühl meines doppelten Verlustes, der Grundlage meines äußeren häuslichen Bestehens und meines geliebten Kindes. Sein Schlag machte mich auch meine innere Lebensnoth, meine geistige Nichtigkeit tief empfinden. Ich konnte nicht denken, nicht beten, nur weinen und seufzen. Unwillkührlich schlug ich das vor mir liegende Buch auf; es war das Neue Testament; mein erster Blick fiel auf die Worte: Es steht geschrieben: ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen. Es drängte mich weiter zu lesen. Allmählig milderte sich der Sturm. In den Worten: „„Das Verachtete hat Gott erwählt und das da nichts ist, daß er zu nichte mache was etwas ist,"" fand ich das Räthsel meines sechzigjährigen Traumes vom Leben aufgeschlossen, fand ich den Schlüssel zu dem Unerklärbaren meines gegenwärtigen Zustandes. Das Wissen und das Leben der Demuth hatte mir von jeher gefehlt; ohne dasselbe konnte ich zur Verklärung des Glaubens nicht gelangen. Immer wollte ich vor Gott etwas mehr als nichts und in meinen andächtigsten Augenblicken wenigstens etwas mit ihm seyn. — Der in vollster Klarheit in mir aufsteigende Gedanke, daß Gott zu Allem, wodurch er in seiner Machtfülle sich offenbaren will, lediglich des Nichts bedürfe und nur die reinste Leerheit seiner Alles erfüllenden Einwirkungen empfänglichstes Element sey, war die erste Regung eines neuen Lebens in mir."

Jeder, auch der einfachste Christ wird in dieser Erzählung ein fremdartiges Element hindurchfühlen, eine große Verschiedenheit von dem Bekenntniß des verlorenen Sohnes: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Diejenigen, welche im Stande sind sich von dieser Allen gemeinsamen Empfindung Rechenschaft zu geben, werden als den Hauptgrund jener Differenz den erkennen, daß Feßler's Rückkehr mehr die des endlichen Wesens zu dem Unendlichen, als die des Sünders zu dem Heiligen und Gerechten ist. Daher auch, daß er so wenig das Bedürfniß eines Mittlers und Versöhners empfindet. Es ist für ihn keine andere Scheidewand zwischen ihm und Gott vorhanden, als die Verständigkeit. Diese ist nun hinweggeräumt; was bedarf es ferner? Daher, daß der Gottessohn ihn mehr anzieht als der Menschensohn, der König mehr als der Hohepriester. Daher auch, daß die Bekehrung keinen vollkommenen Abschnitt in seinem Leben bildet, vielmehr, was die ganze Handlungsweise betrifft, nach wie vor derselbe Feßler uns entgegentritt. Dem Leben folgt die von ihm abgezogene Theorie. Der Gegensatz des Lebens außer Gott und in Gott reducirt sich in ihr für Feßler auf den bloßen Gegensatz des Verstandes und der Vernunft. Man vergleiche den ganzen Abschnitt von der Religion in den Resultaten, aus dem wir nur eine Stelle (S. 8.) ausheben. „Allen wird das Evangelium von dem λόγος, von dem ewigen, göttlichen Verstande und von der durch sie geheiligten Menschheit in der ihnen eingeschaffenen Idee des einzig Seyenden verkündigt; Einige vernehmen es im Gemüthe; Andere hören es bloß für den Verstand; Jene empfangen die Weihe der Religion; Diesen bleibt sie entzogen; den Einen wird der Glaube, das reine unmittelbare Wissen der Vernunft, — von dem Seyenden gegeben, den Anderen vorenthalten."

So weit der sechste Abschnitt, Wechsel der Dinge, Jahr 1809—19, Alter 53—63. Der siebente Abschnitt, überschrieben: „Meine kirchliche Wirksamkeit, Alter 63—70," darf uns nicht lange mehr aufhalten, da wir schon fast zu weitläuftig geworden sind, und da die Details der kirchlichen Wirksamkeit Feßler's, mit denen er angefüllt ist, nicht zu unserem Zwecke gehören. Ganz unerwartet wurde Feßler zum Bischof und zum geistlichen Präses des Consistoriums für die drei und siebzig evangelischen Kolonialgemeinden in der Saratowschen Statthalterschaft und den neun umliegenden ernannt. Es kann gar nicht geläugnet werden, daß Feßler in diesem seinem neuen Wirkungskreise, dem er sich mit großer Thätigkeit und unermüdlichem Eifer widmete, manches Gute stiftete. Eben so wenig aber, daß der Hochmuth, der ihn durch alle Lebensverhältnisse begleitet hatte, sich hier sehr stark als hierarchisches Bestreben äußerte. Dies gab, so sehr er sich auch der persönlichen Verantwortlichkeit für seine Anordnungen dadurch zu entziehen suchte, daß er Alles unter Auctorität des Consistoriums that, doch zu so vielen Klagen Anlaß, daß die höchste Behörde sich veranlaßt sah, ihn unter ehrenvollem Vorwande, dem der Theilnahme an den Arbeiten der Commission für das evangelische Kirchenwesen, nach Petersburg abzuberufen, wo er noch jetzt, in ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft, sich aufhält.

Welche Bedeutung sollen für einen treuen Lutherischen Prediger die dogmatischen Unterschiede der Lutheraner und Reformirten in gegenwärtiger Zeit haben?

Die Lehrunterschiede zwischen Lutheranern und Reformirten sind von einer in der Sache selbst begründeten und daher immer sich gleich bleibenden hohen Wichtigkeit, die kein Zeitgeist an sich ändern kann. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die volle Wahrheit der göttlichen Menschwerdung, die durch die Verläugnung einer reellen Gemeinschaft der göttlichen und menschlichen Zustände in der Person des Herrn angegriffen wird, um nichts Geringeres, als um die Realität und Gemeinschaft seiner fortwährenden, gottmenschlichen Gegenwart in dem Allerheiligsten seiner Kirche, die durch eine unbestimmt allgemeine, oder bloß subjektiv für den Glauben statt findende Gegenwart, seinem Testament entgegen, aufgehoben wird, um nichts Geringeres, als um die Wahrhaftigkeit des heiligen Geistes im Wort und Sakrament, die durch die Absonderung eines geheimen Erwählungsrathschlusses von den geoffenbarten, zweifelhaft wird. Die Lehren unserer Kirche hierüber sind ohne Zweifel schon um ihres so nahen Zusammenhanges mit dem Hauptgrunde, 1 Cor. 3, 11., Fundamentalartikel, qui salva salute negari non possunt, nicht als würde die Negation nur äußerlich und künftig mit der Verdammniß bestraft, sondern weil sie an und für sich schon gegenwärtig das Heil und die Seligkeit beeinträchtigt, indem sie uns den Trost der wahrhaftigen Menschwerdung, worauf die durchdringende Kraft der Erlösung ruht, den Trost und die Kraft reeller Gemeinschaft mit dem Gottmenschen und die gläubige Zuversicht zu den Gnadenmitteln verkürzt, womit die Gewißheit des Gnadenstandes auf weichenden subjektiven Grund geräth. Die Artikel selbst, die sämmtlich in Einem Princip wurzeln, sind, wie die Wahrheit überhaupt, in ihrer Position einfach; die Negation derselben ist aber, so wie die Zahl der krummen Linien neben der Einen graden, eine sehr vielfache, und daher muß auch unser Urtheil darüber ein verschiedenes seyn, so daß, während wir unbedenklich jene Artikel unveränderliche Grundwahrheiten nennen müssen, wir doch nicht jede Abweichung davon gleichermaßen als Grundirrthum bezeichnen dürfen. Grundirrthum im strengsten und eigentlichsten Sinne des Worts ist nur die völlige Verwerfung der Wahrheit bis auf ihren Grund und Boden, die totale, nichts mehr mit der Wahrheit gemein habende Negation derselben, die auch eine Rückkehr zu derselben unmöglich macht, weil ja contra principia negantem nicht einmal mehr zu streiten ist, indem selbst der Streit eine Einheit voraussetzt. Eine theilweise Negation der Grundwahrheit, die also von dem Grunde derselben noch einen größeren oder geringeren Theil festhält, kann demnach nicht in demselben Sinne Grundirrthum genannt werden, wie die ganze Wahrheit Grundwahrheit. Es hängt vielmehr jene im Grunde noch mit der Wahrheit zusammen, nur in dem Aufbau hat das Weichen und Lostrennen begonnen, wodurch ein Spalt, ein Riß entstanden ist, der sehr gefährlich für das Gebäude, und besonders für den abgewichenen Theil werden kann, ohne daß jedoch darum der gemeinsame Grund schon geborsten wäre, der selbst die Abgewichenen noch erhält. Dazu kommt, daß eine einmal eingetretene Spaltung in einem von lebendigen Steinen zusammengefügten Bau nicht in müssiger Starrheit gegeneinander stehen bleibt, sondern entweder weiter auseinander zu gehen, oder auch wieder zusammenzugehen strebt. Nach dieser entgegengesetzten Richtung müssen nun auch dieselben Abweichungen oft auf entgegengesetzte Weise beurtheilt werden. Zwei Wanderer, die noch nicht auf dem rechten Wege sind, können auf demselben Punkte zusammentreffen und doch ist ihre Stellung ganz verschieden; für den Einen, der sich von der rechten Straße wegbewegt, ist derselbe Weg ein Abweg, der für den Anderen, welcher sich zu ihr zubewegt, daß ich so sage, ein Zuweg ist, und der nämliche Punkt, der für jenen ein Punkt der Entfernung ist, ist für diesen einer der Annäherung. So kann mit derselben Meinung ein Reformirter ein werdender Lutheraner seyn, womit umgekehrt ein Lutheraner ein werdender Reformirter ist, und die Calvinische Ansicht vom Abendmahl kann eben sowohl ein Uebergang von der Zwinglischen zur Lutherischen als umgekehrt seyn. Im letzteren Falle, der leicht daran zu erkennen ist, daß sie sich mehr abstoßend als annähernd gegen die Lutherische Lehre erklärt, werde ich sie streng, im ersteren schonend beurtheilen, und sie durchaus nicht für einen Grundirrthum erklären, da sie vielmehr eine werdende Wahrheit ist.

Das Charakteristische unserer Zeitperiode ist nun aber weit mehr als in früheren das Werden. In Staat und Kirche sind die alten Verfassungsformen und Schranken theils gewichen, theils gebrochen. Das Christenthum war subjektiv in allen Confessionen fast zu nichts geworden, und nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen und Alten sind in unseren Tagen innerhalb ihrer Confession meist nur Katechumenen, d. h. werdende Christen, werdende Lutheraner, Reformirte u. s. w., s. Steffens: Wie ich wieder Lutheraner ward. Die alten äußeren Kirchenschranken scheiden also jetzt nicht mehr wirkliche Lutheraner und Reformirte; denn innerhalb derselben sind sehr Viele, die weder Lutheraner noch Reformirte sind, wohl aber im Begriff sind, wieder eine Gestalt zu gewinnen. So wie nun mehrere Nichtlutheraner aus den ehemaligen Lutherischen Schranken wieder Lutheraner werden, so können auch mehrere Nichtlutheraner aus den ehemaligen reformirten Schranken Lutheraner werden. Diese Reformation der Reformirten zur Wahrheit wird aber durch das Fortbestehen der alten, nicht mehr unterscheidenden Scheidewände äußerst erschwert, indem diese überall dem freien kirchlichen Bekenntniß der Lutherischen Wahrheiten unter den reformirten Gemeinden Hemmungen entgegensetzen, während sie umgekehrt das Eingedrungenseyn und fortwährende Eindringen der reformirten Irrthümer in die alten Lutherischen Gemeinden weder heben noch hemmen. Denn diese haben nicht bloß an den Crypto- sondern vielmehr noch an den Fanero-Calvinisten und an allen Rationalisten mitten unter uns schon längst die eifrigsten Beförderer, und die Wahrheit ist um so mehr auf eine schwächliche Defension beschränkt, als durch die Fortdauer der alten Grenzen der Feind noch immer außer den Mauern zu seyn scheint, der doch schon lange mitten darin ist. Da nun das Verhältniß so ungleich steht, daß die Reformirten in ihrer Mitte nicht die Lutherischen Wahrheiten, die Lutheraner aber in der ihrigen die reformirten Irrthümer haben, so scheint es mir mehr als räthlich, die alten nicht mehr schützenden Mauern zu öffnen, und ein freudig offensives Bekenntniß der alten unveränderlichen Wahrheit sowohl innerhalb als außerhalb ihres Bereichs aufzurichten und mitten in das Lager der früheren Gegner hineinzutragen, damit es den Irrthum in seiner eigenen Heimath angreife, überwinde, und die verkannte Wahrheit neue Freunde und Bekenner sowohl unter Lutheranern als unter Reformirten werbe, und so auf den alten Fundamenten des Lutherischen Lehrbegriffs eine neue Evangelisch-Lutherische Kirche baue. Daß die alten Kirchenscheidungen ungenügend sind, seit sie nichts mehr scheiden, seit sie nicht einmal den frechsten Rationalismus selbst von den Kanzeln mehr fern halten, ist wohl von jedem Gläubigen nur zu

schmerzlich gefühlt. Sie sind daher, wo sie nur als erstorbene Traditionen ineinander greifen, aufzuheben, aber nicht dergestalt, daß einem schrankenlosen Indifferentismus nur um so mehr Raum gegeben, oder daß aus Wahrheit und Unwahrheit ein triste milieu zusammengeflickt werde, sondern dergestalt, daß sie aus demselben Princip und Bekenntniß der Wahrheit, welches sie ursprünglich setzte, lebendig erneuert werden. Das Bekenntniß muß dasselbe bleiben, aber die Bekenner müssen anders werden, müssen von neuem um jenes aus den alten abgestorbenen Gemeinden sich vereinigen. Das Bedürfniß nach einer neuen Formation der Kirche ist allgemein; aber sie kann nicht von dem Zeitgeiste und seinen nichtigen Verfassungsformen, sie kann nur von dem Geist der Ewigkeit, von dem alten, ewig wahren Glaubensinhalte ausgehen. Die Union hat bis jetzt nur das noch sehr zweifelhafte Verdienst, die alten äußeren Formen aufgelöst zu haben, und zwar im Preußischen durch eine Agende, die, wenn sie wahrhaft und lebendig von den Gemeinden aufgenommen wird, wenigstens den Rationalismus und die grobe Heterodoxie ausscheiden müßte. Sie hat keins der älteren Lutherischen Bekenntnisse aufgehoben, sie hat nicht die alte Lutherische Lehre verboten, in welchem Falle sie sofort auf's Aeußerste zu perhorresciren wäre; sie nähert sich in ihren Formen mehr dem alten Lutherischen Ritus als dem reformirten, und würde sich gewiß auch mit bestimmteren Formularien bei der Sakramentsfeier vereinigen lassen. Ich würde mich demnach unter ausdrücklichem Vorbehalt unbehinderter Freiheit der ächten Lutherischen Lehre und eines älteren Lutherischen Abendmahlsgebotes ihrer Annahme nicht widersetzen, und die vorläufige äußere Gemeinschaft mit den Reformirten nicht verweigern. Aber ich würde auch diese äußere Union keineswegs als eine wahre genügende, sondern vielmehr nur als eine Anbahnung ansehen, auf dem Grunde der alten Lutherischen Wahrheit, der dadurch ein freierer und größerer Wirkungskreis gegeben, eine wahrhaftige Vereinigung ehemaliger Lutheraner und Reformirten zu Stande zu bringen. Dies kann gar nicht durch äußere Formen, weder neue noch alte, geschehen, sondern lediglich durch die Kraft der frei und lebendig bekannten Wahrheit, die eine Kraft Gottes ist. So hat sich die allgemeine Kirche ursprünglich, da sie zu werden begann, nicht nach zuvor gegebenen Formen, sondern durch das Bekenntniß des Wortes von Lehrern und Hörern gebildet und in ihrer Mitte unter der Leitung des heiligen Geistes die Lehre im Gegensatz gegen die Irrlehre sich zu immer entschiedenerer Bestimmtheit entwickelt. So ist die Evangelische Kirche durch die Erneuerung des Wortes der Wahrheit ohne vorgeschriebene Verfassungsformen entstanden; die Confession (als Bekenntniß) hat die Confession (als Inbegriff der Bekenner) gebildet. Eben so mußte es auch jetzt geschehen; die alte evangelisch-lutherische Wahrheit werde mit erneutem Eifer frei und nachdrücklich vor Lutheranern und Reformirten bekannt, und ohne Zweifel wird sich aus beiden eine neue unirte Confession aufrichtiger Bekenner darum bilden. Sondert sich dann wieder eine Sekte Zwinglischer Gegner aus, so fahre sie hin, wenigstens wird die neue Sonderung aufrichtiger seyn, als es jetzt noch die Reste der alten sind.

Was endlich das Verhältniß der Rechtgläubigen zu den Irrgläubigen in unserer Zeit im Allgemeinen anlangt, so bemerke ich, daß das Verhältniß der reinen Kirchenlehre zu den Gegensätzen der Irrthümer zwar zu allen Zeiten dasselbe bleibt, daß aber das Verhältniß der Kirchenglieder zu den Irrenden ein verschiedenes seyn kann, und in unseren Zeiten ein weit glimpflicheres seyn muß als früher, weil nach einem früher nie so tief gewesenen Verfall das Christenthum fast überall nur wieder im ersten Werden begriffen ist. Die Einheit, Klarheit und Kraft der Wahrheit ist im Verhältniß zu früheren Zeiten selbst unter den rechtsinnigen Kirchengliedern noch gering, und Viele tragen selbst noch so manche Flecken des rationalistischen Unglaubens an sich, daß ihnen das schroffe Urtheil über andere im Glauben noch fehlende Christen übel ansieht. Bei Vielen muß man jetzt schon froh seyn, wenn sie nur, was früher sich von selbst verstand, die Elemente des Christenthums verstehn und glauben. In einer solchen Kinderzeit der Kirche muß man eine ganz andere Geduld mit den Schwachen und Fehlenden im Glauben haben, als in einer Männerzeit, obwohl wir auch Alles thun müssen, um mit des Herrn Hülfe über jene Kinderzeit hinauszukommen. So finden wir auch in den ersten Jahrhunderten der werdenden Kirche, selbst bei ausgezeichneten Kirchenvätern, Meinungen, die nach dem Maaßstabe der im Gegensatz späterer Häresien bestimmter entwickelten Wahrheit, als ungenügend und halb wahr bezeichnet werden müssen, ohne daß wir deshalb jene Männer verwerfen dürften. Wir müssen vielmehr in solcher Zeit des Werdens oder Wiederwerdens über jede Regung eines lebendigen Christenthums uns freuen und dankbar sowohl unter Lutheranern als Reformirten jede Rückkehr zur Rechtgläubigkeit anerkennen, wenn sie auch nicht sofort zum Ziele gelangt ist, und jeden aufrichtigen Katechumenen lieben, auch wenn er noch nicht vollendet ist. Ich liebe und lobe daher die christlichen Brüder in Barmen, Basel und Herrnhuth und ihre Schriften, ohne darum die Unentschiedenheiten und Mängel ihrer Dogmatik zu billigen, die allerdings in manchen Punkten noch sehr den unbestimmten Charakter des Werdens an sich trägt; aber dürfen wir die Blüthe verwerfen, weil sie noch nicht Frucht ist, oder die unreife Frucht abreißen, weil sie noch nicht reif ist? Da nun des Gottmenschen Person und Werk der theuerwerthe Grund jener Christen ist, erkläre ich ihre Mängel, deren rechte Ergänzung ich hoffe, nicht für Grundirrthümer, und werde ihnen nur dann direkt widersprechen, sobald sie, mit Verläugnung jenes Werdens, als abgeschlossen und dogmatisch fixirt, dem wahren Dogma negirend gegenübergestellt werden sollen; denn dann will die Blüthe den Kern, die unreife Frucht die gereifte verdrängen, dann verwandelt sich die werdende Wahrheit in feste Unwahrheit; und diese ist entschieden abzuweisen dem Urtheil der alten Kirche gemäß, so wie man auch schon dagegen wirken muß, daß es nicht dazu kommt. Die Missionsunternehmungen jener Brüder sind, so lange jene Abscheidung nicht statt findet, um so mehr zu begünstigen, als es dabei überall erst das allgemeine Christenthum mit katechumenischer Milchspeise zu beginnen gilt, die sich zu ihrer Zeit auch auf biblischem Grunde zu festerer Substanz gestalten wird. Der Segen des Herrn ruht augenscheinlich auf ihnen. Die gläubigen Zeitschriften unserer Tage sind im Gegensatz der rationalistischen recht sehr zu empfehlen, jedoch nicht unbedingt, weil sie im Dogma noch nicht fest, rein und einig genug sind. Der desfallsige Tadel würde sie allerdings in früheren festeren Zeiten der Kirche schärfer getroffen haben, als jetzt in dieser losen dissoluten Zeit, der sie jedoch, wenn auch nicht den festesten, doch festen und festeren Grund und Halt geben, als die sämmtliche geistliche Litteratur der letzten funfzig Jahre. Statt uns feindlich gegen sie zu erklären, laßt uns vielmehr freundlich mit Gebet und Theilnahme sie helfen bessern.

D. S—s.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 17. August. № 66.

Der reelle Unglaube und der vorgebliche Mysticismus.

Ueber Mysticismus und Pietismus. Zwei Vorlesungen von Dr. C. F. A. Fritzsche, ordentl. Professor der Theologie zu Rostock. Halle 1832.

Um dem Geschrei der Menge gegen Mysticismus und Pietismus, worin sich ihr natürlicher Widerwille gegen das neuerwachte altevangelische Christenthum Luft macht, einige gelehrte Unterstützung zu geben, hat Herr Dr. Fritzsche diese Vorlesungen gehalten und herausgegeben. Er hat aber dadurch, was sich aus seinen exegetischen Werken und Streitigkeiten schon früher ergeben, nur von neuem bestätigt, daß nämlich ein Meister in der Grammatik und Sprachenkunde darum doch ein Idiot in der systematischen Theologie seyn kann. Wir wollen zwar die subjektive Versicherung der Unpartheilichkeit im Vorworte für anfrichtig halten, obwohl viele Parthien des Werkchens nur zu sehr eine partheiische Eingenommenheit verrathen; aber mit dem bloß subjektiven Wollen ist, wo es so sehr an objektivwahrer Erkenntniß fehlt, und Voraussetzung und Vorurtheil unwissenschaftlich den Verstand befängt, nur äußerst wenig gethan. Zwar sucht Herr Dr. Fritzsche, obwohl seine Theologie eine ganz unkirchliche Privattheologie ist, sich doch auf den Standpunkt der Kirche zu stellen, und von ihm herab den Mysticismus und Pietismus als sektirerische Verirrungen zu bezeichnen, indem er sich (S. 6.) als einen Nachfolger der älteren streng orthodoxen Bestreiter jener Richtungen darstellt. Aber nur die Unwissenheit kann dadurch über den wahren Sachverhalt getäuscht werden. Es ist allerdings wahr, daß die streng kirchliche Orthodoxie nicht nur stets mit mystischen Sekten stritt, sondern auch im Anfang des vorigen Jahrhunderts mit dem sogenannten Pietismus im Streite lag, eben so wie dieser wiederum mit dem Herrnhutismus kämpfte. Es sind auch diese Differenzen noch nicht verschwunden aus der Kirche, so daß auch von neueren Rechtgläubigen nicht bloß mystischen Schwärmereien, sondern auch der Unklarheit und Sonderthümlichkeit mancher christlichen Richtungen unserer Zeit bestimmt widersprochen worden ist. Allein alle diese Differenzen verschwinden jenem Einen Hauptgegensatze gegenüber, der sie alle negirt, indem er nicht allein die gegenseitigen Streitpunkte, sondern auch die ganze Summe der mitten unter dem Streit stets gemeinschaftlich gebliebenen Haupt- und Grundartikel der Kirche für null und nichtig erklärt. Das ist nämlich der Gegensatz der ungläubigen Neologie, die als ein potenzirter Inbegriff mehrerer längst von der Kirche verworfener Grundirrthümer die ältere Orthodoxie sammt denen sie zunächst umgebenden Heterodoxien zugleich aufhebt, indem sie ihren gemeinsamen Grund und Boden durch die eitelste Kenodoxie zu vernichten sucht. Weil es dieser Negation aller christlichen Theologie an allem positiven Gehalt gebricht, so liebt sie es sehr, schon um der Langenweile ihrer eigenen Nichtigkeit zu entgehen, sich in eine oppositive Polemik einzulassen, und um diese mit besserem Vorwande treiben zu können, versteckt sie sich gern hinter den Schein der älteren orthodoxen Polemik, und so wie sie daher mit besonderer Liebhaberei auf den Katholicismus losschlägt, so freut sie sich nun auch, den alten Rostocker Fecht (s. die angeführte Stelle) als einen Vorfechter gegen den Pietismus vorschieben und ihm nachfechten zu können. Es gewahrt sich aber bei einem etwas näheren Zusehen alsbald, daß die Fechterstreiche des Neologismus sowohl nach Außen gegen den Katholicismus als nach Innen gegen den Pietismus und Mysticismus, entweder gar nicht, oder nur ganz nebenher auf die Punkte gerichtet sind, die die ältere Polemik als ungehörig oder ungenügend angriff, sondern vielmehr, weit drüber hinausstreichend, grade diejenigen Sätze am stärksten anfechten, die bei den früheren christlichen Partheiungen über allen Streit hinaus als unbestrittenes Gemeingut feststanden. Und so ergibt es sich denn nur zu gewiß, daß diese moderne Polemik bei aller affektirten Kirchlichkeit doch recht eigentlich grade den Kern der kirchlichen Orthodoxie und Confession angreift, und so unter dem protestantischen Schein und Namen einen treulosen Bürgerkrieg wider die Protestantische Kirche führt, deren symbolische Festungen von ihren eigenen Untergebenen preisgegeben werden.

Daß dies von Herrn Dr. Fritzsche in der vorliegenden Schrift geschieht, beweist auf's Augenfälligste gleich die Definition, welche er von dem Pietismus aufstellt (S. 12 und 47.), indem er, mit Weglassung der ihn eigenthümlich charakterisirenden, eben nur diejenigen Merkmale von ihm angibt, die ihm

mit der kirchlichen Rechtgläubigkeit, mit dem Glauben Luther's und der Reformatoren, mit der Lehre der symbolischen Bücher gemeinsam sind (S. 56.), während er von den besonderen pietistischen Streitpunkten selbst eingesteht (S. 74. 81.), daß sie in unserer Zeit gar nicht besonders hervortreten. Jene uralten Hauptlehren der Schrift von der Sünde und von der Gnade, jene reformatorischen Grundlehren der symbolischen Bücher, jene Fundamentaldogmen der Augsburgischen Confession mit dem neueren Namen des Pietismus zu bezeichnen, ist daher, wenn nicht eine moralische, doch eine historische Falschheit, wodurch die alten rechtgläubigen und daher auch allein rechtmäßigen Protestanten oder Augsburgischen Confessionsverwandten in den Schatten einer neueren von der Orthodoxie selbst angefochtenen Parthei gestellt werden sollen. Die Art und Weise, wie Herr Dr. Fritzsche S. 56. diese Falschheit zu bemänteln sucht, beweist einen Grad von Unkenntniß der dogmatischen Theologie, der um so greller erscheint, jemehr der Herr Doktor dabei auf „die theologische Erkenntniß und Umsicht" der sogenannten Pietisten mit einer gewissen Verachtung herabsehen zu dürfen meint. Erstlich bringt er das geschichtliche Falsum vor, daß Luther schon als Augustinermönch sich die strengen Augustinischen Lehren von der Sünde und Gnade frühzeitig angeeignet, während jeder Kenner seiner Schriften weiß, daß er eben als Mönch in die peinlichste Werkgerechtigkeit versunken war, und daß er sammt Melanchthon nicht durch Augustin, sondern durch die Bibel und namentlich die Briefe an die Römer und Galater, zur Erkenntniß der evangelischen Lehre von der Sünde, Rechtfertigung und Heiligung gelangte, obwohl ihn dabei die tiefe Einsicht Augustin's in diese Hauptartikel unterstützte, ohne daß er sich jedoch darum von seiner Auctorität binden ließ (s. Schmalkald. Art. p. 2. act. 2.). — Zweitens behauptet Herr Fritzsche wahr mit falscher Absicht, „es hätte sich den Reformatoren bald zeigen müssen, daß jene Lehren den Vortheil gewähren würden, theils den verderblichen Lehren des Katholicismus von den guten Werken, von dem überschüssigen Verdienste der Heiligen und vom Ablasse durch ihren starken Gegensatz den Einfluß zu benehmen, theils die Ehrfurcht vor dem Erlöser bei den Christen in demselben Grade zu steigern, als ihre eigene Kraft zu nichts herabgedrückt würde." Allerdings kann nur durch jene wahrhaftigen Heilslehren den Pelagianischen Unheilslehren von den selbstgemachten guten Werken, von den menschlichen Verdiensten vor Gott, und von menschlicher Sündenerlassung oder Selbstrechtfertigung, welche sich in dem neuesten Pelagianismus noch weit verderblicher zeigen als in dem Katholicismus, gründlich und kräftig begegnet werden; allerdings muß die Ehrfurcht und Liebe gegen den Erlöser, den Retter der Verlorenen (Luc. 19, 10.), um so größer werden, je mehr sich der Mensch ohne ihn in seiner Schuld und Unvermögenheit verloren fühlt, weshalb denn auch jene christliche Gesinnung, je mehr die Neologie die Meinung von der eigenen Kraft emporgebracht hat, um so tiefer unter uns gesunken ist. Aber eben darum müssen auch jene Lehren, nicht um des Vortheils, sondern um der ewigen Wahrheit und Seligkeit willen, mit erneuerter Entschiedenheit eben so gegen den älteren feinen, wie gegen den neueren groben Pelagianismus festgehalten werden, damit wir nicht durch letzteren um den Hauptgewinn der Reformation zwiefältig betrogen werden. — Drittens behauptet Herr Dr. Fritzsche grundfalsch, daß die Reformatoren und orthodoxen Lutherischen Theologen jene evangelischen Lehren nicht zu der Strenge und Spitze der

Consequenz, wie die Pietisten, ausgeführt hätten, da er vielmehr umgekehrt aus den älteren Orthodoxen hätte lernen sollen, daß sie grade das Mildern jener Strenge durch einen gewissen Synergismus an den Pietisten strengstens bekämpften, so daß der alte Fecht den jungen Herrn Fritzsche, der diese Strenge ganz relegiren will, gewiß aus Rostock hinausgefochten haben würde. Wenn sodann dieser Impietist, um Luther und Spener, Melanchthon und Franke in einen grellen Gegensatz zu bringen, hinzufügt, „die erste Generation der Lutherischen Kirche sey ein gottinniges, thatenreiches und dabei lebensfrohes Geschlecht, nicht aber eine Gesellschaft zerknirschter, mattherziger und trübsinniger Sünder gewesen," so beweist er dadurch einerseits die Unerfahrenheit seines christlichen Bewußtseyns, indem er meint, daß tiefe Zerknirschung über die Sünde und eigene Ohnmacht, und hohe kräftige Freudigkeit des rechtfertigenden Glaubens und der Liebe Christi sich einander ausschlössen, während grade umgekehrt die Heldenkraft jener Säulen der Kirche auf dem Bewußtseyn ruhte, daß die Kraft des Herrn in ihrer Schwachheit mächtig war, daß mit ihrer Macht nichts, sondern mit seiner Macht Alles gethan sey, vgl. Phil. 4, 13., ein Spruch, der als Text zum Leben Luther's betrachtet werden kann, und 2 Cor. 3. 10. Andererseits widerspricht dem Herrn Doktor auch die äußere Erfahrung, wie ein Blick auf Halle, den ehemaligen Hauptsitz der alten Pietisten, ihn überzeugen wird; denn neben dem thatenreichen Leben des einzigen glaubensfreudigen Franke in jener Stadt, wird ihm wohl selbst das Leben sämmtlicher lebensfroher Neologen in und außer Halle als thatenarm erscheinen müssen.

Sonach steht es fest, daß Dr. Fritzsche unter dem Namen des Pietismus nicht eine neuere Sekte oder Parthei, sondern die Evangelische Kirche selbst in ihrem alten heiligen Lehrbegriff, als ein untreuer Sohn derselben, angreift, und zwar mit einer Feindschaft, die sogar treuen Lehrern derselben nicht einmal neben den Rationalisten einen Platz mehr auf den protestantischen-Universitäten gönnen will (S. 89 f.). Wenn er nun aber seiner Mutter, die selbst diesem ihrem feindlichen Sohne noch das tägliche Brodt reichet, so zu begegnen, über das Herz bringen kann, so dürfte es doch das natürliche Schicklichkeitsgefühl und noch mehr die gelehrte Würde des Verfassers (der sich nicht nur als Doktor und Professor der Theologie, sondern auch als Dekan der theologischen Fakultät zu Rostock auf dem Titel verzeichnet) erheischt haben, daß er dem ehrwürdigen Gegenstande seiner Polemik durch einige wissenschaftliche Gründlichkeit der Bestreitung Achtung erwiesen. Dies ist jedoch leider nicht geschehen von einem Manne, dem wir übrigens in anderen Dingen seine wissenschaftliche Dignität keineswegs verkleinern wollen. In diesem dogmatischen Gebiete zeigt er sich aber äußerst schwach und leichtfertig. Mit indignirender Oberflächlichkeit glaubt dieser Mann von gestern, dem selbst der Unterschied des Gesetzes und Evangeliums noch fremd zu seyn scheint, auf anderthalb Seiten (S. 54 f.) die Schriftgründe beseitigen zu können, worauf (abgesehen von früheren großen Vorgängern) seit drei Jahrhunderten, von Melanchthons Locis an, die gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen unserer Kirche den evangelischen Lehrbegriff felsenfest basirt haben, und nachdem der schwache Streiter doch selbst in seinen Gegenbemerkungen die sittliche Verkehrtheit des Menschen zugeben müssen, schlägt er dennoch S. 57. quasi re bene gesta dem ganzen Chor der alten christlichen Theologen mit der vermessenen Behauptung in's Angesicht, daß

„jene Dogmen der heiligen Schrift völlig fremd seyen," was ein in der That schreiendes Beispiel von der blinden Macht des rationalistischen Vorurtheils in der Exegese abgibt. Solchen Schüssen aus einer Windbüchse setzen wir, ohne nur Ein Stück schweren Geschützes dagegen aufzuführen, bloß die Stärke der alten Festungsmauern entgegen, mit zuversichtlicher Ruhe behauptend, daß jene Dogmen in der heiligen Schrift völlig gegründet sind.

Die Gründe, die Herr Dr. Fritzsche aus seiner höchsten kanonischen Auctorität, nämlich e cathedra seiner — nicht meiner — Vernunft dem kirchlichen Lehrbegriff entgegensetzt, laufen S. 49 f. bloß darauf hinaus, daß es, wenn die von ihm (Augsb. Conf. Art. 2.) behauptete Erbsünde statt fände, keine Schuld der Sünde, und wenn die Rechtfertigung und Heiligung auf Gnaden beruhe, keinen Ruhm und kein Verdienst der Tugend für den Menschen gäbe. Das letztere ist nicht nur kein Einwand, sondern es ist vielmehr grade die Behauptung der Schrift und Kirche — damit sich vor Gott kein Fleisch rühme, 1 Cor. 1, 19. Die Gerechtigkeit des zum Bilde Gottes erschaffenen Menschen besteht in seiner Gottähnlichkeit, und so wie Gott von seiner Heiligkeit kein Verdienst hat, nicht weil er dazu gezwungen wäre, sondern weil sie seine freie Natur ist, so sollte auch weder der ursprüngliche Mensch von seiner heiligen Unschuld, weil sie ihm natürlich war, noch auch der wieder geborene von seinem geheiligten Zustande, weil er ihm zur anderen Natur werden soll, ein Verdienst haben. Das Wesen aller menschlichen Tugend, das höchste Gebot, die Erfüllung des Gesetzes, ist die Liebe Gottes (der selbst die Liebe ist) von ganzem Herzen, und von ganzer Seele, und die Liebe des Nächsten, die daraus fließt. Die Liebe aber, diese freie Willigkeit und Innigkeit des ganzen Gemüths, ist eben so weit von Zwang als von Verdienst entfernt; der Mensch kann weder durch Andere dazu gezwungen werden, noch kann er sich eigenmächtig dazu zwingen; sie ist vielmehr immer etwas Gegebenes, was den Menschen ganz von selbst zum Guten treibt, so daß von Verdienst erst dann die Rede seyn kann, wenn in Ermangelung wahrer lebendiger Liebe, der Mensch gegen seine widerstrebende Neigung sich zu äußeren guten Werken zwingt. Das Verdienst setzt also den Gegensatz des zu bezwingenden Bösen voraus, welches aber, so löblich auch der Kampf dagegen, doch viel besser gar nicht vorhanden wäre. Der Werth der Tugend eines Menschen kann daher nicht nach der Zunahme, sondern nur nach der Abnahme seines Verdienstes, d. h. nach der Abnahme des in ihm zu bekämpfenden Bösen bestimmt werden, und der Gipfel derselben ist die Einheit der Pflicht und Neigung, oder die völlige Herrschaft der göttlichen Liebe im ganzen inneren Menschen. Der umgekehrte Maaßstab führt zu der Absurdität, daß der Mensch um so besser wäre, je schlechter sein Herz sey, oder je mehr er seine Pflicht, sich selbst bändigend, mit Abscheu thue. Eine solche anerzwungene, äußere Gerechtigkeit (justitia operum) kann sich allerdings auch der natürliche Mensch durch die Kraft seines freien Willens geben, obwohl er es weit häufiger unterläßt; er kann dadurch auch Ehre und Verdienst vor Menschen haben, aber nicht vor Gott, der das Herz ansieht, und die Gerechtigkeit des Herzens oder der Gesinnung, d. h. die Liebe von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüthe fordert. Eben diese aber fehlt dem Sünder, indem die Sünde, als Ungehorsam gegen Gott und Selbstsucht, entweder Gleichgültigkeit gegen ihn, oder peinliche Furcht vor ihm erzeugt, und die reine Liebe verdrängt hat. Er kann sie sich auch nicht selbst durch eigenen Willenszwang wiedergeben, sondern sie kann ihm nur wiedergegeben werden durch die Sünden vergebende Gnade Gottes in Christo, die, im Glauben ergriffen, durch die Kraft des heiligen Geistes dankbare Gegenliebe und neuen Gehorsam wirkt, und um so kräftiger den Menschen heiligt, je heiliger das Opfer ist, welches sie uns am Kreuz erworben. Dies ist die evangelische Heilsordnung, die allerdings alle eigene Gerechtigkeit und eigenes Verdienst des Menschen vor Gott ausschließt, ohne daß jedoch umgekehrt daraus gefolgert werden dürfte, daß demnach auch der Sünder keine Schuld vor Gott hätte. Denn falls etwa Jemand von Natur eine vortreffliche Gesundheit besäße, oder sie durch die Kunst eines geschickten Arztes wieder erlangte, so würde er zwar davon kein Verdienst, wohl aber Schuld haben, wenn er sie durch ein abnormes Leben verlöre. Und wenn nun diese selbstverschuldete Krankheit, mit allen ihren Leiden, in seinem Geschlechte erblich würde, so würde sie deshalb doch nicht die Schuld des Schöpfers, sondern um so mehr die Schuld der Patienten seyn, als diese, statt sie durch die von der göttlichen Gnade dargebotenen Heilmittel lindern zu lassen, vielmehr durch abnorme Thaten des eigenen Willens und erneuten Abfall von Gott, der sich Keinem unbezeugt gelassen hat, sie in sich selbst immer mehr verschlimmern, und dadurch ihre Verantwortung häufen. Röm. 1, 28 ff. So wird die allgemeine Sünde eines Jeden eigene besondere Sünde und Schuld, und die göttliche Gnade tilgt sowohl den Schaden dieser als jener in Allen, die ihr nicht widerstehen; denn was in Adam verloren, wird in Christo wieder gewonnen, in welchem alle Strenge des Gesetzes und alle Milde der Gnade in heiliger Liebe verbunden ist. Röm. 5, 12 ff.

Diese Bemerkungen sollen nur andeuten, wie leicht sich die Lehre der Kirche gegen die Haupteinwürfe des Dr. Fritzsche vertheidigen läßt, die übrigens schon längst von weit gewichtigeren Männern, als er, weit gründlicher dagegen vorgebracht, und auf's Stattlichste von unseren orthodoxen Theologen widerlegt worden sind. Nur die Unwissenheit der großen Menge und selbst der sogenannten Gebildeten, die in unseren Tagen die Grundwahrheiten des Katechismus theils nicht gelernt, theils vergessen haben, gibt solchen Einwürfen in dieser Zeit einige extensive Bedeutung, während sie intensiv einer gründlichen theologischen Wissenschaft gegenüber noch jetzt eben so schwach sind, als sie es früher waren. Die übrigen Einwendungen des Herrn Doktors, von S. 57. an, ist nicht nothwendig besonders zu widerlegen, weil ihnen Jeder, dem nicht Leidenschaft das geistige Auge getrübt, die partheiische Eingenommenheit ansieht, womit theils subjektive Fehler seiner Bekenner, theils ganz heterogene schwärmerische Verirrungen, theils auch Einbildungen des Verfassers dem evangelischen Pietismus oder Protestantismus zur Last gelegt werden, während der Verwüstungen, die der neologische Unglaube in Staaten, Kirchen und Familien durch Erschütterung aller religiös-sittlichen Fundamente angerichtet, kaum mit einer Sylbe gedacht wird. — Der Vorwurf, daß der orthodoxe Pietismus den Fortschritt der theologischen Wissenschaft hemme, nimmt sich sonderbar aus in einer Schrift, die selbst ein so deutlicher Beweis des Rückschritts derselben ist, wie denn ja überhaupt der Begriff des Fortschrittes je nach dem Ausgangspunkte ein ganz relativer ist, indem z. B. die Reformation eben dadurch ein Fortschreiten geworden, daß sie auf die Bibel zurückgegangen, und die Neologie ein Rückschreiten, dadurch daß sie im Negiren

und Nichtwissen der Offenbarungslehren so große Fortschritte gemacht hat. — Das Vorgeben, daß der Pietismus dem öffentlichen Kultus schade, ist eine Unwahrheit; vielmehr ist der durch die Aufklärungsperiode ganz gesunkene öffentliche Kultus grade durch ihn wieder gehoben worden, und selbst da, wo unkirchliche, ungläubige und eben dadurch saft- und kraftlose Prediger im Amte stehen, halten sich doch die Frommen weit mehr zur Kirche, als die Unfrommen, obwohl sie das Binden der Erbauung nur an die Kirche, besonders da, wo die Prediger sich selbst nicht an die Lehre der Kirche binden, mit Recht stets als hierarchischen Gewissensdruck ansehen werden. — Endlich das Vorgeben, daß der evangelische Pietismus staatsgefährlich sey, ist eine Verläumdung, die sich selbst sehr augenfällig dadurch widerlegt, daß grade die sogenannten Pietisten es sind, die neuerdings die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit, welche durch den neologischen Liberalismus, sammt den anderen positiven Lehren der Bibel, frech verneint worden, eifrigst vertheidigt haben, wofür man sie, um sie dem liberalen Pöbel verhaßt zu machen, als jesuitische Fürstenknechte darstellt, so wie man dann wieder umgekehrt, um sie den Königen verhaßt zu machen, als geheime Revolutionäre sie verdächtigt. —

So viel über die Fehde des Dr. Fritzsche gegen den Pietismus, oder den evangelischen kirchlich-rechtgläubigen Protestantismus, der vor seinen strohernen Waffen wohl bewahrt bleiben wird. Es ist nur noch ein Wort über seine damit verbundene Fehde gegen den Mysticismus hinzuzufügen. Er definirt ihn S. 12. als das auf einem hohen Grade der Liebe zu Gott gegründete Streben nach unmittelbarer Vereinigung mit dem göttlichen Wesen. Auch in diesem Abschnitte seiner Schrift greift der Verf. mit und unter einer stets von den Orthodoxen perhorrescirten Schwärmerei, gegen die er manches Gegründete vorbringt, die Rechtgläubigkeit selbst an. Stets hat die Kirche mit heiligem Ernste jenen Mysticismus verworfen, in welchem der sündige Mensch ohne den Mittler und die von ihm verordneten Gnadenmittel nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott strebt, und eben, um vor einer solchen auch außerhalb des Christenthums, besonders im Orient, häufig vorkommenden Schwärmerei zu warnen, hat Tholuck jene Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik (Berlin 1825) herausgegeben, die der Verf. öfters, wie es scheint, mit der unlauteren Absicht citirt, um seinen Gegner vor den Unkundigen als einen Anhänger dieses Mysticismus anzudeuten. Je strenger aber die Kirche vor dem falschen Wege warnte, um so eifriger empfahl sie den wahren biblischen Weg zur Versöhnung und Wiedervereinigung des gefallenen Menschen mit Gott durch Christum, der eben darum persönlich sich mit der Menschheit vereinigt hat, um sie durch seine höchste und heiligste Liebe wiederum in inniger Liebe mit der Gottheit zu verbinden (ein Bund, den die Schrift öfters einem heiligen Ehebunde vergleicht), und dadurch sie zu heiligen und ewig zu beseligen; denn nur in der friede- und liebevollen Gemeinschaft der Seele mit dem dreieinigen Gott ist wahre Seligkeit. Herr Dr. Fritzsche weiß nur den falschen

Weg theils als gefährlich, theils als lächerlich darzustellen, indem er auch hier höchst heterogene Verirrungen bunt durch einander, und eben dadurch auch auf den wahren Weg Schatten wirft, weil er ihn nicht jenem falschen gegenüberstellt. Er schweigt vielmehr gänzlich davon, weil er nicht mit der gesammten rechtgläubigen Christenheit an die Menschwerdung Gottes in Christo glaubt, daher auch nur einen unbekannten, verborgenen, bloß geahneten Gott hat, von dem man weder etwas empfinden, noch wissen, noch irgend erreichen oder erfahren kann, S. 7. — So bietet uns denn der Herr Doktor statt des klar geoffenbarten Evangeliums von Christo, dem ewigen einigen Mittler zwischen Gott und Menschen, nur eine dunkel verhüllte Religion der bloßen Ahnung und menschlichen Meinung dar, die eben durch ihre nebelhafte Unbestimmtheit die fruchtbarste Quelle aller religiösen Träumereien und Schwärmereien ist, und stets entweder zum Unglauben oder Aberglauben führt.

Woher doch aber, fragen wir schließlich, eine solche Eingenommenheit gegen das evangelische Christenthum? Sie ist nur zu natürlich. Weil es nämlich in seinem tiefen Ernste dem natürlichen Menschen widerspricht, den es anders, den es zu einem geistlichen umgewandelt haben will, so widerspricht er, in seiner Selbstgerechtigkeit, wiederum auch ihm auf alle Weise, eben so wie Kinder sich heftig gegen bittere Arzeneien sträuben, obwohl diese doch nur ihre Gesundheit, ihr Heil bezwecken. —

†.

Nachrichten.

(Aus Ehstland.) Es wurde schon früher in diesen Blättern bemerkt, daß in dieser Provinz, der nördlichsten unter allen, worin Deutsche Zunge und Deutsche Geschlechter herrschen, besonders unter dem Adel des Landes eine erfreuliche Rückkehr zu dem in der Zeit des Indifferentismus fast gänzlich verlassenen Glauben der Väter sich bemerkbar macht. Daß diese wohlthuende Erscheinung im Zunehmen begriffen ist, beweist die zunehmende Erbitterung der rationalistischen Gegner, die auf alle Weise bemüht sind, die alte kirchliche Confession als eine neue Sekte zu verschreien, und unter dem Namen des Pietismus und Mysticismus das Augsburgische Bekenntniß selbst zu bestreiten. Selbst in Petersburg sucht man zu diesem Behufe Verdacht und Argwohn zu säen und zu obrigkeitlichen Gegenmaaßregeln aufzureizen. Aber vergeblich. Die Russische Regierung behauptet nicht nur eine musterhafte Unpartheilichkeit, sondern sie ist auch auf's Gewissenhafteste bemüht, den auf den alten Symbolen und Privilegien der Protestanten fest basirten kirchlichen Lehrbegriff in seiner gesetzlichen Alleingültigkeit zu beschirmen, wie das erste Capitel der neuen Kirchenordnung, welches von der Lehre handelt, zur Freude aller rechtgläubigen Lutheraner bezeugt. Der Russische Text dieser durch eine Commission von geistlichen und weltlichen Notabeln der protestantischen Provinzen ausgearbeiteten Kirchenordnung ist schon erschienen; der Deutsche wird sammt der Agende, die auf den alten Lutherischen Typus zurückgeführt ist, nächstens erscheinen, und ich werde Ihnen dann das Nähere darüber mittheilen können.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 21. August. № 67.

Erachten *) über das Bedenken eines „entschiedenen Lutheraners" in Nr. 5 und 6. des Jahrgangs 1833, den Aufsatz in Nr. 91 und 92. des Jahrgangs 1832 betreffend.

Als die Redaction der Ev. K. Z. des Unterzeichneten Aufsätze über das Abendmahl und die Natur des Verhältnisses der Kirche zum Staat und zu anderen Religionspartheien in Nr. 91 f. des Jahrgangs 1832 abdrucken ließ, geschah dieses mit der Ver-

*) Wir müssen dem verehrl. Verfasser dieses Aufsatzes zugestehen, daß seine Beschwerde, die Ev. K. Z. habe bis jetzt nicht genug gethan, um ihre Opposition gegen die Ansichten und Handlungen der Breslauer „entschiedenen Lutheraner" zu rechtfertigen, nicht ganz ungegründet ist. Schon längst würde dieser Beschwerde abgeholfen seyn, wenn nicht diejenigen Mitarbeiter, auf die wir besonders zählten, dadurch von der Erfüllung unserer Wünsche abgehalten worden wären, daß jene kirchlichen Bestrebungen in größeren Kreisen kaum lebhafte Aufmerksamkeit, geschweige denn eifrige Nachahmung zu finden schienen. Uns ist freilich schon früher dieser Grund als nicht hinreichend erschienen; denn wir glauben, daß die innere Wichtigkeit der Sache zur gründlichen Erörterung derselben verpflichtet, mag sie nun äußerlich bedeutend werden oder nicht; wir erkennen, daß unsere Brüder berechtigt sind, Rechenschaft darüber von uns zu fordern, warum wir uns ihnen entgegen stellen. Jetzt aber fällt dieser Grund auch zum Theil dadurch weg, daß jene Breslauer Ansichten anfangen auch an anderen Orten, nicht bloß Schlesiens, sondern auch der benachbarten Provinzen eifrige Anhänger zu finden, und zwar grade unter denjenigen, welche vor drohender Gefahr zu warnen uns besonders obliegt, und bei denen man schon unser bisheriges Schweigen als Beweis geltend gemacht hat, daß wir nichts Treffendes zu sagen wissen, und daß unsere Opposition nicht auf Gründen, sondern auf Neigung beruhe. Mehrere unserer Mitarbeiter stimmen jetzt mit uns ganz in dieser Ansicht der Sache überein; von einigen haben wir Erörterungen der Sache nach ihren verschiedenen Beziehungen schon in Händen (eine derselben ist schon in Nr. 65. abgedruckt), von anderen sind sie uns zugesagt, noch andere werden hoffentlich durch den vorliegenden Aufsatz veranlaßt werden, dessen Aufnahme, bei dem vielen Irrigen und Bedenklichen, das er enthält, gegen unsere Ueberzeugung gewesen seyn würde, wenn wir nicht die Gewißheit gehabt hatten, den schadlichen Einflüssen, die er ausüben könnte, durch gründliche Widerlegung vorbeugen zu können. Die zu erörternden Hauptpunkte sind folgende. 1. Es kommt vor Allem darauf an, die wahre Gestalt der Reformirten Kirche dem Gespenste derselben entgegen zu stellen, welches in Breslau umhergeht. Beide, die gedachte Reformirte Kirche und die wirkliche, sind so verschieden, daß die ungeheure Differenz sich keineswegs aus einem unschuldigen historischen Irrthum ableiten läßt. Nachdem daher die Willkühr, die sich als Geschichte gibt, auf historischem Wege widerlegt worden, durch gründliches Eingehen in Lehre und Leben der Reformirten Kirche, muß nothwendig die Gewissensrüge folgen, in brüderlicher Liebe, aber nachdrücklich, da es sich hier um eine Verkennung Christi selbst in seinen Gliedern, um ein Verderben desjenigen, worin Segen ist, handelt. 2. Es muß untersucht werden, ob die wirkliche Lehre der wirklichen Reformirten Kirche, von der Lehre der wirklichen Lutherischen — der man in Breslau ein Ideal substituirt hat, was nie existirte, und nie während des gegenwärtigen Weltlaufes existiren wird — so verschieden ist, daß an eine kirchliche Vereinigung von Lutheranern und Reformirten nicht gedacht werden darf. Für diese Untersuchung ist Manches schon in dem Aufsatze in Nr. 65. gegeben worden. Erforderlich scheint aber noch ein genaueres Abwägen der einzelnen Lehrunterschiede, und eine Erörterung, wie weit überhaupt die Anforderung der Einheit in der Lehre innerhalb der Kirche gehen darf und muß, zusammenhängend mit der anderen, welche Artikel der christlichen Lehre für Fundamentalartikel zu halten sind. Hier wird sich dann auch Gelegenheit ergeben, nachzuweisen, wie die Lehre der Breslauer vom Abendmahl von der der Lutherischen Kirche wesentlich verschieden ist, da dieser das Streben der ersteren, das ganze Christenthum in das Abendmahl aufzulösen, von jeher fern gewesen, da Luther selbst gegen die Schweizer erklärte, die Lehre vom Abendmahl allein könne keinen Grund der Versagung brüderlicher und kirchlicher Gemeinschaft abgeben. Es wird sich ferner Gelegenheit ergeben, darauf aufmerksam zu machen, wie einseitig die Principien seyn müssen, deren Consequenz die Einengung der ganzen Kirche Christi auf einen Winkel Schlesiens ist. 3. Die Einwendungen, welche gegen die kirchlichen Rechte der evangelischen Landesfürsten erhoben werden, müssen zuerst historisch, dann dogmatisch geprüft werden. Eine ausführliche Erörterung dieses dritten Hauptpunktes wird gleich nach dem „Erachten" abgedruckt werden. Wir fordern noch einmal unsere Mitarbeiter auf, uns zu vielseitiger Beleuchtung dieser Hauptpunkte und anderer Nebenfragen zu unterstützen. Besonders lieb würde es uns seyn, wenn auch gläubige reformirte Theologen sich über den ersten Punkt vernehmen lassen wollten. Anmerk. der Red.

wahrung: Jene Aufsätze beruhten zwar auf der Basis eines festen und lebendigen Christenthums, Manches darin aber sey falsch, schroff und einseitig.

Gern hätte ich mich gegen diese Vorwürfe sofort vertheidigt, oder, wenn ich sie gerecht befunden, sie zur Erlangung einer besseren Ueberzeugung benutzt, aber bei der völligen Unbestimmtheit, welche Sätze mit den falschen, schroffen und einseitigen gemeint seyen, war beides unmöglich. Fehlte nun diese Bestimmung von Anfang an, so wäre wenigstens zu wünschen gewesen, daß man sie bald mit einer Rechtfertigung jenes Urtheils hätte nachfolgen lassen. Allein auch darauf hat Einsender bis jetzt vergeblich gehofft. Bloß das oben angeführte Bedenken ist erschienen, welches um so weniger als die verheißene Widerlegung angesehen werden kann, als es sich vielmehr über als gegen die bezeichneten Aufsätze verbreitet und noch mehr gelegentliche Gedanken, die Breslauische Kirchensache überhaupt betreffend, ausspricht. Da es aber doch von Seiten der Ev. K. Z. als Widerlegung betrachtet worden zu seyn scheint (denn eine andere ist ja nun seit Monaten nicht erschienen) und einige Sätze enthält, die wir der Besprechung für sehr würdig, andere, die wir für irrig halten; so ist es Pflicht, darauf zu erwiedern. Wir genügen dieser Pflicht um so lieber, als wir es mit einem Manne zu thun haben, der, indem er sich als einen entschiedenen Lutheraner bekennt, mit uns völlig auf gleichem Grund und Boden steht, weshalb zu hoffen ist, daß nur falsche Voraussetzungen über das Faktische des Streits, die bei der Entfernung des Orts sich leicht bilden können, seinen Dissens veranlaßt haben und bloße Verständigung auch zu wahrer Einigung führen werde.

Protestiren muß ich schon gegen die Aufschrift: „Bedenken bei dem Aufsatze eines Lutheraners der separirten Gemeinde zu Breslau." Sie erweckt eine zwiefache falsche Vorstellung; erstens als wäre ich Separatist (denn eine separirte Gemeinde besteht aus Separatisten), und zweitens, als gäbe es hier außer dieser sogenannten separirten noch andere Lutherische Gemeinden. Wider das erstere haben wir schon zehnmal erklärt, daß man unmöglich den, der bei seiner Kirche beharrt, während die Anderen sie verlassen, einen Separatisten nennen könne; aber freilich geht dieses gegen das „allerstärkste Argument" der Widersacher an, wie Luther es nannte: „Unser ist viel ein gröber Haufe als euer, und wir halten es so, darum müßt ihr Unrecht haben;" und so wäre es nicht zu verwundern, wenn diese neue Erklärung auch nichts hülfe. Was das Zweite betrifft, so weiß ich nicht, wie man Kirchen Lutherische nennen kann, die selbst diesen „Sektennamen," wie sie sich jetzt ausdrücken, feierlich abgelegt haben und dieser Absagung so sehr mit der That entsprechen, daß in ihnen weder entschieden Lutherisches Bekenntniß durch das Candidatenexamen gelassen, noch auch eine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche zugegeben wird. Möchte man doch endlich einmal zu Herzen nehmen, daß dieses nicht rhetorische Figur, sondern ganz prosaische historische Wahrheit ist.

Das Bedenken selbst zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten erklärt sich der Herr Verfasser mit uns einstimmig hinsichtlich unseres Bekenntnisses vom heiligen Mahle. Wenn er jedoch meint, es solle noch klarer, einfacher, bestimmter und begründeter abgelegt werden, so wissen wir nicht, wie wir nach den Umständen allen diesen Erfordernissen noch mehr hätten genügen sollen, als es dadurch geschehen ist, daß wir vor Jedermann, den es anging, namentlich den geistlichen Behörden, mündlich und schriftlich, einzeln und in Gesammtheit sagten: Wir bekennen so, wie es unsere Bekenntnißschriften an den bekannten Stellen aussprechen und unsere ehemaligen Geistlichen bei der Austheilung vor 1830 auch bekannt hatten („dies ist der wahre Leib, das wahre Blut unseres Herrn Jesu Christi" u. s. w.), dieses Bekenntniß mit den Stellen der heiligen Schrift rechtfertigten, es, wo es nöthig war, vor irrigen Deutungen verwahrten und uns vor Allem jeder Theilnahme an falschem Abendmahl und dem Abendmahl falscher Kirche enthielten. Die dabei uns bewußt oder unbewußt untergelaufenen Schwächen verkennen wir nicht, bezweifeln aber, daß sie einem Anderen als dem Herzenskündiger bekannt geworden sind. Versteht der Herr Verf. aber unter dem Bekenntniß die schriftstellerische Entwickelung desselben, so mag es uns freilich noch an Vielem fehlen; indessen ist nicht zu übersehen, daß, so hoch man auch die theologische Wissenschaft ehren soll, sie doch viel unwichtiger ist, als das einfache kirchliche Bekenntniß; denn nur das letztere kommt unmittelbar aus dem Leben und erhält unmittelbar das Leben der Gemeinde; zugleich gehört es Allen, vornehmlich den Unmündigen zu, an denen Gott das meiste Gefallen hat; wogegen die Wissenschaft, ein Eigenthum Weniger, erst mittelbar aus dem Leben der Gemeinde hervorgeht und von ihr getragen werden muß. Außerdem ist zu bedenken, daß, nach dem unendlichen Reichthum der göttlichen Wahrheit und der Mannichfaltigkeit der Gaben zu ihrer Erkenntniß, eine einzelne Art der wissenschaftlichen Auffassung nicht auf alleinige Geltung Anspruch machen und die übrigen nach ihrem Maaße abwürdigen darf. So hat z. B. der Herr Verf. von der Aristotelischen Idee der rechten Mitte zwischen zwei Extremen die segensreichsten Anwendungen auf die Entwickelung mehrerer Dogmen gemacht und wir haben uns der Früchte seiner Gabe brüderlich erfreut. Aber ihre menschliche Beschränktheit liegt darin, daß sie nur zwei falsche Richtungen erklärt und davor bewahrt, während die Wirklichkeit deren vielmehr darbietet, und daß sie nur der begrifflichen Auffassung genügt, die nicht alle Leute anspricht. Diese ihre Beschränktheit ist kein Tadel derselben, so lange sie sich nur selbst nicht als eine beschränkte verkennt: sie gehört selbst mit zu ihrer Energie. Aber neben dieser Auffassung *) gibt es noch viele andere zum Theil tiefere und biblischere, z. B. eine physikalische, eine historisch-prophetische, eine philologische, eine psychologische u. s. w. u. s. w., und wer verwandte Geistesrichtung hat, wird theils in älteren, theils namentlich in den Scheibelschen Abendmahlsschriften ausgezeichnete Leistungen nach dem Maaße solcher anderartigen Gaben nicht verkennen und geringschätzen.

Weiter wünscht der Herr Verf., daß die beiden anderen Differenzen der Lutherischen und Reformirten Kirche von der Person Christi und der Erwählung uns noch deutlicher und in ihrem Zusammenhange mit dem Abendmahlsstreit hervortreten mögen. Auch diese Lehren sind in unseren Bekenntnissen nicht versäumt worden, und was von ihnen dem christlichen Leben angehört, dürfte in der hiesigen Gemeinde, wenn auch in Schwachheit, doch ziemlich verbreitet gefunden werden. Wenn jedoch

*) Wir möchten diese logische Auffassung die lineare nennen, die den Weg erklärt, der ein Rechts und Links hat. Weiter fordern aber auch die Wahrheit und das Leben ihre Auffassungsarten; denn neben der linearen gibt es eine planimetrische (die vier, resp. zwölf Hauptrichtungen zu erkennen gibt) und eine stereometrische, die tiefste israelitisch-biblische und der begrifflichen grade entgegengesetzte, deren Grundzahl sieben ist. Wer es fassen kann, der fasse es.

diese Lehren im Streite mehr zurücktraten, so lag der Grund darin, daß der Streit überhaupt nicht in der Gelehrtenwelt, oder aus müßiger Spekulation, sondern kirchlich und im Leben selbst geführt wurde. Hier lag es aber in der Natur der Sache, daß der Angriff und folglich auch die Vertheidigung nur auf die Sakramente und die Kirche gerichtet werden konnte. Denn nur jene beiden Stücke stellen sich im äußeren Leben der Gemeinde dar, die beiden anderen Dogmen (obgleich auch diese bei weitem noch nicht die Reihe der Differenzpunkte abschließen) wurden damit zwar mittelbar auch angegriffen, weil die ganze Dogmatik nur ein Theil des kirchlichen Daseyns ist; aber, da man auf jede dogmatische Einwendung erwiederte: auf solche Spitzfindigkeiten könne man sich nicht einlassen, wie hätte es da über diese Dogmen zu einer wahrhaften Verhandlung kommen können? Im Rückblick hierauf hat es uns fast ein wehmüthiges Lächeln abgenöthigt, wenn der Herr Verf. „über die unverantwortliche Vernachlässigung klagt, womit man bei dem ganzen neueren Unionswesen den grundwichtigen Artikel von der Gemeinschaft der beiden Naturen in Christo ganz auf die Seite geschoben habe, als verlohne es sich kaum der Mühe, ein Wort darüber zu verlieren." Also ein so großes Vertrauen hegte der Verf. zu dieser Zeit und ihren kirchlichen Unternehmungen, daß er in aller Unschuld meint, es sey bei dem Unionswesen überhaupt irgend auf einen festen Glauben angekommen und man habe nur in Einem Stücke sich eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Wer mitten in der Sache gestanden, weiß es besser; doch auch der Fernstehende sollte auf den allgemein-ungläubigen Charakter unserer Zeit achten; und wem dieser im Beihalt der göttlichen Prophetien noch keinen Aufschluß gab, der sollte wenigstens die Thatsache nicht übersehen, daß überall die ganzen oder halben Rationalisten nach Union verlangte, die Bessergesinnten in ihrer Unklarheit sich meist nur ziehen ließen, und daß da, wo es einer Nachhülfe durch die Behörden bedurfte, sogar officiell erklärt wurde: daß es bei der Union kirchlich gar nicht auf den Glauben abgesehen sey. Aber dieses Uebersehen ist nicht bloß zu entschuldigen, es ist höchst gefährlich, und, fortgesetzt, sündlich (wir müssen dieses im tiefsten Ernste sagen), wenn es zu solchen Irrthümern und Maximen des Handelns verführt, die, unserer Ueberzeugung nach, den völligen Ruin der Kirche Christi auf Erden herbeiführen müßten, wenn ihnen nicht durch des Herrn Geist entgegengetreten würde.

In dieser Beziehung hat uns der zweite Abschnitt des Bedenkens sehr wehe gethan, dessen persönliche Vorwürfe wir übrigens, da sie gewiß aus Liebe hervorgegangen sind, gern verschmerzen. In diesem Abschnitt tadelt uns der Herr Verf., daß wir es nicht bei dem, was er „Bekenntniß" der hochwichtigen Lutherischen Lehren nennt, haben bewenden lassen, sondern auch die auf dasselbe gegründete Kirche im Gegensatz der unirten festgehalten haben. Er sagt: „Ich kann es nicht rühmen, daß sie dieses rühmliche Bekenntniß, statt es als ein hochaufgeworfenes Panier auf dem durch das Verfallen der alten Scheidewände zwischen Lutheranern und Reformirten weithin freigewordenen Felde nach allen Seiten hin Bekenner werben zu lassen, sofort gleich von vorn herein in neue Scheidewände einer separirten kirchlichen Verfassung einmauern, und so, statt vorerst noch mit einem offenen räumigen Gezelt sich zu begnügen, sogleich ein Haus bauen, was durch seine Enge eine Menge von Gläubigen nicht hereinkommen läßt, und eine so sehr zu wünschende Glaubensunion der Reformirten mit den Lutheranern unmöglich macht, weil es jenen die Thüre verschließt." In der That, wir trauten unseren Augen kaum, als wir hiemit einen Satz und zwar ohne Verwahrung in derselben Ev. K. Z. ausgesprochen lasen, der früher von Schleiermacher ungefähr in demselben Bilde ausgesprochen, von ihr die höchste Mißbilligung erfahren hatte. Damals galt es freilich die Rationalisten; aber nicht auf einen Namen und nicht auf eine einzelne Anwendung, auf das Princip kommt es an. Nun behauptet der Herr Verf. in den von der Ev. K. Z. aufgenommenen Aufsätzen bekanntlich, daß die Lutherische Kirche die allein wahre Mitte zwischen der Reformirten und Katholischen Kirche halte; er erklärt die Lehren dieser beiden Kirchen für gleich häretisch, nur nach entgegengesetzten Seiten hin, und hält die Punkte der Glaubensabweichung für höchst wichtig. Hienach sollte man glauben, daß eben so, wie man abseiten der Ev. K. Z. von den Rationalisten (und wie uns scheint, mit Recht) verlangte, diese möchten aus der Evangelischen Kirche (im alten Sinne des Wortes) ausscheiden und keineswegs nach einer Union mit ihnen sich sehnte, auch der Herr Verf. die Reformirten, wenn sie schon in unserer Kirche wären, aus derselben hinausweisen, und wo sie noch nicht darin sind, sich nicht mit ihnen vereint wünschen würde. Aber keineswegs! Wie Herr Dr. Schleiermacher die Kirchenmauern möglichst erweitert haben wollte, damit auch die mancherlei Arten von halbem Glauben bis zum entschiedensten Rationalismus herab darin Platz fänden und nun mit ihnen zusammen eine Ausgleichung der noch streitigen Punkte erzielt werden könnte, wie er in unserer Zeit eine Menge von erfreulichen Erscheinungen wahrnahm, die eine baldige Annäherung der feindlichen Gegensätze und eine Feststellung der noch streitigen Wahrheit hoffen ließen, so wünscht auch Herr Dr. S.....s ein provisorisches Zusammenthun der Reformirten und Lutherischen Kirche, um ein offenes geräumiges Gezelt zu gewinnen, worin dann die Friedensunterhandlungen zweifelsohne zu einem baldigen günstigen Resultat führen würden, und sieht gleichfalls manche Zeichen schon seit dreihundert Jahren, welche ihm diesen Erfolg zu verbürgen scheinen. Nur muß der Herr Verf., wenn er irgend consequent seyn will, darin noch weiter gehen, daß er auch die Union mit den Katholiken herbeiwünschen und folglich auch dafür thätig seyn muß. Denn ihm ist ja die Lutherische Kirche die Mitte zwischen der Reformirten und Katholischen, und welcher Grund könnte es rechtfertigen, der rechten Seite zu versagen, was man der linken gewährt hat? Wir glauben nicht, daß Herr Dr. S.....s praktisch so weit gehe. Aber was hilft das? Wer die Macht der Consequenz kennt, weiß, daß sie ein eisernes Scepter schwingt; und es bedarf keiner großen Prophetengabe, sondern nur eines ungetrübten Blicks in das Treiben unserer Zeit, *) um mit Sicherheit vorausjagen zu können, daß von der ersten (1830 vollzogenen) bis zur zweiten Union nicht weiter seyn wird, als von Augsburg nach Trient — d. i. nur ein halbes Menschenalter. **)

*) Wir erinnern nur an die Titelvignette der so sehr verbreiteten und der Union so eifrig ergebenen allgemeinen (d. i. katholischen) Kirchenzeitung. Drei Hände sieht man dort verschlungen. Darüber wird unser Herr gekreuzigt. — Commentar: Luc. 23, 12.

**) Man denke nur nicht, daß diese Union, wie die jetzige protestantische, auf der Seite des (verweltlichten) Gefühls und des darauf beruhenden Kultus zu Stande kommen werde. — Dann würde ihr allerdings noch zu viel Verschiedenartigkeit der Bestandtheile im Wege stehen; aber Rom hat nicht Gefühl, es hat Willen und dem Willen convenirt es zu herrschen. Ihm wird daher genügen, seine socii (so nannte es bekanntlich ehemals die von ihm zertretenen

Doch eben weil Viele schon unter dem Einflusse dieser Consequenz stehen und sie daher nicht fürchten, müssen wir auf den Inhalt der Behauptungen des Herrn Verf. selbst eingehen, um ihren Werth beim Lichte des allein untrüglichen Wortes Gottes zu prüfen.

Wenn wir die Bilder des Herrn Verf. richtig verstehen, so wirft er uns vor, daß wir unser Lutherisches Bekenntniß nicht bloß einzeln mit dem Munde abgelegt, sondern demselben gemäß auch als Gemeinde gehandelt, d. h. es kirchlich geltend gemacht und der Gemeinschaft mit der unirten Kirche uns enthalten haben. Denn das „hochaufgeworfene Panier" ist offenbar der in den Lutherischen Bekenntnißschriften enthaltene Glaube, das „weithin (wovon? vom Glauben?) freigewordene Feld" die unirte sogenannte Evangelische Kirche, „die Einmauerung in ein Haus, welches durch seine Enge viele Gläubige nicht hinein kommen läßt" und nachher „die Einpferchung in eine eigene Verfassungsform," unser Festhalten an der Lutherischen Kirche, die natürlich auch eine Verfassung haben muß. Nur was mit dem „offenen rämmigen Gezelt" eigentlich gemeint sey, ist nicht ganz deutlich. Etwa freie Conventikel in der unirten Kirche? Gegen diese wäre der Form nach nichts einzuwenden, wenn sie als Privatgottesdienste in der unirten Kirche (vorausgesetzt, daß man sich zu dieser als zu seiner öffentlichen Kirche ebenfalls von Herzen bekennte, und der Schrift gemäß bekennen dürfte) gemeint wären. Sollten sie dagegen die öffentliche Kirche ersetzen, indem man sich zu dieser nur im Scheine, und um den weltlichen Forderungen zu genügen, bekennte, so würde uns darin eine der Wahrheit und Würde des christlichen Bekenntnisses zu nahe tretende Zweideutigkeit zu liegen scheinen. Doch vielleicht dachte sich der Herr Verf. unter dem offenen Gezelt wieder die unirte Kirche selbst. Alsdann wäre das Bild insofern nur zu treffend gewählt, als sie in der That dem Wolfe zum Raube der Schafe von allen Seiten offenen Zutritt gestattet und jedem Winde der Lehre, des Zeitgeistes und der kirchlichen Experimental-Politik auf's Aeußerste exponirt ist. Es wäre denn aber auch wohl

Völker), die übrigens ihre superstitio, so weit es nicht staatskirchengefährlich, behalten mögen, der Kirchenverfassung nach sich zu unterwerfen. Nun müßte aber das Menschengeschlecht sich verläugnen, es müßte nicht wahr bleiben, daß Augenlust in ihrer Spitze in Hoffahrt ausschlägt, wenn die, welche in buhlerischer, sogenannter evangelischer Liebe und der Eitelkeit der falsch berühmten Kunst sich bald erschöpft haben, nicht begierig um jeden Preis nach gebotenen Kardinalshüten in der neuen Weltkirche greifen sollten. Man sehe doch nur um sich, oder auch man sehe das in der vorigen Anmerkung angezogene Bild an. Die beiden ersten Hände fassen sich in gefühliger Freundschaft. Aber der dritte Mann greift etwas unsanft über beide her, gibt nicht die Hand, sondern packt die beiden anderen, daß sie nicht von einander los können. — Man lache nicht über unsere Auslegung; die Dinge pflegen sich nun einmal so zu gestalten, wie sie sind.

Niemanden zu verargen, wenn er sich einem so unsicheren Obdache nicht gern anvertrauen wollte. Doch wir sehen von dem ungewissen Bilde ab und halten uns an die gewisse Sache. Hier müssen wir zwei Sätze bestreiten:

Erstens, daß es für einen Lutheraner überhaupt recht sey, seine Kirche zu verlassen und sich mit einer irrigen, wenn auch nur äußerlich, zu vereinigen. — Wir behaupten dagegen, daß Gottes Wort und unsere Kirche dieses als etwas höchst Sündhaftes verbieten.

Zweitens, daß von einer solchen Vereinigung zu hoffen sey, sie werde das Lutherische Bekenntniß mehr ausbreiten und einmal wieder zur Wiederherstellung einer viel herrlicheren und größeren Kirche dieses Bekenntnisses führen. — Wir behaupten dagegen, daß sie, so viel an ihr liegt, einen völligen Abfall von Gottes Wort und Kirche zur Folge haben müsse.

Beide Sätze haben wir zwar auch in Druckschriften schon mehrmals aufgestellt und bewiesen. Aber theils sind diese nicht in Aller Hände gekommen, theils hat man nicht für gut gefunden (möge Jeder in seinem Gewissen zusehen, aus welchem Grunde), sich darauf einzulassen. Deshalb müssen wir fortfahren noch deutlicher und dringender von der Wahrheit zu zeugen.

Hinsichtlich des ersten Satzes gehen wir wieder von dem Zugeständniß des Herrn Verf. aus, daß die Lutherische Kirche das wahre Bekenntniß habe und folglich die wahre Kirche sey, die Reformirte und Katholische dagegen zu beiden Seiten abweichen, mithin irrige Kirchen seyen. Ferner ist es als historisches Faktum unbestreitbar, daß in neuester Zeit eine Union zwischen Lutherischer und Reformirter Kirche dadurch bewirkt werden sollte und zum Theil bewirkt worden ist, daß man, den Glauben dahin gestellt seyn lassend, dieselben Formen des Gottesdienstes, dasselbe Kirchenregiment und überhaupt dieselbe äußere Kirche für beide vorschlug, gebot und wirklich einführte. Hienach können wir den Status controversiae nicht besser formiren, als es in der Concordienformel Art. 10. also geschehen ist: „Die Hauptfrage aber ist gewesen: Ob man zur Zeit der Verfolgung *) und im Fall der Bekenntniß, wenn die Feinde des Evangelii sich gleich nicht mit uns in der Lehre vergleichen, dennoch mit unverletztem Gewissen etliche gefallene Ceremonien, so an ihm selbst Mitteldinge **) und von Gott weder geboten noch verboten, auf der Widersacher Dringen und Erfordern wiederum aufrichten und sich also mit ihnen, in solchen Ceremonien und Mitteldingen vergleichen möge? Der eine Theil hat Ja, der andere Nein dazu gesagt."

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber das Historische in dieser Beziehung vgl. Scheibel's Geschichte der Lutherischen Kirche in Breslau.

**) Z. B. eine neue Liturgie, die nichts Ungläubiges enthält. — Wenn gar Ungläubiges vorkäme (vgl. theolog. Votum eines Juristen S. 10—13.), so versteht sich dasselbe noch um so viel mehr.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 24. August. № 68.

Erachten über das Bedenken eines „entschiedenen Lutheraners" in Nr. 5 und 6. des Jahrgangs 1833, den Aufsatz in Nr. 91 und 92. des Jahrgangs 1832 betreffend.

(Fortsetzung.)

Was sagen nun unsere Bekenntnißschriften, die der „entschiedene Lutheraner" doch gewiß anerkennen wird, hiezu? Die Affirmatica, so weit sie hieher gehört, lautet eben daselbst: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß zur Zeit der Verfolgung, wenn eine runde Bekenntniß des Glaubens von uns erfordert, in solchen Mitteldingen den Feinden nicht zu weichen, wie der Apostel geschrieben: So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen (Gal. 5, 1.). Item: Ziehet nicht am fremden Joch. Was hat das Licht vor Gemeinschaft mit der Finsterniß? (2 Cor. 6, 14.). Item: Auf daß die Wahrheit des Evangelii bei euch bestünde, wichen wir denselben nicht eine Stunde unterthänig zu seyn. Denn in solchem Fall ist es nicht mehr um Mitteldinge, sondern um die Wahrheit des Evangelii, um die christliche Freiheit und um die Bestätigung öffentlicher Abgötterei, wie auch um die Verhütung der Aergerniß der Schwachgläubigen zu thun, darin wir nichts zu vergeben haben, sondern rund bekennen und darüber leiden sollen, was uns Gott zuschickt, und über uns den Feinden seines Wortes verhänget." Umgekehrt sagt die hiezu gehörige Negativa: „Demnach verwerfen und verdammen wir, als unrecht und dem Worte Gottes zuwider, wenn gelehrt wird: — III. Item, daß man zur Zeit der Verfolgung und öffentlicher Bekenntniß, den Feinden des heiligen Evangelii (welches zu Abbruch der Wahrheit dient) in dergleichen Mitteldingen und Ceremonien möge willfahren, oder sich mit ihnen vergleichen." *)

*) Daß unsere Väter bei diesem Bekenntniß die Katholische Kirche im Auge hatten, wird seiner Anwendung auf den vorliegenden Fall nicht entgegengesetzt werden. Denn das Wort Gottes ist ein zweischneidiges Schwerdt und auf den ersten Timotheus Brief folgt von demselben Apostel der zweite.

Aber dem Lutheraner sind seine Kirchensymbole nicht Glaubensnorm, wenn sie nicht in der heiligen Schrift Grund haben. Daher wollen wir auch deren Aussprüche besehen, obgleich auch schon die Concordienformel, wie immer, einige der wichtigsten angeführt hat.

Die erste äußere Union, deren das Wort Gottes gedenkt, kommt in der Urgeschichte 1 Mos. 6, 1 f. vor. „Da sich aber die Menschen begannen zu mehren auf Erden und zeugeten ihnen Töchter: da sahen die Söhne Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren und nahmen zu Weibern, welche sie erwählten." Handelten sie damit etwa dem göttlichen Willen gemäß? Die Schrift fährt fort: ‚Da sprach der Herr: Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch." — Als Gott später beim Ursprunge der Völker sich ein besonderes Volk auserwählt hatte, dem er seine Rechte und Verheißungen anvertraute, schloß er es sorgfältig in eine besondere Verfassungsform ein, und verbot alle äußere Unionen auf das Strengste. Schon als die Sichemiten ohne das Wort Gottes und bloß wegen äußerer Union im Fleisch die Beschneidung annahmen und sagten: „Diese Leute sind friedsam bei uns und wollen im Lande wohnen und werben, so ist nun das Land weit genug für sie („ein weites offenes Feld"); wir wollen uns ihre Töchter zu Weibern nehmen und ihnen unsere Töchter geben. Aber denn wollen sie uns zu Willen seyn, daß sie bei uns wohnen und Ein Volk mit uns werden, wo wir Alles, was männlich unter uns ist, beschneiden, gleichwie sie beschnitten sind" u. s. w. — Da ließ Gott es dem Eifer des Priestervaters und seines Bruders gelingen, *) daß zwei Männer durch Vertilgung einer ganzen Stadt die verhaßte Union hintertrieben (1 Mos. 34.). Als er nachher das Gesetz gab, verordnete er wiederholt (2 Mos. 34, 11 f., 5 Mos. 7, 1—6.): „Halte, was ich dir heute gebiete. Siehe, ich will vor dir her ausstoßen die Amoriter, Cananiter, Hethiter, Pheresiter, Heviter

*) Begreiflich kommt es hier auf den moralischen Werth der List Simeon's und Levi's nicht an; obgleich man sich auch bei dieser Frage wohl hüten muß, die Verhaltnisse Alttestamentarischer Oekonomie aus dem beschränkten Gesichtspunkt moderner Ethik zu beurtheilen.

und Jebusiter. Hüte dich, daß du nicht einen Bund machest mit den Einwohnern des Landes, da du einkommst, daß sie dir nicht ein Fallstrick unter dir werden; sondern ihre Altäre sollt ihr umstürzen und ihre Götzen zerbrechen, und ihre Haine ausrotten, denn du sollst keinen anderen Gott anbeten. Denn der Herr heißet ein Eiferer, darum, daß er ein eifriger Gott ist. Auf daß, wo du einen Bund mit des Landes Einwohnern machest und wenn sie huren ihren Göttern nach und opfern ihren Göttern, daß sie dich nicht laden und du von ihrem Opfer essest; und nehmest deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern und dieselben denn huren ihren Göttern nach und machen deine Söhne auch ihren Göttern nachhuren." Bekanntlich fehlte es auch nicht lange an einem geschickten Plane zu äußerer Union, den ein gar gläubig scheinender aber doch nicht israelitisch-gläubiger Theolog und Prophet des Allerhöchsten angab und der mit bestem Erfolge in's Werk gesetzt wurde. Bileam, nachdem er vergeblich die Wahrheit Gottes selbst nach Balaks Gefallen zu drehen sich bemüht hatte, gab dem Könige den Rath, das Volk Israel zuvörderst äußerlich mit den Moabitern zusammen zu führen, wohl wissend, was darauf folge (4 Mos. 25, 1 f., 31, 16.). „Und das Volk hob an zu huren mit der Moabiter Töchtern, welche luden das Volk zum Opfer ihrer Götter. Und das Volk aß und betete ihre Götter an. Und Israel hängete sich an den Baal Peor." Wie sah aber der Herr diese Vereinigung an? Man lese 4 Mos. 25, 4 f., Cap. 31, 1—24. Wollten wir die ferneren häufigen Verbindungen Israels mit den umwohnenden ihm zum Theil sehr nahe verwandten Völkerschaften und die Strafen, welche Gott deshalb durch seine Propheten androhte und nachher wirklich vollstreckte, aufzählen, so müßten wir einen großen Theil der israelitischen Geschichte abschreiben. Erst seit seiner Verwerfung nach Babel kam das Volk von seiner unglücklichen Neigung, sich mit fremden Völkern zu vereinigen, zurück, und man möchte behaupten, daß deshalb von da an die Prophetie verstummte, weil das nun mündig gewordene Volk dieser besonderen Leitung durch den Herrn nicht mehr bedurfte, um sich von der Vermischung mit fremden Völkern und damit von der Befleckung mit fremdem Gottesdienste rein zu erhalten. Uebrigens fehlte es keineswegs an Unionsversuchen, die nun aber bei geförderter Geistigkeit des Volks auch selbst weit geistigerer Art waren. Man lese die Makkabäer; namentlich die Geschichte Antiochus des Edlen (Epiphanes), die nach dem Zeugniß des Propheten Daniel Cap. 11. als Vorbild für die letzte Zeit von so furchtbarer Wichtigkeit ist. „Zu dieser Zeit entstanden in Israel böse Leute, die hielten an bei dem Volk und sprachen: Lasset uns hingehen und einen Bund machen mit den Heiden umher; denn wir haben viel leiden müssen seit der Zeit, da wir uns von ihnen abgesondert haben. Diese Meinung gefiel ihnen wohl. Und machten sich bereit Etliche vom Volk und reiseten zum Könige; der gestattete ihnen heidnische Weise anzufangen" (1 Makkab. 1, 12—14.). Wie klagt aber der Geschichtschreiber, daß durch die Verführung des gottlosen und unpriesterlichen Jasons, der um Geld und die Verheißung, ein Spielhaus zu Jerusalem einzurichten, und die Juden nach der Antiochier Weise zu ziehen, die Hoheprieſterwürde vom König erhalten hatte, wie klagt er, daß durch dessen Verführung seine Landsleute „auf der Griechen Sitten gewöhnt wurden, daß die wohlthätigen Freiheiten, den Juden von dem Könige verschafft, abgethan, die gesetzliche Ordnung aufgelöst, neue unehrliche Weise angerichtet, der Väter Ehre gering geschätzt, der Griechenruhm für köstlich gehalten wurde" (2 Makkab. 4, vgl. 1 Makkab. 1, 15. 16.). Es dauerte nun auch nicht lange. „Und Antiochus ließ ein Gebot ausgehen durch sein ganzes Königreich, daß Alles nur Ein Volk seyn sollte und sollten ein jegliches ihre Gesetze verlassen. Da fügten sich alle Völker nach dem Wort des Königs. Und Viele aus Israel willigten auch in seinen Gottesdienst und opferten den Götzen und entheiligten den Sabbath. Antiochus aber sandte Briefe durch Boten nach Jerusalem und in die Städte Juda, darin er gebot, daß sie der Fremden Weise im Lande annehmen sollten" u. s. w. (1 Makkab. 1, 43—46 u. f.). Nach den folgenden Versen geschah diese Hinüberleitung zuvörderst nur im Aeußerlichen, durch einige Veränderungen im Opferdienst, in den Festtagen, in der Beschneidung; der Gott selbst blieb der vorige. Aber nach einigen Jahren, da „Viele vom Volk abfielen von Gottes Gesetz und sich zu ihnen sammelten" (V. 53.), ging man consequent weiter; „der König Antiochus ließ den Gräuel der Verwüstung auf Gottes Altar setzen" (unser Heiland sagt: Wer das lieset, der merke drauf! Matth. 24, 15., vgl. Daniel 9, 27., 11, 31., 12, 11.). Aus dem Tempel zu Jerusalem wurde ein Tempel des Zeus Olympios, aus dem zu Garizim ein Tempel des Zeus Xenios gemacht, die Bücher des Gesetzes Gottes wurden zerrissen und verbrannt, die schrecklichsten Verfolgungen über die Treugebliebenen verhängt. (Man lese 1 Makkab. 1. gegen Ende; 2 Makkab. 6.) Deren gab es aber nur wenig. Denn begreiflich werden die, welche sich das Frühere hatten gefallen lassen, auch in dem daraus Folgenden nichts Anstößiges gefunden haben. Sie werden etwa gesagt haben: „Von diesem Zeus lehren die Griechen, daß er der Gott über alle Götter sey; von ihm singen ihre Propheten:

Ζεὺς ἦν, Ζεὺς ἔστι, Ζεὺς ἔσσεται, ὦ μέγαλε Ζεῦ!

Zeus war, Zeus ist, Zeus wird seyn, o erhabener Gott Zeus! eben so wie Jehovah sich dem Moses (2 Mos. 3, 14.) zu erkennen gegeben hat. Was für ein Unterschied sollte also wohl zwischen ihm und unserem Gott seyn? Opfer und Feste haben die Griechen auch, wie wir, ihre Untergottheiten sind unsere Engel. Unbedenklich können wir also uns mit ihnen im Gottesdienst vereinigen. Einige Differenzen bleiben freilich noch, die wir im Bekenntniß festhalten. Aber freut euch doch; die Scheidewände sind gefallen und wir haben nun endlich Gelegenheit gefunden, unser Bekenntniß, das als göttliches auch die Pforten der Hölle nicht überwinden können,*) weithin auszubreiten; ohne Zweifel wird Israel aus dieser Union in verjüngter Herrlichkeit hervorgehen." Aber der Geschichtschreiber sagt von dieser Zeit (1 Makkab. 1, 66.): „Es war ein sehr großer Zorn über Israel" (denn da das Volk die ersten Schritte zum Götzendienste nachgegeben hatte, faßte es der Herr bei der Consequenz und gab es nun auch zur Strafe dahin). Er rühmt alle diejenigen, welche des fremden Gottesdienstes sich enthielten und lieber den Tod und alle Qualen erlitten, als daß sie sich mit Speisen u. s. w. verunreinigten. — Wie aber, wenn es solche nicht gegeben hätte, wenn die Zeit verkürzt worden, alle Juden in das Heidenthum versunken wären? Ein furchtbarer Gedanke! Denn dann wäre der Weg zur Erfüllung der Weissagungen unterbrochen worden — es hätte keinen Erlöser, auch nicht für die Heiden gegeben; aber eben darum konnte Israel nicht vergehen, und wären Alle abgewichen, so würde das Wort haben wirklich werden müssen: Gott kann aus diesen Steinen dem Abraham Kinder erwecken.

*) Bekenntniß? Der Herr sagt dieses bloß von seiner Kirche und von dieser fielen jene Volksverführer eben ab.

Denn des Herrn Wort kann nicht vergehen, wenn auch Erde und Himmel vergeht, und des Herrn Volk kann nicht aufhören, wenn auch die Pforten der Hölle dagegen stürmen.

Wir haben bis dahin das Alte Testament betrachtet, nach dessen Oekonomie Staat und Kirche zusammenfallen. Gehen wir nun zum Neuen über, in dem das, was dort Gesetz, Glaubenslehre, was dort Volk, äußere Kirche ist. Hier finden wir nun, daß wie der Gott derselbe ist, er auch dieselbe strenge Keuschheit von seiner nun geistig gewordenen Braut Zion verlangt. Schon der Herr selbst sagt, Matth. 7, 15.: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe," was doch gewiß nicht heißt: Suchet äußere Union mit ihnen zu machen. Umgekehrt befiehlt er denen, die schon in der Gemeinde sind, Matth. 18, 15 f.: „Sündiget aber dein Bruder an dir (das Aergerniß der Ketzerei ist die vornehmste Sünde), so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zween zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Höret er die nicht, so sage es der Gemeinde; höret er auch die Gemeinde nicht, so halt ihn als einen Heiden und Zöllner." Ebenfalls sagt der Heiland, Matth. 7, 6.: „Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben, und eure Perle nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen." Und heißt das nicht das Heiligthum den Hunden geben, wenn man seine reine Kirche einer ketzerischen hingibt? (vgl. mit Verstand Math. 15, 26.). Der Apostel ferner sagt Tit. 3, 10. (vgl. 2 Tim. 3, 1—5.): „Einen ketzerischen Menschen, wenn er einmal und abermal ermahnt ist, meide" (ein Spruch, von dem Luther in dem Streit wider die Sakramentirer oft Anwendung machte, namentlich noch in seiner letzten Schrift); 2 Tim. 2, 16—21.: „Des ungeistlichen losen Geschwätzes aber entschlage dich; denn es hilft ihnen nur weiter im ungöttlichen Wesen (wenn man den Ketzern nach zweimaliger Ermahnung noch ferner predigen und mit ihnen verhandeln will), und ihr Wort frisset um sich, wie der Krebs (ergreift also eher die evangelischen Prediger selbst); unter welchen ist Hymenäus und Philetus, welche der Wahrheit gefehlet haben und sagen, die Auferstehung sey schon geschehen und haben Etlicher Glauben verkehret. Aber der feste Grund Gottes bestehet, und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen, und: Es trete ab (auch) in der kirchlichen Gemeinschaft) von der Ungerechtigkeit (d. i. den Irrlehren und den Irrlehrern), wer den Namen Christi (im Bekenntniß) nennt. In einem großen Hause aber sind nicht allein goldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene, und etliche zu Ehren, etliche aber zu Unehren. So nun Jemand sich reinigt von solchen Leuten, der wird ein geheiligtes Gefäß seyn zu Ehren dem Hausherrn bräuchlich und zu allem guten Werk bereitet." Eine für die treuen Nachfolger des Timotheus sehr beherzigenswerthe Stelle und auch darum wichtig, weil sie diejenigen widerlegt, die so gern nur den sogenannten Glauben an Jesum Christum in das Fleisch gekommen zum Unionsbanner machen möchten, ohne wissen zu wollen, daß, wer nicht das ganze fleischgewordene Wort aufnimmt, gar nichts davon hat (vgl. theol. Votum S. 27.), 2 Thess. 3, 6. „Wir gebieten euch aber, lieben Brüder, in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr euch entziehet von allem Bruder, der da unordentlich wandelt und nicht nach der Ueberlieferung, die er von uns empfangen hat," vgl. V. 14. und wie sich diese Entziehung auch auf das Aeußere erstrecken soll, 2 Joh. 9—11., 3 Joh. 7. 8. Endlich die Hauptstelle 2 Cor. 6, 14—18.: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit. Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? Wie stimmet Christus mit Belial? oder was für ein Theil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? Was hat der Tempel Gottes für eine Gleiche mit den Götzen? Ihr aber seyd der Tempel des lebendigen Gottes; wie denn Gott spricht: Ich will in ihnen wohnen, und in ihnen wandeln, und will ihr Gott seyn, und sie sollen mein Volk seyn. Darum gehet aus von ihnen, und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an; so will ich euch annehmen, und euer Vater seyn, und ihr sollt meine Söhne und Töchter seyn, spricht der allmächtige Herr." (Ueber die Beziehung dieser Stelle nicht bloß auf natürliche, sondern auch auf geistliche Götzendiener, d. h. Irrlehrer, vgl. Scheibel's biblische Belehrungen über Lutherischen und reformirten Lehrbegriff S. 15.) Wir haben alle diese Stellen vollständig hergesetzt, weil, wie die Erfahrung lehrt, bei der heutigen Sucht, immer nur etwas Neues zu erfahren, bloß citirte Stellen der Schrift, die ja Jedem schon einmal durch Auge und Sinn gelaufen sind, kaum nachgeschlagen, geschweige denn gründlich erwogen werden. Und doch ist dieses das Wort, das uns allein zur Seligkeit unterweisen kann, das Wort, wovon wir allein wahrhaft leben! — — Wir bitten den Leser noch einmal ausdrücklich, alle jene Stellen, und um der Geschichte willen auch die der Apokryphen recht ernstlich zu prüfen. —

Jenen ersten Satz, daß ein wahrhafter Lutheraner, nach dem Gebot der heiligen Schrift und dem Bekenntniß der symbolischen Bücher seiner Kirche, sich mit einer irrigen Kirche nicht vereinigen könne, glauben wir durch das Angeführte vollständig bewiesen zu haben. Doch hört man noch häufig eine Einwendung grade von solchen, die sich vorstellen die Sache mit besonderer Gewissenhaftigkeit durchdacht zu haben. Sie sagen: Eine solche äußere Union, eben als äußere, ist in der That gar keine; Jeder behält seinen Glauben nach wie vor, stellt sich bei den Sakramenten vor, was er für recht hält; denkt sich selbst als Mitglied der Kirche, zu der ihn Herz und Ueberzeugung ziehn; indem er sich also unirt, nimmt er eine in sich selbst widersprechende, mithin gar keine Handlung vor, und da nun so viele Gemeinden der Predigt des Evangelii noch so sehr bedürfen, so kann man wohl jenen nichtigen Schritt thun, um nur überhaupt zu ihnen gelangen zu können. — Eine feine Logik, um sich selbst zu entschuldigen! grade so gut, wie die der neuesten Philosophen, welche die Sünde, eben weil sie etwas Unvernünftiges, mithin Unwirkliches ist, auch für gleichgültig, nur für einen Durchgangspunkt halten, aus welchem die Tugend durch fortgesetzte Negativität sich erst zu ihrer vollkommenen Höhe erhebe. Auch hat es mit jener Nichtigkeit der Sünde seine Nichtigkeit; nur Schade, daß sie den, der sündigt, in diese Nichtigkeit mit hineinzieht — wie die Schrift sagt: Die Sünde gebieret den Tod — und daß die Gerechtigkeit, welche so durch fortgesetzte Negativität ihren Sieg feiert, nicht die Gerechtigkeit des Sünders, sondern nur die auch über dem Verlorenen verherrlichte Gerechtigkeit Gottes ist. So denn auch mit jener Union. Das wissen wir wohl, daß eine innere, wirkliche Union zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Glauben und Unglauben eine physische Unmöglichkeit ist. Eben deshalb bedarf sie aber auch des moralischen Verbotes nicht, kann dieses selbst sich auf sie nicht beziehen. Wohl aber kann Jemand dem Unglauben sich zuge-

sellen, und da dieses in der Regel durch äußere Handlungen geschieht (denn der Mensch will doch immer den Schein des Glaubens in seiner Mitmenschen oder seinen eigenen Augen behalten und sucht dieses durch Scheidung des von Gott Zusammengefügten, nämlich von Geist und Leib, Aeußerlichem und Innerem, um so lieber zu erreichen, als er den Verfolgungen immer schon durch Aufgeben des Aeußerlichen entgehen kann), so warnen die Schrift und unsere treuen Bekenntnißbücher grade vor äußerlichen Unionen am häufigsten. Ist diese nun aber sündlich, so sehe Jeder selbst zu, ob der Zweck die Mittel heilige, und welchen Segen er haben werde, wenn er stärker seyn will als der Herr.

Die Widerlegung des zweiten Satzes, den wir aus den Behauptungen des Herrn Verfassers herausgehoben haben, folgt eigentlich schon aus der des ersten. Denn ist eine äußerliche Union Sünde, so kann sie auch keine guten Früchte bringen, wenigstens möchte man hier eben so fragen, wie der Apostel in ähnlichen Verhältnissen 1 Cor. 7, 16. und 10, 16—22. Aber auch abgesehen hievon springt die Irrigkeit seiner Ansicht und die Nichtigkeit seiner Vorwürfe in die Augen. Er wirft uns vor, daß wir das Lutherische Bekenntniß von vorn herein in einer kirchlichen Vereinigung realisirt haben, und folgert daraus, daß wir damit vielen Gläubigen den Eingang in das so gebaute „enge Haus" verwehrten. Zunächst welche Folgerung! Steht es denn nicht Jedermann frei, ebenfalls an seinem Orte Lutheraner zu bleiben und resp. zu werden, und fordern wir dazu durch unser kirchliches Bekennen nicht mehr auf statt davon abzuhalten? Unser Heiland spricht: Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen seyn (Matth. 5, 14.), und wenn Gott hilft, wird sich dieses auch jetzt bewähren. Verstände aber der Herr Verf. unter der „Enge" des Hauses unseren streng schriftgemäßen Lutherischen Glauben, der nicht auch einigen Unglauben mit unterlaufen lassen will, und den wir allerdings zur Bedingung des Eintritts in die wahre Kirche machen, so liegt die Ursache nicht an uns, sondern an dem, der gesagt hat: „Gehet ein durch die enge Pforte; denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet und ihrer sind viel, die darauf wandeln. Und die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führet und wenige sind ihrer, die ihn finden." (Unmittelbar darauf folgt die Warnung vor falschen Propheten.) Um so unbegreiflicher müßte es uns aber dann seyn (und darum ist dieses gewiß des Herrn Verf. Meinung nicht), wie derselbe als entschiedener Lutheraner einer solchen Laxität das Wort reden konnte. — Der Vorwurf selbst ist aber eben so unbegreiflich. Wie sollte jemals im Christenthum das bloße Bekennen ohne eine darauf gegründete Kirche hinreichen? — Nein; so wie Mund und Leib früher sind als die Rede, welche aus ihnen hervorgeht, so muß auch die christliche Kirche stets dem Bekenntnisse zum Grunde liegen, und dieses bestätigt die ganze Geschichte des Reiches Gottes. Das erste Wort, wodurch Gott seine Kirche auf Erden stiftete, war: Gehe aus, nämlich zu Abram: „Gehe aus deinem Lande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land das ich dir zeigen will." Worauf denn die Verheißung folgt: „Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen und sollst ein Segen seyn." Erst nachdem Abram mit seinem Hause hienach ausgegangen war, predigte er vom Namen des Herrn (1 Mos. 12, 1—8.). Mit der Stiftung des Christenthums trat dieses noch mehr in's Licht. Das ewige Urbild des Christenthums auf Erden ist die himmlische Dreieinigkeit; wie der Herr in seinem hohenpriesterlichen Gebet sagt, Joh. 17, 21.: „Auf daß sie Alle eins seyn, gleich wie du, Vater, in mir und ich in dir; daß sie auch in uns eins seyn, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." Daraus folgt denn dreierlei: das nothwendige Ineinanderseyn der Kirche mit der Erlösung der Einzelnen, die nothwendige Heiligkeit der Kirche und die Nothwendigkeit des Vorhandenseyns einer wahren Kirche, damit die Welt zum Glauben gebracht werde; denn wie keine der göttlichen Personen ohne das ganze göttliche Wesen, wie dieses vollkommen und heilig ist und nur das Zusammenwirken aller drei Personen die Erlösung der Menschen zu vollbringen vermag, so soll auch auf Erden kein Einzelner außerhalb der Kirche und „sie sollen auch vollkommen seyn in Eins, wie der Vater im Himmel vollkommen ist" (Joh. 17, 23., Matth. 5, 48.) worin denn eben wieder die zum Glauben hinziehende Kraft liegt. Eben darum sagt auch der Herr nicht, wo einer, sondern: „Wo zwei oder drei (nach dem himmlischen Urbilde) in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen." Die ganze Pflanzungsgeschichte des Christenthums bestätigte nun auch diese Priorität der Kirche vor dem Bekenntnisse, des Seyns vor dem Worte. Zuerst ward der Grund gelegt, auf dem der heilige Bau aufgeführt werden sollte, das Wort ward Fleisch, und sobald Jesus anfing zu predigen, noch ehe Jemand ihn recht verstanden hatte, richtete er auch schon durch Berufung der Apostel, die um seinetwillen Alles verließen, die ersten Grundpfeiler seiner Kirche auf (Matth. 4, 17—22.). Eben so verfuhren nachmals die Apostel. Sie dachten nicht: Wir wollen, nachdem die Scheidewände zwischen Judenthum und Heidenthum verfallen sind, das Feld weithin offen lassen, gemeinschaftliche Gottesdienste mit den Heiden feiern, und in dieser großen Masse nur immer predigen, so wird uns die Heidenwelt schon zufallen; sondern, sobald sich an einem Orte nur Einige bekehrt hatten, pferchten sie diese ihre Schäflein als treue Hirten recht eigentlich sogleich in eine besondere Verfassungsform ein, streng dem Beispiele des Hausvaters folgend, der, da er einen Weinberg baute, auch sogleich einen Zaun darum zog, eine Kelter darin grub, einen Thurm aufrichtete und ihn denn den Weingärtnern austhat (Matth. 21, 33). Eben so nahmen sie es mit dem Glauben nicht etwa anfangs weniger streng; sondern, nur diejenigen für gläubig anerkennend, die an allen ihren Ueberlieferungen hielten, die sie gelehrt waren, es sey durch ihr Wort oder Epistel (2 Thess. 2, 15.), wachten sie in den Gemeinden mit der äußersten Sorgfalt über Reinheit der Lehre und des Wandels. Und hatte dieses auch von ihren Nachfolgern beobachtete evangelische Verfahren etwa die vom Herrn Verf. gefürchteten übeln Folgen? — Umgekehrt; nach drei Jahrhunderten war der ganze Teig des Heidenthums durchsäuert, und gewiß war dieser Erfolg in Beziehung auf jenes Verfahren nicht ein bloßes post hoc, sondern ein propter hoc.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 28. August. № 69.

Erachten über das Bedenken eines „entschiedenen Lutheraners" in Nr. 5 und 6. des Jahrgangs 1833, den Aufsatz in Nr. 91 und 92. des Jahrgangs 1832 betreffend.

(Fortsetzung.)

Ein dem Christenthum gar nicht günstiger Geschichtschreiber aber eben so scharfsichtiger Beobachter (Gibbon, Geschichte des Verfalls des R. Reichs Cap. 15.), führt unter den Ursachen, welche den so schnellen Fortgang des Christenthums menschlich erklärlich machen, als erste den ausschließenden Eifer und als letzte die Verfassung der ältesten Kirche an. *) Und in der That ist jenes erste, das Eisen, das letzte der Schaft der Waffe, mit der die Kirche die Welt überwinden soll. Wollte man das erste allein brauchen in der Hoffnung, daß aus dem Eisen einmal von selbst ein Schaft herauswachsen werde, so würde man sich nicht nur in dieser Erwartung täuschen, sondern auch sich selbst verwunden. Oder nach einem biblischen Bilde: „Man zündet auch nicht ein Licht an und setzet es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter (d. h. man legt dem Bekenntniß eine kirchliche Verfassung unter, vgl. Offenb. 1, 20.), so leuchtet es denen allen, die im Hause sind." Der Herr Verfasser will es nun freilich nicht unter einen Scheffel gestellt wissen; aber der Leuchter und das Haus ist ihm doch zu eng; wenn man dem Licht aber nach ihm ein weithin freies Feld zum Träger und Lichtraum gibt, so steht sehr zu besorgen, daß es (wenn es dieses vertragen kann), ein Irrlicht seyn möchte, welches sammt denen, die ihm folgen, bald im Sumpfe verschwindet.

*) Seine Worte sind nach der Schreiterschen Uebersetzung Bd. 3. S. 237.: „Die erste derselben (Ursachen) hatte ihren Grund in dem unüberwindlichen Muth der Christen, der sich nicht herabließ, mit dem Feinde, den sie zu überwinden fest entschlossen waren, in Unterhandlungen zu treten. — Die letztere dieser Ursachen endlich vereinigte ihre Kräfte, leitete ihre Waffen und gab ihren Bestrebungen jenes unwiderstehliche Gewicht, das selbst ein kleiner Haufe wohl angeführter und unerschrockener Freiwilligen so oft schon über eine undisciplinirte, mit dem Gegenstande des Krieges unbekannte und über den Ausgang desselben gleichgültige Menge behauptet hat."

Vergleichen wir nun diese Ergebnisse biblischer Lehre mit den vorliegenden Verhältnissen, so dürfte über ihre unmittelbare Anwendbarkeit kein Zweifel seyn und der Vorwurf, der uns gemacht ist, sich vielmehr umkehren. Insofern würde nur die Nichtachtung der göttlichen Ermahnungen im vorliegenden Falle noch unverantwortlicher seyn, als hier nicht bloß von dem Nichteintritt in eine neue, sondern von dem Verlassen einer schon vorhandenen Kirche die Rede ist, zu dem man sich in der bloßen Hoffnung versteht, daß man einmal wieder eine wahre Kirche finden werde. Welche Thorheit! Schiffe, die im sicheren Hafen liegen, sollen auf die stürmische See hinaussegeln, wohin sich auch andere aus sicheren und unsicheren Häfen begeben haben — bloß um mit ihnen zusammenzutreffen und ihnen den Weg zum sicheren Hafen, den sie ohnehin schon wissen, und täglich erfahren, aber nicht einschlagen wollen, auch in dieser Form anzuzeigen; die klugen Jungfrauen, die mit den thörichten eingeschlafen waren, da der Bräutigam verzog, aber sich doch hinlänglich mit Glaubensöl versorgt hatten, sollen nun, da er um die Mitternacht kommt und sie ihre Lampen geschmückt haben, den thörichten von ihrem Oele mittheilen! „Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet vielmehr hin zu den Krämern und kaufet euch selbst. Und da sie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam; und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Thür ward verschlossen. Zuletzt kamen auch die anderen Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, thue uns auf. Er antwortete aber und sprach: Wahrlich ich sage euch, ich kenne euch nicht. Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird." Nur so viel ist gewiß, daß beide nahe sind. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre," ruft der Herr vor Allem dieser Zeit zu, die wie alle, auch einst nach seinem Worte wird gerichtet werden! —

Noch hat der Herr Verf. mich mit meinen eigenen Worten zu widerlegen gesucht. Ich hätte selbst gesagt: der Anhänglichkeit an die Union liege eine verhüllte Wahrheit zum Grunde (dabei ist aber das Wesentliche ausgelassen: „die der Erlösung bedürfe"), und: die alten Kirchen hätten sich überlebt (ich hatte das Wesentliche hinzugesetzt: „in gewissem Sinne"). Wie aber der erste Satz zu verstehen sey, und daß damit nichts weniger

als eine Auflösung der vorhandenen Kirchen (wie es der verhüllende Irrthum nimmt), sondern nur eine Bekehrung der irrigen zur Wahrheit, mit Beibehaltung ihrer übrigen Eigenthümlichkeiten gemeint war, lehrt theils der Zusammenhang, theils das theologische Votum S. 40. Auch der zweite Satz besagt keineswegs, daß man alle wahre Kirche einstweilen aufgeben solle, nachdem die alten Kirchen in ihrer bisherigen Form (darauf gingen die vom Verf. weggelassenen Worte: in gewissem Sinne) sich überlebt haben, sondern nach Ausweis der unmittelbar folgenden, *) daß aus ihnen sofort eine neue Kirche erstehen solle. Mit Unrecht behauptet daher auch der Herr Verf., daß der Felsengrund, von dem ich gesprochen, „das Bekenntniß jener göttlichen Wahrheiten (der Lutherischen Kirche) sey, die sich selbst, auf dem alten großen Gebiete der protestantischen Christenheit eine neue Gemeinde von Bekennern bilden und bauen würden, der bei innerer Lebendigkeit der angemessenen äußeren Form nicht ermangeln und in der viele ehemalige Reformirte und Lutheraner vereinigt seyn würden." Diese Ansicht ist eben so spiritualistisch-reformirt, wie die hauptsächlich von den Reformirten in Gang gebrachte und denn freilich auch von einzelnen Lutheranern aus Eifer gegen die Katholische Kirche **) angenommene Erklärung der Worte Christi: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde" u. s. w., als wäre damit gesagt: auf das Bekenntniß, welches du eben abgelegt hast, will ich bauen meine Gemeinde. Christi Gemeinde besteht nicht aus Bekenntnissen, d. h. aus Gedankendingen und bewegter Luft, sondern aus bekennenden Menschen, die ihm innerlich und äußerlich ganz angehören, und so ist auch der bekennende Apostel der Juden, von denen nun einmal das Heil kommt, als unzweifelhafter Apostelfürst, selber und nicht sein Bekenntniß, der Felsen, auf welchem die übrigen lebendigen Steine zu dem Bau des Tempels Gottes, der die Gemeinde ist, sich erheben sollen, er ist der Juda des Neuen Bundes, der erste unter den bloßen Menschen der Wiedergeburt, der unmittelbar in den Gottmenschen, als den Grund und Eckstein, einpaßt, und somit wahrhaft dessen Stelle auf Erden vertrat und dereinst in seinen wahren Nachfolgern (Ezech. 4. 5.) vertreten wird. Demnach soll nun auch jetzt der Felsengrund nicht das Lutherische Bekenntniß, sondern die Lutherische Kirche mit allen den Fachwerken und Gebälken seyn, durch welche sie selbst auf dem ersten Grundsteine ruht.

Von selbst ergibt sich hieraus, was für ein Prognostikon wir dem des Herrn Verf. gegenüber allen denjenigen stellen müssen, welche in dieser spiritualistischen Weise meinen, einstweilen ohne wahre Kirche mit bloßem Bekenntniß fertig werden und helfen zu können. Es ist dasselbe, welches uns alle oben aus der Schrift angeführten Beispiele von äußeren Unionen vor Augen stellen. Wohl mochten die Kinder Gottes in der Urwelt glauben, ihre Art und Geschlecht unter den damaligen Heiden (Menschen) allgemein zu machen, indem sie sich mit ihnen vereinigten. Aber das Fleisch war stärker als der Geist; es gab bald gewaltthätige Riesen auf Erden, und nach erfolgter zweiter Union ward die Erde so allgemein verderbet vor Gottes Augen, daß es ihn reuete, die Menschen gemacht zu haben, und nur wenige, die sich enthalten hatten, dem großen Strafgerichte entrannen. Aehnlich in den anderen Beispielen. So denn auch jetzt: statt daß sich aus dem bloßen Bekenntniß einzelner Wohlmeinender, die in die vereinigte Kirche eingetreten sind, von selbst eine neue wahre Kirche wieder bilden sollte, wird dieses Bekenntniß vielmehr selbst in dem großen Gewühle nach und nach untergehen. Die Ohren zu vernehmen, werden immer dicker, die Macht der Welt im Herzen immer größer, das Christenthum immer mehr nur eine Pikanterie werden, die dazu dient, die Religion des Weltgeistes zu würzen. Daher werden denn auch die Prediger dieser Weltkirche einem Manne gleichen, der in einen Sumpf tritt und mit großer Lebendigkeit die Frösche zu überreden sucht, daß sie die Lebensart der Landthiere annehmen sollen; je mehr er agirt, desto tiefer versinkt er selbst. Sie werden dem Unbedachtsamen gleichen, der die Perlen vor die Säue wirft; statt sie damit aus ihrem Unflath zu erretten und zu schmücken, werden sie sich wider ihn kehren und ihn zerreißen. Ja, Einzelne mögt ihr noch immer bekehren; aber wo ist der kirchliche Verband, der allein die im Glauben noch Schwachen zu tragen vermag, wo ist die Gewähr für euren Nachfolger, woher sollen, da unsere Universitäten immer mehr dem Zeitgeiste anheimfallen, gläubige Prediger kommen? O trauriger und doch so verbreiteter Irrthum, der da wähnt, daß in unserer Zeit die große Masse, welche die sogenannte Evangelische Kirche in sich schließt, sich noch einmal selbst (durch das bekannte Münchhausensche Experiment) aus dem Schlamme des Unglaubens erheben werde, welcher nicht bedenkt, daß der nackte Spiritualismus stets dem mächtigeren Fleische verfallen muß, welcher im Einzelnen geschäftig ist, und darüber den Schaden des Ganzen vergißt, welcher das Wort des Herrn anerkennt, aber ihm nicht völlig gehorcht!

Wir sind bei Erörterung des zweiten Punktes des Bedenkens wegen seiner Wichtigkeit so weitläuftig gewesen, daß wir bei dem nahe verwandten dritten: über das Verhältniß der Kirche zum Staat, obgleich er im Grunde noch wichtiger ist, uns doch für dieses Mal kürzer fassen müssen. Auch glauben wir, daß es grade hier nur auf schärfere Sonderung der Begriffe ankommen wird, um die Meinungsverschiedenheit, welche zwischen dem

---

*) „Aber, wenn sich so ehemalige Mitglieder der alten Kirchen zu Einer neuen zusammenfinden wollen, so kommt es doch darauf an, ob die neue auch vollkommen in der Wahrheit bestehe; und da Gottes Kirche, auch die äußere, nie aufhört, welches von den älteren Gebäuden wiedergebaut werde, von welchem also der Riß und der Felsenboden genommen werden soll, und dieses ist nur die Lutherische."

**) Wäre die Lüge des Papstthums so oberflächlich und offensichtlich, daß sie schon in ihrem biblischen Grunde, dem Primate Petri, Unrecht hätte (was die gewöhnliche Meinung der Protestanten ist), so würde sie wahrlich nicht zu solcher Macht gelangt seyn, daß die ganze Geschichte des Christenthums sich um sie dreht. Aber darin liegt das infernale Geheimniß Roms und des Papstthums, daß es eine volle biblische Wahrheit mit dem unglaublichsten Scheine der Rechtmäßigkeit gestohlen hat, daß es, so wie es äußerlich die Juden statt dem Jehovah, dem capitolinischen Jupiter zinsbar machte (Dio Cass. lib. 66. c. 12., Spanheim de usu et praest. numism. Tom. II. p. 571.) und die himmlische Friedensstadt mit dem Felsen Zion aus dem Sitze eines großen Königs zu einer Colonia Aelia Capitolina, d. h. dem Abbilde des Sitzes des irdischen Stellvertreters (Aelius Hadrianus) des Satans (Jupiter Capitolinus nach der tiefen Wahrheit der verlachten Kirchenväter) mithin des Antichristen (1 Joh. 4, 3.) umwandelte, eben so auch den Felsen des geistlichen Zion an sich brachte — weil seine Justiz ihn in Rom ermordet hatte. Möchte man dieses bei der über kurz oder lang bevorstehenden Union mit der Katholischen Kirche immer tiefer erkennen! Wir haben uns gefreut, die richtigere Ansicht in einem neueren Buche (Elvers die Katholische Kirche, Rostock 1833) zu finden, welches überhaupt in vielen Punkten richtigere Auffassungen des katholischen Kirchensystems enthält.

Herrn Verf. und uns besteht, und noch mehr ihm zu bestehen geschienen hat, zu heben.

Wir sind mit dem Herrn Verf. darin ganz einig, daß nicht bloß das evangelische Schlüsselamt (ordo ecclesiasticus), sondern auch die bürgerliche Obrigkeit und die Haushaltung (ordo politicus und oeconomicus) von Gott eingesetzt und ihm wohlgefällige Stände sind. Denn das erste kommt aus dem Evangelium, die letzten beiden aus der Schöpfung, die das Evangelium nicht abgethan hat. Auch behaupten wir, daß die Erlösung nicht bloß den Menschen, sofern er der Kirche, sondern auch, sofern er dem irdischen Staat und der Gesellschaft angehört, ergreife; woraus von selbst folgt, daß der Christ den Geschäften des Staats und des Hauses sich nicht entziehen, sondern sie gleichfalls im Glauben zur Ehre Gottes besorgen soll, und daß, wenn er dieses thut, seine Beschäftigung eben so heilig ist, wie wenn ein Diener des Evangeliums im Glauben predigt oder Sakramente verwaltet (Augsb. Conf. Art. 16.). Ferner darf auch die Einheit des Menschen, in dem alle jene verschiedenen Richtungen zusammen liegen, nicht auseinander gerissen werden. Daher soll der Mensch nicht bloß als Mitglied der Kirche, sondern auch nach seinem ökonomischen und politischen Stande zur Erhaltung und Verherrlichung des Reiches Gottes aus allen Kräften beitragen; namentlich soll die Obrigkeit, d. h. die das weltliche Regiment führenden Personen, sich nicht passiv und indifferent gegen die Kirche verhalten, sondern an ihrem Ort in demselben Grade zu deren Förderung wirken, als ihre hohe, Christo im Himmel nachahmende Stellung auf Erden ihr den größten äußerlichen Einfluß auf das Wohl und Wehe der Kirche gewährt: sie ist hiezu eben sowohl aus dem Gesichtspunkt der Kirche verpflichtet, weil sie Christo das ewige Leben verdankt, als aus dem Gesichtspunkt des Staats berechtigt, weil den Staat nichts so sehr interessirt, als Gottes Gnade sich zu erhalten. Vollkommen stimmen wir also in den Anhang der Schmalkalder Artikel ein, wo es heißt: „Fürnehmlich aber sollen Könige und Fürsten, als fürnehmste Glieder der Kirchen, helfen und schauen, daß allerlei Irrthum weggethan und die Gewissen recht unterrichtet werden" u. s. w.

Aber neben dieser Wahrheit ist der höhere Unterschied zwischen Staat und Kirche, weltlichem und geistlichem Regiment, nicht aus den Augen zu verlieren und beides, der heiligen Schrift (Matth. 22, 21 u. s. w.), unseren symbolischen Büchern (Augsb. Conf. Art. 28) und hundert Aeußerungen Luther's gemäß, nicht ineinander zu mengen. Es wäre nämlich ein großer Irrthum, wenn man annähme, daß bei einem gläubigen Volke der Staat als ein bloßer Theil der Kirche in dieser aufginge, und daß in diesem Sinne obige drei Stände sämmtlich kirchliche Stände seyen. Vielmehr ist das Verhältniß so zu denken: Sowohl das weltliche Reich (aus dem ersten Adam) als das Reich Christi (des zweiten Adam) sind allumfassend; das erste, indem es bloß den geschaffenen Menschen kennt und den Himmel in der Erde, die ihn trägt, mit beherrscht, das letzte, indem es bloß den erlösten Menschen kennt, diesen aber auch durchaus erlöst haben will. Dort folgt der Himmel der Erde; hier die Erde dem Himmel. Sobald nun ein Volk christlich wird (wir meinen die jetzt noch dauernde Zeit vor Aufhebung der weltlichen Königreiche, Dan. 7, 17. 18.), entsteht zwischen diesen beiden Principien ein ähnlicher Conflikt, wie im wiedergeborenen Menschen überhaupt. Christi Königreich erstreckt sich unmittelbar und aus eigenem Princip nur über den inneren Menschen; weil dieser aber nicht ohne den äußeren ist, so umfaßt es deshalb und folglich nur mittelbar auch diesen. Des irdischen Königs Reich geht unmittelbar und aus eigenem Princip nur auf den äußeren Menschen, weil aber dieser das Gefäß des inneren und mit ihm hier auf Erden unauflöslich verbunden ist, ergreift es mittelbar auch diesen. Es fragt sich demnach, wie dieser Conflikt zu schlichten sey? Antwort: Wenn 1) der irdische König als Heide der Kirche seines Volks nicht angehört, so wird er, wenn er eifrig ist, den inneren Menschen als vom äußeren im Princip verschieden, gar nicht anerkennen, und die Kirche, so weit sie seinem Staats- und Religionssysteme in den Weg tritt, durch die Gewalt über den äußeren Menschen auszurotten trachten (Verhältniß der Kirche zu den Römischen Kaisern vor Constantin); wenn er dagegen 2) selbst der Kirche seines Volks zugehört, so wird er als Christ die Unterwürfigkeit des äußeren Menschen unter den inneren, ohne Aufhebung der Verschiedenheit beider in ihrem Principe, anerkennen, mithin theils den Staat ganz zur Ehre Gottes und zum Heil der Kirche leiten (insofern übt er mit seinen Dienern das heilige Amt des status politicus), theils die Unterscheidung von Kirche und Staat streng beobachten und als weltliche Obrigkeit niemals in die Kirche, d. h. in die äußeren Verhältnisse, welche aus dem inneren Menschen hervorgehen, eingreifen (hierin zeigt es sich, daß der ordo politicus eben kein ecclesiasticus, nicht der Kirche angehörig, sondern nur mittelbar ihr dienend ist). Es besteht also die Kirche mit ihren Aemtern, der Christus sein Königreich über den inneren Menschen ausübungsweise übertragen hat, in vollem Frieden neben dem Staat mit seiner Obrigkeit, welche von der Schöpfung her Gottes völlige Stellvertreterin im Reiche des äußeren Menschen ist. *) Nun gibt es aber eben wegen der Unauflöslichkeit der Verbindung von innerem und äußerem Menschen hier auf Erden manche Verhältnisse, in denen nothwendig beide, Kirche und Staat, zusammen treffen, z. B. wenn der Priester die Absolution spricht oder predigt, so ist das Wort etwas Aeußeres, welches als solches schon unter das Princip des Königs fällt und von ihm, z. B. wegen Injurien, bestraft werden kann; eben so mit den Liturgien und Agenden, noch mehr mit der Reichung der Sakramente (wo auch Handlung hinzukommt), mit den Zusammenkünften der Gemeinde, den Anstellungen von Geistlichen bis zu dem Alleräußerlichsten, dem Eigenthum der Kirche, als moralischer Person. Umgekehrt, wenn der König Krieg oder Frieden beschließt, Gesetze erläßt, Beamte ernennt, Ehen scheidet, Eide fordert u. s. w., so sind diese Handlungen zugleich für den inneren Menschen nicht gleichgültig und fallen in so weit in das Gebiet der Kirche. Hier ist nun Alles nach dem einfachen Grundsatze zu beurtheilen, daß, was unmittelbar aus dem einen Princip hervorgeht, auch unmittelbar nur von den Behörden dieses Princips zu ordnen ist, und dem Anderen nur in dem Maaße eine mittelbare Mitwirkung zusteht oder obliegt, als das Verhältniß in sein Ressort einschlägt. So sollte also z. B. bei Beschließung eines Krieges billig zuvor die Kirche mit ihrer Ermahnung zur Gewissenhaftigkeit gehört werden, die denn auch auf geschehenes Ersuchen (von einem Befehl der Behörde des äußeren Menschen an die des inneren kann nie die Rede seyn) für des Königs Waffen Gebete halten wird. **) Umgekehrt hat die Kirche bei Abhaltung eines Con-

*) Ueber den dritten Fall, daß der Landesherr zwar Christ, aber der Kirche seines Volkes nicht zugethan ist, verordnet das Richtige der Westphalische Friede im Instrum. Osnabr. Art. VII. — wenn er nur beobachtet würde!

**) Einem Unbefangenen wird es nicht entgehen, daß die Kirche

eils oder einer sonstigen Versammlung dem Könige oder dessen Behörden Anzeige zu machen, damit diese theils im Interesse der Kirche die äußeren Schwierigkeiten, z. B. wegen Ort und Zeit, beseitigen, theils in eigenem Interesse Vorkehrungen treffen, daß durch diese Zusammenkünfte nichts wider das (nicht unchristliche) weltliche Gesetz verbrochen werde. Gleichwie aber im ersten Fall die Beschließung des Krieges selbst nicht die Kirche, sondern bloß den Staat angeht, so im zweiten die Abhaltung der Zusammenkunft bloß die Kirche und nicht den Staat. Was nun nach diesen Grundsätzen für die Abfassung von Liturgien und Agenden — so rein kirchlicher Gegenstände — folge, braucht kaum erst gesagt zu werden.

Hiemit erhellt nun wohl deutlich genug, daß wir mit Recht den Satz aufstellten: der weltlichen Obrigkeit als solcher gebühre gar keine Stimme innerhalb der Kirche, und daß, wenn der Herr Verf. diesen Satz bestreitet, und ihm obendrein einen nicht darin liegenden Sinn unterlegt, dieses nur auf einer Verwechselung des Gegensatzes von Kirche und Staat mit der christlichen Ausübung der Staatsgewalt beruhe. Jener Satz ist auch durchaus Lutherisch, d. h. den Symbolen dieser Kirche gemäß. Wenn die Augsburgische Confession sagt: geistliches und weltliches Regiment sollen nicht ineinander gemengt werden, so möchten wir wissen, was dieses heißen sollte, wenn nicht eben: daß dem kirchlichen Regiment innerhalb des Staats und dem weltlichen innerhalb der Kirche gar keine Stimme zu gestatten sey. Zwar bemerkt der Herr Verf., daß die Augsburgische Confession a. a. O. das geistliche Regiment nur in die Verwaltung der Gnadenmittel setze, daß sie über die kirchlichen Gesellschaftsrechte nichts bestimme und daß, indem sie Kirchen- und Staatsgewalt als summa Dei beneficia bezeichne, sie damit beide wieder als in einer höheren Einheit zusammen haltend, mithin nicht als zwei verschiedene Principien auffasse; aber dagegen ist zu erinnern: 1) Nicht bloß Predigt und Reichen der Sakramente, sondern auch die Schlüsselgewalt, das Beurtheilen der Lehre und das Verwerfen der falschen Lehre, werden daselbst als Inhalt der bischöflichen Gewalt ausdrücklich genannt. Es bedarf aber nur einiges Nachdenkens, um sich zu überzeugen, daß in diesen Stücken, wenn man sie sich realisirt denkt, in der That alle Keime der kirchlichen Gesellschaftsverhältnisse gegeben sind. 2) Wird eben daselbst (p. 40.) überall deutlich vorausgesetzt, daß Ceremonien aufzurichten, Satzungen von Speise, Feiertagen, verschiedenen Orden der Kirchendiener u. s. w., bischöfliche Rechte seyen, indem nur dagegen, daß diese Stücke als nothwendige Gottesdienste betrachtet werden sollten, angekämpft wird. 3) Die Concordienformel Art. 10. in affirm. no. II. sagt ausdrücklich: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die Gemeinde Gottes jedes Orts und jeder Zeit nach derselben Gelegenheit Macht habe, solche Ceremonien zu ändern, wie es der Gemeinde Gottes am Nützlichsten und Erbaulichsten seyn mag.“ 4) Wenn Kirche und Staat tanquam summa Dei beneficia in terris dargestellt werden, so wird damit nur eben die (vorhin auch nachgewiesene) Einheit beider in Gott, nicht aber auch auf Erden, wo sie grade als zwei geschieden werden, behauptet. *) Wenn ferner der Herr Verf. sich auf die oben angeführte Stelle des Anhangs der Schmalkalder Artikel beruft, so hätte er hinsichtlich der Art, wie dort die Könige als vornehmste Mitglieder der Kirche für die letztere zu wirken verpflichtet gedacht werden, das, was daselbst kurz nachher (p. 351.) folgt, mit berücksichtigen sollen. Es heißt nämlich: „Weil aber die Urtheile in Concilien der Kirchen, und nicht des Papstes Urtheile sind, will es ja den Königen und Fürsten gebühren, daß sie dem Papst solchen Muthwillen nicht einräumen, sondern schaffen, daß der Kirchen die Macht zu richten nicht genommen, und Alles nach der heiligen Schrift und Wort Gottes geurtheilt werde.“ Keineswegs wird ihnen also als Fürsten eine Stimme innerhalb der Kirche zugestanden, sondern sie sollen bloß die äußeren Schwierigkeiten wegräumen, welche die Kirche hindern möchten, ihr Recht frei auszuüben.

(Schluß folgt.)

---

und deren Organe in unserer Zeit weit mehr Ursache hätten, darüber zu klagen, daß die Obrigkeit sich von ihnen zu sehr emancipirt hat, als darüber, daß die Kirche sich der Obrigkeit zu sehr entziehe. Wenn er nun doch sieht, daß über das erstere fast gar nicht, über das zweite aber schon aus nichtigen Gründen Beschwerde erhoben wird, worauf sollte das wohl hindeuten?

*) Es ist bemerkenswerth, daß dieser schöne im Mittelalter so häufig wiederholte Satz in dieser Fassung zuerst in Justinian's Nov. 6. praef. ausgesprochen worden ist. Auch blieb er so lange unschädlich, als man daran festhielt, daß beide beneficia nur in Gott eins, auf Erden aber geschieden seyen. Das falsche Kirchenrecht begann sofort, als man auch auf Erden eine Einheit beider behauptete, was im Mittelalter sowohl im Orient als im Occident geschah. Es ist bekannt, daß der ganze Streit der Päpste mit dem Kaiser sich um die Frage drehte: Ob Gott dem Papste beide Schwerdter (das geistliche und weltliche) gegeben habe und dieser dem Kaiser nur als seinem Lehnsmanne das weltliche weiter verleihe (was der Papst behauptete), oder ob Gott unmittelbar dem Papst das geistliche und dem Kaiser das weltliche gegeben habe (was der Kaiser richtig behauptete) und daß der Papst eigentlich den Sieg davon trug. Weniger bekannt ist, daß in der Griechischen Kirche fast um dieselbe Zeit ein ähnlicher Streit, aber mit umgekehrtem Erfolge geführt wurde, denn hier machte sich der Kaiser als Haupt und Gesetzgeber auch der Kirche geltend. Man sehe Biener's Geschichte der Novellen S. 165. und die daselbst citirte Assemanni biblioth. jur. orient. Lib. II. c. 32.; Spittler Geschichte des canonischen Rechts S. 113. und eine Hauptstelle über das praktische Recht in Leunclav. jus Graeco-Rom., Tom. I. p. 317. Merkwürdig, daß auch hier wieder das spiritualistische Princip der Griechischen Kirche hervortritt, welche als Vorläuferin der Reformirten, aber noch auf unschuldigere Weise, vergeistigtes irdisches Wesen für Geist und Leben aus Gott nahm, und daher, wie die Reformirte Kirche, dem Staate verfiel.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 31. August. № 70.

Erachten über das Bedenken eines „entschiedenen Lutheraners" in Nr. 5 und 6. des Jahrgangs 1833, den Aufsatz in Nr. 91 und 92. des Jahrgangs 1832 betreffend.

(Schluß.)

So weit die symbolischen Bücher unserer Kirche. Mit dem Betragen der meisten Fürsten und den Systemen vieler späteren Lutherischen Theologen steht es allerdings anders. Jene zogen die Gewalt der katholischen Bischöfe, mit Ausnahme der sogenannten interna, an sich, und übten sie in derselben Vermischung von weltlichem und geistlichem Regiment, welche die symbolischen Bücher eben verworfen hatten, nur daß das bisherige papocäsarische Princip sich von selbst in das cäsaropapistische umsetzte. Doch kann man sagen, daß selbst diese schlechte Praxis der Behauptung des Herrn Verf. insofern nicht günstig ist, als man im Princip doch immer noch im Landesherrn seine weltliche von der bischöflichen Gewalt unterschied. Die letztere galt als ein jus annexum der ersteren, welches er als Kirchenmitglied ausübte und dessen Erwerb von den Juristen später bald so bald anders erklärt wurde; als weltliche Obrigkeit hatte er vor der neuesten Zeit immer noch keine Stimme innerhalb der Kirche. Für die Gelehrten wurde bald der witzige Ausspruch Constantin's, er sey Bischof für das Aeußerliche, wie die Kirchendiener für das Innere, eine gefährliche Klippe, weil der darin liegende richtige Sinn (vgl. Neander Allgem. Gesch. der christl. Kirche Bd. 2. Abth. 1. S. 283.) doch durch den Gebrauch des kirchlichen Wortes Bischof auf ein falsches Princip zurückwies.*) Doch Luther selbst — nicht bloß Prophet (Professor und Doktor der Theologie), sondern auch Priester — trug das Wesen der Kirche noch zu tief im Herzen, als daß der Jammer der Zeiten seinen Blick hinsichtlich der Lehre hätte trüben können; mit tiefer Wahrheit nannte er die Fürsten, welche im Gange der Begebenheiten, d. h. in Folge davon, daß die neue Lehre nicht auch lauter neue Herzen geschaffen hatte, von selbst weiter griffen, als sie sollten, Nothbischöfe, etwa so, wie ein Schiffbrüchiger den Balken, auf dem er sich rettet, ein Nothschiff nennen würde. Die Späteren dagegen, besonders die bloßen Gelehrten,*) die sich unter dem Schirm der Landesherren ganz wohl befanden und das Wesen der Kirche nicht praktisch erfahren hatten, nahmen den vorhandenen Zustand als den einzig wahren an, und suchten ihn von ihrem theologischen Standpunkt aus wissenschaftlich zu rechtfertigen. Weit entfernt aber, ihre Entwickelung der kirchlichen Verfassungsrechte eine „tief umfassende" zu nennen, müssen wir sie vielmehr als eine höchst klägliche, völlig principlose bezeichnen. Man lese doch nur in Calov, Gerhard, Quenstädt u. s. w. ihre Ausführungen über die Berufung der Kirchenbeamten, über die Behandlung der Ketzer u. dgl. Controversätze mehr. Ueberall dieselbe Halbheit und Inconsequenz, in welcher die damalige Praxis sich bewegte. Während jene Theologen z. B. bei dem Berufungsrechte der Prediger gegen die Katholiken die Mitwirkung der Staatsgewalt, gegen manche Reformirte das principale Recht der Gemeinde vertheidigen und sich dabei, namentlich gegen die ersteren, hauptsächlich auf das Alte Testament berufen, welches in Christo nur erfüllt, nicht abgeschafft sey, tragen sie gar kein Bedenken, gleich nachher, wo sie die Todesstrafe verwerfen, mit welcher die Papisten und Reformirten die Ketzer von der Staatsgewalt belegt wissen wollten, und wobei sie sich auf die Beispiele des Alten Testaments stützten, das letztere für die Kirche des Neuen Bundes als abgeschafft darzustellen. Nur wenige, vor Allen aber Spener, diese letzte von den drei großen Säulen nicht der Lutherischen Theologie, sondern der Lutherischen Kirche, der eben so mit Jakob

*) Die schädlichen Folgen zeigten sich auch gar bald in der Praxis und im Mittelalter (s. die vorige Note) auch in der Theorie der Orientalischen Kirche. — Weit richtiger sprachen die Juristen seit dem 17ten Jahrhundert von einem jus majestaticum circa sacra der Fürsten im Gegensatz des jus in sacra, welches bloß der Kirche zustehe. Ueberhaupt zeigten die evangelischen Juristen bis zum 18ten Jahrhundert meist eine richtigere Einsicht in die kirchlichen Gesellschaftsrechte als die Theologen.

*) Die evangelischen Stände selbst erklärten noch bei den Westphälischen Friedensunterhandlungen, daß die Vereinigung der Episcopal- mit der Territorialgewalt „ex quadam necessitate" geschehen sey.

hoffend in die Zukunft schaute, wie Luther mit Abraham gläubig die Vergangenheit ergriffen hatte, machten eine bedeutende Ausnahme von dieser verwirrten Auffassung der Kirche, und erkannten klar, wohin es führen müsse, wenn das, was Princip der Reformirten Kirche,*) und in der Lutherischen nur zu häufig geübt war, mit fortschreitendem geistigen Weltthum und Einfluß des reformirten Princips dereinst auch in die Lutherische Kirche als Grundsatz eindringen würde. **)

Möchte ihre Stimme jetzt nicht überhört werden! Denn sie waren besser als wir.

Zuletzt können wir auch der Art nicht beitreten, wie der Herr Verfasser die beiden Abwege, zwischen denen die Lutherische Kirche auch hier die Mitte hält, auffaßt. Diese liegen vielmehr, wie in allen Differenzlehren, so auch in dieser, in den beiden Gegensätzen des falschen Fleisches und des falschen Geistes, und gleichwie die Geschichte der Juden in zwei Babel eingeschlossen ist, das leibliche der Chaldäer, aus dessen 70jährigen Gefangenschaft sich ihre Jugend erhob, und das geistige Roms, in dessen 70jährige Knechtschaft ihr Alter hinabgestoßen wurde, eben so steht die Lutherische Kirche ihren Ausgang und ihren Niedergang von zwei grimmigen Thieren (Dan. 7, 4. 7.) bedroht, die einander ähnlich, und doch auch einander entgegengesetzt sind; denn auch hier ist, was das eine leiblich war, das andere geistig. Das eine Thier ist die Römisch-Katholische Kirche des Mittelalters, aus welcher unsere Kirche sich hervorzukämpfen hatte, sie versenkte den verborgenen himmlischen Leib des Herrn in das Wesen dieser Welt und machte sich der weltlichen Gewalt gleich, um sie als einen Theil ihrer selbst welt-kirchlich beherrschen zu können. Das zweite gar viel gräulichere ist die Katholische Kirche der letzten Zeit, der wir durch das Medium der Reformirten, wie die Juden der Römischen Herrschaft durch das Medium der Griechischen, mit starken Schritten uns nähern. Sie stellt einen Leib des Herrn, gezeugt aus irdischem Samen, dar, der sich für himmlischen ausgibt, eine Lügenkirche, die in ihrem Ursprunge nie aufhörte dem Staate anzugehören, und daher nur ihrer Entwickelung bis zur Reife bedarf, um sich als bloße Vergötterung der menschlichen Thatkraft, mithin des Staats, auch äußerlich zu offenbaren. Deutete der Apostel Paulus im Geist auf die erste im Timotheusbriefe (Cap. 4), so warnte er vor der anderen im zweiten (Cap. 3.).*) Denn aus dem Babel des Fleisches war eine Errettung; und diesem Thiere selbst ward nachher noch ein menschlich Herz gegeben (Dan. 7, 4.). Aber über dem geistlichen Babel, welches einst das Gericht über den Leib des Herrn hielt, und worin das Blut aller Heiligen erfunden worden ist, wird wiederum von des Herrn (mystischem) Leibe das Gericht gehalten werden (Offenb. 18, 20.), und wer nicht von ihr ausgeht, soll empfahen von ihren Plagen, weil er sich theilhaftig gemacht hat ihrer Sünden (Offenb. 18, 4.). Das soll aber Jedermann wissen, daß gleichwie das Weib verführt wurde, und die Uebertretung begangen hat, an der dann das ganze Geschlecht Theil genommen und gestorben ist, so auch die Griechen es waren, welche die Menschenvergötterung (in den Syrischen und Aegyptischen Königen) aufbrachten, sie durch ihre liebliche Kunst aller Welt mittheilten, und endlich auch die absolute cainitische Sünde der Römer erweckten,**) so auch jetzt im Gegenbilde der tief versteckte und darum gefährlichste Nationalismus der Reformirten Kirche es ist, welcher die Christenheit sich selbst zu versöhnen und göttlich zu verklären lehrt, und damit endlich den Menschen der Sünde, der in der geistig-katholischen Kirche jetzt noch verhüllt steht, zur Offenbarung bringen wird. Wie weit es aber damit bereits gekommen ist, zeigt der St. Simonismus, eine Erscheinung, die nicht so merkwürdig seyn würde, wenn sie nicht in der Katholischen Kirche aufgetreten wäre, jedoch auch wieder nur als ersten Anfang der absoluten Cäsaropapie dadurch sich zu erkennen gibt, daß sie in Frankreich aufgekommen ist, einem Lande, in dem die Gegensätze des katholischen und reformirten Geistes grenzen, und folglich die Einwirkung des letzteren auf den ersten beginnen mußte. Stets muß man aber das festhalten, daß, je versteckter und wahrheitähnlicher eine Lüge ist, oder mit anderen Worten: je edler von Natur das Individuum ist, welches einen Wurm des Verderbens in sich trägt, desto mächtiger und furchtbarer auch seine zerstörenden Wirkungen sind, obgleich die göttliche Güte aus solchen edlen Gestaltungen während ihrer Dauer auch in demselben Maaße noch viel Gutes zu erretten vermag, als ihre völlige Depravation erst spät eintritt. Carlstadt und Münzer pflanzten ihren reformirten Geist in Lutherische Ehrlichkeit; darum waren sie sogleich offene Teufelsknechte; ihr Antichristenthum verführte aber auch bloß den Abschaum ihrer Umgebung und hatte mit wenigen Jahren ein Ende. Die Schweizerischen Reformatoren dagegen impften ihren kräftig-schönen Zöglingen ein gar verborgenes Gift ein, so verborgen, daß viele Anhänger dieser Kirchen von dem tiefen Grunde unberührt blieben und von der göttlichen Gnade erhalten werden konnten. Darum erfreuten sich diese Kirchen einer großen Ausbreitung und einer langen Dauer, und der Herr ließ auf dem innerlich verderbten Acker viele Unmündige ihnen zuträgliche Nahrung finden. Eben darum aber sind sie auch fähig, die Edlern, und wo es möglich wäre,

*) Man kann dieses am besten aus der Englischen Kirche erkennen, dieser merkwürdigen Verbindung von Calvinismus und Papismus, welche man, weil sie sich der Lutherischen Kirche am meisten unter allen Reformirten zu nähern scheint, wohl die lutherizans ecclesia genannt hat. Dort führt der König nach einem Gesetz Heinrich VIII. (35. Henr. 8. c. 3.) den Titel: Beschützer des Glaubens und der Kirche von England so wie der von Irland Oberhaupt auf Erden (Walther Kirchenrecht §. 178.), und ist so absolut an die Stelle des Papstes getreten, daß ihm das oberste Recht zu predigen, Sakramente zu verwalten, Ketzerei zu richten u. s. w. zusteht, und alle Bischöfe, Presbyter und andere Kirchenbeamte ihr Recht nur von ihm ableiten, daher die Königin Elisabeth als Weib ausdrücklich auf die Ausübung des Rechts, zu predigen und Sakramente zu verwalten, verzichten mußte! *) Man vergleiche das sehr beachtungswerthe Buch von Funk, die Organisirung der Englischen Staatskirche, Altona 1829. In keinem Lutherischen Lande, auch nicht in Dänemark, ist je einem Theologen oder Juristen, wenn er auch eifrigster Territorialist war, eingefallen, dem Landesherrn, als vermeintlichem obersten Bischof, diese interna zuzusprechen.

*) Dies ist ein historischer Irrthum, wie später gezeigt werden wird. Anmerk. der Red.

**) Spener, der Priester, war bekanntlich auch der Union mit der Reformirten Kirche abhold, während z. B. die Tübinger Theologen-Fakultät sie eifrig unterstützte.

*) Siehe Scheibel's biblische Belehrungen S. 28 f.

**) Als Cäsar's Sohn auch Aegypten, den letzten und tiefsten Staat des Alexandrinischen Griechenthums, bezwungen, kam das Menschengeschlecht in ihm zur absoluten Selbstoffenbarung — er wurde, dem fleischgewordenen Gottessohn zu Bethlehem gegenüber, Augustus genennt („als der etwas Höheres wäre denn ein Mensch" sagt Dio 53, 16. Hic socium summo cum Jove nomen habet, Ovid Fast. 1, 608.), und vereinigte den Pontificatus maximus als ein untrennbares Stück mit seiner höchsten Staatswürde.

selbst die Auserwählten zu verführen, und müssen am Ende die furchtbarste Verwüstung im Reiche Gottes anrichten. Wollte man dieses recht bedenken, und hinzunehmen, daß die Kirche stets tiefer liegt und wichtiger ist, als die Theologie, so würde man nicht nur aufhören so vielfach, wie es bis jetzt geschehen ist, mißzuverstehen, sondern auch überhaupt geschickter werden, in gegenwärtiger Angelegenheit ein recht Urtheil zu fällen, und was die Hauptsache ist, recht zu handeln.

EH.

Erklärung.

Unter der Aufschrift: „Die Mißhandlung des Alten Testaments auf dem Evangelischen Gymnasium in Liegnitz" theilt die Ev. K. Z. in Nr. 47. d. J. eine Beurtheilung der dem diesjährigen Programm der gedachten Anstalt vorausgeschickten exegetischen Abhandlung des Lehrers C. Assmann mit. Ohne hier diese Abhandlung gegen die gemachten Ausstellungen irgend in Schutz nehmen zu wollen, denn weder die darin geäußerten Ansichten noch deren Darstellungsweise sind von der Art, daß sie der Unterzeichnete billigen könnte, so erscheint es doch als Pflicht, gegen die Ausdehnung der Vorwürfe, welche den Verfasser jener Abhandlung als Einzelnen treffen, auf die ganze Anstalt zu protestiren. Wenn der Referent der Ev. K. Z. nur einigermaßen mit den Einrichtungen unserer Gymnasien bekannt wäre, so würde er wissen, daß die in den Programmen enthaltenen wissenschaftlichen Abhandlungen lediglich als Produkte ihrer Verfasser zu betrachten und daß nur diese, nicht die gesammte Anstalt, dafür verantwortlich sind. Auch werden diese Abhandlungen keineswegs für die Schüler geschrieben, sondern für das gelehrte Publikum. Die Abfassung derselben liegt nach einer bestimmten Reihenfolge den obern Lehrern der Gymnasien ob, wobei zugleich gesetzlich bestimmt ist, daß diese Abhandlungen ein Jahr ums andere Lateinisch oder Deutsch geschrieben werden müssen. Man sehe Cirkular-Rescript des Königl. Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 23. August 1824 (v. Kamptz Annalen Bd. 8. S. 827—832., Neigebaur Sammlung ꝛc. ꝛc. S. 272.). Dem Vorsteher des Gymnasiums steht die Befugniß, eine seinen Ansichten nicht gemäße Abhandlung, welche von dem Lehrer, der an der Reihe ist, für das Programm eingeliefert wird, zurückzuweisen, gar nicht einmal zu. Wenn also für die in Rede stehende exegetische Abhandlung lediglich ihr Verfasser, der Gymnasiallehrer Herr C. Assmann, verantwortlich ist, so muß es als eine Ungerechtigkeit erscheinen, wenn der Ref. der Ev. K. Z. aus dem Geiste und Tone dieser Abhandlung nachtheilige Folgerungen auf die Beschaffenheit des Religionsunterrichts und des Unterrichts in der Hebräischen Sprache auf dem Gymnasium in Liegnitz macht. Hätte er die in demselben Programm befindlichen Schulnachrichten nachsehen wollen, so würde er gefunden haben, daß der Unterricht im Hebräischen gar nicht von Herrn Assmann, der Unterricht in der Religion aber nur in der dritten Klasse von ihm ertheilt wird, und der Unterzeichnete kann amtlich versichern, daß dieser Lehrer gewiß in seinen Religionsstunden seinen Schülern nichts mittheilt, was ihren christlichen Glauben stören oder ihre christliche Gesinnung untergraben könnte. Ueberzeugt, daß ohne Festigkeit im Glauben und wahrhaft religiöse Gesinnung es mit unserem ganzen Thun und Treiben nichts sey, erkennt auch der Unterzeichnete die große Wichtigkeit des Religionsunterrichtes auf dem Gymnasium und läßt es sich angelegen seyn, den Gemüthern seiner Schüler eine wahrhaft christliche Gesinnung einzuflößen; hält es aber nicht für nöthig, die Erwachsenern unter denselben von aller Kunde abweichender Ansichten, selbst wenn er sie nicht billigt, fern zu halten, da sie ja doch im späteren Leben dem Kampf der Meinungen nicht entgehen werden. „Prüfet Alles und das Gute behaltet." So hat denn auch gewiß die Assmannsche Abhandlung keinen nachtheiligen Einfluß auf die religiöse Gesinnung unserer Gymnasiasten ausgeübt. Am allerwenigsten aber dürfte die Ansicht eines Lehrers Zeugniß geben von dem Geiste der ganzen Anstalt.

Liegnitz, den 16. August 1833. Dr. Pinzger,
Rektor des Gymnasiums.

Nachrichten.

(Halle.) Nachdem die Genehmigung der Königl. Regierung zu Merseburg und des Königl. Consistorium zu Magdeburg eingegangen, fand hier am 1. Juli 1833 Abends von 5 — 7 Uhr die Jahresfeier der Missionsgesellschaft in der St. Moritzkirche, der schönsten und größten der hiesigen Kirchen, statt. Die Missionsgesellschaft hatte die Geistlichkeit der Stadt, die theologische Fakultat, den Magistrat und die Stadtverordneten durch besondere Schreiben, und den Direktor der Frankeschen Stiftungen, Herrn Dr. Niemeyer, und den Prorektor der Universität, Herrn Prof. Pernice, durch Personen aus ihrer Mitte eingeladen. Die beiden letzteren, so wie bei weitem die meisten Geistlichen, diese in ihrer Amtstracht, hatten sich eingefunden. Die Kirche war zwar nicht gedrängt, aber wohl doppelt so voll, als sie selbst an Festtagen zu seyn pflegt. Als die Versammlung mit Macht das Lied: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott!" anstimmte, konnten wir bei dem Anblick dieser Menge von Anwesenden in der schönen Kirche, bei dem Gedanken an die vielen in der Menge zerstreuten betenden Gläubigen von Stadt und Land, und im Rückblick darauf, wie Halle noch vor 7 — 8 Jahren war, wo der Nationalismus seine vieljährige Herrschaft noch ungestört behauptete, der freudigsten Bewegung uns nicht erwehren. Der Pastor Stier aus Frankleben redete unter der Kanzel; er gab eine Uebersicht des Missionswesens von Anfang der Kirche, und bewies — auf unwissende, auch wohl übelwollende Hörer rechnend und alle Einwürfe beantwortend — die heilige Verpflichtung, sich der Missionen anzunehmen. Dr. Tholuck's von der Kanzel gehaltene Rede über den Text: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebt habe," Joh. 13, 34., ging von der Frage aus: „Das that ich für dich, was thust du für mich?" und dieses Wort blieb der Grundton der langen, in tiefem Gefühl sich bewegenden, davon überströmenden Rede. Die Sammlung an den Thüren brachte gegen 60 Rthlr. Der Eindruck ist, wie wir hören, im Ganzen ein günstiger gewesen, obschon Klagen über „Fanatismus" hie und da sich hören ließen. Jedenfalls hat das Fest zur Bekanntmachung der Missionssache und zur Herstellung des Zusammenhangs derselben mit der Kirche wesentlich beigetragen; in der Umgegend sagte man: Nun sey den Mystikern in Halle gar eine Kirche eingeräumt!

(Holland.) Dies Blatt hat schon bei einigen Gelegenheiten darauf hingewiesen, wie Holland in seinem Schoße noch so manchen edlen Samen wahrer christlicher Frömmigkeit birgt; wir können unseren Lesern einen schönen Beweis davon mittheilen, und folgender Brief aus Breda rede für sich selbst.

Breda, den 24. Juli 1833.

Der Herr, der sich auf der Erde seine Schaaren sammelt, wirkt Wunder seiner Gnade in unseren Lagern, wie in unseren Städten und Dörfern, in unseren Festungen, wie auf unseren Schiffen, mit-

ten unter dem Getöse der Waffen, wie durch die Verheerungen der Cholera, welche unsere Städte und Flecken entvölkert. Wer hätte gedacht, daß sich unter den Kriegern, welche mit solchem Muthe die Citadelle von Antwerpen vertheidigten, Glaubenshelden, Gottesfürchtige und Prediger der Gerechtigkeit fanden? wer geahnet, daß in den Kasernen von St. Omer und Bethüne mitten unter den Lastern, die unter Truppen zu herrschen pflegen, bei den Kriegsgefangenen der heilige Geist das Panier des Kreuzes erheben, und der Mund derer, die noch vor Kurzem Schwüre und Lästerungen ausgestoßen, das Lob des Erlösers feiern würde? Hier ist der Beleg:

Die Garnison der Citadelle von Antwerpen war vermöge einer unerhörten Nachlässigkeit drei Jahre hindurch alles religiösen Kultus und aller Gottesverehrung beraubt. Einige Wochen vor dem Bombardement hatte ein frommer Soldat, Namens Merckens, der schon seit langer Zeit in dieser geistigen Einöde seufzte und von Verlangen brannte, den Namen Jesu zu bekennen, endlich das Glück gehabt, zwölf bis funfzehn seiner Waffengefährten zu entdecken, welche den Ewigen fürchteten und seinen Glauben und seine Hoffnungen theilten. Sogleich bildete er mit ihnen einen Gebetsverein, in welchem sie zusammen ihre Kniee vor dem Könige der Könige beugten, das Wort des Lebens lasen, Psalmen sangen und gegenseitig sich ermahnten, mitten unter der Gottlosigkeit und Immoralität, welche sie rings umgab, dem Herrn treu zu bleiben. Diese lieben Kinder Gottes fühlten sich dadurch vom Herrn getröstet und gestärkt, und mitten unter Scenen der Verwüstung und des Todes, welche das Bombardement begleiteten, erfreuten sie sich eines tiefen Friedens, einer glücklichen Ruhe und eines süßen Vertrauens auf Gott, ihren Retter. Wie ehedem Paulus und Silas im Gefängnisse zu Philippi, sangen sie das Lob Christi mitten unter dem Krachen der Bomben und dem Donner des Geschützes, welches Tag und Nacht tobte. Vermöge eines wunderbaren göttlichen Schutzes verlor keiner von ihnen das Leben, ja keiner erhielt auch nur eine Wunde während der ganzen langen und mörderischen Belagerung der Citadelle. Tief gerührt von diesem außerordentlichen Zeugnisse der Gnade und des Schutzes ihres Gottes gelobten sie ihm mit Thränen, den Eifer für seinen heiligen Dienst zu verdoppeln, sein Lob zu verkünden und seine Wahrhaftigkeit unter ihren Kameraden an dem Orte ihrer Gefangenschaft zu bekennen. Nach ihrer Ankunft zu St. Omer errichtete Merckens mit seinen Brüdern in der Kaserne einen religiösen Verein, worin sie dreimal des Tages Gott anriefen, während Merckens voll Glauben und Eifer die Schrift auslegte, und mit vieler Kraft und Freimüthigkeit die Heilslehre verkündete. Sie hatten nur zwei Bibeln bei sich, welche sie oft mit Ehrfurcht und Liebe küßten, und wie ihren kostlichsten Schatz verwahrten. Bald verbanden sich eine große Anzahl ihrer Kameraden mit ihnen, doch hatten sie auch viele Schmähungen, Verachtung und Verfolgung zu erdulden. Unter andern hatten sich eines Tages ungefähr dreißig ihrer wüthendsten Gegner gemeinschaftlich verabredet, den Versammlungssaal zu überfallen und die Fanatiker und Erleuchteten, wie sie dieselben verächtlich nannten, mit Gewalt hinauszutreiben; aber eben an der Thüre des Zimmers angekommen, als Merckens mit großer Salbung und Inbrunst betete, werden sie wider Willen von Ehrfurcht ergriffen, entblößen ihr Haupt, nehmen stillschweigend Platz und bleiben den ganzen Gottesdienst über stehen, ohne ein Geräusch zu machen oder auch nur das geringste Scheltwort auszustoßen. Einige dieser Spötter, die mit feindseligen Gesinnungen gekommen waren, sind zum Herrn bekehrt und spaterhin die eifrigsten Bekenner seines Namens geworden. Voll Glauben und Muth setzten Merckens und seine Freunde ihr Werk fort, ohne sich durch Schimpfreden und Drohungen einschüchtern zu lassen; sie hatten die große Freude, eine bedeutende Anzahl ihrer Kameraden sich von ganzem Herzen zum Herrn bekehren zu sehen, und das Zimmer, wo sie sich zu versammeln pflegten, konnte fast nicht mehr Alle fassen, die das Wort des Lebens zu hören wünschten. Zu derselben Zeit versammelte ein anderer gottesfürchtiger Soldat zu Bethüne mehrere seiner Waffenbrüder um sich und verkündete ihnen das Heil durch die Gnade. Als eine achtungswerthe christliche Gesellschaft zu Amsterdam Kunde von diesen Erweckungen erhalten hatte, beschloß sie nach vielen dringenden Bitten einen Bruder, voll des Glaubens und des heiligen Geistes nach St. Omer zu schicken. Die Wahl fiel auf Sames, der sich dem Missionswerke unter den Heiden gewidmet hat. Nachdem er zu dem wichtigen, seinem Eifer und seiner Treue anvertrauten Geschäfte der göttlichen Gnade empfohlen worden war, schiffte er sich am 7. April zu Rotterdam mit einer großen Anzahl von Bibeln, Traktaten und religiösen Schriften nach Dünkirchen ein. Zu St. Omer wurde er mit der größten Begeisterung empfangen und erhielt ohne Schwierigkeit vom Commandanten des Ortes ein passendes Lokal in der großen Kaserne und den Gebrauch einer Reitbahn in der Nahe der kleinen Kaserne zur öffentlichen Gottesverehrung. Jeden Sonntag predigte Sames zweimal 600, 800 und auch 1000 Zuhörern das Evangelium, und an jedem Tage der Woche erklärte er den Heidelberger Katechismus mehr als 250 Soldaten, die Religionsunterricht zu erhalten wünschten und von denen die meisten Beweise einer wahren Bekehrung gaben. Sames' öffentliche Vorträge, so wie seine Privatunterhaltungen waren über alle Erwartung gesegnet. Eine Menge Soldaten, die von Zerknirschung ergriffen und von ihrer Sünde überzeugt waren, kamen täglich, um die große Frage, die jeder Sünder, der die Wunde seines Herzens und das Elend seiner Seele zu empfinden anfangt, taglich thut, an ihn zu richten: Was muß ich thun, damit ich selig werde? Einige Juden waren auf die Wahrheit des Evangeliums aufmerksam geworden, und einer von ihnen bekannte öffentlich Jesum als den Messias und verlangte getauft zu werden. In kurzer Zeit waren alle Bibeln, Traktate und religiösen Schriften, welche Sames mitgebracht hatte, vertheilt, ohne daß er hätte dadurch den Wünschen Aller genügen können, die nach dem Worte Gottes hungerte. Dieser Missionar versichert, daß er niemals einen solchen Drang, das Evangelium zu hören, noch ein so gewaltiges Werk des heiligen Geistes an einer so bedeutenden Anzahl von Menschen, die mit Erfolg von der Finsterniß zum Licht, von der Gewalt des Satan zu Gott bekehrt worden sind, gesehen habe. Er gibt in einem seiner Briefe folgendes rührende Zeugniß von der Wahrheit und den wunderbaren Wirkungen dieser Erweckung:

„Es ist," sagt er, „ein wahrhaft himmlisches und entzückendes Schauspiel; wir vergessen zuweilen, daß wir auf der Erde sind. Stellet euch eine Menge junger Leute vor, demüthig und bescheiden geworden durch die göttliche Gnade, rein und liebenswürdig in ihrer Lebensweise, aus Schreiern sind ruhige Menschen, aus Fluchern ehrfurchtsvolle Verehrer des Ewigen, aus Hochmüthigen, die sich ihrer eigenen Tugenden rühmten, demüthige, zerknirschte Sünder geworden, welche die vollkommene Gerechtigkeit Christi suchen. Nein, es ist nicht möglich, euch diese wunderbare Veränderung zu erzählen, und noch weit weniger möglich, sie zu beschreiben. Der Herr ist alle Tage beschäftigt, die Thränen zu sammeln, welche unter uns um der Sünde willen fließen." Bei ihrer Rückkehr in's Vaterland gewährten diese zum Herrn bekehrten Soldaten auf ihrem Durchzuge nach Mittelburg und Arnheim den Christen eine große Erbauung durch ihre Unterredungen und die Lebendigkeit ihres Glaubens. Mehrere, welche die gedruckten Berichte liber diese Mission für übertrieben hielten, haben sich mit eigenen Augen von der Wahrheit dieser schönen Umkehr überzeugt. Möge der Herr dieses Werk seiner Gnade bestehen und diese Neubekehrten einen segensreichen Samen werden lassen für unser ganzes Kriegsheer.

P. S. Wir erfahren, daß ein gläubiger und dem Herrn treuer Colporteur aus Amsterdam nach dem Lager von Reyen bei Breda mit Bibeln und einigen Tausend Traktaten geschickt worden ist; bis jetzt ist seine Arbeit nicht ohne Segen gewesen, so daß man hoffen darf, daß auch dieses Werk des Glaubens und der Liebe schöne Früchte bringen wird.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 4. September. № 71.

Ueber die Ausbildung und Entwickelung des Verhältnisses von Kirche und Staat in den Lutherischen und Reformirten Kirchen. *)

Erster Artikel. Die Lutherische Kirche im sechzehnten Jahrhundert.

Indem die Ev. K. Z. Bemerkungen verschiedener Verfasser über und gegen den im vorigen Hefte mitgetheilten Aufsatz eines der Schlesischen Gegner der Union mittheilen will, soll der Anfang mit der kirchenrechtlichen Seite des Streites gemacht werden. Es will uns nämlich scheinen, als ließe dieser Gegenstand sich füglich von den anderen sondern, ja, als würde überhaupt in der gesammten bisherigen Verhandlung mehr Klarheit gewesen seyn, wenn die dahin einschlagenden Fragen nicht hineingezogen worden wären. Denn so viel werden wenigstens unsere von uns geachteten und geliebten Gegner uns zugeben müssen, daß in der genannten Beziehung niemals zwischen der Reformirten und Lutherischen Kirche ein bewußter Gegensatz statt gefunden hat, und die Darstellung, welche sie von den Grundsätzen der Reformirten geben, etwas durchaus Neues ist, wenigstens wenn sie die verschiedenen kirchlichen Verbindungen derselben insgesammt treffen, und aus den übrigen Eigenthümlichkeiten ihres Bekenntnisses abgeleitet werden soll.

Aber überhaupt hätte unseres Erachtens die Frage über Kirchenverfassung und Verhältniß von Kirche und Staat von unseren Schlesischen Brüdern jetzt und unter ihren gegenwärtigen Verhältnissen nicht erörtert werden sollen. Der Tadel, welchen der Aufsatz über die falsche Vermischung von Kirche und Staat ausspricht, trifft ja ganz unabhängig von den neueren Unionsversuchen, alle, auch die strengsten Lutherischen Kirchen Deutschlands, und trifft die wesentlichsten Grundsätze ihrer bestehenden Kirchenverfassung. Um die Behauptungen, die der Verf. über diese Gegenstände aufstellt, zu begründen, ist er daher genöthigt, auf Luther's Schriften und die Augsburgische Confession zurückzugehen; kaum aber hat er deren Lehre, wie er sie auffaßt, dargestellt, so muß er schon hinzufügen: daß es „mit dem Betragen der meisten Fürsten und den Systemen vieler späteren Lutherischen Theologen allerdings anders stehe." Wir möchten in der That bezweifeln, daß es dem Verf. gelingen möchte, die in den Worten „die meisten" und „viele" ausgenommenen wenigen Fürsten oder Theologen namhaft zu machen, aus der Zeit nämlich, wo die kirchliche Theologie und die Kirchenordnung in den Lutherischen Gemeinden eine feste Gestalt gewonnen. *) Und somit sehen wir denn eine Erscheinung, die allerdings etwas sehr Auffallendes für unsere Schlesischen Freunde hätte haben sollen, daß ihre kirchenrechtlichen Ansichten, die sie als die ächtlutherischen darstellen, in der Lutherischen Kirche niemals Geltung erlangt haben; daß in der Zeit, wo man nicht die geringste Abweichung von der symbolischen Lehre in den Lutherischen Staaten, geschweige den Landeskirchen, duldete, alle Theologen und Kirchenoberen die Lehre der symbolischen Bücher und der Schriften Luther's mißverstanden haben sollen. Noch mehr Bedenken hätte es aber bei ihnen erregen sollen, in dem Augenblick, wo sie von den Landesbehörden Anerkennung einer besonderen Lutherischen Kirche verlangen, zugleich kirchenrechtliche Grundsätze geltend zu machen, welche ihnen in dieser Beziehung wenigstens das Ansehen von Begründern einer ganz neuen Parthei geben müssen.

Aber sollten denn wirklich die Lutherischen Theologen und Staatsmänner, welche die Kirchenordnungen des sechzehnten Jahrhunderts verfaßten, und die Gelehrten, welche in ihren Systemen die Grundlagen darstellten, auf welchen diese Kirchenordnungen ruhten, in einem solchen Gegensatze gegen Luther und die Augsburgische Confession stehen? Sollten die Principien der Reformirten Kirchen in diesem Gegensatze gegen Luther übereinstimmen, und zwar wegen des „Spiritualismus" der Reformirten? Diese beiden Fragen sollen hier untersucht werden. Da jedoch diese Fragen tiefer eingehende, namentlich historische Erörterungen nöthig machen, der Gegenstand derselben daher allge-

*) Dieser Aufsatz hat Einen Verfasser mit dem, welcher in Herrn Dr. Tholuck's litterarischem Anzeiger vom vorigen Jahre, Nr. 31 ff. und Nr. 58 ff. unter der Ueberschrift: „Die Bearbeitung des Kirchenrechts in der Evangelischen Kirche," erschienen ist.

*) Von Spener und seiner Schule kann, wie sich später zeigen wird, hier nicht die Rede seyn.

meiner gefaßt werden muß, so werden wir, laut unserer Ueberschrift, in einer Reihe von kleinen Aufsätzen ihn so abhandeln, daß die polemische Beziehung nur beiläufig hervortritt.

Die Deutsche Reformation begann, nach einer der bewundernswürdigsten Fügungen Gottes, nicht mit einem Angriff gegen die bestehende Kirchenverfassung und die mit ihr verbundenen Mißbräuche im Gottesdienst und im Staate; die geheimnißvolle Weisheit dessen, der seine Kirche auf einen unerschütterlichen Felsen gründete und allen Störungen zum Trotz sein Werk auf Erden zu seiner Zeit fördert und herrlich vollendet, hatte zum Werkzeuge, durch welches er so Vieles ausrichten wollte, einen Mann ersehen, der in klösterlicher Stille unter den größten inneren Kämpfen an nichts Anderes bisher gedacht hatte, als seine eigene Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern; der, so wenig als der Sohn Isai, da ihn der Herr „von den säugenden Schafen holte, daß er sein Volk Jakob weiden sollte," an die erhabene Bestimmung gedacht hatte, welche ihm zu Theil werden sollte, so daß er fast mit Widerstreben die großen Streitergaben, welche Gott ihm geschenkt, in seinem eigenen Geiste sich entwickeln sah. Die in der größten Herzensangst als einziger allgenugsamer Trost von Luther erprobte Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben, welche er aus dem Worte Gottes nicht bloß lernte, sondern erlebte, war schon der Mittelpunkt seines ganzen inneren Lebens und seiner Lehre geworden, als er gegen Tetzel auftrat. Erst da er sah, daß unter den verfinsterten Kirchenoberen das Wort des Herrn nicht mehr galt, und man mit nichts als der kahlen Auctorität die bisher noch schwankende Irrlehre stützte, wurde er nothgedrungen auch in den Streit über den Papst und die Kirchenverfassung hineingezogen. Es kann diese Stellung Luther's zu der Lehre von der Kirche nicht deutlicher dargethan werden, als durch den Anfang der Schrift „vom Papstthum zu Rom," aus der Mitte des Jahres 1520: „Wir handeln eine Sache, die, so viel an ihr selbst unnöthig ist, ohne welcher Erkundung ein Jeglicher wohl Christ bliebe ... nämlich, ob das Papstthum zu Rom, wie es in ruhiger Besitzung der Gewalt ist über die Christenheit, hergekommen sey von göttlicher oder menschlicher Ordnung? Und wo dem so wäre: ob man christlich sagen möge, daß alle andere Christen in der ganzen Welt Ketzer seyen, ob sie gleich dieselbe Taufe, Sakrament und alle Artikel des Evangeliums mit uns gemeinschaftlich halten, ausgenommen, daß sie ihre Priester und Bischöfe nicht von Rom bestätigen lassen?" *) In einer, gleich nach dieser herausgegebenen Schrift: „Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen," stellte er die Rechtfertigung durch den Glauben und deren Folgen mit ausgezeichneter Klarheit und Schönheit dar unter den beiden Ueberschriften: „Ein Christenmensch ist [durch den Glauben] ein freier Herr aller Dinge; und, ein Christenmensch ist [durch die Liebe] ein dienstbarer Knecht aller Dinge, und Jedermann unterthan." In dem ersten Abschnitt zeigt er, wie der Christ durch das Wort Gottes von der Gnade in Christo und den Glauben allein gerechtfertigt und neugeboren werde, so daß in diesen Handel zwischen Christo und ihm keine andere Kreatur sich mischen dürfe, wie er durch diese Rechtfertigung und Gemeinschaft mit Christo zugleich innerlich frei von aller Herrschaft und selbst ein Herr aller Dinge sey, da ihm Alles zur Seligkeit dienen müsse. Eben diese schriftmäßige Lehre war es ja aber auch, die den wesentlichsten Grundsatz angriff, auf dem das Papstthum, seiner

*) Walchsche Ausg. XVIII. 1198.

äußeren Verfassung nach, ruhte; denn durch sie erhielt die Kirche ihre unsichtbare Grundlage wieder, durch sie war es möglich, in der Augsburgischen Confession, das Wesen der Kirche als eine Gemeinschaft der Heiligen darzustellen, welcher, bei ihrer Erscheinung, Heuchler und Gottlose beigemischt seyen, ohne daß diese darum eigentlich Glieder der Kirche genannt werden könnten. Wie nach Luther's biblischer Lehre das Gesetz keine Kraft hatte, den Menschen zu rechtfertigen, so auch keine äußerlich gesetzliche Ordnung; und dadurch schieden sich ihm ihrem Wesen nach die Menschen in solche, die zum Reiche Gottes, und solche, die zum Reiche der Welt gehören. „Die zum Reiche Gottes gehören, das sind alle Rechtgläubigen in Christo und unter Christo; nun siehe, diese Leute dürfen keines weltlichen Schwerdts noch Rechts; und wenn alle Welt rechte Christen wären, so wäre kein Fürst, König, Herr, Schwerdt noch Recht noth oder nütz. Denn wozu sollte es ihnen? Dieweil sie den heiligen Geist im Herzen haben, der sie lehrt, und macht, daß sie Niemanden Unrecht thun, Jedermann lieben, von Jedermann gern und fröhlich Unrecht leiden, auch den Tod. ... Darum muß man diese beide Regimente mit Fleiß scheiden und beides bleiben lassen; eins, das da fromm macht, das andere, das äußerlich Friede schafft und bösen Werken wehrt; keins ist ohne das andere genug in der Welt; denn ohne Christus geistlich Regiment kann Niemand fromm werden vor Gott durch's weltliche Regiment. So geht Christus Regiment nicht über alle Menschen, sondern allezeit ist der Christen am wenigsten, und sind mitten unter den Unchristen." *) Damit dieser Gegensatz desto klarer werde, müssen wir immer bei Luther darauf Rücksicht nehmen, daß er ihm herfloß aus dem Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium. „Man muß diese beiden also unterscheiden," sagt er, **) „daß du das Evangelium allerdinge in's Himmelreich hinaufsetzest, und das Gesetz hienieden auf Erden lassest; daß du des Evangelii Gerechtigkeit eine himmlische und göttliche Gerechtigkeit nennest und haltest, und des Gesetzes Gerechtigkeit eine irdische und menschliche, und die Gerechtigkeit des Evangelii von des Gesetzes Gerechtigkeit so eigentlich und fleißig absonderst und unterscheidest, so eigentlich und fleißig unser Herr Gott den Himmel von der Erde abgesondert und geschieden hat, das Licht von der Finsterniß und den Tag von der Nacht. Darum, wenn und so oft man handelt und zu thun hat von dem Glauben, von der himmlischen Gerechtigkeit, von dem Gewissen ꝛc., scheide man das Gesetz nur allerdinge davon. ... Dagegen aber soll man im Weltregiment den Gehorsam des Gesetzes auf's Allerstrengste fordern und halten, und daselbst auch nichts wissen, weder vom Evangelio, noch Gewissen, noch Gnade, Vergebung der Sünden, himmlischer Gerechtigkeit, noch von Christo, sondern man soll zu sagen wissen von Mose, von Gesetz und Werken." Durch diese Darstellung Luther's wird die Sache klarer, als wenn man mit unserem Verf. sagt: „Das weltliche Reich, aus dem ersten Adam, das Reich Christi, des zweiten Adam." Denn das Gesetz und das Amt des Gesetzes stammen nicht her aus dem ersten Adam, sondern von Gott, und sind von ihm für jenen verordnet; zu welchem Zwecke, wird sogleich noch klarer werden.

Jeder fühlt nämlich, wie wenig ausgerichtet sey, wenn wir die Sache in diesem Gegensatze stehen lassen. Hat etwa wirk-

*) Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig. Walch X. 433. 437.

**) Ausleg. d. Br. a. d. Gal. Walch VIII. 1788 ff.

lich Gesetz und Evangelium gar nichts mit einander gemein? Wird ihr gegenseitiges Verhältniß damit erschöpft, daß ich sie wie Himmel und Erde, wie Tag und Nacht von einander scheide? Unmöglich; Jeder, der in Luther's Schriften einigermaßen bewandert ist, weiß, daß er diese und noch viel stärkere Ausdrücke, und mit Recht, gebraucht, wenn davon die Rede ist, die Rechtfertigung des Menschen vor Gott zu beschreiben. Sonst weiß Luther sehr wohl aus der heiligen Schrift, daß das Gesetz von Gott sey, daß es nicht eine äußerliche und scheinbare, sondern eine innerliche, wesentliche Gerechtigkeit fordere, ja, daß es ein Zuchtmeister sey auf Christum hin; und daß es auch für den Gerechtfertigten noch von wesentlichem Nutzen bleibe. Luther's vortreffliche Disputationen gegen die Antinomer (Gesetzesstürmer) *) bilden die Grundlage der gleichfalls schönen Ausführung dieses Gegenstandes in der Concordienformel: „vom dritten Brauch des Gesetzes" (de tertio usu legis divinae). Gesetz und Evangelium, und somit auch das Reich des Gesetzes und das Reich des Evangeliums, haben daher mit einander gemein das Ziel: daß Gottes Wille ganz und vollkommen geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; ja noch inniger wird ihr Verhältniß dadurch, daß das Gesetz, bei seinem Unvermögen, durch die ihm verliehenen Mittel die Menschen zu seinem eigenen Ziele zu führen, sie hinweiset auf Christum, und ohne diese pädagogische Thätigkeit eigentlich ein Widerspruch in sich selbst bleibt, ein ungelöstes Räthsel, eine unerfüllte Weissagung; auch in dem Sinne ist Christus „des Gesetzes Ende," daß er es als Prophezeihung erfüllt. Unseres Verf. Darstellung bekommt, weil er den Gegensatz ausschließlich hervorhebt, etwas Flacianisches und Antinomistisches, was Luther nicht hatte, wenn gleich in der Lebhaftigkeit ihm über Gesetz und Obrigkeit zuweilen Ausdrücke entfuhren, welche erst durch seine Aussprüche über die andere Seite des Verhältnisses ihr volles Licht erhalten. Kirche und Staat sind also nach Luther's Lehre so wenig, als nach der heiligen Schrift, wie Himmel und Erde, wie Tag und Nacht, wie alter und neuer Mensch von einander geschieden; sondern, wie Luther in der zweiten Disputation gegen Agricola so klar sagt: „Summa, so hoch der Himmel über der Erde ist, so weit soll das Gesetz von der Rechtfertigung geschieden werden." Wie wäre eine solche Scheidung, nicht bloß in dieser Einen Beziehung, sondern an und für sich auch möglich? In der Geschichte der Menschheit fallen Alter und Neuer Bund, in der des Einzelnen Stand unter dem Gesetz und Gnadenstand ja nicht so absolut außer einander. Mitten durch die Schrecken der Majestät bricht die Gnadensonne im Alten Bunde schon hindurch, und mitten in der christlichen Kirchengeschichte kehren Alttestamentliche Zeiten wieder. Der Einzelne kann oft schon in kindlicher Zuversicht beten, noch ehe er gerechtfertigt und begnadigt ist, und empfängt oft einen Vorschmack der Seligkeit, die Christus ihm schenken will, als hätte er sie schon; und für den Gläubigen kehren Zeiten wieder, wo ihm Evangelium und Gnade wie weggenommen sind. Wer erinnert sich nicht aus Luther's Schriften so mancher rührender Bekenntnisse, worin er sagt, daß er in der Kunst des Glaubens ein Katechismusschüler bleibe, und so viel er davon rede und predige, doch in seinen Anfechtungen die Gnade wie ganz aus den Augen verliere? Gottes weise Leitung raubt kräftigen Naturen, die vorzugsweise zum Handeln nach Außen bestimmt sind, oft die Süßigkeit des evangelischen Trostes, und zerschlägt sie mit dem Gesetze so sehr, daß „zwischen ihnen und Knechten kein Unterschied zu seyn scheint," obwohl sie schon Gottes Erben und Miterben Christi sind; er nimmt sanguinischen Naturen, die gern im Genuß des Augenblicks schwelgen, und sich leicht zufrieden stellen lassen, wenn sie nur in einem Lieblingselement sich rühren und bewegen und berauschen können, auf lange ganz den Geschmack der Kräfte der zukünftigen Welt, um die große Scheidung von Welt- und Himmelslust in ihren Herzen ihnen zu erleichtern. Aber noch mehr, nicht bloß einen solchen Wechsel gesetzlicher und evangelischer Zustände gibt es im Leben des Einzelnen; der Gläubige kann mitten in seinem Glaubensleben selbst des Gesetzes nicht ganz entbehren. Nicht zur Rechtfertigung vor Gott selbst, aber wohl zu all' den immer wiederkehrenden Vorbereitungen auf die immer auf's Neue ihm zu schenkende Rechtfertigung. In dem schon angeführten schönen Abschnitt der Concordienformel wird scheinbar nur der sogenannte dritte Brauch des Gesetzes, der der Belehrung (usus didacticus), als dem Gläubigen nothwendig dargestellt; aber auch den sogenannten ersten, das Strafamt des Gesetzes, kann der Gläubige, wie eben dort gezeigt wird, nicht entbehren, und eben so wenig auch den sogenannten zweiten, den politischen, der die Ausbrüche der Sünde in Zaum hält, und auf äußere Ehrbarkeit dringt. Das letztere ließe z. B. an der merkwürdigen Erfahrung der neueren Missionare recht schlagend sich zeigen, daß es nicht gut thue, wenn die in heidnischer Gesetzlosigkeit erwachsenen Weiber auch nach aufrichtiger Bekehrung sich mit Europäern, und namentlich Missionaren verheirathen, weil die in der ungezähmteren Natur gewaltsamer hervortretenden Ausbrüche der Sünde die nahe Lebensgemeinschaft der Ehe so überaus schwer machen; und Aehnliches ließe sich vom Größten bis in's Kleinste leicht aus unseren eigenen Erfahrungen hinzufügen. Steht es nun so mit der Genesung des Einzelnen bis zur völligen Gesundheit: um wie viel mehr muß das seine Anwendung finden auf „den großen Kranken, der über die ganze Welt ausgestreckt liegt!" Um aus den trübenden und wirklich krankhaften, sündlichen Vermischungen von Gesetz und Evangelium in den Zustand relativer Gesundheit des Glaubens und Lebens hindurchzudringen, dazu bedarf es für den Einzelnen meist, wenn Gottes Stunde gekommen ist, einer einzigen Glaubensthat, die Berge von Schwierigkeiten heben und in's Meer versenken kann; aber nicht so geht es mit dem Abthun solcher Dinge da, wo „unser Viele Ein Leib" sind. Von Einem Gliede geht hier die Genesung nicht immer auf das Ganze über. Ist es da wohl der christlichen Weisheit gemäß, wenn das gesunde Glied dem noch schwer kranken Leibe Thaten eines Gesunden zumuthet? Oder der christlichen Liebe gemäß, wenn das gesundere Glied eben wegen jenes Krankheitszustandes, mit anderen, vielleicht schon ungesunderen sich verbindet, und zu ihrem und des Leibes Schaden eine Trennung bewirkt? —

Wir wollen dies auf das Verhältniß von Kirche und Staat näher anwenden. Der Staat ist von der Kirche, wie wir sahen, nicht so absolut geschieden, wie etwa eine Kaufmannsgesellschaft, die ihrer Bestimmung nach nur irdische Zwecke verfolgt. Sondern da sie Ein Ziel, nur auf verschiedenen Standpunkten, und mit verschiedenen Mitteln und Kräften, verfolgen, so ergibt sich leicht, weil beide meist, bald da bald dort, an großen Uebeln leiden, wie sie auch auf diese Weise gegenseitig sich helfen müssen, daß einer in des anderen Gebiet hinübergreift. Seit Constantin d. Gr. ist eine Vermischung von Kirche und Staat auf mannichfaltig verschiedene Weise zum Vorschein gekommen.

*) Walch XX. 2030 ff.

Aber weder das oft sehr gewaltsame Eingreifen der alten Römischen Kaiser in die Kirchenangelegenheiten, noch die Bevormundung der sich bildenden Germanischen Staaten durch die Päpste war etwas schlechthin Unchristliches oder Monströses, sondern heilsam beides zu seiner Zeit. *) Die Ansicht, als ob nur ein Gewebe satanischer Bosheit und niedriger Herrschsucht in der Bildung der päpstlichen Macht, besonders seit Gregor d. Gr. oder selbst Gregor VII., lag, steht eben so sehr mit einer gründlichen Kirchengeschichte als einer gesunden Lehre von der Kirche Christi in Widerspruch. **) Im Gegentheil scheuen wir uns nicht zu sagen, daß unter den damaligen Verhältnissen, innerhalb der damaligen Formen des kirchlichen und politischen Lebens, Gregor VII. dem Kaiser Heinrich IV., d. h. der rohen Gewalt, dem Verwandeln aller Bisthümer in erbliche, weltliche Lehne, gegenüber, reformatorisch auf die christliche Kirche einwirkte. Damit soll aber nicht geläugnet werden, daß mit der immer mehr entweichenden Sonne der göttlichen Wahrheit auch die Schatten immer länger, die Dämmerung finsterer wurde, daß allmählig neben dem schwachen Lichte ungeheure Irrthümer in Lehre, Kultus und Disciplin eindrangen, und selbst die Form, in der der schwache Rest christlicher Wahrheit von den Päpsten aufgefaßt und vertheidigt wurde, das einreißende Verderben zuletzt so sehr begünstigte, daß ohne Dazwischenkunft der Reformation der Papst zum Antichrist geworden wäre. — Wir kommen zu dem zweiten Vergleichungspunkte. Die Kirche bedarf in ihrer eigenen Mitte eines gesetzlichen, politischen Elements, wie der Gläubige mitten in seinem Glaubensleben des Gesetzes. In Beziehung auf die Rechtfertigung des Einzelnen und sein Verhältniß zu Gott heißt es: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seyd allzumal Einer in Christo Jesu." Gal. 3, 28. Aber sollte es in der erscheinenden Kirche ganz so seyn? In Bezug auf den letzten Gegensatz, den die Rechtfertigung durch den Glauben aufhebt, ordnete schon der Apostel an, das Weib solle schweigen in der Gemeinde; aber auch Unterschiede anderer Art, wie die durch Talent, durch Alter u. dergl. begründeten, treten in die Kirche ein, und stören die absolute Gleichheit Aller. Soll die Kirche nicht in unzählige kleine Gemeinden sich zersplittern, soll sie auch äußerlich nach einer Einheit streben, so muß es gewisse Verfassungsformen geben, zu denen schon das bleibende Lehramt in der einzelnen Gemeinde die Grundlage bildet. So sehen wir, daß die auf Erden erscheinende Kirche des Herrn zu ihrer Bildung gesetzlicher Elemente bedarf, und in der Mitte des Reiches des Geistes und der Liebe ein Kirchenrecht sich bildet. — Wir wissen sehr wohl, daß das hier Gesagte nicht alles in Luther's Schriften sich findet, daß er gegen Einzelnes vielleicht Einspruch thun würde; aber die Keime zu den ausgesprochenen Ansichten finden sich allerdings bei ihm, und die Theologen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hatten Recht, wenn sie nicht aus einseitigen Aeußerungen Luther's, sondern aus der Gesammtheit seiner Lehren und der seinen Handlungen zu Grunde liegenden Gedanken, ihre kirchlichen Gebäude aufführten. Dies wird sich gleich noch deutlicher zeigen, wenn wir näher in's Auge fassen, wie Luther über die Verwirklichung der unsichtbaren Kirche dachte, und wie er selbst die neue Kirchenform in Sachsen ausbilden half.

(Fortsetzung folgt.)

*) Daher wir auch keineswegs mit dem einen falschen Spiritualismus charakterisirenden Ausspruch des Mystikers St. Martin übereinstimmen: „Les uns christianisant le civil, les autres civilisant le christianisme, il se forma de ce mélange un monstre." Kranke können in ihrem Genesungsprozesse oft sehr verzerrte Gestalten annehmen müssen, sind darum aber keine Monstra. So kann auch der genesende Leib des Herrn, seine Kirche auf Erden, in keinem ihrer noch so befremdenden Zustände ein Monstrum genannt werden. Welche monströse Ansicht gäbe es von der Kirche, wenn man genöthigt wäre, ihre Erscheinung durch vierzehn Jahrhunderte (bis zur Nordamerikanischen Revolution) als das Leben eines Monstrums anzusehen!

**) Keine unbefangene Geschichtsforschung kann läugnen, was Joh. v. Müller (Schw. Gesch. III. 10.) sagt: „Als die nordischen Völker die ganze bürgerliche Verfassung der schönsten Europäischen Länder theils mit Ungestüm zertrümmerten, theils verwirrten und entkräfteten, war das ganze Abendland in Gefahr solch einer Barbarei, wie die, worin unter dem Türkischen Scepter alles Große, Gute und Schöne des alten Griechenlands verschwunden ist. Aber die Bischöfe und anderen Vorsteher der Kirche, durch ihre Würde sicher, wußten den Riesen aus Norden, welche Kinder in der Einsicht waren, durch Vorstellungen, die ihnen paßten, einen Zaum anzulegen. Dieses würde ihnen so wenig als den Griechischen Prälaten gelungen seyn, wenn sie unter vier Patriarchen getrennt . . . gewesen wären. . . . Alles heutige Licht, welches nicht allein uns wohlthätig, sondern durch den Europäischen Unternehmungsgeist für alle Welttheile von unendlichen Folgen ist, kömmt von dem, daß beim Fall des westlichen Kaiserthums eine leitende Hierarchie war." Des Theologen Sache ist es, diese Erscheinung zu erklären, nicht aber sich in futuribilia zu verlieren, wie es hätte werden können, wenn alle Bischöfe und Päpste einfältig gläubige Christen gewesen wären.

Nachrichten.

(Berlin.) Das hohe Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten hat unterm 27. Juli die nachstehende Bekanntmachung erlassen:

„Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Bekanntmachung des Königl. Consistoriums für Schlesien vom 1. Juni d. J. wegen der von des Königs Majestät erlassenen Allerhöchsten Ordre vom 31. März d. J., die Missionarien zur Beförderung des Christenthums unter den Juden betreffend, so mißdeutet worden ist, als ob dieser Allerhöchste Erlaß nicht sowohl die Sicherung der ungestörten Wirksamkeit der Missionarien innerhalb der gesetzlichen Grenze ihres Berufs, als vielmehr die öffentliche Rüge von einzelnen Missionarien begangener Ungebührnisse und deren Abstellung für die Zukunft bezwecke. Da diese Auffassung der Sache der oberwähnten Kabinetsordre nicht entspricht, die vorgekommenen, nur auf Mißverständniß beruhenden Differenzen mit einzelnen Missionarien vielmehr im verfassungsmäßigen Wege nach gehöriger Untersuchung der Sache zu erledigen sind, so wird dies hiedurch auf Allerhöchsten Befehl, zur Vermeidung jedes ferneren Mißverständnisses, welches Zweifel über die Befugniß der Missionarien erregen und Beeinträchtigung derselben veranlassen könnte, zur öffentlichen Kenntniß gebracht."

(Staats-Zeitung Nr. 231. d. J.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 7. September. № 72.

Ueber die Ausbildung und Entwickelung des Verhältnisses von Kirche und Staat in den Lutherischen und Reformirten Kirchen.

(Fortsetzung.)

Die Lehre von der Rechtfertigung war, wie wir sahen, der Ausgangspunkt, von dem Luther auf den Begriff der Kirche kam. Wie erscheint nun aber die Gemeinde der Heiligen in der sündigen Menschheit? Die Hauptrichtung, der Luther in den ersten Jahren der Reformation folgte, läßt sich etwa in Folgendem bezeichnen: „Der durch den Glauben Gerechte ist ein freier Herr aller Dinge, richtet Alles, und wird von Niemand gerichtet; er nimmt an Gottes Allmacht Theil, denn alle Dinge müssen ihm zur Seligkeit dienen. Wer will einer Gemeinde solcher Weltherren gebieten? Wie tief stehen unter Christi Braut und ihrer göttlichen Erhabenheit Könige, Kaiser und Päpste! Wozu bedarf sie der Stützen weltlicher Macht, da ihr Gebet vielmehr die Welt erhält? Wozu bedarf sie der Ueberlieferungen, der Sammlungen von Kirchensatzungen, der Schultheologie? Sie spricht zu diesem mit Irrthümern angefüllten Wuste: Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, darum verzehre dich das ewige Feuer! Wozu bedarf sie eines künstlich geschmückten Gottesdienstes? Die Herrlichkeit der Königstochter ist inwendig. Wer will der Gemeinde des Herrn Lehrer setzen? Sie ist es ja, die über Lehre richtet. Wenn auch nur einige, ja ein einzelner Christ sich an einem Orte befänden, wo unrichtig gelehrt würde, so hat er das Recht, aufzutreten, und von der Wahrheit zu zeugen, mag er äußerlich dazu einen Beruf haben oder nicht. Denn hier kehrt die Ordnung der Welt sich um; die Schüler entscheiden über die Weisheit der Lehrer, die Schafe leiten die Hirten; Gott macht zu Schanden den Rath der Weisen, und offenbart sich den Unmündigen. Und weil die Rechtfertigung das unmittelbarste Verhältniß des Menschen zu Gott betrifft, so ist das ganze Feld, auf welchem sie liegt, aller menschlichen Einmischung verschlossen; Niemand hat Gewalt über die Gewissen, als Gott allein; gegen falsche Lehre soll nichts, gar nichts weiter als die Predigt des Wortes auftreten, weder kirchlicher noch obrigkeitlicher Zwang; in der Kirche muß so sehr des Einzelnen Gewissen geschont werden, daß auch die Communion unter Einer Gestalt gehalten werden soll da, wo schwache Gemüther durch die zwiefache geärgert werden." *) Wegen solchen Aeußerungen gefiel der Lutherus anterior sub cruce den Mystikern und Separatisten um das Jahr 1700 so viel besser als der Lutherus posterior in luce, oder wie es auch ausgedrückt wurde: der Lutherus ante Lutheranismum.

Die dieser einseitigen entgegengesetzte Richtung Luther's tritt jedoch gleichfalls früh, und zwar gleichzeitig mit der anderen, in seinen Schriften auf. Aehnliche Erscheinungen finden sich häufig bei Luther, und wenn auch dadurch es zuweilen schwer wird, ein consequentes Lehrsystem aus seinen Werken zu erbauen, zeigen sie ihn doch zugleich von einer wahrhaft ehrwürdigen Seite. Süß und Bitter kann freilich nicht aus Einem Loch quellen; aber die in der göttlichen Wahrheit selbst liegenden Gegensätze, zu deren Aufhebung sie uns auffordert, können sich tieferen Geistern oft auf eine lebendige, mächtig ergreifende Weise offenbaren, ohne daß es ihnen gelingt, das Lösungs- und Vereinigungswort zu finden; aber selten ist die Herzensredlichkeit, welche den unaufgehobenen Gegensatz ausspricht, und durch keine Unwahrheit, durch kein menschliches Kunststück sich darüber weghilft. Solche, möchte man sagen, unmittelbarere Werkzeuge des heiligen Geistes können, von dieser Seite den heiligen Schriften selbst ähnlich, daher viel tiefere und umfassendere Wirkungen auf Jahrhunderte hin ausüben, als solche, die eher mit sich fertig werden, weil sie auf Einer Seite stehen bleiben. Obwohl auch nicht geläugnet werden kann noch soll, daß wirkliche Inconsequenz und Unpraxis, namentlich Regierungsunfähigkeit (Mangel des χάρισμα κυβερνήσεως) oft Luther in ein solches Schwanken hineinzog. — In seinem Geist und Herzen lag schon früh eine Richtung, die ihn davon abhielt, die Bande mit der bestehenden Kirche gänzlich zu zerreißen, die ihm Schonung gebot für die menschlichen Stützen des neuen Werkes Gottes, die in der Ueberlieferung der Vorzeit ein pädagogisches Hülfsmittel ihn ehren hieß, die ihn als Arzt der Kirche seiner

*) Zum Beleg dienen außer dem noch weiter unten zu Erwähnenden Walch X. 1794 ff., 1808 ff., XIX. 1219., Briefe, von de Wette, II. 154., und so viele andere bekannte Thaten und Aeußerungen Luther's aus der Zeit vor dem Bauernkriege.

Zeit die ihrem Zustande angemessenen Heilmittel reichen ließ; mit Einem Worte, Luther war zu keiner Zeit seines Lebens ein Antinomist oder Separatist. Es kostete ihn einen gewaltigen Kampf, sich von der Auctorität so vieler Jahrhunderte los zu machen; *) und so hatte er denn auch in seiner ersten reformatorischen Hauptschrift: „An den christlichen Adel Deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung," aus der Mitte des Jahres 1520, wie schon der Titel zeigt, nicht jenes abgesonderte Gemeinlein von Gerechten und Wiedergeborenen vor Augen, das ihm in anderen Schriften dieser Zeit so idealisch erhaben vor Augen steht, und das er, ohne Rücksicht auf alle umgebenden Hindernisse, hie und da zu verwirklichen, wenigstens den Ansatz nahm, sondern die ganze bestehende Kirche. Er fordert den Kaiser und besonders den Adel, d. h. die weltlichen Reichsstände, auf, da die Romanisten sich weigerten, die Kirche zu reformiren, und sich unter andern in ihrer Festung schützten mit der Vormauer, daß geistliche Gewalt über der weltlichen stehe, sie sollten muthig zur Reformation greifen, da auch sie durch die Taufe wahrhaft geistlichen Standes seyen. Warum fordert er die Fürsten auf? Nicht als Laien überhaupt, denn in dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, steht ein gläubiger Fürst nicht höher, als ein gläubiger Bauer; sondern als die Gewalthaber, die, freilich in ein anderes Gebiet hinübergreifend, auch mit den Waffen des Gesetzreiches während des eingetretenen Nothstandes der Kirche helfen sollten. Bis zu Luther's Abreise nach Worms blieb in Wittenberg der Kultus auf die bisherige Weise fortbestehen; schon aber während seines Aufenthalts auf der Wartburg ließ der Kurfürst Friedrich durch eine Commission, die in keiner Art einen kirchlichen Charakter hatte, Veranstaltungen wegen der Privatmessen und des Kirchenguts treffen. Nun traten die Bilderstürmer, nachher die Zwickauer Schwärmer auf, und Luther wurde gegen sie zu Hülfe gerufen, und wußte in den schönen „acht Sermonen, gehalten zu Wittenberg in der Fasten 1522," den Sturm zu beschwichtigen; auch in diesen aber wollte er eigentlich von keiner äußeren Gestaltung der Kirche etwas wissen, das Wort sollte Alles thun. Consequent diesen Lehren folgend, hätte nun Luther alle diejenigen Gemeinglieder in Wittenberg und an anderen Orten, welche seiner Lehre zugefallen waren, müssen zusammenberufen, und sie über alle vorzunehmende Veränderungen und Einrichtungen Beschlüsse fassen lassen, ohne daß er dabei mehr als rathen und lehren, am wenigsten aber die weltliche Obrigkeit zu Hülfe rufen durfte, und ohne nachtheilige Bestimmungen für irgend einen, welcher durch das Wort zum evangelischen Bekenntniß sich nicht hinüberziehen ließe, zu veranlassen. Allein in der zweiten seiner angegebenen Richtungen ging er nun selbst offenbar weiter, als es aus den Principien mit Nothwendigkeit folgte. Es bildete sich bei ihm die Vorstellung aus, daß unter Einer Obrigkeit schlechterdings nicht Bekenner zwieträchtigen Glaubens wohnen könnten; daß die Obrigkeit ärgerliche Lehre nicht dulden solle, obwohl sie freilich Niemanden zu einem positiven Bekenntniß zwingen dürfe; und falls der einer solchen falschen und lästerlichen Lehre Zugethane nicht gänzlich damit zurückhalte, sey er des Landes zu verweisen. Selbst gegen die Todesstrafen der Ketzer, vor denen sein Gefühl wohl zurückschauderte, führt er da, wo es darauf ankommt, Grundsätze darüber aufzustellen, nur Klugheitsgründe an. *) Ganz nach seiner Aufforderung in der Schrift an den christlichen Adel, und nach den angegebenen Grundsätzen, schritten die Städte Nürnberg und Magdeburg von allen zuerst zur Reformation, und ihnen folgend allmählig auch andere Städte, und zwar nicht die kirchlichen Gemeinden daselbst, sondern die Stadträthe, nachdem sie, wie bei jeder anderen großen politischen Maaßregel, sich entweder des Beifalls der Bürgerschaft vergewissert hatten, oder von derselben zu der Umgestaltung oft sehr dringend, ja gewaltsam aufgefordert waren. Dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg rieth Luther, zu heirathen, und Preußen in ein weltliches Herzogthum zu verwandeln, womit dann nothwendig die Einführung der Reformation durch den Herzog verbunden war; denselben Rath gab Luther auch dem Kurfürsten von Mainz. Seit Friedrich's des Weisen Tode fühlte Luther besonders das Ungenügende seiner zu Anfang ausgesprochenen Grundsätze, und es finden sich viele Aeußerungen in seinen Briefen, welche auf den Kampf hindeuten, der in ihm besonders bei Gelegenheit der Einführung fester Kirchenformen entstand. So sagt er z. B. in einem Briefe an die Christen in Livland, vom 17. Juni 1525 (bei de Wette, III. 3.): „So man einerlei Weise vornimmt und setzt, so fällt man darauf, und macht ein nöthlich Gesetz daraus, wider die Freiheit des Glaubens; setzt man aber und stellet nichts, so fähret man zu, und macht so viel Rotten, so viel Köpfe sind, welches denn ficht wider die christliche Einfältigkeit und Einträchtigkeit, davon St. Paulus und Petrus so oft lehren." Kaum war Kurfürst Johann seinem vorsichtigen, in keine Kirchenangelegenheit leicht eingreifenden Bruder gefolgt (Mai 1525), als Luther ihm unablässig anlag, die Reformation auch äußerlich in ganz Sachsen durchzuführen. **) Im Jahre 1527 wurde die große Kirchenvisitation beschlossen; zuvor stellte Luther indeß noch ein Bedenken an den Kurfürsten aus: ***) „Ob's nicht gut seyn sollte,

*) Bekannt ist, wie rührend Luther diesen inneren Kampf selbst schildert in einer späteren Vorrede zu seinen Propositionen über den Ablaß, wo er unter andern sagt: „Da ich alle Argumenta, die mir im Wege lagen, überwunden hatte, habe ich letztlich dies einige, nämlich daß man die Kirche hören solle, mit großer Angst, Mühe und Arbeit durch Christi Gnade kaum überwunden. Denn ich hielt mit viel größerem Ernst und rechter Ehrerbietung, und that's von Herzen, des Papstes Kirche für die rechte Kirche, denn diese schändlichen, lästerlichen Verkehrer, die jetzt des Papstes Kirche hoch wider mich rühmen. Wenn ich den Papst verachtet hätte, wie die ihn jetzt verachten, die ihn doch mit Worten sehr loben, hätte ich mich besorgt, die Erde würde zu derselbigen Stunde sich aufgethan und mich lebendig verschlungen haben, wie Korah und seine Rotte." XV. 472.

*) In einem Briefe an Wenc. Link, vom 14. Juli 1528, de Wette III. 347.: „Quod quaeris, an liceat magistratui occidere pseudoprophetas? Ego ad judicium sanguinis tardus sum, etiam ubi meritum abundat. Tum in hac causa terret me exempli sequela, quam in Papistis et ante Christum in Judaeis videmus, ubi cum statutum fuisset pseudoprophetas occidi, successu temporis factum est, ut nonnisi sancti prophetae et innocentes occiderentur, auctoritate ejus statuti, quo impii magistratus freti pseudoprophetas et haereticos fecerunt quosquos voluerunt . . . Quare nullo modo possum admittere, falsos doctores occidi; satis est, eos relegari, qua poena si posteri abuti volent, mitius tamen peccabunt et sibi tantum nocebunt."

**) Luther an Hausmann, 27. September 25: „Scio reformatione parochiarum opus esse et institutis uniformibus cerimoniis, jamque hoc saxum volvo, et *Principem sollicitabo*." Dies Sollicitiren beginnt mit einem Briefe vom 31. Oktober 25.

***) Walch XVI. 431.

daß mein gnädigster Herr zum Ueberfluß solches vornähme gegen die Bischöfe, so an Sr. Kurfürstl. Gn. Landen stoßen, und sie schriftlich ersuchte und anzeigen ließe, nachdem sie bisher in der evangelischen Sache nichts gethan, und Sr. Kurfürstl. Gn. Land mit Gottes Wort zu versorgen unterlassen, daraus Se. Kurfürstl. Gn. gezwungen, Aufruhr, Zwietracht und allerlei Unrath, so aus ungleicher Lehre entspringet, zuvorzukommen, selbst das Beste, so sie vermocht, als in der höchsten Noth, dabei zu thun. Aber auf daß sie dennoch zum Ueberfluß noch sähen, daß Se. Kurfürstl. Gn. nichts weiter suchten, als daß in ihren Landen das Evangelium und gleiche Lehre gehalten würde, so wären Se. Kurfürstl. Gn. noch geneigt oder begehrend, daß sie selbst, die Bischöfe, wollten ihres Amts warten, wie sie vor Gott und der Welt schuldig sind. Wo sie aber nicht wollten, daß sie alsdann zu bedenken hätten, es könne Se. Kurfürstl. Gn. als ein weltlicher Fürst so wenig in Se. Kurfürstl. Landen leiden zwieträchtige Lehre, dem Evangelio zuwider, als sie in ihren Bisthümern leiden möchten" ꝛc. Es scheint dies Bedenken jedoch keine weitere Folgen gehabt zu haben. Melanchthon erhielt den Auftrag, einen Unterricht für die Visitatoren aufzusetzen, wozu Luther nachher eine Vorrede schrieb (X. 1902.). In dieser sagt er: „Wiewohl wir solches nicht als strenges Gebot können lassen ausgehen, auf daß wir nicht neue päpstliche Decretales aufwerfen, sondern als eine Historie, dazu als ein Zeugniß und Bekenntniß unseres Glaubens: so hoffen wir doch, alle fromme und friedsame Pfarrherren, welchen das Evangelium mit Ernst gefällt, und Lust haben einmüthiglich und gleich mit uns zu halten, werden solchen unseres gnädigsten Landesfürsten Fleiß, dazu unsere Liebe und Wohlmeinen, nicht stolziglich verachten ... Wo aber etliche muthwillig sich dawidersetzen würden, müssen wir dieselbigen sich lassen von uns, wie die Spreu von der Tennen, absondern, wiewohl wir auch hierin unseres gnädigsten Herrn Hülfe und Rath nicht wollen unbesuchet lassen. Denn obwohl Sr. Kurfürstl. Gn. zu lehren und geistlich zu regieren nicht befohlen ist, so sind sie doch schuldig, als weltliche Obrigkeit darob zu halten, daß nicht Zwietracht, Rotten und Aufruhr sich erhebe; wie auch der Kaiser Constantinus die Bischöfe gen Nicäa forderte, weil er nicht leiden wollte noch sollte die Zwietracht, so Arius unter den Christen im Kaiserthum angerichtet, und hielt sie zu einträchtiger Lehre und Glauben." Dieser Unterricht war also eigentlich das erste Symbol der entstehenden Deutsch-Evangelischen Kirche, und ist als solches sehr interessant; es zeigt sich gleich bei dieser ersten Bekenntnißschrift die Ansicht der Reformatoren von dergleichen Schriften überhaupt, und zugleich, wie falsch die Ansicht derer sey, welche das Verbindende derselben bloß in den opponirenden Theil setzen. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Seitenstück zu der Braunschweiger Glaubensverfolgung.)

Was kann mehr den christlichen Glaubenszeugen in seinen Kämpfen stärken, als wenn er wahrnimmt, daß die Brüder im Glauben dasselbige erleiden an allen Orten und stark durch denselbigen Glauben überwinden zur Ehre des Herrn. Mit diesem Troste richtet der Apostel 1 Thess. 2, 14. die Griechischen Christen auf; an diesem Troste können auch gegenwärtig die Prediger des Evangeliums, welche in Deutschland mit Schmach und Verfolgung zu kampfen haben, sich aufrichten. Wir geben unseren Lesern hier den Bericht von einer Glaubensverfolgung in dem freien, constitutionellen Frankreich, welche in mancher Hinsicht an die Intriguen, die wir neuerlich aus der

Geschichte des Rationalismus in Braunschweig berichteten, erinnert. Leider unterscheidet sich der hier mitzutheilende Vorfall unter andern dadurch von dem Deutschen, daß die Braunschweiger, wie uns von einem Reisenden mitgetheilt wurde, bis jetzt noch ihre Verwunderung darüber äußern, „daß es ihnen gelungen sey, so geschwind ihren Herzog Karl zu vertreiben, und daß sie doch bis jetzt mit dem reformirten Pastor noch nicht hätten fertig werden können;" während die Französische Verfolgung wirklich mit der Absetzung des betreffenden Seelenhirten geendet hat. Es ist das Consistorium der Augsburgischen Confession zu Straßburg, welches den Vorwurf dieser tyrannischen Verfolgung des evangelischen Christenthums auf sich geladen hat.

Am 5. December 1827 tadelte das Direktorium durch einen gesetzmäßigen Beschluß, unterzeichnet Türkheim, Präsident, Kern, Sekretär und Bürge für gleichlautende Abschrift, Duvernoy, Inspektor, die Lebensweise des Sieur Jaquet (das ist der Styl des Direktoriums), stellte ihn unter die specielle Aufsicht des Inspektor Duvernoy und des Consistoriums von Blamont, und machte ihm bekannt, daß es ihn bei der ersten Klage seines Amtes entsetzen, und seine Absetzung publiciren werde. Von den Gründen für diesen Beschluß heben wir folgende heraus; sie reden hinlänglich durch sich selbst. Hier sind sie wörtlich:

„Die jungen Leute, die er unterweist, bekennen Meinungen, die geeignet sind, die gute Eintracht in der Gemeinde zu stören."

„Er beobachtet nicht mehr die geziemende Nachsicht gegen diejenigen, welche sich zu einem abweichenden Gottesdienste bekennen; hat sich selbst in ihren Religionsunterricht gemischt und ihnen Schriften angeboten, die sie nicht verlangt hatten."

„Sieur Jaquet hat durch dies Betragen nicht nur die Aufmerksamkeit und die Rüge seiner oberen Geistlichen auf sich gezogen, sondern auch die bürgerlichen Behörden haben Klagen gegen ihn erhoben, namentlich der Amtmann von Porentruy, welcher verlangt, daß Sieur Jaquet die Besuche bei den Bewohnern seiner Gerichtsbarkeit meiden solle" *)

Am 6. April 1828 wurde vom Direktorium eine Petition gegen den Pastor ausgefertigt, in der Gemeinde umhergetragen und kam mit ungefähr dreizehn Unterschriften wieder ein. Die Unterzeichneten beklagten sich unter andern über die von Jaquet gepredigten Lehren, über seine Versuche, Proselyten zu machen für seine Parthei, und Schriften derselben sogar unter Katholiken und Anabaptisten zu verbreiten.

Diese dreizehn Unterschriften, die man mit großer Mühe in einer zahlreichen Gemeinde zusammengebracht hatte, wurden nichts destoweniger vom Direktorium sehr hoch angeschlagen, welches daher Gelegenheit nahm, neue Verfolgungen gegen den Pastor von Glay anhängig zu machen, die sich mit einem feierlichen Beschlusse unterm 5. December 1828 endigten, von dem hier einige Artikel folgen:

„Dieser Pastor hat sich erlaubt, beim Gottesdienste Missionsschriften und andere Traktate, welche dem Gottesdienste fremd sind, zu verlesen." ....

„Jaquet leitet Privatversammlungen auf einem Meierhofe, wo gottesdienstliche Handlungen verrichtet werden und mehrere seiner Zöglinge dieselben Amtsverrichtungen üben, wie er;" ....

„Jaquet hat an katholische Einwohner katholische Neue Testamente und einige religiöse Tractate vertheilt;" ....

„Die von diesem Pfarrer errichtete Stiftung zur Ausbildung von Lehrern und zur Erlernung von Professionen für junge Leute ist ein Heerd der Zwietracht geworden, und die Zöglinge dieses Instituts zeigen einen Geist des Proselytismus, welcher die Glieder der Gemeinde, die diesen Meinungen abhold sind, aufgewiegelt und sogar in benachbarten Gemeinden Unruhe bewirkt hat." ....

„Auf der anderen Seite ist nichts destoweniger die Eingabe vom 1. November vorigen Jahres, unterzeichnet vom Maire, den

*) Es ist zu bemerken, daß Porentruy zur Schweiz gehört, und die einzige bürgerliche Behörde, die von dem Direktorium angeführt wird, eine ausländische ist.

Presbytern der Kirche und den Gemeindegliedern der Pfarrei von Glay, 87 an der Zahl, welche ihren Pastor zu behalten wünschen, zu berücksichtigen, indem diese Eingabe zeigt, daß die religiösen Meinungen des Sieur Jaquet der Mehrzahl der Gemeindeglieder keineswegs anstößig gewesen sind." *)

Zu Ende folgt nun der Beschluß, welcher dem Pastor Jaquet gebietet:

„Die Zöglinge seiner Anstalt in seiner Wohnung zu behalten und nicht zu dulden, daß sie in benachbarte Gemeinden gehen, um dort zu predigen oder zu katechesiren;

Sich nur in öffentlichen, zu diesem Gebrauche bestimmten Gebäuden gottesdienstliche Uebungen zu erlauben;

Austheilungen von frommen Büchern an Christen einer anderen Gemeinde zu untersagen und zu verhindern, und sich der Anlagen, die Gott ihm zugetheilt habe, zu bedienen, um durch die Salbung einer evangelischen Predigt die Gläubigen zu erbauen, sich aber aller verwegenen Urtheile über das göttliche Erbarmen zu enthalten."

„Weigert sich Sieur Jaquet dem gegenwärtigen Beschlusse, der die letzte Nachsicht, die das Direktorium hinsichtlich seiner nehwird, enthalt, sofort pünktlich nachzukommen, so werden alle diese Punkte an Se. Excellenz den Minister des Innern übersandt werden" ꝛc.

Dieser Beschluß ist unterzeichnet wie der erste: Türkheim, Präsident, Kern, Sekretär.

Bis zum 1. Juli 1830 blieb Alles ruhig, aber zehn bis zwölf Gegner Jaquet's, aufgefordert und ermuthigt durch die Beschlüsse des Direktoriums, welche ihnen deutlich genug sagten, daß sie ihre Beschwerden, sobald es ihnen gefiele, erneuern könnten, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit. Die Revolution von 1830 bot sie ihnen dar, und sie versuchten es nun mit einer politisch-religiösen Anklage. Mehrere Wochen hindurch cirkulirten Verläumdungen, und endlich am 19. September wurde ein neuer Brief gegen Jaquet, mit sieben Unterschriften versehen, an den Kirchen-Inspektor geschickt. Darin heißt es unter andern, daß die Versammlungen des Sieur Jaquet noch immer ihr Ansehen behaupten, und, was allen seinen Verirrungen die Krone aufgesetzt habe, sey, daß er deutlich gezeigt, er sey rein jesuitisch und wahrhaft separatistisch; aus sicheren Beweisen habe man erkannt, daß er an der jesuitischen Verschwörung Antheil gehabt, indem er unmittelbar vor der Entdeckung der heillosen Verschwörung des Nachts Privatunterredungen mit dem katholischen Priester von Glay gepflogen habe. Es war hinzugefügt, daß die Einwohner im Begriff wären, ihn fortzuschicken, und der Inspektor werde gebeten, doch gefälligst einer solchen Gefahr zuvorzukommen, welche in der That bald ausbrechen könnte ꝛc ꝛc.

Auf Bitten des Direktoriums versammelte sich das Consistorium von Blamont wieder am 27. Oktober, um die neuen vom Maire und sechs Gliedern des Municipal-Collegiums von Glay an den Inspektor gerichteten Klagen genau zu prüfen und überhaupt zu untersuchen, ob Jaquet sich erlaubt habe, dem Beschlusse vom 5. December 1828 zuwider zu handeln.

Was die Versammlungen anbelangt, so konnten die Unterzeichneten nicht beweisen, daß dort religiöse Handlungen ausgeübt worden seyen. **)

*) Da sind dreizehn Unterschriften, welche verlangen, daß man ihren Pfarrer absetzen soll; alsdann sieben und achtzig, mit dem Maire und den Presbytern der Kirche an ihrer Spitze, welche verlangen, daß man ihnen denselben lassen solle; da ist ein Direktorium, welches selbst bekennt, daß die religiösen Meinungen des Sieur Jaquet der Mehrzahl der Gemeindeglieder nicht anstößig sind; und dennoch faßt das Direktorium einen so tyrannischen und drohenden Beschluß. Man sieht, daß das Prineip der Majorität, von dem man zuweilen so großes Aufheben zu machen weiß, eben so wie viele andere Principien, unter den Händen der Freidenker wunderbar elastisch ist.

**) Das Direktorium und Consistorium wußten seit längerer Zeit recht wohl, welcher Art diese Versammlungen seyen. Es war ein Verein mehrerer Gläubigen, welche an jedem ersten Montage des Monats zusammenkamen, um das Missionsjournal von Paris vorlesen zu hören; die Morgen- und Abendandachten beim Pastor, welchen am Sonntag Abend einige Personen vom Lande beiwohnten; und einige erbauliche Vorlesungen bei einem auf einem benachbarten Meierhofe wohnenden Gemeindemitgliede, welches Jaquet mit seiner Familie und seinen Zöglingen zuweilen des Sonntags, wenn er seine vier Amtspflichten verrichtet hatte, zu besuchen pflegte.

Die jesuitische Verschwörung aber wies das Consistorium als etwas ganz Absurdes zurück.

Dies hinderte jedoch das Consistorium nicht an dem Beschlusse, das Direktorium wiederholt zu bitten, die Verordnung in der Diöcese von Glay zu erneuern, so daß also eine in ihren wesentlichsten Theilen für absurd erklärte und in den übrigen schlecht begründete Anklage nur zum Vorwande für neue Verfolgungen diente. In derselben Sitzung beschloß das Consistorium, daß, nach Jaquet's eigenem Wunsche, der Dienst an der Kirche von Glay provisorisch von einem Pfarrer der benachbarten Gemeinde versehen werden solle.

Es ist wahr, daß Jaquet, vermöge einer manchen Individuen eigenthümlichen, momentanen Aufregung über diese gehässigen und absurden politischen Anklagen und den schädlichen Eindruck, welchen eine Verläumdung stets auf schwache und leichtgläubige Gemüther macht, den Wunsch geäußert hatte, daß einer seiner Collegen seinen Dienst für den Augenblick übernehmen möchte; aber er hatte keineswegs verlangt, wirklich augenblicklich vertreten zu werden, hatte nicht verlangt, daß man ihm einen Vikar geben solle. Allein das Direktorium, so intolerant gegen diesen Pfarrer, bei so offenbaren Verläumdungen, und so gefällig gegen die Ankläger, ließ sich durch die Gefahr und die Ungerechtigkeit, die Aufrührer der Gemeinde zu begünstigen, nicht zurückschrecken, und setzte durch einen Beschluß vom 17. November 1830 dem Herrn Jaquet auf seine eigenen Kosten einen Vikar zur Seite, indem es sich dabei auf einen vermeintlichen Wunsch Jaquet's selbst stützte, obwohl das Direktorium einen solchen nicht gefordert und Jaquet selbst gradezu dagegen protestirt hatte. Doch man mußte den Anschein zu retten suchen, indem man dabei ein Mittel in Bewegung setzte, von dem man hoffte, daß es Jaquet bald nöthigen werde, seine Abdankung einzureichen. Dies ist die Taktik aller ähnlichen Intriguen: ist's möglich Abdankung, wo nicht: Absetzung.

Der größere Theil der Gemeinde, und besonders das Filial der Kirche von Glay, gaben laut ihre Unzufriedenheit und ihren Unwillen zu erkennen, als diese Intriguen und diese Bosheit sich von Neuem erhoben. Aber man hatte schon Parthei genommen. Die Mehrzahl der Gemeinde wurde nicht gehört, obwohl Jaquet von Anfang an bei verschiedenen Behörden um eine ernste und vollständige Untersuchung an den Orten selbst angehalten hatte. Es kam keine Untersuchung zu Stande, weil man sie absichtlich nicht wollte, sondern auf Abdankung oder Absetzung bestand. Indessen hatte der Baron Cuvier, dem Jaquet die Wiederaufhebung der unrechtmäßigen Bestimmung im Beschlusse des Direktoriums, welche einen Vikar auf seine Kosten anstellte, verdankt, diese Untersuchung kurz vor seinem Tode verordnet. Man hat sich wohl gehütet, sie vorzunehmen.

Es war nahe daran, daß die definitive Absetzung erfolgen sollte. Am 7. December 1831 hielt das Consistorium von Blamont eine Sitzung, deren Verhandlungen hier anzuführen zu weitläufig seyn würde; sie schloß mit der Absetzung des Pastors von Glay. Dieser Beschluß wurde vom Ministerium wegen Verletzung der Form zurückgewiesen. Eine gesetzmäßigere Absetzungsurkunde wurde vom Consistorium am 7. November 1832 aufgenommen, zwei Jahre nachdem Jaquet von seinem Amte suspendirt worden war, und ohne daß man während dieser Zeit auch nur einen Vorwand der Klage gegen ihn hätte auffinden können. Zuletzt hat eine Königl. Verordnung vom 16. Januar 1833 einfach und bestimmt die Absetzung erklärt, ohne die Ursachen davon anzugeben.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 11. September. № 73.

Ueber die Ausbildung und Entwickelung des Verhältnisses von Kirche und Staat in den Lutherischen und Reformirten Kirchen.

(Fortsetzung.)

Höchst merkwürdig, und bestätigend für unsere oben ausgesprochene Herleitung des Gegensatzes von Kirche und Staat aus dem Verhältniß von Gesetz und Evangelium, ist nun, daß bei dieser ersten Einrichtung einer äußeren Kirchenordnung und Verfassung Melanchthon sich gedrungen fühlte, vor dem Antinomismus bei der unvorsichtigen Predigt von der Rechtfertigung durch den Glauben zu warnen. „Wir befinden," sagt er, „unter andern an der Lehre vornehmlich diesen Fehl, daß, wiewohl Etliche vom Glauben, wie wir gerecht werden sollen, predigen, doch nicht genugsam angezeigt wird, wie man zum Glauben kommen soll, und fast Alle ein Stück christlicher Lehre unterlassen, ohne welches auch Niemand verstehen mag, was Glauben ist oder heißet. Denn Christus spricht, daß man predigen soll in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden. Aber wie Viele sagen jetzt allein von Vergebung der Sünden, und sagen nichts oder wenig von der Buße, so doch ohne Buße keine Vergebung der Sünden ist; und so man Vergebung der Sünden prediget ohne Buße, folget, daß die Leute wähnen, sie haben schon Vergebung der Sünden erlangt, werden dadurch sicher und furchtlos. Welches denn größerer Irrthum und Sünde ist, denn alle, die vor dieser Zeit gewesen sind, und fürwahr zu besorgen ist, wie Christus spricht: daß das Letzte ärger werde als das Erste." Agricola stand damals schon gegen diese Schrift mit seinem antinomistischen Satze auf, daß niemals durch Prediger des Evangeliums eine Furcht vor Gottes Strafen dürfe erweckt werden, sondern nur eine Furcht Gottes; Luther verhinderte aber den Ausbruch des Streits, indem er beide Theile mit einander aussöhnte, und sich entschieden für Melanchthon erklärte.*) — Die Instruktion für die Visitatoren selbst ertheilte der Kurfürst, so wie dieser auch die geistlichen und weltlichen Personen dazu ernannte. In dieser Instruktion wird ihnen aufgegeben, die großen Wohlthaten der Reformation den Geistlichen, dem Adel und auserwählten Bürgern vorzuhalten, und sie zur Dankbarkeit aufzufordern, die sich namentlich in Entrichtung der Kircheneinkünfte äußern solle; unfähige oder unrecht lehrende Geistliche sollten sie absetzen, jedoch erstere milde behandeln; Jedem aber, Geistlichen oder Laien, der auf gethane Vorstellung von der Verbreitung von Irrlehren nicht abstehen wolle, sollten sie eine Frist setzen, in welcher er seine liegenden Güter verkaufen und außer Landes ziehen könne. *)

Wie schwer es Luther'n wurde, die Gegensätze zu lösen, zwischen denen er in dieser Lehre herumschwankte, läßt sich noch an einem anderen Beispiel darthun, seinen Schriften und Aeußerungen über Ehesachen. Die Ehe, dies seinem Ursprunge nach nicht Neutestamentische, für alle Menschen, auch die natürlichen, von Gote geordnete Verhältniß, erhält dennoch im Christenthum, durch Herstellung seiner ursprünglichen Unauflöslichkeit, eine ganz eigenthümliche Heiligkeit. Aber wie Moses um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen Nachsicht übte, so scheint die Strenge christlicher Grundsätze auf solche, denen die Kraft von Oben fehlt, nicht angewandt werden zu können; und auch nach dem Uebertritt der alten Römischen Kaiser zum Christenthum konnte, ungeachtet ihrer weltlichen Begünstigung der Kirche, die Freiheit der Ehescheidungen zwar beschränkt, bei weitem aber nicht ganz aufgehoben werden, sondern principlos schwankten die Kaiserlichen Constitutionen zwischen Vermehrung und Verminderung der Scheidungsgründe umher, und da, wo erstere und gewissenhafte Männer die Kirche leiteten, wie in Afrika Augustinus, bestand damals eigentlich der Unterschied einer Civil- und einer kirchlichen Ehe; obwohl dieser mächtige Kirchenvater, der auch hierin auf Jahrhunderte seinen Einfluß erstreckte, jenen Zwiespalt als ein abnormes Verhältniß ansah, dem er durch Kaiserliche Verordnungen, welche die christlichen Grundsätze allgemein machten, abgeholfen wissen wollte. Sobald aber die Päpste Gesetzgeber der Kirche und zugleich Vormünder der Germanischen Staaten wurden, mußte dieser Zustand bald dadurch ein

*) Seckendorf Hist. Luth. Lib. II. p. 90.

*) Seckendorf Lib. II. p. 100.

Ende nehmen, daß die Ehesachen, als rein kirchliche, den weltlichen Gesetzgebern und Gerichtshöfen völlig entzogen wurden. Luther konnte es über die Behandlung dieses Verhältnisses nie zu einer völligen Klarheit bringen. Es schwebte ihm vor, daß das natürliche, bürgerliche Element der Ehe die Kirche nichts angehe, daß diese Grundlage des Verhältnisses ihre Rechte behalten müsse, daß durch die Einmischung in solche Angelegenheiten die Kirche des Mittelalters so furchtbar verweltlicht worden sey; doch fühlte er auch wiederum, daß die Ehesachen mehr als andere das christliche Gewissen berührten, und daher nicht der Entscheidung weltlicher Gerichte, zumal diese gar keine Rechtsnorm dafür hatten, überlassen werden könnten. Seine Hauptschrift von Ehesachen, vom Jahre 1530,*) beginnt mit einer Zuschrift an zwei ungenannte Prediger, worin er sagt: „Ihr seyd es nicht allein, liebe Herren, welche mit den Ehesachen viele Mühe haben; es gehet den Anderen auch also. So habe ich selbst auch alle Plage damit. Ich wehre mich fast, rufe und schreie, man solle solche Sachen der weltlichen Obrigkeit lassen, und wie Christus spricht, die Todten lassen ihre Todten begraben; Gott gebe, sie machen es recht oder unrecht. Denn wir sollen ja Diener Christi seyn, das ist, mit dem Evangelio und Gewissen umgehen, damit wir auch übergenug zu thun hätten wider Teufel, Welt und Fleisch. Es kann ja Niemand läugnen, daß die Ehe ein äußerlich, weltlich Ding ist, wie Kleider und Speise, Haus und Hof, weltlicher Obrigkeit unterworfen, wie das beweisen so viele Kaiserliche Rechte, darüber gestellet. So finde ich auch kein Exempel im N. T., daß sich Christus oder die Apostel hätten solcher Sachen angenommen, ausgenommen wo es die Gewissen berühret hat, und sonderlich wo es die Ungläubigen und Unchristen betrifft. Denn unter Christen und Gläubigen ist in solchen und allen Sachen leichtlich zu handeln; aber mit den Unchristen, deren die Welt voll ist, kann Niemand hinter sich noch vor sich, wo nicht das weltliche Schwerdt der Schärfe braucht. Und was hilft es, daß wir Christen wollten viel Gesetze und Urtheile stellen, so uns die Welt nicht unterthan ist, und wir keine Gewalt über sie haben?" Wir sehen, wie stark Luther hier wieder in seine ursprüngliche spiritualistische Richtung hineingerathen ist, weil er aus dem Gegensatz sich nicht herauszuhelfen weiß. Wozu alle seine vielen Erklärungen, daß er eigentlich mit dergleichen Sachen unverworren bleiben wolle, daß er nicht als Rechtsprecher, sondern nur rathsweise sich darüber äußere? Es half ihm nichts, aus eben dieser seiner Schrift, worin er es ausspricht, bildeten sich, und mußten sich bilden, die Grundsätze über das nachherige protestantische Eherecht; und aus seinem freundschaftlichen Rath wurden ganz eigentlich Kirchensatzungen. Wie hätte es denn aber auch anders seyn können? In Sachsen wurde Niemand im Lande geduldet, der nicht zur Lutherischen Lehre sich bekannte; sollte nun hier für „Unchristen und Ungläubige" ein eigenes bürgerliches Eherecht festgestellt werden, so hätten dies lauter solche seyn müssen, die sich schlechterdings zu gar keiner Religionsansicht bekennten, von der Kirche ausgeschlossene Personen, welche aber eben deshalb wenigstens auch der leichteste Grad bürgerlicher Infamie treffen mußte; was ja aber wieder nur so lange dauern konnte, als die Gegenparthei, die christlich-lutherische, die Macht in Händen hatte; also so lange „die Welt ihr unterthan war." Wir sehen daher, wie jene Protestationen Luther's seiner eigenen Praxis gradezu widersprechen, und sich selbst aufheben. — Ein ähnliches Beispiel von Unpraxis und

*) Walch X. 892.

Selbstwiderspruch enthält der von unserem lieben Gegner*) als besonders wichtig citirte Lateinische Brief von Luther an Melanchthon aus Coburg vom 31. Juli 30 (de Wette IV. 105.). Es ist dort von dem Falle die Rede, ob ein Bischof, der zugleich Reichsfürst ist, seinen Unterthanen menschliche Kirchensatzungen auflegen könne? Hier entscheidet er, als Bischof habe er kein Recht, dergleichen aufzulegen, es sey denn mit ausdrücklicher oder stillschweigender Einwilligung der Kirche; denn die Kirche sey eine freie Herrin, und die Bischöfe dürften nicht herrschen wollen über den Glauben der Kirche, und sie wider ihren Willen unterdrücken; sie seyen nur Diener und Haushalter, nicht Herren der Kirche. Wenn aber die Kirche, wie Ein Leib, mit dem Bischof übereinstimme, dann könnten sie sich auflegen, was sie wollten. Als Fürst könne der Bischof noch viel weniger der Kirche etwas auflegen, denn das hieße beide Gewalten völlig vermengen, da müsse man eher sterben als solcher Gottlosigkeit nachgeben; er rede nämlich von der Kirche, insofern sie vom Staat verschieden sey. Man möchte, wenn man gern aus Luther's Aussprüchen eine klare Ansicht sich bildete, in der That über dergleichen fast ungeduldig werden. Als was hatte denn der Kurfürst von Sachsen der Kirche in seinem Lande vor zwei Jahren neue Kirchensatzungen aufgelegt? Als Landesherr? Solch ein Eingriff wäre ja so wenig zu dulden gewesen, daß man lieber hätte sterben müssen. Oder als „Nothbischof?" Der regelmäßige Bischof darf es ja nicht einmal, es sey denn mit ausdrücklicher oder stillschweigender Einwilligung der Kirche. Heißt das aber die Einwilligung der Kirche nachsuchen, wenn eine Kurfürstliche Commission im Lande herumgeschickt wird, welche den Leuten die Wahl läßt, entweder den Anordnungen des Landesherrn in Kirchensachen sich zu unterwerfen, oder binnen einer bestimmten Frist alle liegende Habe zu verkaufen und außer Landes zu gehen? Hat Luther oder ein anderer Deutscher Reformator je Anstalt gemacht, die Gemeinden um ihre Einwilligung zu fragen? Wir sprechen dieses so stark aus, nicht um Luther anzugreifen, sondern um zu zeigen, wie wenig damit ausgerichtet sey, in einer Lehre, die er nie vollständig ausbildete, und eigentlich als eine ungelöste Aufgabe seinen Nachfolgern hinterließ, mit einzelnen seiner Aussprüche sich zu bewaffnen.

Einzelne solche Aufwallungen in der Polemik abgerechnet, ging Luther auf dem, besonders seit Kurfürst Johann's Regierungsantritt betretenen Wege bis an sein Ende fort. Schon bei der ersten Sächsischen Visitation war den Commissarien aufgetragen worden, die Prediger der größeren Städte zu Superintendenten oder Inspektoren zu ernennen; ihnen wurde die Aufsicht über die Kirchen und Schulen des umliegenden Distrikts aufgetragen, und befohlen, über die Erhaltung der reinen Lehre, der Ordnung und der Kirchengüter zu wachen, die streitigen Ehesachen zu untersuchen und mit Zuziehung gelehrter Männer zu entscheiden, oder an den Hof zur Entscheidung gelangen zu lassen. Bei dieser Einrichtung konnte es aber unmöglich bleiben. Die Aufsicht dieser Männer sowohl als ihre Entscheidungen in Ehesachen mußten sehr unregelmäßig seyn, wenn sie unter keiner Controlle standen. Luther hatte ferner wiederholentlich es für etwas sehr Wünschenswerthes erklärt, wenn der kleine Bann in der Kirche aufrecht erhalten bliebe, welcher sein Wunsch auch in die Schmalkaldischen Artikel überging; aber dennoch scheint er nie in Sachsen recht in Gang gekommen zu seyn. Wiederholentlich ermahnten die Böhmischen Brüder Luther'n dazu,

*) Ev. K. Z. 1832, Sp. 731.

er selbst entschloß sich auch einige Mal;*) aber es scheint, daß er immer wieder ermattete, wenigstens nie etwas Regelmäßiges zu Stande brachte, so oft er es auch in Predigten aussprach, daß der Bann nothwendig sey, damit der Prediger sich nicht bei der Austheilung des heiligen Abendmahls fremder Sünden theilhaftig mache. Hierin fühlte Luther seine und der Sächsischen Reformation Schwäche, wie er sogar den Schweizer Reformirten bekennt in dem Schreiben, das er, nach der Wittenberger Concordie, an die Burgemeister, Schultheißen, Räthe und Bürger von Zürich, Bern, Basel, Schafhausen, St. Gallen, Mühlhausen und Biel am 1. December 1537 richtete (de Wette V. 83.): „Von dem Bann oder Schlüssel weiß ich mich nicht zu erinnern, ob jemals zwischen uns Streit oder Zwietracht gewesen ist. Vielleicht ist es in diesem Stück bei euch baß gefasset, denn bei uns." In der That würde es ja auch die wüsteste, wildeste Unordnung gegeben haben, wenn jeder Prediger nach eigenem Gutdünken vom Abendmahl hätte ausschließen wollen. Auch in dieser Hinsicht lag daher Luther'n die Errichtung von Consistorien in den letzten Jahren seines Lebens sehr am Herzen. Den ersten Wunsch hatte er schon in den Schmalkaldischen Artikeln ausgesprochen, wo er verlangt (am Ende des Abschnitts de potestate et jurisdictione episcoporum), die Einkünfte der Bisthümer sollten zur Errichtung von geistlichen Gerichten verwandt werden. Nachdem nun im Jahre 1537 die Stände auf einem Landtage zu Torgau darauf angetragen hatten, daß vier besondere Consistoria im Kurfürstenthum eingesetzt würden, wohin alle kirchliche und das Amt und den Wandel, die Rechte und Pflichten der Geistlichen betreffenden Sachen, daneben auch besonders die Ehesachen, um sich eigends und lediglich damit zu beschäftigen, verwiesen werden sollten; so brachte der Kanzler Brück zuerst in Wittenberg ein solches geistliches Gericht und Aufsichts-Collegium, bestehend aus zwei geistlichen und zwei weltlichen Räthen, die ohne alle Besoldung diesen Dienst versahen, zu Stande. In den Tischreden Sp. 956. findet sich darüber ein Gespräch zwischen Brück und Luther. Da Luther die Einrichtung sehr gebilligt hatte, weil dadurch der Bosheit des Pöbels würde gesteuert werden durch den Bann, sagte Brück: „Die vom Adel und die Bürger fürchten sich, ihr werdet an den Bauern anheben, und darnach auch an sie kommen." Worauf Luther sagte: „Haltet ihr Juristen nur über euern Moralibus und Rechten, was äußerliche Zucht und Ehrbarkeit anbelangt, und strafet nur redlich und weidlich, so wollen wir unsere Ceremonialia und der Kirchen Jurisdiktion und Rechte auch handhaben, und mit rechtem, nicht mit erdichtetem und kalten Papstes-Bann etliche dem Satan übergeben, sie seyen auch, wer sie wollen, Niemand angesehen." Kurfürst Johann Friedrich ließ durch die Wittenberger Theologen und drei Juristen 1542 eine förmliche Constitutionsurkunde für die Consistorien entwerfen, doch kam im genannten Jahre nur das in Wittenberg zu Stande. Der Herzog, nachherige Kurfürst Moritz ließ noch einmal die Bischöfe von Meißen, von Merseburg und von Zeiz zur Theilnahme auffordern, und als diese sie verweigerten, gleichfalls zwei Consistoria, eins zu Leipzig, das andere zu Meißen, errichten (1543 und 1545), „für die Lehre göttlichen Worts, christliche Ceremonien, Ehesachen, den Gebrauch des christlichen Bannes, und was er sonst an sie weisen würde." *) Die ausführlichste und letzte Darstellung der Ansichten der Sächsischen Reformatoren über Kirchenverfassung findet sich in der sogenannten Wittenberger Reformation vom Jahre 1545. **) Nach dieser besteht eine wahre und heilsame Reformation und christlich Kirchenregiment in sechs Punkten: 1) der reinen Lehre des Evangeliums; 2) dem rechten Gebrauch der Sakramente; 3) der Erhaltung des evangelischen Predigtamts und dem Gehorsam gegen die Pastoren der Gemeinden; 4) der Erhaltung einer ehrbaren und christlichen Kirchenzucht durch kirchliche Gerichte; 5) der Erhaltung von Schulen zur Erhaltung der Lehre; 6) dem leiblichen Schutz und Anweisung von Vermögen, um die in den Aemtern stehenden zu ernähren. In dem dritten dieser sechs Abschnitte heißt es: „Wie früher kluge Staatsmänner Reiche mit verschiedenen Verfassungen und Abstufungen der Stände und allerhand Stiftungen gegründet, worin einige glücklicher gewesen seyen als andere, so hätte man vor Zeiten auch die Kirche einzurichten gesucht, mit einer Abstufung von Aemtern, Diöcesen, Gütern und allerhand Hülfsmitteln; aber der Erfolg sey ein ganz anderer gewesen, die Bischöfe hätten die Kirche zerstört, wie früher schon im A. T. in der von Gott selbst eingerichteten Verfassung viele Hohepriester thaten. Von dieser bischöflichen Verfassung, die an bestimmte Orte, Personen und menschliche Gesetze gebunden ist, muß man das Predigtamt wohl unterscheiden, das an dergleichen nicht gebunden ist, sondern an's Evangelium. Gott hat nun der Kirche selbst den Auftrag gegeben, Diener zu wählen, die das Evangelium predigen und die Sakramente ausspenden sollen, wie es denn bekannt sey, daß lange in der Kirche die Sitte bestanden habe, daß ehrbare und fromme Leute aus allen Ständen zusammengekommen seyen und die Bischöfe gewählt hätten. Gewisse Grade unter den Dienern der Kirche seyen nun nothwendig, denn alle hätten nicht gleiche Gaben, und die weiseren müßten über die schwächeren eine gewisse Aufsicht führen. Wollten nun die jetzt noch bestehenden Bischöfe ihre Feindschaft gegen das Evangelium aufgeben und der reinen Lehre anhangen, so sey ihre Gewalt wohl zu leiden; ihr Geschäft müsse dann seyn, das Evangelium entweder selbst zu predigen oder durch tüchtige Männer predigen zu lassen, für die Prüfung und Ordination geschickter Presbyter zu sorgen, durch Visitationen eine Aufsicht über die reine Lehre der Prediger zu führen, darauf nach Matth. 18. und 1 Tim. 5. kirchliche Gerichte, zuweilen Synoden zu halten, und für hohe und niedere Schulen zu sorgen. Was die Wahl der Bischöfe betreffe, so scheint am besten, daß sie, wie bisher, in den Händen der höchsten Collegia (der Capitel), nachdem sie das Evangelium angenommen hätten, verbliebe; desgleichen wo in dieser Beziehung die Fürsten gewisse Rechte hätten, diese ihnen erhalten blieben. Denn wollte man den alten Gebrauch, die Bischöfe durch das ganze Volk oder die vornehmsten Männer aller Stände wählen zu lassen, wieder in's Leben rufen, so habe diese Einrichtung schon in alten Zeiten die größten Tumulte in Asien, Griechenland und Italien erregt, würde aber in Deutschland noch viel schrecklichere Bewegungen veranlassen. — Im vierten Abschnitt, von den kirchlichen Gerichten, heißt es: Gott hat der Obrigkeit das Schwerdt anvertraut, um äußerliche Zucht und Ehrbarkeit zu erhalten, und außerdem ein Gericht der Kirche aufgestellt, welches nicht durch Leibes- oder Lebensstrafe, sondern durch Ausschließung von der Kirchengemeinschaft die Leute züch-

*) Ein Paar Beispiele dieser Art stehen in den Tischreden, bei Walch XXII. 952 ff.

*) Seckendorf Lib. III. p. 455.
**) Seckendorf Lib. III. p. 521.

tige. Nachher hat man in guter Absicht auch die Ehesachen diesen Gerichten übergeben, weil dabei so viele Gewissensbedenken vorkämen. Diese letzteren seyen nun oft so schwierig und verwickelt, daß sie unmöglich von den einzelnen Pastoren entschieden werden könnten; daher müsse man in jeder Diöcese, an wohlgelegenen Orten, dahin man leicht kommen könne, Consistoria errichten, welche die Ehesachen christlich entschieden. Die Pastoren jedes Orts sollten Alle, die sich vergangen hätten, ermahnen, daß sie sich besserten; geschehe dies nicht, so sollten sie dieselben dem Consistorio anzeigen, damit sie citirt und nach Befund bestraft werden könnten. Hieher sollten nun besonders die Fälle gezogen werden, welche die weltliche Obrigkeit unberücksichtigt lasse: ob Jemand falsche Lehre verbreitet, ob er lästerlich vom Christenthum oder den Sakramenten geredet, ob er ein ganzes Jahr lang nicht zu Beichte und Abendmahl gegangen, ob einer seinen Pastor oder andere Diener des Evangelii beschimpft, ob er in offenbarer Hurerei lebe, des Ehebruchs verdächtig sey, auf Wucher leihe, als Kind den Eltern ungehorsam sey, sich der Völlerei oder dem Spiel ergebe. In diesen Fällen sollten die Consistoria den Kirchenbann aussprechen und die Sentenz der Gemeinde zuschicken, wo der Exkommunicirte wohnt; dort solle der Bann von der Kanzel verlesen oder an die Kirchthür geheftet werden. Wer aber den Bann verachte, der sey nach den Umständen auch mit dem weltlichen Schwerdt zu strafen." — In der That bilden die in dieser Wittenberger Reformation ausgesprochenen Grundsätze die Grundlage aller Lutherischen Kirchenordnungen und der Praxis, wie sie bis an's Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und zum Theil noch viel länger, fortdauerte.

Fragen wir nun nach dem Resultat der Lehre von der Kirche und Kirchenverfassung bei den Sächsischen Reformatoren, und wie sich die scheinbar so schneidenden Widersprüche vereinigen lassen: so stand ihnen 1) fest, daß das Wesen der christlichen Kirche unsichtbar, daß sie daher ein Gegenstand des Glaubens sey, und als Gemeinde der Heiligen auf Erden nie vollkommen in die Erscheinung trete; 2) daß es, wie die älteren Lutherischen Theologen immer richtig bewerkten, darum doch nicht zwei, sondern Eine christliche Kirche gebe, welche ihrem Wesen nach unsichtbar, ihrer Erscheinung nach sichtbar sey, daher sie kein verschiedenes Princip für die unsichtbare und für die sichtbare (etwa: Gemeinschaft der Gnadenwirkungen, Gemeinschaft der Gnadenmittel) statuirten; *) 3) daß die Kirche, ihrem unsichtbaren Wesen nach, schlechterdings unabhängig sey von allen menschlichen Verfassungen, Satzungen und Ordnungen, und schlechthin nur durch Wort und Sakrament, wie entstehe, so auch erhalten werde; 4) daß sie vom Staate, als dem Reiche des Gesetzes, als Reich des Evangelii, wesentlich verschieden sey; 5) daß es aber dennoch für die erscheinende, streitende Kirche auf Erden Zeiten der Noth und der Ohnmacht geben könne, worin sie, jedoch versteht sich unter Voraussetzung der Erhaltung der reinen Lehre, nicht bloß des Schutzes, sondern der innigsten Verbindung der weltlichen mit der Kirchengewalt bedürftig sey. Damit verband sich aber 6) bei ihnen die Vorstellung, daß christliche Obrigkeiten, obwohl zu geistlichen Funktionen nicht berufen, doch, wenn sie sich zur wahren Kirche bekannten, kein anderes Bekenntniß in ihrem Lande dulden durften. *)

Hier sind nun in Beziehung auf den letzten, etwas unbestimmten Satz noch einige Bemerkungen zu hinzuzufügen. Indem die Reformatoren in der Augsburgischen Confession Art. 28. jene völlige Scheidung von Kirchen- und weltlicher Obrigkeit aussprachen, stand ihnen der Gegensatz gar nicht vor Augen, in Bezug auf den man neuerlich diesen Artikel geltend gemacht hat; vielmehr, was der ganze Artikel zeigt, der Gegensatz gegen die Verwandlung der Kirche in eine äußere Theokratie, wie sie im Papstthum hervorgetreten war. Nichts desto weniger kann man aber diesen Artikel mit Recht auch umgekehrt anwenden gegen das Territorialsystem, das die innere Kirchenregierung dem jedesmaligen Landesherrn in die Hände gibt, die Kirche als eine vom Staate verschiedene Gesellschaft nicht anerkennen, und das Recht ihr streitig machen will, ihre Selbstständigkeit zur Behauptung der reinen Lehre geltend zu machen. Dieses System widerspricht so entschieden der Augsburgischen Confession sowohl als den constanten Lehren und Handlungen der Reformatoren, daß der demselben aus einem falschen Spiritualismus ergebene Jurist J. H. Böhmer (J. E. P. I., 28. §. 13.) von der angeführten Wittenberger Reformation gradezu sagt: „Die Theologen (darunter Luther, Melanchthon ꝛc.) hätten, mit den Papisten, angenommen, daß in jedem Staate ein zwiefaches Gericht, ein geistliches und ein weltliches, anzuordnen sey; 2) das geistliche Gericht stehe der Kirche zu, und darauf beziehe sich Christi Ausspruch: Sag es der Gemeine!" ꝛc. ꝛc. Er begeht denselben Fehler, den neuerlich die Hegelsche Schule mit ihrem Stifter**) oft begangen hat, zu behaupten, daß das Mittelalter die Zeit der Trennung, die Lehre des Papstthums den unaufgehobenen Gegensatz von Kirche und Staat darstelle, während vielmehr umgekehrt die Theorie des Mittelalters, nach Hegelscher Terminologie, grade die der abstrakten, schlechten Identität von Kirche und Staat ist, der Rationalismus und Liberalismus erst die Gegensätze schroff und unaufgehoben einander gegenüberstellt; in der Lehre der Reformatoren dagegen liegen die Keime des richtigen Unterschiedes sowohl, als der wahren, concreten Einheit, wenn gleich die Reformatoren diese Keime nicht entwickeln konnten, und ihnen sogar zum Theil eine falsche Richtung zu geben suchten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Apol. A. C. art. 4. mit Melanchth. Loc. 1543. p. 339., Gerhard. Loc. ed. Cottae. XI. 81.: „Nequaquam duas ecclesias introducimus sibi oppositas, ita ut visibilis et invisibilis eccl. sint species contradistinctae, sed unam eandemque ecclesiam respectu diverso visibilem et invisibilem esse dicimus." Zu vergleichen ist auch das lesenswerthe Supplementum editoris ad Locum de Eccl. XII. 184.

*) In Kursachen durfte bis zur Abschließung des Rheinbundes kein Anderer als ein Lutheraner ein Grundstück besitzen, und die Fürsten von Anhalt, als Reformirte, mußten bis auf diese Zeit, wenn sie unweit Wörlitz, an der Grenze ihres Gebiets, sich Sächsische Rittergüter kauften, diese unter fremden Namen besitzen. So war es mit jeder anderen Art von politischen Rechten. Diese Vermischung von Kirche und Staat war aber, wie man sieht, nicht aus späteren juristischen oder theologischen Systemen, sondern aus Luther's eigenen Grundsätzen entstanden.

**) Oratio in sacris saecularibus tertiis traditae confessionis Augustanae habita a G. W. F. Hegel. 1830. Marheineke, die wahre Stelle des liturgischen Rechts im evangelischen Kirchenregiment S. 7 ff.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 14. September. № 74.

Ueber die Ausbildung und Entwickelung des Verhältnisses von Kirche und Staat in den Lutherischen und Reformirten Kirchen.

(Fortsetzung.)

Doch ist auch in dem Territorialsystem ein Moment der Wahrheit, welches sein Entstehen in jener Zeit, und seine Vertheidigung von Männern wie J. H. Böhmer begreiflich macht, wie sogleich gezeigt werden soll. — Das sogenannte Episcopalsystem erklärt das Wesen der landesherrlichen Rechte in Kirchensachen gar nicht, da es sich bloß an die Thatsache des Uebergangs der bischöflichen Gewalt auf die Landesherren, die Niemand läugnen kann, hält. Das Collegialsystem, wonach die höchste Kirchengewalt wesentlich der Kirche selbst zusteht, und durch ihre Uebertragung an die Landesherren gekommen ist, hat das große Verdienst, die Selbstständigkeit der Kirche, den symbolischen Büchern gemäß, wieder vindicirt zu haben. Der große Fehler dieses Systems (zugleich die Ursach, warum es das etwas früher entstandene Territorialsystem aus seinem Besitz nicht hat verdrängen können) liegt aber darin, daß jene angebliche Uebertragung als ein willkührlicher Akt der Kirche des sechzehnten Jahrhunderts, wohl gar als ein Versehen der Reformatoren dargestellt wird; dieser Irrthum ist mit großer Klarheit in der angeführten Schrift des Herrn Dr. Marheinecke aufgedeckt worden; hierin liegt eben das Recht des Territorialsystems, dem Collegialsystem gegenüber. Wenn von einer Uebertragung die Rede seyn sollte, die durch die Kirche, als äußeres corpus, geschehen sey, müßte sich doch nachweisen lassen, wo denn diese bestimmte Kirche vorher existirt habe. Kam sie aber durch jene landesherrliche Einmischung überhaupt erst zu Erscheinung und Daseyn, wie oben gezeigt worden, so ergibt sich, daß auch keine Uebertragung von Seiten der Kirche statt finden konnte. Am wenigsten gehört dahin, was öfters angeführt worden, daß diese Uebertragung durch jene Aufforderungen der Landstände, von denen eine oben erwähnt wurde, geschehen sey; denn die Landstände an sich, da sie keine kirchliche Vollmacht haben, können eben nicht mehr im Namen der Kirche handeln, als der Landesherr, und ihm daher auch nichts von Seiten der Kirche übertragen; es ist dies nur eine andere Form politischer Einmischung.

Die Rechte der Obrigkeiten in Kirchensachen sind vielmehr zu erklären, wie dies oben schon angedeutet worden, aus dem nahen Verhältniß zwischen Kirche und Staat (Evangelium und Gesetz), welches einen solchen Uebergang möglich, und der relativen Ohnmacht und Bedürftigkeit der Kirche, welche sie zur Reformationszeit und nachher nothwendig und wirklich machte. Eine Uebertragung der Rechte der Kirche an die Landesherren fand zwar nie statt, sondern als Landesherren, als Gewalthaber in dem Gesetzesreiche, griffen sie in die Verhältnisse des ohnmächtig und schwach gewordenen Reiches des Evangeliums ein. Aber eben weil sie, wenn auch nothgedrungen, in ein fremdes Gebiet eingriffen, durfte dies nur unter der Voraussetzung geschehen, daß sie die Lehre der Kirche aufrecht hielten, und die Freiheit selbstständiger Bewegung ihr nicht nahmen. Wir wollen noch einige Stellen aus Luther's Schriften beibringen, aus welchen sich das Gesagte näher ergeben und zugleich zeigen wird, in welchem Sinne es wahr sey, wenn man neuerlich die durch die Sächsischen Reformatoren begründete Kirchenverfassung eine provisorische genannt hat. Schon bei Luther's Rückkehr von der Wartburg im März 1522, als das Gebäude der bisherigen kirchlichen und gottesdienstlichen Verfassung einzustürzen begann, erhielt er eine dringende Aufforderung, Aenderungen von mancherlei Art zu treffen. Man hatte den Grundsatz geltend gemacht, im Gottesdienste nichts stehen zu lassen, was sich nicht streng aus der heiligen Schrift begründen lasse; man hatte die Messe geändert, die Beichte abgeschafft, die Bilder zu zerstören angefangen. In Bezug auf den Gottesdienst billigte nun Luther jenen puritanischen Grundsatz nie völlig. War die Gefahr der Bilderverehrung verschwunden, so waren ihm die Bilder selbst, wenn sie nichts Abergläubisches darstellten, lieb; er sah in solch einer Theilnahme der Kunst eine Heiligung der der menschlichen Natur von Gott verliehenen Gaben für seinen Dienst. Auf eine sehr hübsche Art führt er diesen Gedanken aus in der Schrift „wider die himmlischen Propheten" (XX. 212.), nachdem er gezeigt hat, daß das Bilderverbot in dem Zusatz des ersten Gebots (oder nach der anderen Zählung im zweiten Gebot) auf das Anbeten derselben gehe: „Es sind doch gar viel Bilder in den Büchern (der heiligen Schrift) beide Gottes, der Engel, Menschen und Thiere, sonderlich in der Offenbarung Johannis, Mose und Josua. So bitten wir sie

nun gar freundlich, sie wollten uns doch auch gönnen zu thun, was sie selber thun, daß wir auch solche Bilder mögen an die Wände malen um Gedächtniß und besseren Verstandes willen; sintemal sie an den Wänden ja so wenig schaden, als in den Büchern. Es ist besser, man male an die Wand, wie Gott die Welt schuf, wie Noah die Arche baut, und was mehr guter Historien sind, denn daß man sonst irgend weltlich unverschämt Ding malt; ja, wollte Gott, ich könnte die Herren und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern vor Jedermanns Augen malen ließen, das wäre ein christlich Werk. So weiß ich auch gewiß, daß Gott will, man solle sein Werk hören und lesen, sonderlich das Leiden Christi; soll ich's aber hören und gedenken, so ist mir's unmöglich, daß ich nicht in meinem Herzen sollte Bilder davon machen. Denn ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christum höre, so entwirft sich in meinem Herzen ein Mannsbild, das am Kreuze hängt; gleich als sich mein Antlitz natürlich entwirft, wenn ich in's Wasser sehe. Ist's nun nicht Sünde, sondern gut, so ich Christus Bild im Herzen habe, warum sollte es Sünde seyn, wenn ich's in Augen habe?" Daher liegen denn auch Luther's erster liturgischer Schrift *) dieselben Gedanken zu Grunde, daß man alles Gute und Löbliche vom alten Gottesdienste stehen lassen, und ihn nur reinigen, nicht aber abthun und einen ganz neuen aufrichten solle. Die Liturgik der Lutherischen Kirche verbindet sie deshalb noch heut zu Tage mit der ältesten nachapostolischen und mit den reinen Bestandtheilen des Römischkatholischen Gottesdienstes. **) Daß aber auch in dieser Hinsicht Luther nicht ganz frei von der puritanischen Richtung war, zu der seine anfänglich vorherrschend spiritualistische Richtung ihn geführt haben mußte, zeigt die merkwürdige Stelle in seinem Buche „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes, 1526" (X. 266.), welche über über seine kirchlichen Ansichten uns auch noch sonst einen wichtigen Aufschluß gibt: „Wir stellen solche Ordnung gar nicht um derer willen, welche bereits Christen sind; denn die bedürfen der Dinge keins; . . . aber um derer willen muß man solche Ordnung haben, die noch Christen werden, oder stärker sollen werden, allermeist um der Einfältigen und des jungen Volkes willen." Nachdem er nun ausgeführt, wie es eine Lateinische und eine Deutsche Messe geben müsse, sagt er: „Aber die dritte Weise, so die rechte Art der evangelischen Ordnung haben sollte, müßte nicht so öffentlich auf dem Platze geschehen unter allerlei Volk, sondern diejenigen, so mit Ernst Christen wollten seyn, und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen, und etwa in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfahen und andere christliche Werke zu üben; in dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen, oder in den Bann thun, nach der Regel Christi, Matth. 18, 15 ff. Hier könnte man auch ein gemein Almosen den Christen auflegen, das man williglich gäbe und austheilte unter die Armen, nach dem Exempel Pauli 2 Cor. 9. Hier dürft es nicht viel und groß Gesänges. Hier könnte man auch eine kurze, feine Weise halten mit der Taufe und Sakrament, und Alles auf's Wort und Gebet und die Liebe richten. Hier müßte man einen guten kurzen Katechismus haben über den Glauben, zehn Gebote und Vaterunser. Kürzlich, wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christen zu seyn begehrten, die Ordnung und Weise wären bald gemacht. Aber ich kann und mag noch nicht eine solche Gemeinde oder Versammlung ordnen oder anrichten, denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu; so sehe ich auch nicht viel, die dazu bringen. Könnt's aber, daß ich's thun muß und dazu gedrungen werde, daß ich's aus gutem Gewissen nicht lassen kann, so will ich das Meine gern dazu thun, und das Beste, so ich vermag, helfen. Indeß will ich's bei den gesagten zwo Weisen lassen bleiben, und öffentlich unter dem Volk solchen Gottesdienst, die Jugend zu üben und die Anderen zum Glauben zu reizen, neben der Predigt, helfen fördern, bis daß die Christen, so das Wort mit Ernst meinen, sich selbst finden und anhalten, auf daß nicht eine Rotterei daraus werde, so ich's aus meinem Kopf treiben wollte; denn wir Deutsche sind ein wild, roh, tobend Volk, mit dem nicht leichtlich ist etwas anzufangen, es treibe denn die höchste Noth." Diese Worte lassen, wenn man sie mit dem früher Gesagten und Angeführten zusammenhält, einen so deutlichen Blick in Luther's Ansichten von der äußeren Erscheinung der Kirche thun, wie wenig Anderes. Er hielt sich nicht berechtigt, von der allgemeinen, gemischten Kirche sich loszureißen, wenn die reine Lehre darin herrschte; er fühlte aber, daß Vieles ihr mangelte, was die Gemeinde der Gläubigen unter sich haben und üben soll, und diese Gemeinde der Gläubigen wollte er, der heiligen Schrift gemäß, nicht zu einer bloß unsichtbaren, äußerungs- und eben deshalb auch wesenlosen, machen. Aber der lebendigen Christen gab es wenige, namentlich that sich der rechte Gemeinschaftssinn unter ihnen nicht hervor. Es finden sich über das „neue Gebot" der brüderlichen Liebe bei Luther, besonders bei Calvin, schöne Stellen; doch sieht man, ihnen, wie dem ganzen Reformationszeitalter, war dieser Theil der christlichen Wahrheit großentheils noch verschlossen; diese Zeit hatte, im Verhältniß zu der späteren, vorzugsweise die Aufgabe, die neu erkämpfte Grundlage der Lehre und Erkenntniß für die neuen Kirchen festzustellen. Ferner konnte keiner der Reformatoren sich von jenen Kirche und Staat in der Wirklichkeit vermischenden Ansichten, worin sie vom Mittelalter her aufgewachsen waren, frei machen. Was sie auch für abstrakte Sätze an die Spitze stellten, auf ihrem Wege mußte das Resultat immer nur das seyn, daß Kirche und Staat zu zwei verschiedenen Seiten des Volkslebens wurden, und es sich nun nur davon handelte, ob die Kirche den Staat oder der Staat die Kirche leiten solle. Aber das zeichnet Luther'n vor den übrigen Reformatoren aus, daß er fühlte, es fehle der Kirche noch etwas zu der lebendigen Gemeinschaft ihrer Glieder, wie sie, aus der Gemeinschaft des heiligen Geistes hervorgegangen, im apostolischen Zeitalter sich darstellte, und daß er nicht meinte, durch äußere Ordnungen in dem Großen und Ganzen die Kirche seiner Zeit zu einer apostolischen machen zu können.

Aus Luther's Lehren und Handlungen mußte sich nun also jenes Kirchenverfassungsgebäude erheben, worin alles Andere, außer der reinen Lehre, als verhältnißmäßig gleichgültig angesehen wurde; die kirchliche Obergewalt in die Hände der Landesherren kam, jedoch von ihnen mit Zuziehung der orthodoxen

*) Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde, 1523. (X. 262.)

**) Außer dem Bekannten bemerken wir z. B., daß die schöne alte, noch in einigen Norddeutschen Städten bestehende Sitte, am Charfreitage nach dem Gottesdienst die ganze Leidensgeschichte recitativisch, mit dazwischen gelegten lyrischen Stücken, in der Kirche zu singen, aus welcher das größte musikalische Kunstwerk der neueren Zeit, J. S. Bach's Passionsmusik, hervorgegangen, auf einen Gebrauch sich gründet, der noch heut zu Tage in der Sixtinischen Kapelle zu Rom statt findet, nur daß bei diesem die herrlichen evangelischen Choräle fehlen.

Theologen verwaltet wurde. Die Selbstständigkeit der Kirche wurde in diesem Verhältnisse so lange gewahrt, als die Lehre derselben nicht angetastet wurde, ja bei der engen Verbindung von Kirche und Staat kam es im Gegentheil zu einer gewissen geistigen Vormundschaft der Kirche über den Staat, welche eine Analogie mit manchen Erscheinungen des früheren Mittelalters darbot; und die wiederum dadurch temperirt wurde, daß bei dem allen die äußere Leitung der Kirchenangelegenheiten in obrigkeitlichen Händen blieb. Wie aber zu derselbigen Zeit mehreren Reformirten, so war vielen Lutherischen Theologen, welche Luther's Lehren vom Gegensatz von Kirche und Staat consequenter als er selbst verfolgten, dieser Zustand der Abhängigkeit der Kirche auf's Aeußerste zuwider, und unter den Streitigkeiten nach Luther's Tode geschahen die letzten Versuche in der Lutherischen Kirche, dem Kirchenregiment Selbstständigkeit zu verschaffen.*) Die Herzöge zu Sachsen, des von der Chur entsetzten Johann Friedrich's Söhne, hatten sich durch Flacius und seine Genossen, damals Professoren zu Jena, in die Synergistischen Streitigkeiten gegen Melanchthon's Schule hineinziehen lassen; und hatten ein von ihren Theologen aufgesetztes sogenanntes Confutationsbuch, ganz nach Art der alten Oströmischen Kaiser, unter ihrer landesherrlichen Auctorität publicirt, welches sämmtliche Ordinanden unterschreiben mußten. Die Jenischen Theologen waren aber damit, und mit ihres Gegners, Victorin Striegel's, Absetzung noch nicht zufrieden, sie wollten auch die Universität und Stadt Jena von seinem Anhange reinigen; und dazu benutzten sie die Gelegenheit, als der berühmte juristische Professor Wesenbek bei einem seiner Collegen Gevatter stehen sollte. Der Superintendent Winter, der es mit den Professoren hielt, ließ jenen deshalb vor sich fordern, und hielt ihm vor, „er habe sich noch in keiner öffentlichen Disputation von dem Confutationsbuche christlich erkläret, sondern es wäre vielmehr aus anderen Vermuthungen zu besorgen, daß er den Widersachern zugethan wäre. Damit er also, als ein christlicher Gevatter, für den armen Täufling recht beten könne, möge er vor den Dienern des göttlichen Worts sein Bekenntniß thun, was er von der Confutation halte." Als er sich darauf nicht einlassen wollte, holten die Prediger nun auch die Professoren sich zu Hülfe und sagten ihm, da er auf nichts Anderes als die Augsburgische Confession und die Katechismen Luther's sich verpflichtet erklärte, „man habe seine und seiner Brüder Gottseligkeit sehr gerühmet, nun aber verstehe man aus seinen Reden, daß er weder kalt noch warm, weder Fleisch noch Fisch sey, und man müsse ihn daher nach Apokal. 3. ausspeien, da er neutral, und ärger als ein offenbarer Feind zu halten." So wurde er von der Gevatterschaft ausgeschlossen. Wesenbek bat hierauf den Herzog um seinen Abschied, da er als ein Verbannter, in der Infamie, in Jena nicht Professor seyn könne; bei Hofe aber erregte dieser Schritt das erste Bedenken gegen das Jenische Theologenregiment; es erfolgte ein Rescript an die Fakultät, „der Herzog wolle dergleichen öffentliche, erforschliche Gerichte, von Haus zu Hause, in Form und Gestalt eines weltlichen Richteramts, welche einigermaßen einer Spanischen Inquisition nicht ungleich, nicht gestatten." Ein durch Jena reisender Wittenberger Student war plötzlich dort tödtlich erkrankt, und von dem Pastor auf dem Todbette, ehe er ihm das Abendmahl reichte, examinirt worden: „Ob er auch der Adiaphoristen Corruptel von Herzen verabscheue? Ob er die Einsetzungsworte

*) Das Folgende ist in Salig's Hist. d. Augsb. Conf. Th. III. mit sehr anziehender Umständlichkeit erzählt.

κατὰ ῥητόν (buchstäblich) verstehe, und Zwinglii und Calvini Lehren verdamme?" Als ein Professor der Rechte, aus Ekel vor einer tobenden Controverspredigt, die Kirche während derselben verließ, erhielt er von einem der Theologen einen Drohbrief: „Er möge sich den göttlichen Zorn nicht auf den Hals laden, wenn er sich an den Gottes Wort gemäßen und auf der Menschen Wohlfahrt abzielenden Predigten ärgerte. Wider Gottes Boten zu murren oder sich zu setzen, sey wider Gott selbst streiten." Dies beschleunigte in Weimar die Errichtung eines Consistoriums, welchem namentlich auch die Entscheidung über Kirchenbuße und Bann aufgetragen wurde. Der Herzog stellte die theologischen Schriften unter Censur, und setzte zugleich den Superintendenten Winter ab, welcher noch von seinem Todbette die Gemeinde zur Fürbitte für ihn auffordern, und sie zugleich bitten ließ, sich vor dem Sauerteig der Adiaphoristen und Synergisten zu hüten. Nun fingen die streitsüchtigen Männer an zu toben: „Die Politici hätten schon die Kirchengüter und das Recht, Prediger zu berufen und abzusetzen, zu sich gerissen, und wollten nun auch den Bann und Urtheil von der Lehre und Kirchengebeten wegschnappen; da würde mit der Zeit eine Epicurische und Türkische Religion daraus werden, wenn Politici das Kirchenregiment gleichsam zu Erblehen machten. Es heiße nicht in der Schrift: Ihr Lehrer sollt so lehren, binden, lösen, schreiben, reden, wie wir Fürsten es haben wollen; sondern umgekehrt: So lasset euch nun weisen, ihr Könige, und lasset euch züchtigen, ihr Richter auf Erden." Gegen die Consistorialordnung erließen die Theologen eine Reihe von Vorstellungen und Schriften, die aber nicht gedruckt werden durften. Sie sagen darin:*) „Das Consistorium hätte erst auf einer Synode überlegt werden müssen, da es vor die Geistlichkeit und nicht vor die Politicos gehörte, Consistorialsachen zu determiniren. Ein Fürst sey weder die Kirche selbst, noch deren Haupt; nicht einmal ein Bischof könne ohne sein Capitel etwas beschließen. Es sey unrecht, daß ein Politicus Kirchensachen an sich ziehe, zu schlichten; das sey das Kaiserliche Papstthum, davon Dr. Luther geweissagt hätte. Das Schlimmste sey, daß der Herzog selbst das Votum conclusivum sich anmaße, und kein Tüttelchen davon stünde, ob man auch von dem Herzog an eine Provincialsynode appelliren könne. Nun heiße es nicht mehr: die ecclesiae, sondern die aulae. Nun würden die Laster und Sünden freien Lauf kriegen; denn ehe man einen nicht durch Zeugen überführen könne, würden die Politici auch nicht strafen können, und der Prediger müsse ihn doch, wider sein Gewissen, zum heiligen Abendmahl lassen." Wohin eine solche Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche geführt haben würde, das ist leicht abzusehen, und man muß es daher als ein den Umständen der Kirche durchaus angemessenes, rechtmäßiges Verfahren des Herzogs ansehen, wenn er sich an das Geschrei der Theologen nicht kehrte, das Consistorium beibehielt, und sie selbst einen nach dem anderen, da er lange genug ihre Ungebührlichkeiten geduldet hatte, von ihren Aemtern entließ.

Doch hörte damit dieser Kampf noch nicht auf; Musäus wurde als Superintendent nach Bremen berufen, wo damals die Streitigkeiten mit dem Calvinistischen Domprediger Hardenberg begonnen hatten. Auch hier war die Entfernung desselben den Zeloten nicht genug; sie wußten, daß er eine Anzahl Anhänger im Rathe habe, und wollten nun auf dieselbe Weise, wie sie es zu Jena versucht hatten, die Kirche reinigen. Ohne dem Rathe auch nur ein gutes Wort zu geben, kamen die Pre-

*) Salig berichtet ihren Inhalt aus handschriftlichen Quellen.

diger unter einander überein, eine Kirchenordnung abzufassen. *) Sie verlangten darin von den Vätern, daß diese von den Priestern die Taufe ihrer Kinder erbitten sollten, damit man sie bei dieser Gelegenheit aus dem Katechismo examiniren, und von ihnen die Gevattern erfahren könne, damit keine Ketzer zu Gevatterschaften zugelassen würden. Dem Rathe ward bange, daß die Prediger eine wahrhaft inquisitorische Gewalt an sich reißen möchten, und er legte ihnen daher einige Fragen vor, namentlich über die Ausübung des Bannes. In der Antwort darauf schreiben sie: „Der Rath könne ihnen den Löseschlüssel nicht nehmen, also werde er ihnen auch wohl den Bindeschlüssel lassen müssen; beide gehörten zusammen; dünke ihnen das zu hoch, so sollten sie es mit Gott ausmachen, der habe sie damit privilegirt, und sie ständen in Amtssachen unter keinem Magistrat, sondern immediate unter Gott; Gott fordere die Seelen von den Hirten, nicht von den Rathsherren; sie seyen Gottes Legaten, Haushalter seiner Geheimnisse und zwiefacher Ehre werth; die Priester bekümmerten sich nicht um's Rathhaus, also möge der Rath auch nicht in's Priesteramt greifen. Papisten und Sakramentirer könnten sie zu Gevatterschaften nicht zulassen, denn sie könnten nicht beten, nicht zeugen und im Katechismo nicht unterrichten; lieber wollten sie selbst bei den Kindern Gevatter stehen; könnten sie nicht viel Pathengeld geben, so wollten sie desto eifriger für den Täufling beten, womit ihm mehr, als mit dem Gelde, gedienet seyn würde." Auf die Frage: „Ob die Excommunicirten unter anderen Christen in Aemtern, die sie vorhin gehabt, sollten gelassen und wie weit mit ihnen Gemeinschaft zu halten sey?" machten sie einen Unterschied zwischen dem Bann und der Acht, wie zwischen geistlichem und weltlichem Regiment. „Die Geistlichen stießen mit ihrem Banne aus der christlichen Kirche und übergäben die Leute dem Teufel, verböten sie zu grüßen und in die Häuser aufzunehmen; die Acht oder den großen Bann aber überließen sie dem weltlichen Regiment. Aber hiezu (zum Verfahren mit der Acht) habe sich der Rath durch das Mandat von 1534 verpflichtet, dieselbe wider die Sakramentirer und Uebertreter der ersten Tafel (der zehn Gebote) zu gebrauchen. Also sey er nach göttlichem und menschlichem Rechte dazu verbunden, sonst würde es ihm gehen wie dem Könige Ahab, 1 Kön. 20. Sie wollten aber nicht den Schein haben, als ob sie unter dem Vorwand des Bannes weltliche Regenten absetzen wollten, wie der Papst gethan (!!)." Auf die Frage von dem Begräbniß der Verbannten stellten sie das alte Sprüchwort hin: „Sicut vixit, ita morixit, sine lux, sine crux, sine Deus," d. h. ein von den Priestern Excommunicirter solle auf dem Felde ohne Procession, ohne Sang und Klang, wie ein Vieh eingescharrt werden. Bann und Acht, geistliche und weltliche Strafe, müßten an einerlei Sündern verübt werden, Geistliche und Weltliche müßten einander nichts nehmen, sondern beistehen. Sie fügten hinzu: „So wahr der Herr lebt, wo das der Rath nicht thun würde, so würde der Zorn Gottes über Bremen ergehen, und so man ihnen das Amt nähme, wollten sie davon ziehen, und den Staub von den Füßen schütteln." Der Rath bat hierauf die Prediger „inständiges Fleißes, christlich, freundlich und ganz dienstlich," sie möchten doch glimpflicher verfahren, und bedenken, daß dergleichen Kirchenzucht in Bremen nicht üblich gewesen, sie möchten die Gemeinde ermahnen, wen sie zu Gevattern nehmen sollten ꝛc. Die Prediger antworteten aber noch viel trotziger: „Es sey jetzt allenthalben stadtrüchig, daß der Rath die Sakramentirer schütze und ihnen das Eifern wider dieselben verbieten wolle. Das sey ein Anfruhr wider das geistliche Regiment, und Gott am allerunleidlichsten. Die Rathsherren hätten jetzt ein sehr weites Gewissen, aber wie würden sie in ein Mäuseloch kriechen, wenn Christus als Richter sie fragen würde: Wer hat euch befohlen, meinen Kirchendienern in ihr Amt zu greifen und den gotteslästerlichen Sakramentirern den Rücken zu halten? Man müsse das nicht achten, wenn Freunde, Schwäger, Vettern durch Excommunikation in Verachtung kämen; genug wenn die Seele aus des Teufels Rachen gerettet würde. Sie wollten zu Bremen nicht alle (Ketzer) in den Bann thun, sondern nur die Hauptleute und Fähndriche, so würden sich Andere daran spiegeln. — Uebrigens würden sie die vorgedachten Artikel ihrer Kirchenordnung auf nächstkünftigen Sonntag publiciren, und dabei vermelden, daß E. E. Rath darob halten wolle (!)." Der Rath verbot ihnen diesen Schritt, und bald trat eine Katastrophe ein, welche auf einmal alle ihre Pläne zerstörte. Ihre Absicht ging dahin, den dem Calvinismus zugethanen Burgemeister Daniel v. Büren, der bald an die Regierung kommen sollte, in den Bann zu thun, wodurch er dann zur Regierung unfähig geworden wäre; der Rath sollte ihn dann in die Acht thun. Allein jener Burgemeister hatte in der Bürgerschaft einen großen Anhang; durch einen Tumult derselben wurde der Rath, der den Predigern im Ganzen günstig war, genöthigt, ihn im Amte zu lassen, und die Prediger wurden nun entlassen. Es erfolgten darüber die größten Bewegungen; die Niedersächsischen Kreisstände wollten Bremen in die Acht thun, und gegen die sakramentirische Stadt einen Kreuzzug unternehmen, der Hanseatische Bund machte Anstalt, sie auszuschließen, und in Danzig belegte man die Bremischen Schiffe mit Beschlag. Nur mit Mühe kühlte sich diese Hitze ab, aber der Erfolg war, daß Bremen noch mehr Schüler Melanchthon's hinrief, die Prediger auf das Corpus doctrinae Philippicum (Melanchthon's veränderte Augsb. Confession und die Apologie nebst den alten Symbolen enthaltend) verpflichtete, und daß diese Geistlichen 1572 eine „Formula" stellten, worin von den Sakramenten die Calvinische Lehre vorgetragen wird; den einzigen Lutherischen Opponenten, Jodocus Glaneus, setzte der Rath erst da ab, als er, unter dem Vorgeben, kein Bremischer Prediger könne sein Kind taufen, von einem wegen Ehebruchs auf eine Pönalpfarre versetzten ehemaligen Hoyischen Hofprediger heimlich diese Handlung hatte verrichten lassen. *)

(Schluß folgt.)

*) Mit dem Titel: Articuli de instauratione ministerii in inclyta urbe Bremensi a toto collegio ministrorum sedulo deliberati et unanimiter conclusi, in dreizehn Abschnitten: 1) de synodicis deliberationibus; 2) de κριτηρίοις orthodoxae doctrinae; 3) de singulorum vocationibus et laboribus; 4) de cerimoniis baptismi; 5) de cerimoniis coenae D.; 6) de clavibus; 7) de diebus festis; 8) de diebus infestis; 9) de copulationibus etc.

*) Die letzten Umstände, s. in dem interessanten Aufsatz des Herrn Past. Treviranus: „Wie wurde Bremen aus einer Lutherischen Stadt eine reformirte?" im Bremer Kirchenboten von 1832, Februar- und Märzheft. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese eine Lücke in der damaligen Kirchengeschichte ausfüllende Abhandlung fortgesetzt, und in einer besonderen Schrift herausgegeben würde.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 18. September. № 75.

Ueber die Ausbildung und Entwickelung des Verhältnisses von Kirche und Staat in den Lutherischen und Reformirten Kirchen.

(Schluß.)

Wer wird es nun jetzt wohl noch läugnen können, daß die Niederlage der Parthei, die damals auf Unabhängigkeit und Freiheit der Kirche drang, von dem größten Segen für die Kirche gewesen ist? Denn litt auch die neu entstandene Kirchenverfassung an großen Mängeln, wurde sie auch von manchen reformirten Kircheneinrichtungen, wie in einem folgenden Aufsatz gezeigt werden soll, unläugbar übertroffen, so schützte sie doch vor dem tollen Zelotenregiment, das die Kirche überall zerrissen hätte, erhielt das Predigtamt, die reine Lehre und selbst eine gewisse Disciplin, und bewahrte einen Schatz kirchlicher Weisheit und Sitte in der Ueberlieferung für die spätere Zeit. Bei der Freiheit, welche die Reformatoren in Bezug auf Verfassung und Zucht gelassen, blieb der Folgezeit die Möglichkeit, zu bessern; und — unser Gegner zürne uns nicht! — auch in dieser Hinsicht von der Schwesterkirche zu lernen; zu lernen nicht bloß aus ihren Fehltritten und Sünden, sondern den herrlichen Gaben, die der Herr ihr geschenkt, und welche sie auf diesem Gebiet zum Theil viel treuer als die Lutherische Kirche angewandt hat. Worin dieses bestehe, werden einige folgende Aufsätze zu zeigen suchen.

Mit Recht hat man nun neuerlich die damals entstandenen Kirchenverfassungen Deutschlands provisorische genannt, wenn man damit den Sinn verbindet, daß die Reformatoren keineswegs lehrten, eine solche Ausübung der Kirchengewalt, wie sie seit der Reformation von den Landesherren ausging, sey wesentlich in der Natur der Kirche und des Staates gegründet, und müsse daher unter allen Umständen statt finden. Man bedenke nur aber, daß in diesem Sinne Alles auf Erden den Charakter des Provisorischen trägt, und jeder Zustand der streitenden Kirche dem Wechsel unterworfen ist, und sie dem peremtorischen der triumphirenden Kirche näher bringt. Verbindet man aber mit jenem Ausdruck den Sinn, daß die damals entstandene Verfassung mit der biblischen in Widerspruch stehe, daß wir bisher eigentlich noch gar keine Kirchenverfassung gehabt hätten, wie dies manche der neueren Kämpfer für die „freie Kirche" ausgesprochen haben, und wie es unseres Gegners Behauptungen anzudeuten scheinen, so muß dem entschieden widersprochen werden. Die Kirchenverfassung, welche das Neue Testament als die ursprüngliche uns darstellt, ist überhaupt gar nicht in demselben Sinne Quelle und Norm für die Verfassungen aller folgenden Zeiten, als es das Wort Gottes für die Lehre der Kirche ist. Diese Verfassung ist eine Form, welche die biblische Lehre von der Kirche und der durch das Wort die Menschen bekehrende und vereinigende Geist des Herrn in dieser Urzeit sich bildete, die aber andere Formen für ganz andere Zeiten und Verhältnisse auszuschließen gar nicht bestimmt ist. Die christliche Lehre hat ja zu verschiedenen Zeiten verschiedene Formen in der Kirche angenommen; so wenig es recht wäre, wenn die Kirche, statt in ihren Dogmen zu zeigen, daß sie den biblischen Lehrinhalt sich angeeignet hat, bloß die Bibelworte wiederholen wollte, die sie für Beweisstellen ansieht, so wenig kann es unrecht seyn, wenn sie in den Formen ihrer Verfassung dasselbe thut. Die Gefahr der Verirrung ist hier in der kirchlichen Dogmatik nicht größer, als in der Verfassung; das Zurückgehen auf die Quelle ist in beider Hinsicht gleich nothwendig, das Stehenbleiben bei der äußeren Erscheinung dieser Quelle gleich fehlerhaft. Man verwechsele doch ja nicht die apostolische Kirche mit den Aposteln, oder dem Worte Gottes. Die apostolische Kirche besaß Vieles, was zu keiner Zeit wiederkehren kann; darunter ist das Hauptsächlichste das apostolische Amt selbst, welches ein allumfassendes, auch äußeres Einigungsband unter den einzelnen christlichen Gemeinden bildete. Sobald es weggefallen war (denn Nachfolger im vollen Sinne des Wortes konnten die Apostel nicht haben), finden wir daher, daß die Gemeinden und ihre Vorsteher, bei dem Independentismus sich nicht beruhigend, nach anderen Einigungsbändern strebten. Wie die apostolische Kirche aber Vieles besaß, was den späteren Zeiten fehlte, so mangelte ihr auch wiederum Manches, was die folgenden Kirchenperioden hatten. Eine Knospe, die eben aufbricht, hält die ganze Rose in sich, ein Kind zeigt in eigenthümlicher Reinheit und Schönheit die Züge des künftigen Mannes, beide aber sind von Gott bestimmt, nicht, ihr Grundwesen zu ändern, wohl aber zu blühen und zu

reifen. Nur wenige Irrlehren waren im apostolischen Zeitalter hervorgetreten, und die Apostel hatten daher noch nicht Gelegenheit gefunden, nach allen Seiten hin die christliche Wahrheit auszusprechen; die Erfahrung der folgenden Jahrhunderte aber gab der späteren Kirche Gelegenheit, vermöge des in ihr wohnenden heiligen Geistes die Wahrheit aus den Keimen, die in den Schriften der Apostel liegen, immer heller und allseitiger sich zum Bewußtseyn zu bringen. So war denn auch die Kirche im apostolischen Zeitalter zum Staate (wie überhaupt zu allem Natürlich-menschlichen) noch in kein bestimmtes Verhältniß getreten; zum jüdischen Staate nicht, denn Jesus von Nazareth war ja der theokratische König Israels, ihm mußten die Häupter des Volks sich ganz und gar unterwerfen, oder die göttliche Strafe ihres Aufruhrs in der Vernichtung des Staates tragen; zu den heidnischen nicht, denn in dieser Zeit wurden die Christen als eine jüdische Sekte angesehen, und wo die Juden nicht die Obrigkeiten aufreizten, entstand nicht leicht eine Verfolgung. Darum können nur die Stellen der Bibel für alle Zeiten unmittelbare Quelle der Wahrheit in dieser Lehre seyn, welche das Wesen der Kirche und der Obrigkeit uns schildern; über ihr Verhältniß zu einander enthält die heilige Schrift nichts Direktes, auch Matth. 22, 21. nicht, wie sich bei späterer Erörterung dieser Stelle ergeben wird. In den im N. T. enthaltenen historischen Nachrichten über die älteste Kirchenverfassung aber ist eine solche Quelle nur insofern, als sie uns zeigen, wie die den Aposteln geoffenbarte Wahrheit von ihnen auf die Verhältnisse ihrer Zeit angewandt wurde. Mit Gewalt aber einreißen, zerstören, schneiden, brennen, oder sich absondern und die ganze Geschichte und umgebende Welt ignoriren, und auf solche Weise die Urzeit reproduciren wollen, das ist, mag man noch so viel Bibelstellen dabei im Munde führen, mag man scheinbar noch so primitive Verhältnisse aufbauen, aus den angeführten Gründen nicht christlich und biblisch. Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß unser geliebter Gegner es ganz so mache; aber die Consequenz seiner Grundsätze könnte ihn doch leicht dahin führen. Denn die Lehren von Kirche und Staat, die er aufstellt, ignoriren doch wirklich die Geschichte, und namentlich die Reformationsgeschichte, und sind nichts Anderes, als Grundlinien einer Art Naturreligion oder Naturrecht ad modum der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschriebenen, welche nicht den lebendigen Inhalt der geoffenbarten Religion, und die verschiedenen Gestalten, die dieser Inhalt in der Geschichte gewonnen, oder das positive Recht als Erscheinung des ewigen Rechts, des göttlichen Gesetzes selbst, zu erkennen strebten, sondern vielmehr in der Abstraktion von allem Erscheinenden und Erschienenen die Natur selbst zu erreichen hofften.

So weit für dieses Mal; in einem demnächst folgenden Aufsatze sollen die Grundzüge der Lehre von der Kirche und Kirchenverfassung in den verschiedenen Reformirten Kirchen dargestellt, und gezeigt werden, wie wichtig die Ausbildung derselben für die ganze Christenheit schon geworden ist, und immer noch mehr werden wird; ferner, welche Umstände die von den Deutschen Reformatoren ausgebildete Kirchenverfassung allmählig modificirt haben; und endlich soll eine Erörterung der Schriftstellen über unsere Lehre hinzugefügt werden.

Rowland Hill.

Wir theilen hiemit aus einem Englischen Journale unseren Lesern eine Skizze des Lebens eines Mannes mit, dessen Name

unter all den Tausenden, welche in England dem Panier des Kreuzes folgen, wohl auch nicht einem Einzigen unbekannt geblieben ist, „eines Fürsten in Israel," dessen vor Kurzem erfolgter Tod eine große Lücke in der Gemeinde der Heiligen gelassen hat.

Rowland Hill war geboren zu Hawkstone in Shropshire am 23. August 1744, und stammte aus einer alten Familie, die ursprünglich aus Wales gekommen war. Zuerst zu Eton erzogen, setzte er dann seine Studien auf der Universität zu Cambridge fort. Als er ungefähr 16 Jahre alt war, fing sein Geist an mit Macht von ewigen Dingen ergriffen zu werden, vornehmlich durch den freundlichen Rath und das ernste Gebet seines älteren Bruders, Richard Hill, welcher, wie er dem Schreiber dieses erzählt hat, seine Hand auf seine Schulter zu legen pflegte, indem er sagte: „Rowland, Rowland, wenn du nicht Buße thust und an den Herrn Jesus Christus glaubst, so wirst du ewig verloren gehen." Da fühlte er wohl die innige Liebe seines Bruders, daß er für seine Seele so tief bekümmert sey, aber er war entschlossen, sich niemals weder durch Ermahnungen noch durch Bitten überreden zu lassen, seine jugendlichen Vergnügungen aufzugeben und in eine Lebensweise einzutreten, die er für trübe und einfältig hielt. Gott aber, dessen Gedanken nicht immer sind wie die unsrigen, hatte es anders beschlossen, und nach fortwährenden Ermahnungen seines Bruders und öfterem Durchlesen der Predigten des Bischofs Beveridge, wurde sein Herz für den Erlöser gewonnen, seine Vorurtheile entfernt und er übergab sich Gott. In Bezug auf diese merkwürdige Periode seines Lebens schrieb er jene liebliche Hymne, die also beginnt:

War Einer je aus Adam's Stamm,
Der mehr die Gnad' in Anspruch nahm,
Als ich, Herr, eh' von deiner Hand
Gebeugt mein Geist sich dir verband?

Seit dieser Zeit war seine Gottesfurcht entschieden und er wurde bald auf der Universität, wo er unter vielem Tadel eine Lebensweise führte, wie sie seinem Berufe angemessen war, eben dadurch sehr bemerklich. Er war fleißig in seinen Studien, zeichnete sich besonders durch seine Kenntniß des Griechischen aus, und erlangte den Grad eines Magisters. Das heilige Feuer, welches in seinem Busen entzündet war, konnte dort nicht lange verschlossen bleiben, und er fing bald an, Arme, Kranke und Gefangene zu besuchen, und den unerforschlichen Reichthum Christi ihnen bekannt zu machen. Diese Abweichungen vom gewöhnlichen Gange, wie man sie ansah, unterwarfen ihn manchen Unannehmlichkeiten und einer Art von Verfolgung von denen, welche seinen Eifer hätten leiten und ihn antreiben sollen, darin fortzufahren. Endlich erhielt er die Weihe von den Händen des Bischofs von Bath und Wells und wurde an einer Pfarre in einem kleinen Kirchspiele von Sommersetshire angestellt; sein glühender Geist indeß ließ sich nicht einzwängen in die Schranken eines so entlegenen Kreises, darum ging er umher und predigte an allen Orten.

Unter Hill's frühesten Gönnern waren Augustus Toplady und der unsterbliche Whitfield, welchen letzteren er sich zum Muster nahm. Mit ihm arbeitete er drei Jahre hindurch, bis Whitfield abgerufen wurde, um in seine Ruhe einzugehen; da schien sein Mantel auf den jungen Elisa zu fallen, der nun auch seinen Geist empfing und bis zur letzten Stunde seines Lebens vielleicht mehr als irgend sonst Jemand die Gesinnung dieses unvergleichlichen Mannes abprägte, für dessen Cha-

rakter er die tiefste Verehrung hegte und von dem er nur in Ausdrücken der größten Achtung sprach. Schreiber dieses hat ihn Thränen der Rührung und Demuth weinen sehen, wenn er den Eifer seines großen Vorbildes zugleich mit seinem eigenen Zurückbleiben hinter demselben schilderte. „Er glaube" — pflegte er zu sagen — „der außerordentliche Erfolg der Wirkungen des heiligen Mannes sey eine Erhörung seiner wahrhaft inbrünstigen Gebete; er selbst habe ihn an dem Abende eines Sonntags, nachdem er drei- oder viermal gepredigt hatte, auf die Kniee fallen und mit Gott um einen Segen ringen sehen sehen für die Arbeiten des Tages; ja wenn die Natur erschöpft zu seyn schien und Alle, die um ihn waren, ihn baten, daß er sich doch schonen möchte, so pflegte er doch noch eine beträchtliche Zeit in diesem heiligen Kampfe fortzufahren, bevor er sich selbst eine Erholung gönnte." O daß doch solcher Geist des Gebets recht häufig gefunden würde! Wir haben in unseren Tagen eine talentvolle und wohlgebildete Geistlichkeit, aber haben wir auch jene heilige Salbung, welche unsere Vorfahren so merkwürdig auszeichnete?

Hill war der letzte von Whitfield's Amtsgenossen und von ihm kann wohl mit Recht gesagt werden, daß er vorzugsweise ein Mann Gottes und ein treuer Diener Jesu Christi war. Er athmete beständig den Geist des Gebets, und oft, wenn der Schreiber dieses eine Tagereise hindurch bei ihm im Wagen saß, sah er stille Thränen über seine Wangen herabschleichen, und hörte den halb unterdrückten Seufzer: Herr, erbarme dich mein, mache mich ähnlicher meinem lieben Heilande, verleihe mir mehr Heiligkeit; Herr, welch' ein elender Sünder bin ich! ꝛc.

Was seine dogmatische Ansicht betrifft, so war er entschiedener Calvinist, aber dem entgegen, was man Hypercalvinismus nennt, und der Schreiber dieses hörte ihn einst in einer sinnreichen, gut durchgeführten Rede über „den Antinomianismus des Arminianismus und den Arminianismus des Antinomianismus" predigen.

Vielleicht haben Wenige besser als er die Fragen verstanden, die zwischen den Theologen verhandelt werden. Den Socinianismus und Antinomianismus verabscheute er, und pflegte in seiner launigen Weise zu sagen, der Teufel erscheine in der einen Hülle wie ein Müller verkleidet, in der anderen wie ein Schornsteinfeger. Die Rechtfertigung durch die Gerechtigkeit Christi und die Heiligung durch den heiligen Geist, dies waren die Gegenstände, bei denen er am liebsten verweilte und in denen er stets wie zu Hause war.

Im Anfange seiner Laufbahn predigte Hill oft in den Grafschaften Wiltshire, Gloucester, Somerset, Devon, Cornwall und in Wales. Seine Arbeiten im Fürstenthume, besonders im südlichen Theile desselben, waren vorzüglich gesegnet. So tief war der von seinen Predigten zurückgebliebene Eindruck auf die Gemüther der warmfühlenden Walliser, daß man, als Schreiber dieses die Stadt Haverfordwest mit ihm besuchte, vor Freude die Glocken läutete, weil es ihm nach einer Abwesenheit von vierzig Jahren wiederum einmal vergönnt war, den Ort zu besuchen, wo Viele von denen noch lebten, welche das Siegel seines geistlichen Berufes waren.

Da sich seine Thätigkeit bis zur Hauptstadt erstreckt hatte, wo die Anhänglichkeit an ihn ungeschwächt fortlebte, so wählte er daselbst einen höchst unansehnlichen Platz aus, und beschloß, darauf einen Ort der Anbetung Gottes zu erbauen. Diesen Beschluß führte er auch aus, und am Pfingstfeste, den 8. Juni 1783, wurde die Kapelle Surrey eröffnet, wie sich aus dem Abdrucke der Predigt ergibt, welche er bei dieser Gelegenheit hielt, betitelt: Christus der Gekreuzigte, die Summa und der Inhalt der heiligen Schrift, nach 1 Cor. 1, 23. 24.: „Wir aber predigen Christus, den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit; denen aber, die berufen sind, beides Juden und Griechen Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit." — Hier wurde er als angestellter Pfarrer betrachtet, obwohl er bis an das Ende seines Lebens während der Sommermonate stets auf Reisen war, und seine Thätigkeit sogar nach Schottland und Irland ausdehnte; jenen Ort besuchte er von Zeit zu Zeit und predigte dann vor der zahllosen Menge in Gotteshäusern, oder auch unter freiem Himmel. Da er selbst sehr arglos und leicht zu hintergehen war, zuweilen auch zu bereitwillig auf umlaufende Gerüchte zu hören und vorschnelle Schlüsse daraus herzuleiten, so wurde er unglücklicher Weise, als er in Schottland war, in einen bösartigen und fruchtlosen Streit verwickelt, in welchem von beiden Partheien zu wenig von dem suaviter in modo gezeigt wurde. Indeß blieben die beiden Partheien lange genug am Leben, um zu sich zu kommen, und als er vor einigen Jahren wieder nach dem Norden reiste, so waren Kanzeln und Herzen offen, ihn zu empfangen, und er kam nach Hause zurück, nicht wenig darüber vergnügt, mit seinen Brüdern im Norden Frieden gemacht zu haben, und verlangte nachher immer, daß der Schottische Geistliche bei den jährlichen Versammlungen der Londoner Missionsgesellschaft auf seiner Kanzel predigen solle. Von dieser Anstalt war er ein Gründer, und eine der eifrigsten Stützen bis an sein Ende. Für diese erhabene Angelegenheit reiste er mehr als 10000 Meilen weit ohne irgend eine Bezahlung, öfters auch noch die Reisekosten mit decken helfend. Schreiber dieses hat die Ehre und das Glück gehabt, ihn bei den meisten dieser Liebesarbeiten zu begleiten und manche Scene hat er erlebt, die nie aus seinem Gedächtnisse schwinden wird. Zu Leeds in der Cloth Hall, einem offenen, viereckigen Platze, sah er bei einer Gelegenheit mit tiefster Aufmerksamkeit 10000 Menschen an seinen Lippen hängen; in Sheffield öffnete sich ihm, da die Methodisten ihm in dieser Stadt ihre Kapelle verschlossen, das Theater für eine Missionspredigt und war gedrängt voll. In anderen Gegenden hat er ähnliche Beweise von Anhänglichkeit erlebt und nie konnte er namentlich die Scene in Cardigan vergessen, wo unendliche Menschenmassen zur Theilnahme am Missionsfeste versammelt waren. Der Prediger stand auf einer Platform, welche zu diesem Endzweck errichtet war, und predigte abwechselnd auf Wälsch und auf Englisch; ein großer Tisch war unten ausgebreitet, wo die Erinnerung an die sterbende Liebe des Erlösers stand; rings umher saßen die Männer auf dem Rasen, hinter ihnen die Frauen, die zum Abendmahl gingen, auf Bänken, und hinter diesen standen die Zuschauer. Die Berge, die in der Ferne sich aufthürmten, die untergehende Sonne, der Mond, der bei Sonnenuntergang aufging, die feierliche Anrede, das Echo der geistlichen Lieder, das von den Hügeln wiedertönte, die augenscheinlichen Zeugnisse der Gegenwart Gottes, die heilige Liebe und Eintracht, welche durch Alle hindurchging — alles dies stellte eine Scene dar, welche keine Sprache beschreiben kann: es war in der That ein Thor des Himmels.

Noch eine Scene muß ich erwähnen, welche auf Hill's Missionsreisen statt fand, nämlich in Cornwall an einem Orte „die Grube" genannt, wo ein Bergwerk eine Art Amphitheater bildet, welches die Methodisten zweckmäßig zu Versammlungen unter freiem Himmel eingerichtet haben. Hier versammelte sich die Volksmenge und das Schauspiel war ganz einzig. Die Laden in der Stadt waren geschlossen, die Geschäfte suspendirt, und Mann, Weib und Kind eilte in der Zahl von viertausend nach der Grube hin.

Hill war einer der lebhaftesten Freunde der Bibelgesellschaft, der Schulgesellschaft, der Sonntagsschulen, der Traktatgesellschaften, der Gesellschaft zum Unterricht junger Geistlichen, wobei zu bemerken ist, daß man ihm mit Unrecht Schuld gab, er sey ein Feind einer

gelehrten Geistlichkeit. Nur der Anmaßung war er feind, welche sich bei jungen, sindirten Theologen oft findet, denen die Hauptsache fehlt. — Er konnte nie eine Zeitlang an einem Platze bleiben, ohne den Versuch, den Seelen seiner Mitmenschen wohlzuthun. So z. B. in Wotton, wo er seinen Sommeraufenthalt für einen Theil des Jahres wählte; hier war er ein wahrer Patriarch des Ortes, und es ist nicht möglich für einen, der den Platz nicht besucht hat, sich die Lieblichkeit vorzustellen, die er demselben durch seine Anstalten zu geben wußte. — Besonderen Antheil nahm er auch an der sich aufschwingenden Stadt Leamington, wo er an 2000 Pfund beitrug, um eine Kapelle und einen Begräbnißplatz zu erkaufen. — Niemals vergaß er aber bei den vielfachen anderweitigen Verpflichtungen seine Pflicht als Pastor seiner eigentlichen Gemeinde. Seine Gemeinden in London und in Wotton waren regelmäßig organisirt und er war sehr genau in der Aufnahme von Mitgliedern. Seine Gemeindeglieder fanden in ihm einen Rathgeber, Freund und Wohlthäter, besonders nahm er sich mit großer Freigebigkeit der Jüngeren an und des Unterrichts der armen Kinder. Bei dieser Sorge für die geistigen Bedürfnisse vergaß er aber auch nicht, daß der Mensch zweien Welten angehöre, und sorgte eben so sehr für das zeitliche Wohl; er errichtete die Benevolent Society zum Besuche kranker Armer in ihren eigenen Wohnungen, welche mehr als 20000 Pfund vertheilt hat; gründete die Dorcas Society, um armen Frauen bei ihrer Niederkunft beizustehen, und nahm sich der Kuhpockenimpfung in einem solchen Grade an, daß er sie, so lange es sein Augenlicht erlauben wollte, mit eigener Hand verrichtete. In London und Wotton errichtete er Krankenhäuser, um die Bejahrten und Kranken zu unterstützen, und gab alle Winter reichlich zur Bekleidung und Speisung der Armen.

Vielleicht ist Niemand in neuerer Zeit mehr als Hill begnadigt gewesen, ein Werkzeug zur Bekehrung zu seyn; besonders war er geschickt, sorglose, sichere Sünder aufzuschrecken. Schreiber dieses kann sagen, daß er nie auch nur zwei Tage mit ihm zusammen war, ohne mit Einem oder Mehreren zusammenzutreffen, denen seine geistliche Thätigkeit zum Segen gedient hatte. — Einen Fall unter den vielen kann er nicht unerwähnt lassen: die Scene ereignete sich zu Devonport, Devonshire, nachdem Hill vor einer gedrängten Versammlung in der großen Kapelle der Fürstenstraße eine Missionspredigt gehalten hatte. Das Volk hatte sich verlaufen, und die Diakonen und wenige Freunde sich mit Hill in die Sakristei zurückgezogen, als zwei große Männer von ehrwürdigem Ansehen, wohl an 70 Jahre alt, an der Thüre der Sakristei erschienen. Nach einer kurzen Pause traten sie Arm in Arm herein, näherten sich Hill und einer von ihnen sprach mit etwas zitternder Stimme: „Herr, wollen Sie wohl zwei alten Sündern die Ehre verstatten, Ihre Hand schütteln zu dürfen?" Er erwiederte mit einigem Zögern: „O ja!" Da ergriff einer von den beiden Männern (der andere hing an seinem Arme) seine Hand, küßte sie, badete sie mit seinen Thränen und sprach: „Herr, erinnern Sie sich wohl noch, als Sie vor funfzig Jahren an dem Orte predigten, wo jetzt diese Kapelle steht?" „Ich erinnere mich;" war die Antwort. Da fuhr der alte Mann fort: „Nimmer, o Herr, kann der theure Freund, der meinen Arm umschlungen hat, nimmer ich selbst, jene Predigt vergessen. Wir waren damals zwei sorglose, junge Leute auf den Schiffswerften des Königs, in's Verderben eilend, so schnell als nur Zeit und Sünde uns hinführen konnten. Da hörten wir, daß ein einnehmender, junger Geistlicher unter freiem Himmel predigen würde und beschlossen hinzugehen und uns einen Zeitvertreib zu machen; wir füllten also unsere Taschen mit Steinen und waren gesonnen, Sie zu werfen. Aber als Sie ankamen, da sank unser Muth, und als Sie zum Gebet aufforderten, da wurden wir so tief ergriffen, daß wir einander ansahen und zitterten. Als Sie Ihren Text nannten und anfingen zu reden, da drangen die Worte gewaltig in unsere Herzen, große Thränen rollten über unsere Wangen; wir steckten die Hände in unsere Taschen und ließen einen Stein nach dem anderen fallen, bis sie alle fort waren, denn Gott hatte den Stein aus unseren Herzen genommen. Nach dem Gottesdienste gingen wir zurück, aber unsere Herzen waren allzu voll von der Rede; bis wir nahe an unsere Wohnungen kamen, da sagte der Freund an meiner Hand: „„John, das will nicht gehen; wir sind beide auf falschem Wege; gute Nacht!"" Das war Alles, was er vorbringen konnte; er suchte sein Gemach, ich das meine; aber keiner von uns beiden wagte zu Bette zu gehen, damit wir nicht etwa in der Hölle erwachen möchten. Seit dieser Zeit hoffen wir demüthig, wir sind bekehrt zu Gott, der nach seinem unbegrenzten Erbarmen uns bis diesen Augenblick auf seinen Wegen erhalten hat, und wir meinten, Herr, falls Sie uns nach einem halben Jahrhundert die Freude gönnen würden, Sie noch einmal bei der Hand zu schütteln, ehe wir heim gingen, es würde dies die größte Ehre seyn, die uns widerfahren könnte." — Hill war tief gerührt; und Thränen rollten ohne Unterlaß über seine ehrwürdigen Wangen, und ganz in patriarchalischer Weise fiel er den alten Männern um den Hals. Da hätte man sie sehen sollen, wie sie, Einer in den Armen des Anderen, dem Vater der Gnade Thränen der Freude und des Dankes weinten. Es war eine Scene, über welche sich die Engel im Himmel freuten, und vor welcher der Unglaube erblassen mußte.

Schreiber dieses ist sich bewußt, daß seine Erzählung der Sache nicht genugthun kann, obwohl er noch nach so langer Zeit ein wahrhaft himmlisches Vergnügen empfindet bei der Erinnerung an das, wovon er damals Zeuge war.

Seine Aufrichtigkeit war allgemein bekannt. „Gnade sey mit Allen, welche unseren Herrn Jesus mit Aufrichtigkeit lieben," war sein Wahlspruch; er erfreute sich daher auch der Freundschaft der frommen Männer aus allen Confessionen. Er liebte die Liturgie der Englischen Kirche, setzte aber die Fehler der Kirche wie der Dissenters auf gleiche Weise in's Licht. — Noch am Montage vor seinem Tode sprach er über seine Person sehr demüthig mit mir, und in Bezug auf sein Begräbniß sagte er: „Wenn es Gott gefallen hatte, mich zu sich zu nehmen in Wotton, so wäre ich gern neben meiner Frau begraben worden; da es aber meinem himmlischen Vater anders gefallen hat, so wünsche ich lieber in Surrey Chapel begraben zu werden, wo ich ein halbes Jahrhundert gepredigt habe, als nach meinem Tode noch mehrere Meilen weit geschleppt zu werden." Nach dieser Unterhaltung sagte ich ihm: „Nun, es ist wahrscheinlich, daß wir Sie bald verlieren, aber unser Verlust wird Ihr Gewinn seyn; Sie gehen zu Jesus und werden ihn sehen, wie er ist." „Ja," sagte er, „und was die Hauptsache ist, ich werde seyn, wie er ist."

Am 31. März predigte er zum letzten Mal über 1 Cor. 2, 7. 8; nun bemerkte man immer mehr, daß er der besseren Welt entgegen ging; seine Seele war ruhig, er schien nur nach Heiligkeit zu athmen, und führte öfters dahin zielende Bibelsprüche an. Nachdem er am Tage vor seinem Tode längere Zeit dem Anscheine nach phantasirend dagelegen hatte, sagte er auf einmal ganz in seiner Weise: „Der größte Fluch, der je über die Kirche Christi gekommen, ist der abscheuliche Antinomismus." Sein seliger Geist ging zum Herrn am 11. April 1833, Abends um 6 Uhr.

Der Leichnam wurde in die Kapelle gebracht, begleitet von Lord Hill, seinem Neffen, und Kapitän Hill, einem nahen Anverwandten. Das Bahrtuch wurde von den Geistlichen verschiedener Confessionen getragen, denen die Vorsteher der Kapelle, die Hausleute und Deputationen verschiedener Gesellschaften folgten. Vor der Kanzel wurde die Bahre niedergestellt, darauf gesungen und die Predigt gehalten über Zachar. 11, 2. Die ganze Kirche war schwarz behangen, Tausende inwendig, Tausende, die keinen Platz mehr fanden, draußen, und in tiefer Ehrfurcht schienen Alle zu fühlen: Es ist ein Held gefallen in Israel!

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 21. September. № 76.

Etwas über Schulgebete mit besonderer Rücksicht auf das Buch:

Morgengebete zum Gebrauch in den obern Klassen evangelischer Gymnasien und höheren Bürgerschulen, verfaßt und herausgegeben von Dr. J. E. G. Kästner, Direktor des Gymnasiums zu Lingen, und Professor K. G. Küchler, vierten Lehrer an der Nikolaischule zu Leipzig. Leipzig bei Hartmann, 1833.

Wir haben uns allemal gefreut, wenn diese Blätter einen Aufsatz enthielten, der sich auf das Schulwesen der Evangelischen Kirche bezog, und glauben wünschen zu müssen, daß dies auch ferner nicht selten der Fall seyn möge. Oder soll sich die Mutter (die Kirche) nicht um die Tochter (die Schule) bekümmern? Kann es der Kirche gleichgültig seyn, wie es um die Schule steht? Kann es ihr gleichgültig seyn, ob sich die Schule in lebendiger Verbindung mit ihr erhält, oder von ihr loszureißen sucht; ob die meisten ihrer Lehrer erleuchtete und ernste Christen sind, oder in jener Feindschaft gegen den Glauben und alles entschiedene Christenthum stehen, welche in dem ihren Ursprung hat, der ein Mörder von Anfange ist, und ihre Buhlschaft mit den politischen Irrthümern der Zeit hie und da nicht einmal zu verbergen sucht; ob die Schulgesetze den Fleiß und den Gehorsam der Schüler auf die Furcht Gottes gründen, oder die Ehrsucht zu dem hauptsächlichsten Hebel des Schullebens machen; ob der Religionsunterricht christlich und lebendig ertheilt wird, oder auf den Gymnasien zu einem dürren und zweifelsüchtigen Räsonniren über das Wort Gottes geworden ist, während in den Elementarschulen die sogenannte Sokratik das Christenthum in eine magere Vernunftreligion umzuwandeln sich bemüht u. s. w.? Wer möchte das behaupten? Vielmehr muß sich die Kirche an jenem erfreuen und es fördern, so viel sie kann, dieses aber auf dem ihr zustehenden Wege zu ändern suchen und zunächst mit Ernst rügen. Denn ob sie an den Kindern und Jünglingen, welche im ersten Lebensalter in ihre Gemeinschaft aufgenommen wurden, dereinst lebendige Glieder haben wird, die, erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, ein gottseliges Leben führen und heilsam wirken werden, hängt ja doch größtentheils von dem Unterrichte und der Erziehung ab, welche dieselben jetzt in den Schulen erhalten. Ihr Wohl und Wehe steht mit dem Zustande der Schule in der engsten Verbindung, und sie darf sich also der Aufmerksamkeit und der Einwirkung auf dieselbe durchaus nicht begeben. — Darum glaubten wir auch, daß die nachfolgenden Zeilen in diesen Blättern nicht am unrechten Orte stehen würden.

Es ist eine sehr löbliche Sitte, daß auch auf Gymnasien der Unterricht mit einem Gebet, welches in manchen Orten ein Schüler liest, wenigstens angefangen wird. Wie nun unsere Zeit überhaupt eine große Menge von Andachtsbüchern hervorgebracht hat, so fehlt es auch nicht an Gebetbüchern für Schüler, für Elementarschulen und Gymnasien. An letztere schließt sich die vorliegende Sammlung an. Herr Dir. Kästner sagt in der Vorrede, er habe sich mit den vorhandenen nicht zu begnügen vermocht und deshalb eine Zeitlang einen Tag um den anderen selbst ein Gebet aufgesetzt, auch die Primaner, welche mit ihm im „Vortrage eines Gebets" wechselten, veranlaßt, dieses selbst „auszuarbeiten, welches ihm aber den Tag vorher zur Durchsicht und Korrektur mitgetheilt werden mußte, wobei er bald einen edlen Wetteifer unter denselben bemerkte, indem einer den anderen in den Gedanken und im Ausdruck zu übertreffen suchte." Dieses Verfahren scheint uns, als viel zu äußerlich, sehr unpassend zu seyn, und wenn einmal die Schüler am Halten des Gebets Theil nehmen sollen, so ist es, wie die Sachen wenigstens jetzt stehen, am besten, ihnen ein Gebetbuch in die Hände zu geben, das aber freilich nicht so leicht geschrieben ist und von Jedermann geschrieben werden kann. — Wer ein Gebetbuch für Schulen zu deren wahrem Segen schreiben will, muß ein gläubiger Christ seyn, muß tief erkannt haben, daß das ganze Leben des Menschen von der Kindheit an bis zum Tode weder ein gottgefälliges, noch ein heilsames seyn kann, wenn er nicht in lebendiger Verbindung mit dem steht, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung; daß also auch alle Anstalten zur Bildung desselben auf keinem anderen Grunde ruhen dürfen, als dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus, und die Hinlenkung der Herzen zu ihm zu ihrem letzten und hauptsächlichen Zweck machen müssen. Er muß das menschliche Herz und besonders das jugendliche Herz kennen

und wissen, welche Unarten und Sünden grade das Schulleben zu entwickeln pflegt. Er muß selbst ein Gebetsleben führen, und vornehmlich auch der Jugend fleißig und ernstlich vor dem Herrn gedenken gelernt haben. *Dem Schreiben von Schulgebeten muß das eigene Gebet für die Schulen voran und zur Seite gehen*, wenn jene nicht mehr oder weniger etwas bloß Gemachtes und Aeußerliches seyn sollen; wenn ihnen nicht insbesondere das tiefe Eingehen in die Verhältnisse und Bedürfnisse, Gefahren und Wohlthaten des Schullebens fehlen soll, da wir nur das recht tief erkennen und recht heilig beurtheilen, was wir im Gebete vor dem Angesicht Gottes betrachten. Er muß geistliche Erfahrung genug haben, um nicht Jünglingen, die doch jedenfalls erst Anfänger im Glauben und christlichen Leben sind, Ausdrücke von Empfindungen u. s. w. in den Mund zu legen, von denen sie nicht wohl etwas wissen können, zugleich aber auch das Maaß des Geistes, welches nöthig ist, um in Anderen die Gabe Gottes, die in ihnen ist, zu erwecken. Er muß freilich überhaupt der Sprache mächtig seyn, besonders aber die einfache Sprache der Bibel sprechen gelernt haben, die Sprache der Wahrheit in geistlichen Dingen. — Das möchten wir Allen, die etwa gesonnen seyn dürften, Schulgebete zu schreiben, zu bedenken geben, und sie dringend um Selbstprüfung bitten, ob sie dazu auch die innere Tüchtigkeit und den inneren Beruf haben, damit sie nicht, statt zu nützen, Schaden anrichten.

In der vorliegenden Sammlung finden wir nun zunächst allgemeine und sodann Gebete für besondere Zeiten und Gelegenheiten, sogar eins für das Constitutionsfest. Man vermißt aber Gebete um einzelne Gaben und Gnadenerweisungen Gottes, z. B. um Reinheit des Herzens, heiligen Fleiß, aufrichtigen Gehorsam, Demuth, Bewahrung vor Verführung, Neid, Menschengefälligkeit, Heuchelei, während die vier Jahreszeiten viel zu reichlich bedacht sind. Am Schlusse sind noch metrische Gebete von *Witschel*, M. *Rothe* und *Jacobi* hinzugefügt.

Was nun zuerst die vom Herrn Dir. *Kästner* herrührenden Gebete betrifft, so halten sie sich mit wenigen Ausnahmen fast ganz im Allgemeinen und gehen wenig auf die besonderen Verhältnisse ein, in denen christliche Jünglinge auf gelehrten Schulen stehen. Ihr größter Mangel aber besteht darin, daß sie nicht im Geiste des Glaubens der Evangelischen Kirche an das Wort Gottes und den Kern und Stern desselben, unseren Herrn Jesum Christum geschrieben sind. Hierin schließen sie sich an die große Menge von Andachtsbüchern an, welche unsere Zeit geboren hat, und nicht einmal an die besseren, wie folgende Anführungen genugsam erweisen werden. „Glücklich waren und fühlten sich alle die, welche die weislich von dir ihnen verliehene Freiheit zu wollen und zu handeln nicht mißbrauchten, sondern nach deinen Gesetzen, nach der Vorschrift ihrer Vernunft sie vorsichtig und weise benutzten. In's Verderben aber stürzen alle diejenigen einzelnen Menschen sowohl, als ganze Völker, die deiner, des Allgegenwärtigen, des Richters über Gute und Böse vergessen, und den Pfad des Sittlichen und Edlen verließen. *Sie haben gebüßt, ihre Schuld ist getilgt.* An uns aber ist es, durch ihr Beispiel uns warnen zu lassen, und indem wir durch die Werke alter Schriftsteller ihre Schicksale kennen lernen, zu bedenken, wie wir reineres, ungetrübteres Glück erringen." S. 16. Was für Vorstellungen mag der Verfasser von Sünde und Schuld, von der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit haben! Nach der Schrift ist es der Mensch gewordene Sohn Gottes, der durch sein Leiden und Sterben unsere Schuld getilgt hat, durch den Alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden erlangen; hier aber büßt der Sünder durch seinen Untergang in der Zeit die Strafe ab. Zu was für furchtbaren Verirrungen kann ein Jüngling, der sich hat verführen lassen, und nun die Unruhe des erwachten Gewissens fühlt, das ihn an seine Schuld erinnert, durch solche, von einem Lehrer ihm in den Mund gelegten Worte, gebracht werden! „Indem wir — —; indem wir zugleich an das denken, was diesen Tag möglicherweise uns bevorstehen kann, —: so erfüllt unser Herz stille Freude und himmlische Begeisterung, daß wir so glücklich sind, in einem Zeitalter zu leben, wo die nach langen Jahrhunderten erlebte und endlich errungene Glaubensfreiheit und edle Aufklärung noch nicht wieder untergegangen ist, und wo nur hie und da einzelne Stimmen sich vernehmen lassen, welche den alten dumpfen Aberglauben und mit ihm Knechtschaft der Geister und Ertödtung alles rein menschlichen Gefühls wieder herbeiführen möchten." S. 27. „Unsere Vernunft, und was ihren höchsten, reinsten Ideen, wie die erhabensten Geister sie entwickelt haben, entspricht, sey die einzige Richtschnur unserer Bestrebungen. Was über unsere Vernunft ist, werde stiller, anspruchsloser Ahndung dahingegeben, was wider sie ist, dem werde widersprochen, das werde bekämpft." S. 47. Was mag der Direktor seinen Primanern im Religionsunterrichte, wenn er den zu ertheilen hat, sagen! Man fühlt einen Schauder, wenn man sich vorstellt, daß Jünglinge, die der Evangelischen Kirche angehören, mit diesen kecken Worten vor das Angesicht Gottes treten sollen. „Heil uns, daß auch die Tage nicht mehr sind, wo finsterer Aberglaube und unchristliche Leidenschaftlichkeit die zum Feuer verdammte, welche in dem und jenem Punkte von der Lehre der herrschenden Kirche sich entfernten. Ohne Furcht dürfen wir uns Christen nennen, und als Christen leben, ohne etwas zu wagen, als rein evangelische Christen nur an das glauben, was der Apostel heilige Schriften uns als Lehre Jesu verkündigen." Wir würden mehr Raum brauchen, als diese Zeilen für sich verlangen können, wenn wir das Halbwahre und Falsche in diesen Worten ausführlich aufdecken, und zugleich zeigen wollten, in welchem Widerspruche sie mit anderen Stellen dieser Gebete stehen. Wir bemerken nur, daß noch immer Alle, welche gottselig leben wollen in Christo Jesu, Verfolgung leiden müssen, und daß christliche Jünglinge weder direkt noch indirekt zu der weiten Pforte und zu den Vielen hingewiesen werden sollten, welche den breiten Weg gehen, der freilich nicht durch Schmach und Verfolgung von der Welt, aber auch nicht zum Leben führt. — Der Herr Christus erscheint in diesen Gebeten nicht als der Sohn des lebendigen Gottes, und der Versöhner der Welt, sondern als ein erhabener Lehrer, der den Menschen ein gutes Vorbild gegeben, und sie besonders von der Barmherzigkeit Gottes gegen sie, seine fehlenden Kinder, hat überzeugen wollen. Ja S. 37. heißt es sogar von ihm: „Er wußte, wie bald ihn des Schicksals tödtender Ruf erreichen werde; er ahnete den bitteren Kelch, welchen zu leeren ihm beschieden war, und doch war Bitterkeit des Gemüths eben so fern von ihm, als der Leichtsinn des entsagenden Gleichmuths; er erkannte, *daß das Leben* der Sterblichen, wie wunderbar es auch wechsele, *doch schön sey*, und flehte zu dir, dem Allmächtigen, daß der herbe Kelch — — an ihm vorübergehen möge." *Und das sollen christliche Jünglinge beten!*

Wo aber der kindliche Glaube fehlt, da muß auch der Geist des Gebets fehlen, und so mangelt es auch diesen Gebeten (von denen Herr Dir. *Kästner* selbst sagt, daß sie oft mehr betrachtend seyen) fast ganz an dem Gebetstone; sie getrauen sich nicht recht, Gott anzureden und kommen meist nur zu den Formeln:

o möchte, o daß doch u. s. w. Gewöhnlich folgt erst nach allerlei, manchmal recht schwülstigen Reden über die Vorsehung Gottes, die Schönheit der Welt, die Bahnen der Weltkörper, „wie die immer genauer werdenden Berechnungen sie in Ziffern uns vor Augen stellen," die Ausgleichung und Entwickelung im künftigen Leben, an die man nicht denken könne, ohne daß „Kraft in unsere Nerven" ströme und dergl. am Schlusse in zwei oder drei Zeilen eine direkte Anrede an Gott.

Das oben Gesagte gilt aber, wie schon erinnert worden, nur von den Gebeten, welche den Herrn Dir. Kästner zum Verfasser haben, während die des Herrn Prof. Küchler, von dem die meisten Gebete für besondere Gelegenheiten herrühren, in einem besseren Geiste geschrieben sind. Sie sind einfacher, eingehender in die Verhältnisse, Zwecke und Gefahren des Schullebens, und biblischer nach Sprache und Inhalt, wie die folgenden Zeilen zeigen. „Dir sind wir nicht verborgen, du Herzenskündiger; gib nur, daß wir uns selbst erkennen und unsere Schuld nicht verkleinern und entschuldigen, sondern ein strenges Gericht über uns halten. Herr, decke uns selbst den Grund unseres Herzens auf, das sich so oft gegen dich und dein heiliges Gesetz verging, zeige uns auch die verborgenen Fehler und erwecke uns, unsere Sünden zu erkennen, sie reuig vor dir zu bekennen, wenn wir den Gedanken an dich aus dem Herzen verloren, und mit den Kindern dieser Welt Gemeinschaft machten; wenn wir sträfliche Neigungen und Begierden in uns pflegten und unheiligen Gedanken in uns Raum gaben; wenn wir geheimen Widerwillen gegen die Zucht und Ordnung in uns spürten, oder sie leichtsinnig und muthwillig übertraten, wenn wir die uns verliehenen Gaben und Kräfte nicht gewissenhaft brauchten, oder sie wohl gar mißbrauchten, wenn wir nur eitler Ehre geizig waren, von der Bahn der Wahrheit wichen, durch Zank und Streit die Ruhe und Eintracht störten, und Schaden und Aergerniß anrichteten. — — — Was wir allenthalben vergeblich suchen, was keine Stimme der Natur uns verkündigen, keine menschliche Weisheit uns verbürgen, noch viel weniger eine menschliche Kraft gewähren kann, Vergebung unserer Schuld, Ruhe und Frieden der Seele, neue Kraft zur Heiligung und lebendige Hoffnung des ewigen Lebens, das sollen wir nach dem Rathschlusse deiner Liebe alle reichlich finden im Glauben an den, der sein Blut vergossen hat zur Erlösung der sündigen Menschheit. — — Schenke uns Glaubenskraft, den Trost deiner Gnade zu ergreifen, damit wir durch das beseligende Gefühl deiner Gnade zur dankbarsten Gegenliebe entflammt, hinfort als ganz andere Menschen dir allein dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit unser Leben lang." — — (Zur Vorbereitung auf die Feier des heiligen Abendmahls) S. 137. 138. Freilich lassen nun auch die Gebete des Herrn Prof. Küchler noch Manches zu wünschen übrig, sie könnten sich noch mehr dem Schulleben anschließen, noch mehr Einfachheit und besonders mehr Innigkeit und christliche Tiefe haben; wir vermissen z. B. in dem Gebete zur Vorbereitung auf das heilige Abendmahl ganz die Erinnerung an die Hauptsache, die reelle Gemeinschaft mit dem zur Rechten Gottes erhöhten Herrn der Herrlichkeit, der im heiligen Abendmahle mit seinem Leibe und Blute uns speiset und tränket — immer aber sind sie doch eine dankenswerthe Zugabe zu diesem Buche, das, wenn wir die Vorrede recht verstanden haben, ursprünglich ohne sie erscheinen sollte.

Begreift man aber schon nicht recht, wie Herr Prof. Küchler seine Gebete mit denen des anderen Herausgebers verbinden konnte, so erstaunt man noch mehr, wenn man in der Vorrede liest, daß er grade es gewesen ist, der die metrischen Anhänge

aus Witschel's „Morgen- und Abendopfern" und aus den von M. Rothe und E. Jacobi (Leipzig 1826) gemeinschaftlich herausgegebenen Schulgebeten hinzugethan hat. Die Witschelschen Gebete sind bekannt, und die Leistungen der beiden letzteren mögen folgende Proben charakterisiren:

„O daß wir deine treue Vaterstimme,
Die aus uns selbst und aus dem Weltall spricht,
Die uns zu dir, dem Unsichtbaren leitet,
Uns kräftigt, wenn es uns an Kraft gebricht,
Die uns das Ziel von unserm heißen Sehnen
In hocherhabnem, reinem Lichte zeigt u. s. w."

„Und dazu hast du deinen Sohn gegeben,
Daß er uns leite auf der rechten Bahn,
Daß er von deinem Willen uns belehre,
Nur dieser Weg allein führt himmelan."

Wie war es möglich, daß Herr Prof. Küchler an solchen Hervorbringungen einen Gefallen finden und sie mit seinen Gebeten zusammenstellen konnte? Jedenfalls dürfen wir daraus auf einen Mangel an geistlichem Urtheil und auf Unentschiedenheit schließen.

Die Schulandacht soll das ganze Schulleben weihen, soll in den Zöglingen, welche den Trieb zum Gebete aus dem elterlichen Hause mitgebracht haben, denselben nähren und pflegen, in denen aber, welchen er fehlt, ihn erwecken. Wie vermag sie das aber, wenn dabei kalte, glaubenslose Gebete gelesen werden, die weder Kraft noch Saft haben, und eigentlich gar nicht Gebete sind. Dann muß sie den Geist des Gebets vielmehr ersticken, und überhaupt mehr schaden als nützen. Daher bitten wir alle diejenigen, welche einen Einfluß auf die Schulen haben, dringend, ihre Aufmerksamkeit doch auch auf die in denselben gebrauchten Gebetbücher zu richten, die schlechten wegzuthun und gute an deren Stelle zu setzen. Wir wüßten wohl Männer, welche im Stande wären, gesalbte Schulgebete zu schreiben. Wir wollen sie nicht nennen, fordern sie aber hiemit dazu auf. Alle Leser dieses Blattes bitten wir endlich, vor dem Herrn auch der Schulen fleißig zu gedenken. Es thut noth. Denn wenn es auch anerkannt werden muß, daß das Interesse an der Jugendbildung in unserer Zeit überhaupt und namentlich in den evangelischen Ländern sehr rege ist, so ist es doch auch wieder nicht zu läugnen, daß dasselbe keineswegs überall auf dem rechten Grunde ruht und heilsame Früchte bringt. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß in unseren Tagen Viele dahin trachten, die Schulen in rein bürgerliche Anstalten zu verwandeln, welche gute Staatsbürger erziehen sollen, nicht aber vor allen Dingen Bürger des Himmelreiches, obschon nur der Glaube und die Gottesfurcht selbst gute Staatsbürger machen. Darum lasset uns Gott bitten, daß er denen, welche für die Jugendbildung sorgen, zeigen wolle, was dem Geschlechte, für das er seinen Sohn in den Tod gegeben hat, wahrhaft fromme, und ihnen Kraft schenke, es anzuordnen und auszurichten.

Christliche Stimme eines Juristen.

Je furchtbarer die Verwüstungen sind, welche in unseren Tagen Unglaube und Weltsinn auf den Gebieten des Rechts und der Politik anrichten, desto inniger muß der Christ jedes lebendigen Zeugnisses für die göttliche Wahrheit sich freuen, welches von Juristen ausgeht. Diese Freude haben uns des Herrn Professor Schildener in Greifswald „kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit" (Rostock und Güstrow bei J. M. Oeberg

und Comp., 1833) gemacht, aus denen wir, ohne auf eine vollständige Anzeige des großentheils staatsrechtlichen Inhalts einzugehen, einige der innigsten Stellen unseren Lesern vorlegen zu müssen glauben. „Durchdrungen von der Noth der Zeit, voll Sehnsucht nach einer Gemeinschaft im Staate, wie in der Kirche, und lebhaft überzeugt, daß es überall kein Recht geben könne ohne gemeinsame Anerkennung eines Gottes," — sagt uns das Vorwort —, habe der Verfasser sich gedrungen gefühlt, sich, mit einstweiliger Unterbrechung seiner Studien des nordisch-germanischen Rechts, jener vorwaltenden Geistes- und Gemüthsrichtung hinzugeben, und nach einem „religiösen Charakter" zu streben, — „namentlich auch als Lehrer, um als ein ehrlicher Mann die Rechtswissenschaft darzustellen, die sich zwar mit Formen zu befassen habe, aber ein inneres Heiligthum des Rechts und der Gerechtigkeit voraussetze, ohne dessen Anerkennung sie den gefährlichsten Stoff zu Verirrungen und Mißbräuchen darbiete, indem sie ihrer Natur nach leicht verleite, inneres Unrecht durch Scheinformen zu verhüllen, sich und Andere zu betrügen und diesem Betruge öffentliche Anerkennung zu verschaffen." Mit solcher einfachen Entschiedenheit tritt der Verfasser dem herrschenden juristisch-politischen Pharisäismus entgegen, der in seinem Trachten nach Gesetzbüchern und Constitutionen die Minze, den Till und den Kümmel verzehntet, aber das Schwerste im Gesetze dahinten läßt, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Aus diesem Streben sind die kleinen Aufsätze geflossen, welche der Verfasser mittheilt.

Besonders schön leuchtet dessen Gesinnung aus dem ersten Aufsatze: „Religiöse Sinnesart" hervor, in welchem er drei Stufen des Gebetes darstellt. „Auf der ersten ist die Seele erfüllt von dem Vertrauen zu Gott, daß er durch die innige Vereinigung mit ihm im Gebete neue, reinere, heiligere Kräfte in uns erwecke, die uns den Weg des Heils führen werden. Der Mensch, in diesem Zustande zum Theil noch auf sich selbst ruhend, pflegt von besonderem Ernst durchdrungen zu seyn. — Auf der zweiten Stufe erhebt sich die Seele zu dem Grade des Vertrauens auf Gott, daß er der immer innigeren Vereinigung mit ihm auch immer theilnehmender seine Gnade schenken, und werkthätig durch die Mittheilung seines Geistes Trost, Stärkung und Heiligung erzeugen und verleihen werde; allein dieses Vertrauen der Seele zu der göttlichen Einwirkung im Gebete ist nicht unbedingt. Der natürliche Sinn hegt dabei einen geheimen Zweifel, ob wohl in solcher andächtigen Hingebung die Gnade Gottes wirklicher Weise auf den Einzelnen sich herablasse und den Betenden mit dem heiligen Geiste wahrhaftig und gewißlich erfülle. In diesem schüchternen Zustande der Ungewißheit zieht die Seele sich still zurück in ein geheimeres Dunkel, in einen Mittelzustand zwischen jenem subjektiven Vertrauen der Entwickelung heiligerer Kräfte in ihr selber und zwischen dem sehnsuchtsvollen Verlangen nach der wirklichen, unmittelbaren, gnadenreichen, unaussprechlichen Einwirkung Gottes in das Gemüth des Betenden. — Indeß kann in diesem Zustande des Gemüths die Ungewißheit über die göttliche Einwirkung beim Gebet freilich nicht befriedigen. Die wohlgeordnete, reine, einfache Seele strebt nach der Anbetung eines Gottes, der nicht bloß ein individuelles Bedürfniß befriedigt und einen übersinnlichen Selbstgenuß gewährt. Das Vertrauen der Seele ist so ernst, innig, dringlich, kräftig und gewaltig, daß sie in ihrer Demuth einen Gott verlangt, der eben so wirklich, treulich und wahrhaftig, wie sie selbst ringt, betet und fleht, ihr sich offenbare, durch wirkliche geistige Herablassung und Einwirkung sich ihr verbinde, und durch gnadenreiche Mittheilung des heiligen Geistes die Hungrige in ihrem Innersten wirklich und wahrhaftig speise und erquicke. Ist sie dann gesättigt in diesem Liebesmahl, so wird sie durchdrungen von einer heiligen Genügsamkeit. Sie hat einen Gott, der ihr die Gaben des Himmels eben so sicher und zuverlässig gewährt, als die Erde nur immerhin die ihrigen — und dieser kleine, sinnliche Maaßstab für die Gewißheit der himmlischen Güter gibt ihr eine glückselige Heiterkeit. Gläubig lebend in einem wirklichen Gott ist sie im Einklang mit der wirklichen Welt, die sie als den Ausdruck seiner Allgegenwart empfindet. Was sie in der Kindheit als Glaubenslehre durch die Kirche empfing, hat sie sich nun auch von Innen heraus im Laufe des Lebens erworben, und der Glaube der Kindheit ist der Glaube des Alters wieder! — Außer diesem innigsten Gottvertrauen aber, dem die Seele eben ihre Erkenntniß Gottes verdankt, mag und kann sie an keinen wirklichen Gott glauben, ja sie fürchtet sich davor, denn sie nimmt wahr, daß in diesem, durch innigstes Vertrauen und aufrichtiges Gebet unverklärten und unbewachten Glauben an einen wirklichen Gott der Teufel seine Stätte aufschlägt unter dem Schutz von Heuchelei, Wahn- und Aberglauben." — Diese drei Stufen werden dann auf den Glauben an die Wunder der Offenbarung bezogen. Der ersten korrespondirt ein gewisser allgemeiner unbestimmter Glaube an die Wunder der Offenbarung, der mehr ein subjektives Bedürfniß mittelst der Wunder die Schranken der Natur zu durchbrechen, als eine objektive Gewißheit von der Wahrheit der Wunder der Offenbarung ist. „Denn das Leben des natürlichen und sinnlichen Menschen besteht eben darin, daß er vor Allem an die Natur, deren Gesetze und Erscheinungen glaubt. Indem nun an dieser Stelle ein anderer, grade entgegengesetzter Glaube, an das Uebersinnliche nämlich, aufblühn und jenen Glauben an die sinnliche Natur zugleich läutern und verklären soll, sind Erzählungen und Sagen von den unmittelbaren Wirkungen übernatürlicher Kräfte unumgänglich nöthig." Aus diesem subjektiven Wunderglauben entwickelt sich die zweite Stufe, auf welcher der Glaube objektive Gewißheit über die Wunder dadurch zu erreichen anfängt, daß er sich auf das Vertrauen zu der aus der Schrift hervorleuchtenden Einfalt und Redlichkeit der heiligen Schriftsteller stützt, deren, über die Natur kühn sich aufschwingende, Glaubensthat, mittelst welcher sie die Wunder fest glauben und in völliger Ueberzeugung erzählen, selbst das größeste Wunder ist.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 25. September. № 77.

Christliche Stimme eines Juristen.

(Schluß.)

Doch auch hier ist noch keine volle Befriedigung. „Aus dem bekümmerten Herzen drängt sich die Frage hervor: „„Aber wirklich wahr sind die Wunder, welche in der Bibel erzählt werden, also wohl nicht? — Was hilft mir denn alles Andere! — Ich kann einmal nichts glauben, als was wirklich wahr ist.““ Ja es ist wirklich wahr, du armes redliches Herz, Alles ist wahr, was die Bibel von Wundern erzählt, so wahr als dein eigenes Daseyn. Beruhige dich doch nur. Sieh', Niemand läugnet ja gradezu die Wunder, Manche glauben wirklich daran durch ein inneres Licht erleuchtet, die Meisten möchten gern, von Grund der Seele gern, Glauben haben an diese Zeichen. Aber wo ihn finden? — — Ach, er ist allein zu finden im Gebet, im unablässigen Flehen und Ringen um gnädiges Erbarmen bis zu jener dritten Steigerung des innigsten Gottvertrauens, nicht grade in der bewußten Absicht, Glauben zu erlangen; nein, das aufrichtige Gebet allein, die innigste Verbindung mit Gott in demselben erzeugt eben den Glauben. Während die Seele im Gebete immer höher dringt und immer inniger liebt, erzeugt sich der Glaube unbewußt in dunkler Tiefe, wird immer kräftiger, gediegener und gewaltiger, bis er endlich wie ein hervorbrechender Strom sich der Seele bemächtigt, und diese, überwältigt und durchdrungen, das Uebernatürliche selbst hervorbringt. Dann ist der Augenblick da, dann glaubt sie auch an Wunder, denn es ist kein Unterschied zwischen ihrem inneren Leben und den übernatürlichen Thatsachen der Bibel. Die Frage, ob die Wunder wirklich wahr seyen, kann nun gar nicht entstehen, denn beide Welten, die übernatürliche wie die natürliche, haben gleiches Recht auf Wahrheit. Gott selbst ist ja eingekehrt in die Seele, er ist wirklich geworden in ihr, sie hat ihn wiedergeboren und mit ihm den Glauben an Wunder.“ —

Aber dieser nun völlig erstarkte und gesund gewordene Glaube, der nicht mehr auf sich selbst, sondern auf Gott als seinem Felsen ruht, gibt uns auch Licht und Muth, dem ewigen Worte mit gänzlicher Selbstverläugnung uns hingebend, seinen ganzen Unterricht in unser Herz und unseren Geist aufzunehmen, den Gegensatz von Natur und Gnade in der ganzen Schärfe zu erkennen, welche die Sünde gewirkt hat und welche das Gesetz offenbart, mit gänzlicher Wegwerfung alles Vertrauens auf die Natur unsere Hoffnung ganz auf die Gnade zu setzen, und in dem Versöhner, dem Sündentilger unsere ganze Seligkeit findend, durch ihn gerechtfertigt in der Heiligung fortzuschreiten. Buße und Glaube wird der Grundton unseres ganzen Lebens, die Rechtfertigung das Element, worin wir leben, die Heiligung unser Tagewerk, Christus die Sonne, die uns erleuchtet und erwärmt. Diese leibhaftige Bestimmtheit des christlichen Glaubens und Lebens erscheint in des theuern Verf. folgenden Aufsätzen oft in einen Nebel gehüllt, in welchem Göttliches und Menschliches trübe in einander fließen, und, während die Klarheit der Erkenntniß und der Darstellung verdunkelt wird, oft nur der ansprechende Eindruck von der einfältigen Innigkeit des Verf. als Resultat des Gelesenen zurückbleibt. Eine solche Vermischung von Göttlichen und Menschlichen finden wir in den „Versuchen, einige Bibelstellen zu verdeutlichen,“ wenn er die Worte des Heilands, Luc. 7, 47.: „Ihr sind viel Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt,“ so erklärt: „Sie hat nicht gesündigt bloß des Genusses wegen, sondern aus Bedürfniß der Liebe, aus dem Drange zu lieben und geliebt zu werden. Dies Uebermaaß von Wohlwollen und Theilnahme am Menschlichen hat sie aus den Armen des Einen in die des Anderen geworfen, und sie hat diese Leichtfertigkeit im Ueberschreiten der Grenze des Guten und Bösen mit der zur Fertigkeit gewordenen Verwechselung höherer und niederer, sinnlicher und sittlicher Liebe gebüßt, ohne in dem tiefen Unglück dieser Sinnesverirrung ein theilnehmendes Mitgefühl zu finden.“ Hier hat eine Ideen-Association, wie sie nur der neuesten Zeit angehört, den Verf. allzuweit abgeführt von dem rechten Verständniß der ernsten, heiligen Worte Christi, die von der reinen Liebe reden, welche aus dem Glauben des gebrochenen Herzens fließt. Und nicht minder ist der wahre Sinn des Gleichnisses vom ungerechten Haushalter verfehlt, wenn er darin eine Warnung der Kinder des Lichts sieht vor übermüthiger „Verachtung der irdischen Güter und jener Eigenschaften des Verstandes und der Weltklugheit,

die zur Erhaltung und Benutzung derselben nöthig sind, in deren Besitz und Anwendung aber das menschliche Gemüth nicht immer die Reinheit eines sittlichen Bewußtseyns zu bewahren vermag," in welchem Zusammenhange dann die Worte Luc. 16, 9.: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten" — nach dem Verf. „nur bedeuten können: in die stillen Wohnungen eines dauernden Erdenglücks." So würde es auch Licht in des Verf. Betrachtungen über den achtfach wiederkehrenden unsaubern Geist, Luc. 11., gebracht haben, wenn er dem „Menschenherzen im Allgemeinen" nicht so freigebig ein „Erfülltseyn von einer lebhaften Liebe zum Guten" zugestanden, den Quell der Sünde tiefer als in der „Lust am Sinnlichen," — nämlich, nach der Schrift, in der Selbstsucht, im Seyn-wollen wie Gott, — gesucht, und zwischen den „besseren Vorsätzen" des natürlichen Menschen und der Wiedergeburt aus Wasser und Geist, zwischen schwelgerischen abschwächenden Andachtsgefühlen und der Freude in Gott, „welche unsere Stärke ist," unterschieden hätte: dann würde die von ihm mit rührender Angelegentlichkeit aufgeworfene Frage: „Aber wie fängt wohl in gegenwärtiger Zeit des Uebermuths ein bedrängter Mensch es an, um ein starkes Herz in Demuth zu beten?" auf die er die Antwort bloß wünscht, ihre schriftmäßige Antwort gefunden haben: Indem er sich selbst abstirbt, und aus Gott neu geboren wird, — wobei freilich Anfang, Mittel und Ende dessen Werk ist, der da beides wirkt, das Wollen und das Vollbringen.

Doch findet sich auch in diesen Auslegungsversuchen eine treffende Bemerkung über die Sprache der Schrift, die einerseits Sprache des Geistes Gottes, andererseits, wie Luther sagt, die allereinfältigste Rede ist, die je auf Erden gehört worden. „Solche anscheinende Unvollkommenheit in Gedankenverbindung und Wortstellung" — bemerkt der Verf. zu den oben gedachten Worten des Herrn über die Sünderin — „der ein tieferer Sinn zum Grunde liegt, findet sich in der Bibel gar oft, ja ich möchte sagen, diese Art der Darstellung sey — unter den Büchern höheren Inhalts — der Bibel eigenthümlich), und trage nicht wenig bei, sie zum ächtreligiösen Volksbuche zu machen, d. i. solchem, das alle Stände zusammen und mit Gott verbindet. Denn wenn der Mensch das Tiefste in seiner Brust auszusprechen strebt, erscheint es immer unvollkommen, bleibt immer nur Versuch. Je tiefer man aber hinabblickt in die niederen Klassen des Volks (wozu eben auch die Evangelisten nicht weniger als die meisten der Apostel gehörten), desto unverkennbarer kündigt sich in der Sprache der Charakter des Versuchs an — des gläubig-muthigen Versuchs, der einen tiefen Sinn einem unvollkommenen Ausdrucke anzuvertrauen wagt."

Das Schriftchen schließt, lieblich und charakteristisch, unter der Ueberschrift „Ermahnung" mit folgenden Versen:

„Einer.

Strebe nicht nach hohen Dingen,
Bleib' in dem bestimmten Kreise,
Siehst ja in der Erde Wassern,
Schon des Himmels Bild!

Der Andere.

Strebe nach den besten Dingen,
Wende dich zum Herrn der Welten,
Siehst du in der Erde Wassern
Doch des Himmels Bild!"

Aus dem Leben eines Geistlichen.

Weg' hast du allerwegen
An Mitteln fehlt dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht,
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

So preiset der geistreiche Liederdichter die Macht und Weisheit Gottes, welche er in der Führung seiner Kinder offenbart, und was die Gemeinde, wenn sie so singt, im Liede preist, das bezeugen und bestätigen die Lebensbeschreibungen frommer Christen, in denen die Kirche nur dann nicht mehr einen lieblichen Schatz erkennen würde, wenn sie vergäße, wie der Herr erziehet. Was er an dem Einen thut, das thut er nicht bloß für diesen, sondern auch für die Anderen. Wenn er dem Einen Gnade schenket, so sollen die Anderen sich mit demselben freuen, und ihm danken helfen. Wenn er den Einen züchtiget, so sollen auch die Anderen dadurch sich fürchten lernen vor seinem Worte. Wenn er den Einen wunderbar, aber weise und huldreich führet, so soll das auch die Anderen im Vertrauen auf ihn stärken. Die Erziehung des Einen ist zugleich die Erziehung der Anderen. So möge denn auch die folgende Mittheilung, welche aus einer handschriftlichen Selbstbiographie genommen ist, uns Alle antreiben, uns auf den Herrn zu verlassen, nicht Fleisch für unseren Arm zu halten, sondern in Hoffnung auf den Schutz des Hüters Israel nicht zu verzagen, wenn wir auch nicht gleich wissen, was er mit uns vorhat.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts starb zu Naumburg a. d. S. der Archidiakonus an der St. Wenzelskirche, M. Andreas Günther, geboren in Ober-Ungarn, wohin seine Voreltern in der Reformationszeit aus Deutschland gezogen waren. Im zwanzigsten Jahre bezog er die Universität Wittenberg und dann, weil der Aufenthalt an diesem Orte seiner Gesundheit nicht zuträglich war, auch die zu Jena, um Theologie zu studiren. Als er seine Studien vollendet hatte und im Jahre 1658 auf der Rückreise nach der Heimath durch Naumburg kam, mußte er hier eine Stunde verweilen, und benutzte diese Zeit, die grade offene St. Wenzelskirche zu besehen. Er trat ein, betete, und stellte sich der Kanzel gegenüber, die ihm wegen ihrer besonderen Bauart auffiel. Da kann er sich des Wunsches nicht erwehren, doch einmal in dieser Kirche zu predigen, und zugleich steigt der Gedanke in ihm auf, das könne wohl noch geschehen, obgleich er jetzt Deutschland verlasse. Bei Gott sey kein Ding unmöglich. Er schilt sich selbst wegen dieses Gedankens, nennt ihn eitel und thöricht, kann sich aber nicht davon losmachen. Doch gleich darauf geht die Reise weiter und Naumburg wird nach der Ankunft in der Heimath immer mehr vergessen. Er wird hier alsbald neben seinem Vater angestellt, im Jahre 1666 aber Prediger in dem Städtchen Kabsdorf, wo er sich gleich im Anfange den Zorn der Franziskanermönche zuzog, die ihn nun durch die unverschämtesten Neckereien aus seinem Hause zu vertreiben suchten. Er hielt dieselben ruhig aus, und blieb. Tiefer schmerzte ihn die Unbußfertigkeit eines Theiles seiner Gemeindeglieder, und was er davon erzählt, wollen wir mit seinen eigenen Worten mittheilen, weil mancher Prediger darin seine eigenen Erfahrungen wieder finden wird, und daraus die Festigkeit lernen kann, welche auch „zur Unzeit"

geduldig lehret und ermahnet, strafet und drohet. Er sagt: „So groß als die Freude und das Hosianna bei meiner Einholung und Ankunft war, so groß war hernach auch das Crucifige und die Widerspenstigkeit. Als ich dort anfing, Gottes Wort nach der Wahrheit so zu predigen, daß ich die offenbaren herrschenden Sünden unerschrocken strafte, siehe, so bald ließ sich auch Widerwille und Widerstand merken. Die Laster und ärgerlichen Mißbräuche mußte ich strafen, denn meine Gemeinde war ziemlich verwildert, darunter etliche Böse waren, von welchen ich wohl sagen konnte: Israel ist wie ein verwüsteter Weinstock, seine Frucht ist eben auch also, Hos. 10, 1. Sonderlich mißbrauchten ihre Gewalt einige, so geadelt waren, auch die etwa gute Mittel hatten, zur Unterdrückung der Armen. Als ich sie nun deswegen strafte, machten sie mir viel Verdruß mit Widersetzung, Lügen und Lästern. Sie dräueten mir u. s. w. Als die Zeiten immer gefährlicher und elender wurden, predigte ich des Freitags über Bußtexte, und verordnete, daß man auch Bußlieder singen sollte. Allein die über das Singen bestellt waren, vereinigten sich auf Verhetzung der Obern und thaten's nicht, welches mich in der Seelen betrübet, und es Gott geklaget. Sogar augenscheinlich schickte sich Alles zum Untergange an Gott dräuete auch mit mancherlei Plagen u. s. w. Ich predigte und rief getrost, aber etliche trieben ihr Gespötte damit und machten mir viel Herzeleid. Ich verkündigte ihnen, wofern keine Besserung erfolgte, würde Gott mit seinem Worte von ihnen weichen, und die Verfolgung einbrechen. Aber es war bei den Ruchlosen vergeblich und ein Zechliedlein. Sie wollten mich verklagen und verjagen. Die Papisten thaten das Ihrige auch hiebei u. s. w. Da dachte ich: Ich will des Herrn Zorn tragen, denn ich habe wider ihn gesündiget; bis er meine, ja vielmehr seine Sache ausführe, und mir Recht verschaffe, Mich. 7, 9."

Es ist bekannt, wie diese Ahnungen in Erfüllung gingen. Ein ausgebrochener Aufstand, an welchem auch Evangelische Theil genommen hatten, ward der Anlaß und Vorwand, gegen diese Alle zu wüthen, und sie ihrer Lehrer zu berauben, welche man der Aufreizung zur Rebellion beschuldigte, um sie vertreiben zu können, hernach aber ohne alle Anklage verjagte. Auch Günther ward im Jahre 1671 durch den Bischof Barsony vertrieben, blieb aber noch drei Jahre in Ungarn, bis er mit zwölf anderen Geistlichen und mehreren Schullehrern nach Deutschland auswanderte, um dort eine Anstellung zu suchen. Seine Familie wollte er nachkommen lassen.

Nun finden wir ihn auf einer langen Reise durch Schlesien, das Brandenburgische, das Mecklenburgische und Niedersachsen. Fast überall wird er mitleidig aufgenommen, predigt an vielen Orten, kann aber nirgends ein Amt erlangen. Endlich entschließt er sich nach Sachsen zu gehen, was man ihm in Schlesien widerrathen hatte, weil dieses Land bereits viele Auswanderer aus Ungarn, und unter diesen auch Prediger aufgenommen habe. Im Herbst 1676 kommt er in Leipzig an, findet auch hier theilnehmende Herzen, aber nicht, was er eigentlich sucht, eben so wenig in Gotha, Erfurt, Jena, Halle und Merseburg. Hier aber hört er, in Naumburg sey ein Prediger gestorben, und da heißt es gleich in seinem Herzen: „Ist ein Prediger in Naumburg gestorben, so gehe bald hin, du wirst allda befördert werden." Die Anwesenden bemerken eine innere Aufregung an ihm und auf ihre Frage nach der Ursache derselben gesteht er ihnen, daß er in Naumburg ein Amt zu finden hoffe. Sie meinen, er

habe ja dort wohl auch nicht einen einzigen Gönner. „Ich antwortete: daß ich keinen einzigen Menschen außer ein Paar Exulanten zwar allda kenneté, doch hätte ich einen mächtigen Patron, welcher mir schon vor neunzehn Jahren die Naumburgische Beförderung im Geist gezeigt hätte." Er erzählt ihnen, worauf er hindeute, und spricht dann seine Hoffnung auch gegen den Leipziger Kaufmann H. und dessen Gattin aus. „Worauf sie sagten: Der verstorbene Prediger ist der liebe Herr Mag. F., bei welchem wir in der Messe das Gewölbe haben und speisen." Ich fragte sie, ob nicht der verstorbene Prediger bei derjenigen großen Kirche am Markte sey gewesen, da man durch einen ausgehöhlten dicken Pfeiler auf die Kanzel steiget. Als sie es bejahten, sprach ich: Nun so werde ich noch viel mehr in meiner Hoffnung gestärket u. s. w. Herr H. beschloß die ganze Unterredung: „Hat er diesen Glauben, so gehe er hin, er wird allda Prediger werden!" Den 24. Februar 1677 kommt Günther in Naumburg an, wo er einen mit ihm zugleich aus Ungarn ausgewanderten Prediger findet, der ihm aber zuruft: O mi fratelle! vade in pace! nihil hic pro te! Er läßt sich jedoch nicht abschrecken, geht zum Bürgermeister, wird von diesem, der aber seine Stimme schon einem anderen Competenten gegeben hat, als ein Universitätsbekannter erkannt und freundlich behandelt, hält eine Gast- und eine Probepredigt, und am 29. März wird ihm auf dem Rathhause seine Erwählung verkündigt, deren nähere Umstände er in seiner Selbstbiographie erzählt.

„Nun so sey er hiemit im Namen des dreieinigen Gottes zu unserem Prediger auch ordentlich und rechtmäßig berufen." Mit diesen Worten überkam Günther das Predigtamt in Naumburg, das er erst als Diakonus und dann als Archidiakonus mit aller Treue, mit besonderem Eifer in der speciellen Seelsorge und mit heilsamer Strenge verwaltete, die ihm auch hier manche Leiden zuzog. Ein Jahr vor seinem Tode mußte er wegen Kränklichkeit sein Amt niederlegen, und wendete die freie Zeit und die noch übrigen Kräfte auch dazu an, unter fleißigem Lobe Gottes die Geschichte seines Lebens aufzusetzen. Wir theilen aus derselben noch zwei Stellen mit: „Ihr Weichlinge aber und Zärtlinge, die ihr nur Prediger ohne Anfechtung seyn wollet, euch fehlet eben Kreuz und Verfolgung, sonst ist euer Christenthum, euer Glaube, Gebet und Geduld nicht rechtschaffen. Denket auch bei guten Tagen an die Worte des Apostels Jakobi: Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet ꝛc. Dieser Spruch hat mich allezeit sehr gestärket, wenn auch manchmal die Noth am größten war. Aber dieses lernet man nicht aus Büchern allein, oder in seiner stillen und gemächlichen Studirstube, sondern wenn uns Gott Feinden mitten in den Rachen wirft, und uns von aller menschlichen Hülfe entblößet, da lernet sich's erst recht, allein, allein, allein auf Gott kindlich zu vertrauen. Dieses verstehet Niemand, als der es in der That erfahren. Theoria pauca, praxis docet omnia." — „An streitigen und unartigen Beichtkindern, wie auch widerspenstigen Zuhörern und anderen Widersachern hat es mir nicht gefehlt. Gott weiß, was mir diese Leute für Zeit geraubet, und viel Sorge und Mühe gemachet, wie ich solches noch beweisen kann. Allein ich habe mich mit Niemand gezanket. Ich danke Gott, der mich gelehret hat, nach dieser fünffachen Lebensregel allen meinen Widersachern zu begegnen, nämlich: 1) sich christlich verantworten und auch schweigen, 2) herzhaftig seyn und auch leiden, 3) die Bösen vermeiden, und ihnen auch nachgehen,

4) Manches vertheidigen und auch nachgeben, und wenn Alles nichs helfen will, 5) dulden, lieben, beten und das Beste hoffen, so hat man's wohl getroffen!"

Günther starb, umgeben von seiner Familie, die ihm bald aus Ungarn nachgefolgt war, im Jahre 1709, nachdem er kurz vor seinem Ende gesagt hatte: „Nun wird's bald mit mir heißen: mit Fried und Freud fahr ich dahin!" Er ruhet in Frieden.

Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn, aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind.

Nachrichten.

(Die Evangelische Kirche in Lyon und Adolph Monod.)

Für den, welcher danach verlangt, daß der Geist regiere, ist es immer ein schmerzhafter Eindruck, in den Familienzügen, welche so häufig leiblich und geistig allen Gliedern ein und desselben Stammes denselben Stempel aufprägen, die Herrschaft der Natur zu erkennen, welcher der Einzelne sich beugt und bis zu einem gewissen Grade beugen muß. Auf der anderen Seite ist es aber auch ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie der Geist Jesu Christi zuweilen in einem einzelnen Gliede einer Familie ein göttliches Leben entzündend dann alle Uebrigen ergreift, welche durch dieselben Naturbande an einander gebunden sind, die Kanäle des natürlichen Lebens zu Kanälen des geistigen und göttlichen umwandelt und nun wiederum dieselben Grundzüge der christlichen Richtung in den verschiedenen Individuen Einer Familie sich gleichmäßig offenbaren. Dies ist der Fall bei der Familie Monod, deren Vater, so viel wir wissen, der erste Geistliche der reformirten Pariser Geistlichkeit, in dreien seiner Söhne von gleicher Begabung und Willenskraft dem protestantischen Frankreich drei herrliche Evangelisten geschenkt hat. Schon lange hätte die Ev. K. Z. von den Schicksalen des einen dieser drei Brüder Nachricht geben sollen, insofern dieselben eben so sehr das allgemeine Interesse der Evangelischen Kirche erregen, als sie das besondere des protestantischen Frankreichs auf sich gezogen haben.

Adolph Monod verwaltete seit dem Ende des Jahres 1827 bis zum 19. März 1832 das Amt eines Oberpfarrers des Consistoriums der Reformirten Kirche zu Lyon. Die, denen die Erweiterung des Reiches Gottes am Herzen liegt, freuten sich, diesen treuen Diener in der zweiten Stadt Frankreichs angestellt zu sehen, welche zu drei verschiedenen Zeiten, im zweiten, zwölften und sechzehnten Jahrhundert ein großes Licht sah, begleitet von furchtbaren Verfolgungen.

Das Consistorium, anstatt A. Monod in der Predigt des Evangeliums zu unterstützen, sah mit Mißfallen die Bewegungen, welche er in den Gemüthern der Protestanten und sogar mehrerer Katholiken erregte, und nachdem man versucht hatte, ihn durch Gründe menschlicher Klugheit von der treuen Verwaltung seines Amtes abzubringen, so erklärten sich die Glieder desselben, da sie ihn unerschütterlich fanden, offen gegen ihn; an die Stelle einer besonderen Gunst, die sie ihm am Anfange seines Amtes erzeigt hatten, setzten sie offene Feindschaft, und verlangten im Juni 1829 seine Entlassung. Monod verweigerte sie, weil er meinte, daß er den bedeutenden Posten, an welchen ihn Gott gestellt habe, ohne Untreue nicht freiwillig verlassen könne.

Im December desselben Jahres wurde die Abdankung Monod's zum zweiten Mal gefordert; diesmal fragte er zehn Prediger von seinen Freunden um Rath. Auf ihre einstimmige Erklärung weigerte er sich wiederholt, sich zu entfernen; und nun wurde die Opposition feindlicher als je.

Seit dem Anfange des Jahres 1830 betrieben seine Gegner seine Absetzung, aber sie konnten ihren Zweck in dieser Zeit nicht erreichen, weil das Gouvernement, ohne welches die Consistorien die Geistlichen weder berufen, noch verabschieden können, damals die Absetzung Monod's nicht billigte: dies war auch gesetzmäßig unmöglich, da die Predigten Monod's mit der Confession von Rochelle übereinstimmten, auf welche die Reformirte Kirche Frankreichs vom Staate anerkannt ist. Das Consistorium versparte also seine Pläne für eine andere Gelegenheit.

Im Jahre 1831 erklärte sich Monod gegen die Entweihung des Abendmahls, welches in der Kirche von Lyon Jedem ohne Unterschied gegeben wurde, ohne Rücksicht auf Bekenntniß und Lebenswandel, und woran anerkannt Anstoß erregende Sünder Theil nahmen. Er berief sich auf die Ordnung der Reformirten Kirche in Frankreich und bat das Consistorium, diesem Unwesen zu steuern. Das Consistorium verweigerte diese Forderung, setzte am folgenden Tage, als den 15. April, Monod ab, und suchte beim Gouvernement die Bestätigung dieser Maaßregel nach. Monod erklärte, daß er, so lange das Consistorium die Unordnung beim Abendmahl aufzuheben sich weigere, nicht Theil daran nehmen könne. Darauf suspendirte ihn das Consistorium durch einen in Materie und Form ungesetzmäßigen Beschluß von seinem Amte, und da es fand, daß Monod sich weigerte, sich demselben zu fügen, machte es ihm die Ausübung seines Amtes unmöglich. Monod, der Gewalt nachgebend, wandte sich nun, um Gerechtigkeit zu erlangen und in sein Amt wieder eingesetzt zu werden, an das Gouvernement, und predigte unterdessen alle Sonntage in seinem Hause. Das Gouvernement widersetzte sich fast ein ganzes Jahr lang, endlich aber bestätigte es am 19. März 1832 die Absetzung Monod's, ohne einen anderen Grund anzugeben, als den Beschluß des Consistoriums.

Unterdeß war eine gewisse Anzahl von Personen zum Glauben erweckt worden; sie theilten sich in zwei Klassen. Die Einen waren der Reformirten Kirche, so lange Monod Pastor gewesen war, ergeben geblieben; die Anderen hatten geglaubt sich trennen zu müssen, und seit längerer Zeit eine Dissidenten-Kirche unter dem Vorstande eines Laien gebildet.

Als Monod abgesetzt worden war, erhielt er zwei ehrenvolle Berufungen; die eine als Professor der evangelischen Schule zu Genf, die andere als Prediger des evangelischen Oratoriums zu Lausanne. Aber ungeachtet der Reize, welche die eine oder die andere dieser Stellen für ihn haben mußte, und obgleich er in Lyon sowohl für seine Familie als für das Werk des Herrn keine anderen Hülfsquellen hatte, als die, welche Ps. 145, 15. 16. erwähnt werden, so glaubte er doch weder die kleine treue Heerde verlassen, noch die Predigt des Evangeliums in Lyon unterbrechen zu dürfen. In welcher Weise dies geschehen sey, erzählt eine kleine Schrift, welche so eben in Paris und Lyon erschienen ist unter dem Titel: Aufruf an die Christen Frankreichs und des Auslandes zum Besten der Evangelischen Kirche in Lyon von Adolph Monod. Bei Lesung dieses einfachen Berichtes kann man nicht umhin, einerseits in dem christlichen Geiste, welcher beständig die Schritte Monod's geleitet hat, andererseits in der Art der Vorsehung, mit welcher der Herr nach Maaßgabe der Noth sowohl der Kirche als der Familie des Pastors ihr tägliches Brodt gegeben hat, den Finger Gottes zu erkennen.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 28. September. № 78.

Ueber die heutige Gestalt des Eherechts.

Fecunda culpae secula nuptias
Primum inquinarunt et genus et domos;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Der Geist der Zeit arbeitet mit Macht daran, die starken Wurzeln zu durchschneiden, welche aus den Tiefen des Christenthums unseren Staaten ihre Lebenssäfte zuführen, und sie gegen die Stürme der Revolutionen aufrecht halten. Und wo es ihm gelingt, da welkt und vertrocknet ein Baum nach dem anderen, und thut beim ersten Windstoß einen großen Fall. Aber hüten wir uns, indem wir diesem Verwüstungsprozesse zusehen, oder ihm entgegenarbeiten, bloß auf den Umsturz der Throne, auf das Zerreißen der Bande zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, auf die Entgeistigung der Staatsverfassungen unser Augenmerk zu richten. Während diese großen Erschütterungen, von denen alle Zeitungen voll sind, die erhabenen Gebäude umstoßen, in welchen die Christenheit Schutz und Wohnung fand, ergreift Fäulniß und Zerstörung die ersten Materialien der noch stehenden wie der gefallenen Paläste und macht jene reif zum Fall, während sie bei diesen der Möglichkeit des Wiederaufbaues zuvorkommt. Die Grundsteine aller Staatsgebäude aber sind die Ehe und die Familie.

Selbst die tieferen Heiden haben die religiöse und politische Bedeutung der Ehe nicht ganz verkannt. Die alten Römer und Deutschen, die Urheber des weltlichen Elements unserer Rechtssysteme, hielten sie in hohen Ehren; sie waren weit davon entfernt, die Ehe einem gemeinen Rechtsgeschäfte, einem Handel über Mein und Dein, einer Verbindung zu irgend einem äußeren Zwecke gleichzustellen. Während wir bei unseren Juristen auf Definitionen der Ehe stoßen, welche mit einer Ekel erregenden Rohheit den Geist aus der Ehe ausscheiden, und in dem Fleische das Wesen derselben suchen; beschreibt in den Pandekten der Heide Modestinus die Ehe als „eine Gemeinschaft des ganzen Lebens, und gegenseitige Theilnahme an allen religiösen und menschlichen Verhältnissen desselben“ (consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio) l. 1. Digest. de ritu nuptiarum. Diese Heiden wußten, daß die Ehe dem Staate seinen Charakter gibt, ja, daß sie der in das innerste Wesen des Menschen gelegte Same und Keim aller Obrigkeit und deren eigentlicher Kern, daß sie das Fundament ist, dessen Festigkeit allein die Staaten erhält und dessen Wanken sie umstürzen muß. Die heilige Schrift aber lehrt uns Gott selbst als den Urheber der Ehe kennen, der sie im Stande der Unschuld eingesetzt, und nach dem Falle der Menschen als die Ordnung, in der sie leben sollten, von neuem angewiesen und mit seinem Segen, mit seiner Verheißung begnadigt hat. Sie lehrt uns der Verunstaltung durch die Sünde ungeachtet die Ehe als einen heiligen, geheimnißvollen Stand ehren, als ein von Gott verordnetes Heilmittel der kranken menschlichen Natur, als die Pflanzschule der Kirche, als das Bild der heiligen und unbefleckten Gemeinschaft des Sohnes Gottes mit seiner Braut, der durch sein Blut erworbenen und gereinigten Gemeinde. Sie zeigt uns in den Weibern „Miterben der Gnade des Lebens“ (1 Petr. 3, 7.); aus ihr lernen wir, daß in Christo „nicht Mann noch Weib“ gilt, und, indem sie das Weib zu einer im Judenwie im Heidenthume unbekannten Würde und Gleichheit mit dem Manne erhebt, zugleich aber des Mannes Herrschaft fest begründet und heiligt, stellt sie uns das Wunder vor Augen, daß, wie Christus, so der Mann, das Haupt, — und wie die Gemeinde, so das Weib, unterthan, und doch Christus mit der Gemeinde, der Mann mit dem Weibe durch eine Liebesgemeinschaft verbunden ist, in welcher die Gleichheit *) mit dem herrschenden das Ziel des dienenden Theiles ist, ein Wunder, in dessen reichem Inhalte die Vermittelung des Gegensatzes von Herrschaft und Freiheit enthalten ist, der unsere vom Quell aller Herrschaft und Freiheit abgewendete Zeit so jämmerlich spaltet und zerreißt. — Aus diesem Begriff der Ehe leitet das Wort Gottes seine Ermahnungen an die Ehegatten her, welche dem häuslichen und politischen Leben einen „neuen Schein,“ eine vorher nie gekannte Weihe, eine Festigkeit und Milde gegeben haben, die zu den größesten Segnungen gehören, womit das Christenthum unser irdisches Daseyn verklärt hat.

Je mehr daher die Kirche, als „der in drei Scheffel Mehl

*) „Wir wissen, daß, wenn es erscheinen wird, was wir seyn werden, wir ihm gleich seyn werden.“ 1 Joh. 3, 2.

gemengte Sauerteig," alle Theile des Lebens und endlich auch die Rechtssysteme durchdrang, desto mehr gingen diese erhabenen Lehren auch in das Eherecht über. In der Lateinischen Christenheit bildete sich, besonders durch Augustinus, das Dogma von der gänzlichen Unauflöslichkeit der Ehe aus, selbst mit Beseitigung der Worte des Herrn: „es sey denn um Ehebruch" —; und schon im früheren Mittelalter kamen alle Ehesachen in die Hände der geistlichen Gerichte.

Die Reformation stellte, dem Schriftworte folgend, die Scheidung wegen Ehebruchs wieder her, und reinigte das Eherecht von der argen Verunstaltung, die es im Laufe der Jahrhunderte durch die Ausdehnung der verbotenen Grade, sogar auf sogenannte „geistliche Verwandtschaft" (Pathenschaft) und durch das Dispensiren von diesen Verboten für Geld, wie auch durch die Nichtachtung der Rechte der Eltern bei den Ehen ihrer Kinder (heimliche Verlöbnisse), erlitten hatte. Ueberhaupt wurde die Heiligkeit des Ehestandes, als eines der von Gott selbst gestifteten Orden, in welchen wir ihm dienen können mit der seligen Gewißheit, die Werke zu thun, die er selbst geboten hat, von den Evangelischen mit freudiger Lebendigkeit neu erkannt und behauptet, nachdem Menschensatzungen und selbsterwählte Gottesdienste die Würde der Ehe so lange verdunkelt hatten. Aber die Reformation erstreckte auch ihre oft ausgesprochene und nie durchgeführte Trennung von Kirche und Staat, von geistlichem und weltlichem Regiment, auf das Gebiet des Eherechts; Luther insbesondere trachtete, die Ehesachen gänzlich der weltlichen Obrigkeit zu überweisen, ohne jedoch jemals damit zu Stande zu kommen. Der Zusammenhang des Eherechts mit der Kirche war in der Natur der Sache und in der langen Gewohnheit der Jahrhunderte zu tief begründet, als daß die Kirche, ja Luther selbst, sich hätte entbrechen können, sich der Ehesachen anzunehmen. So war er auch geneigt, das bis zur Reformation durch Concilienschlüsse, päpstliche Entscheidungen und Praxis bis in die feinsten Details ausgebildete Eherecht der Römischen Kirche nicht sowohl wie das übrige Kirchenthum, zu reinigen, — denn dazu fehlte es ihm an Zeit, und, bei seiner Richtung auf Trennung des Rechts und Staats von der Kirche, auch an innerem Beruf, — sondern ganz bei Seite zu werfen, — ein nie ausgeführtes, ja unausführbares Unternehmen; denn dieses Eherecht hatte, aller Corruptionen ungeachtet, in den ewigen Wahrheiten des Christenthums seine Wurzeln, und war auch in seinen, menschlicher Rechtsbildung anheimfallenden Theilen, großentheils aus tiefem Ernst und tiefer Weisheit der älteren und reineren Kirche hervorgegangen; überdies würde die Abschaffung des kirchlichen Eherechts eine Lücke im Rechtszustande der evangelischen Länder hervorgebracht haben, deren plötzliche Wiederausfüllung überhaupt nicht, am wenigsten aber von den Deutschen Reformatoren bewirkt werden konnte, deren fast rein theologische Richtung von solchen kirchlich-politischen und juristischen Arbeiten ganz abführte. Es trat daher auf diesen Gebieten eine Art Anarchie ein, in welcher Luther, obschon die alleinige Competenz der weltlichen Obrigkeit behauptend, doch fortwährend Aussprüche in Ehesachen that, welche durch sein Ansehn die Kraft kirchlicher Entscheidungen bekamen; die ersten Grundsätze des christlichen Eherechts aber wurden in diesem Zustande so wankend, daß die in den einzelnen vorgelegten Fällen hervortretenden speciellen Rücksichten der Convenienz und des Privatinteresses in der Praxis der Reformatoren ein ungebührliches Uebergewicht erlangten, bis endlich Luther und Melanchthon sogar Landgraf Philipp's des Großmüthigen Doppelehe auf seine Anfrage im Jahre 1539, obwohl voller Bedenken dagegen, doch nicht für unchristlich zu erklären wagten. *) Dadurch wurde den Schmähungen der Feinde der Reformation, als ziele diese nur auf Fleischesfreiheit ab, großer Schein gegeben. Melanchthon's Gemüth aber von Gram und Gewissenszweifeln so niedergedrückt, daß er fast daran gestorben wäre. **) Der evangelische Geist unserer Kirche wurde indessen dieser gefährlichen Bewegung Meister; die Ehesachen gingen mit dem Kirchenregiment überhaupt an die Landesherrlichen, aus Juristen und Theologen zusammengesetzten Consistorien über, und deren ernste Praxis, die im evangelischen Geiste verfaßten Kirchen- und Consistorialordnungen und die Lehre christlich-gesinnter Theologen und Juristen bildeten in Verbindung einerseits mit der grade durch die Reformation geweckten Strenge der Obrigkeiten gegen Ehebruch und Fleischessünden ***) und andererseits mit der neu belebten christlichen Sitte,

*) p. 886. T. X. der Walchschen Ausgabe von Luther's Werken.

**) „Philippus (Melanchthon) hat 1539 in Weimar sehr gefährlich und fast tödtlich darnieder gelegen, und dasselbe ist geschehen aus höchster Grämniß des Gemüths, wegen des Landgrafen zu Hessen auf einmal gedoppelten Ehestandes, welchen Philippus, von Jemanden beredet, sollte gebilligt, und ihn es darnach über die Maaße gereuet haben. Da lässet der Kurfürst Lutherum von Wittenberg zum schleunigsten holen. Als er ankömmt, trifft er Philippum an in den letzten Zügen. Die Augen waren ihm gleich gebrochen, aller Verstand gewichen, die Sprache entfallen, das Gehör vergangen, das Angesicht und Schläfe eingefallen, dazu kennet er Niemand, aß und trank nichts. Ueber diesen Anblick erschrack Lutherus heftig, wendete sich zu den Gefährten seiner Reise und sprach: „„Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet,"" — wendete sich nach dem Fenster, kehrte den Anderen den Rücken zu und rief Gott sehr andächtig an. — Nach diesem nahm er Philippum bei der Hand (denn er wußte wohl um seines Herzens und Gewissens Bekümmerniß) und sprach: „„Seyd getrost, Philippe, ihr werdet nicht sterben. Obgleich Gott Ursache hat zu tödten, so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe. Er hat Lust zum Leben und nicht zum Tode. Weil Gott die größesten Sünder, die jemals auf Erden gelebt, nämlich Adam und Evam, in seine Gnade berufen und angenommen; vielweniger will er euch, Philippe, verstoßen oder zugeben, daß ihr in eurer Sünde und Schwermuth vergehet. Darum gebet dem Trauergeiste nicht Raum, und werdet nicht euer eigener Mörder, sondern verlasset euch auf den Herrn, der da kann tödten und lebendig machen."" Als Lutherus dieses also redet, wird Philippus gleichsam wieder lebendig, und fähet an Othem zu holen, kommt allgemach wieder zu Kräften und gelanget zu seiner vorigen Gesundheit." Aus einem Lebenslaufe Luther's, der dem Spalatinus zugeschrieben wird, p. 100. 101. t. XXI. der Walchschen Ausgabe von Luther's Werken.

Merkwürdig ist, daß Luther nicht versucht, Melanchthon's Gram und Gewissensangst als unbegründet ihm darzustellen.

Melanchthon selbst sagt davon in einem Briefe: „Diese schreckliche Krankheit habe aus einem Kümmerniß und Gramen ihren Ursprung genommen, das ihm ein fremder Handel zu Wege gebracht habe." (Ebendas.)

***) Den großen Ernst des sechzehnten Jahrhunderts, welcher im Contrast mit der Licenz des funfzehnten, der Reformation ein schönes Zeugniß gibt, siehe bei dem Römischkatholischen Juristen Jarke, Handbuch des gemeinen Deutschen Strafrechts, Bd. 3., und zwar hinsichtlich des Ehebruchs p. 34 u. f., und hinsichtlich der einfachen Fleischessünden p. 144 u. f. — Noch stärker waren wohl diese heilsamen Einflüsse der Reformation in Großbritannien, besonders in Schottland, und in Nordamerika, wo sie noch jetzt mächtig fortwirken.

ein protestantisches Eherecht aus, welches, obschon nicht frei von den Zweifeln und Schwankungen, welche jene große Erschütterung veranlaßt hatte, doch seinen Zweck, die Ehe aufrecht und heilig zu erhalten, in bedeutendem Grade erreichte. Ja, wäre die Lehre rein geblieben und hätte die Entwickelung der Kirchenverfassung den rechten Weg zwischen Verknöcherung und Verflüchtigung hindurch gefunden, so würde das protestantische Eherecht in Theorie und Praxis zu einem wahrhaft christlichen Systeme sich haben entfalten können. Dem Ernste wenigstens, der zu einer solchen Ausbildung des Eherechts das erste Erforderniß wäre, ist England treu geblieben, wo noch heute die Unauflöslichkeit der Ehe, wie in der Römischen Kirche, gilt, und nur vor König und Parlament, nach einem sehr strengen Prozeßverfahren, durch eine förmliche Akte, die nur sehr schwer und mit vielen Kosten gleich einem Landesgesetze zu erlangen ist, hie und da eine einzelne Ehe geschieden wird.

Anders sollte es in dem evangelischen Deutschlande kommen. Es gibt vielleicht unter den vielen Umwälzungen in Kirche und Staat, deren Zeugen wir seit einem halben Jahrhundert sind, keine, welche die innersten und wesentlichsten Lebensorgane unserer Kirchen und Staaten tiefer verwundet hätte, als diejenige, welche der Zeitgeist im Eherechte bewirkt hat und noch täglich weiter führt. Mit dem Eifer für reine Lehre und heiligen Wandel erkaltete zuerst in der Kirche auch der Ernst des Eherechts. Noch blieben die auf die Schrift gegründeten Rechtssysteme als solche unangetastet. Man focht den schriftmäßigen Begriff der Ehe nicht an, man ließ keine Scheidung zu ohne zu versuchen die Scheidungsgründe auf die des göttlichen Wortes zurückzuführen. Aber schon war die Praxis schlaffer und leichtsinniger geworden, als der Rationalismus seine versandenden Wasserfluthen über die Auen unserer Kirche ergoß und der mechanische Brauchverstand des vorigen Jahrhunderts alle Tiefen des Geistes zu beseitigen, und mittelst seiner dürren Verstandesreligion, seiner bloß auf zeitliche Zwecke berechneten hölzernen Staats- und Rechtsmaschinerie die Lebenskräfte zu verdrängen unternahm, welche Kirche und Staat aus dem ewigen Worte ziehen, in welchem sie ihre Wurzeln haben. Der Glaube an die göttliche Einsetzung der Ehe, das Verständniß ihrer christlichen Bedeutung ging verloren; selbst die tiefe politische Wichtigkeit heilig gehaltener Ehen — auf welche jedes ernste Nachdenken über Ehe und Staat führt — konnte gegen die, die Gesetzgebung wie die Kirche beherrschende Richtung nicht festgehalten werden, welche den Resultaten der flachsten Verstandesreflexionen allein Wahrheit, dem mittelst derselben zu erkennenden nächsten Nutzen allein Realität zuschrieb, und, im Götzendienste des Handgreiflichen befangen, von den Dingen des Geistes mit einer Art von instinktmäßiger Gespensterfurcht sich widerwillig abwendete. Auf diesem dürren Boden erwuchsen die politischen Ideale, welche Vermehrung der Population, Ackerbau, Gewerbe, Fabriken, Handel als höchste Staatszwecke, den Menschen selbst aber und seine innersten Lebensbeziehungen, mithin auch die Ehe, ja sogar die Religion als Mittel darstellten. Diese nun fast veraltete Verirrung, — eine der merkwürdigsten, in die der menschliche Geist gerathen ist — wirkte stärker auf das Eherecht ein, als wir es uns jetzt vorzustellen pflegen. Charakteristisch für dieselbe ist folgende Stelle eines Landesherrlichen Rescripts aus den 1780er Jahren, welches auf die Gesetzgebung und Praxis des Deutschen Eherechts einen mächtigen Einfluß ausgeübt hat, und noch ausübt. Es wird darin gesagt:

„daß man mit der Trennung der Ehe nicht gar zu difficil

seyn muß, sonst hindert das die Population. Denn sobald zwei Eheleute durchaus wider einander so weit aufgebracht und erzürnt sind, daß gar keine Vereinigung wieder zu hoffen steht, und die Gemüther in einer beständigen Verbitterung gegen einander verbleiben, so werden sie auch keine Kinder mit einander erzeugen, und das ist der Population zum Nachtheil. Dagegen wird das Paar geschieden, und das Weib heirathet dann einen andern Kerl, so kommen doch noch eher Kinder davon; ihr müßt daher immer auf die Umstände sehen u. s. w."

Diese trockene Oede konnte nun freilich die Herzen auch der damaligen Zeit nicht befriedigen; sie hatte aber ihre Kehrseite in der empfindelnden Humanität und weichlichen Genußsucht, welche nicht minder als jene Verständelei die Zeit beherrschte; beide Richtungen — die im Grunde nur eine, die des vom Geiste losgerissenen Fleisches, waren, — arbeiteten einander in die Hände.

„Es schuf Gott selbst die Sinnenlust
Dem Menschen in die frohe Brust,
Sein Daseyn zu versüßen,
Sein Leben zu genießen;" —

so sollte eine evangelische Gemeinde nach einem von den Aufklärern verfaßten Gesangbuche zur Orgel in der Kirche singen, — wenn dies der Geist war, der im Heiligthume waltete, wie mußte es draußen aussehen? Durch eine Fluth von Romanen und Schauspielen wurde das heilige Wort: „Liebe" seiner himmlischen Weihe entkleidet und in das Fleisch gezogen; — mit den reizendsten Farben ausgemalt, wurde die Befriedigung dieses nun ganz profanen Triebes als Gipfel des Lebens hingestellt; diesem Zwecke zu dienen, sollte die Bestimmung der Ehe seyn; wo sie ihm hinderlich schien, mußte sie weichen; so wie eine „glückliche" Ehe der Lichtpunkt aller Romane und Schauspiele, so war eine „unglückliche" — beides im flachsten Sinne genommen — das größeste Uebel; die Theatermoral verdrängte die christliche; selbst der Ehebruch, in der heiligen Schrift das Bild des Abfalls von dem Gotte, der sich mit seiner Gemeinde „verlobt in Ewigkeit und vertrauet in Gerechtigkeit und Gericht und im Glauben, daß sie den Herrn erkennen," — diese Quelle, aus der Sünde und Elend nach allen Seiten ausströmen, — der Ehebruch, an den die Praxis so vieler durch fürstlichen Stand, durch hohen Rang, durch Geist und Bildung ausgezeichneter Männer und Frauen mehr und mehr gewöhnte, spottete nicht allein des Schwerdtes der Obrigkeit und der Hirtenstimme der Kirche, sondern wurde durch „Wahlverwandtschaften" sogar gerechtfertigt. Daß Gott die Ehe gestiftet, daß der Mensch nicht scheiden soll, was Gott verbunden, wurde geläugnet oder vergessen, so laut auch jede priesterliche Trauung daran erinnert; — man bedachte selbst nicht, daß grade die Entweihung, die Verfleischlichung der Ehe, die Straflosigkeit und Privilegirung des Ehebruchs und die Leichtigkeit der Scheidungen „unglückliche Ehen" ohne Zahl hervorbringen muß, so einleuchtend dies auch von vorn herein ist, so sehr es auch die tägliche Erfahrung bestätigt.

„Die auflösende Richtung verständiger Reflexion, welche im vorigen Jahrhundert sich gegen alles Positive und Vernünftige wendete, indem es die mit jedem Positiven verbundene Kehrseite hervorkehrte, wendete sich auch gegen alle Verhältnisse, welche als Stützen eines vernünftig sittlichen Zustandes insofern zu betrachten waren, als sie dem bloß natürlichen Wesen des Menschen Schranken auferlegten. Man nannte dies Vorfechten für sub-

jektive Schwachheit und dieses Berücksichtigen subjektiver Schwachheit im Leben wie in der Gesetzgebung Humanität, welches in der That das Wort ist, womit der ganzen Elendigkeit und Bodenlosigkeit der Bildung des vorigen Jahrhunderts der Mantel umgehängt worden ist. Diese humane Richtung, welche Hurerei und Ehebruch, Lüge und Faulheit, und alles Miserable gegen öffentliche Bestrafung in ihren Schutz nahm, und, wo möglich, alles Strafrecht aus dieser Welt abgeschafft hätte, stellte nun unter andern auch die schwächliche überreizte subjektive Empfindung, die Sentimentalität und allen von dieser Krankhaftigkeit ausgehenden Quark als hochachtbare Zustände des menschlichen Wesens dar, und lockerte zu Gunsten dieser Sentimentalität alle Verhältnisse, mit denen die subjektive Empfindsamkeit in Conflikt treten kann, also namentlich die ehelichen Verhältnisse dermaßen auf, daß wenig gefehlt hätte, die Leute hätten von den Gesetzgebungen verlangt, sie sollten die Ehe ganz aufheben. Bis zur wirklichen Gestaltung eines Eherechts in diesen sentimentalen Interessen ist es nun zwar nirgends gekommen; aber unsäglich ist es, wie vielfach diese Interessen auf die neueren Modificirungen des älteren Eherechts eingewirkt haben." Zu diesem Zeugniß Dr. Leo's (in seinen Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staats, Halle 1833, p. 81. 82.) bemerken wir nur, daß jene Humanität nicht bloß das „Miserable, den Quark," sondern, was viel schlimmer ist, die Sünde hegte und pflegte, und auch aus jener Welt, nicht bloß aus dieser, das Strafrecht gern abgeschafft hätte.

Die Herrschaft jener Populationspolitik und dieser lüderlichen Humanität fiel grade mit der fruchtbaren Periode der Gesetzgebung zusammen, die sich hoffentlich jetzt ihrem Ende nähert, in welcher man sich, auf der Höhe der Aufklärung, für reif und für berufen hielt, den ehrwürdigen, in die Jahrtausende sich verlierenden Quellen des bestehenden Rechts neu entworfene Gesetzbücher zu substituiren, welche nicht bloß den Rechtszustand reformiren, sondern auch, so wie der Koran nach dem bekannten Ausspruche des Chalifen Omar die Bibliothek von Alexandrien, alle bisherige Theorie und Praxis, so weit sie nicht in das Gesetzbuch aufgenommen wurde, für den Gebrauch entbehrlich machen sollten. Welche Gelegenheit, den alten Sauerteig des Christenthums auch aus dem Eherechte auszufegen, und dieses wichtige Gebiet des Lebens mit dem Geiste des Jahrhunderts zu durchdringen! Gleichwohl war eine völlige Durchführung jener Ideen durch Gesetze und Sitten bis jetzt noch nicht möglich; — sie würde die Ehe selbst, und mit ihr die väterliche Gewalt, und die Urelemente aller Obrigkeit zerstört, und uns in den Zustand der Wildheit, ja der Thierheit hineingeführt haben. Dahin haben es die Segnungen des Christenthums noch nicht kommen lassen, welche in Recht und Sitte lange fortdauern, auch wo die Herzen sich mehr und mehr von ihm abwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Die Evangelische Kirche in Lyon und Adolph Monod.)
(Schluß.)

In der Evangelischen Kirche zu Lyon ist jeden Sonntag Morgens und Abends Predigt und des Mittags Sonntagsschule. Die

Morgenpredigt wird von 100 — 150 Personen besucht, die Abendpredigt von 150 — 200. In der Woche finden Versammlungen statt unter der Leitung Monod's. Auch besteht in dieser Kirche eine Freischule für Knaben, in welcher 50 — 60 Kinder erzogen werden; Monod gibt ihnen Religionsunterricht außer dem, welchen er in der Sonntagsschule ertheilt. Vieles bleibt aber noch zu thun übrig; zunächst eine Töchterschule und eine evangelische Bibliothek. Die Zahl der Kirchenglieder beläuft sich auf 70 — 80; sie wachst bei jeder Communion durch Aufnahme neuer Mitglieder.

Diese verschiedenen Arten des Unterrichts und der Gnade sind auf eine merkwürdige Weise gesegnet gewesen, und was dieses Werk vorzüglich interessant macht, ist, daß es sich unter vorzugsweise Römischkatholischen Einwohnern bildet. Die öffentliche Aufmerksamkeit hat angefangen durch dies kleine Volk Gottes und die Predigt des Evangeliums erregt zu werden. Dies ist unter anderen Anzeichen dadurch kund geworden, daß Gegner Angriffe auf die Wahrheit versucht haben, welche Gott zu seinem Ruhme und zu ihrer Beschämung hat ausschlagen lassen. Einigemal sind diese Angriffe von Römischkatholischen gekommen, andermale von Ungläubigen.

Vermittelst frommer Colporteurs ist das Wort Gottes auch auf das Land verpflanzt worden; ja noch mehr, Colporteurs sind in den Händen Gottes ein Werkzeug geworden, auf dem Lande auch die Predigt des Evangeliums einzuführen, denn wenn sie einen Ort finden, dessen Bewohner begierig scheinen die Wahrheit zu hören, so geben sie Monod davon Nachricht, worauf er selbst oder ein anderes Glied der Kirche hingeht, um das Evangelium an dem angezeigten Orte zu verkündigen. Auf diese Weise sind schon zwei regelmäßige Predigten auf dem Lande eingerichtet worden; die eine ungefähr vier Französische Meilen von Lyon, welche alle vierzehn Tage, die andere eine Meile von Lyon, welche alle acht Tage statt findet.

So haben sich also in Lyon eine Kirche von 80 Personen und eine Zuhörerzahl von 200 Personen gebildet. — Das Werk Gottes ist ein Werk der Geduld; dies ist es in Lyon mehr als irgend anderswo, aber vor allen ist dies ein Werk des Glaubens. Vermöge des Glaubens, sagt Monod, habe ich Verpflichtungen für die Kapelle und die Schule übernommen, indem ich den Grundsatz befolgte, daß kein Pfennig ohne Noth ausgegeben werden dürfe, daß man aber auch nicht zweifeln dürfe an dem Einkommen des Geldes für alle nothwendigen Ausgaben. Seine Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Von mehreren Seiten, in der That auf unerwarteten, providentiellen Wegen sind Unterstützungen an Monod gelangt, und Gott hat ihn selbst in den Stand gesetzt, vorwärts zu schreiten, indem er von Tage zu Tage die nöthigen Fonds für sein Werk von ihm erwartete, und sie in der Zeit der Noth auch erhielt. Wer weiß, ob die Evangelische Kirche von Lyon nicht einst im Stande seyn wird, wiederum andere zu unterstützen? Aber die Lage der Christen dieser Stadt nöthigt sie jetzt, ihre christlichen Brüder in und außerhalb Frankreichs um Unterstützung zu bitten; die Christen in Frankreich zunächst, weil das Werk sie am nächsten berührt und ihr guter Wille den der auswärtigen Christen aufregen wird. Die Totalsumme der empfangenen Beiträge, die Subscriptionen der Christen in Lyon mit eingeschlossen, beträgt 6 — 7000 Franken, und die Ausgaben im ersten Jahre belaufen sich auf 9 — 10000 Franken. In einer Versammlung von Freunden zu Paris gab Monod vor Kurzem eine Beschreibung der Lage der Evangelischen Kirche zu Lyon. Seine Brüder billigten, was er gethan hatte, beschlossen das Werk zu unterstützen und dazu beizutragen, daß die nöthigen Mittel herbeigeschafft würden, um das Deficit zu decken und das wichtige, so glücklich begonnene Werk für ein zweites Jahr fortzuführen. In einer Sitzung haben sie sich für eine Summe von 4700 Franken verpflichtet und baten Monod, aufzuschreiben, was er ihnen gesagt hatte.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 2. Oktober. № 79.

Ueber die heutige Gestalt des Eherechts.

(Fortsetzung.)

Aber bis auf diesen Tag hat bei uns der Zerstörungsprozeß seinen ungehinderten Fortgang. Frankreich hat sich gleich nach der Restauration des alten Königshauses des Ehescheidungsrechts des Code Napoleon entledigt, welches das Christenthum völlig beseitigt, jedoch die politische Bedeutung der Ehe einigermaßen festhält. Die auf Philipp Egalite's Antrag in der Revolution eingeführten Ehescheidungen wurden schon im Jahre 1816 wieder abgeschafft, und selbst der Geist der Julirevolution hat, unter Egalite's Sohne, Ludwig Philipp, seine wiederholten Versuche, sie wieder einzuführen, noch nicht durchsetzen können, — die Pairskammer verwarf den Antrag im Jahre 1832 und wird erst jetzt von neuem darüber beschließen. In Deutschland dagegen behauptet sich das ganze revolutionäre Eherecht da, wo der Code Napoleon Eingang gefunden hat. Aber dies ist noch das geringste Uebel. Denn weit verderblicher in ihren Resultaten ist die einheimische Gesetzgebung und die aus ihr entstandene, im Laufe ihrer Entwickelung mehr und mehr verfallene und noch verfallende Praxis, die selbst gegen den Code Napoleon einen solchen Contrast bildet, daß in der Zeit von 1808 bis 1815 scheidungslustige Ehegatten das durch revolutionäre Gewalt entstandene Königreich Westphalen verlassen haben, um mit Hülfe Deutscher Gesetze die Ehescheidung leichter und schneller zu erlangen, als der Code Napoleon erlaubte. Diese einheimische Gesetzgebung wirkt fort und fort, und noch hat die Rückkehr zum Christenthume und zum Rechte, von welchem die Gebiete der Kirche und des Staats seit dem Befreiungskriege doch sonst manche ermuthigende, wenn auch vereinzelte Symptome darbieten, im Eherechte keine irgend merkbare Wirkung geäußert.

Wie weit es nun unter dieser Gesetzgebung mit der Erschütterung und Zerrüttung des Eherechts gekommen ist, das wollen wir an der jetzigen Behandlung der Ehescheidungen und der fleischlichen Verbrechen, wo das tief fressende Uebel hauptsächlich hervortritt, zu zeigen versuchen, nachdem wir auf das ältere protestantische Ehescheidungsrecht und das des Code Napoleon einen Blick geworfen und die Grundansicht der Ehe, von der die einheimische Gesetzgebung ausgeht, angedeutet haben.

Das ältere protestantische Recht ließ, dem Schriftworte treu, nur Ehebruch und bösliche Verlassung (nach 1 Cor. 7, 15.) als Scheidungsgründe gelten, und selbst die oft höchst willkührlichen Analogien, mittelst deren bis in die neueste Zeit die erschlaffte Praxis der Länder des gemeinen Rechts ihre vielen Scheidungsgründe auf diese beiden zurückzuführen versucht, enthalten in gewisser Beziehung eine Anerkennung der Lehre der Schrift als alleiniger Grundlage des christlichen Eherechts. Eine Scheidung erfolgte in der älteren ernsteren Zeit nur, nachdem das Ehegericht den Fall gewissenhaft untersucht und sich gründlich überzeugt hatte, daß der Scheidungsgrund wirklich vorhanden und unheilbar war. Das bloße Geständniß genügte dabei nicht, und das Betragen des klagenden Theils wurde einer ernsten Prüfung unterworfen, denn, hatte er das Vergehen des beklagten Theils schuldbarer Weise veranlaßt, so fand die Scheidung nicht statt. In England, wo diese Grundsätze noch gelten, scheiterte hieran der Prozeß, den König Georg IV. im Jahre 1820 seiner ausschweifenden Gemahlin vor dem Parlamente machen ließ. Auch mußten der Scheidung vielfache und ernstliche Versuche der Wiedervereinigung der Ehegatten, so weit es irgend möglich war, vorangehen. Nach erfolgter Scheidung blieb dem schuldigen Theile die Wiederverheirathung untersagt; auf den Ehebruch stand Todes- oder doch harte Criminalstrafe; auch andere Vergehen, welche Scheidungsgründe werden konnten, wurden bestraft, und selbst auf einfache Unzuchtssünden folgte, außer der schweren Rüge der öffentlichen Meinung, Strafe von Seiten der Obrigkeit. Alle Ehesachen aber wurden als höchst wichtige, das Wohl des Staats und der Kirche tief berührende Sachen behandelt, *) und gehörten zur Gerichtsbarkeit der Consistorien, also wahrer Kirchenbehörden, die an Rang und Ansehen den höchsten Landes-Collegien gleichstanden. — Selbst das System des Code Napoleon erkennt nur Ehebruch, grobe Beleidigungen,

*) Causae matrimoniales, imprimis quando de vinculo agitur, arduis et publicis accensentur et criminalibus in plurimis aequiparantur. J. H. Böhmer jus eccles. protest. IV. 18, 1.

infamirende Strafen, und gegenseitige Einwilligung als Scheidungsgründe an, weist die Ehesachen vor angesehene Richter-Collegien, wo der klagende Theil, — was sehr wichtig ist, — persönlich erscheinen muß, schließt den Beweis der Scheidungsgründe durch bloßes Zugeständniß der Partheien aus, und beschränkt und erschwert durch eine Reihe von Bedingungen, Fristen und Formalitäten die Willkühr der Scheidungen auf den Grund bloßer gegenseitiger Einwilligung. Auf den Ehebruch der Frau aber, der eine Scheidung veranlaßt, folgt nach ihm eine Zuchthausstrafe von drei Monaten bis zu zwei Jahren, welche die Obrigkeit ohne Antrag des beleidigten Ehegatten Kraft ihres Amtes vollstreckt; eine Bestimmung, welche das Ansehen der Ehe aufrecht zu halten sehr geeignet ist. — Betrachten wir nun die einheimische Gesetzgebung. „Der Hauptzweck der Ehe ist die Erzeugung und Erziehung der Kinder; aber auch zu wechselseitiger Unterstützung allein kann eine rechtsgültige Ehe geschlossen werden." Diese an die Spitze unseres Eherechts gestellte Definition (— man vergleiche sie mit der oben angeführten des heidnischen Römischen Juristen —) beseitigt durch Stillschweigen die religiössittliche Natur der Ehe und das Christenthum. — Gleichwohl ist priesterliche Trauung zur gültigen Eingehung einer Ehe erforderlich — eine Inconsequenz, die einerseits den segensreichen Zusammenhang der Ehe mit der Kirche erhält, andererseits die Rechte der Kirche (wovon unten mehr) für nichts achtet. Denn nicht aus dem Christenthume, sondern nur aus jenem äußerlichen Begriffe der Ehe ist unser Ehescheidungsrecht, seinen praktischen Grundideen nach, geflossen. Es unterscheidet dasselbe zwischen kinderlosen und nicht kinderlosen Ehen; jene können schlechthin auf den Grund gegenseitiger Einwilligung getrennt werden, bei diesen ist die Angabe eines bestimmten Scheidungsgrundes erforderlich. Die Scheidungsgründe sind: Ehebruch, bösliche Verlassung, Versagung der ehelichen Pflicht, Impotenz, Raserei und Wahnsinn, Nachstellungen nach dem Leben, Thätlichkeiten, selbst mündliche Beleidigungen und Drohungen, Unverträglichkeit, Zanksucht, grobe Verbrechen, unordentliche Lebensart, Versagung des Unterhalts, Veränderung der Religion und unüberwindliche Abneigung. Allein dies ganze schon äußerst laxe System der Scheidungsgründe läuft, so oft die Ehegatten über die Scheidung einig sind, auf einen bloßen Schein hinaus, durch welchen die Ohnmacht der Ehegesetze und der Ehegerichte, zum großen Nachtheil des Ansehens derselben, nur zu klar hindurchleuchtet. Es braucht nur, wie es täglich geschieht, der eine Ehegatte das Vorhandenseyn eines Scheidungsgrundes zu behaupten, und der andere ihn, sey er wahr oder falsch, einzuräumen, so muß die Ehe getrennt werden; denn das Gericht untersucht nicht, ob das Geständniß wahr ist. Es sind also alle Ehen, die mit Kindern gesegneten nicht weniger als die kinderlosen, der zügellosen Willkühr der Partheien preisgegeben; dieselben Personen können zehn, zwanzig, dreißig, vierzig Ehen und Ehescheidungen hinter einander, so daß jede Ehe und jeder Ehescheidungsprozeß wenige Tage oder wenige Wochen dauert, durchmachen, — das Eherecht bietet dazu allen erforderlichen Schutz und alle erforderlichen Rechtsformen dar; und wenn es noch nicht so weit gekommen ist, so haben wir dies lediglich den Ueberresten christlicher Sitte und den Nachwirkungen des älteren Eherechts zu verdanken. Diese heilsamen Schranken sinken aber, besonders unter den niederen Ständen der großen Städte, mehr und mehr zusammen; wer die Gerichtsstuben derselben besucht, kann Männer und Weiber genug finden, die zum zweiten, dritten, vierten Male von der Ehe zum Ehebruch und zur Ehescheidung, und von der Ehescheidung zur neuen Ehe in raschem Wechsel eilen, und von den Gerichten und der Kirche die schnelle Legalisirung dieses durch häufigen Gebrauch allen Betheiligten geläufigen Verkehrs, wie die Bestätigung eines Kaufgeschäfts, zuversichtlich fordern, und wenn sie arm sind, gratis, sonst für geringe Gebühren, erhalten.

Etwas schwerer ist die Scheidung, wenn nur der eine Ehegatte sie will, und der andere widerspricht; allein auch dann kommt es nur darauf an, daß jener diesen, etwa durch Mißhandlungen, Versagung des Unterhalts, bösliche Verlassung oder Ehebruch auf's Aeußerste treibt und zur Einwilligung in die Scheidung nöthigt. Der Lohn, der zu solchen Unthaten den stärksten Reiz enthält, ist die gewünschte Scheidung selbst, und die darauf auch für den Schuldigen folgende Freiheit, eine neue Ehe einzugehen. Nur den Ehebrecher, der die Scheidung verursacht hat, darf der schuldige Theil nicht heirathen; allein auch diese Beschränkung tritt nicht ein, wenn der Ehebrecher im Prozesse nicht genannt worden, und kann selbst, wenn dies der Fall gewesen, durch Dispensation des Consistoriums beseitigt werden. Besonders Männern ist es auf diesem Wege recht leicht, ihre Frauen zu verstoßen; daher denn auch Vorgänge dieser Art zu den alltäglichsten Erfahrungen der Ehegerichte gehören, Vorgänge, vor deren Menge und Gräßlichkeit die humanen Urheber dieses Rechtssystems, die in einer Zeit lebten, wo die Wirkungen der Grundsätze desselben sich noch nicht entwickelt hatten, und besonders in den niederen Ständen die christliche Sitte noch mehr herrschte, — gewiß selbst Schauder empfinden würden. Strafe ist dabei fast niemals zu fürchten, denn es sind nicht allein die übrigen genannten Vergehungen, sondern auch der Ehebruch des ledigen Ehebrechers ganz straflos, und selbst der Ehebruch eines Ehemannes oder einer Ehefrau wird nur dann bestraft, wenn der beleidigte Theil vor der Scheidung auf Bestrafung anträgt, und dann die Scheidung wegen Ehebruchs erfolgt, ein Fall, der, so häufig auch die Scheidungen wegen Ehebruchs sind, doch äußerst selten vorkommt, weil bis zur Scheidung der beleidigte Theil von einem solchen Ehebrecher, besonders die Frau von dem Manne, gewöhnlich noch viel zu fürchten und zu hoffen, und wenig Interesse dabei hat, ihn nach der Scheidung noch bestraft zu sehen. Strafen des Ehebruchs sind daher eine äußerst seltene Erscheinung, selbst in großen Städten, wo die gerichtlichen Beweise und Zugeständnisse des Ehebruchs zu den alleralltäglichsten Dingen gehören, welche der Richter, ohnehin durch die Macht der Gewohnheit abgestumpft, gleichgültig protokollirt, indem er in dem Ehe- und Criminalrecht nichts findet, was ihm auch nur zu einer Rüge, zu einem ernsten Worte Veranlassung gäbe. Nur Geldabfindungen hat der unschuldige Theil vom schuldigen zu fordern, aber auch diese fallen weg, so oft der schuldige arm ist, oder sein Vermögen bei Seite zu schaffen, oder den unschuldigen noch vor der Scheidung zur Verzichtleistung darauf zu nöthigen weiß. Allein bei der bloßen Abschaffung der Strafen des Ehebruchs und der Unzucht ist die Humanität des vorigen Jahrhunderts nicht stehen geblieben. Die gefallenen Mädchen erschienen ihr in dem idealischen Gewande der Bürgerschen Pfarrerstochter von Taubenheim als Opfer des Kampfes der edelsten, zartesten, mächtigsten Triebe der menschlichen Natur gegen die unmenschlichen Vorurtheile der Kirche, welche den Hurern und Ehebrechern verkündigt, daß sie keinen Theil haben am Reiche Gottes. Die Populationsideale wirkten mit; Verhütung des Kindermordes wurde die Tendenz derjenigen Gesetzgebungen, welche sich am meisten auf die Höhe des Zeitgeistes geschwungen hatten, und die Bewahrung der unehelichen Mütter vor der

Schande und den Nachtheilen ihres Falles sollte das Mittel seyn, diesen Zweck zu erreichen.

„Es scheint kein anderer Weg (zur Verhütung des Kindermordes) übrig zu seyn, als daß man der außer der Ehe geschwängerten Person die Motive, welche sie zur Verwahrlosung des Kindes bewegen könnte — Furcht der Schande und Furcht des erschwerten künftigen Unterhalts — so viel als möglich entziehe und ihr dagegen andere gebe, welche sie für die Erziehung des Kindes interessiren. — Da eingewurzelte Begriffe von Ehre und Schande sich durch positive Gesetze nicht ändern lassen, so ist es nicht genug, wenn der Staat befiehlt, daß eine außer der Ehe geschwängerte Person für unbescholten geachtet und angesehen werden solle. So lange sie ihren vorigen Stand beibehält, bleibt ihre Lage, aller gesetzlichen Verordnungen ungeachtet, äußerst peinlich; — der Gesetzgeber muß sie also aus ihrer peinlichen Lage ganz herausziehn; er muß ihr einen minder zweideutigen Standpunkt anweisen, aus welchem sie selbst und das Publikum sie betrachten könne." Mit diesen Worten nimmt einer der Haupturheber jener Gesetzgebung die Unzucht gegen die Ehe in Schutz, und trägt kein Bedenken, indem er die Macht der guten Sitten, mit der sie sich selbst gegen die positiven Gesetze behaupten, fast anklagt, die Heiligkeit der Ehe als ein tief eingewurzeltes Vorurtheil in ihren Grundfesten zu erschüttern, um der Unzucht eine bequeme Existenz zu sichern. So kam man zu dem Extrem, daß man dem Mädchen, welches sich wissentlich mit einem Ehemanne einläßt, dafür eine Abfindung, also eine Belohnung des Ehebruchs zusicherte, und dem Mädchen, welches durch ein Eheversprechen zu Falle gebracht worden, sogar alle Rechte einer Ehefrau beilegte. Es sind dies starke Schritte zur völligen Abschaffung der Ehe durch Gleichstellung mit der Unzucht, und wenn auch die letztere Bestimmung nicht ganz praktisch wird, weil unsere bis auf diesen Grad noch nicht gesunkenen Sitten ihr Widerstand leisten, so liegt doch darin eine nachdrückliche Erklärung von Seiten der Gesetzgebung, und, so oft ein Urtheil danach gesprochen wird, von Seiten des Gerichts, daß diese Ueberreste von Ernst in unseren Sitten auf Vorurtheilen beruhen, welche man abschaffen müsse.

Man hat sich auch nicht darauf beschränkt, diese Straflosigkeit der Unzucht in Verordnungen und Gesetzbüchern, die doch immer nur von Wenigen gelesen werden, auszusprechen, und dann durch die Praxis der Gerichte nach und nach bekannt werden zu lassen; sondern sie ist noch besonders, in der erklärten Absicht, sie vorzüglich dem dabei betheiligten weiblichen Geschlechte wirklich und zur Nachachtung (als Motiv sich des Kindermordes zu enthalten), bekannt und geläufig zu machen, durch öffentlichen Anschlag der betreffenden Verordnungen und durch deren Ablesung in Gemeindeversammlungen und von den Kanzeln publicirt worden. „Damit" — so drückt sich ein bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts ergangenes Kindermords-Edikt aus — „damit die in Unehren*) schwanger gewordenen Weibsleute um so weniger Bedenken finden mögen, ihre Schwangerschaft bekannt werden zu lassen, so sollen — von nun an alle Hurenstrafen, von welcher Gattung und Art sie seyn mögen, völlig abgeschafft seyn, und dergleichen Weibsleute ihres begangenen Fehltritts halber zu keiner Strafe ferner gezogen, auch ihnen nicht der geringste Vorwurf deshalb, noch einige Schande gemacht werden." — Noch nachdrücklicher nimmt ein Publikandum gegen Ende des Jahrhunderts die Unzucht in Schutz: „Jede außer der Ehe geschwängerte Frauensperson ist dafür allein nach den Landesgesetzen nicht strafbar; es darf ihr über ihre Schwachheit bei nachdrücklicher Ahndung kein Vorwurf gemacht, und ihr nirgends ein Unterscheidungszeichen beigelegt werden, welches auf ihren Fall die geringste Beziehung haben, oder ihrem guten Namen und weiteren Fortkommen in der Welt nachtheilig seyn könnte." — Der zum öffentlichen Ablesen bestimmte Auszug fängt gleich mit den Worten an: „Alle außer der Ehe geschwängerte Personen bleiben wegen ihrer Schwängerung von aller Strafe und Vorwurf frei." Und besondere Verordnungen erklären diese Straf- und Vorwurfsfreiheit ausdrücklich für anwendbar auf Ehebrecherinnen, die von ihren Ehemännern getrennt leben. — Diese Bestimmungen sollten an allen Bußtagen (deren es damals noch viere jährlich gab), — als hätte man den etwanigen Wirkungen der Bußpredigten direkt und sofort entgegen wirken wollen, — und an einem der hohen Feste, namentlich, wie in der Folge verordnet wurde, am ersten Pfingstfeiertage öffentlich beim Gottesdienste abgelesen werden. Das christliche und sittliche Gefühl der Geistlichen und der Gemeinden scheint sich dagegen aufgelehnt zu haben, denn eine Verordnung aus dem geistlichen Departement rügt es als einen hie und da eingerissenen Mißbrauch, daß die Küster die Ablesung an den Kirchthüren bewirkten, und schärft von Neuem das Ablesen von den Kanzeln ein, und eine noch spätere Verordnung klagt: der Zweck werde dennoch verfehlt, — der größeste Theil der Gemeinde gehe während des Lesens heraus, so daß auch die Uebrigen vor dem Geräusch nichts verstehen könnten, — und befiehlt, daß in der Folge die Ablesung vor dem Segen geschehen solle. — Außerdem sollte das Kindermords-Edikt an den Rathhäusern, den Marktplätzen und in den Krügen angeschlagen, auf den Herbergen, bei den Dorfschulzen und den Schulmeistern niedergelegt, von Gesindevermiethern den sich bei ihnen meldenden Dienstboten bekannt gemacht, allen Gemeinden vorgelesen, und die Orte, wo es zu finden, vierteljährlich durch die Intelligenzblätter zur Kenntniß des Publikums gebracht werden, ja, es wurde den Obrigkeiten und Predigern durch Verordnungen des Justiz- und geistlichen Departements zur Pflicht gemacht, die Hausväter ernstlich und nachdrücklich zu erinnern, den Inhalt ihren Kindern und ihrem Gesinde bekannt zu machen, und sich, wie solches geschehen, nachweisen zu lassen. — Man stelle sich den Eindruck solcher Bekanntmachungen auf die Gemüther der niederen Stände lebhaft vor. Es ist dem natürlichen Menschen nicht leicht, für sündlich zu halten, was die Obrigkeit förmlich erlaubt, — er weiß wohl, daß die Obrigkeit nicht alle Sünden bestrafen kann, aber er fühlt auch, daß sie der Sünde ein Recht, unter ihrem Schutz ihr Wesen zu treiben, nie zugesehen darf, ohne den Unterschied von Gut und Böse aufzuheben. Hier wurde aber, was zuvor zum Theil bei Todesstrafe (denn auch das wissentlich mit einem Ehemanne sich einlassende Mädchen genießt den Schutz jener Verordnungen) verboten war, mit einem ganz ungewöhnlichen Grade von Oeffentlichkeit ausdrücklich für nicht strafbar erklärt. Es gehört in der That viel Naivetät dazu, sich nun noch über den Verfall der Sitten zu wun-

*) Dieser nach christlichem Ernst schmeckende Ausdruck mußte späterhin der zunehmenden Humanität weichen, selbst „unehelich" erschien zu hart; der Gerichtsstyl braucht jetzt vorzugsweise das Wort „außerehelich."

dern. Wir sollten uns vielmehr über die Kraft der Ueberreste christlicher Sitte wundern, die solchen Angriffen wenigstens noch so, wie wir es vor Augen sehen, widerstehen konnten.

Verfehlen konnten indessen so starke Mittel ihre Wirkungen nicht, und diese stehen jetzt in einer erschreckenden Ausdehnung vor unseren Augen da. Daß Unzucht etwas Unsittliches oder Schimpfliches sey, ist eine der älteren Zeit angehörende Vorstellung, die unter den niederen Ständen, besonders in den größeren Städten, jetzt nach und nach verloren geht; ja, man hat bei den neueren Verhandlungen über diesen Theil der Gesetzgebung als Grund, warum es der außerordentlichen Begünstigungen der gefallenen Mädchen nicht mehr bedürfe, anführen können, daß die Furcht vor Schande, die man dadurch hat aufwiegen wollen, in Folge des Grades, den die Sittenverderbniß der weiblichen niederen Klasse erreicht habe, nicht mehr vorhanden sey. In den Justiz-Collegien ist es controvers, ob Unzucht eine erlaubte oder eine unerlaubte Handlung ist. Aber auch mit dem Ehebruch macht man sich mehr und mehr vertraut, — er steht als ein Jahr aus Jahr ein fortgesetztes, oft von dem anderen Ehegatten begünstigtes Verhältniß, auf welches die Betheiligten ihren künftigen Lebensplan bauen, vor den Augen ganzer Städte und Dörfer, die der weiblichen Jugend nicht ausgenommen, da, und spottet gleichsam der ohnmächtigen Klagen der Polizei- und Communalbehörden, welche, auch wenn sie allen Ernst der Gesinnung ausziehn, doch die verderblichen Wirkungen solcher Zustände selbst auf den äußeren Wohlstand sich nicht verbergen können. Der Ehebrecher erscheint in seinem Scheidungsprozesse vor dem Geistlichen und der Obrigkeit: „Er gestehe, daß er mit dem und dem Mädchen, mit der und der Ehefrau Ehebruch getrieben, — er sey auch fernerhin nicht gesonnen, von ihr abzulassen, — er habe seiner Frau einen Scheidungsgrund geben wollen, um jene, die reicher sey, zu heirathen," solche und ähnliche Erklärungen gibt er auf die Klagen seiner Frau zu Protokoll, mit einer Gleichgültigkeit, als ob er seine Unterschrift unter einer Vollmacht anerkännte, und es ist gewiß sehr selten, daß der Richter, der dies Alles niederschreibt, ihm das Gewissen zu schärfen suchte; wenn er es thäte, so würde er den herrschenden Geist der Gesetzgebung und Praxis gegen sich haben, und von Seiten solcher Partheien oder Anwälde, die dieses Geistes kundig sind, Beschwerden und Injurienklagen riskiren. Ja, das Mädchen, das mit einem Ehemanne Ehebruch getrieben, erfährt von der Obrigkeit, oft gewiß mit innerem Erstaunen, daß sie dafür noch einen Lohn fordern kann, der aus dem Vermögen des Ehemannes — und sollten die gekränkte Ehefrau und die ehelichen Kinder darüber Noth leiden — beigetrieben wird. — Darf man sich endlich wundern, daß, bei der ungeheuern Gewalt der Gewohnheit über den natürlichen Menschen, selbst obrigkeitliche Personen sich immer allgemeiner und ungescheuter solchen Lastern ergeben, daß Vormünder, Dorfrichter, Raths-Assessoren, Burgemeister ruhig bleiben was sie sind, so offenkundig auch ihr ehebrecherischer Wandel vor den Augen ihrer Vorgesetzten wie ihrer Untergebenen geführt wird, wenn der Geist der Gesetzgebung, wie die tägliche Erfahrung Jedermann sagt, daß er darin völlig freie Hand habe, ja wenn diese Freiheit als eine Frucht der Aufklärung, im Gegensatz des finstern Ernstes der alten Zeit, ihm dargeboten wird?

Werfen wir nun noch einen Blick auf den Gang des Scheidungsprozesses. Er beginnt mit einem Sühneversuch des Pfarrers, und dies ist ein sehr wichtiger, wiewohl jetzt allzuschwacher Ueberrest des Ernstes des alten christlichen Eheprozesses. Denn was ist, besonders in den größeren Städten, bei dem Erschlaffen aller Bande der Kirche, bei der meist völligen Unbekanntschaft des Geistlichen mit den einzelnen Gliedern seiner Gemeinde, bei dem fast gänzlichen Verschwinden der Kirchenzucht, von einer vereinzelten kurzen Unterredung zu hoffen, auch wo nicht Miethlinge, sondern treue Hirten im Amte sind? Gleichwohl sollten diese die Sühnversuche in Scheidungsprozessen als einen inhaltsschweren Theil ihres Berufs, als ein bedeutendes ihnen anvertrautes Pfund, als eine Gelegenheit, vor einen der ärgsten Risse der Mauern von Zion zu treten, mit allem Ernst und Eifer, mit aller Salbung und Liebe, zu denen der reiche Gott auf ihr Gebet ihnen Gnade gibt, zu behandeln sich nicht abschrecken lassen. Denn was ist nach dem Mißlingen des Sühnversuchs von der weiteren Verhandlung der Ehesachen durch die Gerichte zu hoffen? Selbst die kleinsten Untergerichte, die aus einer richterlichen Person, oft einem jungen Referendarius bestehen, sind befugt, Scheidungsprozesse einzuleiten und Scheidungen auszusprechen — eine bis vor dreißig Jahren in Deutschland unerhörte Einrichtung — und so oft die Partheien einig sind, liegt die ganze Entscheidung in der Hand dieses einen Mannes. Vor nicht langer Zeit soll vor einem solchen ein Prediger die rechtskräftige Scheidung seiner Ehe in einigen Stunden zu Stande gebracht haben. Er begab sich seines Gerichtsstandes vor dem Obergericht, — ein Mißbrauch, der erst neuerlich untersagt worden ist, — trat mit seiner Frau und mit einem Zeugnisse eines Amtsbruders, daß der Sühneversuch fruchtlos gewesen, vor den Richter; der Scheidungsgrund wurde behauptet, zugestanden, das Scheidungsurthel gesprochen, ausgefertigt, bekannt gemacht, und von beiden Seiten der Appellation entsagt — alles während die Partheien vor Gericht anwesend blieben. Aber auch bei den großen Gerichten, welche Collegien bilden, ist die Behandlung der Scheidungsprozesse nicht wesentlich verschieden. Sie werden daselbst oft in gedrängt vollen Gerichtsstuben unter der großen Masse der Injurien- und kleinen Schuldsachen von jungen Anfängern erörtert, und die schmutzigen Details der gegenseitigen Anschuldigungen oder der Zeugnisse, welche die ernsteste und zugleich zarteste Behandlung erfordern, wenn auch nur das Ansehen des Ehegerichts aufrecht erhalten werden soll, einer gaffend oder lachend umherstehenden Menge preisgegeben. Fast immer aber werden die Ehesachen unter die geringfügigen gerechnet, bei denen man sich nicht lange aufhalten müsse, wobei freilich die Ueberzeugung der Gerichte, daß sie doch außer Stande sind, der Willkühr der Partheien, und den die Ehen zerrüttenden Sünden Schranken zu setzen, sehr mitwirkt und die Erschlaffung der Praxis erklärt und einigermaßen entschuldigt. Aber selbst die gröbsten Verstöße gegen dieses schon so laxe Eherecht entgehen aller Controle und Rüge, wenn die Ehegatten einig sind, — denn Niemand bringt sie zur Kenntniß der höheren Behörde. So sinkt der Ehescheidungsprozeß zu einer leeren Formalität herab, die außer der Heiligkeit der Ehe auch noch die Würde der Gerichte gefährdet, welche dabei ganz in den Händen der Partheien sind. Ja, es ist vorgekommen, daß ernste Männer in richterlichen Aemtern von Gewissenszweifeln beunruhigt worden sind, ob es ihnen erlaubt sey, sich zur Vollstreckung eines solchen Eherechts, zu Handhabern eines solchen Ehescheidungsprozesses herzugeben.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 5. Oktober. № 80.

Ueber die heutige Gestalt des Eherechts.

(Schluß.)

Und wie sieht es unter diesen Umständen um die Erreichung der Zwecke, denen man die Heiligkeit der Ehe und den Ernst der Sitte zum Opfer gebracht hat, um die Verhütung des Kindermordes und die Vermeidung der Nachtheile unglücklicher Ehen? Der eigentliche Kindermord freilich muß abnehmen, wo die jungfräuliche Scham, als das Hauptmotiv dazu, verschwunden ist; der Tod ist ein sicheres Mittel gegen den Zahnschmerz. Aber müssen sich nicht in gleichem Verhältnisse die unehelichen Geburten vermehren, und ist es nicht bekannt, wie an Leib und Seele verwahrlost die unehelichen Kinder aufwachsen, wie groß ihre Sterblichkeit gegen die der ehelichen ist, wie die übrig bleibenden die Hefe der Bevölkerung bilden? Und was ist mehr geeignet unglückliche Ehen herbeizuführen, als die Auflockerung des Ehebandes?*) Nur solche Ehegatten, die die Ehe als eine heilige Verbindung für das ganze Leben betrachten, können mit dem rechten Ernste in die Ehe treten, und mit der rechten Treue darin beharren. Nur wenn das Eheband fest ist, wenn selbst die Möglichkeit einer Scheidung außerhalb des Gesichtskreises der Ehegatten liegt, wenn sie ihre schwache sündige Persönlichkeit stützen und anlehnen können an die heilige und feste Ordnung Gottes, werden sie stark genug seyn, die Versuchungen zu allen den Sünden zu überwinden, welche die Ehen zerrütten. Haben dagegen die Ehegatten in ihrer Kindheit nie gesehen und geschmeckt, was eine christliche Ehe ist, — sind sie wohl gar erzogen vom Vater zum Hasse, zur Verachtung der Mutter, oder von der Mutter zum Hasse, zur Verachtung des Vaters, — haben sie den Ehebruch rund um sich her eher kennen gelernt, als den Segen ehelicher Liebe und Treue, — ist ihre eigene Ehe schon in dem Bewußtseyn der Möglichkeit der leichten und raschen Scheidung, vielleicht sogar mit Rücksicht darauf eingegangen, — tritt diese Möglichkeit, durch die tägliche Erfahrung frisch erhalten, bei jeder Mißstimmung, bei jeder Regung sündlicher Lust, bei jedem leichtsinnigen Projekt, wo die Ehe hindernd im Wege steht, vor die Seele der Ehegatten, — wird dadurch der noch flüchtige Reiz der Sünde, der sonst schnell verflogen, oder unterdrückt worden wäre, fixirt und zu einem um sich fressenden Krebs ausgebildet, — ist, wie es nicht anders seyn kann, zugleich die ganze Grundansicht der Ehe eine profane

*) Schon das Ehescheidungs-Edikt vom 17. November 1782 enthält in seinem Eingange eine zwar nicht auf den Grund des Uebels eingehende, doch treffende Schilderung der verderblichen Folgen der damaligen Erschlaffung des Eherechts, die doch gegen den jetzigen Zustand kaum in Betracht kommen können; so sehr ist das Verderben, was damals als geringer Keim vorhanden war, unter dem Einflusse der Gesetzgebung und des Zeitgeistes gewachsen. Es heißt darin: „Es sey mißfällig bemerkt worden, daß in verschiedenen Provinzen die Ehescheidungen und deshalb entstehenden Prozesse sehr überhand nehmen, und daß selbst einige Gerichte aus Mißverstand und allzuweiter Auslegung der bisher ergangenen Verordnungen in Zulassung solcher Prozesse und Trennung gültiger Ehen nicht allemal mit einer der Wichtigkeit der Sache gemäßen Vorsicht und Ueberlegung zu Werke gehen. Da nun aber durch eine solche übertriebene Leichtigkeit bei den Ehescheidungen der öffentliche Wohlstand beleidigt, die Zügellosigkeit der Sitten und der Hang der Gemüther zur ungescheuten Verletzung der heiligsten Verbindungen bestärkt; dadurch auf der einen Seite die Schließung mancher unschicklichen und unüberlegten Ehen veranlaßt, auf der anderen aber auch wegen des Anstoßes, den eine zweite Heirath geschiedener Personen gemeiniglich findet, und wegen der Besorgnisse, womit die Unzuverlässigkeit so vieler Ehebündnisse bedenkliche Gemüther nothwendig erfüllen muß, die dem Staate so nachtheilige Ehelosigkeit noch mehr befördert; dem zur häuslichen Glückseligkeit so nöthigen Bestreben der Eheleute, sich in einander zu schicken und allen Anlaß zum Mißvergnügen und Widerwillen sorgfaltig zu vermeiden, die mächtigste Triebfeder genommen, den schädlichen Eindrücken der Verführung freier Zugang geöffnet, solchergestalt die innere Ruhe und Ordnung der Familien gestört, vornehmlich aber den aus solchen Ehen erzeugten Kindern wegen des in den Gemüthern der geschiedenen Eltern gegen sie nur allzuleicht entstehenden Kaltsinns und Abneigung sowohl durch Vernachlässigung ihrer Erziehung als durch Entfremdung und Zersplitterung des Vermögens der größeste Nachtheil zugefügt wird, u. s. w."

geworden, — hat sich das sittliche Gefühl abgestumpft durch den unaufhörlichen Anblick der Scheidungen, die die Obrigkeit ausspricht, der neuen Ehen Geschiedener, die die Kirche einsegnet, ohne daß von Seiten der Obrigkeit oder der Kirche ein Zeichen der Mißbilligung sichtbar, ein Wort des Ernstes laut würde, so daß es scheint als sanktionirte die Obrigkeit und die Kirche dieses Spiel mit der Ehe, — ist selbst die Scham erstickt durch die verpestende Atmosphäre der in ungestrafter Consistenz und Oeffentlichkeit dastehenden ehebrecherischen Verbindungen, ja, der Blutschande, die sich, in vielen Fällen fast unvermeidlich, an diese anschließt, — wie soll da der schwache, sündige Mensch, von allen Stützen der Sitte und des Rechts, ja von der Kirche selbst verlassen, in der Stunde der Versuchung bestehn und die Ehe, dieses herrliche Werk Gottes, gegen die listigen und gewaltigen Anläufe des Teufels vertheidigen können, dem, wie Luther so oft und so schön ausführt, nichts mehr Abbruch thut und zuwider ist, als die Gott wohlgefällige christliche Ehe mit ihrer reichen Fülle geistlichen und leiblichen Segens? —

Manche Leser werden meinen, unser Gemälde sey zu schwarz ausgefallen; diesen versichern wir, daß wir aus mehrjähriger, schmerzlicher Erfahrung, gesammelt in einer größeren Stadt, reden, wo das bestehende Eherecht seine Wirkungen frei und ungehindert hat entfalten können. Es ist noch nicht überall so weit gekommen, — auf dem Lande, unter ackerbauenden Bevölkerungen ist die Sitte fester und dauernder, an anderen Orten leistet das Christenthum kräftigeren Widerstand; aber die Tendenz des jetzigen Eherechts ist überall dieselbe, und selbst jetzt — welche Resultate würde der Staatsmann, der Christ finden, wenn diese tiefen Wunden unserer Kirchen und Staaten umfassend durchsucht, wenn der Pfuhl von Sünden, der Abgrund von Jammer und Unglück gründlich durchforscht würde, den die Profanirung, die Auflockerung der Ehen und die Strafflosigkeit und Begünstigung der Unzucht und des Ehebruchs über viele Tausende von Familien, ja über die künftigen Generationen gebracht hat, denen ihr Hauptantheil an Recht und Staat, die Segnungen der Erziehung im Schoße einer fest und wohlbegründeten Ehe, entzogen, und deren zarte Jugend schon mit dem Gift und Gräuel des Ehebruchs von Eltern, Hausgenossen, Nachbarn u. s. w. befleckt und verpestet worden ist! Wie schrecklich ist schon das Resultat, daß, während in ganz England auf funfzehn Millionen Einwohner jährlich im Durchschnitt zwei bis drei Ehescheidungen vorkommen, — während in Paris in den Jahren 1814 und 1815 (— den letzten vor der gänzlichen Aufhebung der Ehescheidung —) bei einer Bevölkerung von 700000 Einwohnern jährlich zwei und dreißig Ehen geschieden wurden, — in Deutschen Mittelstädten, unter dem Einfluß der oben beschriebenen Gesetzgebung, verhältnißmäßig zehn- bis zwölfmal so viel Ehen als 1814 und 1815 in Paris geschieden zu werden pflegen!

Es können über den Sinn der Aussprüche des Neuen Testaments von der Ehescheidung und über deren Anwendbarkeit als eigentlicher Grundlagen eines Eherechts, über das Verhältniß des Eherechts zur Kirche, über die Grenzlinien der Rechte der Kirche und derer der Obrigkeit in Ehesachen, über Erleichterung und Erschwerung der Ehescheidungen, und über die Bestrafung der Fleischesverbrechen durch die Obrigkeit sehr verschiedene Meinungen statt finden, und es ist nicht unsere Absicht, auf alle diese Fragen jetzt einzugehen. So viel aber hoffen wir mittelst obiger Darstellung des Zustandes unseres Eherechts klar

gemacht zu haben, daß eine Rückkehr zu mehrerem Ernste ein dringendes Bedürfniß ist. Als ein wichtiges nicht bloß, — als ein heiliges Institut, als eine göttliche Einsetzung muß die Ehe erkannt, — als Sachen, die nicht bloß das zeitliche und ewige Wohl der jedesmal Betheiligten, sondern die Kirche und den Staat überhaupt tief angehen, müssen die Ehesachen behandelt werden. Auch wer das stärkste Gewicht legt auf die „Herzenshärtigkeit" der Menschen, — wer so viel Rücksicht, als sich nur immer rechtfertigen läßt, nehmen will, auf den Verfall der Sitten, auf die Schwäche und die Bedürfnisse der einzelnen Betheiligten, kann eine profane, eine leichtfertige Behandlung der Ehesachen, die gar sehr von der mildesten Schonung der Schwäche der Menschen verschieden ist, nicht wollen, so lange er die Wichtigkeit, die Heiligkeit der Ehe nicht aus den Augen verliert. Je mehr jener Ernst von Innen heraus durch Ausgießung des Geistes, der ein Geist der Zucht ist, durch das Wort Gottes, aus dem alle Wahrheit fließt, durch die reine Lehre und den heiligen Wandel der Kirche, die das Salz der Erde ist, gewirkt wird, desto gründlicher, desto dauernder, desto segensreicher wird er seyn; — fern sey es von uns, von der Obrigkeit, von der Gesetzgebung zu hoffen oder zu fordern, was nur der Geist Gottes kann, was der Kirche obliegt. Aber dennoch haben wir nicht bloß zu der Kirche, deren reiflichste Erwägung der Gegenstand allerdings zunächst erfordert, nicht bloß zu den Christen, denen wir ihn, jedem in seiner Sphäre, dringend an das Herz zu legen wünschen, als solchen reden wollen, sondern auch zur Obrigkeit, die bei aller so nöthigen Erkenntniß der Schranken ihrer Macht, bei aller so heilsamen Scheu vor unbefugten Eingriffen in die ausschließlichen Gebiete des Gewissens und der Kirche, doch von der anderen Seite nicht vergessen darf, daß die Aufrechthaltung, die Förderung der guten Sitte ihr Beruf ist, daß sie dem Verfall derselben nicht voraneilen und die Bahn brechen, daß sie nicht zerstören, nicht mit Füßen treten darf, was der Sitte, der Kirche heilig ist. Nun ist aber die Strafflosigkeit und Privilegirung des Ehebruchs, vor dem selbst Viele, die sich den einfachen Fleischessünden ohne Scheu hingeben, einen Abscheu haben, die Gleichstellung der Ehe mit der Unzucht, ihre Losreißung vom Christenthume, die Profanirung der Ehesachen durch eine Behandlung, wie die geringfügiger Streitigkeiten über Mein und Dein, viel mehr als selbst unsere tief gesunkene öffentliche Meinung, unsere verderbte Sitte billigen oder gar fordern kann, — die Gesetzgebung sollte also umkehren auf dem verderblichen Wege, den sie betreten hat, und der in den offenen Abgrund führt.

Nur einige besondere Beziehungen unseres Gegenstandes wollen wir, um ferneres Nachdenken darüber anzuregen, noch berühren. Sie betreffen das Verhältniß der heutigen Gestalt unseres Eherechts zur Evangelischen Kirche.

Wir gedachten schon oben des Unrechts, welches unserer Kirche dadurch geschieht, daß ihr die feierliche Anerkennung der gerichtlichen Ehescheidungen durch Aussprechung des christlichen Segens über die anderweitigen Ehen der Geschiedenen angesonnen wird, ohne daß die Ehescheidungen selbst einer kirchlichen Prüfung unterlegen haben, ja, ohne daß das System des Eherechts, auf dessen Grund die Scheidungen erfolgt sind, irgend Anspruch darauf macht, in Beziehung zum Christenthume, geschweige denn in Uebereinstimmung mit demselben zu stehen. *)

*) Als die jetzige Ehegesetzgebung berathen wurde, schlug ein

Dadurch wird die Kirche zur Sklavin des Staats herabgewürdigt, denn sie wird behandelt als ob sie rechtlos wäre, als ob ihr Alles, auch das ihrer innersten Natur widersprechendste, ungescheut zugemuthet werden dürfe. Dem Staate zu dienen ist zwar ihr Beruf, — ist doch ihr Haupt auf Erden gekommen, „nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene." Aber es ist dies ein edler, ein freier Dienst, wie der, den die Mutter ihrem Kinde, der König seinen Unterthanen leistet, — ein Dienst, den der Staat erwiedert, denn auch seine höchste Ehre, die wahre Quelle seiner Majestät, ist dem Haupte der Kirche, mithin auch ihr, zu dienen, so wie die, welchen zu dienen Christus Mensch geworden ist, dennoch ihn als ihren Herrn, sich als seine Diener mit Freuden anerkennen, und in seinem Dienste ihre wahre Freiheit, ihren rechten Adel finden, — es ist ein Dienst, der nie darin bestehen darf, daß sie ihres Herrn und Hauptes Gebote verläugnet, daß sie seine Rechte preisgibt. Dies geschieht aber, wenn sie das, was der Herr für Ehebruch erklärt, als eine christliche Ehe einsegnet. Es haben daher ernste evangelische Prediger, ihrer Pflicht gegen den Herrn eingedenk, sich geweigert, Trauungen Geschiedener, wenn die Scheidung ohne schriftmäßigen Grund erfolgt war, zu vollziehen. Nun kann zwar nicht gefordert werden, daß die individuelle Ueberzeugung des einzelnen Geistlichen über die kirchliche Anerkennung einer Ehescheidung entscheide; dies würde zur Anarchie führen; so wie jeder Verband unter Menschen, so erfordert auch der organischste von allen, die Kirche, die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, insbesondere unter seine Obern, und, weil die Kirche nicht ein willkührliches Menschen-, sondern ein Gotteswerk ist, so kann und soll auch das Gewissen des einzelnen, — als Knecht im Hause Gottes, und nicht als Herr, berufenen, — Geistlichen bei dieser Unterordnung sich beruhigen, und der besonderen Kirche, der er dient, gehorchen, so lange er ihr, als einem Gliede der Einen allgemeinen Kirche, dienen kann und darf, wobei, daß er Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, immer vorbehalten bleibt. Allein, wenn diese Grundsätze auch noch so willig anerkannt, und noch so demüthig befolgt werden, so ist doch nicht abzusehen, wie der evangelische Geistliche berechtigt seyn kann, eine Scheidung, durch die neue Trauung der Geschiedenen, kirchlich und feierlich anzuerkennen, welche gar nicht, weder von ihm selbst noch von seiner vorgesetzten Kirchenbehörde nach der christlichen Lehre, weder nach der strengeren noch nach der laxeren Auslegung derselben geprüft, sondern nur von der Obrigkeit nach einem Rechtssysteme ausgesprochen worden, welches mit dem Christenthume nichts gemein haben will. Es ist dies eine Unterwerfung des Gewissens des einzelnen Geistlichen nicht unter die Auctorität und die Beschlüsse der Kirche, sondern unter dieses vom Christenthume ganz losgetrennte Rechtssystem, — mithin ein Anerkenntniß, daß der Segen der Kirche nicht ihr und ihres Herrn und Heilandes, sondern der Welt Eigenthum und deren beliebigen Disposition zu äußerlichen Zwecken unterworfen ist. Hierin müssen selbst diejenigen uns Recht geben, welche glauben, daß die christliche Trauung nicht auf solche Ehen beschränkt zu werden braucht, welche mit Christi Aussprüchen

Edelmann die Einführung der Vielweiberei vor, indem er aus der heiligen Schrift deren Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit darzuthun sich bemühte. Er wurde mit seinem Vorschlage aus dem Grunde zurückgewiesen, weil es auf die heilige Schrift bei der neuen Ehegesetzgebung nicht ankommen könne.

von der Ehescheidung übereinstimmen, indem sie annehmen, daß diese Aussprüche nur seine wahren Jünger, die Wiedergeborenen, angehen, die Kirche aber, nach dem Beispiele der göttlichen Herablassung im Alten Testamente, auch für die Vielen einen Segen habe und aussprechen dürfe und solle, welche, „um ihrer Herzenshärtigkeit" willen zum Eingehen in ihr Heiligthum noch nicht geschickt, doch in ihren Vorhöfen in einer heilsamen vorbereitenden Verbindung mit ihr stehen. Wir wollen diese Meinung — die freilich ein doppeltes oder mehrfaches Trauungsformular unumgänglich zu erfordern scheint — hier nicht erörtern; denn auch nach dieser Meinung muß die Kirche, um auch nur einen solchen Segen aussprechen zu können, die Scheidung, wenn auch nach minder strengen als Christi Regeln, prüfen, und zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie nicht ihren Segen über eine Verbindung ausspricht, die, auch mit Rücksicht auf den Standpunkt der Betheiligten, als ehebrecherisch verworfen werden müßte, und diese Ueberzeugung können ihr gerichtliche Urtheile, denen das oben beschriebene Rechtssystem zum Grunde liegt, nicht gewähren. Wir können daher nur wünschen, daß alle evangelische Geistliche, — besonders aber die, welchen solche Fälle vorkommen, — recht prüfen mögen, was in solchen Fällen des Herrn Wille und Gebot an sie sey, damit sie nicht ihrerseits beitragen zu der schon so argen Zerrüttung des christlichen Eherechts, sondern vielmehr die heiligen Rechte der Kirche und ihres Hauptes, wie es ihnen als dessen Knechten obliegt, freimüthig geltend machen.

Manchem Geistlichen möchte hier zwar der Gedanke beigehen, er werde hierin doch keine Aenderung bewirken, und deshalb sey es seines Amtes nicht, dem Strome entgegenzuschwimmen. Allein sein Gewissen unbefleckt zu bewahren und zu bekennen, ist jedes Christen, noch mehr jedes Geistlichen Beruf, — die Wirkung aber steht in Gottes Hand, — auch ist nicht abzusehen, auf welche heilsamere, eindringlichere und mehr Vertrauen erweckende Art die Obrigkeit zur Aufmerksamkeit auf diese wichtige Sache angeregt werden könnte, als durch das freimüthige und zugleich bescheidene Bekenntniß gewissenhafter Geistlicher, deren Lehre und Wandel Zeugniß gibt, daß nicht separatistischer Eigensinn, nicht Herrschsucht, nicht Lust, sich in weltliche Händel zu verflechten, oder Haschen nach dem Ruhm eines Reformators, sondern Treue gegen den Herrn, dem sie dienen, und Sorgfalt, ihr Gewissen zu bewahren, ihr Motiv ist. Wir sind so geneigt, Alles von dem Staate, von der Gesetzgebung zu erwarten, und wenn diese Erwartung uns täuscht, zu klagen, — und bedenken nicht, daß grade wir es oft sind, die durch Wort und Wandel der Obrigkeit Veranlassung geben sollten zu prüfen, ob und wie sie helfen könne. Ihr, der Obrigkeit selbst, sind wir treues Zeugniß, muthiges Bekennen, — und wäre es auch mit eigener Gefahr oder Aufopferung — schuldig; nicht ungeachtet, sondern wegen unserer Pflicht gegen sie sollen wir ihr die Wahrheit sagen; — und wer kann behaupten, daß grade in unserem Vaterlande das ernste bescheidene Wort aus dem Herzen und Munde des Knechtes Christi von ihr nicht wird gehört werden? O wäre die Geistlichkeit ihrem Berufe treu und entschieden, muthig und unerschrocken im Dienste des Herrn, wie viel könnte sie beitragen zum Bau der Mauern von Zion! Sie brauchte nicht auf veränderte Staats- und Kirchenverfassungen, auf Repräsentation in landständischen Versammlungen zu warten, um aus der Fülle ihres Herrn und Hauptes mit dem Salz des Wortes und Geistes Gottes der

Fäulniß der Welt zu Hülfe zu kommen. Es würde dann auch unter den Männern, in deren Händen das Kirchenregiment ist, an solchen nicht fehlen, welche die treuen Zeugen der Wahrheit verträten, und gegen Gewissenszwang schützten, zugleich aber auf Herstellung eines festen evangelischen Eherechts, in welchem die Gewissen der Christen Ruhe finden könnten, als eines dringenden Bedürfnisses der Kirche wie des Staates, hinwirkten.

Dieses Bedürfniß tritt noch mehr hervor, wenn man die Evangelische Kirche in dieser Beziehung mit der Römisch-Katholischen vergleicht, und die großen Vorzüge erwägt, welche diese ihrem festen Eherechte verdankt. Keinem Römischkatholischen Geistlichen wird, selbst von protestantischen Obrigkeiten, die Einsegnung einer nach dem Eherechte seiner Kirche unzulässigen Ehe angesonnen. Warum genießen die evangelischen Geistlichen nicht dieselbe Freiheit? Ist es etwa erlaubt, das Eherecht der Evangelischen Kirche als gar nicht vorhanden zu behandeln, weil es nicht so ausgebildet und so festgestellt ist, wie das Römische? — Dieser Umstand sollte vielmehr eben zu seiner Ausbildung und Feststellung, und bis es so weit gekommen, zu um so zarterer Auffassung und Schonung des in nicht so handgreiflicher Form vorhandenen Inhalts, anregen, nicht aber die Evangelischen selbst veranlassen es ganz mit Füßen zu treten. Nicht blos das evangelische Eherecht, die Evangelische Kirche überhaupt entbehrt größtentheils der fest ausgebildeten Formen, welche die Römische hat, darf man darum ihre Rechte vergessen und zertreten? Welche Verantwortung haben wir zu erwarten vor dem Richterstuhle des Hauptes unserer Kirche, wenn wir die durch die Reformation gewonnene Freiheit zu so lüderlicher Vergeudung der evangelischen Gnadenschätze mißbrauchen! — Aber auch eine andere traurige Erscheinung bietet das Verhältniß der Römisch-Katholischen Kirche zur Evangelischen auf dem Gebiete des Eherechts dar. Es ist nicht selten, daß gewissenlose Katholiken, denen ihre Kirche die Ehescheidung verweigert, zur Evangelischen Kirche bloß deshalb übertreten, um die Scheidung zu erlangen, und auf diesem Wege ihren Zweck auch wirklich erreichen. Welche Schmach für die Evangelischen, besonders in den vielen Fällen, wo kein schriftmäßiger Scheidungsgrund vorhanden ist, also die Römische Kirche bei ihrer Verweigerung der Scheidung sogar das klare Schriftwort für sich hat! Hier, wie in dem Falle, wo ein Freiherr von Reichlin-Meldegg um seines dreisten Unglaubens willen sein Lehramt in der Römischen Kirche verlassen muß, und sofort einen protestantischen Lehrstuhl besteigt, sind es die Römisch-Katholischen, die den Geboten Christi treu bleiben, wir aber die, welche Gottes Wort dem Zeitgeiste unterordnen, — eine doppelte Schande für uns, weil wir uns der Reinigung unsrer Kirche von dem Sauerteige der Menschensatzungen als des Kleinods derselben rühmen. Auch diese Betrachtung möge evangelische Geistliche und Obrigkeiten erwecken, ihrem in unsrer Zeit so wichtigen Berufe in Beziehung auf das Eherecht treu zu seyn, und zu thun, was ihr erhabenes Amt von ihnen fordert.

Schließlich bemerken wir, daß wir uns absichtlich des Eingehens in diejenigen Fragen enthalten haben, über welche auch christlich gesinnte Theologen und Staatsmänner in dieser wichtigen Sache verschiedner Meinung seyn können; unsre Absicht war nicht, unter solchen Streit zu erregen, sondern sie zur ernsten Beherzigung der Wahrheiten aufzufordern, über welche sie einig sind und zu gemeinschaftlichen Anstrengungen, den Geist der Zucht und des Ernstes in unser zerrüttetes Eherecht, in unsern so ganz darnieder liegenden Eheprozeß zurückzuführen. Die ersten Schritte werden sie auch bei sonst sehr abweichenden Ueberzeugungen gemeinschaftlich thun können; ist man aber der Sache dadurch erst näher getreten, so werden sich Erfahrungen ergeben, welche weiter führen. Man hüte sich nur, darum nichts zu thun, weil nicht sofort alles, oder nicht so viel als man wünschte, zu erreichen ist. Schon der erste kleinste Impuls nach der entgegengesetzten Richtung, als der seit einem halben Jahrhundert befolgten, wird höchst segensreich wirken. — Eine gründliche Reform des Eherechts läßt sich überdieß ohne eine Reform der Kirche überhaupt weder hoffen, noch auch nur als möglich denken, — es muß ihr eine Ausgießung des Geistes vorangehen, von welcher die seit einigen Jahrzehnden zu spürenden neuen Lebensregungen der Evangelischen Kirche nur als ein schwacher Vorschmack gelten können. Dann würde, so wie überhaupt die neugesammelte Kirche mit der Welt, so insbesondere die wahrhaft christliche Ehe mit der Ehe der Welt in einen Gegensatz treten, der tief in die jetzt in gährender Krisis begriffenen Fragen vom Verhältniß der Kirche zum Staate und der christlichen Ehe zur bloß bürgerlichen hineinführen müßte. Bevor aber diese „Zeit erfüllet" ist, würde nur Zerrüttung daraus entstehen, wenn voreilig auf dem Wege der Gesetzgebung erstrebt würde, was als Werk des heiligen Geistes im innersten Herzen der Kirche beginnen und in ihrer Entwickelung reif werden muß. Hier besonders sollen Landesobrigkeiten die Schranken ihrer Macht, — daß sie nicht alles machen können, was sie wünschen, — erkennen. Es ist schon ein schweres Amt für sie, die gute Sitte zu halten, zu stärken, ihrem Verfall entgegen zu wirken, aber dies ist unter allen Umständen, vorzüglich aber hier ihr Beruf, wo sie selbst die Zerstörung angerichtet. Ein rein christliches Eherecht aber, d. i. ein solches, wo Christi Gebot allein und ganz gelte, durchzusetzen, ist, so lange Unglaube und Weltsinn sogar die meisten Kanzeln im Besitz hat, ein, selbst in der Kirche, geschweige denn im Staate unmögliches Unternehmen; und eben deshalb ist eine bloß bürgerliche Ehe im Gegensatz der christlichen auch noch kein Bedürfniß; ihre Einführung, wo sie noch nicht vorhanden ist, würde die schwachen und doch so heilsamen Bande ganz zu zerreißen drohen, durch welche die zahlreichen Namenchristen jetzt mit der Kirche zusammenhängen, ohne doch den Segen eines rein christlichen Eherechts, zu welchem die Grundlagen im Zustande der Kirche noch fehlen, herbeizuführen. Während dieses Zwischenzustandes aber wird und soll auch auf dem Gebiete des Eherechts in Kirche und Staat der Kampf des Lichts mit der Finsterniß fortdauern. Und daß christliche Obrigkeiten und Geistliche in diesem Kampfe mit Ernst und Eifer, mit Weisheit und Mäßigung, die Waffen des Lichts führen, dazu hat diese Darstellung beitragen sollen. Möge der Herr alle die erleuchten und mit seinem Geiste erfüllen, welchen der Beruf zu Theil wird, durch Wort und That für diese heilige Sache zu wirken.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 9. Oktober. № 81.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

Erster Artikel. Die Geschichte der Lehre vom Verhältnisse beider zu einander.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Zeitverhältnisse eine gründliche Behandlung dieses Gegenstandes sehr wünschenswerth machen, und daß es schon längst zu den Aufgaben unseres Blattes gehörte, sich mit ihm gründlich zu beschäftigen. Der Uebelstand, daß dies bisher nicht geschah, trat um so deutlicher als solcher hervor durch die mitgetheilten zahlreichen historischen Berichte über Verhandlungen wegen der Sabbathsfeier aus Großbritannien und Amerika, welche die Frage, was denn eigentlich von der Grundansicht der Englischen und Amerikanischen Christen in dieser Beziehung zu halten sey, stets von Neuem hervorrufen mußten. Lebhaft angeregt wurde und wird der Gegenstand auch durch die von England aus, besonders durch das Medium der Niedersächsischen Traktatgesellschaft, gemachten Versuche, diese Ansicht in Deutschland einzuführen. Manche nehmen sie unbesehens an, weil sie in ihr das einzige Mittel zu erkennen glauben, die herrschende schlechte Praxis in Bezug auf die Sonntagsfeier zu verbessern, deren verderbliche Wirkungen sich Jedem um so mehr aufdringen, je näher er dem wirklichen Leben steht. Andere, bei denen das dogmatische Interesse mehr vorwiegt, werden durch den Gegensatz zu dem anderen Extrem hingetrieben, und wirken bei allem Ernste der Gesinnung doch in Gemeinschaft mit dem herrschenden Leichtsinn zu demselben Ziele. Unsere Absicht ist es, hier eine Ansicht zu begründen, welche das praktische Interesse und das dogmatische auf gleiche Weise befriedigt. Ehe wir aber dazu schreiten, halten wir es für nöthig einen Ueberblick über die Geschichte der Lehre vom Verhältnisse des Sonntags zum Sabbath in der christlichen Kirche zu geben, die auf die dogmatische Behandlung des Gegenstandes in mancher Hinsicht vorbereiten wird. Die besten Sammlungen hierüber finden sich in einer Schrift von Vlak, Prediger in Zütphen: De heilige Sabbath, Amsterdam 1686, die uns aber leider nur aus dem Auszuge in der Bibliotheque historique t. 5. p. 515 ff. bekannt ist. Dieser ist jedoch bei den Streitigkeiten über diese Materie in Holland während des siebzehnten Jahrhunderts so ausführlich, daß er uns für diesen Zeitraum als Führer dienen kann.

Damit man sehe, worauf es bei der folgenden geschichtlichen Darstellung besonders ankomme, stellen wir hier zuerst aus Gemberg „die Schottische Kirche," S. 87. die Grundzüge der Großbritannisch-Amerikanischen Ansicht hin. „Das Sabbathgesetz sey göttlicher Auctorität, seit den Tagen der Urväter (Gen 2, 2. 3.) habe es Gott gegeben und durch Mosen zunächst für das Volk Israel erneuert. Christus habe es nicht aufgehoben, sondern den Geist herzugebracht, es recht auszulegen und recht zu halten. Es sey kein bloßes Ritualgesetz, sondern stehe unter den Geboten des Decalog, welche er in der Bergpredigt geistiger fassen lehre, aber nicht aufhebe. Paulus warne (Röm. 14, 5. 6., Gal. 4, 10., Col. 2, 16.) vor der falschen jüdischen Weise der Feier, und schärfe mit Recht das Eine Nothwendige ein, daß Christus in uns eine Gestalt gewinne, ohne darum ein uraltes göttliches Gebot zu antiquiren." Der Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Bunde ist nach dieser Ansicht in dieser Beziehung nur der, daß unter dem letzteren auf göttlichen Befehl an die Stelle des siebenten Wochentages der erste getreten. Der jüdische Sabbath und der christliche Sonntag sind wesentlich eins.

Diese Ansicht von der Uebertragung des Sabbaths auf den Sonntag ist dem ganzen christlichen Alterthum durchaus fremd, so sehr, daß sie nicht einmal bekämpft, immer nur die entgegengesetzte mit gänzlicher Unbefangenheit als die allgemein herrschende hingestellt wird. Kampf fand in Bezug auf den Sabbath nur gegen die Juden statt, welche seine Beobachtung von den Christen forderten, und gegen die Manichäer, welche aus der Unterlassung derselben schlossen, daß die rechtgläubige Kirche selbst insgeheim den Gott des A. B. von dem Gotte des N. B. unterscheide. Ein Verhör einzelner besonders bedeutender Zeugen wird die Richtigkeit unserer Behauptung darthun.

Der Jude Tryphon stellt bei Justinus Martyr in dem dialogus cum Tryphone c. 10. als Haupteinwurf gegen die Göttlichkeit des Christenthums Folgendes auf: „Das befremdet uns am meisten, daß ihr, die ihr doch behauptet fromm zu seyn, und meinet euch von den Uebrigen zu unterscheiden, doch in keinem Stücke hinter ihnen zurückbleibt, und von den Heiden euer

Leben absondert, indem ihr weder die Feste, noch die Sabbathe haltet, noch die Beschneidung habt." Dagegen behauptet Justinus nicht etwa die Uebertragung des Sabbaths auf den Sonntag, sondern die Abschaffung des ganzen Mosaischen Gesetzes (c. 11.). „Das Gesetz auf Horeb ist nun schon alt, und nur für euch allein, das neue Gesetz ist für Alle ohne Unterschied. Gesetz aber gegen Gesetz gegeben hat das frühere aufgehoben und der nachgekommene Bund hat dem früheren ein Ziel gesteckt. Uns aber ist als ewiges und letztes Gesetz Christus gegeben, und der sichere Bund, nach dem kein Gesetz und kein Gebot und kein Befehl." Er stellt c. 12. der äußeren Sabbathsfeier des A. B. die geistige des N. B. entgegen. „Das neue Gesetz will, daß ihr immer Sabbath halten sollt, und ihr meint fromm zu seyn, wenn ihr Einen Tag müßig seyd, ohne zu verstehen, warum dies euch vorgeschrieben worden. — Wenn unter euch ein Meineidiger oder ein Dieb ist, so höre er auf, wenn ein Ehebrecher, so thue er Buße; dann feiert er den lieblichen und wahren Sabbath dem Herrn." Er behauptet c. 18., daß die Sabbathfeier und Anderes von Gott nur mit Rücksicht auf den speciellen Zustand des Volkes Israel verordnet sey, und daher nicht ein ewiges Gesetz, sondern ein nach den Umständen veränderliches: „Wir würden die fleischliche Beschneidung und den Sabbath und alle Feste ohne weiteres halten, wenn wir nicht eingesehen, aus welcher Ursache sie auch euch vorgeschrieben worden, nämlich wegen eurer Gesetzlosigkeit und Hartherzigkeit." Er bezeichnet c. 19. das Sabbathsgesetz als ein Mittel, das rohe Volk an Gott zu erinnern. — Er widerlegt c. 23. die Behauptung der ewigen Gültigkeit des Sabbathsgesetzes durch die Bemerkung, daß es dann statt erst Israel in der Wüste, schon vom ersten Anbeginn an dem ganzen Menschengeschlechte gegeben seyn müsse, wovon sich aber gar keine Spur finde — eine Argumentation, deren Triftigkeit so augenscheinlich ist, daß alle Vertheidiger der Verbindlichkeit des Mosaischen Sabbathsgesetzes zugleich die Promulgation des Sabbathsgesetzes gleich nach der Weltschöpfung und die Haltung des Sabbath durch alle frommen Väter behaupten. „Wenn wir dies (die Abschaffung des Sabbath u. s. w.) nicht zugestehen, so müssen wir auf ungereimte Gedanken gerathen, als sey es nicht derselbe Gott, der zu Henoch und den andern Allen in Beziehung stand, die weder die fleischliche Beschneidung hatten, noch den Sabbath hielten, noch das Uebrige, das Moses geboten zu thun. Oder er habe nicht immer gewollt, daß das ganze Menschengeschlecht dieselben ihm angehörigen Pflichten beobachte. Dies zu behaupten, ist lächerlich und unverständig. Daß er aber als immer derselbe um der sündigen Menschen willen dieses und ähnliches geboten habe, dies behaupten, heißt ihn als menschenfreundlich, vorherwissend, mangellos, gerecht und gut darthun." — „Wenn vor Abraham keine Beschneidung nothwendig war, und vor Moses keine Sabbathsfeier, keine Feste und keine Opfer, so findet eine solche Nothwendigkeit auch jetzt nicht statt, nachdem der Sohn Gottes, Jesus Christus, nach Gottes willen durch die Jungfrau vom Geschlechte Abraham's geboren worden."

Tertullian widerlegt in der Schrift c. Judaeos, c. 4. ausführlich die jüdische Behauptung von der ewigen Verbindlichkeit des Sabbathsgesetzes. Er sagt unter Anderen: „Endlich mögen sie zeigen, daß Adam den Sabbath gefeiert habe, oder, daß Abel, indem er Gott ein heiliges Opfer darbrachte, durch Haltung des Sabbath ihm gefiel, oder daß der in den Himmel versetzte Henoch ein Beobachter des Sabbath war, oder daß Noah, der die Arche verfertigte wegen der ungeheuren Fluth, den Sabbath hielt; oder daß Abraham in Haltung des Sabbath Isaak, seinen Sohn, darbrachte, oder daß Melchisedech in seinem Priesterthum das Gesetz des Sabbath empfing. Aber die Juden werden sagen, seit dies Gesetz durch Moses gegeben worden, habe es beobachtet werden müssen. Damit ist jedoch zugleich zugestanden, daß das Gebot kein ewiges, noch geistiges, sondern ein zeitliches gewesen, was dereinst aufhören sollte."

Eben so erklärt sich auch Irenäus, c. haer. IV. c. 30.

Augustinus entwickelt seine Ansicht vom Sabbath an zahlreichen Stellen, besonders ausführlich aber in der Schrift gegen den Manichäer Faustus. Er betrachtet das Sabbathsgesetz als ein rein ceremoniales, die Sabbathsfeier als eine symbolische Handlung, als eine äußere Abbildung der durch Christum erworbenen Ruhe der Heiligen von allen irdischen Werken, die mit dem ganzen Schattenwerke des A. B. aufhöre, nachdem das Wesen gekommen. Wir heben hier einige Stellen aus: B. 6. c. 1. „Faustus sprach: Nimmst du das A. T. an? Wie, dessen Gebote ich nicht halte? Ich glaube, daß auch du nicht. Denn die Beschneidung verwerfe ich als etwas Häßliches und ich meine auch du. Die Feier am Sabbath halte ich für etwas Ueberflüssiges, und eben so du." c. 2. „Augustinus sprach: Ich antworte, sie wissen durchaus nicht, was für ein Unterschied sey zwischen den Vorschriften, wonach das Leben geführt, und den Vorschriften, wodurch das Leben bezeichnet werden soll. Z. B. du sollst nicht begehren, ist eine Vorschrift, wonach das Leben geführt, du sollst alles Männliche beschneiden, ist eine Vorschrift, wodurch das Leben bezeichnet werden soll. — — Von dem Standpunkt der gegenwärtigen Zeit aus tadeln sie jene Dinge, welche allerdings jener Zeit angemessen waren, in der, was jetzt offenbar ist, als zukünftig bezeichnet wird." c. 4. „Das Feiern am Sabbath erscheint uns jetzt zwar als überflüssig zu beobachten, seit die Hoffnung unserer ewigen Ruhe offenbart worden, nicht aber zu lesen und zu verstehen: weil in den prophetischen Zeiten, als dasjenige, was uns jetzt offenbart worden, nicht allein durch Reden, sondern auch durch Handlungen vorgebildet und vorherverkündet werden mußte, durch jenes Zeichen, was wir lesen, jene Sache vorgebildet worden ist, die wir nun besitzen." B. 16. c. 28. „Was du sagst in Bezug auf den Sabbath und die fleischliche Beschneidung und die Speiseunterschiede, Anderes habe hierüber Moses gelehrt, Anderes haben die Christen durch Christum gelernt: so haben wir schon oben gezeigt, daß, wie der Apostel sagt, dies alles unser Vorbild gewesen ist. Es ist also nicht eine verschiedene Lehre, sondern eine verschiedene Zeit. Denn eine andere war, wo dieses durch figürliche Weissagungen vorherverkündet werden mußte, und eine andere ist jetzt, wo dies erfüllt werden muß durch die schon offenbare und uns zugetheilte Wahrheit. Aber was Wunder ist es, wenn die Juden, den Sabbath fleischlich verstehend, Christo, der ihn geistlich auffassen lehrte, widerstrebten."

In dem 36sten Briefe (opp. II. p. 53. Bened. Cler.) sagt er, der Herr habe deshalb die Jünger am Sabbath Aehren ausraufen und Nahrung zu sich nehmen lassen, „damit das erstere diene gegen diejenigen, welche am Sabbath müßig gehen wollen, das andere gegen diejenigen, welche am Sabbath zu fasten nöthigen, andeutend, das erstere sey nun, da die Zeit sich geändert, abergläubisch; das andere zu beiden Zeiten (unter dem A. und unter dem N. B.) frei."

In dem Briefe an den Januarius (ep. 55., al. 119.) entwickelt er die geistige Bedeutung des Sabbathsgesetzes, und sagt dann c. 12.: „Und darum wird unter allen jenen zehn Ge-

boten das einzige, was sich dort über den Sabbath findet, als ein figürlich zu haltendes vorgeschrieben, welches Bild wir erhalten haben um es zu verstehen, nicht um es auch durch leibliche Muße zu feiern. — Die Feier der Juden selbst, welche also vorgeschrieben ist, würde mit Recht für lächerlich erklärt werden, wenn sie nicht eine andere geistige Ruhe bezeichnete." Wie wenig er Sabbath und Sonntag mit einander verwechselt, zeigt, daß er ebendaselbst c. 13. dem Sonntag eine von der des Sabbath verschiedene geistige Bedeutung beilegt. Der Sabbath bezeichnet ihm die Ruhe von allem irdischen Wesen, der Sonntag das neue himmlische Leben.

Hieronymus zu Gal. 4, 10. (opp. t. 9. p. 142.) wirft die Frage auf, wenn man keine Tage, Monden und Zeiten halten dürfe, wie sich denn die Christen nicht derselben Versündigung schuldig machen, wenn sie den Sonntag und andere Feste feiern. Er beantwortet diese Frage also, daß er nachweist, wie die christlichen Feste eine ganz andere Bedeutung haben. Für den Christen sey jeder Tag ein Sonntag, ein Pfingst- und Osterfest; nur zur Erhöhung der Freude durch die Gemeinschaft, und wegen der Schwachen, die in die Geschäfte der Welt versenkt, zur beständigen Festfeier unfähig seyen, habe die Kirche aus der Zahl der an und für sich gleichen Tage einzelne zur Verherrlichung der an ihnen ertheilten göttlichen Gnadenwohlthaten auserwählt. Er sagt unter Anderen: „Und damit nicht eine ungeordnete Versammlung des Volkes den Glauben in Christo mindere, darum sind gewisse Tage festgesetzt, damit wir Alle zugleich zusammenkommen. Nicht als ob jener Tag herrlicher wäre, an dem wir uns versammeln, sondern damit, an welchem Tage wir uns auch versammeln mögen, aus dem gegenseitigen Anblicke eine größere Freude entstehe. Wer aber auf die vorgelegte Frage schärfer antworten will, behauptet, alle Tage seyen gleich, und Christus werde nicht bloß am Freitag gekreuzigt und stehe am Sonntage wieder auf, sondern immer sey der heilige Tag der Auferstehung und immer esse er das Fleisch des Herrn."

In der geistigen Deutung des Sabbathsgesetzes, sofern es sich auf die Christen bezieht, stimmt Hieronymus mit Augustinus überein. So sagt er zu Jes. 58. opp. t. 4. p. 186.: „Der Sabbath, welches Wort Ruhe bedeutet, muß zu allen Zeiten geheiligt werden von den Gläubigen, in dem sie nicht den Willen des Fleisches, sondern des Geistes thun." Und zu Ezech. 43. opp. t. V. p. 465.: „Der buchstäbliche Sabbath, der Sabbath der Juden, wird mit Recht von denen verletzt, welche ein auserwähltes, königliches, priesterliches Geschlecht sind. — Es heiligt aber den Sabbath Gottes, wer nicht trägt die Last der Sünde am Sabbath."

Wie weit entfernt das christliche Alterthum von der Ansicht einer Uebertragung des Sabbaths auf den Sonntag war, geht auch aus folgenden Umständen hervor. 1. Die Arbeit galt am Sonntage unter Umständen als erlaubt. Zwar Tertullian (de orat. c. 17.) sagt, daß man am Sonntage die Geschäfte aufschiebe, „damit man dem Teufel keinen Raum gebe," worin Dr. Neander, Kirchengesch. 1, 2. p. 514., die Spur einer falschen Uebertragung des Sabbathgesetzes auf den Sonntag finden will. Allein auch abgesehen von den anderweitigen Stellen des Tertullian, welche die Annahme einer Uebertragung zurückweisen, zeigt schon der hinzugefügte Grund, daß die Unterlassung der Arbeit am Sonntag, nicht wie unter dem A. B. schon an und für sich eine gottesdienstliche Uebung, sondern nur ein ascetisches Mittel war. Man soll nicht arbeiten, weil man dadurch die Gedanken von Gott abzieht, und also dem Fürsten dieser

Welt die Thür öffnet. — Das Concil zu Laodicäa verordnete in seinem 29sten Canon: „Die Christen sollen nicht judaisiren und am Sabbath müßig seyn, sondern arbeiten an demselben Tage; den Sonntag aber vorziehend, sollen sie, wenn sie es anders können, sich der Arbeit enthalten als Christen; wenn aber Judaisten gefunden werden, so sollen sie ein Fluch seyn bei Christo." Dies „wenn sie es anders können" ist wohl zu beachten. Es wird von Balsamon, einem späteren Kirchenrechtslehrer, treffend so commentirt (S. 839.): „Unsere Väter verordneten das nicht Arbeiten am Sonntage nicht als ein unverletzliches Gebot, sondern sie setzten hinzu: wenn die Gläubigen es anders vermögen. Denn wenn Jemand aus Armuth oder einer anderen Noth auch am Sonntag arbeitet, so soll ein solcher ohne Verantwortung seyn." Aehnlich Zonaras (S. 349.): „Der Canon setzt hinzu: wenn sie es anders können. Das bürgerliche Gesetz dagegen fordert unbedingt die Ruhe am Sonntage, nur die Landleute ausgenommen; denn jenen erlaubt es auch am Sonntage zu arbeiten, weil sie, wenn die Arbeit drängt, vielleicht keinen anderen Tag finden werden, der ihnen für dieselbe so zuträglich ist." Der Kaiser Constantin verbot zwar am Sonntage alle gerichtlichen Verhandlungen, alle Arbeiten der Handwerker, und alle militärischen Uebungen, erlaubte aber ausdrücklich die Feldarbeit. Eine solche Erlaubniß ist ohne Unterscheidung des Sabbaths und des Sonntags gar nicht denkbar. Das dritte Concil zu Orleans im Jahre 538 sagt in seinem 29sten Canon (bei Bingham t. 9. p. 25.), es habe sich unter dem Volke die Meinung gebildet, man dürfe am Sonntag nicht reiten und fahren, keine Speise bereiten und nichts thun, was zum Schmucke des Hauses und des Menschen gereiche. Weil aber dergleichen mehr jüdisch als christlich sey, so solle am Sonntage auch ferner erlaubt bleiben, was bisher erlaubt gewesen. Die Feldarbeit dagegen solle unterlassen werden, damit die Leute am Kirchenbesuche unverhindert seyen. Dieser hinzugefügte Grund zeigt deutlich, daß auch die strengeren Verordnungen der späteren Griechischen Kaiser hinsichtlich der Feldarbeit am Sonntage keineswegs eine Uebertragung der jüdischen Sabbathsgesetze auf den Sonntag voraussetzen. Sie flossen vielmehr aus demselben Grunde, aus dem die kirchlichen Obern und die weltlichen Herrscher sich in dem Bestreben vereinigten, am Sonntage die Schauspiele und andere öffentliche Belustigungen abzuschaffen (vgl. Bingham l. c. p. 30 ff.), aus dem Bestreben, zu entfernen, was die Andacht an dem Tage hindern konnte, von dem Augustinus (de verb. apost. serm. 15.) sagt: „Der Tag des Herrn wird dieser Tag deshalb genannt, weil an ihm der Herr auferstand, oder auch, damit man durch den Namen selbst lehre, er müsse ganz dem Herrn geweiht seyn."

2. Schon Mosheim (Sittenlehre Th. 5. S. 449.) beruft sich zum Beweise der Unterscheidung zwischen Sabbath und Sonntag in der alten Kirche darauf, daß von derselben der Sabbath neben dem Sonntage gefeiert wurde — nicht auf jüdische Weise, durch strenge Enthaltung von Arbeit, so daß auch hier sich wieder zeigt, daß man an die Verbindlichkeit des betreffenden Mosaischen Gesetzes gar nicht dachte, sondern durch Gebet und Erinnerung an den Weltschöpfer, der an diesem Tage sein Werk vollendet. Eine solche Nebenfeier des Sabbath hat ja gar keinen Sinn, wenn der Sonntag an seine Stelle getreten.

3. Auch diejenigen Kirchenlehrer, welche annehmen, daß der Sabbath gleich nach vollendeter Weltschöpfung eingesetzt, und von den Frommen vor Moses gefeiert worden sey, denken gar nicht daran, wie man später gethan, aus dieser Annahme zu

schließen, daß auch für die Christen das Mosaische Sabbathsgesetz noch verbindlich sey.

Wäre im Zeitalter der Kirchenväter die Ansicht von der Beschränkung der Gültigkeit des Sabbathsgesetzes auf die Zeiten des A. B. nicht so allgemein herrschend gewesen, so würde es sich kaum erklären, daß wir selbst im Mittelalter dieselbe wiederfinden, wo doch eine so große Geneigtheit statt fand, Alttestamentliches in das Gebiet des N. T. zu übertragen. Auch hier finden wir nirgends eine Spur von der Ansicht, daß der Sonntag an die Stelle des Sabbath getreten, das Sabbathsgesetz für ihn vollkommen gültig sey.

Beda sagt zu Gal. 4. (opp. t. VI. p. 662.): „Offenbar ist (in den Schriften des A. B.) der Neue Bund verheißen, nicht nach dem Bunde, welcher geschlossen worden mit dem Volke, als es aus Aegypten ausgeführt wurde. Da also in jenem Alten Bunde diejenigen Vorschriften gegeben worden sind, die wir, die wir zum Neuen gehören, nicht mehr zu halten brauchen, warum erkennen denn die Juden nicht vielmehr, daß sie in dem nunmehr überflüssigen Alterthum zurückgeblieben sind, als daß sie uns, die wir das neue Verheißene besitzen, vorwerfen, daß wir das Alte nicht beobachten. Weil nun also der Tag angebrochen ist, so mögen entfernt werden die Schatten; die geistliche Bedeutung leuchte; die fleischliche Feier ruhe. — Da diejenige Haltung des Sabbath, die durch die Muße eines Tages abgebildet wurde, fortgeschafft ist, so hält den dauernden Sabbath, wer in Hoffnung auf die zukünftige Ruhe seinen Werken obliegt, und sich selbst seiner guten Handlungen nicht als solcher rühmt, die ihm eigen seyen, und die er nicht empfangen, sondern erkennt, daß derjenige in ihm arbeitet, der zugleich arbeitet und ruhig ist. Den wahren Sabbath hält der Christ, indem er sich enthält des knechtischen Werkes, d. h. der Sünde, denn wer Sünde thut, ist der Sünde Knecht."

Die Anlehnung an Augustinus, die sich bis auf den Ausdruck erstreckt, ist hier nicht zu verkennen. Selbstständiger spricht sich über denselben Gegenstand der scharfsinnige und fromme Thomas von Aquino aus (sec. sec. quaest. 122., art. 4.) Er betrachtet das Gebot der Sabbathsfeier dem Buchstaben nach als nur den Juden angehörend, sucht aber aus der Schale den Kern loszulösen, und die ewige in dem Gebote enthaltene Wahrheit von der zeitlichen nur für das Volk des Alten Bundes gehörenden Fassung zu sondern. Zu dieser Fassung gehört ihm nicht bloß die Festsetzung eines bestimmten Tages, wobei wohl zu beachten ist, daß er die Wahl des Sonntags statt des Sabbath nicht aus unmittelbar göttlicher Anordnung ableitet; auch was über die Art und Weise der Feier vorgeschrieben wird, betrachtet er nicht als ein buchstäblich zu beobachtendes unverbrüchliches Gesetz. Er läßt die äußere Feier nur als Mittel zum Zwecke gelten, und bestimmt, was unter dem A. B. unerlaubt war, die Art und Weise derselben, je nachdem es zur Erreichung des Zweckes als dienlich erscheint. „Dies Gebot wegen Heiligung des Sabbath ist buchstäblich verstanden theils moralisch, theils ceremonialisch. Moralisch insofern, als der Mensch eine gewisse Zeit seines Lebens der Beschäftigung mit göttlichen Dingen widmen soll. Denn es liegt in dem Menschen eine natürliche Neigung, zu jeder nöthigen Sache eine gewisse Zeit festzusetzen, wie zur körperlichen Erquickung und anderem dergleichen. Weshalb der geistlichen Erquickung, wodurch des Menschen Geist in Gott erquickt wird, der Mensch nach dem Gebote der natürlichen Vernunft eine gewisse Zeit widmet. So ist es also eine moralische Vorschrift, daß man eine Zeit habe, die der Beschäftigung mit göttlichen Dingen gewidmet ist. Insofern aber in diesem Gebote eine specielle Zeit zum Zeichen der Weltschöpfung bestimmt wird, ist es ein Ceremonialgebot. — Die knechtischen Werke sind der Haltung des Sabbath entgegen, insofern sie die Beschäftigung des Gemüthes mit göttlichen Dingen hindern. Und weil der Mensch durch die Sünde mehr abgehalten wird von göttlichen Dingen als durch Arbeit, selbst körperliche: so handelt mehr gegen dieses Gebot, wer am Festtage sündigt, als wer ein anderes körperliches erlaubtes Werk thut. — Die Feier des Sonntags unter dem neuen Gesetze folgt der Feier des Sabbath, nicht aus Kraft einer Gesetzesvorschrift, sondern aus Bestimmung der Kirche und aus Gewohnheit des christlichen Volkes. Denn es ist diese Feier nicht bildlich wie die Haltung des Sabbath war unter dem alten Gesetze. Und deshalb ist das Verbot des Arbeitens am Sonntage nicht so enge wie am Sabbath, sondern einige Werke sind erlaubt am Sonntage, die am Sabbath verboten waren, z. B. das Kochen der Speisen und anderes dergleichen. Auch wird bei gewissen verbotenen Werken leichter wegen der Noth dispensirt im neuen als im alten Gesetze, weil das Bild die Bezeugung der Wahrheit bezweckt, die man auch in geringen Dingen nicht verletzen darf, die Werke aber an sich betrachtet verändert werden können nach Ort und Zeit."

Hätte sich aber irgend etwas von Anerkennung der Verbindlichkeit des Alttestamentlichen Sabbathsgesetzes in der Kirche festgesetzt gehabt, so würde es gewiß durch die starke Polemik der Reformatoren gegen eine Vermischung des A. und des N. T. auch in dieser Hinsicht weggeschafft worden seyn.

Wie Luther über das Sabbathsgesetz dachte, das läßt sich schon schließen aus seiner Ansicht von dem Alttestamentlichen Gesetze überhaupt, und namentlich von dem Decalogus. Die in späteren Zeiten gangbar gewordene Unterscheidung zwischen Moral- und Ritualgesetz, wonach nur das letztere durch Christum abgeschafft, das erstere allgemein und für alle Zeiten gültig seyn soll, lag ihm fern. Er betrachtet das ganze Gesetz als äußeren zwingenden Buchstaben, als nur für die Juden bestimmt — eine Ansicht, gegen die, wie sich später im zweiten Artikel zeigen wird, nur aus Mißverstand Bedenken erhoben werden konnten. So sagt er in der Schrift: Unterricht, wie sich die Christen in Mose schicken sollen, im 3ten Bande der Walchschen Ausgabe: „Das Gesetz Mosis geht die Juden an, welches forthin uns nicht mehr bindet. — Aus dem Text haben wir klar, daß uns auch die zehn Gebote nicht angehen; denn er hat uns ja nicht aus Aegypten geführt, sondern allein die Juden. Mosen wollen wir halten für einen Lehrer, aber für unseren Gesetzgeber wollen wir ihn nicht halten, es sey denn, daß er gleichstimme mit dem Neuen Testamente und mit dem natürlichen Gesetze. — Kein Pünktlein geht uns an in Mose. — Den Mosen und sein Volk laß bei einander. Es ist mit ihnen aus. Er gehet mich nicht an. Ich höre das Wort, das mich betrifft. Wir haben das Evangelium. — Wir lesen Mosen darum nicht, daß er uns betreffe, daß wir ihn müssen halten, sondern daß er gleich stimmt mit dem natürlichen Gesetze, und ist besser gefaßt, denn die Heiden nimmer mögen thun. Also sind die zehn Gebote ein Spiegel unseres Lebens, darin wir sehen, woran es uns fehlt." —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 12. Oktober. № 82.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

(Fortsetzung.)

Eben so in der Erklärung der zehn Gebote, Walch Bd. 3.: „Zum ersten ist zu merken, daß uns Heiden und Christen die zehn Gebote nicht betreffen, sondern allein die Juden. — Wenn dich nun ein Prediger will auf Mosen dringen, so frage ihn, ob du auch unter dem Mose aus Aegypten geführt seyst. Spricht er nein, so sprich: was geht mich denn Moses an, weil er redet mit dem Volke, das aus Aegypten geführt ist. — Im N. T. hat Moses ein Ende, und gilt nichts mehr in seinen Gesetzen. Er muß sich vor Christo verkriechen. — Die Worte: Ich bin der Herr dein Gott, betreffen uns alle, die ganze Welt insgemein, nicht darum, daß es Moses geschrieben hat, sondern daß Gott alle Menschen geschaffen hat, erhält und regiert." In derselben Schrift an einer anderen Stelle: „Man muß den Rottengeistern das Maul stopfen, die da sagen: Also spricht Moses. So sprich du: Moses gehet uns nichts an. Wenn ich Mosen annehme in Einem Gebote, so muß ich den ganzen Moses annehmen. — So müßte ich mich beschneiden lassen, die Kleider waschen nach jüdischer Weise, und also essen und trinken, mich kleiden und solches Wesen alles halten, wie den Juden im Gesetze geboten war. Also wollen wir Mosen nicht halten, noch annehmen. Moses ist todt, sein Regiment ist aus gewesen, da Christus kam." (Vgl. Bialloblotzky, de legis Mosaicae abrogatione, Gött. 1824, p. 151 ff.)

Wie Luther aus dieser allgemeinen Ansicht heraus über den Sabbath dachte, das ist in seinem großen Katechismus so klar dargelegt, daß es der Anführung anderer Stellen aus seinen Schriften gar nicht bedarf. „Gott hat im A. T. den siebenten Tag ausgesondert und aufgesetzt zu feiern, und geboten, denselbigen vor allen anderen heilig zu halten, und dieser äußerlichen Feier nach ist dies Gebot allein den Juden gestellt, daß sie von groben Werken stille stehen und ruhen sollten, auf daß sich beide, Mensch und Vieh, wieder erholten und nicht von steter Arbeit geschwächt würden. — Darum geht nun dies Gebot nach dem groben Verstande uns Christen nichts an; denn es ist als ein ganz äußerliches Ding, wie andere Satzungen des A. T., an besondere Weise, Person, Zeit und Sitte gebunden, welche nun durch Christum alle freigelassen sind; aber einen christlichen Verstand zu fassen für die Einfältigen, was Gott in diesem Gebote von uns fordert, merke, daß wir Feiertag halten, nicht um der Verständigen und gelehrten Christen willen, denn diese bedürfens nirgends zu, sondern erstlich auch um leiblicher Ursache und Nothdurft willen, welche die Natur lehrt und fordert für den gemeinen Haufen, Knechte und Mägde, so die ganze Woche ihrer Arbeit und Gewerbe gewartet haben, daß sie sich auch einen Tag einziehen, zu ruhen und zu erquicken; darnach allermeist darum, daß man an solchem Ruhetage (weil man sonst nicht dazu kommen kann) Raum und Zeit nehme, des Gottesdienstes zu warten, also daß man zu Haufen komme, Gottes Wort zu hören und zu handeln, darnach Gott zu loben, zu singen und zu beten. — Solches aber ist nicht also an Zeit gebunden, wie bei den Juden, daß es eben dieser oder jener Tag seyn müsse; denn es ist keiner an sich selbst besser als der andere, sondern sollte wohl täglich geschehen, aber weil es der Haufe nicht warten kann, muß man je zum wenigsten einen Tag in der Woche dazu ausschießen. Weil aber von Alters her der Sonntag dazu gestellt ist, soll man's auch dabei bleiben lassen, auf daß es in einträchtiger Ordnung gehe, und Niemand durch unnöthige Neuerung eine Unordnung mache."

Eben so bestimmt erklärt sich Melanchthon in der Augsburgischen Confession, Art. 28., von der Bischöfe Gewalt, wo es unter Anderen heißt: „Die es dafür achten, daß die Ordnung vom Sonntag für den Sabbath als nöthig aufgerichtet sey, die irren sehr; denn die heilige Schrift hat den Sabbath abgethan, und lehret, daß alle Ceremonien des alten Gesetzes nach Eröffnung des Evangeliums können nachgelassen werden; und dennoch weil vonnöthen gewesen ist, einen gewissen Tag zu verordnen, auf daß das Volk wüßte, wenn es zusammenkommen sollte, hat die christliche Kirche den Sonntag dazu verordnet, und zu dieser Veränderung desto mehr Gefallen und Willen gehabt, damit die Leute ein Exempel hätten der christlichen Freiheit, daß man wüßte, daß weder die Haltung des Sabbaths noch eines anderen Tages vonnöthen sey."

Der in die Bekenntnißschriften übergegangenen Ansicht Lu-

ther's und Melanchthon's blieben die Lutherischen Theologen des auf die Reformation nächstfolgenden Jahrhunderts treu. Dies ließe sich leicht durch viele Belege darthun; der Kürze halber begnügen wir uns aber mit der Anführung einer Stelle aus Chemnitz, examen concilii Tridentini t. IV. p. 155.: „Es ist ein Theil der christlichen Freiheit, daß die Gewissen weder gebunden sind, noch gebunden werden dürfen an die Haltung gewisser Tage oder Zeiten, aus Meinung der Nothwendigkeit unter dem N. T., dennoch aber, weil es der Wille Gottes ist, daß die Kirche an einzelnen Orten zu Zeiten zusammenkomme zum Hören des Wortes, zum Gebrauche der Sakramente, zu öffentlichem Gebete, zur Danksagung und zu anderen gemeinsamen Uebungen der Frömmigkeit, und weil Paulus will, daß in den kirchlichen Zusammenkünften alles geschehe in Ordnung, so ist, zur Vermeidung der Verwirrung und des unordentlichen Zusammenlaufens, und damit nicht die Menschen von den kirchlichen Zusammenkünften ganz abgeführt, sondern vielmehr dazu eingeladen und angetrieben würden, ein gewisser Tag in der Woche aus christlicher Freiheit der Ordnung wegen zu den feierlichen Versammlungen der Kirche in der apostolischen Zeit festgesetzt worden. Und obgleich an jenen Tag die kirchlichen Zusammenkünfte durch keine Nothwendigkeit eines Gesetzes oder einer Vorschrift im N. T. gebunden sind, so wäre es doch roher Muthwille, wenn man, ohne Ursache, da den Gewissen die christliche Freiheit ja gelassen wird, nicht der Ordnung und der Eintracht halber jene Sitte der apostolischen und ursprünglichen Kirche beobachten wollte, zumal da sie zur Erbauung der Kirche dient und gebraucht werden kann." Ferner S. 156.: „Es ist ein Theil des jüdischen Sauerteiges, wenn man allzu ängstlich an den Festtagen die äußeren Beschäftigungen verbietet, welche, oder auch wenn sie nicht die Uebungen der Heiligung des Sabbaths verhindern. — Jene aber verletzen besonders den Sabbath, welche die Muße mißbrauchen zu Wollüsten, Leichtfertigkeiten, Trunkenheit und allen anderen Schändlichkeiten, woher es geschieht, daß fast an keinen Tagen Gott schwerer beleidigt wird, als an denen, die dem Dienste Gottes besonders gewidmet sind. — — Es ist auch das ein Theil des jüdischen Sauerteiges, daß einige allzu ängstlich streiten, die Festfeier müsse beginnen vom Abend des vorhergehenden Tages und gehalten werden bis zum Abende des folgenden Tages."

Ganz in Uebereinstimmung mit der Lutherischen Kirche lehrte die Reformirte Kirche in ihrem ersten Zeitalter. Diejenigen Schriften, welche in ihr symbolische Auctorität erhalten haben, liefern so deutliche Beweisstellen, daß wir uns aller weiteren Anführungen überheben können. Der Genfer Katechismus fragt (bei Augusti, corpus librr. symbol. eccl. Ref. p. 493.) in Bezug auf das vierte Gebot, nach reformirter Abtheilung: „Untersagt es uns jede Arbeit?" Antw.: „Dies Gebot ist von abgesonderter und eigenthümlicher Art. Denn die Beobachtung der Ruhe ist ein Theil der alten Ceremonien; sie ist also durch Christi Erscheinung abgeschafft." Fr.: „Was bleibt also von diesem Gebote uns übrig?" Antw.: „Daß wir nicht die heiligen Einrichtungen, die zur geistlichen Verfassung der Kirche gehören, vernachlässigen, besonders aber, daß wir die heiligen Versammlungen, zur Anhörung von Gottes Wort, zur Feier der Sakramente, zum feierlichen Gebete, wie sie angeordnet seyn werden, besuchen." Fr.: „Nützt uns denn aber das Bildwerk weiter nichts mehr?" Antw.: „Freilich. Es muß nur auf seine Wahrheit zurückgeführt werden. Daß wir nämlich, eingepflanzt in

Christi Leib und seine Glieder geworden, aufhören von eigenen Werken und also Gottes Leitung uns hingeben."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Breslauer Angelegenheit.

Die Aufnahme des Aufsatzes eines Schlesischen Gegners der Union (s. das Augustheft dieser Zeitschrift) hat unter den Lesern der Ev. K. Z. die verschiedenartigsten Urtheile hervorgerufen, deren einige wir hier kurz zu beleuchten durch mehrere Gründe uns veranlaßt finden.

Zahlreiche Stimmen mißbilligten von verschiedenen Standpunkten aus die Aufnahme aller diese Angelegenheit betreffenden Aufsätze höchlich. Als Repräsentant derjenigen unter ihnen, welche durch die Reinheit ihres Auges volles Recht haben aufmerksam gehört zu werden, möge hier einer unserer geliebten Brüder im Bergischen Lande, ein in Segen arbeitender Diener des Wortes auftreten, der es uns nicht verdenken wird, wenn wir aus seinem werthen Briefe die betreffende Stelle wörtlich mittheilen.

„Die jüngst in die Ev. K. Z. aufgenommenen Aufsätze, welche in Folge der zwar höchst betrübenden aber doch auch sehr unbedeutenden Breslauer Unions- und Confessions-Reibereien verfaßt wurden, haben hier in unserem Lande so gar übel gefallen, daß ich mich gedrungen fühle, Sie um der guten Sache willen zu bitten, diesen Artikel zu schließen, wodurch Sie hier im Lande die Wünsche — gewiß aller Leser ohne Ausnahme erfüllen würden. Es spricht sich ja offenbar in jenen Aufsätzen eine solche — wie soll man sagen, Ignoranz oder Böswilligkeit in Beurtheilung der Reformirten Kirche aus, daß es sich in der That kaum der Mühe verlohnt, widerlegend darauf einzugehen. Ueberhaupt, meine ich, sollte es doch Grundsatz der Redaction seyn und bleiben, zwischen Juda und Israel keinen Krieg, ja auch keine Plänkeleien zu dulden. Die weitläufigen dogmatischen Erörterungen über Subtilitäten (denn davon kann bei Vergleichung der Calvinischen und Lutherischen Abendmahlslehre nur die Rede seyn) liegen den bei weitem großartigeren Bedürfnissen unserer Zeit, und den viel höheren und tieferen Ansprüchen der Leser der Ev. K. Z. so fern — und die Breslauer Reiberei erscheint uns hier zu Lande als ein — verhältnißmäßig so wenig auf sich habender krankhafter Auswuchs, daß man natürlich dringend wünschte, dergleichen Erscheinungen der Zeit möchten etwa auf einer Quartseite kürzlich abgefertigt werden, um dann sogleich wieder zu ganz anderen und unendlich wichtigeren Dingen überzugehen. Der Verfall der Protestantischen Kirche ist so groß, die Schaar der Wahrheitsfeinde ist so zahlreich und das Wort der Wahrheit ist — namentlich was das Alte Testament betrifft, — mit solchen ungeheuren Schutthaufen belastet, daß es mir und Vielen allemal als eine — fast möchte ich sagen Zeitverderberei vorkommt, wenn den starren und verketzernden Darstellungen dogmatischer Nebenpunkte von Seiten einzelner krankhafter Individuen so viele Aufmerksamkeit geschenkt wird. Ich habe längst gewünscht, daß diese großen Bedürfnisse unserer Zeit in einem besonderen Aufsatz zur Schmach derer, welche von so manchen unwesentlichen Kleinigkeiten so großes Aufhebens machen, namhaft gemacht und auf den Grund jener Bedürfnisse alle die aufkeimenden Privat-Reibereien an den Pranger gestellt werden möchten, und gewiß thut es Noth in dieser Zeit, auch die klugen Jungfrauen mit aller Macht zu warnen, daß sie mit den vielen thörichten nicht einschlafen."

Wir antworten hierauf Folgendes. Die Redaction der Ev. K. Z. war von Anfang an entschieden für die Union. Schon ihr Titel zeigte, daß sie nicht einer der bisher getrennten Kirchen, sondern der beide in sich vereinigenden Evangelischen, derjenigen nämlich, welche auch abgesehen von jeder äußerlichen Union durch die Einheit der beiden früher getrennten Kirchen angehörenden Gläubigen im Geiste vorhanden ist, zum Organe dienen wollte. Indem sie diese geistige Einheit beider Confessionen voraussetzte, hoffte sie kräftiger für die Union zu wirken, als wenn sie die Vertheidigung irgend einer äußeren Union übernähme, welche, auch in der reinsten Absicht unternommen, doch nothwendig in ihrer Ausführung durch die Unreinheit des Geschlechtes, unter dem sie vollzogen werden sollte, getrübt werden mußte. Sie enthielt sich der Berührung der Differenzpunkte zwischen beiden Confessionen. Nicht etwa, weil sie dieselben mit dem verehrlichen Briefsteller für dogmatische Subtilitäten hielt. Dafür sollte man nicht so leicht Differenzen erklären, die in der Geschichte so große Bedeutung erlangt, die aufrichtig dem Herrn ergebene, tief in seinem Worte forschende Theologen bis in's Innerste ihres Gemüthes bewegt haben. Wo oberflächliche Betrachtung nur einen Wortstreit findet, wird man hier bei tieferem Eindringen in die Sache immer ein wichtiges praktisches Moment gewahren, was nicht vernachlässigt werden darf. Denn die Treue im Kleinen betrifft nicht bloß das Leben, sondern auch die Lehre. Es darf in beiden kein Jota und kein Pünktlein von dem Worte Gottes umkommen. Daß man, mit einem Christenthum in Bausch und Bogen zufrieden, die strenge Durchbildung bis in's Einzelnste vernachlässigt, gehört nicht zu den Licht- sondern zu den Schattenseiten unserer Zeit, auch insofern als es zeigt, wie schwächlich noch die christliche Bruderliebe in ihr ist, die man nur also erhalten zu können glaubt, daß man alle die guten Dinge über Bord wirft, die ihr leckes Schifflein nicht tragen kann. Grade das halten wir für den guten Kern bei unseren Schlesischen Brüdern, für den Segen, den man nicht verderben darf, für dasjenige, was der Herr durch sie uns sagen will, daß sie so sehr auf jene Durchbildung in der Lehre dringen, ohne daß wir verkennen, wie sie in der Praxis einseitig dies Dringen nur auf gewisse Lehrpunkte beschränken, und denen, die nur in diesen mit ihnen übereinstimmen, gern die Abweichung in anderen auch wichtigeren nachsehen, und dann wie sie der Liebe im Dulden und Tragen, und der frendigen Anerkennung der Einheit in der Hauptsache ermangeln. — Vielmehr war dies unsere Absicht bei dem vorläufigen Ignoriren der Differenzpunkte zwischen den beiden Kirchen, zu warten bis die äußere Scheidewand zwischen ihnen also gesunken wäre, die Einheit im Geiste sich also befestigt hätte, daß bei der Behandlung der streitigen Lehren nur ihr inneres Moment in Betracht käme, daß eine ruhige, nur auf die Sache selbst sehende Untersuchung möglich wäre, und also diejenige Ansicht ungehindert den Sieg erhalten könnte, die sich durch die inneren Kriterien der Wahrheit legitimirte. Wobei wir natürlich der Ueberzeugung waren, daß die Streitpunkte, obgleich nicht unwichtig, doch nicht diejenige Bedeutung haben, die ihnen früher in der Hitze des Streites und in dem Bestreben, die äußere Trennung dadurch zu legitimiren, daß man die innerliche so groß als möglich machte, beigelegt wurde, daß sie den Gnadenstand gar nicht unmittelbar berühren, wie die Streitpunkte zwischen der Katholischen und der Evangelischen Kirche, bei denen wir von Anfang an ein ganz anderes Verfahren beobachtet haben. — Die Breslauer Sache veranlaßte uns, das bisher beobachtete Verfahren früher aufzugeben, als wir es wünschten. Wir hätten dies nicht thun sollen, meint unser theurer Korrespondent. Aber wohl nur theils indem er aus der Ferne die äußere Bedeutsamkeit dieser Sache bei weitem zu geringe anschlägt, und sich, weil er von seinem Standpunkte aus die Wahrheit verkennt, die dem Irrthume beigemischt ist und ihm Reiz und Bedeutung gibt, nicht denken kann, daß diese äußere Bedeutsamkeit noch zunehmen sollte. Wir, die wir die Lage der Dinge genauer kennen, müssen auch jetzt noch glauben, daß ferneres Stillschweigen grade das Gegentheil von dem bewirkt haben würde, was das frühere bewirken sollte. Es würde von denen, die, ungewiß welche Parthei sie ergreifen sollen, hin- und herschwanken, als ein stillschweigendes Zugeständniß angesehen werden, daß die Sache der Union unhaltbar, die Gegengründe der Breslauer unwiderleglich seyen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Schon in anderen christlichen Blättern, namentlich im homiletisch-liturgischen Korrespondenzblatt, hat man angefangen, die Breslauer zu bestreiten, und zwar großentheils auf eine Weise, die uns keineswegs die geeignete dünkt. Dies gilt besonders von drei Aufsätzen in den letzten Nummern des Korrespondenzblattes. Alle sind zu wenig im Geiste der Liebe geschrieben; der eine läßt sich sogar zu niedrigen Persönlichkeiten herab. In allen dreien herrscht jene dogmatische Indifferenz, die den Spott über die Beschränktheit derer nicht verbergen kann, die um einer solchen Bagatelle willen so vielen Lärm anfangen. Diesen leicht fertigen Sinn, dessen Bekämpfung die Ev. K. Z. von Anfang an für eine ihrer Hauptaufgaben gehalten hat, ohne zu steuern, so viel es in unseren Kräften steht, ruhig aufkommen zu lassen, zuzusehen, wie er sich zuletzt mit der starren Schroffheit der Breslauer die Erbschaft theilt, wie beide Partheien sich immer mehr von einander scheiden, und in dem immer heftiger entbrennenden Streite immer mehr die Liebe verlernen, die der Herr selbst als Erkenntnißmittel seiner Jüngerschaft angibt, das halten wir für pflichtwidrig und das wird uns Niemand zumuthen, der uns nach unserem eigenen Maaße mißt.

Insofern aber stimmen wir unserem theuren Briefsteller vollkommen bei, daß auch wir es für unsere Aufgabe halten, darüber zu wachen, daß diese Angelegenheit sich nicht über Gebühr in unserem Blatte geltend mache, daß sie nicht der großen Zahl anderer hochwichtiger Gegenstände in unserem Blatte den Raum und bei unseren Lesern das Interesse raube. Das sicherste Mittel, diesem Vorsatze treu zu bleiben, ist, daß wir durch fremden Schaden heilsam gewarnt, uns vor der Leidenschaft bewahren, welche so leicht beredet Mücken zu seigen und Kameele zu verschlucken. Und um uns diese Leidenschaftslosigkeit zu erhalten, haben wir den Herrn darum zu bitten, daß er uns verleihe, mit einfältigem Auge auf dasjenige zu sehen, was er in dieser Zeit von uns verlangt, ohne uns durch Urtheile zur Rechten und zur Linken, die uns nur dazu dienen sollen, eifriger zu prüfen, was des Herrn Wille sey, verwirren zu lassen.

Nun könnte man aber also mit uns rechten, daß wir, auch zugestanden, es sey an der Zeit auf die Sache einzugehen, doch nicht einen Aufsatz hätten aufnehmen sollen, der so viel Irriges und Bedenkliches enthalte. Wir vernehmen, daß man von mehreren Seiten her auf diese Anklage großes Gewicht legt, und müssen gestehen, daß man von einem gewissen Standpunkte aus dies mit Recht thut. Betrachtet man unsere Schlesischen Brüder als den gefährlichsten Irrlehrern, Volksverführern und Aufwieglern gleichstehend, so heißt es nur, uns nach unseren eigenen Principien richten, wenn man von uns verlangt, unser Blatt

nicht mit ihrem Gifte zu besudeln. Aber diese Ansicht können wir nicht theilen, meinen vielmehr, daß wer sie aufstellt, selbst von Irrlehre und Volksverführung nicht weit entfernt seyn möge. Nichts soll uns je bewegen in unseren irrenden Brüdern bei allem Schmerze über ihre Verirrung Brüder zu verkennen. Ihr Irrthum ist nicht Erzeugniß der Bosheit, sondern menschlicher Schwäche. Fühlen wir uns nicht im Stande ihn siegreich zu widerlegen, bei aller subjektiven Ueberzeugung von seiner Widerlegbarkeit, so sollen wir schweigen. Können wir ihn widerlegen, so sollen wir sie vorher selbst reden lassen, theils aus Gerechtigkeit und Liebe, theils auch aus Klugheit, damit Jeder sehe, daß wir sie nicht zu scheuen brauchen, daß das ihnen Beigelegte wirklich ihnen angehört, daß die Widerlegung trifft, und keinen Punkt mit Stillschweigen übergeht.

Während die Angriffe von dieser Seite her gegen die Aufnahme des Aufsatzes gerichtet sind, treffen die von der anderen Seite die beigefügte Anmerkung des Herausgebers. Man hat sich damit abgemüht diese zu widerlegen, da sie doch gar nicht geschrieben ist um widerlegt zu werden, da sie bloß einen summarischen Protest gegen die in dem Aufsatze ausgesprochenen Ansichten enthält, dessen weitere Begründung in Bezug auf einen Hauptpunkt schon gegeben worden ist, in Bezug auf die übrigen so Gott will noch gegeben werden soll. Dieser Protest war nothwendig, und mußte nachdrücklich abgefaßt werden. Denn der Herausgeber will nicht, daß man ihn auch nur einen Monat lang im Verdachte der Theilnahme an Ansichten hat, die man jetzt schon an Früchten, wie die Versagung der ferneren Theilnahme an dem gesegneten Werke der Missionen, der Traktatverbreitung u. s. w., was durch reformirtes Gift verdorben seyn soll, erkennen kann. Eben weil aber die Anmerkung nicht geschrieben war um widerlegt zu werden, hält der Herausgeber jede Beleuchtung solcher Widerlegungen für unpassend. Nur davor warnt er noch in Liebe, daß man nicht, wie es hie und da geschehen, seine Opposition aus unlauteren Absichten ableiten möge. Ihm kann es gleich seyn, ob er von Menschen gerichtet werde, und ist ihm auch wirklich bis jetzt so gleich gewesen, als gälten diese Urtheile einem Anderen. Aber auf die Nichtenden gesehen, die gar sehr geneigt sind, dasselbe Verfahren gegen alle die zu beobachten, die nicht mit ihnen stehen, kann dergleichen nur mit Schmerz erfüllen. Möge der Herr in Gnaden der Zerreißung der Liebesbande wehren, welche die von ihm Geborenen so fest umschlingen sollten!

Nachrichten.

(Russisch-Polen.) Aus dem Briefe eines dortigen evangelischen Geistlichen: „In dem mir von Gott angewiesenen Wirkungskreise habe ich meinen Blick zunächst insonderheit auf die Schulen gerichtet, eingedenk der Worte Luther's, daß die Schulen die Pflanzstätte der Kirche seyen. Aber wie bin ich erschrocken, als ich die hiesigen Schulen visitirt habe! Ich fand die gröbste Unwissenheit sowohl unter den Lehrern als unter den Schülern. Ich habe Schullehrer-Conferenzen eingerichtet, auf welche ich den Segen Gottes herabrufe. Indeß, soll es besser werden in den Schulen, so muß die Bibel gelesen werden; nun aber habe ich selbst einen Schullehrer ohne Bibel getroffen, geschweige denn, daß die Kinder mit Bibeln versorgt wären. Selbst den Spruch: Also hat Gott die Welt geliebt, den doch sogar in der Berliner Stadtvoigtei die meisten Verbrecher wußten, wissen hier die allerwenigsten Kinder. Das erste Bedürfniß wäre also eine Anzahl von Bibeln, sey es mit oder ohne Apokryphen. Die Leute sind meist sehr arm; alle mit Bibeln zu versorgen ist für's Erste unausführbar; könnten nur erst in jeder Schule, deren freilich in den größeren Parochien eine ganze Anzahl sind, und manche Dörfer noch gar ohne Schule, einige Exemplare der heiligen Schrift niedergelegt werden! Selbst Katechismen haben viele Kinder nicht; diese sind aber wohl von Warschau zu erhalten. Eine dankenswerthe Gabe würden Exemplare von Zahn's biblischen Geschichten wenigstens für die Lehrer seyn, damit sie danach den Kindern die biblischen Geschichten erzählen könnten. Von der biblischen Geschichte wissen fast nur die Kinder der Hauptschule etwas. Sehr dankbar würde auch jedes alte Buch angenommen werden, das man mit Nutzen einem Schullehrer in die Hand geben könnte, eben so alte Landkarten u. dgl. Auch an Gesangbüchern ist hier großer Mangel. Das gewöhnlichste ist das Stettiner; aber das ist sehr theuer; ein gewöhnliches Exemplar kostet 11 Polnische Gulden, welche Summe nur wenige Leute erschwingen können. Es würde sich leicht der Liederschatz neben dem Stettiner Gesangbuch einführen lassen. Könnte man ihn nur den ganz Armen umsonst, und den Aermeren für einen geringeren Preis geben! — Sie müssen hören, wie hier die Schullehrer angestellt werden, so werden sie beurtheilen können, ob man viel von ihnen erwarten kann. Da ist vielleicht ein Tuchmacher, der keine Arbeit hat, und zugleich ist eine Dorfgemeinde, die einen Schullehrer sucht; so werden der Tuchmacher und die Dorfgemeinde eins; der Tuchmacher gibt für den letzten Gulden Brandtwein her; es wird ein Contrakt gemacht, und der Tuchmacher wird auf ein Jahr Schullehrer der Gemeinde. Gefällt er, so behalten sie ihn, wenn sich nicht etwa ein anderes Subjekt findet, das sich bei gleichen Fähigkeiten billiger abfinden läßt. Ich will Ihnen doch hersetzen, wie viel Einnahme ein hiesiger Schullehrer hat, damit sie sich überzeugen, daß es nicht zu viel gethan ist, wenn man ihnen etwas schenkt. Der Schullehrer in * hat 1) freie Wohnung, 2) 12 Scheffel Roggen, 3) 1¼ Morgen Land, 4) noch nicht 20 Gulden Schulgeld. Ein anderer, auf einer der Hauptstellen, hat außer freier Wohnung 11 Scheffel Roggen und 140 Gulden (zu 5 Sgr.) Geld. Bei so bewandten Umständen greift nur in der Verzweiflung Jemand nach dem Schullehreramt; ich brauche nicht zu sagen, wie dies die Schulen zu Grunde richten muß. Daneben sind die Lehrer wegen der Abhängigkeit von der Gemeinde in beständiger Unsicherheit, ob sie noch langer im Amte bleiben werden, oder nicht. Es ist zu hoffen, daß die Regierung künftig die Schullehrer unter die Controlle der Prediger stellen wird; bisher ist das nicht der Fall gewesen, sondern die Gemeinden haben gethan was sie wollten."

Diese Nachricht enthält eine so starke Aufforderung an die christliche Liebe und Mildthätigkeit in sich, daß dieselbe kaum noch förmlich ausgesprochen und verstärkt zu werden braucht. Nur darauf werde aufmerksam gemacht, daß es Deutsche sind, deren betrübter geistiger Zustand uns hier vor Augen gelegt wird, zum Theil Brandenburger, die in der Südpreußischen Zeit durch die Preußische Regierung in's Land gezogen worden sind, und deren Kinder jetzt in Unwissenheit umkommen müssen, ohne daß die geistliche Oberbehörde bei dem besten Willen den Bedürfnissen abzuhelfen im Stande wäre. Große Summen sind aufgewandt worden, um dem verschuldeten leiblichen Elende flüchtiger Polen abzuhelfen. Sollten wir geringeren Eifer beweisen in der Fürsorge für das unverschuldete geistliche Elend unserer dortigen Landsleute, die, durch die Drangsale des Krieges erschöpft, jetzt weniger als je sich selbst helfen können? Herr Kaufmann Elsner hieselbst Spandauerstraße Nr. 40. ist geneigt, Beiträge anzunehmen, die zur Anschaffung einer Parthie von Gesang-, Erbauungs- und Schulbüchern verwandt werden sollen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 16. Oktober. № 83.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

(Fortsetzung.)

In dem Heidelberger Katechismus lautet die 103te Frage: „Was will Gott im vierten Gebote?" Antw.: Gott will erstlich, daß das Predigtamt und Schulen erhalten werden und ich sonderlich am Feiertage zu der Gemeinde Gottes fleißig komme, das Wort Gottes zu lernen, die heiligen Sakramente zu gebrauchen, den Herrn öffentlich anzurufen und das christliche Almosen zu geben. Zum andern, daß ich alle Tage meines Lebens von meinen bösen Werken feiere, den Herrn durch seinen Geist in mir wirken lasse, und also den ewigen Sabbath in diesem Leben anfange.

In der im Jahre 1566 verfaßten Helvetischen Confession, welche von den Reformirten Kirchen in England, Schottland, Frankreich, den Niederlanden, Polen, Ungarn und Deutschland gebilligt wurde, heißt es c. 24. (bei Augusti p. 81.): „Obgleich die Religion an keine Zeit gebunden ist, so kann sie doch nicht ohne eine feste Unterscheidung und Anordnung der Zeit gepflegt und geübt werden. Es erwählt sich also jede Kirche eine gewisse Zeit zu öffentlichem Gebete und Verkündung des Evangeliums, so wie zur Feier der Sakramente. Es steht aber nicht einem Jeden frei, nach seiner Willkühr diese Anordnung der Kirche umzustoßen. Und wenn nicht eine dienliche Muße der Ausübung der äußeren Religion zugestanden wird, so werden die Menschen sicher durch ihre Geschäfte davon abgezogen. — Wir sehen daher, daß in den alten Kirchen nicht nur gewisse Stunden in der Woche zu den Versammlungen festgesetzt waren, sondern daß auch der Sonntag selbst schon von den Zeiten der Apostel an diesen Versammlungen und heiliger Muße geweiht war: was auch jetzt noch wegen des Gottesdienstes und der Liebe mit Recht von unseren Kirchen beobachtet wird. Der jüdischen Haltung und dem Aberglauben räumen wir nichts hier ein. Denn wir glauben nicht, daß ein Tag heiliger sey wie der andere, auch nicht, daß die Muße an und für sich Gott angenehm. Wir feiern den Sonntag, nicht den Sabbath, durch freie Beobachtung."

Die Socinianer verwerfen in dem bei ihnen symbolische Auctorität behauptenden Rakauer Katechismus die Vermischung von Sabbath und Sonntag ausdrücklich. Catech. Racov. ed. Oeder. p. 462.: „Was hältst du von diesem (dem vierten) Gebote?" Antw.: „Ich halte dafür, es sey aufgehoben unter dem N. B., wie andere Ceremonien." Fr.: „Warum steht es denn aber im Decalogus?" Antw.: „Darum, damit es sich zeige, daß der vollendetste Theil des Mosaischen Gesetzes doch nicht vollkommen sey, und damit also angedeutet werde, es solle ein viel vollkommneres Gesetz dem Gesetze Mosis folgen." Fr.: „Hat nicht Christus bestimmt, daß wir den Sonntag anstatt des Sabbath feiern sollen?" Antw.: „Keineswegs. Denn die christliche Religion hebt wie andere Ceremonien so auch die Wahl der Tage gänzlich auf, wie der Apostel Col. 2, 16. deutlich schreibt. Aber da wir sehen, daß der Sonntag von altersher von den Christen gefeiert wird, so lassen wir dieselbe Freiheit allen Christen."

Die Abgeschmacktheit des hier angegebenen Grundes, weshalb das Sabbathsgebot in den Decalog aufgenommen seyn soll, zugleich die Falschheit der zu Grunde liegenden Ansicht, als sey das vierte Gebot bloß Schale, bloß Buchstabe ohne Geist, die Verkehrtheit, die Feier des Sonntags als etwas bloß aus Mitleid mit der Schwäche Anderer zu Duldendes zu betrachten, wurde von späteren Socinianern einigermaßen eingesehen. So sagt Ruarus (bei Oeder p. 464.): „Obgleich ich aber nicht glaube, daß wir durch das Gebot des Decalogus über den Sabbath direkt verpflichtet werden, so denke ich doch, man kann mit Recht also schließen: wenn die Israeliten den siebenten Theil ihres Lebens der Verehrung Gottes zu weihen befehligt wurden, was müssen wir dann billigerweise thun?"

Selbst die Römische Kirche wagte es nicht, durch die bedeutenden Auctoritäten aus dem Zeitalter der Kirchenväter zurückgeschreckt, der Ansicht der Reformatoren entschieden entgegenzutreten. In den Beschlüssen des Tridentinischen Concils wird dieser Gegenstand mit Stillschweigen übergangen; der Catechismus Romanus behandelt ihn (de tertio praecepto ed. Patav. 1753 p. 252.), aber mit sichtbarem Schwanken. Die zehn Gebote sollen verpflichtende Kraft nicht deshalb haben, weil sie von Moses gegeben worden, sondern weil sie mit dem Naturgesetze

übereinstimmen. In dem Sabbathgesetze sey jedoch ein Bestandtheil, der aus dem Naturgesetze nicht abgeleitet werden könne, und daher ceremonialisch und der Veränderung unterworfen sey, nämlich die Bestimmung grade des siebenten Tages. Dieser sey durch den Tod Christi aufgehoben. An die Stelle des siebenten haben die Apostel den ersten Tag gesetzt. Wie derselbe gefeiert werden müsse, das lehre das dritte Gebot.

Die Ansicht von der Uebertragung des Sabbaths auf den Sonntag trat in vollkommener Ausbildung und Consequenz erst bei den Streitigkeiten der Episcopalen und Presbyterianer in England hervor. Die Presbyterianer, den Grundsatz, daß alle kirchlichen Einrichtungen ihre Basis in der Schrift haben müßten, auf die Spitze treibend, und nicht erkennend, daß Gott der durch seinen Geist mündig gewordenen Kirche des N. B. größere Freiheit in dieser Beziehung gegeben, wie der des A. B., warfen der Bischöflichen Kirche die Beibehaltung der christlichen Feste als papistischen Sauerteig vor, als Aberglauben und Anhänglichkeit an Menschensatzung. Die Bischöflichen dagegen beriefen sich, um die der Kirche des N. B. ertheilte ausgedehnte Vollmacht in dergleichen Dingen zu erweisen, darauf, daß auch die Feier des Sonntags nur eine kirchliche Einrichtung sey. Die Presbyterianer mußten nun entweder die Feier des Sonntags auch aufheben, oder sie mußten annehmen, daß er durch unmittelbar göttliche Einsetzung von allen übrigen Festen geschieden sey. Das erstere konnten sie nicht; denn sie hatten zu tiefe christliche Erfahrung, als daß sie nicht eingesehen hätten, wie die Schwäche der menschlichen Natur regelmäßig wiederkehrender dem Dienste Gottes gewidmeter Zeiten bedürfe. Sie entschlossen sich also zu dem letzteren. Sie behaupteten, das vierte Gebot sey ein ewiges für alle Zeiten verbindliches, und der Unterschied zwischen dem A. und dem N. B. in dieser Beziehung nur der, daß auf Gottes Befehl durch die Apostel an die Stelle des siebenten Wochentages der erste gesetzt worden sey.

Diese Ansicht — wegen deren eine ganze Anzahl puritanischer Geistlichen abgesetzt wurde, indem sie die von Jakob I. im Jahre 1618 gegebene und von Karl I. im Jahre 1633 erneuerte Verordnung, daß allerlei Arten öffentlicher Ergötzlichkeiten am Sonntage erlaubt seyn sollten, entweder gar nicht ablesen wollten, oder nach deren Ablesung hinzusetzten: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest; vgl. Alberti's Briefe über den Zustand der Religion in Großbritannien, Th. 4. S. 996. — empfahl sich sehr dadurch, daß sie dem Sonntag in den Augen des Volkes eine größere Heiligkeit gab, und also zur Beförderung christlichen Sinnes und Wandels beitrug. Hieraus erklärt sich wohl am leichtesten die merkwürdige Erscheinung, daß sie nach und nach auch von den Theologen der Bischöflichen Kirche angenommen wurde, was um so leichter geschah, da die neun und dreißig Artikel der Englischen Kirche nicht wie andere reformirte Bekenntnißschriften die entgegengesetzte aussprechen.

Wie sehr verbreitet diese Ansicht schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war, zeigt folgende Stelle in Spencer's Buche: De legibus Hebraeorum ritualibus (p. 65. ed. Pfaff): „Viele zeigen sich heutiges Tages unter christlichem Namen als Juden und führen eine Religion ein, die durch viele Gewissensbedenken die Gemüther der Schwachen quält, sagend, wir seyen besonders in Kraft des vierten Gebotes verbunden, einen Tag von sieben der Muße, der Betrachtung, dem Gebete, und anderen Pflichten der Frömmigkeit ganz zu widmen. Ja Einige sind in ihrer Thorheit so weit gegangen, daß sie meinen, die Hauptsache der Religion bestehe in der Haltung des Sabbath, keine Untersuchung über diese Materie zulassen, und Alle für Atheisten und dem göttlichen Zorne Verfallene halten, die sich erfrechen, die Muße und die Feier des Sabbath (wie sie es nennen) durch ein weltliches Geschäft zu verletzen."

Spencer's heftige Bekämpfung dieser Ansicht vermochte es nicht, ihre weitere Verbreitung zu hindern, um so weniger, da er nicht im Stande war, den falschen Principien die richtigen entgegenzustellen. Die tiefere religiöse Bedeutung der Sabbathsfeier unter dem A. B., und somit auch jede Bedeutung der sie betreffenden Gesetze für die Gemeinde des N. B., blieb ihm ganz verborgen. Er stellte die kahle Ansicht auf, die Sabbathsfeier sey nichts weiter gewesen, als eine Realerklärung des Israelitischen Volkes, daß die Welt von Gott geschaffen sey und nicht von den Götzen, und somit ein Mittel zur Verhütung der Abgötterei. Die vorgeschriebene äußere Ruhe habe gar nicht den Zweck gehabt, der inneren Ruhe von weltlichen Geschäften, der Erhebung des Gemüthes zu Gott zum Mittel zu dienen. Sie sey bloß ceremonialisch, eine Abbildung der Ruhe Gottes nach der Weltschöpfung. Daß sie sich in Ruhe und Arbeit nach dem Beispiele des arbeitenden und ruhenden Gottes richteten, sollte ein deutliches Zeichen seyn, daß sie den Glauben an die in sechs Tagen vollendete Schöpfung beibehielten.

Die strenge Ansicht vom Sonntage erwarb sich vielmehr einen so vollständigen Sieg, daß sie jetzt in England, Schottland und Amerika als die allein herrschende betrachtet werden kann. Sie hat auf dem Gebiete der Theologie keinen Gegner mehr; nur weltlicher Leichtsinn und Unglaube erheben sich wider sie, aber furchtsam, weil sie die in diesen Ländern so kräftige öffentliche Meinung scheuen.

Was die in diesen Ländern jetzt herrschende Ansicht, daß jede Opposition gegen diese Lehre ein Erzeugniß der Frivolität sey, sehr begünstigt, sind die merkwürdigen Erfahrungen, die man hinsichtlich der segensreichen Folgen einer strengen Sabbathsfeier dort durch eine lange Reihe von Jahren gemacht hat, und noch täglich machen kann. Deutsche Reisende, die nach ihren theologischen Principien dieser Lehre sehr abgeneigt seyn mußten, wurden durch die Anschauung dieser Folgen so überwältigt, daß sie der Lehre eine gewisse Anerkennung nicht versagen konnten.

Der Deutsche Prediger in London, Wendeborn, bemerkt in seinem Buche: Der Zustand des Staates, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, Th. 3., Berl. 1785, S. 14.: „Das Ansehen des Sonntages, wie es unter den Engländern sich äußert, rühre her von wannen es wolle, so ist so viel gewiß, daß es eine Art äußerlicher Achtung für die Religion unterhält. Sehr oft hört man die Missethäter, die zu Tyburn oder anderswo abgethan werden, die Menge der Zuschauer, die sich bei solchen Gelegenheiten einfinden, ermahnen, den Sabbath, wie man hier gemeiniglich den Sonntag nennt, heilig zu halten, weil sie ihrer Meinung nach ihren unglücklichen und unzeitigen Ausgang aus der Welt der Vernachlässigung desselben zuzuschreiben haben."

Dr. Sack, in den: Ansichten und Beobachtungen über Religion und Kirche in England, Berl. 1818, S. 148. sagt: „Zu religiöser Erhebung und Bildung dient überall die nie ganz erloschene Liebe der Nation zur Kirche und die tiefe Ehrfurcht vor dem Gottesdienste und dem Tage, der ihm besonders gewidmet ist. Die Strenge der Sonntagsfeier in England ist bekannt. Bei Nichtreligiösen erscheint die Art, diesen Tag zu behandeln, freilich oft unnütz und geistlos, bei Religiösen wird die Feier desselben nicht immer in dem freien Geiste des Evangeliums behandelt,

aber groß ist auch die Zahl derer, die ihn in diesem Sinne feiern, und merkwürdig und vortrefflich ist diese ganze Strenge als Ausdruck nationaler Gesinnung betrachtet. Denn das ist sie, und wollte die Regierung hierin eine Aenderung treffen, so würde ihr wahrscheinlich aus den niedrigen wie aus den höchsten Klassen des Volkes der Widerspruch mächtig entgegentreten. So wird das unruhige Treiben dieses übergeschäftigen Volkes durch eine allgemeine freiwillige Ruhe an diesem Tage gedämpft, und gewiß ist eben dadurch viel Gefühl einer höheren Ordnung und Ruhe im Volke erhalten worden. Die Treue gegen diese uralte Sitte der christlichen Kirche, die Achtung vor dem Gottesdienst und die Einladung zu ruhiger Betrachtung steht im scharfen und höchst günstigen Contrast gegen die höchst unedle Zerstörung der Sonntagsfeier durch Arbeit und Lust, die man in so vielen großen Städten Deutschlands wahrnimmt."

Die anziehende Beschreibung der Sonntagsfeier in Schottland in Gemberg's Buche: Die Schottische Nationalkirche, Hamburg 1828, S. 75 ff., ist schon früher in diesen Blättern im Auszuge mitgetheilt worden.

Aus England ging die Lehre von der Verbindlichkeit des Mosaischen Sabbathsgesetzes nach Holland über. Einige Englische Puritaner, die in Seeland eine Zuflucht gesucht, brachten sie dorthin. Sie wurde zuerst vorgetragen in zwei Schriften über Moral, von Udemann 1612 und von Teelling 1617. Mehrere Geistliche ergriffen die neue Ansicht, andere behielten die alte bei. Den entstandenen Streitigkeiten wollte die Dortrechter Synode ein Ziel setzen. Sie wagte es aber nicht, dies durch eine bestimmte dogmatische Entscheidung zu thun. Sie suchte den Streit zu ersticken. Zu dem Ende wurde beschlossen, daß beim Abdruck ihrer Akten die Verhandlungen über den Sabbath weggelassen werden sollten (vgl. Stud. u. Krit. 1833, 4. p. 1131.). Eine Commission von vier Theologen wurde vor ihrer Auflösung beauftragt, Sätze abzufassen, die beide Partheien annehmen könnten. Sie thaten dies, und beide Partheien waren wirklich anfangs mit ihren sechs Sätzen zufrieden. Zugleich verordnete man, daß man bei ihnen stehen bleiben und nichts dawider predigen oder schreiben sollte bis zu einer neuen National-Synode, an welche sobald gar nicht zu denken war.

Wie sich von selbst versteht, war dies Mittel nicht geeignet, den angestrebten Zweck zu erreichen. Es dauerte nicht lange, so entbrannte der Streit weit heftiger als zuvor. Von den Predigern ging er bald zu den Professoren über. Er durchlief alle Akademien Hollands und rief von dort aus in der Kirche ein volles Jahrhundert hindurch große Entzweiung der Gemüther hervor.

In der ersten Periode des Streites war der Hauptgegner der Gültigkeit des Mosaischen Sabbathsgesetzes der bekannte Gomarus, der im Jahre 1628 seine Schrift: Examen Sabbathi drucken ließ, worin er behauptet, der Sabbath sey erst in der Wüste eingesetzt und ceremonialisch. Gegen ihn schrieben besonders Rivet, Walaeus, Amesius und Voetius. Ein gemäßigter Theologe, Thysius, welcher ermahnte, die Differenz nicht zu überschätzen und entweder zu schweigen oder doch sich gegenseitig zu tragen, wurde nicht gehört. Doch wurde man endlich des Streites müde, und dieser ruhte eine Zeitlang, aber nur um desto heftiger wieder loszubrechen.

Die bedeutendsten Vertheidiger der Ungültigkeit des Mosaischen Gesetzes waren in dieser neuen Periode des Streites, die mit dem Jahre 1658 begann, Heidanus und Coccejus zu Leiden; ihre stärksten Gegner Hoornbeek zu Leiden und Essen zu Utrecht. Man wechselte eine ganze Reihe von Schriften in Lateinischer und Holländischer Sprache, unter denen die von Coccejus die bedeutendsten sind, dessen Widersacher so weit gingen, ihn wegen seiner Ansicht des Socinianismus zu beschuldigen. Die Sache ging so weit, daß die Generalstaaten sich in's Mittel legen mußten. Der Streit wurde zu Leiden beendigt durch das von ihnen unter dem 7. August 1659 ergangene Verbot ferneren Schriftenwechsels in demselben, mit der Bestimmung, daß man bei den sechs Artikeln der Dortrechter Commission stehen bleiben solle.

Mit um so größerer Hitze aber wurde er auf der Utrechter Akademie fortgesetzt, wo Franz Burmann als heftiger Gegner der judaisirenden Sabbathsfeier auftrat, und von seinen weniger bekannten Collegen lebhaft bestritten wurde.

Auch in Gröningen wurden diese Streitigkeiten einheimisch. Gegen Maresius vertheidigte dort Alting die Allgemeingültigkeit des Mosaischen Sabbathsgesetzes.

Noch im achtzehnten Jahrhundert dauerte der Streit in Holland fort; doch wurde er mit größerer Ruhe geführt. Die freiere Ansicht gewann nach und nach in der Reformirten Kirche außerhalb Großbritanniens immer mehr das Uebergewicht; vgl. die dritte Dissertation in Jo. la Placette, dissertations sur divers sujets de morale, Amsterd. 1704, mehrere Abhandlungen in der biblioth. Bremensis, Endemann's Dogm. t. 2. p. 111. u. A.

In Deutschland verfolgte man mit Aufmerksamkeit die Holländischen Verhandlungen über diesen Gegenstand. Die strengere Ansicht, die sich durch den Schein größerer Frömmigkeit empfahl, und welche der herrschenden von den Besseren mit tiefem Schmerze bemerkten Entweihung des Sonntags einen kräftigen Damm entgegenzusetzen versprach, wurde von den meisten Theologen der in den Schriften der Reformatoren vorliegenden vorgezogen. Man that dies aber durch die ganze zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so still als möglich, weil man wohl wußte, welch einen gefährlichen Gegner diese Ansicht an der Auctorität der Bekenntnißschriften hatte. Als der Rostocker Theologe Fecht, in der exercitatio de Sabbatho in seinen exercitationes, 1688, gegen diese Ansicht in die Schranken trat, und unter Anderen auch die historischen Zeugnisse dagegen aufführte, die man gern in das Grab der Vergessenheit gesenkt hätte, wagte es Niemand, gegen ihn in die Schranken zu treten. Dies hinderte aber nicht, daß sie unter der Hand immer mehrere Anhänger gewann, und daß es doch zuletzt, gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, so weit kam, daß man, im Vertrauen auf die Uebereinstimmung fast aller rechtgläubigen Theologen, es wagte, die Einzelnen, die noch für die freiere Ansicht auftraten, auf heftige Weise anzugreifen.

Ein kleiner Streit entspann sich schon im Jahre 1700, als ein Holsteinischer Prediger, Lünekogel, des Franz Burmann Schrift de Sabbatho in's Deutsche übersetzt und in einer Vorrede und Anmerkungen dessen Ansicht von dem rein ceremonialen Charakter des Sabbathgesetzes, welches die Christen gar nicht angehe, vertheidigt hatte. Sogleich ergriff gegen ihn sein Vorgesetzter, der Holsteinische General-Superintendent Schwarz die Feder. Im Jahre 1701 erschien dessen: Wahrer Bericht vom Sabbath wider Dr. Franc. Burmanni verteutschten falschen Bericht, welchen ein Prediger in Holstein zu böser Consequenz im Lande approbiret und durch den Druck kund gemacht. (Vgl. Walch Religionsstreit. innerhalb u. s. w. Th. 1. S. 781.)

Weit bedeutender war die Bewegung, welche durch des Hallischen Juristen Stryk Schrift über den Sabbath (Wagner praes. Stryk, de jure Sabbathi, Halle 1702) hervorgerufen wurde. Dieser Mann, der ein lebhaftes religiöses Interesse besaß, und sich der pietistischen Schule zuneigte, wurde gegen die herrschend gewordene Ansicht vom Sabbath besonders dadurch aufgereizt, daß sie ihm eine bloß äußere Gottesfurcht, den kirchlichen Pharisäismus zu befördern schien. Er selbst sagt in seiner 1707 erschienenen: Verantwortung gegen J. F. Mayer's Bericht von Pietisten, es sey diese Disputation zu keinem anderen Zwecke geschrieben, als daß man zeigen wollen, wie man heut zu Tage so gar auf den bloßen äußerlichen Gottesdienst falle, daß der wahrhaftige inwendige Gottesdienst, so im Geiste und in der Wahrheit geschehen solle, dabei fast vergessen werde. Seine Waffen entlehnte er meist von Spencer. In dem ersten Theile der aus vier Capiteln bestehenden Abhandlung wird von des Sabbaths Ursprung, Fortgang und Verbindlichkeit unter dem N. T. gehandelt. Es wird behauptet, der Sabbath sey vor Moses Zeit durch kein Gesetz vorgeschrieben. Daraus folge schon, daß er bloß die Kinder Israel angehe. Dies werde noch dadurch bestätigt, daß die angegebene Ursache der Einsetzung des Sabbath bloß die Juden betreffe. Solche sey gewesen, daß sie sich am Sabbath der Aegyptischen Dienstbarkeit erinnerten, Deut. 5, 15., daß der Sabbath ein besonderes Zeichen zwischen Gott und dem jüdischen Volke seyn möge, Ez. 20, 12., Exod. 31, 13., und daß damit die Kinder Israel von der Abgötterei abgehalten würden. Wäre das Gebot moralisch, so hätte auch in Bezug auf den Tag unter dem N. B. keine Aenderung vorgenommen werden können. Der Sonntag der Christen habe mit dem Sabbath nichts gemein. Er sey nicht durch einen unmittelbar göttlichen Befehl eingeführt worden; denn man könne nicht erweisen, daß die Feier desselben von den Aposteln ausgegangen, und wäre dies auch, so hätten sie doch damit kein Gesetz vorschreiben wollen. Die Feier des Sonntags beruhe auf einer bloßen kirchlichen Verordnung. — Im zweiten Capitel entwickelt der Verfasser auf diesem Grunde die Rechte und Pflichten einer Obrigkeit in Bezug auf den Sonntag. Er behauptet, ein Fürst sey befugt, was freilich nicht klüglich gehandelt seyn würde, den Sonntag abzuschaffen und dafür einen anderen Tag zum öffentlichen Gottesdienst anzuordnen. Seine Pflicht beim Sonntag wäre, dahin zu sehen, daß der Zweck desselben erhalten werde. Demzufolge habe er einen Unterschied zwischen seinen Unterthanen zu machen. Die Rohen und Unerfahrenen im Christenthum habe er anzuhalten, daß sie dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnten. Den Fortgeschrittenen dagegen, welche keines Sonntags mehr bedürften, habe er volle Freiheit zu lassen. Sie dienten Gott allezeit im Geiste und in der Wahrheit, und müßten die Freiheit, die Christus ihnen erworben, ungekränkt genießen. Alle weltlichen Lustbarkeiten, wodurch der Zweck des Sonntags verhindert werde, müßten abgeschafft werden. — Im dritten Capitel wird von dem Rechte eines jeden Christen in Bezug auf den Sonntag gehandelt. Es wird hier behauptet, der Christ

habe das Recht, in seinem Gottesdienste an keinen bestimmten Tag gebunden zu seyn, sondern je nachdem es ihm der Geist eingebe, bald diesen bald jenen Tag zum Dienste Gottes nach seiner Freiheit auszusetzen. Dieses Recht komme aber nicht etwa Allen zu, die den Christennamen führten, sondern nur den wahren Gliedern Christi und Mitgliedern des Neuen Bundes, bei denen ihr ganzes Leben und ein jeglicher Tag nichts anders als ein Sabbath wäre. Diejenigen dagegen, welche nicht im wahren Glauben ständen, seyen verpflichtet, den Sonntag zu halten, nicht durch das Gebot des Alten Testaments, sondern durch die Erkenntniß ihres Zustandes, welche die Feier des Sonntags für sie zu einer nützlichen kirchlichen Einrichtung mache. Der Inhalt des vierten Capitels, welches von den am Sonntage gewöhnlichen Kirchengebräuchen handelt, gehört zunächst nicht hieher.

Die Schrift erregte, wie sich nach ihrem Inhalte leicht denken läßt, gewaltiges Aufsehen. Sie wurde bald darauf in's Deutsche übersetzt; im Jahre 1715 erschien schon die fünfte Ausgabe. Seine Gegner setzte ihr Verfasser durch einen Wiederabdruck der Abhandlung von Fecht in Verlegenheit, welchem er ein Schreiben vorsetzte, worin er behauptete, er brauche weiter keine Vertheidigung, da man bis jetzt diesem mit ihm gleichgesinnten Theologen noch nicht geantwortet. Die große Zahl dieser Gegner zeigte, wie festgewurzelt damals schon die von ihm bekämpfte Ansicht war. Sie wandten sich fast alle nicht gegen die großen Schwächen, welche die Schrift darbot, gegen den sich in ihr kund gebenden falschen Spiritualismus, dessen Blößen in Bezug auf den Sabbath wir in dem abhandelnden Theile aufdecken werden, sondern ihr ganzes Bestreben ging dahin, die Moralität des Mosaischen Sabbathsgebotes zu vertheidigen. Das thema de moralitate Sabbathi wurde mehrere Jahre hindurch eins der beliebtesten für die akademischen Gelegenheitsschriften. Statt diese hier einzeln aufzuführen, verweisen wir nur auf Walch Th. 3. p. 89 ff. Besonders eifrig bewiesen sich die von Löscher herausgegebenen „unschuldigen Nachrichten." Sie schicken dem Berichte über die Strykſche Schrift eine förmliche Wehklage voraus.

Die Gegner des Sabbath hatten nicht unterlassen, die Auctorität der symbolischen Bücher geltend zu machen. „Man führt" — heißt es in den U. N. 1703 p. 211 ff. — „die Stellen unserer symbolischen Bücher wider die Meinung aller unserer Lehrer an, und klagt dabei, daß man die Leute zwinge auf diese Bücher zu schwören und doch die Meinungen, so mit diesen gleichförmig sind, verdamme." Die Verlegenheit, in welche man durch diese Berufung versetzt wurde, ist ganz sichtbar; die Aushülfen aber, die man ergriff, um sich aus ihr zu retten, die gewaltsamen Deutungen, durch die man die so klaren Stellen zu verdunkeln suchte, sind so elend, daß sie keine Anführung verdienen. Man vergleiche außer den U. N. a. a. O., und p. 294. 660. noch wie schon lange vor diesem Streite sich Carpzov herauswindet in der introductio in libr. symb. p. 751., und nach demselben Walch p. 393.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 19. Oktober. № 84.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

(Schluß.)

Bemerkenswerth ist noch, daß die von Stryk ausgesprochenen Ansichten von den Theologen der pietistischen Schule eben so lebhaft verworfen wurden, wie von den Orthodoxen, und zwar gewiß nicht bloß um den letzteren keinen Anlaß zu dogmatischer Fehde zu geben, sondern weit mehr, weil das praktische Interesse, wodurch Stryk geleitet worden, bei ihnen durch ein anderes stärkeres überwogen wurde. Was der Sonntag auch nach Stryk's Meinung leisten sollte, das, meinten sie, könne nur dann erreicht werden, wenn die der seinigen entgegengesetzte Ansicht in Geltung bliebe. Sie kannten auch den in den Gläubigen noch fortdauernden Kampf des Fleisches gegen den Geist zu gut, als daß sie mit ihm von vollkommen fertigen Christen hätten träumen sollen, die keiner besonderen Zeiten der Andacht und Sammlung mehr bedürften. Buddeus, in der theol. mor., und Walch halten ganz an der gewöhnlichen Ansicht fest, eben so auch im Wesentlichen Spener, der sich unter den Theologen dieser Schule am ausführlichsten über diesen Gegenstand ausgesprochen, besonders in den: Theologischen Bedenken Th. 2. S. 27 ff. Er meint jedoch, es sey besser, über diese Controvers nicht viel öffentlich zu disputiren, theils weil die Folge davon keine andere sey, als daß sich die Menschen nur daraus eine ihren Seelen und ihrer Erbauung nachtheilige Freiheit zu nehmen pflegen (S. 36.), theils weil die Gegner die Augsburgische Confession vorhalten könnten, „die mehr wider, als für uns spricht" (Th. 1. der zweiten Samml. S. 477.). Besser, meint er, sey es, die Empfehlung der strengen Sonntagsfeier auf die Erfahrung zu gründen. „Ich bin versichert, wo man die Leute nur dahin bereden könnte, eine Zeitlang Gott zu Ehren den Sabbath recht heiliglich zuzubringen, daß die eigene Erfahrung solche Heiligung ihnen auf's Herrlichste recommendiren, und den gütigen Rath des himmlischen Vaters, so zu unserer eigenen Seelen Besten solche Ruhe uns gegönnet, dermaßen zu erkennen geben würde, daß es vieles subtilen Disputirens nicht mehr bei denen, welchen es um das Geistliche zu thun ist, nöthig seyn würde" (erste Samml. Th. 2. p. 36.). Er empfahl hier Anderen das Prüfungsmittel, was sich an ihm selbst kräftig erwiesen. „Ich danke meinem Gotte" — sagt er Th. 4. S. 326. — „der mir von einem christlichen theologo diese Hauptlehre hat lassen mitgegeben werden, daß ich mich ja hüten sollte, Sonntags nicht nur sonst mit weltlichen Ergötzungen zu thun zu haben, sondern auch derjenigen obwohl theologischen Studien zu enthalten, wodurch ich trachtete gelehrter, und nicht eigentlich besser oder frömmer zu werden."

Dann verkannte Spener, obgleich er das Sabbathsgebot zu den moralischen zählte, doch nicht einen gewissen Unterschied beider Testamente in Bezug auf dasselbe, auch abgesehen von der Verschiedenheit des Tages. Unter dem A. T., wo Alles mehr äußerlich war, habe die Unterlassung des Aeußerlichen und der Arbeit mehr an sich selbst zu dem Gebote gehört; da aber die Art des Gottesdienstes unter dem N. T. mehr in dem Innerlichen bestehe, so sey unsere Heiligung des Sabbaths vornehmlich zu suchen in der innerlichen Ruhe der Seelen, und daß man dieselbe den göttlichen Wirkungen überlasse, dazu die äußerliche Ruhe nicht anders gehöre, als weil sie ein Mittel sey jener innerlichen Ruhe. Daher Lustbarkeiten am Sonntag unter dem N. T. viel sündlicher, wie die Verrichtung der Berufsgeschäfte, und wenn sie auch in schwerer Arbeit bestehen. Denn ein paar Stunden fleischlicher Ergötzlichkeit setzen die Seele mehr aus ihrer Ruhe in Gott, als ob man den ganzen Tag mit Arbeit zugebracht und dabei noch an Gottes Wort unter derselben gedacht hätte. Dasselbe gelte von allem weltlichen Studiren, Sorgen, und Allem, was den Verstand und die Gedanken stark auf sich ziehe, als wodurch die innerliche Heiligung des Sabbath mehr als durch grobe Arbeit gehindert werde. — Das dritte Gebot unterscheide sich von allen übrigen auf doppelte Weise. Erstens insofern was darin verboten werde, die Arbeit des siebenten Tages, nichts an sich selbst Unrechtes und Sündliches sey, wie was in den übrigen Geboten verboten werde, sondern etwas, das durch das bloße Verbot Gottes erst zur Sünde werde, weshalb auch schon unter dem A. B., wie Christi Lehre Matth. 12, 3 ff. und Luc. 14, 5. zeige, an dem Sabbath im Falle der Noth einige Arbeit ohne Sünde verrichtet werden konnte. Zweitens insofern dies Gebot Col. 2, 16. 17. zum Theil mit unter die Schattenwerke und Bilder auf das N. T. gesetzt werde, und Gott es vor anderen zum Zeichen seines Alten Bun-

des mit den Israeliten, 2 Mos. 31, 13 ff., Ez. 20, 12., verordnet habe. Daher nicht allein das Vorbild auf das Zukünftige, nachdem der Leib selbst gekommen, in dem N. T. aufhöre, sondern auch alles dasjenige, was über den in dem menschlichen Leben nothwendigen Sabbath, als worin die Kraft des Gebotes stehe, im A. T. von verschiedenen Satzungen hinzugethan, und also die Strenge desselben sehr geschärft worden sey, uns im N. T. eigentlich nicht mehr angehe. — Leute, welche im Geistlichen bereits so geübt wären, daß sie einige äußerliche Werke daran gar nicht hinderten, könnten ohne Sünde auch am Sonntag dergleichen zum Theil verrichten und doch durch die geistliche innerliche Uebung dem Gebote genugthun. Geschehe jedoch dergleichen in Gegenwart von Leuten, die eine solche Freiheit nicht fassen könnten, sondern sich daran stoßen, oder wohl gar mit Verletzung ihres Gewissens dergleichen nachthun würden, so werde es zur Sünde um des Aergernisses willen; besser sey es daher, diese Freiheit nicht zu gebrauchen, sondern sowohl das Böse, als dessen Schein zu meiden. In jedem Nothfall aber sey die Arbeit am Sonntage erlaubt. Dahin gehöre auch das Gebot der Obern und Herrschaften, welches diejenigen, die unter ihrer Botmäßigkeit stehen, von der Sünde frei mache. Eben so dringende Feldarbeit. (Th. 2. S. 36—44. Th. 4. S. 575 ff.)

Hätte Spener die Ansichten, die er hier ausspricht, schärfer durchdacht, so würde sich ihm ergeben haben, daß er der herrschenden Ansicht weit weniger beistimmte, wie er es sich dachte. Er würde eingesehen haben, daß das Alttestamentliche Sabbathsgebot seine gesetzliche Kraft unter dem N. T. ganz verloren. Denn die Anwendung, die er noch davon macht, rechtfertigt sich vollkommen daraus, daß das Gesetz des Alten Bundes als ein von Gott gegebenes nicht in dem Sinne der Abschaffung unterliegen kann, wie ein menschliches Gesetz, vielmehr immer noch einen Schatz von Lehre enthalten muß, aus dem die freie Kirche des N. B. bei der Abfassung ihrer Gesetze stets zu schöpfen hat.

Wie auch die unter dem Einflusse der Wolfschen Philosophie stehende Theologie die herrschende Ansicht vom Sonntage unangetastet ließ, das ersehe man z. B. aus Reinbeck's Betrachtungen über die Augsburgische Confession Th. 2. S. 37 ff. und Th. 3. S. 325 ff.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber verlor sie immer mehr ihre Herrschaft. Als einer ihrer lebhaftesten und gefährlichsten Gegner trat Mosheim auf, in der Sittenlehre Th. 5. S. 442 ff. Er verwirft die Alttestamentliche Basis der Sonntagsfeier ganz und gar. Er behauptet, in schroffem und falschem Gegensatze begriffen, der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen seyen fast in keiner einzigen Sache einander gleich, als darin, daß beide einer von den sieben Tagen der Woche seyen. Eben so aber verwirft er die Ansicht derjenigen als höchst bedenklich (vgl. S. 486.), welche behaupten, die Verpflichtung zur Feier des Sonntags beruhe auf der Auctorität der Kirche. Er sucht, von demselben Interesse getrieben, welches die Identificirung des Sabbaths und Sonntags veranlaßte, die Verpflichtung zur Feier des Sonntags auf eine unmittelbar göttliche Anordnung zurückzuführen. Die Apostel unseres Erlösers — sagt er — haben gleich bei dem Anfange der Gemeinde des Herrn den ersten Tag der Woche, an dem unser Heiland auferstanden ist, zum Versammlungstage der Christen gewählt. (Apostelgesch. 20, 7., 1 Cor. 16, 1. 2., Apok. 1, 10.) Und sie sowohl als ihre Jünger und Mitarbeiter haben ihn in allen Kirchen, die sie angelegt haben, bei allen Völkern der Erde, denen das Evangelium gepredigt worden ist, eingeführt. Dies einzige reicht hin, das Recht unseres Sonntages und die Pflicht der Christen, ihn zu heiligen, außer Zweifel zu setzen.

Mit dem Ueberhandnehmen des Unglaubens trat als Grund für die Nichtverbindlichkeit des Mosaischen Sabbathsgesetzes an die Stelle des früheren, daß durch Christum das Ceremonialgesetz aufgehoben worden, zu dem dies Gebot gehöre, wie er noch von Reinhard (Moral Th. 3. S. 681.) aufgestellt wird, der, daß die Mosaischen Gesetze menschlichen Ursprungs seyen und daher für die fortgeschrittenere Zeit durchaus nicht verbindlich. Von diesem Standpunkte aus wird die strengere Ansicht z. B. von v. Ammon angegriffen (Sittenlehre II. 1. p. 191.), der sich unter Anderen darauf beruft, die Ruhe Gottes von seinen Werken, die der Grund der Mosaischen Sabbathfeier sey, werde von Jesu, Joh. 5, 17., als ein menschlicher und mit der ewigen Wirksamkeit Gottes unverträglicher Begriff gänzlich verworfen. Eine Behauptung, die ein unbefangener Forscher nicht eher aufstellen würde, bis er vorher untersucht, ob der Begriff der Ruhe, wie er von Christo verworfen wird, nicht auch mit Allem unvereinbar sey, was die Bücher Mosis in Beziehung auf Gott aussagen, ob daher nicht der Begriff der Ruhe in der Stelle der Genesis relativ aufzufassen sey, im Gegensatze gegen die Thätigkeit Gottes bei der Schöpfung, welche in der einen hier hervorgehobenen Beziehung eine abgeschlossene, in einer anderen in der Schrift besonders hervorgehobenen eine in der Erhaltung stets fortgesetzte ist. Uebrigens wird die Verpflichtung zur Sonntagsfeier auf die Anordnung der Kirche begründet.

Beachtung verdient aus der neuesten Zeit die Schrift eines christlich gesinnten Juristen: Der Sabbath der Juden in seinem Verhältniß zum christlichen Sonntage, mit dem Motto: Gal. 5, 1.: Bestehet in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen. Hamburg b. Perthes und Besser 1830. Der Verfasser hat sich die Bekämpfung der von England aus eindringenden Vermengung von Sabbath und Sonntag zum Ziele gesetzt. Er erklärt die Anwendung des jüdischen Sabbathsgesetzes auf die Heiligung des Sonntags, als des sogenannten christlichen Sabbathes, für ein Zurückkehren zu den schwachen dürftigen Anfängen, ja für durchaus unevangelisch, und wenn man so weit geht, bei Unbekehrten den ersten Anfang damit zu machen, daß man sie durch die Drohungen des Gesetzes zur „Heiligung des Sabbaths" hinschreckt, dies für unverständig. Die Feier des Sonntags hält er für eine an sich zwar menschliche, durch die Schwäche der menschlichen Natur und die bürgerlichen Verhältnisse veranlaßte, aber mit einer göttlichen Stiftung, der des evangelischen Predigtamtes, und einem göttlich-menschlichen Bedürfnisse und Förderungsmittel unseres inneren Lebens, dem der christlichen Gemeinschaft, in enger Verbindung stehende Einrichtung. Der Sonntag soll uns lediglich zur Benutzung der Gnadenmittel Zeit geben. Diese Zeit an sich ist nicht heilig und das bloße Unterlassen der Arbeit bringt keinen Gewinn, sondern nur dann haben wir Gewinn, wenn wir sie nützen zum Wachsen in dem Werke des Glaubens, der Arbeit der Liebe, und der Geduld der Hoffnung.

So weit die geschichtliche Darstellung. Wir werden in der im nächsten Artikel folgenden selbstständigen Behandlung des Gegenstandes bloß diejenigen Ansichten berücksichtigen, welche auf dem gemeinsamen Grunde der Anerkennung des Mosaischen Gesetzes als eines göttlichen beruhen.

Die evangelische Gesellschaft zu Genf.

Der dort eben erschienene zweite Jahresbericht der evangelischen Gesellschaft (104 S. in 8.), ist so reichen Inhaltes, daß er die Aufmerksamkeit, die wir schon dem ersten zuwandten, in noch stärkerem Grade auf sich zieht. Wir dürfen hier die allgemeine Einrichtung der Gesellschaft aus dem früheren Berichte als bekannt voraussetzen.

Die Generalversammlung der Gesellschaft wurde von Herrn Thomas, Direktor des Missionsinstitutes zu Lausanne, durch Gebet eröffnet. Darauf hielt der Präsident, Herr Tronchin von Lavigny, eine Rede, aus der wir eine Stelle ausheben, die grade unter den gegenwärtigen Umständen, wo heilloser Streit die Gemüther der Gläubigen zu entzweien droht, unseren Lesern besonders wohlthuend seyn wird:

„Ein Zeichen, welches immer die Zeiten charakterisirte, wo der Herr sich herabließ, eine Erweckung in der Welt hervorzubringen, ist dieses Gemeingefühl, dieser Trieb, welcher die Christen bewegt, sich gegenseitig zu suchen.

Genf und die Schweiz waren vorlängst der Gegenstand des Interesses der christlichen Kirchen. Zur Zeit der Reformation erschien unser Land in Mitten der Finsterniß wie ein glänzender Leuchtthurm, zu welchem die entstehenden Kirchen gewohnt waren die Augen zu wenden. Die verfolgten Christen fanden hier ein Vaterland und Brüder. Diese sanften Bande vereinigten die Glieder des Leibes Christi so lange, als darinnen das Leben herrschte. Aber der Unglaube des achtzehnten Jahrhunderts und der geistige Tod, der ihm folgte, zerbrach diese Verhältnisse, weil sie sich nicht anders bilden und erhalten, als um das Evangelium.

Die Kirchen, Christum vergessend, vergaßen zu leben, und wurden zu kalten und leblosen Krystallen, kein anderes Interesse mehr bezeugend als für das, was ihr materielles Wohlseyn sichern konnte.

Aber eins der ersten Zeichen des Aufwachens der herabgesunkenen Kirche war die Veränderung, die in dieser Beziehung vorging.

So wie die belebenden Strahlen der Sonne der Gerechtigkeit alle diese erstorbenen Glieder wieder belebten und beseelten, empfanden die Christen, indem sie die Augen öffneten, das Bedürfniß, ihren Brüdern die Hand zu reichen, um ihnen zu helfen, daß sie aufstünden und mit ihnen gingen, und also bildete sich seit zwanzig Jahren dieses milde brüderliche Verhältniß, welches den Amerikanischen Christen mit dem Schweizerischen verbindet, den Holländischen mit dem Französischen, den Französischen mit dem Englischen, und welches so wunderbar die Entwickelung aller evangelischen Anstalten begünstigt. Der Christ, mit einem Worte, empfindet das Bedürfniß, seine Brüder zu lieben, weil sein Erlöser ihn geliebt hat."

Auf die Rede folgte die Verlesung des Generalberichtes, der sich über alle die mannichfaltigen Zweige der Thätigkeit der Gesellschaft verbreitet.

Schulen. Die Zahl der Kinder, welche die Sonntagsschulen besuchen, ist so sehr im Wachsen begriffen, daß man sich genöthigt sieht, ein größeres Lokal zu suchen. Vor Ende des Jahres werden zwei geräumige Säle dieser Bestimmung gewidmet seyn. Die Schule für größere Kinder, die von den Predigern gehalten wird, ist immer von 130 — 150 Kindern wirklich besucht worden; dreihundert sind eingeschrieben. Die von zwei Damen gehaltene Schule für kleine Kinder zählte bei 100 Eingeschriebenen 50 — 60 Besuchende. Die Kinder zeigen großes Interesse für den Unterricht, der sich ganz um die Schrift bewegt. Eltern haben das Zeugniß gegeben, daß sie bei ihren Kindern mehr Gehorsam und Verlangen, ihr Betragen nach dem Worte Gottes einzurichten, bemerkten. Mehrere haben die Fähigkeit erlangt, aus dem Herzen zu beten. Bloß in diesem Jahre sind fünf von diesen Kindern aus der Zeit gegangen, alle mit rührenden Beweisen ihrer Liebe zu dem Worte, und ihres demüthigen Glaubens an das Blut Jesu Christi. — Die Wochenschule für Töchter, unter der Leitung von Mad. Roussi und ihrer Tochter, hat jetzt 60 Schülerinnen, die täglich in dem Worte Gottes und in allen den Kenntnissen unterrichtet werden, die sie einst in den Stand setzen werden, ihren Unterhalt zu verdienen.

Erbauliche Versammlungen. Diese, bestehend aus dem Vorlesen und der Erklärung des Wortes Gottes, verbunden mit Gebet und Psalmensingen, sind Sonntags und Mittwochs Abends fortgesetzt worden. Die Zahl der Zuhörer ist so gewachsen, daß ein neues Lokal dringendes Bedürfniß ist. Ein solches wird jetzt für sie und zugleich für die theologische Schule, und für die Sonntagsschulen durch einen Häuserankauf erlangt werden, welchen mehrere Mitglieder der Gesellschaft vorläufig auf eigene Rechnung unternommen haben.

Bibeln und Missionen. In dieser Hinsicht ist die frühere Thätigkeit, Ausbreitung des Wortes Gottes, Sammlung für die Missionen unter den Heiden in monatlichen Missionsbetstunden fortgesetzt worden. Eben so hat man fortgefahren Traktate zu vertheilen, und eine erbauliche Bibliothek zu unterhalten.

Sendboten zur Bibelverbreitung in Frankreich). Dieser Zweig der Thätigkeit der Gesellschaft ist einer der wichtigsten und die Nachrichten darüber gehören zu den interessantesten des Berichtes. Die Zahl der Sendboten, deren Wirksamkeit keine maschinenmäßige ist, sondern welche die Aufgabe haben, diejenigen, welche die heilige Schrift kaufen, zu ihrer Erforschung zu ermahnen, sie zu beschwören, daß sie an ihre Seele denken, sie auf den Mittelpunkt der Schrift hinzuweisen, ist in diesem Jahre bis auf zehn gestiegen; die Zahl der in Jahresfrist verkauften Bibeln und N. T. beträgt über 11000. Die Hülfsbibelgesellschaft des Waadtlandes hat, aufgemuntert durch den glücklichen Erfolg, sich entschlossen, Hand an dasselbe Werk zu legen. Ihre ersten Arbeiter sind mit denen der evangelischen Gesellschaft ausgegangen; sobald sie sich aber mit ihrem Berufe vertraut gemacht haben, werden sie selbstständig auftreten. Dasselbe gilt von Sendboten aus dem Kanton Basel. Diese werden das Departement des Oberrheins zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit machen. Die evangelische Gesellschaft in Bern hat ihr Augenmerk auf die östlichen Kantone der Schweiz gerichtet. In Genf selbst hat die Bibelgesellschaft beschlossen einen ersten Versuch zu machen. Man hält es für das Beste, daß diese verschiedenen Gesellschaften in demselben Geiste handeln, aber unabhängig von einander bleiben. Es wird auf diese Weise bei jeder mehr Interesse und Leben entstehen; es wird sich unter ihnen ein christlicher Wetteifer bilden, und man wird also eine größere Anzahl von Arbeitern erhalten, als wenn alle diese Gesellschaften unter einer und derselben Direktion vereinigt wären. Daß dieser Beruf in unlauterer Absicht ergriffen werde, darf man nicht fürchten. Denn die Sendboten erhalten nur dasjenige, was zu ihrem täglichen Unterhalte streng nothwendig ist. Sie sind vielen Gefahren ausgesetzt. Die Priester erlauben sich oft Verläumdungen gegen sie auszubreiten; die Feinde Christi suchen begierig Alles auf, was ihrem Werke Ungunst oder Schande bringen kann. Bis jetzt hat auch die Gesellschaft noch in keinem Falle Ursache gefunden,

ihre Wahl zu bereuen. Bei den Gläubigen Frankreichs hat sie eine thätige Mitwirkung gefunden. Zu Lyon hat sich ein Committee zur Aufsicht über dieses heilsame Werk in den umliegenden Departements gebildet. Mehrere Prediger haben sich an die Gesellschaft mit der Bitte gewandt, daß sie Sendboten in ihre Gegenden schicken möge, dies als ein wirksames Mittel gegen den immer wachsenden Unglauben betrachtend. Ein Prediger aus dem Departement des Loiret schreibt an den Vorsteher des Committee zu Lyon: „Mein armes Loiret, so kalt, so ungläubig, so gleichgültig, hat nicht einen einzigen Sendboten. Wie betrübt! Was kann ich thun, um diese ungeheure Lücke auszufüllen? Ich bitte Sie, sagen Sie es mir. Ich bin bereit, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen. Beschwören Sie die evangelische Gesellschaft in Genf, Mitleid mit uns zu haben u. s. w." Wir können uns nicht enthalten, aus den Tagebüchern der Sendboten hier einige Auszüge mitzutheilen.

„Am 20. Oktober kamen wir zu Tournus an, wo wir unsere Freunde P. wiedersahen. Sie haben erstaunliche Fortschritte in der Kenntniß und dem Verständniß des Wortes Gottes gemacht. Vor einigen Tagen brachte man diesen beiden Freunden ein Charivari. Aber die Polizei beschützte sie, wobei wir Gott zu danken haben, daß er uns zu Gute Diener zur Gerechtigkeit verordnet hat. Da dieser treue Christ auf Anreizung der Priester vor die Obrigkeit geführt wurde und mit Gefängniß bedroht, weil er das Wort Gottes ohne gesetzliche Autorisation verbreitet, so benutzte er diese Gelegenheit, um laut seine Anhänglichkeit an das Evangelium zu bekennen, und erhielt die Erlaubniß, die heilige Schrift zu verkaufen. Die Welt erfindet gegen sie alle Arten von Lügen. Man hat sogar diesen lieben P. geschlagen, aber alle diese Verfolgungen haben nur dazu gedient, ihn und seine ganze Familie zu befestigen."

Departement des Doubs, Januar 1833. „Ich kam letzten Sommer durch ein Dorf, wo ich eine Frau fand, die seit mehreren Jahren krank gewesen. Ich bot ihr das Wort Gottes an, aber sie zeigte sich ganz gleichgültig. Ich redete darauf stark zu ihr und stellte ihr die Gefahr ihres Zustandes vor Augen. Aber vergebliche Worte! Ihr Herz schien sich nur noch mehr zu verhärten. Da ich sie dem Ziel ihrer Tage nahe sah, so drang ich in sie, doch wenigstens umsonst ein N. T. anzunehmen. Sie that dies mit einer gewissen Beschämung, dadurch hervorgebracht, daß ein Fremder dem Heile ihrer Seele eine so große Bedeutung beilegte; sie dankte mir und sagte, sie würde immer erfreut seyn mich wiederzusehen. In diesen Tagen kam ich wieder zu ihr. Ich fand sie auf dem Schmerzenslager, unfähig sich zu bewegen; sie konnte mir nur ihre von Fieberhitze brennende Hand reichen. „„Da sind Sie, junger Mann,"" — sprach sie mit einer Stimme, welche den sanften Frieden ankündigte, der ihr Herz erfüllte, — „„wie oft habe ich an Sie gedacht und gewünscht, Sie wieder zu sehen, ehe ich dieses Thal des Kampfes verließe! Setzen Sie sich an mein Bette, um mir noch von dem Herrn zu reden, welchem Sie dienen."" Dann befahl sie ihrem Aufwärter, mir das N. T. zu reichen, das ich ihr gegeben hatte, damit ich ihr einige Stücke daraus vorlesen könnte. Sie war sehr bewegt. Ich las mehrere Stellen des Evangelii Johannis, welche von Neuem ihr Herz zu erfrischen schienen, wie Thau, der auf zartes Gras herabfällt. „„Ach"" — rief sie — „„welche wunderbare Sachen hat es mich schon gelehrt dieses Buch Gottes, welch Gutes hat es meiner Seele gethan!"" Aber, sagte ich zu ihr, gehen Sie denn ohne Furcht dem höchsten Richter entgegen? Sie zögerte einige Augenblicke zu antworten, dann sagte sie mit einem feierlichen Tone: „„Ich setzte auf Jesum meine ganze Hoffnung, und ich halte ihn für gut genug, daß er mich nicht verlassen wird. Haben Sie mir doch eben den Spruch vorgelesen: Wer an ihn glaubt, wird nicht zu Schanden werden."" „„Nun wohl, da es so mit Ihrem Glauben steht, so wissen Sie, daß das Wort Gottes sagt, daß Ihre Sünden Ihnen vergeben sind. Sie sind sehr glücklich; denn nicht Fleisch noch Blut haben Ihnen dies offenbaret, sondern unser Vater im Himmel. Beharren Sie also in dieser festen Hoffnung auf Christum, und am jüngsten Tage werden Sie zu der Zahl derjenigen gehören, zu denen er sagen wird: Kommt her ihr Gesegneten meines Vaters u. s. w. Und wenn zuweilen der Feind unserer Seelen Ihnen Gedanken von Unglauben und Mißtrauen gegen die Gnade des Herrn eingibt, so sagen Sie ihm mit Kraft: Es steht geschrieben mit unauslöschlichen Zügen: es gibt keine Verdammniß mehr für diejenigen, die in Christo Jesu sind. Und da sein Blut uns reinigt von aller Sünde, so sagen Sie, damit das Verderben Ihres Herzens Sie nicht entmuthige, mit dem heiligen Johannes: Wenn unser Herz uns verdammt, so ist Gott größer als unser Herz."" Wie wohl ihr diese Worte der Schrift thaten, malte sich deutlich in ihren Zügen ab. Sie faßte mich bei der Hand und sprach: „„Ich werde Ihre aufrichtige Freundin bleiben; vergessen Sie mich nicht, sondern bitten Sie für mich, daß die Worte, die ich eben höre, in mein Herz eingegraben bleiben. Gott begleite Sie, und gebe Ihnen, daß Sie vielen Seelen all das Gute thun, was Sie der meinigen gethan haben.""

Lyon, December 1832. „Ich trat in ein Haus der Vorstadt Guillotière und fand dort einige Personen, die mich sehr schlecht aufnahmen; sie zeigten sich als gänzliche Materialisten. Als ich ihnen vom Heiland und vom zukünftigen Gerichte sprach, antworteten sie mir nur durch elende Spöttereien und Blasphemien. Indem ich sie verließ, bemerkte ich in einer Kammer ein Crucifix. Ich kehrte zurück und machte ihnen begreiflich, wie schuldbar ihre Heuchelei sey, da sie das Bild desjenigen beibehielten, den sie so eben beschimpft hatten. Der Herr gab es mir, kräftiger zu ihnen zu reden; sein Wort in der Hand erklärte ich ihnen, daß ihre Verdammniß gewiß sey, wenn sie sich nicht bekehrten, und daß eines Tages sie sich mit Verzweifelung erinnern würden, wie Gott ihnen sein Wort habe verkünden lassen, und wie sie es zurückgestoßen. Ich las ihnen darauf einige Stücke aus dem Evangelium, und nach und nach bemerkte ich, daß sie ernst wurden; ehe ich sie verließ hatte ich die Freude, daß sie ein N. T. kauften, und mich lebhaft baten, sie wieder zu besuchen. Seitdem haben andere Sendboten sie besucht, und dies Haus ist jetzt ein Haus des Gebetes, wo andere Christen sich versammeln, um die Schrift vorlesen zu hören."

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 23. Oktober. № 85.

Die evangelische Gesellschaft zu Genf.

(Schluß.)

Diese Auszüge werden besser wie jede Beschreibung in das innere Wesen jener Bestrebungen einführen, die mit der Zeit von so hoher Bedeutung werden können. Zur Kenntniß des Arbeitsfeldes dient folgende Stelle des Berichtes, in der die Gesellschaft ihre bisher in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen zusammenstellt.

„Das Wort Gottes ist in Frankreich fast gar nicht bekannt; von Zeit zu Zeit kündigen uns unsere Arbeiter mit Freuden an, daß sie einige Exemplare der heiligen Schrift, oder vielmehr Auszüge daraus, angetroffen haben; aber fast überall herrscht gegen dieses Buch eine kalte Gleichgültigkeit, und nur zu oft greift der Ungläubige es mit Wuth an, indem er die Irrthümer und Mißbräuche der Römischen Kirche mit den Lehren des Evangeliums verwechselt. Der Name Christi, die Worte Ewigkeit und Gericht, sind das Signal zu Spöttereien und Blasphemien.

Die Römische Geistlichkeit widersetzt sich fast überall dem Verkaufe der heiligen Schriften. Sie nennt sie Lügenbücher, sie verbrennt und zerstört die Exemplare, die sie ausgeliefert erhält. Doch haben, Gott sey Dank, unsere Sendboten die Freude gehabt, mehrere Priester anzutreffen, welche diese traurige Verblendung nicht theilten, und unter den befahrten besonders gibt es noch ehrwürdige Diener Christi, die sich erinnern, daß eine große Kluft liegt zwischen der Religion von Männern wie Polycarp, Cyprian, Athanasius, Augustin, Pascal, Fenelon, mit einem Worte, zwischen dem Evangelium und zwischen den Irrthümern Roms. Unsere Sendboten haben bei ihnen Unterstützung, Liebe und Eifer für die Verbreitung des Wortes Gottes gefunden. Unter diesen treuen Zeugen der Wahrheit haben einige ihre Pfarrkinder aufgemuntert, sich die Bibel anzuschaffen."

Aus den Auszügen der Tagebücher der Sendboten, mit denen dieses Gesammturtheil belegt wird, heben wir nur eine jener erfreulichen Erfahrungen aus: „Den 27. Februar gingen wir zu G. bei Belleville zu der Schullehrerin, die uns sagte, sie habe Tags zuvor, als sie zum Gebete gegangen, über uns mit dem Pfarrer gesprochen, und dieser habe ihr aufgetragen, uns zu bitten, daß wir ihn besuchen; „es wird mir sehr lieb seyn sie zu sehen, sagte er; es müssen wohl Christen seyn, da sie mit Geduld die Beleidigungen ertragen, die man ihnen angethan." Dies bestimmte uns zu ihm zu gehen. Er bezeugte große Freude über unseren Besuch. Er wollte durchaus, daß wir bei ihm essen sollten. Man habe ihm, sagte er, die Beleidigungen erzählt, die man uns angethan, und er sey darüber betrübt geworden, besonders weil dergleichen in seiner Gemeinde statt gefunden. Er ermahnte uns, Alles zu leiden für Christum. Wir hatten mit ihm eine dreistündige Unterhaltung, die uns sehr wohlthat. Wenn wir von dem Herrn Jesus Christus redeten, so waren unsere Ansichten dieselben; aber obgleich sie bei anderen Punkten verschieden waren, so habe ich doch wenige Verhandlungen unter Christen über Streitpunkte gesehen, die so friedlich waren, wie diese. Zu M., zu M., zu B., zu A. und an anderen Orten haben die Pfarrer ebenfalls ihre Pfarrkinder ermuntert, Neue Testamente zu kaufen."

Erfreulich ist ein Schreiben des Bischofs von Montauban, jetzt Erzbischof von Besançon, an einen der Sendboten, der ihm eine Bibel und ein N. T. übersandt hatte: „Ich danke Ihnen für das Geschenk einer Bibel und eines N. T., Ausgabe von 1831. Ich habe mich bald überzeugt, daß dies letztere in jeder Hinsicht übereinstimmt mit der Ausgabe von 1759, herausgegeben von le Maistre de Sacy, mit Genehmigung des Klerus von Frankreich. Es hat folglich gar kein Bedenken, daß es unter den Katholiken in Umlauf gesetzt werde."

Es folgt jetzt der Bericht der Direktion der theologischen Schule, verfaßt von Merle d'Aubigné. Der Berichterstatter sucht seine Leser und Hörer im Eingange durch folgende Worte auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung zu stellen: „Wenn die theologische Schule einer jener Pflanzen gleichen sollte, die sich in einem Sommer zu der ganzen Höhe erheben, zu der sie jemals gelangen sollen, so ist dieser Zweck nicht erreicht worden. Wenn im Gegentheil sie während eines Jahres die Fortschritte eines Jahres machen sollte, wie die Bäume, die mehr als ein Jahr dauern, — — so können wir sagen, daß Ihre Erwartung nicht getäuscht seyn wird." Der erste Theil des Berichtes beschäftigt sich mit den äußeren Verhältnissen der Schule. Er gibt eine anziehende Schilderung der zahlreichen Beweise liebender Theilnahme, welche die aufblühende Anstalt bei dem christlichen Gemeingeiste verschiedener Länder, der Schweiz, Frankreichs,

Deutschlands (hier war leider am wenigsten zu berichten), Hollands und Amerikas, und unter verschiedenen Religionspartheien gefunden hat. Betrübt war es uns zu erfahren, daß bis jetzt die Anstellungsfähigkeit der auf dieser Schule Gebildeten in den Französischen Kirchen noch nicht erlangt worden ist. Doch gibt man die Hoffnung noch nicht auf, diesen Wunsch, welcher so sehr als gerecht erscheint, wenn man den Zustand der theologischen Bildungsanstalten in Frankreich betrachtet, der, auf die Rechte der Kirche gesehen, ein ganz gesetzloser ist, realisirt zu sehen. Und sollte diese Hoffnung auch nicht in Erfüllung gehen, so würde sich — denken wir — doch ein reiches Feld gesegneter Thätigkeit für die Anstalt in der Ausbildung von Reisepredigern für Frankreich eröffnen, durch welche die Zwecke, denen schon jetzt die Sendboten dienen, in weiterem Umfange realisirt werden würden. Der zweite Theil des Berichtes beschäftigt sich mit dem Inneren der Anstalt. Der von mehreren Seiten her gemachte Vorschlag zur Errichtung eines Seminars, wo sämmtliche Zöglinge der Anstalt zusammenwohnen sollten, ist nach sorgfältiger Prüfung und Berathung mit Sachkundigen verworfen worden. Man hat beschlossen, die Zöglinge einzeln in christlichen, oder doch wenigstens ernsten und moralischen Häusern unterzubringen, wo sie in einer beständigen Berührung mit dem wirklichen Leben bleiben und Gelegenheit finden, sich auf die Pflichten ihres künftigen Berufes vorzubereiten, indem sie schon jetzt im Kleinen dieselben ausüben. — Die Erlangung von Freistellen setzt eine doppelte Bedingung voraus: 1. Hinlängliche Ueberzeugung von Seiten der Direktion rücksichtlich der Aufrichtigkeit des Christenthums des Bewerbers. 2. Befriedigende Prüfungen über die Vorkenntnisse. Mannichfache Erörterungen veranlaßte der Vorschlag eines Mitgliedes des Committees, Freistellen nur Zöglingen aus der Reformirten Kirche, nicht aus den Dissidentengemeinden, zu ertheilen. Eine vermittelnde Ansicht erhielt die Oberhand. Man beschloß, daß die gegenwärtig schon bestehenden Freistellen nur Zöglingen aus der Reformirten Kirche ertheilt werden; daß aber Freistellen, welche künftig noch gegründet werden sollten, mit specieller Bestimmung für die Zöglinge dieser oder jener Kirche, nach der Absicht der Stifter, verwaltet werden sollen, eine Entscheidung, die nach den Principien, worauf die Anstalt basirt ist, durchaus als gerecht anerkannt werden muß. — Die Zahl der Studirenden beschränkt sich auf dreizehn. In zwei Fällen wurden die Hoffnungen der Direktion empfindlich getäuscht. Zwei katholische Seminaristen erhielten, vorgebend zur Reformirten Kirche übergetreten zu seyn, die Aufnahme. Beide wurden nachher wieder katholisch, der Eine, nachdem ihm die Freistelle, auf die er sich Hoffnung gemacht, abgeschlagen worden, der Andere, indem er gleich nach Empfang des ersten Quartals des Stipendiums verschwand. Außerdem sind die Erfahrungen in Bezug auf die Studirenden erfreulich gewesen. Sie haben sich mit den frommen Studirenden mehrerer Akademien in Verbindung gesetzt; mehrere haben das Bedürfniß gemeinschaftlichen Gebetes zu bestimmten Zeiten empfunden, mehrere sich zu Besuchen des Trostes und der Liebe in armen oder betrübten Familien verbunden. Das Resultat der angestellten wissenschaftlichen Prüfungen ist, wenn man auf die Umstände Rücksicht nimmt, befriedigend ausgefallen.

Mehrere Geistliche aus Waadt und Genf und zwei aus England waren in der Sitzung gegenwärtig. Nach beendigter Vorlesung der Berichte forderte der Präsident diejenigen unter den Anwesenden, welche der Gesellschaft eine Mittheilung zu machen hätten, auf, das Wort zu nehmen. Wir bedauern recht sehr, daß unser beschränkter Raum es uns unmöglich macht, aus

diesen lebendigen christlichen Ansprachen hier Mehreres mitzutheilen. Nur aus der Rede des Prof. Steiger müssen wir hier eine längere Stelle ausheben, weil sie den Boden kennen lehrt, auf dem die theologische Schule gegründet ist, die wichtige Bestimmung, der sie dient, die Klarheit, mit der ihre Lehrer diese Bestimmung erkannt haben, und den Eifer, mit der sie ihr nachstreben, und weil sie zeigt, daß die Gottseligkeit, die zu allen Dingen nütze ist, zugleich nicht anders kann, als das wahre und gründliche Wissen eifrig befördern, was der Ungläubige zu beseitigen strebt. „Unsere Zeiten bieten in vieler Hinsicht Aehnlichkeit dar mit denen der Reformation. Auch in einer sehr wichtigen Sache gewahren wir leider diese Aehnlichkeit noch, darin, daß in den Zeiten der Reformation große Unwissenheit herrschte in Bezug auf den Glauben, das Gesetz Gottes, die Verhältnisse des christlichen Lebens. Ist es wohl nach einem halben Jahrhundert des Unglaubens zu verwundern, daß wir uns von Neuem in dies Meer der Unwissenheit versenkt befinden, von Neuem berufen zum Kampfe aus allen Kräften, um die Wahrheit wiederherzustellen, die ganze Wahrheit? Nicht am Ueberflusse des Wissens leiden wir in unseren Tagen, wenigstens nicht am Ueberflusse eines christlichen und theologischen Wissens, sondern an der Unwissenheit, ja an der Unwissenheit, in demjenigen, was zuerst nothwendig ist; denn leider, man beschäftigt sich zu sehr mit nichtigen und unnützen Dingen, nicht bloß in der Welt, oder in den Dingen dieser Welt, sondern selbst im Schoße der Kirchen. Es gibt Streitigkeiten unter den Christen, Streitigkeiten, welche die Heerde zerreißen; es wäre viel mehr zu wünschen, daß die Theologen sich damit beschäftigten, daß die Wissenschaft sich damit beschäftigte, und nicht der erste Beste, der vielleicht weder die Kraft noch die Mittel hat, diese Fragen zu erledigen. Bedenken wir wohl unsere Lage; auf der einen Seite die Reihen der Ungläubigen, auf der anderen die Streiter der Römischen Kirche. Unter beiden gelehrte, talentvolle, sehr ausgezeichnete Leute. Und was können wir entgegenstellen? Ohne Zweifel unseren Glauben, und vor Allem unseren Glauben, aber einen Glauben, der nicht todt und unfruchtbar ist, der Werke hervorbringt, Werke der Geduld, der Ausdauer, der Arbeit. Vergegenwärtigen wir uns wohl unsere Lage! Wer leitet unsere Protestantischen Kirchen, so schwach gegründet, so wenig unter einander verbunden? Unsere Prediger. Und wie viele Prediger? Einer auf tausend oder zweitausend Seelen. Und wie viele gibt es wohl unter diesen Predigern, die, stark in Wissenschaft, den Angriffen entgegentreten können, den feinen Irrthümern, die man überall mit voller Hand ausbreitet, die bis in die niedrigsten Klassen der Gesellschaft durchdringen. Nun zeigt es sich leicht, daß unter zwei oder drei Studirenden, die aus unseren Akademien hervorgehen, kaum einer ist, der in irgend einem Maaße theologische Kenntnisse wahrhaft besitzt. Dann kommen die praktischen Arbeiten, die mannichfachen Zerstreuungen, und es bleibt unter zehn Predigern gewiß kaum einer, der wahrhaft theologische Kenntnisse besitzt. Also ein einziger Theologe, der diesen Namen wirklich verdient, auf zehn bis zwanzig tausend Protestanten! — Sie werden also nicht finden, theure Brüder, daß wir Ungehöriges unternehmen und zu große Anstrengungen machen, wenn wir thun, was unsere schwachen Kräfte uns erlauben, um einen oder zwei Männer jährlich zu bilden, welche das Wort Gottes gründlich verstehen und auslegen können. Wir handeln nach den Grundsätzen, durch welche man zu so großem Theile das Papstthum besiegt hat. Die Protestantische Kirche ist ganz dem Worte Gottes geweiht, und durch das Wort Gottes der Wissenschaft. Wie unser Herr

selbst gesagt hat, es muß in dem Reiche Gottes Schriftgelehrte geben, ebensowohl, wie es deren unter dem A. B. gab. Achtzehn Jahrhunderte liegen zwischen uns und den letzten Schriften der Offenbarungen Gottes. Um sich bis dorthin zu versetzen, und um zu gleicher Zeit die Erfahrungen und Arbeiten einer Kirche von achtzehn Jahrhunderten benutzen zu können, muß man einen Zeitraum von achtzehn Jahrhunderten studiren und begreifen. Der Protestantismus stützt sich nicht auf die Tradition, nicht auf eine durch die Kirche festgesetzte Lehrform, die sich von Mund zu Mund fortpflanzt unter den Menschen, nicht auf Katechismen; er muß das Wort haben, wie es empfangen und geschrieben worden durch die Menschen Gottes, und dazu bedarf er der Arbeiten."

Die Versammlung wurde beschlossen durch eine Rede des Prediger Gaussen, welche in Gebet überging, bei dessen Anfange sich Alle ohne Aufforderung erhoben.

Hiemit schließen wir unsere Auszüge aus diesem so reichhaltigen und anziehenden Berichte, in denen wir auch deshalb so ausführlich geworden sind, weil wir hoffen, daß solche lebendige Beweise bei Manchen heilsame Zweifel gegen die Beschuldigungen hervorrufen können, die man von einer gewissen Seite her auf die Reformirte Kirche zu häufen bemüht ist. Um zu entkräften, was dagegen vorgebracht worden, hat man mehrfach unterschieden zwischen der, wie man behauptet, tief verderbenen Reformirten Kirche und einzelnen ihrer Glieder, die sich von ihrem verborgenen Gifte frei erhalten und im Herzen eigentlich Lutherisch gewesen. Hier aber reicht man mit dieser Unterscheidung nicht aus. Wir haben hier eine Gesellschaft vor uns von Männern, welche wissen was sie wollen, und die das gründlich geprüfte reformirte Bekenntniß in seinem ganzen Umfange zu dem ihrigen machen. Die Anerkennung also, die man ihrem Streben nicht entziehen kann, gehört zugleich der Reformirten Kirche an, die Freude über ihren Glauben und ihre Liebe, ist zugleich ein Dank an Gott für die Gnade, welche er dieser Kirche gewährt. Will man so consequent seyn, diese Anerkennung und diese Freude in sich zu ersticken? Wir hoffen nicht, daß man es wollen wird; auf jeden Fall wird aber die Ausführung bei denen, die selbst wahre Christen sind, schwer seyn. Denn das warme Herz wird sich weigern, dem kalten Verstande zu folgen. Und hat man sich erst diesen Eindrücken hingegeben, so fahre man fort in der unbefangenen Prüfung des Baumes, der noch jetzt so schöne Früchte trägt. Man lese unbefangen die Bekenntnißschriften der Reformirten Kirche; man lese nur den einzigen Heidelberger Katechismus und man wird, statt engherzig zu verdammen, sich innig freuen, daß Gott in dieser Kirche das Licht seiner Wahrheit so hell hat leuchten lassen. Wenn man nur sehen wollte, was mit Händen zu greifen ist, so müßte, sollte man sagen, diese Kirche über solche Angriffe schon durch die erste Frage und Antwort des Heidelberger Katechismus erhaben seyn, die wir zum Besten derer, die ihre ganze Kenntniß der Reformirten Kirche nur aus zweiter Hand schöpfen, hieher setzen, vielleicht daß sie dadurch zu eigener weiterer Untersuchung bewogen werden. Fr.: „Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben?" Antw.: „Daß ich mit Leib und Seel, beides im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin, der mit seinem theuren Blute für alle meine Sünden vollkömmlich bezahlet, und mich aus allem Gewalt des Teufels vollkömmlich erlöset hat, und also bewahret, daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupte kann fallen, ja auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß. Darum

er mich auch durch seinen heiligen Geist des ewigen Lebens versichert, und ihm forthin zu leben von Herzen willig und bereit macht."

Litterarische Anzeige.

Provinzial-Prediger-Bibliothek, enthaltend eine Sammlung von Predigten und geistlichen Reden, eingesandt von den evangelischen Geistlichen des Großherzogthums Posen, und herausgegeben von Dr. C. A. W. Freymark, evangelischem Bischof und General-Superintendenten der Provinz Posen. Erste Sammlung. Posen 1832. VI u. 168 S. in 8. Zweite Sammlung. Posen 1833. IV u. 180 S. in 8.

Die Evangelische Kirche der Preußischen Provinz, aus welcher uns hier eine Anzahl von Predigten mitgetheilt wird, hat einen besonders hohen, heiligen Beruf. Schon ihre Geschichte mahnet sie daran: sie besteht zum Theil aus den Nachkommen der ältesten Polnischen Protestanten, den Böhmischen Brüdern, welche, im Reformationszeitalter in ihrem Vaterlande hart bedrängt, theils in Preußen, theils in Groß-Polen (einem großen Theil des jetzigen Großherzogthums Posen) Zuflucht suchten, durch die apostolische Thätigkeit ihres ehrwürdigen Aeltesten, Georg Israel, in kurzer Zeit sich ungemein ausbreiteten, und lange Zeit für die nach Polen ziehenden Deutschen Lutheraner und Reformirten ein Muster in kirchlicher Ordnung und Zucht waren; zum größten Theil aus den besonders seit vierzig Jahren in diesem Kern des alten Polens angesiedelten Deutschen, deren Bedürfnisse in einer Zeit, wo die Privatthätigkeit für kirchliche Zwecke so erlahmt ist, besonders groß, und deren kirchliche Einrichtungen an sehr vielen Orten noch im Entstehen sind. Es gab eine Zeit, wo das unglückliche Polen dem Worte Gottes die Thore zu öffnen schien; Schaaren von Leuten aller Stände fielen nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dem Evangelio zu; auf der Synode von Sendomir in Klein-Polen (1570) waren die evangelischen Woiwoden von Krakau, von Sendomir, von Posen, von Roth-Rußland, der Kastellan von Gnesen in Person oder durch Stellvertreter, und sehr viele Männer der ersten Familien nebst Deputirten des Rathes von Krakau zugegen; König Siegmund August schwankte selbst eine Zeitlang, ob er übertreten sollte; die evangelischen Partheien Böhmischer, Augsburgischer und Helvetischer Confession vergaßen ihrer Streitigkeiten unter einander, und vereinigten sich, mit Beibehaltung der Confessionen jeder Kirche in deren eigener Mitte, über die gemeinschaftliche Grundlage der Abendmahlslehre aller drei Partheien, *) um desto erfolgreicheren Widerstand den Machinationen

*) „Convenimus, ut credamus et confiteamur, substantialem praesentiam Christi non significari duntaxat, sed vere in coena ea vescentibus repraesentari, distribui et exhiberi Corpus et Sanguinem Domini, symbolis adjectis ipsi rei minime nudis." S. das interessante Buch: Historia consensus Sendomiriensis inter Evangelicos R. Poloniae et M. D. Lithuaniae MDLXX initi, stud. et op. D. E. Jablonski. Berol. 1730. 4. Die Slavische Kirchengeschichte ist leider bei uns wenig bekannt, und enthält doch des Interessanten so vieles. Das neuerlich erschienene Buch von Lochner: „Entstehung und erste Schicksale der Brüdergemeinde in Böhmen und Mähren, und Leben des G. Israel, ersten Aeltesten der Brüdergemeinde in Groß-Polen, Beiträge zu einer Slavischen Kirchengeschichte. Nürnberg 1832. 8." ist leider ohne alle Gesinnung geschrieben, indem der Verfasser jede Kraft und Consequenz, der

der Jesuiten und der Verbreitung der Unitarier zu leisten. Doch dauerte der Friede und die Stärke, welche die Eintracht den Evangelischen gab, nicht lange; Lutherische Eiferer zerrissen das Gemeinschaftsband, und diesem Schritte folgte auf der Stelle die Vertilgung einer großen Zahl sowohl Lutherischer als anderer Evangelischer Kirchen, bis, zerfleischt von ihren Feinden, die schwachen Ueberreste der einst so blühenden Gemeinden im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf einigen Synoden zu Danzig (seit 1718) wenigstens eine sogenannte polinische Union stifteten. Seit der Preußischen Besitznahme schweigen alle Kriegesstürme, sowohl der Protestanten unter einander als zwischen ihnen und den Katholischen; Uebertritte sind im Ganzen sehr selten; die wenigen Polnischen Gemeinden Böhmischer Confession fallen unter den Polnischen Katholiken nicht sehr in die Augen, und hindern nicht, daß die „Deutsche Religion" mit zu den Unterscheidungsmerkmalen der beiden Völker gerechnet wird; und die Brüder-Unität, welche bisher noch ihre eigene Episcopal-Succession aus dem funfzehnten Jahrhundert besaß, hat sich seit der neuesten Zeit noch enger, als es bisher der Fall war, mit der Preußischen Landeskirche vereinigt. So wird es nun in einigen Jahren kaum ein Städtchen in der Provinz geben, das nicht, neben seiner, meist großen, oft schönen Katholischen Kirche, wenigstens ein Evangelisches Bethaus aufzuweisen hätte. Unter diesen Umständen sieht man leicht, welche hohe Wichtigkeit der Zustand der Evangelischen Kirche dieses Großherzogthums hat. Als eine nunmehr fast ganz Deutsche Kirchengemeinschaft soll sie, durch große historische Erinnerungen und herrliche exempla domestica aufgefordert, unter einer viel zahlreicheren Polnisch-Katholischen Bevölkerung ihr Licht leuchten lassen; unter einer katholischen Volksmasse, welche, bei weitem mehr als viele andere, theils durch ältere und neuere politische Zerrüttungen, theils durch die Armuth der Polnischen Litteratur, theils durch die Richtung des neueren Zeitgeistes *) den ächten Heilmitteln verschlossen ist. Die Evangelische Kirche steht hier ferner unter einer sehr bedeutenden jüdischen Bevölkerung (in einigen der größeren Städte beträgt dieselbe 2—3000), und hat die heilige Verpflichtung, auch unter diesem uralten Volke, dessen Kraft die Aufklärung jetzt zu brechen im Begriff steht, ohne ihm etwas Besseres darreichen zu können, die Ausbreitung des Evangeliums zu befördern.

Voll von diesen Eindrücken nahm Schreiber dieses mit ungewöhnlichem Interesse die Provinzial-Prediger-Bibliothek von Posen in die Hand, und will durch diese Beurtheilung die Frage zu beantworten suchen, in welchem Geiste und welcher Weise die bedeutende Anzahl evangelischer Geistlichen, welche darin auftreten, dem Auftrage ihres Herrn und Meisters, „Buße und Vergebung der Sünden in seinem Namen zu verkündigen," nachgekommen ist.

Die Veranlassung zur Herausgabe der ersten dieser Sammlungen war, Beiträge für die durch die Cholera Verunglückten zusammenzubringen. Damit verband sich jedoch ein anderer Zweck, welchen der Herr Herausgeber I. S. IV. angibt: „Zerstreut und weit von einander entfernt befinden sich viele evangelische Gotteshäuser in dieser Provinz. Bei den meisten Kirchen ist nur Ein Geistlicher angestellt. Die große Entfernung von einander und das öftere Bereisen der entlegenen Filiale erschwert das freundschaftliche Zusammenkommen der Pfarrer, den amtsbrüderlichen Umgang und Verkehr mit einander und die lehrreiche und erweckliche Besprechung über ihr amtliches Wirken." Daher soll nun diese Prediger-Bibliothek einen Verbindungspunkt bilden. Doch ist es den Predigern natürlich ganz frei gestellt, ob und welche ihrer Vorträge sie einsenden wollen, und es finden sich daher mehrere über dieselben Gegenstände.

Von dem Herrn Herausgeber stehen in der zweiten Sammlung drei Predigten, die jedoch, laut der Vorrede, nicht gehalten, sondern nur niedergeschrieben sind. „Ich gestehe aufrichtig," sagt Herr Dr. Freymark, „daß ich bei der Ausarbeitung derselben die sonst gewohnte freudige Zurichtung des Gemüths nicht leicht habe gewinnen können, da mir eine bestimmte und zumal die liebgewordene Gemeinde fehlte, welcher ich in sechzehn Jahren — in Zeiten großer Ereignisse — das Evangelium verkündigt habe." Der erste dieser Predigtaufsätze ist über Luc. 2, 41—52., die Geschichte von dem zwölfjährigen Jesu, und führt die Ueberschrift: Das fromme Leben. Ein sehr, sehr allgemeiner Gegenstand, wohl kaum für eine Predigt geeignet, auch wenn er durch das charakteristisch Christliche näher bestimmt wäre! Was ist denn Frömmigkeit? „Tugend aus Gehorsam gegen Gott; Liebe zu allem Wahren, Trefflichen und Guten," antwortet unser Verf., und dehnt damit das ohnehin schon weite Feld in unendliche, unabsehbare Weiten aus. Doch, in's Einzelne gehend, was werden wir, nach unserem Verf., an dem Frommen finden? „1. Sein Herz hat sich von allem Eitlen losgemacht; 2. sein Geist hat sich erhoben zu hohen und heiligen Gedanken; 3. sein Sinnen, Denken und Leben ruht in Gott; sein ganzer Mensch lebt und webt in Gott." Von Neuem lauter unbestimmte, abstrakte Allgemeinheiten, lauter Nebelgestalten mit zerfließenden Umrissen. Was ist das Eitle? Die heilige Schrift bezeichnet mit diesem tiefen Ausdruck die Sünde, als den Abfall des Geschöpfes von seinem Schöpfer, wodurch es sich in das Nichts, die Vernichtung, den leiblichen wie den innern ewigen Tod stürzt, falls nicht der Erlöser durch die Wiedergeburt ihm ein neues, ewiges Leben mittheilt. Ist dieses Eitle hier gemeint? Davon findet sich nichts Bestimmtes; es wird schon als bekannt vorausgesetzt, worin es bestehe; aber in bunter Mischung wird damit vertauscht „das Irdische, das Nichtige, die sinnliche Lust, die Gemeinheit," und als Gegensatz steht dem gegenüber das Edle und Große und Hohe; ist aber nicht „was vor Menschen hoch ist, ein Gräuel vor Gott," und bedarf es daher nicht vor Allem einer solchen ernsten Scheidung, wie sie jener Ausspruch Christi andeutet? Davon findet sich hier nichts, vielmehr wird in weitester Allgemeinheit das fromme Leben selbst apostrophirt: „O! wie gehest du, frommes Leben, neben dieser Gemeinheit so unvergleichlich herrlich einher! Du bist frei von allem eiteln Sinnen und Begehren; ein Sehnen höherer Art bewegt das Herz, ein Streben heiliger Natur füllt die Brust!" Vergebens sehen wir in diesem gestaltlosen Chaos uns nach irgend etwas, das einer Lehre ähnlich sähe, um.

(Fortsetzung folgt.)

Jesuiten sowohl als der Brüdergemeinde und der Socinianer, bewundert, auch ist Styl und Darstellung höchst schwerfällig

*) Denn ein nicht unbedeutender Theil der katholischen Geistlichkeit des Russischen Polens ist den neueren rationalistischen Richtungen in der Katholischen Kirche, dem Streben nach Abschaffung des Colibats und der Lateinischen Messe, keineswegs fremd; möchten doch mehr und mehr sich Spuren der evangelischen, durch Sailer in der Deutschen Katholischen Kirche hervorgerufenen Richtung unter ihnen finden!

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 26. Oktober. № 86.

Litterarische Anzeige.

Provinzial-Prediger-Bibliothek, enthaltend eine Sammlung von Predigten und geistlichen Reden, eingesandt von den evangelischen Geistlichen des Großherzogthums Posen, und herausgegeben von Dr. C. A. W. Freymark, evangelischem Bischof u. s. w. u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der zweite Theil läßt zwar den Frommen sich „zu hohen und heiligen Gedanken" erheben, und wir hofften, nun ein wenig aus dem Gefühlsmeere aufzutauchen; aber auch hier fließt Himmel und Erde, sich hebend und schwebend, neigend und steigend, schimmernd und flimmernd ineinander, als ob wir zum ersten Schöpfungstage zurückkehren sollten, bevor Gott das Licht schied von der Finsterniß und die Wasser unter der Veste von den Wassern über der Veste. „Machet euch vom Eiteln los," heißt es hier, „so wird das Ernste und Große Raum in eurer Seele finden; lasset vom Willen Gottes euch treiben, so kommen euch bald hohe und heilige Gedanken; lasset die Liebe in euren Herzen aufgehen, ich sage euch, dann kommt euch der Sinn für das Große und Gute, für das Heilige und Ewige, für Alles, was himmlisch und göttlich ist." Doch es werden die „hohen und heiligen Gedanken" näher bestimmt. „Begehret ihr neben (!) dem Allgemeinen und neben der Hauptsumme aller Gebote, welche die Liebe ist, das Nähere und Einzelne zu hören, so nenne ich euch" — wer freute sich nicht, nun einmal festeren Boden zu haben? doch umsonst — „Wahrheit und Tugend, Menschenwohl und Friede, Heil und Leben in Zeit und Ewigkeit!" Das ist also das „Einzelne" neben dem „Allgemeinen!" Ja wohl geht es einem hier, wie dem Odysseus in der Unterwelt: „Dreimal strebt' ich hinan, und es trieb mich mein Geist, es zu fassen; dreimal entschwebt' es den Händen, dem Schatten und Traume vergleichbar." Wir sind von dieser Arbeit etwas müde geworden, und überlassen es daher unseren Lesern, sich den dritten Theil selbst hinzuzudenken. —

Ein zweiter Predigtaufsatz desselben Verfassers (für den ersten Sonntag nach Trinitatis) redet „vom seligen Sterben." Das Evangelium vom reichen Manne und vom Lazarus bildet den Text. Hier gerinnen einmal die flüssigen Gefühle ein wenig, aber freilich auf eine dem Christen, der auf dem göttlichen Worte ruhet, sehr unerfreuliche Weise. Es zeigt sich, was der Menschenkenner zwar gewiß nicht anders vermuthet hat, daß diesem sentimentalen Langen und Bangen in schwebender Pein krasse Selbstgerechtigkeit zum Grunde liegt. „Todesgedanken," heißt es im Eingange, „sind an sich ernst und schwer, und können wohl auch dem guten Menschen auf Augenblicke bange machen; — erbeben und fürchten aber wird nur der, welcher den gerechten, allwissenden Richter scheut; nur der, welcher seines Lebens Schmach und Sünde mit stiller Nacht bedecken möchte; der Beklagenswerthe, den sein Herz aufgibt und sein Gewissen hart beschuldigt; und du auch, armer Mensch, dem keine gute That das Geleit zum Grabe gibt! ... Wie dünket euch aber? Wird der fromme Mensch auch von seinem Herzen verlassen und von seinem Gewissen aufgegeben seyn? wird er in Angst erbeben vor dem Todesengel? Ich sage euch: wo Gott und Liebe im Herzen ist, da kann keine Furcht seyn, da ist Glaube und Zuversicht." Wir brauchen auf die einzelnen Theile „1. der Fromme weiß, daß er eingeht in ein neues Leben; 2. weiß, wohin er geht, in die Heimath; 3. zu wem — daß es der Vater ist, und 4. von demselbigen Vater die Seinigen auf Erden wohl versorgt" — wohl nicht näher einzugehen. —

Noch ist ein dritter Aufsatz desselben Verf.: „Wer ist der barmherzige Samariter?" in der zweiten Sammlung. Diese Parabel unseres Herrn, welche sehr passend in unserer Pericopenabtheilung mit den Worten Jesu an die Jünger: „Selig sind die Augen, welche sehen, das ihr sehet" — verbunden ist, worin der fragende Schriftgelehrte, der sich gern damit entschuldigen möchte, daß das Gesetz so schwer zu verstehen sey, von Jesu auf's Thun verwiesen wird, indem er ihm zeigt, wie die vielwissenden Priester und Leviten beschämt werden von dem unwissenden Samariter, weil dieser Lust hat, das Gesetz zu thun, und damit die schwierige Frage: „wer ist denn mein Nächster," sich selbst schnell und richtig beantwortet — diese Parabel wird so häufig in Predigten gemißbraucht, weil die Tendenz derselben, der Gegensatz, in welchem das Thun des Gesetzes hier steht

gegen leeres Wissen, eitles Spekuliren, verkannt, oder nicht hervorgehoben wird. Daß wir hier eine gründliche Auslegung derselben finden würden, hofften wir nicht; aber stark ist es doch, daß auf die Frage: „Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ die Antwort als völlig bekannt vorausgesetzt wird, nämlich: „durch die Liebe, die da ist das erste, das vornehmste und größte Gebot. Es lautet ja so verständlich: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen! Was ihr gethan habt einem der Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan!“ Also so gänzlich verschollen ist in der hiesigen evangelischen Christenheit des Apostels Lehre: „durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht,“ so gänzlich verschollen sind die Bekenntnisse der ehrwürdigen Männer, die vor dreihundert Jahren in diesen Landen die Evangelische Kirche gründeten, daß als völlig bekannt hier vorausgesetzt wird, der Mensch werde allerdings durch des Gesetzes Werke gerecht vor Gott, wer mit Werken des Gesetzes umgehe, stehe nicht unter dem Fluch, sondern ererbe den Segen! Solch ein papistischer und jüdischer Pharisäismus erhebt also dreist und kühn in unserer Evangelischen Kirche sein Haupt! „Gehet hin in die Inseln Chittim und schauet; und sendet in Kedar, ob es daselbst also zugehe? Ob die Heiden ihre Götter ändern, wiewohl sie doch nicht Götter sind? Und mein Volk hat doch seine Herrlichkeit verändert um einen unnützen Götzen!“ Denn was tritt an die Stelle des lebendigen Gottes? Der Götze des eigenen, mit süßlicher, zärtlicher Empfindsamkeit behandelten — ach! doch so tief verderbten, scheußlich entstellten Menschenherzens; dem wird Weihrauch gestreut in der durch vier Theile sich hinziehenden Predigt, die den Samariter in der Parabel als „einen Menschen von edler Gesinnung, von herzlicher Theilnahme, von aufopfernder Liebe und von beständiger Treue“ darstellt.

Fünf Predigten enthalten die beiden Sammlungen von Herrn Superintendenten Sydow in Gnesen. Uns wurde anfangs sehr wohl zu Muthe, als wir sie nach den vorigen lasen; denn in einer einfachen, nüchternen, und doch edlen, nicht ätherduftigen, wolkendunstigen Sprache fanden wir die biblischen Texte verständig, gewandt und mit einer gewissen Fülle von Gedanken behandelt. Die erste, eine Weihnachtspredigt, hat zum Text und Thema: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ und betrachtet diese große Wahrheit als 1. eine Erfüllung gnädiger Verheißungen Gottes; 2. eine Stillung sehnsüchtigen Verlangens frommer Herzen, und 3. eine Beruhigung banger Seelen. Es geht durch diese Predigt ein wenn auch hie und da noch schwaches Bekenntniß zu den Grundwahrheiten der heiligen Schrift und eine Ehrfurcht vor dem Heilande, die uns freudig bewegte. „Es blickt wohl Mancher zum Himmel hinan, wo die Sonne leuchtet, wo der Mond scheint, wo die Sterne flimmern, und er ahnet und sieht doch nicht den, welcher die Sonne geschaffen hat, und den Mond und das Heer der Sterne. So liest auch Mancher in den Schriften des Alten Testaments, und merkt doch nicht, daß sie hindeuten und weissagen auf Christum. Und doch sagt Christus: Suchet in der Schrift, denn sie ist's, die von mir zeuget!“ Das „sehnsüchtige Verlangen,“ von dem der zweite Theil spricht, ist freilich wohl in dem Verf. noch ein nicht ganz klares; denn, nach ihm sehnet sich „der bessere Mensch“ nach dem Heile seiner Seele. Doch redet er auch in diesem Theile von der Sünde, als der tiefsten Finsterniß und Verirrung, aus der der Mensch sich heraussehnt. Die schönsten Stellen über den Trost der Sündenvergebung enthält

der dritte Theil, der nur den Fehler hat, daß er mit dem zweiten zu sehr zusammenfließt. — Auch in der Predigt über das Evangelium von der Hochzeit zu Cana, welche fleißig und sinnig den Text benutzt, sind, neben einzelnem Schwächeren und Trivialen, manche schöne, ächt christliche Gedanken, und besonders ein Zug zu dem Heilande, der etwas Rührendes hat. „Möchten die Menschen die Hülfe, deren sie bedürfen, nur immer auf dem rechten Wege suchen, und in allen ihren Anliegen sich wenden an den Rechten. . . . Die Mutter unseres Herrn wandte sich nur an ihn. . . . Freunde, so sollen auch wir uns an Jesum wenden, ihm vortragen, was das Herz uns bewegt und die Seele schmerzlich berührt, und von ihm Hülfe und Rettung erflehen. Meinet nicht, daß ihr alsdann Gott zurücksetzet und mehr den Sohn ehret, als den Vater. Spricht nicht Christus selber: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich; und: Wer den Sohn nicht ehret, der ehret auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat?“ — Aber mit Schmerz müssen wir hinzufügen, daß von demselben Verf., den wir so zu achten und zu lieben angefangen hatten, in der zweiten Sammlung eine Predigt sich findet, welche uns wahrhaft empört hat. Es sind dies die „Worte zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs, am 3. August 1832.“ Sollte der christliche Leser es für möglich halten, daß derselbe Verf., von dem wir Obiges mittheilten, die Worte des Apostels (1 Cor. 13, 13.): „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei“ so mißbraucht, daß er als Gegenstand dieser drei christlichen Tugenden „unseren König und Herrn“ hinstellt, und die Predigt eintheilt „1. vom Glauben an unseren König; 2. der Hoffnung auf unseren König, und 3. der Liebe zu unserem Könige!“ Es haben neuere Zweifler die im Daniel C. 6. erzählte Geschichte von dem Befehl eines tollen Asiatischen Despoten, dreißig Tage lang keine andere Gottheit, als ihn selbst, anzurufen, so unwahrscheinlich gefunden, daß sie auch deshalb die Aechtheit des Buches bestritten haben; hier könnten sie einen evangelischen Superintendenten finden, der freiwillig, und ohne daß eine Löwengrube ihm drohte, und wahrlich auch ohne daß eine Belohnung ihm winkte, in einer Predigt Aehnliches thut. Daß die Rede ihm nicht auf den Lippen erstarb, als er das Wort des lebendigen Gottes so entweihte! Jeder, welcher die Blätter kennt, für welche wir dieses schreiben, weiß es, wie nachdrücklich in unserer betrübten aufrührerischen Zeit darin die christliche Lehre von der Obrigkeit und dem ihr schuldigen Gehorsam ausgesprochen worden; aber niemals ist diese heilige Pflicht hier auf den Sandgrund einer menschlichen Persönlichkeit gegründet worden, mit so innigem Danke gegen Gott wir es auch erkennen, daß er uns grade in dieser Beziehung die Erkenntniß der Wahrheit so sehr erleichtert hat. Das waren wahrlich nicht die Zeiten der Treue, des Gehorsams und der Blüthe des alten Römischen Reichs, als man den Imperatoren Tempel baute und beim Genius der Cäsarn schwur; aber die Blüthezeit der christlichen Kirche war es, da man lieber sterben wollte, als in eine solche abgöttische Handlung willigen. Doch das ist eben die traurige Folge der Halbheit, der Unentschiedenheit und der Haltungslosigkeit, wenn man an den christlichen Lehren von der Buße, vom Glauben, von der Wiedergeburt, von der Gemeinschaft der Heiligen und der Obrigkeit nur genippt hat, statt seine Hoffnung ganz auf die Gnade zu setzen, die uns dargeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi; da sieht man sich denn in dieser die Grundlagen der Gesellschaft unterwühlenden Zeit bald nach der, bald nach jener Stütze um, und weiß keine an-

dere, als unsere Fürsten zu Halbgöttern zu machen, und auf ganz widernatürliche Weise zu behaupten, daß sie nicht „von Gottes Gnaden," sondern wegen ihrer Verdienste, weil alle Tugenden und Einsichten ihrer Unterthanen sich in ihnen vereinigt fänden, auf dem Throne säßen. Dergleichen Lehren sind aber nicht nur sündlich, sondern selbst höchst gefährlich, da jede so unmäßige Uebertreibung nothwendig zum Widerspruch reizen muß!

Die vier Predigten, welche die beiden Sammlungen von Herrn P. Göbel in Rawicz enthalten, sind zwar im Ganzen nicht unevangelischen Inhalts, und wir möchten gern uns in Bezug auf sie mit des Apostels Worten beruhigen: „Daß nur Christus gepredigt werde!" Aber wir können uns doch nicht enthalten, gegen die Mehrzahl (eine Bußtagspredigt zeichnet sich vortheilhaft aus) eine ernste Rüge auszusprechen. Sie sind nämlich in dem Styl geschrieben, der im Wandsbecker Boten „brillanter Styl" heißt; fast Alles ist darin pompös und pretiös, ja gedunsen und bombastisch. Die erste Predigt heißt: „Christnacht — Nacht und doch Licht! Davon spricht erstens die Geburtsstunde unseres Herrn; wie auch zweitens der noch heut von uns erlebte heilige Abend." Grade diese Predigt würde von einem auserwählten Herren- und Damenpublikum in einer großen Stadt wohl verstanden, wenn auch nicht mit Wohlgefallen angehört werden; aber in Rawicz kann sie unmöglich Anklang finden, ja wir würden in der That unsere Kleinstädter bedauern, wenn es der Fall wäre, denn nur durch gehäufte Romanenlektüre wäre es möglich, daß sie sich an einen so sentimental-pretiösen, gesuchten Styl gewöhnten. Müssen ihnen nicht unter solchen Umständen die Predigten, wenn sie auch christliche Wahrheiten enthalten, wie Fata Morgana, täuschende Luftgestalten, wenn auch Bilder wirklicher Dinge, vorkommen, an denen sie sich ergötzen, wie an jeder anderen Augenlust? Dahin gehört auch das Hineinziehen von solchen Dingen, wie die Bescheerung am Weihnachtsabend, in die Predigten. Auf dergleichen Familienfeste mag in der Kirche immerhin einmal angespielt werden, und es ist recht gut, wenn daran Ermahnungen geknüpft werden, wie sie der Verfasser gibt; aber unerlaubt ist es, wenn sie so sehr in den Vordergrund treten, und neben die Heiligthümer sich stellen, wie es in der Christnachtspredigt, und das auf sehr geschraubte Weise, geschieht. „Aber das ist nicht das Einzige, was unseren sonst so hellen, lichten Verstand und reifer gewordenen Geist an diesem heiligen Abende, wie aus Tageshelle zum Dunkel der Nacht — oder mit klareren Worten: aus unseren Geistes helleren Jahren in die wenig erleuchtete Zeit der Kindheit zurückversetzt. Nein! Herzen, die ihr seit gestern Abend nicht etwa aufgehört habt, kindlich zu schlagen, ihr wisset was ich meine. Kinder sind wir wieder in dieser heiligen Nacht um der Kinder Christbäume und Kripplein geworden. Kindliche Unbefangenheit, kindliche Gutmüthigkeit, fast kindische Freude hat uns im Kreise der theuren Unsern unter den Spenden ihrer innigen Liebe in sie zurückversetzt! Wer aber mag das tadeln wollen? Mag es immerhin für den klügelnden, kalten Verstand ein Rückschritt aus des Tages Helle zu nächtlicher Beschränktheit heißen, wenn wir wie Kinder unter Kindern uns freuen: der Christ kennt den Ursprung dieser Freude, und ihre tiefe Deutung; es ist Christi Nacht, Nacht und doch Licht!" ꝛc. ꝛc. In allen diesen Spielereien kommt die Nacht der Sünde und der Verdammniß nicht vor; ja käme sie vor, sie würde auch nur zum ästhetischen Effekt benutzt werden, um den dunkelschaurigen Hintergrund zu bilden zu dem Brillant-Feuerwerk vorne. — Die Bußtagspredigt des Verf. zeichnet sich, wie schon bemerkt, am meisten noch durch Wahrheit der Empfindung aus. Sie ist über Jesu Worte Matth. 11, 28 ff.: „Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seyd" ꝛc. Sie ist aber in der Lehre wenigstens sehr mangelhaft, da nirgends die Heilsordnung gründlich vorgetragen, und Lehre, Beispiel und Verdienst Christi durcheinander geworfen werden, ohne daß gezeigt würde, welchen Gebrauch der Bußfertige von dem einen oder dem anderen zu machen habe; nirgends fanden wir, außer in allgemeinen Ausdrücken, die Lehre von der Bekehrung und Wiedergeburt, nirgends eine Hindeutung darauf, daß schon in diesem Leben die beiden Wege sich für die Ewigkeit trennen. — An dem Grabe eines früh gestorbenen Schullehrers wirft derselbe Verf. die beiden gewichtvollen Fragen auf: „Was ist aus mir geworden? Was wird aus mir werden?" Der Verf. sagt von der letzten derselben: „Sie, ernst an uns gerichtet, ist sie der Engel, der uns vom Pfade des Lasters auf die Auen der Tugend zurückzuführen vermag," und schon erwarteten wir, wenn auch in der schwülstigen Weise des Verfassers, einige ernste Worte der Buße. Allein unsere Hoffnung wurde getäuscht; er bringt es nicht weiter als zum Trost über den irdischen Verlust, nachdem er alle sentimentalen Thränenpumpen zuvor in Bewegung gesetzt, und zu einer ganz allgemein gehaltenen Hinweisung auf Gott.

Es scheint, nach den Proben in diesen Predigtsammlungen zu urtheilen, als ob in der hiesigen Provinz von dieser ästhetisch-pretiösen Predigtweise besonders viel anzutreffen sey; denn auch der andere Geistliche zu Rawicz, Herr Superintendent Altmann, redet in diesem Styl „von dem Weihnachtsfeste, als einer Verklärung der Menschheit, indem es 1. die Sterblichen für den Himmel weiht; 2. den Weg dahin zeigt; 3. die reinsten Freuden schafft, und 4. zu Gottes Lobpreisung den Menschen Frieden und Wohlgefallen bringt" (kaum verständlich ausgedrückt!). Gleich der erste Theil bewegt sich in lauter empyreischen Regionen: „Eine Weihe ist es doch wohl, wenn höhere Wesen die Wohnungen der Seligen verlassen, auf die Erde niederkommen, und den Menschen Verkündiger großer Freude werden. Sie ziehen sie ja auf diese Weise zu sich hinauf; ihre Herrlichkeit theilt sich ihnen mit, ihre Begeisterung entzündet ihr Inneres und ihr Lichtglanz umstrahlt und durchdringt auch ihr Wesen, also daß sie sich in ihrer Nähe in jene himmlischen Gefilde entrückt fühlen. Das ist aber unstreitig eine Verklärung, ein Hinwegversetztseyn über den Staub, ein Athmen in einem milderen Himmelslichte." Aber durch alle diese Morgenrothsschleier und Sonnenstrahlengewänder bricht, grade in dieser Predigt, die dicke Finsterniß des Pelagianismus recht garstig hindurch. Die Engel, sagt der Verf., eilen noch jetzt den Seelen, die in Gefahr schweben, zu Hülfe; „zwar befriedigen sie nicht irdische Bedürfnisse, stellen nicht hoch vor denen, die nur das Vergängliche achten und suchen; aber sie stellen uns hoch vor uns selbst, und geben uns eine Weihe, die das Herz beseligt." Noch weniger verbirgt sich der Pferdefuß in einer anderen Stelle am Schlusse: „Dann wird auch die diesjährige Weihnachtsfeier uns wahrhaft verklären, Ruhe wird in unserem Innern herrschen, und das Bewußtseyn, unsere heiligen Pflichten erfüllt zu haben, neben dem Verdienste des Welterlösers, uns die Pforte des Landes der ewigen Verklärung aufschließen." Auch in den anderen Predigten des Verf. ist der gold- und silberähnliche Glimmer von einigen unverkennbaren

recht tüchtigen rationalistischen Bleiadern durchzogen. Es heißt in einer Osterpredigt von unserem Herrn: „Daß er in einem Zeitalter, in welchem ihn bei dem Verfall der Religion und der Sitten ringsum böse Beispiele umgaben, der Tugend treu blieb; daß er unter einem Volke, das den Werth und das Heil in äußere Ceremonien setzte, dennoch Gott anbetete im Geiste und in der Wahrheit; daß er seine höhere Bestimmung nie aus den Augen verlor, das stellt ihn eben so groß, so Ehrfurcht gebietend dar." In einer Pfingstpredigt (worin es unter Anderem auch heißt: „Wer das Buch der Geschichte aufschlägt und mit Aufmerksamkeit liest — wer da weiß, wie es war, wie es geworden, und jetzt ist" — welche Forderung an die guten Nawiczer!!) wird von den Israeliten, die sich am Tage der Pfingsten auf die Predigt der Apostel bekehrten, gesagt: „Sie kehren um, verlassen den Glauben ihrer Väter, und bekennen die Lehre dessen, der da sprach: Gott ist ein Geist" ꝛc. Das ist eben der Fluch dieses seichten ästhetischen Wesens, daß alle Bestimmtheit der Lehre, und damit aller strafende Ernst des Gesetzes und alle wirklich tröstende und beseligende Kraft der Erlösung zunichte gemacht wird. Da spielt man mit der Sünde, da spielt man mit dem Heilande, und keine wahre Sündenerkenntniß, keine Furcht vor Gott und seinen Strafen, keine Sehnsucht nach dem Heil in Christo gewinnt Raum in der Seele. Und weil man die Kraft weder der Gottheit noch der Menschheit des Herrn, noch die Bedeutung der Erlösung durch den Gottmenschen aus Erfahrung kennt, vertauscht man denn auch sorglos christliche und rationalistische Ausdrücke, je nachdem die Anregung der Phantasie und des Gefühls es wünschenswerth macht. Ach, wie muß solch ein lange Zeit fortgesetztes Predigen verderblich wirken! Wenn dann wirklich an einem solchen Orte später das Evangelium lauter verkündet wird, wie muß da der Sinn schon so abgestumpft seyn, daß kein Pfeil mehr trifft, keine Wunde mehr brennt, kein Heilmittel haftet! Welch ein, namentlich auch für Prediger, warnendes Beispiel hat Gott unserer Zeit in der Bremer Giftmischerin aufgestellt, die jährlich ihrer ermordeten Kinder Todestage in süß-wonniger Rührung als Bußtage feierte, während sie fortfuhr, ihre nächsten Freunde zu ermorden, und als sie im Begriff stand, ihren Wirth in Hannover zu vergiften, sentimentale Strophen aus Klopstock's Sterbeliedern mit den Seinigen singen konnte! Und als in ihrem Gefängniß ihr wirklich das Evangelium gepredigt wurde, so daß es Eindruck machte auf ihr Herz, nur eine kurze Zeit brauchte, um Alles wieder in dasselbe eitle Gefühlsspiel hineingezogen zu haben, in welchem sie zeitliches und ewiges Glück zuletzt verspielte! Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Außerdem treffen wir in diesen Sammlungen, wie sich dies ohnehin erwarten ließ, eine nicht unbedeutende Zahl von Predigten, die voll seichter, rationalistischer Trivialitäten sind, und vornehmlich die Wirkung des stark genossenen Mohnsamens haben. Ganz vorzüglich gehört hieher eine Predigt des Herrn P. Hartmann in Wronke, der aus der herrlichen Geschichte der Darstellung Jesu (Luc. 2, 33.) nichts weiter zu entnehmen wußte, als: „daß die Freude christlicher Eltern über das Leben ihrer hoffnungsvollen Kinder zwar groß, aber selten ganz rein sey, und von Befürchtungen ungetrübt bleibe." Den Grund dieses, an zu großer Klarheit laborirenden Satzes findet er „theils in der unvollkommenen Beschaffenheit des Lebens dieser hülflosen Geschöpfe selbst, theils in der Macht nachtheiliger äußerer Umstände," und wir hegen die Ueberzeugung, daß er mit dieser Begründung selbst dem größten Zweifler in der Gemeinde genügt hat. — Eben so wenig, als in dieser, ist in einer Predigt des Herrn Consistorialrath Dütschke zu Posen über Luc. 22, 42.: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir" ꝛc. eine Spur eines christlichen Gedankens anzutreffen; sie könnten beide unter Juden, Heiden oder Muhamedanern gehalten seyn. Die letztere belehrt uns, daß es „gewiß noch keinen Christen gegeben hat, der dem zahllosen Heere der Leiden gänzlich entgangen wäre," auf Erden sey kein solcher Glücklicher zu finden, weil bald unsere Geistes-, bald unsere Körperkräfte geschwächt, und nur zu leicht unsere Freude in Traurigkeit, unser Wohlstand in Elend verwandelt werden kann. Charakteristisch ist an dieser Predigt, daß bis auf die allerletzten Schlußworte gar keine Beziehung auf den Text, ja nicht ein einziger Bibelspruch, und so viel wir haben sehen können, nicht eine einzige Anspielung auf einen solchen in derselben zu finden ist. Es wäre eben so große als vergebliche Mühe, die Gestalt dieser Wolken ohne Wasser, die der Wind hin und her treibt, hier abzuzeichnen. — Ganz ähnlicher Art ist die Predigt des Herrn Pfarr-Adjunkt Hanow in Lobsens (also wahrscheinlich eines jüngeren Mannes, und darum besonders traurig) am Gedächtnißfeste der Verstorbenen: „Segensreich wird für uns das Andenken an unsere Entschlafenen, denn es spricht zumal: 1. trachtet nach unvergänglichen Gütern, ob zwar heilsam, doch vergänglich sind die Güter dieser Welt. Hier wird der Beweis zuerst geführt, daß die Güter dieser Welt allerdings heilsam, und keineswegs zu verachten seyen; uns fiel dabei ein, was Asmus zu dem Herrn von Saalbader sagt, es sey keine Gefahr vorhanden, daß Jemand diese Wahrheiten übersehen werde, weil sie im buchstäblichen Verstande zu sehr vor der Nase lägen. Die andere Seite der Sache wird dann auf eben so triviale Weise, und mit den bekannten Gemeinplätzen ausgeführt. — Entschiedener rationalistisch gefärbt ist eine Weihnachtspredigt des Herrn Superintendenten Hanow in Lobsens: „Wie feiern wir würdig das Geburtsfest unseres Heilandes?" — denn hier hören wir, daß vor Jesu Zeit die Erkenntniß Gottes theils sehr mangelhaft, theils ganz unrichtig war; die Juden glaubten zwar nur an Einen Gott, aber sie dachten sich denselben theils als ein Wesen, das nur gegen ihr Volk gnädig gesinnt sey, um die übrigen Völker der Erde sich aber wenig bekümmere, ja dieselben verwerfe und hasse; theils aber als ein leicht zu beleidigendes und erzürnendes Wesen, welches nur durch blutige Opfer versöhnt und durch viele lästige Ceremonien auf eine ihm angenehme Weise verehrt werden könne.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 30. Oktober. № 87.

Litterarische Anzeige.

Provinzial-Prediger-Bibliothek, enthaltend eine Sammlung von Predigten und geistlichen Reden, eingesandt von den evangelischen Geistlichen des Großherzogthums Posen, und herausgegeben von Dr. C. A. W. Freymark, evangelischem Bischof u. s. w. u. s. w.

(Schluß.)

Im zweiten Theile werden die Worte: „Friede auf Erden" bloß auf die Gesinnungen der Liebe und des Friedens unter den Menschen bezogen. Auch haben wir darin, nach jener Probe rationalistischer Dogmatik, auch ein Beispiel rationalistischer Moral. „Können wir mit dem in Frieden und Eintracht leben, der durch allerlei List und Ränke uns unser Eigenthum zu schmälern sucht, der uns absichtlich betrügt um das, was wir rechtmäßig von ihm zu fordern haben; der im Dunkel der Nacht in unsere Häuser einbricht und uns bestiehlt? Können wir es gleichgültig und ruhig erdulden, wenn uns unsere Ehre und guter Name geraubt werden?" — Eine Adventspredigt des Herrn Superintendenten Fendler zu Pieske hat das Thema: Wie die Gedächtnißfeier der Ankunft Jesu in die Welt sich recht christlich kund gebe? 1. Durch ein frohes, 2. durch ein dankbares, und 3. durch ein Jesu ergebenes Herz. Wer erwartet nach diesen Ueberschriften wohl eine ganz rationalistische Predigt? Und das ist sie. Erst wird weitläuftig auseinandergesetzt, das Volk habe Jesum bei seinem Einzuge irriger Weise für einen König gehalten, da jener doch unter diesem bildlichen Ausdruck nur einen Lehrer der Wahrheit verstanden habe. Darin besteht denn auch sein Erlöseramt: „In Jesu vortrefflichem Beispiel der Tugend hat er (Gott) uns die Vollbringung derselben sichtbar gemacht und erleichtert; wir dürfen nur aufschauen auf ihn, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, nur gesinnt werden wie er, nur leben und wandeln, wie er that, und wir sind seine Erlöseten." Sollte man es für möglich halten, daß aber auch in dieser Predigt neben diesem platten trivialen Rationalismus Ausdrücke vorkommen, die darauf hindeuten, der Verfasser glaube an die Gottheit Jesu Christi! Welche grenzenlose Halbheit! — Die beiden Predigten von dem Herrn P. Vater zu Meseritz würde es, auch beim besten Willen, schwer seyn zu tadeln; nicht weil sie so gut, sondern weil sie so gänzlich an allem reellen Inhalt leer sind. Man kann es in der That kaum begreifen, wie es auszuhalten sey, solches laues Wasser sonntäglich zu trinken. Mögen diejenigen, welche selbst das Evangelium lauter und kräftig verkündigen hören, und dabei die Armen, welche an eine solche Weide gewiesen sind, so leicht des Separatismus beschuldigen, wenn sie sich, nicht von der Evangelischen Kirche, aber von einem bestimmten Lehrer derselben, der nichts von Christo, von Buße, Glauben und Wiedergeburt predigt, trennen, dergleichen Produkte lesen, um wenigstens milder in ihrem Urtheile zu werden! — Wir überlassen jede Bemerkung unseren Lesern, indem wir ohnehin schon fürchten, daß die Wirkung, welche diese Predigten auf die Zuhörer gemacht haben müssen, bei ihnen anfangen sich zu wiederholen. Ohne daher auf eine Reihe von Predigten, die mit den vorigen gleichartig sind, uns näher einzulassen, heben wir nur noch heraus die Predigt des Herrn P. Petersen in Schwenten über Luc. 20, 9—18.: „Die Offenbarung der göttlichen Liebe und des göttlichen Ernstes am jüdischen Volke." Ach, wie athmen wir auf, da wir hier endlich auf eine Predigt treffen, die im Gehorsam gegen den Auftrag des Herrn: „Buße und Vergebung der Sünden in seinem Namen" verkündigt! Auf eine lebendige und kräftige Weise zeigt der Verf. im Eingange, wie mit Recht zwar die große Wahrheit: Gott ist die Liebe! in unserer Zeit hervorgehoben werde, wie verderblich es aber sey, wenn man darüber vergesse, an Gottes Heiligkeit und strafende Gerechtigkeit zu erinnern; wie die heilige Schrift beide auf gleiche Weise, und namentlich auch in den Schicksalen des jüdischen Volkes offenbare. Auf eine anziehende Weise werden nun, schriftgemäß, die vielen herrlichen Beweise der Liebe Gottes zu den Israeliten zusammengestellt; die Erlösung aus Aegypten, und die Einführung in Canaan, das Gesetz und die Gottesdienste; sodann Gottes väterliche Geduld mit ihrem Ungehorsam, die Bußpredigten und Verheißungen der Propheten; ja endlich die Sendung des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit. Da sie aber diesen verwarfen, kehrte sich die Liebe in Ernst um; und wie als ein Denkmal dieses strafenden Ernstes das noch unter uns wohnende israelitische Volk uns Buße predigt,

so verkündet die Erfüllung der Drohung des Herrn: „Er wird seinen Weinberg andern austhun" zugleich, daß durch Gottes Barmherzigkeit ihr Fall uns zum Segen wurde. Hieran schließt sich nun eine nachdrückliche, schöne Anwendung. Die ganze Predigt ist gedankenreich, fleißig ausgearbeitet und lichtvoll geordnet. Nur Ein Bedenken möchten wir, je mehr wir den Verf. liebgewonnen haben, desto freimüthiger gegen ihn aussprechen: Ob er wohl auch genug eine ächtbiblische Popularität sich angeeignet habe? Zwar finden wir bei ihm nicht jenen leeren Schwulst und Bombast, von dem wir früher sprachen; aber seine Perioden sind oft lang, er zieht zu vielerlei in seine Darstellung, es fehlt ihr darum oft sowohl das Scharfe und Schlagende, als das sanft Eindringende und Rührende, die gewaltigen, ernsten Wahrheiten, die er verkündiget, verflüchtigen sich zu sehr in's Allgemeine, die Predigt „riecht etwas nach der Lampe." Doch ist dies wohl nur der Rest einer steifen Schulform, die der Verf., ein junger Mann, voll Liebe, wie wir überzeugt sind, zu seinem Heilande und zu seinen Brüdern, mehr und mehr los werden wird, ohne daß darum die anderen Vorzüge seiner Predigten Schaden leiden. Der Herr wolle ihn in diesem finsteren Lande zum reichen Segen setzen, und sein Wort nie leer zurückkommen lassen!

Möchten doch die Mißtöne, die wir hier vor unseren Lesern haben vorübergehen lassen, dazu dienen, den großen Weheruf unserer armen Kirche hörbarer für Viele zu machen, und den Ernst und die Liebe derer wecken, welche sehende Augen, hörende Ohren und gesunde Hände und Kräfte haben, um zu helfen!

Nachrichten.

(Berlin.) Es ist schon früher in diesen Blättern (Jahrg. 1829 Nr. 45.) auf den bedrängten Zustand der evangelischen Gemeinde zu Bucharest in der Wallachei aufmerksam gemacht und zu Beisteuern für dieselbe aufgefordert worden. Jetzt ist der Prediger dieser Gemeinde, Herr Emerich Schükey, mit allen nöthigen Legitimationen versehen, auf einer Reise begriffen, welche den Zweck hat, die öffentliche Theilnahme für dieselbe anzuregen. Schon ist ihm in Sachsen eine Kirchenkollekte von dem Ministerio bewilligt worden. Gegenwärtig befindet er sich hier, wo eine gleiche Bewilligung ihm so eben von Sr. Majestät dem Könige ertheilt worden ist. Die zum Bestehen der Gemeinde erforderliche Summe ist nicht unbedeutend. Sie soll dienen 1. zum Ankauf eines Schulgrundes; 2. zur Erbauung eines Schulhauses; 3. zur Besoldung der Lehrer, des Kantors und Organisten; 4. zur Gehaltsverbesserung des Predigers; 5. zum Ankauf eines Begräbnißplatzes; 6. zur Herstellung der Kirche und des Pfarrhauses.

(Waadt.) Das christliche Publikum wird schon aus der Preußischen Staatszeitung und anderen öffentlichen Blättern eine Nachricht über die auf's Neue ausgebrochenen Verfolgungen der sogenannten Methodisten im Kanton Waadt erhalten haben, leider, wie es gewöhnlich geschieht, mit Begünstigung der angreifenden Parthei. Wie sich's eigentlich mit jenen Vorgängen verhalten habe, berichtet nachfolgender Brief aus Vevey, welchen die Gazette évangélique de Genève mittheilt und aus ihr die Archives du Christianisme vom 14. September.

Vevey am 31. August 1833.

Blutige Scenen haben in Vevey statt gefunden.

Im heidnischen Rom bemerkte man immer nach den Bacchanalien verdoppelte Verfolgungen gegen die Jünger des Gekreuzigten;

die Festlichkeiten in Vevey haben dieselben Folgen gehabt, dieselben Wirkungen gezeigt. Vorher genossen die dortigen Christen einen tiefen Frieden, und sowohl die Dissidenten als die Mitglieder der Landeskirche versammelten sich mit gänzlicher Freiheit, um sich am Worte Gottes zu erbauen.

Das Fest der Winzer, sobald man über die Feier desselben einig war, regte bei dem Pöbel den Haß gegen das Evangelium wieder auf, der in den unwiedergeborenen Herzen niemals erstirbt, sondern nur zuweilen zu schlafen scheint; und es ist sogar wahrscheinlich, daß das Fest selbst bei Vielen hauptsächlich eine Manifestation dieses Hasses war. Indeß fügen wir sogleich hinzu, daß wir weit entfernt sind, dies von Allen zu sagen, die daran Theil genommen haben. Wir müssen gestehen und thun es mit großer Freude, daß sich selbst mehrere Theilnehmer und Leiter des Festes unter der Zahl derer befanden, welche Ordnung herzustellen und einen Unschuldigen zu schützen suchten, und sind überzeugt, daß sie diese heidnische Mummerei verabscheut haben würden, wenn sie die Folgen derselben hätten voraussehen können. Dem sey nun wie ihm wolle; hier sind die Thatsachen, deren Wahrheit wir glauben verbürgen zu können.

Schon seit einiger Zeit zeigte sich ein gewisser Groll gegen die Christen unserer Stadt unter dem Pöbel, denn (so sagte der Baron v. Staël in einem Briefe an einen achtungswerthen Landammann bei Gelegenheit ähnlicher Gewaltthätigkeiten derselben Einwohner von Vevey im Jahre 1824 gegen denselben Bruder, von dem wir sofort sprechen werden), denn ein Haufe, der solchen Frevel begeht, steigt herab von seiner republikanischen Würde, und wird im eigentlichen Sinne ein Pöbel. Dieser Pöbel war, wie man alle Ursache hat zu glauben, aufgereizt, fanatisirt, ja bestochen von einigen Rädelsführern, die noch Furcht und Scham genug besaßen, um sich nicht persönlich bis zur Klasse der Meuchelmörder zu erniedrigen.

Hier sind die Beschwerden — denn solche Bitterkeit mußte sich ja wohl in Ermangelung guter Gründe auf einige Vorwände stützen — hier, sage ich, sind die Beschwerden, die man gegen die Christen vorbrachte. Man wird bemerken, daß sie sich alle auf das Fest beziehen — eine Erscheinung, die von Wichtigkeit ist. Mehrere Kinder Gottes hatten durch die That, indem sie sich aus der Stadt entfernten und ihre Häuser verschlossen, und selbst durch Worte, wenn sie darum gefragt worden waren, ihre Mißbilligung eines Festes zu erkennen gegeben, woran Theil zu nehmen ihnen Gewissen und Evangelium verbot. Eph. 5, 11. — Einige hatten in der Absicht, ihren in Bezug auf die Sünde, die sie eben begehen wollten, geblendeten Landsleuten die Augen zu öffnen, eine Anzahl Bibelstellen drucken lassen, die geeignet waren, die Gewissen aufzuwecken und vom Uebel abzuhalten. — Ein Geistlicher der Landeskirche, der einige Wochen vor dem Feste in der Kirche predigte und über den Götzendienst sprach, hatte Einen Satz, worin er die götzendienerischen Auftritte, die vorkommen sollten, verwarf, ausgesprochen. — Ein anderer Geistlicher der Landeskirche, der mehr als vierzehn Tage nach dem Feste den Katechumenen einen Abschnitt unseres Katechismus, wo von drei Arten der menschlichen Handlungen die Rede ist, erklärte, redete zu ihnen unter andern darüber, ob sich zu vergnügen nach dem Ausdrucke des Buches eine indifferente Sache sey; dabei fügte er hinzu, er habe mit Schmerzen vernommen, daß mehrere Katechumenen bei dem Feste der Winzer aufgetreten wären, oder am Zuschauen Vergnügen gefunden hätten, es bedürfe aber nur eines kurzen Nachdenkens, um zu erkennen, wie wenig sich ein solches Fest mit der Liebe Gottes vereinigen lasse, und von welcher Kälte des Herzens es zeige gegen den, der es allein erfüllen solle; mithin könne, was uns so sehr von Gott entfernt, nicht als indifferent betrachtet werden.

Einige von den jungen Mädchen, an welche sich der treue Diener Christi gewandt hatte, scheuten sich nicht, ihren Eltern nicht sowohl diese gemäßigten Worte ihres Pastors, sondern gehässige Reden wieder zu erzählen, die sie ihm unterschoben, und welche die Eltern noch vermehren halfen. Die ganze Stadt war bald voll von diesen Verläumdungen, und wenn es vorher noch nicht geschehen war, so wurde nun ein Streich ausgeführt. Aber gegen wen?

O weltliche Gerechtigkeit! gegen den ehrwürdigen Pfarrer der Dissidentenkirche, den man doch der Theilnahme an den Vorfällen, die wir hier erzählen, nicht im mindesten beschuldigen konnte.

In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch war man mit Gewalt in den Saal, worin sich die Christen der Landeskirche zu versammeln pflegten, eingebrochen und hatte beschlossen, denselben für immer zu entweihen, indem man eine ansehnliche Quantität Assafötida auf die Banke und das Pult goß. Man hatte es sogleich bemerkt, und, Dank sey es den genommenen Maaßregeln, die Versammlung fand Mittwoch Abends ganz ruhig und segensreich statt.

Donnerstag den 29. um 7 Uhr sollten unsere Dissidentenbrüder ihre gewöhnliche Versammlung in ihrem Saale am Bourg-Dessous im Hause des Herrn G. Durand haben. Vor 7 Uhr fand man die Eingänge dieses Hauses von einem Haufen versperrt, der entschlossen war, die Versammlung zu hindern und auch wohl noch Schlimmeres auszuüben. — Mittlerweile kommt der Pastor Rochat von Corseaux, einem eine Viertelmeile von der Stadt entlegenen Dorfe, wo er wohnhaft ist, an, um sein gewöhnliches Geschäft zu verrichten. Man überredet ihn, daß er nicht in Durand's Haus einzudringen suche und führt ihn in ein benachbartes Haus, dessen Thüren man verschließt. Schon von diesem Augenblicke an suchten Magistratspersonen und Freunde der Ordnung die Verirrten zu besänftigen, die mit großem Geschrei Rochat's Tod forderten, gleich den Juden, die vor dem Prätorium schrien:

Fort, fort! kreuzige ihn!

Da der immer zahlreicher und erhitzter werdende Haufe das Haus anzustecken drohte, wo sich Rochat befand, so forderten einige angesehene Magistratspersonen, die dadurch auf die Menge wirken und ihn retten zu können glaubten, den letzteren auf, herabzukommen, und führten ihn, indem sie selbst schützend ihn umgaben, während einige Hundert elender fanatischer Menschen in brutales Lärmen und Geschrei, daß er sterben müsse, ausbrachen. Auf diese Weise war es kaum möglich durch die Stadt zu gehen und die Vorstadt St. Antoine zu erreichen, ohne daß der liebe Bruder mehrere Schläge erhielt. Dort ließen ihn die vornehmsten Magistratspersonen, die ihr Ansehen ganz verkannt sahen und den Unschuldigen nicht mehr zu schützen vermochten, in das Gasthaus zum Adler treten, um ihn so seinen Mördern zu entziehen. Aber vergebens. Der wüthende Haufe zerschmiß die Fenster und drang in das Gasthaus, wo sich eine beweinenswerthe Scene ereignete. Nur durch ein Wunder wurde Rochat am Leben erhalten. Unterdeß war eine Schaar edler Bürger angekommen, um ihn zu vertheidigen; mit ihrem eigenen Leibe bildeten sie ihm einen Schild, und so begann das traurige Geleit von Neuem seinen Zug nach Corseaux hin. Es gibt nichts Abscheulicheres als das Geschrei dieser Elenden, das sich in dem Maaße vermehrte, als man sich dem Ziele näherte. Einige stiegen auf die Mauern von beiden Seiten des Weges und warfen mit Steinen, Andere suchten ihn mit Stangen zu erreichen, noch Andere drohten mit ihren Messern dem Gegenstande ihrer Wuth, dessen Hut verloren gegangen, dessen Kleider ganz zerrissen, dessen Gesicht allenthalben mit Blut befleckt war. Unter solcher Marter vergingen drei Stunden; die Bedeckung, die um halb acht Uhr von Bourg-Dessous weggegangen war, kam erst um halb eilf in Corseaux an. Durch ein Wunder geschah es noch, und Dank sey es der Ergebenheit zweier Herren, daß Rochat, nahe bei seiner Thüre, von einem Wüthenden, der ein Messer forderte, um ihn zu ermorden, zu Boden geworfen, plötzlich hineingebracht und seiner erschrockenen Familie wiedergegeben werden konnte. Darauf befahl der Präfekt, den Generalmarsch im Dorfe schlagen zu lassen; einige ergebene Bürger erschienen in Waffen und der Haufe zerstreute sich.

Bei einem solchen Berichte drängen sich Gedanken in Menge auf. Wir überlassen unseren Lesern, darüber nachzudenken, und fordern sie auf, fleißig zu beten für ihre Brüder in Vevey, welche alles christlichen Mitleides bedürfen. Mögen sie Gott bitten, alles dies zu unserem Besten und zur Förderung seines Reiches zu wenden, dem verirrten Volke zu verzeihen, und seinen Kindern im reichen Maaße den Geist der Kraft, der Liebe und der Weisheit zu schenken.

Wir können nicht schließen, ohne noch dem edlen Benehmen der Magistratspersonen (unter denen wir besonders den Präfekten, den Friedensrichter, den Polizei-Inspektor und mehrere Stadtbeamten anführen) und einer Anzahl Bürger von Vevey die verdiente Anerkennung zu ertheilen. Der Muth und die Unerschrockenheit, die sie gezeigt haben, sind erhaben über alles Lob; ein großer Theil derselben ist insultirt und sogar geschlagen worden, und nicht ohne Gefahr ihres Lebens haben sie Rochat einer nach seinem Blute gierigen Menge entreißen können. Möge der Herr nach seiner Gnade es ihnen vergelten!

P. S. Gestern verbreitete sich das Gerücht, daß dieselbe Bande sich nach dem Hause Burnier's, des Gehülfen des ersten Predigers und Verfassers des oben erwähnten Katechismus, begeben wolle. Der Präfekt forderte ihn auf, die Stadt zu verlassen, weil er nicht für sein Leben bürgen könne. Wirklich soll während der Nacht Lärm und Geschrei vor seinem Hause statt gefunden haben. Man droht, ihn morgen zu hindern, die Kanzel zu besteigen. — Es ist noch nicht Alles vorüber und vielleicht werde ich noch andere Auftritte zu erzählen haben. Wir sind voll Vertrauen in der Ueberzeugung, daß er, der mit uns ist, mächtiger ist, als der Fürst dieser Welt.

Man sagt, daß der Magistrat von Vevey, um die Ruhe herzustellen, damit anfangen will, die Kirche der Dissidenten und die Versammlungen der Nationalkirche schließen zu lassen. Das würde ein trauriges System seyn; welche Gerechtigkeit! Sind dies die Opfer, welche zuerst fallen müssen? Das hieße die Ruhestörer den Prozeß gewinnen lassen, ihnen eine Waffe darreichen, welche sie über kurz oder lang gegen die Unvorsichtigen kehren würden, die ihnen dieselbe in die Hand gegeben haben.

Wir haben die Freude, anzeigen zu können, daß Rochat, Dank sey es dem unverkennbaren Schutze des Ewigen, keine gefährliche Wunde weiter erhalten hat, und gestern mit seiner Familie nach Lausanne reisen konnte.

Das Gouvernement hat stärkere Mannschaft nach Vevey beordert und eine Proklamation an die Einwohner dieser Stadt erlassen.

In der Nummer vom 28. September theilen dann die Archives noch folgende Nachricht mit:

Folgendes ist die Note, welche der Prediger Paul Burnier dem Stadtrathe von Vevey rücksichtlich der Katechese überreichte, welcher dem Angriffe auf Rochat zum Vorwand diente.

Da sich wegen eines Unterrichts, den ich für die Katechumenen über die Adiaphora ertheilt, Unruhen erhoben haben, so glaube ich hier bekennen zu müssen, was ich damals gesagt habe, so weit ich mich dessen erinnere.

Ich machte die Katechumenen darauf aufmerksam, daß die Bibel nur von zwei Reichen spricht, dem des Lichts und dem der Finsterniß, und eben so von zwei Arten der Handlungen, nämlich von guten und bösen, und daß sie an keiner Stelle behauptet, es gebe auch gleichgültige Handlungen. Ich zeigte ihnen, wie, wenn es solche gäbe, ein Mensch auch nur solche ausüben könne, und daß es dann einen besonderen Ort geben müsse, wohin er nach diesem Leben käme. Nun redet aber die Schrift nur von einer Hölle und einem Paradiese. Darauf ging ich die Beispiele durch, die im Katechismus angegeben sind: essen, trinken, spazieren gehen, sich vergnügen. Ueber die drei ersten eilte ich schnell hinweg, indem ich zeigte, daß alle diese Handlungen zur Ehre Gottes gethan werden müßten, weil sie ohne dem verwerflich seyen.

Länger verweilte ich bei dem Worte: sich vergnügen. Ich sagte, daß dies Wort bei den Weltmenschen einen sehr weiten Sinn habe, und daß die, welche sich den Freuden der Tafel und der Schwelgerei ergeben, dies mit dem Ausdruck belegen: sich vergnügen. Aber alles dies, sagte ich, ist Sünde, und die Vergnügungen der Welt sind im Allgemeinen der Art, daß da, wo die Menschen

lachen, auch die Teufel lachen (dies war das einzige Mal, wo ich mich, so viel ich mich erinnere, dieses Wortes oder eines gleichbedeutenden bedient habe). Aber wo die Teufel lachen, da weinen die Engel. Darauf sagte ich: Das Winzerfest z. B. wird als eine Vergnügung betrachtet, und ich kann euch hier den Schmerz nicht verhehlen, den ich empfunden habe, als ich am anderen Tage erfuhr, daß einige Katechumenen daran Theil genommen hätten. Hiebei bemerkte ich unter den jungen Mädchen eine Bewegung, als wollten sie sich gegen Einige unter ihnen hinwenden, und ich beeilte mich hinzuzufügen, daß ich hiebei Niemanden im Auge gehabt habe und die nicht kenne, die daran Theil genommen hätten, und daß Andere, die bloß Zuschauer abgegeben, ebenfalls schuldig seyn könnten, wenn ihr Herz voll gewesen wäre vom Feste. Darauf sagte ich, daß ein kurzes Nachdenken hinreiche, um zu erkennen, wie wenig sich ein solches Fest mit der Liebe zu Gott vereinigen lasse, und von welcher Entfernung des Herzens es zeige von dem, der es ganz erfüllen solle. Kann nun aber das, was uns von Gott entfernt, etwas Gleichgültiges seyn? Nach dieser Bemerkung ging ich zur Erläuterung des Abschnitts über, wo ich nur von guten und bösen Thaten redete.

(London.) In den Berichten der dasigen „Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden" finden wir folgende interessante Nachricht über die Thätigkeit dieser Gesellschaft in London selbst.

„Im November vorigen Jahres (1832) wurde eine Einladung an die Juden in London in Umlauf gesetzt, sich jeden Sonnabend Abend in dem Hause Nr. 18. in der Aldermanbury-Straße zu versammeln, um die Beweise vortragen zu hören, daß Jesus von Nazareth der wahre Messias ist, und ihre Gründe für das Gegentheil auszusprechen. Diese Besprechungen sind in folgender Art gehalten worden. Die christlichen Freunde kamen vorher in einem besonderen Zimmer zusammen zum gemeinschaftlichen Gebet um den Segen des Gottes Israels. Die Versammlung selbst wurde gewöhnlich durch Verlesung des 80sten Psalms in Hebräischer und Englischer, und des Gebets des Herrn in Englischer Sprache begonnen. Der Vorsitzende eröffnete dann die Besprechung durch eine Aufforderung an denjenigen, welcher übernommen hatte, zuerst zu reden, worauf dann die Juden und die Christen abwechselnd redeten. Das Ganze wurde mit Gebet beschlossen. Die christlichen Redner waren gewöhnlich die Prediger und Missionare Cartwright, Thelwall, Prof. Alexander, Reichardt und M'Caul; etwa eben so viele führten die Sache unserer jüdischen Brüder. Wir verschweigen ihre Namen, weil wir nicht wissen, ob sie deren Bekanntmachung wünschen würden. Die Zuhörer vermehrten sich nach der dritten Versammlung ansehnlich; zweimal waren achtzig bis hundert Juden gegenwärtig, im Durchschnitt wenigstens vierzig bis funfzig. Auch das christliche Publikum zeigte durch seinen zahlreichen Besuch herzliche Theilnahme an dem Heil Israels. Bei den letzten Versammlungen war der Saal gedrängt voll, und wenn auch einige Personen Anstoß nahmen, so haben doch viele bezeugt, wie gesegnet ihnen die genaue und in's Einzelne gehende Darlegung und Erörterung der Weissagungen gewesen, welche beweisen, daß unser gnadenreicher Herr der verheißene Messias ist, und wie sehr ihr Glaube nicht bloß durch die Beantwortung besonderer Einwürfe, sondern auch überhaupt durch nähere Kenntniß dieser ganzen Lehre befestigt worden. Die Hauptgegenstände der Besprechung waren: der Charakter des Messias als Heilands der Welt, seine Versöhnung, seine Abstammung, seine Aemter, seine Gottheit, seine Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt, und die Aechtheit der Schriften des Neuen Testaments. Am meisten steiften sich unsere jüdischen Brüder auf die Verschiedenheiten der Geschlechtsregister bei St. Matthäus und St. Lucas, und die anscheinenden Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten. Der erstere Gegenstand wurde

mehrere Abende hindurch besprochen, ohne daß die jüdischen Redner überzeugt wurden. Und doch haben wir Ursache, für den Erfolg dankbar zu seyn. Mehrere Juden, welche den Herrn Jesus Christus noch nicht als ihren Heiland anerkennen wollen, gestehen selbst, daß sie zu einem sorgfaltigeren und fleißigeren Studium des Wortes Gottes, — ja, einige, daß sie zu ernsterem Nachdenken über die Religion, als je vorher, — durch diese Besprechungen veranlaßt worden. Die jüdischen Redner hatten sichtlich das Neue Testament emsig studirt, und darüber müssen wir uns freuen, wenn sie es auch bloß um dagegen anzukämpfen gethan haben. Der schlimmste Zustand ist immer schläfrige Gleichgültigkeit gegen die Religion; und Eifer um Gott, wenn auch mit Unverstand, ist immer ehrwürdig. Ein anderer guter Erfolg, auf den wir hoffen dürfen, ist die Beförderung gegenseitiger Achtung und Wohlwollens unter Juden und Christen; wenn man die letzten mit den ersten Versammlungen verglich, so konnte man am besser gewordenen Geist und Ton derselben erkennen, daß dieser Zweck in bedeutendem Grade erreicht worden ist. Christen hatten Gelegenheit, die Fähigkeiten und die Geistesschärfe der Streiter für das Judenthum zu beobachten; sie müssen keinen geringen Eindruck von den Gaben und Talenten dieses einst vom Herrn so hoch begünstigten Volkes davon getragen haben. Die Freunde aus dem Volke Israel aber müssen gesehen haben, daß es Christen gibt, welche ihr Volk lieben und ehren und gern anerkennen, daß in Gottes Gnaden-Rathschlüssen, wie das Alte und Neue Testament sie uns offenbaren, diesem Volke besondere Segnungen zugedacht sind, zugleich aber dasselbe auf des Sohnes Gottes Menschwerdung, Tod und Auferstehung freundlich und ernstlich hinweisen, als auf die alleinige Hoffnung der Seligkeit für Juden und für Heiden. Der Haupterfolg aber ist, daß das Evangelium, welches eine Kraft Gottes zur Seligkeit ist, jeden Sonnabend treulich gepredigt worden. Dies ist das größeste Werk, welches diejenigen thun können, denen das Heil verlorener Sünder am Herzen liegt. Der Herr selbst berief sich, als Johannes der Täufer seine Jünger an ihn absandte, auf die Predigt des Evangeliums, als den Hauptbeweis, daß er der verheißene Messias sey, und eben diese Predigt des Evangeliums ist der Hauptzweck, Mittel und Erfolg aller Anstrengungen und Arbeiten unserer Gesellschaft. Wird Christus treulich gepredigt als der Weg, die Wahrheit und das Leben, und werden Gottes des heiligen Geistes Gnadenwirkungen in ernstlichem Gebete erfleht, so ist der Erfolg gewiß, — das Christenthum muß unter den Juden befördert werden. — Die Versammlungen haben im Sommer aufgehört, weil die Länge des jüdischen Sabbaths, der mit dem Sonnenuntergange aufhört, unseren jüdischen Brüdern deren Besuch nicht mehr erlaubte. Merkwürdig ist es aber, daß ein Jude vorschlug, sie deshalb auf den Abend eines anderen Wochentags zu verlegen. Im Herbste hoffen wir sie wieder anzufangen, und wollten inzwischen alle Freunde Israels bitten, den Gott Israels um Segen für den ausgestreuten Samen und um eine reiche Erndte anzurufen."

Diese Bitte wird auch an viele unserer Leser nicht umsonst ergehen. Wir dürfen diesen freundlich-ernsten Verkehr mit Juden, dem nicht Gleichgültigkeit und Unglaube, sondern fürbittende Liebe, gewirkt durch den lebendigen Glauben an den Herrn, der der Juden, wie der Heiden sich erbarmen will, zum Grunde liegt, als einen schönen Charakterzug der Kirche unserer Zeit ansehen. „Prüfet Alles, und das Gute behaltet," — so wollen denn wir, die wir in dem ewigen Worte einen Standpunkt außerhalb der Zeit gefunden haben, aus dem oft harten und bitteren Glaubenseifer unserer Väter, die Entschiedenheit, den Glauben, den Eifer, und aus der milden und sanften Duldsamkeit unserer Tage, — obschon diese ihren Hauptelementen nach aus dem Fleische kommt, und mehr Indifferenz als Toleranz zu nennen ist, — die Milde und Sanftmuth uns aneignen.

[Hiebei eine litterarische Beilage.]

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 2. November. № 88.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Zweiter Artikel.)

Nachdem wir im ersten Artikel dieses Aufsatzes den Zustand der Theologie an dem Schlusse der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und die vorbereitenden und mitwirkenden Ursachen bei der von da an sich gestaltenden Umwälzung geschildert haben, soll dieser zweite Artikel von einem Manne insbesondere handeln, welcher, ohne eine eigene Schule zu bilden, doch die Blitze in sich trug, aus welchen die Funken auf den überall unter den Zeitgenossen verbreiteten Zunder aussprühten und eine Evolution veranlaßten, die bis zu diesem Augenblicke fortdauert. Es ist Dr. Johann Salomo Semler, von dessen theologischem Wirken dieser Artikel handeln soll. *)

Semler ist nur in geringerem Maaße als Gewächs seiner Zeit anzusehen; das Meiste, was er war, wurde er durch seine eigene Persönlichkeit, und nur insofern hat zu dem, was er war, die Zeit mit ihren Verhältnissen wesentlich beigetragen, als sie Gemüther bereitet hatte, welche für das, was er brachte, Empfänglichkeit besaßen, und außerdem kein äußerer Zwang dem Treiben und Walten seines Geistes entgegentrat. Zwar erscheint Semler von Anfang an von der unbegrenztesten Verehrung seines Baumgarten beherrscht, dessen Produkte er lange Zeit als die Resultate der gründlichsten aller theologischen Forschungen betrachtete, ja selbst die Wolfsche Philosophie war von ihm studirt worden, und die in früherer Zeit unter ihm erschienenen Disputationsschriften folgen zum Theil mit Strenge ihren Ansichten und Grundsätzen. Aber es war diese Lehre nicht wie Speise und Trank in sein Fleisch und Blut übergegangen, sondern nur wie einen Mantel hatte er sie äußerlich lose um sich geschlagen. Einen contradictorischeren Gegensatz zu Baumgartenschem logischem Schematismus und Wolfscher demonstrativer Bündigkeit kann man schwerlich sich denken, als das ungeregelte Chaos Semlerscher Schriften. Von anderen die Zeit geistig bewegenden Mächten hätte nur etwa die Französische Deisterei und Atheisterei vermögen können auf ihn einzuwirken. Aber theils der gute religiöse Grund, den seine Jugendbildung in ihn gelegt, theils seine Abwendung von der schönen Litteratur, in deren Hülle sich ja jene Richtung vorzüglich aussprach, machten ihn für Einwirkungen dieser Art unempfänglich; der gelehrte Bayle ist der einzige unter den Französischen Freidenkern, den er öfter erwähnt, und dessen Schriften er eine gute Vorarbeit für die Theologen nennt. Nur die Englische theologische Litteratur hat einigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Durch Baumgarten's Vermittelung empfing er die neuesten Englischen Schriften, benutzt sie häufig, lobt sie und gestattet ihnen Einfluß auf seine eigene Denkweise, namentlich scheint er die Schriften Whitby's und des wunderlichen Wilh. Whiston, dessen Kritik er in seinen früheren Jahren (vindiciae plurium praecipuarum lectionum codicis graeci N. T. adversus Guil. Whistonum. Hal. 1750) angegriffen hatte, gern gelesen zu haben. — In negativer Hinsicht, in Bezug auf das, was er nicht war, muß man indeß Semler'n abhängig von seiner Zeit nennen. Was nämlich von Christenthum damals überhaupt noch vorhanden war, auch auf seine Jugendbildung eingewirkt hatte, hinderte ihn, in seinem Neologismus consequent zu seyn, und wirkte eben dazu hin, daß sich ihm ein System ausbildete, welches ein so eigenthümlicher Abdruck seiner individuellen geistigen Stellung war, daß nur Wenigen es behagen konnte, und daß auch eben aus dem Grunde dieser große Mann abtrat, ohne eine Schule zu hinterlassen.

Sind nun Semler's Ansichten und ist seine Wirksamkeit so sehr das Resultat seiner eigenen Persönlichkeit, so müssen wir vor allen Dingen von dieser uns ein Bild zu entwerfen suchen. Er hat uns dies Geschäft leicht gemacht, insofern er in seiner Selbstbiographie mit sehr unverkennbaren Zügen seine Eigenthümlichkeit dargelegt hat, und außerdem überall in seinen Schriften ziemlich lange bei seiner lieben Persönlichkeit verweilt und nicht Weniges über seine Privatverhältnisse beibringt.

„Ich war fast ganz sanguinisch," so sagt er von sich in

*) Sehr richtig hatte Stäudlin schon 1791 Semler's Bedeutung erkannt. In seinen Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Religion S. 342. sagt er: „Semler's dogmatische Schriften scheinen mir in der That alle Keime zum theologischen Skepticismus zu enthalten, so wenig er auch dergleichen etwas im Sinne hatte."

seiner Lebensbeschreibung Th. 1. S. 70, und hat hiemit allerdings den Grundzug seines ganzen Wesens ausgesprochen, so daß wir, um seine Eigenthümlichkeit zu erschöpfen, neben jenem sanguinischen Wesen nur noch auf eine gewisse Spießbürgerlichkeit, als eine charakteristische, durch Alles sich hindurch ziehende Eigenschaft hinweisen möchten. Wenige Gelehrte haben so viel studirt wie Semler, seinem Studium aber ist unverkennbar der Stempel seiner Sanguinität aufgeprägt. Hier erblicken wir nicht jenen ernsten sinnenden Geist, der, um das Räthsel der Gegenwart und der Vergangenheit, der sichtbaren und der unsichtbaren Welt zu enthüllen, ehrfurchtsvoll vor den Schachten der Wissenschaft stehen bleibt, um zu überlegen, welcher von ihnen am ehesten ihn seinem Ziele entgegenführe, und um diesen alsdann mit jenem Bedacht, den das Streben nach fester, unwandelbarer Wahrheit erzeugt, und mit jenem heiligen Ernst, der aus dem Bewußtseyn, daß es das Heiligthum der Menschheit gilt, hervorgeht, zu verfolgen. Semler war ein helluo librorum, der mit Logau sagte: „Meinen Geschmack kann Niemand ermessen, ich liebe Riechen mehr als Essen." Ohne Plan und Ordnung hat er jetzt Selden: De Deis Syris, jetzt Brentium und Schnepfium gelesen, jetzt in cosmographia Neandri und im Theophrast die alchymistische Tradition verfolgt, jetzt Vossius über die Septuaginta und Richard Simon über das A. und N. T. durchgearbeitet, jetzt die scholastischen Quodlibetarii und Sententiarii, jetzt Weigel's und Gutmann's Schwärmereien zu verdauen gesucht, dann wieder Havelbergische und Lebusische Stiftshistorie getrieben — je abstruser und abgelegener die Winkel, aus denen er seine Litteratur herholt, desto mehr scheint er stolz darauf zu seyn. Auch ein Leibnitz hat aus den entlegensten Winkeln der Litteratur her seinem Geiste den Nährstoff zugeführt, auch ein Hamann hat, wie er von sich selber sagt, seinem Kopfe an Einem Tage eben so viel unvereinbare Gerichte zugeführt, wie seinem Magen; aber wie wissen diese Geister die entferntesten Fäden zu verknüpfen, wie wissen sie aus der Mannichfaltigkeit die Einheit herauszuerkennen, wie belebt sich unter ihren Händen der todte Stoff allerwege zu Ideen! Bei Semler sind es überall einzelne interessante Notizen. Bei aller seiner bewundernswürdigen Sagacität im Einzelnen ist er ein wüster Kopf. Wie es häufig bei sanguinischen Naturen der Fall ist, ist er reich an unzähligen, glücklichen Apperceptionen, aber das vereinzelte Wetterleuchten macht keinen Tag; das Einzelne zu befruchten und zu einem Ganzen zu verbinden verstand er nicht. Dies der Charakter seines Studiums. Der Sanguiniker ist vorzugsweise eitel. Auch Semler ist mit der ganzen Anstrengung seines Wesens darauf bedacht wie in der Jugend bei den Mädchen, so im Mannesalter bei dem Publikum sein Glück zu machen. Wie emsig und eifrig arbeitet er auf den Beifall seiner Mitwelt hin, wie untröstlich macht ihn jede mißgünstige Recension. Auch diese Eitelkeit ist mit in Anschlag zu bringen bei dem, was er dem Publikum vortrug. — Wir erwähnten auch seiner Spießbürgerlichkeit. Was wir damit meinen, wird vielleicht nur denen deutlich seyn, die seine Schriften selbst gelesen haben. Es ist eine Seele ohne Kraft der Phantasie, ohne Tiefe des Gemüths, ohne Schwung der Ideen, ganz in den niederen Regionen des Lebens sich bewegend. *) Zu dieser natürlichen Disposition kamen die beschränkten Lebensverhältnisse. Außer einigen Ausflügen nach Leipzig und Berlin fast niemals hinausgekommen über die Universitätsstädte Altdorf und Halle, in Halle selbst in kleinliche Professorenintrigen und Stadtgeschichten verflochten, und gemäß dem alten Sprüchwort: Hala non est sociabilis (Lebensbeschreibung Th. 1. S. 113.), auf enge Kreise des Umgangs beschränkt, fehlt ihm jeder freie, große Ausblick in die Welt. Er spricht gern von „kleinen, jüdischen Lokalideen," die man in die Dogmatik aufgenommen habe; seine eigenen erreichen indeß niemals eine bedeutende Höhe. Die erstaunliche Dürftigkeit der theologischen Ansicht, mit welcher er sich begnügte, werden wir später kennen lernen, hier nur ein paar einzelne dicta zur Bezeichnung seiner Trivialität. „Jesus" — heißt es bei ihm — „heißt der σωτήρ, der Heiland aller Menschen bloß in Absicht ihres bisherigen unglückseligen Zustandes, wer diese Lehre Christi für sich annimmt und zu seinem besten Verhältniß gegen Gott und Menschen gebraucht, der glaubt an Christum" (Versuch einer freien theologischen Lehrart, S. 159.). „Jesu einziger Hauptzweck war, die Menschen zu überzeugen, daß Gott ohne Anwendung der Seelenkräfte, ohne innere Ergebenheit gegen ihn und seine kenntlichen Absichten mit noch so vielen eigenen äußerlichen Handlungen und noch so ernsthafter Genauigkeit darin, gar nicht gehörig verehrt und geliebt heißen könne — —. Da seine Reden der sonstigen morgenländischen Vorstellungsart gemäß sind, bleibt es auch allemal anderen Lesern, die nicht Juden und an jene gewöhnt sind, frei und überlassen, solche uneigentliche Vorstellungen nach ihrer Erkenntniß mit anderen wirklich gleichgültigen zu vertauschen, oder aber buchstäblich zu behalten, wenn es kenntliche Gründe für sie so erfordern, oder als rathsamer zulassen" (Vorbereitung zur Hermeneutik S. 83.) u. s. w. Mit eben dieser, wenn wir so sagen dürfen, philiströsen Beschaffenheit seines Geistes hängt wohl auch der große Mangel an Sinn für die schöne Litteratur und am ästhetischen Geschmack zusammen, welcher seine Deutschen wie seine Lateinischen Schriften so sehr unlesbar macht. *) Nicht vielen großen Schriftstellern geht in dem Maaße das Talent der Redaction ihrer Schriften ab. Durch alles dieses ist es geschehen, daß ein Mann, welcher als Heros der theologischen Litteratur anerkannt dasteht, 171, sage hundert und ein und siebzig Schriften der Nachwelt hinterlassen konnte, von denen nach etwa funfzig Jahren kaum eine einzige mehr gelesen wird. **)

*) Ein Wochenblatt — NB. nicht so wie sie seyn sollen, sondern wie sie sind — zu redigiren, das war seine Sache. „Erdbeben, wissenschaftliche Entdeckungen, feurige Himmelserscheinungen, Prätensionen und Klagen von Staaten und Städten, gemeine vorübergehende Neuigkeiten" — das alles hat er zur Zeit, als er in Koburg war, und die dortige Zeitung redigirte, wie er uns selbst erzählt, mit vieler Freude gesammelt. — Man möchte ein getroffenes Porträt von ihm besitzen. Vor den ascetischen Vorlesungen steht eines aus seinen jüngeren Jahren, aus dessen Zügen man indeß eher auf einen sublimen, poetischen Geist schließen möchte.

*) Wie sehr schon seine Zeitgenossen die Schlechtigkeit seines Styls zugleich mit seiner Unbändigkeit bei empfangenem Tadel rügten, mögen z. B. Michaelis Worte am Anfange seiner Recension von Semler's Abhandlung über den Canon zeigen: „Bei diesem Buche sollte einem Recensenten in der That Angst werden, denn zu verstehen, was Herr Semler sagen oder nicht sagen will, ist überaus schwer, und doch ist der Mann, der für seine Schreibart so viel Geduld zu erbitten hat, so ungeduldig daß man kaum hoffen kann, ohne von Tülpel oder Tülpeleien (dies ist Herrn Semler's Lieblingswort) zu hören, davon zu kommen, wenn man das Unglück haben sollte, Herrn Semler zu widersprechen."

**) Unseres Wissens hat auch nur eine einzige dieser 171 Schriften eine zweite Auflage erlebt, seine Widerlegung des Fragmentisten. — Rücksichtlich des Umfangs der Lektüre, aber auch in mancher

Wir haben jedoch das Charakterbild hiemit noch nicht vollendet, so lange wir uns nicht den Herzenszustand und den religiösen Charakter des Mannes vergegenwärtigt haben. Freilich wird ein kräftiger christlicher Glaube wesentlich dazu beitragen, eine solche natürliche Beschaffenheit, wie die eben angegebene, zu durchleuchten und zu verklären; indessen läßt sich immer denken, daß dieselbe noch bis zu einem gewissen Grade neben einem lebendigen Glauben fortbesteht, und wo dies ist, wird ihr schädlicher Einfluß auf die Ansichten und die Wirksamkeit eines Theologen, eben durch diesen Glauben bedeutend beschränkt werden. Es kommt daher darauf an, zugleich von dem Grade, in welchem Semler persönlich vom christlichen Glauben durchdrungen war, eine Anschauung zu gewinnen. Seine Bildungsperiode fällt in die Zeit des abblühenden Pietismus; die Auswüchse desselben an dem Hofe von Koburg-Salfeld und in Halle selbst lernt man auf interessante und lehrreiche Weise aus Semler's Leben kennen, wobei freilich nicht zu vergessen, daß wie andere gleichzeitige Dokumente und Lebensbeschreibungen zeigen, die Farben nicht selten von ihm zu grell aufgetragen worden sind. Jedenfalls scheint so viel sicher, einmal, daß die Frömmigkeit vielfach methodistisch betrieben wurde, daß man die Bekehrungen nach einem bestimmten Schema verlangte und abmaß, den Geist in unnatürliche Fesseln schlug, und insbesondere das Zarteste, was es im geistigen Leben gibt, jene göttliche Traurigkeit, die der Apostel verlangt, auf widernatürliche Weise zu erzielen suchte; sodann, daß wie bei einer methodistischen Frömmigkeit dies am ehesten einzutreten pflegt, mannichfacher Heuchelschein unter dem Schilde der Frömmigkeit daherging; endlich, daß die Gelehrsamkeit und eine freie, wissenschaftliche Bildung mit verdächtigem Auge angesehen, und wohl gar unterdrückt wurde. Einige Belege — wir könnten deren auch anderwärts her entlehnen — mögen eben aus Semler's Leben hier erwähnt werden. Die jugendliche Heiterkeit bei den Gymnasiasten zu Salfeld wurde als Zeichen eines ungebrochenen Herzens angesehen und auf äußerlich gewaltsame Weise unterdrückt; durch zahlreiche Erbauungsstunden, theils liebreiche, theils drohende Zuredungen, wurden die Schüler von allen Seiten darauf hingetrieben, nach der Versiegelung zu trachten, Begünstigungen und Stipendien nach dem Maaße der Erweckung vertheilt, die Frömmsten von ihnen nach Hofe bestellt, um im Privatgemache des Herzogs der Reihe nach niederzuknien und aus dem Herzen zu beten; Semler's eigener Bruder wurde durch verkehrte Behandlung in unheilbare Melancholie gestürzt. In Halle wurde Semler bei einem mondsüchtigen Studenten einquartirt, welcher täglich drei ganze Stunden auf lautes Beten auf den Knien verwendete; ein Student, Woltersdorf, der sich besonders an Zinzendorf angeschlossen, ermahnte ihn, alles Studium bei Seite zu legen, weil dieses am Ende der Hauptgrund des Unterbleibens

anderen Hinsicht dürfte unter den Gelehrten unserer Zeit Baumgarten-Crusius in Jena mit Semler verglichen werden können: dasselbe Talent für einzelne glückliche Apperceptionen, aber auch derselbe Mangel an Verknüpfung und Einheit; derselbe Reichthum an verschiedenartigen interessanten Notizen, aber auch derselbe Mangel an Redaction und Darstellungsgabe; rücksichtlich der theologischen Ueberzeugung derselbe Sinn für Religiosität und Christenthum, aber dieselbe grund- und maaßlose Unbestimmtheit, derselbe Skepticismus. Nur ist wohl Semler's kritisches Talent und Indagationsgeist um vieles größer, während andererseits Baumgarten-Crusius von dem, was wir bei Semler Spießbürgerlichkeit nannten, durchaus frei, vielmehr durch einen reichen Geist und viel umfassende Anschauungsgabe sich auszeichnet.

seiner Bekehrung sey u. s. w. In allen seinen früheren Schriften klagt er in den Vorreden über jene Professoren, welche ihre ganze Thätigkeit in ascetische Uebungen setzen, die Gelehrsamkeit verdächtigen, seinen großen Baumgarten um seiner vorzugsweise auf die Gelehrsamkeit gerichteten Thätigkeit willen für aus der Gnade gefallen erklären u. s. w. Allerdings mußte nun durch solche Auswüchse der Frömmigkeit, welche der von Natur lebhafte, sinnliche und lernbegierige Jüngling vor sich sah, der rechte und gesunde Eindruck der Heilswahrheiten auf sein Gemüth gehindert werden. Ganz gewiß aber ist es falsch, wenn man, wie es auch neuerlich wieder geschehen ist, dieses als den Hauptgrund ansehen will, warum es bei Semler nicht zu einer rechten Einsicht in die christliche Wahrheit und zu einer ernstlichen Bekehrung gekommen sey. Man bedenke doch nur, daß, wie er selbst gesteht, sowohl in Salfeld als in Halle auch viele ächte und durch ihren ganzen Wandel Ehrfurcht gebietende Jünger Jesu Christi ihm entgegentraten, unter denen vorzugsweise er, wie alle Anderen, den alten Knapp wie einen Heiligen der neueren Zeit ehrte,*) daß er selbst es gar nicht verbirgt, wie seine sanguinische Lebhaftigkeit und Zerstreuung ihm die ernste Richtung auf das Ewige erschwerte, wie das Studiren als solches ihn wirklich vielmehr interessirte, als die heiligen Gegenstände der Theologie selbst, und endlich, was die Hauptsache ist, wie aus seinen ganzen späteren Ansichten ein überaus großer Mangel an Kenntniß des menschlichen Herzens in seinen Tiefen sichtbar wird, wie er insbesondere der Urheber jenes, bei den neueren Rationalisten so allgemein verbreiteten Widerwillens gegen Augustin's Lehre von der Gnade und der begeisterte Lobredner des Pelagius geworden ist. Dies Alles zeigt wohl deutlich, daß der Grund, warum es bei Semler zu keiner Bekehrung im tieferen Sinne des Wortes kam, ganz wo anders zu suchen ist, als in jenen methodistischen Uebertreibungen, welche er in seiner Jugendzeit um sich her erblickte. Es gilt wohl von Semler dasselbe, was von J. D. Michaelis, der es von sich selbst gesteht, daß sein sanguinisches Temperament an jener Frömmigkeit keinen Geschmack finden konnte; bei beiden Männern liegt der Grund, warum sie zum lebendigen Glauben nicht gelangten, in ihrer Persönlichkeit.**) Dennoch war bei Beiden jene Schule, durch welche sie hindurchgehen mußten, nicht ohne allen Einfluß geblieben, und namentlich hat Semler, wie es scheint, einen ächten Grund von Gottesfurcht daraus mitgenommen — von Michaelis möchte dies in viel geringerem Maaße gelten. Semler erscheint durchaus als ein offener Charakter;

*) Daß Semler jene Auswüchse auch recht wohl von dem Wahren in dem damaligen Pietismus zu unterscheiden wußte, zeigt folgende Stelle in der Lebensbeschreibung Th. 1. S. 82.: „Ich habe nachher mich gewundert, daß ich in Augustini confessionibus gar oft ähnliche Kleinigkeiten mit gleich starkem Ernste vorgetragen sah; und ich weiß es doch nicht zu billigen, daß Bayle hierüber bloß gespottet hat. Es gehört zum Menschen, wenn er eine moralische Geschichte für sich selbst anfangt, daß er solchen Mängeln als ein moralisches Kind unterworfen ist; er sammelt sich eigene Erfahrung und kann alsdann unläugbar mit Anderen viel besser und zuverlässiger umgehen." — Es sind das — sobald es sich allmählig lautert — die „Kleinkinder-Krankheiten der Erweckten."

**) Beide Sprößlinge der Hallischen Schule waren übrigens, wie man bereits nach einer vorhergehenden Anmerkung erwarten wird, mit einander gespannt. Michaelis hielt Semler'n für heterodox, in dem, was indeß Semler gegen Augustin's Gnadenlehre einzuwenden hatte, stimmte er von Herzen bei, s. dessen Orient. Bibl. Th. 3. S. 10.

mit dieser Offenheit legt er uns auch vielfach dar, was er von Religiosität besitzt und was ihm fehlt. Man lese z. B. die Schilderung, die er von dem 1778 erfolgten Abscheiden einer seiner Töchter gibt (Lebensbeschreibung Th. I. S. 248.): „Noch dachte Niemand, daß sie schon so weit in ihrer Auflösung wäre, ich hatte sie Abends wieder eingesegnet, etwa nach 9 Uhr. Ich hatte mich mit Kummer eben niedergelegt, als sie herunterschickte, mich zu ihr zu bitten. Vergeben sie, bester Vater, daß ich sie so nöthig habe, helfen sie mir im Glauben und Entschlossenheit, als ihre christliche Tochter zu sterben. Ich erhob mein Herz und redete etwas von dem großen Unterschiede der unsichtbaren Welt Gottes, worin sie bald ein glückseliges Mitglied seyn würde. Sie fuhr fort aus Liedern, da ich nur sehr wenig zusetzte. Als ich ihr sagte, Allerliebste, bald kommst du zu deiner würdigen Mutter; ja, antwortete sie sehr bewegt, welche Wonne wird das werden! Ich fiel nieder vor ihrem Bette und empfahl ihre Seele in Gottes allmächtige unendliche Kraft. Früh besuchte ich sie wieder vor dem Collegio: Hast du es noch behalten, beste Liebste! du bist mein, weil ich dich fasse? o ja, sagte sie, und wiederholte den Vers: Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden ꝛc. (ewiger, sagte ich ꝛc.) — ich verließ sie noch ziemlich sicher, daß es so eilig nicht gehe. Aber man rief mich aus dem Collegio, daß ich noch eben ihr einige große Worte zurufen konnte, und nun ihren herrlichen Geist Gotte gern wieder übergab und ihre frommen Augen selbst zudrückte. Nun verwandelte sich meine unruhige Betrübniß in sanftes Nachdenken und eine sehr weiche Zufriedenheit mit Gottes weisem Willen! Ich weiß es, was für eine Freude es ist, Jemand der Seinen im Sterben so ruhig gesehen zu haben; und zu wissen, man habe Antheil gehabt an einer solchen Erziehung. Dank noch, öffentlichen Dank, auch den guten, gewissenhaften Lehrern, die sie außer mir gehabt hat! Ich empfehle eine gute christliche Erziehung aus Erfahrung allen guten vorsichtigen Eltern; da jetzt von einer ausdrücklich nicht christlichen Erziehung von Menschen geredet und geschrieben wird. So christlich und schön sterben christlich erzogene Menschen, schon viele Jahrhunderte her. Ob andere Beispiele größer und besser ausfallen, wird sich erst zeigen."

In einem solchen Sinne ist die ganze Lebensbeschreibung abgefaßt, Semler singt, wenn er allein ist, zur Erhebung seines Herzens geistliche Lieder, betet mit seiner Frau, sie stärken sich wechselseitig in dem Entschlusse, nur Gott zu vertrauen und seinen Geboten zu folgen. Vielmals spricht er mit einem solchen Ernst von der Wichtigkeit und Verantwortlichkeit seines Berufs als akademischer Lehrer der Theologie, daß man bei seiner Ehrlichkeit durchaus nicht daran zweifeln kann, daß es ihm mit solchen Bekenntnissen Ernst gewesen; vielfach redet er von seinen Schwächen, deren er sich bewußt sey, und von der Gnade Gottes, die er in allen seinen Wegen zu preisen habe. Statt vieler Stellen möge nur hier eine aus der Vorrede zu dem zweiten Theil seiner Lebensbeschreibung Platz finden: „Von jenen mich so biedermännisch und so großmüthig aufmunternden Recensionen habe ich manche mit der Empfindung gelesen, die meinem jetzigen Zustande die natürlichste ist; einige mit Thränen; mit anhaltender Bewegung meines ganzen Gemüths; mit schamvollen Dank gegen die göttliche Leitung und Verknüpfung der Umstände, unter denen mein öffentliches Professorleben hier über dreißig Jahre verflossen ist; und nicht selten entstieg mir ein heißer Seufzer um die letzte Gnade Gottes, mir nun auszuhelfen in das unsichtbare Reich des ewigen Lichtes, das Jesus, der Christus Gottes, so zuverlässig offenbart, und der Geist Gottes in allen wahren Christen angefangen hat. Mein Herz ist noch allen diesen Empfindungen offen; Niemand kann es wissen, was ich fühle, wenn ich Gottes Barmherzigkeit über mich überdenke, und das Gewicht meiner Unwürdigkeit mich niederzieht. Eben so gewiß ist es also, daß ich die gütigen Urtheile und öffentlichen Aussprüche über mich gar nicht als sehr wohl verdient ansehe." Wie wir uns späterhin darüber erklären werden, ist auch keineswegs anzunehmen, daß diese frommen Gesinnungen in einer Periode seines Professorlebens mehr zurückgetreten seyen, als in anderen. Wie das natürlich ist, haben sie sich allerdings bei zunehmendem Alter gesteigert, aber eine Veränderung hat niemals bei ihm in dieser Hinsicht statt gefunden.

So war der Mann beschaffen und aus dieser seiner Beschaffenheit erklärt sich nun auch die eigenthümliche Wirkung, welche seine ungemessene historische Lektüre auf ihn ausübte. Ein Totaleindruck ist ihm aus derselben so vorherrschend geblieben, daß derselbe Alles, was er schreibt, beherrscht: die ungemeine Veränderlichkeit theologischer Lehre und Ansicht — ein ähnlicher Eindruck, wie er bei Baumgarten-Crusius statt gefunden zu haben scheint. Kommt man nun nicht weiter, so ist das freilich nur ein Thohu Wabohu, über welchem kein Geist Gottes schwebt. Natürlich ist damit dann auch verbunden, daß ihm überall, auch da, wo sie nicht wirklich sind, Gegensätze und Unterschiede entgegentreten. Eben dieser Eindruck ist es, welcher die Hauptlehre des Semlerschen Systems, wenn man von einem solchen sprechen kann, hervorgerufen hat, daß „alle möglichen Meinungen in der Kirche gleich berechtigt sind und es genügt, sobald nur das Christenthum zur moralischen Ausbesserung — wie er es nennt — benutzt wird" *) — ein Resultat, welches allerdings die höchste geistige Ohnmacht bezeichnet!

(Fortsetzung folgt.)

*) „Ich glaubte es einzusehen — sagt er in Bezug auf seinen historischen Gang — eine merkliche Besserung der Theologie und eine Beförderung der wahren Freiheit des eigenen, edlen, unschätzbaren Christenthums, könnte ich auf gar keine andere Weise in meinen Umständen zu erreichen mir vorsetzen" (Zusätze zu Teller, über Ernesti's Verdienste, S. 37.). — Wie auf historischem Wege von dem Anfang an, den er in der Einleitung zu Baumgarten's Dogmatik gemacht, seine ganze Ueberzeugung verändert worden sey, gibt er in der interessanten Vorrede zu seiner ausführlichen Erklärung über einige neue theologische Aufgaben, Censuren und Klagen 1777. „Durch diese historischen Kenntnisse" — sagt er ebendaselbst — „sind freilich viele theologische Meinungen umgefallen, aber sie hatten ohnehin keinen Grund, es waren Einbildungen, Vorurtheile, Gedanken der Theologen über Sachen, die sie nicht untersucht hatten."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 6. November. № 89.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Während so Semler alle theologischen Meinungen neben sich als gleich berechtigt anerkennt, hat er sich doch aber auch eine eigene ausgebildet, freilich mehr negativ als positiv, indem eine große Anzahl bisher gegolten habender Satzungen und Annahmen von ihm verworfen werden, und hierin basirt er sich zum großen Theile auf frühere Geistesrichtungen in der Kirche. Je weniger nämlich seine Zeitgenossen auf ihn eine Einwirkung ausübten, desto mehr die Vorzeit. Sein Geschmack an vereinzelter, detaillirter historischer Forschung, an kritischen Untersuchungen und an einer gewissen Ungebundenheit und Laxheit in den Lehrbestimmungen ließen ihn zuerst die reformirte Theologie der Lutherischen vorziehen. „Einzelne aufgeworfene Fragen," sagt er in dem Versuch einer freien theologischen Lehrart S. 63., „welche die sogenannten Universalisten, Amyraldisten und Schüler des Dalläus anders beantworteten als die übrigen Theologi, die freien Meinungen des Josua Placäus und Claud. Pajon in Absicht der sonst behaupteten Zurechnung der Sünde Adam's, des Roëllius über eine uneigentliche Zeugung des Sohnes Gottes, und selbst die Härte des consensus Helveticus, um alte Lehrsätze des Buxtorf wider den Cappellus zu behaupten in Ansehung der Bestandtheile der Hebräischen Bibel, haben unläugbar in dieser Kirche eine genauere Einsicht und Erweiterung der theologischen Gelehrsamkeit glücklicher nach sich gezogen, als es unter uns statt gefunden hat" u. s. w.

Besonders hoch hält er die Arbeiten Calvin's und des Pellicanus (von freier Untersuchung des Canons, Th. 2. S. 151 ff.); für ersteren, sagt er, sey er bereits durch des Hunnius Calvinus judaizans günstig gestimmt worden. Sodann war es die Calixtinische Theologie, welche unter den Lutheranern ihm vorzüglich zusagen mußte, und die er vielfach zu Hülfe ruft, um seine eigenen freien Ansichten zu vertheidigen. Am meisten aber zog ihn an, was die Arminianische Theologie geleistet hatte, die ja auch in der That sich je mehr und mehr in Nationalismus verliert. Zwar war man in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überhaupt wenig geneigt, auf ältere Theologie zurückzugehen, so daß sogar Semler'n seine häufigen Auszüge, die er zu seiner Rechtfertigung aus jenen Theologen veranstaltete, als Geschmacklosigkeit ausgelegt wurden, indeß hat er doch theils durch jene Hinweisungen, theils durch neu veranstaltete Abdrücke und Bearbeitungen entweder älterer freierer Schriften, oder gleichzeitiger Englischer, anregend auf sein Zeitalter eingewirkt. Es gehört dahin seine Ausgabe der Cramerschen Uebersetzung von Richard Simon's kritischer Historie des Neuen Testaments, von Wetstein's Prolegomena in Novum Testamentum und libelli ad crisin N. T., von Whitby über die Erbsünde, von Townson über die Evangelien, Farmer über die Dämonischen, Kiddel über die Inspiration u. s. w. Und was irgend er auf dem Wege seiner Studien Ungewöhnliches und Freies entdeckte, mußte einen desto stärkeren Eindruck auf ihn machen, je mehr noch, wenigstens am Anfange seiner Wirksamkeit, ein Theil seiner Zeitgenossen dies alles ignorirte, namentlich aber in seiner nächsten Umgebung in Halle ein tiefes Stillschweigen darüber beobachtet wurde.

Wir werfen nun einen Blick auf die verschiedenen Disciplinen der Theologie, um zu sehen, welche Vorbereitungen für den nachmaligen Rationalismus durch ihn eingeleitet wurden.

Das erste Feld für die von Semler ausgehenden Umwälzungen ist die biblische Kritik. Wie angenehm ihre Uebung seiner Sagacität in Textkritik gewesen, verräth sich bereits durch sein erstes akademisches Specimen vom Jahre 1745 und 46, wo er zwei Abhandlungen über die kritische Beschaffenheit der dem Macarius zugeschriebenen Werke herausgab, die verschiedenartigen Bestandtheile jener Homilien nachwies, und die Ausgabe des Pritius durch Conjekturalkritik verbesserte. Schon damals hatte ihm, wie er irgend wo erwähnt, ein Superintendent den Rath gegeben, „er möge ja zusehen, daß er nicht über den Herrn Christus hinauskritisire!" „Die Kritik" — sagt er an einigen Stellen — „war zur Zeit meines Auftretens ein ganz unbebautes Feld," wobei er vorzüglich an

seine nächsten Umgebungen denkt.*) Mit der grenzenlosesten, kindlichsten Verehrung wirft er sich dem damals bejahrten Schweizer Kritikus Breitinger in die Arme, der durch seine Ausgabe der LXX. und durch seine Aufsätze in der Tempe Helvetica der Kritik so wesentliche Dienste geleistet, und rührend ist die Dedikation an denselbigen zu lesen, welche Semler seinen „Neuen Untersuchungen über die Apokalypse" von 1776 vorgesetzt hat. Bitter klagt er, wie wenig Bengel's Streben Früchte trage, wie gegen Cappelli critica und noch mehr gegen Simon Alles in Harnisch sey, Mill's Ausgabe in Deutschland unbekannt, u. s. w. Da es uns nicht sowohl darum zu thun ist, anzugeben, inwiefern durch ihn die theologischen Disciplinen und mithin auch die Kritik bereichert und gefördert worden, sondern nur, inwiefern er dem späteren Rationalismus vorgearbeitet habe, so weisen wir nur auf folgende Erscheinungen hin. Zuvörderst verfuhr er überhaupt etwas leichtsinnig in seiner Verbalkritik, indem er in höchster Ungebühr, wo irgend Lesarten divergirten und manche Worte für den Sinn entbehrlich waren, sofort dieselben für Glossene erklärt; man vergleiche z. B. in seiner Paraphrase zum ersten Briefe an die Corinther zu cp. 4, 5., 5, 7., 5, 19., 7, 5., 7, 7., 7, 16., 8, 11., 9, 5., 9, 6. Ueberhaupt ist er sehr geneigt, wenigstens bei den Evangelien, bedeutende, erweiternde Glossen anzunehmen; auch hat zuweilen seine Dogmatik auf Behandlung der Lesart Einfluß, indem er z. B. 2 Tim. 3, 16. das καὶ aus dem Text stößt, um desto eher θεόπνευστος nicht als Prädikat nehmen zu dürfen, sondern als Adjektiv: „alle Schrift, die von Gott eingegeben ist, ist nützlich," Röm. 9, 5. verschmäht er die Socinianischen Textänderungen und hilft sich mit abweichender Interpunktion — in seiner Hauptschrift über Verbalkritik in der ausführlichen Bestreitung der Aechtheit von 1 Joh. 5, 7. (Sammlungen über die sogenannten Beweisstellen 1. St. 1764 — es schloß sich hieran seine gegen Götze gerichtete Schrift: Untersuchung der schlechten Beschaffenheit des zu Alkala gedruckten Griechischen N. T. 1766**)), welche Stelle er früher gegen Whiston vertheidigt hatte, wird man ihm jetzt beistimmen. Seine scharfsinnigen aber willkührlichen Hypothesen über die appendices zum Brief an die Römer und zum zweiten an die Corinther, so wie über das Verhältniß beider zu einander, sind ebenfalls kritisch anregend gewesen. Um vieles wichtiger und negativer sind seine Untersuchungen auf dem Gebiete der höheren Kritik — freilich stehen sie durchgängig in der größesten Abhängigkeit von seinen dogmatischen Ansichten. Indem Semler mit reichlicher Gelehrsamkeit die Berechtigung des protestantischen Theologen, den Canon neuer Prüfung zu unterwerfen, vertheidigt unter Berufung auf reformirte Theologen, auf Luther und die Calixtiner, indem er vielfach wiederholt, daß Aussagen über den Canon einzig und allein historische Meinungen gewisser Leute aussprechen, welche wir, wenn besser unterrichtet, zu berichtigen nicht nur die Erlaubniß, sondern selbst die Pflicht haben, geht er besonders mit dem Canon des Alten Testaments schlimm um. „Wir wollen

*) „Ich habe eben Kritik genannt" — sagt er in der Vorrede zu seiner ausführlichen Erklärung über einige neue theologische Censuren 1777 — „eine gleichsam neu entstandene Wissenschaft, unter den Deutschen Theologen war sie wenigstens neu."

**) Hier erwähnt er gelegentlich in der Vorrede, daß er täglich vier bis fünf Vorlesungen zu halten habe, und hat doch hundert und einundsiebzig Schriften geschrieben!

annehmen," sagt er (von freier Untersuchung des Canons, Th. 1. S. 28.), „ein wißbegieriger Reisender fragt in der aufrichtigsten Gesinnung bei dem größten Theile der Juden in Palästina an, so erzählen sie ihm alle vierundzwanzig Hebräischen Bücher, kommt er unter die Samariter, so weisen sie ihn auf die fünf Bücher Mosis, kommt er nach Alexandrien, so hört er noch mehr als vierundzwanzig nennen; hier ist es doch nun gewiß, daß durch bloß historische Nachrichten, dies seyen göttliche Bücher, nicht entschieden werden kann." Und wonach entscheidet nun Semler? „Der eigentliche Beweis," sagt er (ebendas. S. 39.), „für die Göttlichkeit eines Buches ist die innere Ueberzeugung durch Wahrheiten, welche darin enthalten sind, das ist fides divina, was man sonst kurz zu reden mit einer biblischen, etwas undeutlichen Redensart, das Zeugniß des heiligen Geistes im Gemüth der Leser genannt hat." Zufolge dieses Grundsatzes werden nun aus dem Canon verworfen das hohe Lied, das Buch Ruth, Esra, Nehemia, Esther, die Bücher der Chronik, als zweifelhaft erscheinen Josua, die Richter, die Bücher Samuels und der Könige und Daniel. Von dem Prediger Salomonis urtheilt er, daß es ungewiß sey, ob das Buch nicht von verschiedenen Verfassern herrühre. Was den Pentateuch betrifft, so beruft er sich auf seinen Liebling Simon und Vitringa, welche bereits gezeigt hätten, daß derselbe, vorzüglich die Genesis, aus einzelnen Stücken zusammengesetzt sey, deren Zeit man nicht genau wisse, auch seyen wohl die Exemplare des Pentateuch, so wie die übrigen Bücher in der babylonischen Verwüstung des Landes untergegangen und nachher erst wieder von Esra hergestellt worden, woraus sich dann die verschiedenen Recensionen erklären ließen, da Esra bei den Samaritanern keine Auctorität gehabt, auch lasse sich daraus begreifen, warum die Christen der Griechischen Uebersetzung vor dem Hebräischen Exemplare den Vorzug gegeben (Versuch einer freieren Lehrart, S. 96.). Da die Ausstoßung jener Schriften aus dem Canon nicht von Prüfung historischer Gründe ausging, sondern von dogmatischem Widerwillen gegen dieselben, so waren die Folgerungen aus derselben für einen großen Theil des Alten Testaments um so bedeutender. Man wird es kaum von vorn herein glauben, daß wir schon bei Semler die Annahme von Mythen im Alten Testament ausgebildet finden. Solche Geschichten, wie die von Esther und Simson, erklärt er für μῦθοι (Von freier Untersuchung des Canon, 2. Th. S. 182.),*) wobei er freilich nicht von einem genauen historischen Begriffe des Worts μῦθος ausgeht, sondern sich, wie ihm auch von Michaelis, Döderlein u. A. damals vorgeworfen wurde, etwas unklar an die Stellen 1 Tim. 1, 4., 4, 7., Tit. 1, 14. anlehnt, indem er den Apostel Paulus für sich zu haben meint, welcher eben hier jene jüdischen werthlosen Geschichten verwerfe; 2 Tim. 3, 16. steht, wie er glaubt, dieser seiner Meinung nicht entgegen, sondern ist vielmehr für dieselbe, indem der Apostel hier grade aussprèche, wenn eine Schrift theopneustisch sey, so müsse sie auch zur Erbauung förderlich seyn, was aber bei jenen Alttestamentlichen Schriften so wenig eintreffe, daß vielmehr Juden und Christen sie hätten allegorisch

*) Vergleiche seine Aeußerung in der Vorrede zu der ausführlichen Erklärung über theologische Censuren: „Ich unterschied also bei der Auslegung, dergleichen historische notiones, welche nicht allgemein werden können und sollen, also auch nicht in den Lehrbegriff der Christen gehören, wenn gleich sie in dem gemeinen Lehrbegriff jener Juden sich wirklich befunden haben. Dahin rechnete ich auch eine Art von jüdischer Mythologie."

behandeln müssen, um nur irgend eine Frucht daraus ziehen zu können. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(St. Gallen und Appenzell.) Wir geben aus Briefen, kleinen Druckschriften, die uns von brüderlicher Hand zugestellt wurden, und zuverlässigen mündlichen Berichten eine Zusammenstellung von Nachrichten über den religiösen Zustand dieser beiden Kantone, mit der Bitte an Alle, welche zur Vervollständigung derselben beitragen können, dies baldigst zu thun.

In der Stadt St. Gallen verkündet der Pfarrer und Conrektor Heim nun schon seit zwanzig Jahren die reine Lehre des Evangelii. Nach dem Ertrinken eines funfzehnjährigen Bruders der einzige Sohn seiner frommen Eltern, wurde er mit dem Herrn frühe bekannt. Es waren in dem elterlichen Hause die Versammlungen der zur Brüdergemeinde sich haltenden Wenigen. Von früher Jugend an erfüllt mit heißem Verlangen das Evangelium zu predigen, mußte er dennoch häuslicher Umstände wegen in einem Alter von eilf Jahren die Schule verlassen und die Schneiderprofession erlernen. Als Jüngling zog er in die Fremde und arbeitete in Ebersdorf, Herrnhuth und anderen Brüdergemeinden. Aber beim Arbeiten wie auf Reisen zog es ihn immer hin zu seinem eigentlichen Berufe. Alle seine Plane und Versuche in den Dienst der Mission, oder sonst zum Studiren zu kommen, scheiterten, bis endlich der Herr ihm ohne sein Zuthun Bahn machte, so daß er, zwar mit einer kümmerlichen Unterstützung, in Basel studiren konnte. Er machte bei seinem Auftreten in St. Gallen großes Aufsehen, allein theils das Evangelium, wie er es ohne Scheu und Schmuck predigte, theils jugendliche Unbesonnenheit und Mangel an der nöthigen Amtsklugheit zogen ihm viele Feinde zu. Seine Stellung war um so schwieriger, da er in der ganzen Gegend umher manche Jahre hindurch der einzige Prediger war, der die Lehre vom Verderben des Menschen und von der Versöhnung des Sünders durch Christi Tod mit Entschiedenheit predigte. Denn in der östlichen Schweiz wurden meist, mit wenigen Ausnahmen, nur Predigten gehört in Geist und Form von Marezoll, Zollikofer, später Nachahmungen Reinhard's. So entbehrte er gänzlich des Zuspruches eines erfahrenern Amtsbruders, der ihn vor den Gefahren der Eitelkeit warnte, in die reichlich gespendetes Lob Gleichgesinnter, vor den Gefahren der Bitterkeit, in die der Tadel Uebelwollender stürzt, und ihn anwies, jeden bösen Schein zu meiden. Er wurde allgemein als Mystiker, Herrnhuther, Schwärmer verschrien, und seine Bemühungen für Bibel-, Missions- und Traktatgesellschaften mußten hiefür Belege seyn. Eine kleine Zeit hindurch, als zwei einnehmende Kanzelredner seine Collegen wurden, ließ er sich verleiten, zwar nicht die Lehre vom Kreuze weniger zu treiben, aber doch mit schönen Phrasen und Schmuck menschlicher Beredsamkeit zu zieren und dem gebildeten Publikum beliebter zu machen. In dieser Zeit wurde ihm zu großem Segen der Umgang mit einem jungen Theologen, der, als Vikar von einem Pfarrer der Stadt angenommen, mit großer Entschiedenheit das Evangelium predigte. Viele durch Heim's Dienst vorbereitete Herzen wurden durch seine einfachen aber eindringenden Predigten kräftig aufgeweckt, besonders aus den niederen Ständen. Er blieb aber nur zwei Jahre in St. Gallen. Von dort wurde er auf eine arme Landgemeinde berufen, wo er in großem Segen steht, während sein Weggang für Heim ein Ruf war, entschiedener gegen sich, gegen die Welt und für das Reich Christi aufzutreten. Ein St. Galler öffentliches Blatt sprach über ersteren einst das Urtheil, „daß er in irgend einem mystischen Winkel in Berlin seine pietistischen Lehren eingesogen habe." Denn in der östlichen Schweiz heißt „mystisch und sektirerisch" was biblisch — und „vernünftig, aufgeklärt" was antibiblisch ist. Dahin wirkte der rationalistische Geist von Zürich und die in St. Gallen selbst docirte Neologie.

Der kürzlich verstorbene Professor der Theologie (Fels) war, wie er sich selbst nannte, „ein Sohn unserer Zeit" — und ein befangener Nachbeter desjenigen, der in Deutschland je vor ein paar Jahren (denn man ist in der Schweiz immer ein paar Jahre zurück) an der Tagesordnung war, z. B. von Eckermann, Bahrdt, Paulus, Wegscheider und zuletzt von Hase, dessen Gnosis ihm in seiner letzten Schrift als unbedingte Auctorität gilt, von der weiter keine Appellation statt findet. Selbst der Kirchenrath (Consistorium) wollte die Nachbeterei verborum magistri, so daß einst die Ordination eines gründlich gelehrten Candidaten Anstand fand, weil er im Examen die Behauptung des Professors: „Christus seye am Meer gewandelt," zu widerlegen sich erfrechte! Ja ein anderer, ebenfalls gelehrter und untadelhafter Candidat wurde, wegen einer antirationalistischen Abhandlung um ein halb Jahr in der Ordination zurückgestellt. Selbst gegen Bibel- und Missionsgesellschaften schritt zu der Zeit, da Scheler so thätig war, die Kirchenraths-Commission ein. Heim wurde wegen Verbreitung von Traktaten ebenfalls verklagt aber auch vertheidigt.

Seitdem die Hungerjahre 1816 und 17 vergessen und ruhige, friedliche Zeiten geschenkt wurden, nahm sichtbar der religiöse Sinn und der Besuch der Gottesdienste in der östlichen Schweiz ab, wozu kräftig mehrere Zeitungsblätter und in den letzten paar Jahren die freche Appenzeller Zeitung insbesondere mitwirkten. Wer eine ächt biblische Predigt hielt, der wurde sicherlich an ihren Pranger gestellt. — Besonders verpestend wirkte der übel berüchtigte Hundt-Radowsky während seines geheimen und öffentlichen Aufenthalts in jenen Gegenden, namentlich durch seinen so stark (besonders durch den jetzigen Pfarrer in Lieftal, Baselandschaft) verbreiteten „Judenspiegel." Die Frechheit dieses Pfarrers, damals in der Grub, Kanton Appenzell, veranlaßte Pfarrer Heim, in einer Schrift dagegen aufzutreten. Es gab großes Aufsehen und Lärmen und die Partheien schieden sich mehr und mehr. Sogleich wurde Heim überall als Verfasser erkannt. Selbst manche rationalistische Prediger freuten sich derselben. Denn der Unfug war so groß, daß nur ganz gemeine Seelen an ihm Gefallen finden konnten.

Die Schrift führt den Titel: „Stimme eines Rufenden in die Berge und Thäler. Ein Wort der Liebe und des Ernstes an das geliebte Volk von Appenzell Außer Rhoden. Von einem Freunde desselben." St. Gallen 1830. Wir theilen den Anfang dieser Schrift hier mit, weniger zur Charakteristik derselben — den Ton in ihr hatten wir etwas anders gewünscht —, als weil er manche merkwürdige Details über die furchtbare Frechheit der Aufklärer in der Schweiz enthält, und daher recht eigentlich in unsere Darstellung gehört.

„Geliebtes Volk! Seit ein paar Jahren ist mehr denn in langen Zeiten vorher je, öffentlich zu dir gesprochen worden. Die Zeitung von Trogen und das Monatsblatt haben oft deine Verfassung (Landbuch) berührt; das aber, was ich hier meine und was ich berühren will, betrifft wohl etwas Wichtigeres, ein Etwas, ohne das weder die beste alte noch die beste revidirte Landesverfassung nützt, nämlich deinen Glauben und die aus demselben hervorgehende Religiosität. Höre darum mein Volk, und laß meine Worte zu deinem Herzen dringen!

Wie jene traurige Voraussage des größesten der Apostel, Apostelgesch. 20, 29 und 30., zu allen Zeiten der christlichen Kirche sich fürchterlich erwahrte, die Weissagung nämlich: „„Das weiß ich, daß nach meinem Abschiede werden unter euch kommen gräuliche Wölfe, die der Heerde nicht verschonen werden. Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden ꝛc."" — so ist sie auch im freien Appenzeller Lande, seit einiger Zeit in besonderem Sinne, in Erfüllung gegangen.

Nachdem ein aus Deutschland verbannter, vogelfreier Wolf, genannt Hundt-Radowsky, den Boden unseres geliebten Vaterlandes entweihend betreten hatte, so suchte er sein kainartiges Daseyn dazu zu benutzen, daß er an dir, o Volk! durch seine Schrif-

ten und Aufsätze — Raub des Glaubenskleinodes verübe und Seelenverpestung verbreite.

Wie ein an Wasserscheu kranker (wüthend genannter) Fuchs oder Hund, weit und breit gefahrliche Ansteckung verbreiten kann, so scheint dieser an der Scheu vor dem Wasser des ewigen Lebens kranke Hund't, nicht Wenige angesteckt zu haben. Beweise davon liegen genug vor allen Augen, die sehen wollen. Denn kaum waren manche Bibelgläubige über seine Schrift: Judenspiegel genannt — heilsam erschrocken, als ein Geistesbruder dieses Wolfs ein „„Gespräch zwischen Bastia und Ubli"" herausgab, um die aufmerksam Gewordenen zu täuschen und die, welche noch nicht genossen hatten von dem überzuckerten Gift, danach lüstern zu machen. Als dann die bekannte Schrift des sel. Pfarrer Kürsteiner dir, o Volk von Appenzell, zurief: Sey auf deiner Hut, o mein Volk! dein Heiligstes will man dir rauben, deines Glaubens, deines Trostes und deiner Seligkeit Grund will man untergraben; als der würdige Hirte der Heerde Christi die Schlingen, die Gefahren gezeigt und sich bemüht hatte, die Ehre des verhöhnten, auf's Neue in's Angesicht gespieenen, mit stechenden Dornen wieder gekrönten Herrn der Christenheit zu retten — wohl wissend zwar, daß diese Wölfe gräulich mit ihren Zähnen gegen ihn und alle die, welche vor ihnen warnen würden, grinsen und ihre Federn zu Dolchen spitzen und wetzen werden — so erschien in Bälde jene Schrift, betitelt: „„Sonnenklarer Beweis, daß der Hundt-Nadowsky der . . . Antichrist sey."" Diese Schrift ganz von der Ansteckung des frechsten Unglaubens, des beißendsten Spottes über alles Heilige, des kränkendsten Witzes durchdrungen und riechend — will die Wirkung des „„Zurufs an das Volk"" vernichten; sie sucht durch witzige (aber Witz ist nicht Verstand!) Verdrehung und Verstellung, durch absichtlich falsche Orthographie (Rechtschreibung), durch die Sprache des schlichten christlichen Landmannes die Einfältigen und die redlichen Seelen zu verstricken und zu verwirren. Den geifernsten Spott gießt sie über die Bibel aus, deutet einen dunkeln Gegenstand aus der Offenbarung Johannis auf den obengenannten verjagten Geistesbruder und mit einem Gift, wie es kaum je ein Jude oder Türke über das Neue Testament ausspie, verdreht sie Stellen desselben; schmäht Gott, Christus, Evangelium, Obrigkeit, Lehrer und Mitmenschen. Sodann sprach ein solcher Schreibler nochmals in jenen übel berüchtigten und bestraften Aufsätzen in der Appenzeller Zeitung „„über Schulen,"" und wurde von Dek. Frei in eben demselben Blatte mit Würde und wahrlich noch allzugroßer Schonung widerlegt. Jener aus redlichem und fromm glaubendem Herzen geflossene „„Zuruf an das gefahrbedrohte Appenzeller Volk"" wurde in der Appenzeller Zeitung mit einem Geifer und einer Bosheit bespöttelt, die ihre verdiente Schmach im Erzähler und Schweizerboten, und in dem gerechten Unwillen jedes redlich Denkenden einerndtete. Das ist die Weise der jetzigen Landesaufklärer, mit beißendem Witz, kränkendem Spott und hochprahlerischen Worten einzuschüchtern; aber der kleine David fürchtet weder das große Maul noch das Toben des großen Goliath, noch den Zeug der Philister, denn der Herr ist Schirm und Schild derer, die ihn bekennen.

Nachdem in mehreren Zeitungsnummern religiöse Gegenstände, namentlich auch der Vater der Gläubigen, Abraham, in demselben Geiste ausgebudelt und mißhandelt wurden, so daß auch ein hoher Vorort nicht mehr schweigen zu dürfen glaubte — so liefert nun die neueste vierte Nummer des Appenzeller Monatsblattes abermal etwas, worüber billig jeder Christ sich entsetzen und betrüben muß. Nachdem die Verhandlungen des Capitels in Trogen auf eine Art dargestellt sind, welche die Absicht, den geistlichen Stand zu höhnen und herabzuwürdigen, unverkennbar zeigt, so folgt zum Schluß, Seite 64., folgende Stelle: ob Privat-Communion zulässig sey? „„Eine Privat-Communion ist offenbar ein Unsinn, und führt zu den schwersten Mißbräuchen; wo es aber Leute gibt, die noch in so tiefem religiösem Aberglauben stecken, daß sie das Heil ihrer Seele durch den Genuß einer Hostie bedingt glauben, wer kann das ändern? Verbote thun's gewiß nicht. Man gebe es also wer es haben will, und ohne dasselbe nicht ruhig sterben zu können meint, und denke dabei: selig sind die Armen am Geiste! Für Geistliche, die große und zerstreute Gemeinden haben, und dabei dick und fett sind, könnte es freilich schwer werden, jedem Heilsbegierigen auf den Höhen und in den Tiefen seinen Willen zu erfüllen. Aber wer ist Schuld an diesem Aberglauben? Wer nährt und unterhält ihn fortwährend? Was du säest, wirst du erndten! Gal. 6. 7. Die Einkehr über's Jahr beim Löwen in Herisau.""" Mich schauderte es durch und durch, und die Feder will meiner zitternden Hand entfallen, indem ich diese fürchterlichen Worte nachzuschreiben mich zwinge.

Schrieb diese Pasquill auf des Herrn Abendmahl einer der Landesväter, die dem Capitel beiwohnten? Nein. Schrieb ein das Christenthum hassender Jude, oder Türke, oder Heide dieselbe? Nein, ein solcher dem Namen nach wohnte nicht bei, ein solcher würde es auch schwerlich thun, er würde die Gebräuche einer fremden Religion mehr ehren. Wer schrieb ihn denn, diesen zügellosen Hohn des Heiligsten? doch wohl kein Geistlicher, kein Diener der Religion Jesu!? — Ich traue meinen Augen kaum, wenn ich an der Stirne dieses frechen Aufsatzes den Namen eines Pfarrers lese."

Bald bemächtigten sich die politischen Wirren der Gemüther, und der Taumel des Radikalismus ließ scheinbar das Christenthum in den Hintergrund treten, jedoch nur deswegen, um ihm seine Stellung für immer in einem kaum noch bemerkbaren Hintergrunde anzuweisen; darum wurde auch das Christenthum immer mit den schwachen, sündhaften Werkzeugen seiner Verbreitung verwechselt und zu erniedrigen gesucht, und namentlich in der St. Galler, Appenzeller und Toggenburger Zeitung alles Heilige und Christliche in einem Geiste und Tone bespöttelt und verworfen, wie es zur Zeit der gräuelhaftesten Unglaubensperiode in Frankreich der Fall war. Es zeigten sich die Häupter der Revolution auch hier als die entschiedensten Rationalisten, Indifferentisten und Atheisten. Ja es gab Geistliche, die den frechsten Unglauben predigten und lehrten; einer z. B. sagte: „das Blut Christi habe nicht mehr Werth, als das eines gemeinen Soldaten," einer räsonnirte auf der Synode: „die christlichen Ideen seyen auch ohne Christus schon in der Menschheit vorhanden," einer sagte am Krankenbette zu einer Person: „sie sey nicht dabei gewesen als Christus empfangen worden sey" und Röhrsche und ähnliche Predigten werden von einzelnen dem armen Landvolke vordeklamirt. Aber inmitten dieser nur schwach angedeuteten Zeit des Abfalls erweckte der Herr hie und da Seelen durch sein Wort und seinen Geist. Weil aber diese Erweckten, wie es leicht geschehen kann, in ihrem Eifer, auch Andere zu bekehren, zu sehr die Welt antasten und namentlich dann die Pfarrer hart mitgenommen werden, und weil die Welt den Herrn und die Seinen haßt, so erhebt sich der Lügen- und Verfolgungsgeist mit Macht und unterstützt dadurch kräftig die durch Emissare der separirten Kirche in Genf gepredigte Separation. So hat in Toggenburg eine bedeutende Zahl sich von Kirche und Abendmahl losgesagt, und zu Ostern und Pfingsten feierten sie unter sich, nur die Gläubigen, wie sie sich ausschließlich nennen, das heilige Abendmahl, welches ein Schuster administrirte. Eine bittere, boshafte Schrift von einem oder mehreren Geistlichen, gegen die ein gläubiger Prediger ein „Sendschreiben an die sogenannten Frömmler" schrieb, und immerwährende Schmähpredigten erbittern und entfernen diese übrigens im Wandel ächten Christen, deren Manche sich lieber zum Auswandern als zum Wiederanschluß an eine solche ungläubige Kirchengemeinschaft entschließen werden.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 9. November. № 90.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Auch den Neutestamentlichen Canon löste er auf, indem er nach derselben angegebenen Regel ausschied, was zur moralischen Besserung diene und was nicht. Hier war ihm nun mehr als alles Andere die Offenbarung Johannis zuwider. Sie als das Werk eines fanatischen, chiliastischen Schwärmers zu erweisen, daran setzte er alle seine Kräfte, — mit welchem Glück, darüber wird es interessant seyn, das Urtheil eines Eichhorn zu vernehmen (Allgemeine Bibliothek, Th. 5. S. 73.): „Mit keinem Buche des Neuen Testaments ging Semler ungerechter um, als mit der Offenbarung Johannis, weil er einmal gegen sie, als die Arbeit eines Schwärmers zur Beförderung fanatischer Erwartungen vom Messias, eingenommen war. Nun schätzt er an ihr weder Inhalt und Verdienst, noch wog er die ältesten Nachrichten von ihrer Aechtheit kritisch-richtig ab. Es sey dahingestellt, ob Johannes der Apostel und Evangelist ihr Verfasser sey, so kann man doch unmöglich ein solches Kunstgebilde, in welchem Plan und Ausführung von so großer, Alles fein erwägender Ueberlegung zeigt, für das Machwerk eines Schwärmers halten, der wohl alles durch einander werfen, nichts aber kunstreich ordnen wird. Kurz, Semler's Geist war zur Behandlung eines solchen Buches gar nicht geschickt." Was die Evangelien betrifft, so machte die Semlersche Kritik zunächst ihre durchgängige Integrität und Zuverlässigkeit sehr zweifelhaft, außerdem aber werden sie durch dieselbe als Produkte dargestellt, die einzig und allein an Juden ihre Absicht erreichen sollen, und auch für Juden allein genießbar sind. „Wenn wir" — sagt er in der Vorrede zum ersten Theile von Townson — „die so vielen Griechischen Schriften und Aufsätze sammeln, deren die älteren christlichen Schriftsteller wirklich Meldung thun, so bekämen wir eine große Anzahl von Griechischen Aufsätzen in's Gesicht, welche alle Evangelium hießen, und gewiß es zu einer sehr schweren Aufgabe machen, ob in der That einige Aufsätze, gesetzt (soll heißen z. B.), des Matthäus, Lucas, Marcus immerfort, ohne irgend einige Einschaltung mancher Zusätze aus so vielerlei historischen und moralischen Aufsätzen haben aufbewahrt und unverändert erhalten werden mögen, da diese vielen Schriften schon im zweiten und dritten Jahrhundert so viel Liebhaber hatten. Die allermeisten solcher Schriften waren in jüdischem Geschmack geschrieben, selbst unsere Evangelien waren, wie ich dafür halten muß, zu allernächst zu der Absicht bestimmt, daß die ersten Lehrer desto leichter bei den Juden Eingang finden möchten. Je mehr man nun dergleichen Stücke fand, welche nach dem jüdischen Geschmack wirklich waren, desto leichter war die Reizung, auch diese und jene Zusätze daraus in dem Matthäus, Lucas, Marcus, den man bisher selbst hatte, zu entlehnen;" (vgl. ebendas. S. 90.) „der Verfasser (Townson) behauptet abermal zu viel, ob Matthäus, Marcus, Lucas ihr Evangelium selbst geschrieben haben, ist und bleibt unausgemacht, kann historisch nicht gewiß gemacht werden" u. s. w. Ueber den Zweck aber der Evangelien heißt es: „Ich muß dafür halten, alle diese vier Aufsätze sind ihrer allerersten Bestimmung nach für Unchristen, für Juden zunächst geschrieben und von den besonders sogenannten Evangelisten oder allerersten Lehrern gebraucht worden, um auswärtige Juden sowohl auf die Historie des Jesus, der Christus sey, aufmerksam zu machen, als auch zugleich mehreren, schon ausgebreiteten fanatischen Beschreibungen und Erzählungen von dem Reiche des Messias ernstlich und mit dem Ansehen der Apostel zu widersprechen. — — Die noch so gemeine, ganz andere Meinung, welche lange Zeit die herrschende ist, daß nämlich diese Aufsätze zunächst für alle damalige getaufte Christen, für christliche, schon mit ordentlichen Lehrern versehene Gemeinden bestimmt gewesen seyen, kann ich auf keine Weise selbst für wahr und richtig halten." Nach dieser Betrachtung erscheinen nun auch diese Evangelien und zwar vorzugsweise die ersten drei Semler'n dem Haupttheile ihres Inhalts nach als unbrauchbar für unsere Zeit; nur Johannes, der vom „Judengeiste," wie Semler sich ausdrückt, freier ist, hat noch mehr Brauch-

barkeit; besonders überflüssig sind nach ihm die Mirakel und die Prophezeihungen, welche jene Evangelien einzig und allein nach dem Geschmack der Juden und Judengenossen aufgenommen haben. Antijüdisch sind dagegen nach ihm die Pauliniſchen Briefe, welche nicht auf Mirakel und Geschichte — das ist nach Semler die σάρξ — sondern auf die christliche Lehre — d. i. nach Semler das πνεῦμα — das Hauptgewicht legen. Erst Paulus hat das Christenthum zu einer Weltreligion gemacht; anfangs hat freilich auch er noch judenzt, als er nämlich noch die Hoffnung hatte, die Juden in stärkerer Anzahl für die neue Religion zu gewinnen, und in dieser Zeit hat er den judenzenden Hebräerbrief geschrieben, nachher aber hat er diese Hoffnung aufgegeben. Die katholischen Briefe endlich sind zur Vereinigung der beiden alten christlichen Partheien, der judenzenden und der pauliniſch-freien, geschrieben worden.

Mit der Angabe dieser kritischen Ansicht über die Neutestamentlichen Schriften haben wir nun auch zugleich den Grundcharakter ausgesprochen, welchen Semler der Exegese mittheilte: Lokalisirung und Temporalisirung des gesammten Inhalts des Alten und Neuen Testaments, das war die Grundidee Semlerscher Exegese, und grade von dieser Seite her ist das Verderben, welches er in die theologische Wissenschaft eingeführt hat, am größten gewesen. Diesen Weg hatte Erneſti noch nicht betreten und Semler selbst rügt an seiner institutio interpretis diesen Mangel. Wie schon damals Semler's Leistungen in dieser Beziehung in ihrer Bedeutung gewürdigt wurden, zeigt Döderlein's Anzeige von Semler's Paraphrase zum Briefe Jakobi (Theolog. Biblioth. 2. Bd. S. 263.): „So schwebte auf diesem trüben Ocean (dogmatischer und ascetischer Exegese) manches Auslegergenie und sank selbst, indem es die Oberfläche reinigen und aufhellen wollte. Vieles blieb unverständlich und wird es bleiben, bis die Geschichte selbst mit aufgehellt wird, in deren Lichte man die Personen sieht, mit und von welchen die Apostel in diesen Briefen, in denen Vieles lokal und temporell ist, reden. Mit diesem Lichte der ältesten Historie in der Hand, dringt Dr. Semler, der, wo er auftrat, immer neues Licht um sich und in den Wissenschaften verbreitet, in den Geist und die Absicht der katholischen Briefe überhaupt, besonders des Briefes Jakobi, ein, sucht neue Wahrheit und gibt sie; ob wir gleich vermuthen, theils daß nicht Alle so viel Licht vertragen werden, die sich besser dabei befinden, wenn sie im Nebel Dogmen haschen, als am hellen Tage Wahrheit sehen; theils daß Manches noch Dämmerung ist und hin und wieder auch ein falsches Licht durchschimmert." Wie Semler hiebei verfährt, mögen folgende Beispiele zeigen: die ἀποκάλυψις Christi, welche die Corinther erwarten (1 Cor. 1, 7.), ist die Stiftung eines chiliastischen zeitlichen Reiches; das Aergerniß der Juden, 1 Cor. 1, 23., ist dies, daß Christus nicht, wie sie hofften, das Römische Reich zerstörte; und wenn Paulus C. 2, 2. erklärt, daß er nichts als den Gekreuzigten gewußt habe, so wird eingeschoben: „nichts von einer chiliastischen Wiederkunft." C. 2, 10.: „der Geist erforschet die Tiefen der Gottheit," ist so viel als: „er macht die dunkeln Schriften der Propheten verständlich." Schwierigkeit macht Semler'n das siebente Capitel, wo der Apostel so zu Gunsten der Eheloſigkeit redet, und es bleibt ihm nichts Anderes übrig, als auch hier Accommodation zu der jüdischen Ueberschätzung des Cölibats anzunehmen, worin er aber sehr fehl greift, da, wie bekannt, grade im Judenthum die Ehe nichts weniger als gering gehalten, und der

Cölibat nichts weniger als empfohlen wurde. Die κτίσις, Röm. 8, 20., ist die Heidenwelt, welche noch immer dem Götzendienst dient, und der ὑποτάξας, der sie dazu nöthigt, ist Nero, der das Christenthum nicht aufkommen läßt und eben dadurch die Freiheit der Kinder Gottes verhindert, d. h. verhindert, daß die Christen öffentlich als Gotteskinder auftreten können u. s. w. Zwar haben die individuellen Semlerschen Ansichten über die Lokal- und Temporalbeziehungen der Neutestamentlichen Schriften nur wenige Freunde gefunden, denn was derselbe über die Petrinische und Pauliniſche Schule und das Verhältniß beider zu einander sagt, worauf seine übrigen hieher gehörigen Meinungen begründet sind, ist größtentheils nur ein dürftiger Traum; wohl aber verstand die Zeit und wußte sich anzueignen die ganze Methode, wie sie von Semler empfohlen wurde. Dazu war sie von mehreren Seiten her vorbereitet. Gegen positive Dogmatik war ein Widerwille vorhanden, gegen die bisher gebräuchlichen dicta probantia allgemein Verdacht erweckt, die Popularphiloſophie arbeitete dahin, die positiven christlichen Ideen auf ihre Lehren des gesunden Menschenverstandes zu reduciren, bald kam die Kantische Philoſophie hinzu, welche die Unbrauchbarkeit der biblischen Lehre nach ihrem historischen Sinne behauptete und daher das Unterlegen einer moralischen Erklärung forderte, die flache Denkweise des damaligen Supernaturalismus hinderte die Idee einer geschichtlichen Entwickelung der Form einer christlichen Wahrheit zu erfassen — so vereinigte sich Vieles, jene Art des Lokalisirens und Temporalisirens, durch welche der Schrift aller objektive, ewige Gehalt geraubt wurde, allgemein zu machen. Es war ganz consequent, wenn Semler selbst bereits auf Bibelauszüge drang, weil ja doch das Meiste in der Bibel für die gegenwärtige Zeit nicht mehr brauchbar sey. — Daß Semler's individuelle Art, das Lokalisiren und Temporalisiren zu betreiben, weniger Eingang fand, hatte überdies auch in der Form, in welcher er seine exegetischen Schriften herausgab, seinen Grund, er behielt nämlich die paraphrastische Methode bei und schrieb in schwer lesbarem Latein. Schon Michaelis sagte in der Beziehung (Oriental. Biblioth. Th. 1. S. 71.): „Hiezu (zu einer guten Paraphrasis) gehört eine gewisse Ruhe und Biegsamkeit des Genies, die nicht vor dem Schriftsteller, den man paraphrasiren will, herdenkt, ihm keine von unseren Gedanken leihet, sondern bloß Eindrücke von ihm bekömmt: Eigenschaften, die vielleicht kein einziger neuerer Paraphraste hinlänglich gehabt hat, und die bei Herrn Dr. Semler, der immer selbst denkt, für gewisse Sätze eifrig ist, und dabei nicht die leichteste Schreibart hat, mangeln könnten."

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Ueber die verläſterte Union an die Lutheraner in Breslau von einem reformirten Geistlichen.*)

Angemessen den mancherlei mystischen Namen der Kirche erhält auch ihre Vereinigung mit Christo ihre mancherlei my-

*) Die Redaction folgt, indem sie diesem Aufsatze die Aufnahme zugesteht, demselben Grundsatze, welcher sie zur Aufnahme der Aufsätze zu Gunsten der Breslauer Sache veranlaßte. Obgleich sie in das Urtheil des verehrten Einsenders einstimmt, daß diese Mittei-

stische Benennungen. Heißt die Kirche der Tempel Gottes, der Weinstock, der Leib, das Weib Christi; so heißt ihre Vereinigung mit Christo im ersten Fall eine Erbauung der Gläubigen als lebendiger Steine auf Christo dem Grunde und Eckstein zum geistlichen Hause, Petri 2, 5., im zweiten eine Einpflanzung der Reben und Zweige, Joh. 15, 1 f., Röm. 6, 5., 11, 17, 24., im dritten eine Einverleibung der Glieder mit dem Haupte zu Einem Leibe, im vierten eine Vermählung der Braut mit dem Bräutigam. Die unmystische Ascetik macht aus der Kirche einen Verein aller Guten, aus ihrer Vereinigung mit Christo eine Uebereinstimmung mit ihrem ob nun wirklichen, oder nur urbildlichen Tugendmuster, und hat demnach von den vier mystischen Weisen dieser Vereinigung nur die drei letzten, die Einpflanzung, Einverleibung, Vermählung, verworfen, die erste aber, die Erbauung, obschon sie eben so mystisch als die verworfenen ist, in Ehren gelassen, was aber nicht befremden darf, da ihr von der Erbauung nur das Wort, am wenigsten aber das Bild, und am allerwenigsten der Begriff geblieben ist.

Die mystische Ascetik erkennt die Kirche für den mystischen Christus, für Christum mit den Christen, und ihre Vereinigung mit Christo für eine physische, in der Einheit seines uns verliehenen Geistes und nicht bloß seines von uns angenommenen Sinnes beruhende, und hält demnach die angeführten vier mystischen Weisen dieser Vereinigung sämmtlich in Ehren. Jedoch hat sie sich von Alters her vorzugsweise in der geistlichen Vermählung gefallen, weil dieser ein noch lieblicheres Bild als den drei übrigen Weisen zum Grunde lag. Wenn diese indeß mehr Widerspruch als die drei anderen gefunden hat, so mag daran wohl nicht die unmystische Ascetik allein, sondern zum Theil auch die mystische selbst Schuld seyn. Denn wenigstens sind die zwei Mißverständnisse gar nicht zu verkennen, deren sich die letztere in dem großen Geheimniß von der geistlichen Vermählung hat schuldig gemacht.

Das Erste. Da kein Wort, kein Gedanke, keine Predigt, kein Lied christlich seyn kann, wenn nicht der einzige Gegenstand und Zweck davon die Vereinigung der Kirche mit Christo ist, heiße sie nun geistliche Erbauung, oder geistliche Vermählung, oder wie sonst; so folgt, daß ein ganzes Gesangbuch mit Recht, ein besonderer Theil von Gesängen aber mit Unrecht die geistliche Vermählung zur Ueberschrift hat, weil alle Lieder zur geistlichen Vermählung, oder was in der Sache dasselbe, und nur im Bilde verschieden ist, zur geistlichen Erbauung dienen müssen, wenn also nur einige dazu dienen, die übrigen unerbaulich, also verwerflich sind.

Das Zweite. Der wesentliche Vorzug des Neuen Testamentes vor dem Alten wird verkannt, wenn nach üblicher Weise Christus und seine Kirche noch immer als Verlobte, als Bräutigam und Braut und nicht als Vermählte, als Mann und Weib gedacht werden. Daher ist es auch gekommen, daß das große Vermählungsfest, zwar viel besungen, aber wenig verstanden ist. Von Seiten Christi fing es an mit seiner Menschwerdung, und endete mit seiner Himmelfahrt, von Seiten der Kirche fing es an mit der ersten Ausgießung des heiligen Geistes, um fortzudauern in alle Ewigkeit. Denn der Sohn Gottes hat sich im Alten Testament mit seiner Kirche verlobt, im Neuen vermählt, und zwar hat er sich mit uns vermählt, indem er, was er nicht hatte, von uns, unser Fleisch und Blut, und wir haben uns mit ihm vermählt, indem wir, was wir nicht hatten, von ihm, seinen Geist und Sinn, annahmen. Darum ist das Himmelreich — Matth. 22, 1 ff. — gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte, die Nation ihm huldigen, zum Weibe ihm anvermählen ließ, und sandte seine Knechte; zuerst Johannes den Täufer und die siebenzig Jünger aus, daß sie — nicht die Gäste, sondern buchstäblich die Geladenen, schon im Alten Testament Geladenen, jetzt im Neuen, zur Stunde des bereiteten Festes noch einmal lüden. Geladene sind zwar auf jedem Feste Gäste, nur auf diesem waren sie die Braut selbst, die dem Bräutigam zum Weibe vermählt werden sollte. Sein Weib, oder nach biblischem Sprachgebrauche, sein Fleisch und Blut, sind wir geworden, denn — Eph. 5, 30—32. — wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebeine, sagt der Apostel, und findet in der göttlichen Stiftung des heiligen, von Uebergeistigen verachteten Ehestandes — 1 Mos. 2, 23—24. — das große Geheimniß der geistlichen Vermählung, in Adam und Eva das Vorbild von Christo und seiner Kirche, Mann und Weibe.

Das große Geheimniß der geistlichen Vermählung wird gefeiert im heiligen Abendmahl, in welchem Christus und seine Kirche, Bräutigam und Braut, Mann und Weib, d. h. ein Fleisch und Blut werden. Wie wird die Kirche sein Weib, sein Fleisch und Blut? Indem sie es ißt und trinkt? Wo wird ein Weib ihres Mannes Fleisch und Blut essen und trinken? Sondern indem sie den treuen Ehebund mit ihm aufrichtet, aber er ist im Himmel, und sie, als streitende Kirche auf Erden. Das thut nichts: ein Weib, wenn ihr Mann auch tausend Meilen weit von ihr ist, bleibt doch, so lange sie keine Ehebrecherin wird, mit ihm ein Fleisch. So ist die streitende Kirche. Sie ist hier im Jammerthal, ihr Mann dort auf dem Throne, mit seinem Geist aber und mit seiner Gnade alle Tage bei ihr bis an der Welt Ende, wie mit seiner allgegenwärtigen Gottheit auch bei einer ungläubigen Welt.

So viel zur vorläufigen Rechtfertigung der Union; jetzt zur ausführlichen. Die Kirche Gottes, durch die katholischen*) Symbole zu einer heiligen, katholischen, christlichen Kirche vereint, ist durch die partikulären Symbole in vier, sich einander verketzernde und verdammende**) Partheien, die Römische, Grie-

---

lung, welche von dem Verfasser der Schrift: „Identitätslehre des Naturalisten und Supranaturalisten" herrührt, Geist und Originalität zeigt und auf einem guten Glaubensgrunde beruht, so verkennt sie doch nicht ihre mannichfachen Schwächen, Unrichtigkeiten und Unklarheiten. Namentlich hält sie für bedenklich, was über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Kirchen bemerkt wird; auch dasjenigen, was über die Taufe, zum Theil auch über das Abendmahl, über die Lichter bemerkt wird, kann sie nicht beistimmen. Die Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche, wie sie von unseren Schlesischen Brüdern gemacht wird, hätte sie mehr berücksichtigt, und, was dann von selbst eingetreten seyn würde, den Ton milder gewünscht. Dies nur zur Verwahrung. Zur eigentlichen Beleuchtung fordern wir unsere geehrten Mitarbeiter auf, denen wir nochmals diese wichtige Angelegenheit zu reiflicher Erwägung und ernster Besprechung an's Herz legen.

*) Katholisch heißt bekanntlich allgemein, und etwas ganz Anderes als Römisch-katholisch. Im apostolischen Symbolum heißt die Kirche ausdrücklich una, sancta, catholica Christiana, und nur Luther's kleiner Katechismus läßt una und catholica weg.

**) Die beiden Evangelischen Kirchen verdammen die Römische

chische, Lutherische und Reformirte getrennt. Die getrennten bekennen sich zwar alle zu den drei katholischen Symbolen: dem Apostolischen, Nicäischen und Athanasischen, aber es hilft ihnen nichts, denn jede einzelne behauptet steif und fest, daß nur sie mit ihren partikularen Symbolen die katholischen rechtgläubig, die drei übrigen mit den ihrigen dagegen sie irrgläubig auslegen, sie sonach allein die Katholische Kirche ausmache, die drei übrigen aber aus derselben verbannt seyen, und da außerhalb derselben keine Seligkeit ist, sie demnach allein selig, und die drei übrigen verdammt werden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(St. Gallen und Appenzell.) (Schluß) Wenn die in der St. Galler neuen Organisation projektirte jährliche Absetzbarkeit oder neue Bestätigungswahl der Pfarrer, wie ziemlich vorauszusehen ist, angenommen wird, so wird dieses die Scheidung der Gläubigen und Ungläubigen sicherlich schnell fördern, und es werden die von Geistlichen und Weltlichen gefürchteten Kirchlein bald in den meisten Gegenden entstehen, und die durch Ignoriren der Helvetischen Confession lockere, äußere Kirche zerfallen. Was man dann zu erwarten hat, hat sich in einem merkwürdigen Beispiele in der großen und reichen Gemeinde Heiden, Kanton Appenzell, gezeigt. Ihr vor vier Jahren vom Volke gewählter Pfarrer — ein eifriger Prediger der Buße und des Glaubens an Jesum Christum — ward dadurch immer verhaßter. Ein Angriff auf die in unseren Gegenden bei Tausenden als einziges Evangelium geltenden „Stunden der Andacht" und Elias Eifer im Amte, gaben den Feinden des Evangeliums, die besonders in dieser Gemeinde zahlreich sind und die Reichen dieser Welt auf ihrer Seite haben, das Schwerdt in die Hand. Durch öffentliche Angriffe, durch Verlaumdungen und Machinationen aller Art hätten sie es dahin gebracht, daß der Pfarrer, dem man weder Amts- noch sonstige Vergehen, sondern nur das zur Last legen konnte: „er predige zu eifrig und immer das Uralte und Gleiche," abgesetzt worden wäre, wenn er nicht aus Liebe zur Gemeinde, in der der Ausbruch eines fürchterlichen Zwistes drohte, und auf den Rath seiner Freunde, resignirt hätte. Seine Abschiedspredigt über 4 Mos. 6, 24—26.: „Ein Wort segnender Liebe beim Abschiede von Heiden von Pfarrer Schieß," in der zweiten Auflage vor uns liegend, — charakterisirt ihn und die Gemeinde, die einen solchen Diener Christi verfolgen kann. Acht Tage nach seiner Abschiedspredigt erhielt er einen Ruf auf eine verlassene Gemeinde in Baselandschaft — wo sich früher die Quintessenz der frechsten Rationalisten der östlichen Schweiz und sonst einige höchst unwürdige Subjekte hinzogen, deren Treiben doch der Regierung in Liestal die Ueberzeugung beibrachte: daß evangelische Geistliche vorzuziehen seyen, — warum? läßt sich leicht denken.

Wir können uns nicht enthalten aus der erwähnten Abschiedspredigt, die uns eine wahre Glaubensstärkung, ein merkwürdiger Beweis von der Kraft des heiligen Geistes gewesen ist, der in dem theuren Bruder die Selbstsucht so erstickte, daß von Bitterkeit nirgends eine Spur, überall nur Liebe zu seiner Gemeinde, nur Sorge für ihr ewiges Heil zu finden ist, unseren Lesern wenigstens eine Stelle mitzutheilen.

„So habe ich denn, unaussprechlich Geliebte, meinen letzten Auftrag an Euch ausgerichtet und Euch segnend im Geiste meine Hände aufgelegt. Ich bin vor vier Jahren als ein Pilgrim Gottes und Bote seines Evangeliums zu Euch gekommen. Der Tag, an welchem ich an dieser heiligen Stätte das seelsorgerliche Band mit Euch knüpfte, wird mir unvergeßlich seyn — und wollte je die Erinnerung daran bei mir erlöschen, so wird der Fingerreif an dieser Hand, den ich Sonntags den 5. Juli 1829 angezogen hatte, sie wieder auffrischen. Er trägt die Inschrift: „„Dein bin ich lebenslänglich;"" und dabei soll es auch bleiben, liebes Heiden. Dein Andenken begleite mich sammt dem Ringe bis in's Grab! Jetzt aber ziehe ich, nachdem ich eine bedeutende Strecke zum Ziele in eurer Gesellschaft zurückgelegt habe, meine Straße allein weiter. Geliebte, vergesset es nicht — auch ihr zieht weiter! Am Ende aber kommen wir wieder zusammen und — bedenkt es — vor dessen Throne zusammen, der Macht hat selig zu machen und zu verdammen. Der wird Euch fragen, wie Ihr Sein durch mich Euch verkündigtes Wort aufgenommen habt. O, wenn es mein Wort gewesen wäre, was ich Euch predigte, so hättet Ihr immerhin ihm Euere Ohren verschließen mögen. Da es aber Sein Wort ist, das Wort, was ich Euch heute zum letztenmal verkündet habe, so bitte ich Euch auch zum letztenmal und dringender als je — stoßet den Fürsten des Lebens nicht von Euch! — Oder, wollt Ihr noch länger in Eurer Verstocktheit verharren, Ihr todten, sicheren Sünder, die Ihr noch nie arm im Geiste geworden seyd? Der Herr hat Euch schon so oft und laut gerufen — und ruft Euch heute wieder — ach, wollt Ihr nicht einmal umkehren — Euch demüthigen — Schafe Jesu werden? Ich bitte Euch an Christi Statt: heute, so Ihr Gottes Stimme hört, so verstocket Eure Herzen nicht neuerdings, damit ich Euch einmal mit Freuden wieder sehe!

Und Ihr reumüthigen, nach Christus dürstenden Seelen — wie lange wollt Ihr noch zagen und zweifeln?! Kommet, o, kommet zu Jesu alle, die Ihr mühselig und beladen seyd — Er möchte Euch so gerne — Er möchte Euch heute noch mit seines Trostes Balsam erquicken."

In den Kantonen Thurgau, St. Gallen und Appenzell zeigt sich viele Neigung zu Versammlungen, aber einerseits ruht gar große Schmach darauf und andererseits fehlt es an tüchtigen Führern. In der Stadt St. Gallen sind viele Seelen, die den Herrn kennen und lieben, aber keine rechte Vereinigung, kein gemeinsames Zusammenhalten, die meisten stehen vereinzelt. Die St. Galler Bibelgesellschaft, diejenige in der Schweiz, welche nach Basel fast die meisten Exemplare der heiligen Schrift verbreitete, bedarf eines neuen Lebens; ihre ganze Thätigkeit beruhte seit etwa vier Jahren fast ausschließlich auf dem Depositär und dem Secretär und Cassirer. Der letzte öffentliche Bericht ist vom 17. December 1827. Einige Freunde bilden ohne Statuten und Oeffentlichkeit eine still wirkende formlose evangelische Gesellschaft. Sie haben einen Bibel- und Traktaten-Colporteur für die südöstliche und nordöstliche Schweiz — im Kanton Thurgau wurde das Patent für Bibel- und Neue Testamentverkauf verweigert, gleichwohl aber durch einen katholischen Herumträger binnen zwei Jahren an 800 Exemplare daselbst verbreitet, — liebliche Erfahrungen ermuntern, munter damit fortzufahren. Durch ein Prohibitionsschreiben wollte die bischöfliche Stelle die Wirksamkeit des kleinen katholischen Bibelvereins unwirksam machen, allein die meisten Dekane legten das Veto ad Acta und der Depositär, katholischer Confession, empfahl das Neue Testament auf's Neue in einem Zeitungsblatte.

Für Traktate ist in St. Gallen nun auch ein kleines Commitee mit der Absicht erweiterter Thätigkeit gebildet. Auch hat ein reicher Mann eine christliche Leihbibliothek auf seine Kosten errichtet. O Herr, dein Reich komme!

---

und Griechische nicht als Christengemeinschaften, sondern verwerfen nur mehrere ihrer Lehren; so auch unter einander.

Anmerk. des Einsenders.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 13. November. № 91.

Ueber die verlästerte Union an die Lutheraner in Breslau von einem reformirten Geistlichen.

(Schluß.)

Friedrich Wilhelm III. konnte dem Unwesen nicht länger ruhig zusehen; er stiftete die Union, in ihrem ersten Versuch nur eine Union der Lutheraner und Reformirten zu Einer Evangelischen, in ihrer wahren Aufgabe aber eine Union aller vier Partheien zu der einen, heiligen Katholischen christlichen Kirche Denn daß sogar ihre aufrichtigsten Freunde sie nur in ihrem ersten Versuch anerkennen, in ihrer wahren Aufgabe aber ganz verkennen, sogar von einer Katholischen Kirche, zu der die Evangelische nur der Gegensatz sey, reden, als gebe es wirklich mehr als Eine, mehr als einen Weinstock mit seinen frucht- und unfruchtbaren Reben, mehr als Eine aus Schafen und Böcken gemischte Heerde, beweiset eine große Unwissenheit. Nein, die Union wird nicht, was sie mit der einen Hand niederreißt, mit der anderen wieder aufbauen, eine Trennung, die sie zwischen Lutheranern und Reformirten aufhebt, zwischen einer Evangelischen und Katholischen Kirche aufrichten. Ihr feierliches Bekenntniß zu den drei in ihre Agende aufgenommenen katholischen Symbolen ist vielmehr der laute Zuruf an alle vier Partheien: Kommet! verwerfet eure partikulären Symbole und bekennet eure und unsere katholischen, höret auf Römische, Griechische, Lutherische, Reformirte zu seyn und werdet eine heilige, katholische christliche Kirche, des einzigen Hirten einzige Heerde, des einzigen Mannes einziges Weib. Wie! ihr wollt nicht! was wollt ihr denn mit euren partikulären Symbolen? ihr mit euren Tridentinischen, und ihr mit euren Lutherischen? haben wir denn an den drei katholischen nicht genug? nicht an dem einzigen apostolischen genug? oder haben wir Reformirte es verfälscht? das sagt ihr zwar, aber das lügt ihr. Ich will es euch beweisen, aus unserem Heidelbergischen Katechismus beweisen, daß wir es grade so wie euer Lutherischer Katechismus auslegen. Luther sagt: Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott u. s. w. sey mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen u. s. w., und ich sage mit ihm: Amen. Und wenn mein Heidelberger Katechismus mich fragt: was hilft es dich aber nun, wenn du dies Alles, was wir im apostolischen Glaubensbekenntniß gefunden haben, glaubest? so antworte ich, daß ich in Christo vor Gott gerecht und ein Erbe des ewigen Lebens bin! Beides: so gerecht und ein solcher Erbe können sogar die Seraphim und Cherubim mit dem Rechte nicht seyn, als ich in Christo, meinem Weinstock, meinem Haupte, meinem Manne, dem ich als Rebe eingepflanzet, als Glied einverleibet, als Weib anvermählet bin. Wenn mein Heidelberger mich nun weiter prüft mit der 60sten Frage: „Wie bist du gerecht vor Gott?“ so antworte ich: „Allein durch wahren Glauben in Christum Jesum, also, daß, ob mich schon mein Gewissen anklaget, daß ich wider alle Gebote Gottes schwer gesündiget, und derselben nie keines gehalten habe, auch noch immerdar zu allem Bösen geneigt bin, doch Gott ohne all mein Verdienst aus lauter Gnade mir die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi schenket und zurechnet, als hätte ich nie eine Sünde begangen noch gehabt und selbst allen den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wohlthaten mit gläubigem Herzen annehme.“ Wenn er endlich, um auch die feinste Faser eigener Würdigkeit und Selbstgerechtigkeit in mir auszurotten, und den verborgenen Pharisäer ganz in mir zu ertödten, mich fragt: „Warum sagst du, daß du durch den Glauben gerecht seyst?“ so antworte ich: „Nicht, als ob ich von wegen der Würdigkeit meines Glaubens Gott gefalle, sondern darum, weil allein die Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi meine Gerechtigkeit vor Gott ist, und ich dieselbige nicht anders, als allein durch den Glauben annehmen und mir zueignen kann.“ Sehet da in der 59sten, 60sten und 61sten Frage unseres Heidelbergischen Katechismus, wie wir Reformirten in Christo vor Gott gerecht und Erben des ewigen Lebens werden. Sehet da den großen Artikel von der Rechtfertigung, den euer Luther verworfen, von dem aber unser Luther mit apostolischer Gründlichkeit bewiesen, und mit apostolischer Heldenmüthigkeit vor Kaiser und Reich gezeuget hat, daß mit demselben die Kirche stehe und falle, und neben demselben zwar mancher Irrthum,

zum Beispiel der Zwinglische, nur schlechthin kein verdammlicher bestehe. Diesen Artikel hat euer Luther verworfen, indem er uns, zufolge desselben, wie die angeführten drei Fragen des Heidelbergischen Katechismus beweisen, in Christo vor Gott Gerechte und zum ewigen Leben Berechtigte, nicht für solche in Christo erkennt, also behauptet, daß mit besagtem Artikel die Kirche keineswegs stehe und falle, vielmehr neben demselben allerdings ein verdammlicher Irrthum, der Zwinglische nämlich, bestehe. Hiemit könnte ich schließen, denn hiemit ist die Union, welche diesen Artikel bekennt, und keinen Irrthum, der neben ihm besteht, sey es der Zwinglische oder welcher sonst, für verdammlich erkennt, gerechtfertigt. Aber ich verdammte damit euren Luther, und rechtfertigte nur unseren Luther, was zwar ganz recht wäre, weil der eurige der alte Mensch in Adam, der unsrige der neue Mensch in Christo ist. Aber ich verdammte damit auch euren Scheibel und Huschke, was ganz unrecht, und der Liebe, die bekehren und nicht verdammen will, ganz entgegen wäre. Es ist wahr, sie haben den allein selig machenden Artikel von der Rechtfertigung verworfen, indem sie uns, seine gläubigen Bekenner, als Ungläubige verdammt, und mit einer unerhörten Blindheit in 2 Cor. 6, 14—18. eine Warnung vor der Union, als vor einem Bunde der Gläubigen mit den Ungläubigen, und 2 Tim. 3. — man lese und staune — sogar eine Weissagung auf uns Reformirte gefunden haben. Aber verdienen sie nicht Belehrung, Zurechtweisung? Allerdings, sie verlästern zwar die Union, nennen ihre Kirche eine reformirte Kirche, finden in ihrer Agende reformirten Geist und nur Lutherische Worte, verdienen aber hierüber aus der Geschichte so wie über die reformirte Abendmahlslehre aus der heiligen Schrift belehrt zu werden. Die historische Belehrung möge hier gegeben werden. Es ist bekannt, daß die Reformirten niemals einer Lutherischen Parthei als Reformirte haben gegenüberstehen, vielmehr immer mit der Lutherischen haben Eins, evangelisch mit der evangelischen seyn wollen. Zwingli weinte, bat, flehte um die Union, und nur Luther war Schuld an der Separation; Zwingli erkannte, Luther verkannte, daß mit dem Artikel von der Rechtfertigung die Kirche stehe und falle, dagegen kein verdammlicher Irrthum neben ihm bestehe, Zwingli also blieb im Glauben, Luther sank in Unglauben. Wenn also der ehrwürdige Antistes Heß zu Herrn v. Ammon sagt: die Reformatoren hätten sich nicht vereinigen können, so weiß alle Welt, daß Zwingli an der Separation nicht den allergeringsten Antheil hat, sondern daß sie, mag sie nun, wie die Lutheraner behaupten, ein Verdienst, oder wie die Reformirten beweisen, eine Schuld seyn, einzig Luther's Werk ist. Alle Reformirten hatten Zwingli's Unionssinn, und wenn sie, was zu Zeiten wirklich der Fall war, Lutherisch gesinnte Mitglieder unter sich hatten, so fiel es ihnen nicht einmal ein, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Bist du in Christo vor Gott gerecht und des ewigen Lebens Erbe, so glaube du, was du willst, war ihr beständiger Grundsatz. Friedrich Wilhelm III. ist daher nie reformirter gewesen, als da er, was alle unsere Reformatoren wollten und nur nicht konnten, die Union stiftete, dagegen sind diejenigen Reformirten nicht werth, Reformirte zu heißen, die, im offenbarsten Widerspruch mit dem Unionssinn ihrer Reformatoren, einer Lutherischen Parthei gegenüber stehen, und weil sie nicht als evangelisch an ihnen Ruhm haben, ihn an Anderen, wie der Pharisäer am Zöllner, haben wollen. Aber mit den Lutheranern ist es eine ganz andere Sache. Lutheraner und

Reformirte sollen zwar beide in die Union treten. Aber Reformirten macht es keine Ehre, wenn sie es thun, sondern Schande, wenn sie es lassen; Lutheranern dagegen macht es umgekehrt keine Schande, wenn sie es lassen, sondern Ehre, wenn sie es thun. Für einen Reformirten wäre es ein Sündenbekenntniß, wenn er berichtete, wie er wieder Reformirter geworden, was für Steffens sein Bekenntniß, wie er wieder Lutheraner geworden, nicht ist.

Es ist bekannt, daß die Reformirten das apostolische Wort — Röm. 15, 1. — die Starken sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an ihnen selber haben, was Christus nicht einmal hatte, wohl bedacht haben. Sie haben es wohl begriffen, daß wer für stark gelten will, es durch die That beweisen muß, nicht anders aber als durch das Tragen schwerer Lasten es beweisen kann, mit Schande also besteht, wenn er nicht einmal der Schwachen Gebrechlichkeit tragen kann. Sie haben es wohl begriffen, daß die Starken sich eben so schwer versündigen, wenn sie die Schwachen verachten, als die Schwachen, wenn sie die Starken verdammen. Röm. 14, 3—10. Sie haben daher auch nicht Gefallen an ihnen selber gehabt, sondern ihre Eigenheiten, die eine eigenliebige Selbstgefälligkeit so gern als Eigenthümlichkeiten geltend macht, ja wohl gar sie mit einem Huschke wider den Teufel, als den Mörder von Anfang und fortwährend den Zerstörer alles eigenthümlichen Daseyns, vertheidigen möchte, mit christlicher Selbstverläugnung aufgegeben. Sie hatten allerdings ihre Calvinischen Eigenheiten. So verwarfen sie die Orgel, die kirchlichen Gesänge und Feste; die Orgel erschien ihnen als ein Rückschritt in den sinnlichen Gottesdienst des Alten Testaments, und nicht verträglich mit der Neutestamentischen Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrhe. Aber sie kamen davon zurück, sangen „Dir Immanuel" u „Wie dir David wohl gefiel, wenn er dir sang auf Saitenspiel und gaben Luther Recht, wenn er von seiner Musica mit B geisterung wie von einer fast göttlichen Eingebung spricht; di Feier der kirchlichen Feste, der Weihnachten, der Ostern, Pfingsten u. s. w. galt ihnen für eine sündliche Ethelothreskeia, für einen selbst erwählten Gottesdienst, nicht wie der Sabbath in Gottes Wort geboten. Sie kamen davon zurück und lasen zu ihrer Belehrung, daß Jesus — Joh. 16, 22. — auch die Kirchweihe feierte. Die kirchlichen Lieder duldeten sie nicht in der Kirche, in welcher nur Gottes Wort gehört und nur biblische Hymnen, namentlich die Psalmen David's gesungen werden mußten. Sie kamen davon zurück und begriffen, daß ja doch auch das Wort Gottes in der Kirche nicht bloß vorgelesen, sondern auch — 1 Cor. 14, 3. — den Menschen zur Bestärkung und zur Ermahnung und zur Tröstung ausgelegt werden soll, begriffen, daß der gemeine Mann Recht hat, wenn er sein rechtgläubiges Gebet-, Gesang- und Predigtbuch Gottes Wort nennt, und belehrt aus der Schrift, die jede wenn nur dem Glauben ähnliche Auslegung eine Weissagung nennt, waren sie so frei von der Engherzigkeit einer Bibelgesellschaft, die die Apokryphen verwirft, daß sie z. B. vor den Brief an die Römer auch Luther's herrliche Vorrede abdruckten, und seine geistreichen Lieder nebst anderen lutherischen mit ihren reformirten in ihr Gesangbuch, in welchem ja doch David's-Psalmen, so unlöblich Lobwasser sie auch verwässert hat, nicht fehlen durften, aufnahmen. Die Betglocke, diese schöne Erinnerung an die Gemeinschaft der Heiligen, hätten sie auch noch von den Lutheranern annehmen können und warum nicht auch den Altar? Er stammt zwar

geschichtlich aus dem Papstthum, und gehört zu dem Meßopfer, wozu das heilige Abendmahl ausgeartet war, dient auch noch im Lutherthum dem Aberglauben, welcher das Abendmahl vorzugsweise das Sakrament, auch das Sakrament des Altars nennt, und euren Huschke zu dem Wahn verleitete, daß Christus auf dem Altar sey, und auf der Kanzel nur — ! — gepredigt werde. Wesentlich aber gehört es zu einer vollendeten Symbolik, denn werden unsere Gebete unter dem Symbole von Opfern gedacht, so darf der Altar ja nicht fehlen, auf dem diese Opfer dargebracht werden.

Freilich — Hebr. 13, 10. — wir haben nur einen Altar, Christum, die Trinität des Opfers, Hohenpriesters und Altars. Aber wir haben auch nur eine Kirche, den mystischen Christus, den Leib Christi, und doch die steinernen Gebäude. Nur freilich die Kruzifixe und Bilder konnten sie nicht annehmen, allenfalls die brennenden Kerzen, so jämmerlich sie sich auch beim hellen Tageslicht ausnehmen und so schlecht sie auch das helle Sonnenlicht des Evangeliums, welches nicht mehr wie das prophetische Wort als ein Licht in einem dunklen Orte scheinet — 2 Petr. 1, 19. — sondern wie der schöne Morgenstern, und wie die lichte Sonne uns leuchtet, mit ihrem mystischen Helldunkel symboliſiren; jene aber auf keinen Fall. Und warum nicht? weil sie wider das zweite Gebot sind,*) das Luther weggelassen, indem er der Zahl nach zwar zehn, in der That aber nur neun Gebote hat, da er das zehnte ganz widernatürlich in das neunte und zehnte zerreißt, und warum hat er das zweite ausgelassen? vermuthlich bildete er sich ein, daß es eine bloße Amplifikation des ersten sey, mit der das schwache Gedächtniß der Leute nicht verschont werden könne. Aber dann hätten die Israeliten nicht versündigt, als sie das goldene Kalb aufrichteten, denn dumm waren sie nicht, daß sie es für einen Gott hätten halten sollen, sie machten es zu einem Bilde, aber auch nicht etwa einer Aegyptischen Gottheit, sondern wie sie, um allem Vorwurf der Abgötterei zuvorzukommen, feierlich erklärten, des einzig wahren Gottes, der sie aus Aegypten geführt, sündigten also keineswegs wider das erste, sondern einzig wider das von Luther ausgelassene, Bilderdienst verbietende zweite Gebot. Wie kann Scheibel nun sagen, die Union sey reformirt, da sie Kerzen, Kruzifixe und Luther's neun Gebote aufgenommen. Eifert er auch noch für den Exorcismus und läßt er sich an dem in der Agende modernisirten nicht genügen, so möge er wissen, daß die Papisten nur den Exorcismus für wesentlich, die Lutheraner aber ihn für gleichgültig und die Reformirten ihn mit Recht für sündlich gehalten haben, darum weil die Taufe, wie nach Röm. 4, 11. die Beschneidung, nicht die Stiftung des Gnadenbundes, sondern das Zeichen und Siegel des bereits gestifteten ist, wogegen der Teufel, wenn er erst aus dem Täufling ausgetrieben werden müßte, in denselben also noch vorhanden wäre, auf Petri Frage, Ap. 10, 47. — mag auch Jemand das Wasser wehren? frech antworten könnte: Allerdings! ich lege Protest ein, denn mein ist das Kind und nicht Jesu, ich besitze es, und beati possidentes.

*) Daß auch bei bestimmter Anerkennung des Bilderverbots als zweiten Gebots die Abbildungen des gekreuzigten Mittlers geduldet werden können, ist die Ueberzeugung Vieler, die, was sie selbst betrifft, lieber bloße Kreuze sähen.

Anmerk. des Einsenders.

Es ist endlich bekannt, daß die Reformirten in Holland, also grade die strengsten Calvinisten, wider Arminius und seine Remonstranten im Jahre 1618 auf der Dordrechter Synode die evangelische Lehre mit allen Calvinistischen Eigenthümlichkeiten, dagegen hundert und achtzig Jahre später ganz ohne dieselbe geltend gemacht haben. Denn als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Remonstranten bei den Reformirten auf die Union antrugen, waren diese von Herzen dazu bereit, und forderten für die Union, was für jene freilich viel zu viel war, für Scheibel und Huschke viel zu wenig ist, das Bekenntniß der im ersten Adam verfluchten, im anderen Adam gerechtfertigten Menschheit, was also nichts Anderes ist, als unseres Luther's rein evangelische Lehre. Genug zum Beweise, daß die Reformirten in der Verläugnung aller ihrer Eigenheiten rein evangelisch geworden sind und also eine Union, die grade dies seyn will, allen unevangelischen Lutheranern nothwendig als reformirt erscheinen muß.

Nachrichten.

(Belgien.) Die Sache des Abbé Helsen, über die wir schon früher in diesen Blättern eine Nachricht ertheilten, gewinnt solche Bedeutung, daß es wohl angemessen ist, aufmerksam ihren Fortgang zu verfolgen. Freilich er ist noch befangen in manchen Irrlehren der Römischen Kirche, er ist noch nicht recht durchdrungen vom Geiste der evangelischen Wahrheit und daher noch nicht fähig, in die Fußstapfen der Reformatoren tretend, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, nicht frei von Einflüssen des Zeitgeistes; sein Glaubensmuth ist jedenfalls noch sehr mit Leidenschaftlichkeit und Ueberspannung versetzt. Doch hat er auf der anderen Seite so viel redlichen Willen, daß man wohl hoffen darf, er werde selbst in Erkenntniß und Leben fortschreiten. Und auf jeden Fall wird seine schonungslose Aufdeckung herrschender Mißbräuche dazu dienen, in die erstorbene Katholische Kirche dieses Landes einige Bewegung zu bringen und reineren und tieferen Bestrebungen Bahn zu brechen. — Dasjenige, worüber wir jetzt zu berichten haben, ist sein vor einigen Tagen erschienener Brief an den Erzbischof von Mecheln, Herrn Engelbert Sterckx, unter dem Titel: Avis à l'Archevêque de Malenes Monseigneur Sterckx sur les abus du Célibat des prêtres par l'abbé Helsen. Bruxelles 1833. Pag. 100.

Der Verfasser wagt es gleich anfangs mit der offenen Anklage gegen den Erzbischof hervorzutreten, daß er im Concubinat lebe, mit namentlicher Nennung seiner angeblichen Concubine. Ist diese Beschuldigung gegründet, so macht ihm seine Freimüthigkeit große Ehre. Ist sie es nicht, so trifft ihn der Vorwurf der Verläumdung auf besonders schwere Weise. Er fährt dann fort: „Sie wissen recht wohl, gnädiger Herr! daß die Kirche einen Bischofsstab in Ihre Hände gelegt hat, der auf einer Seite spitzig, auf der anderen gekrümmt ist; in ihm haben Sie das Symbol der Art, wie ein Bischof sein Besserungswerk betreiben soll; mit der gekrümmten Seite zieht er die Gelehrigen an, belohnt die Tugendhaften und begünstigt das Verdienst, und nur das Verdienst, mit der spitzigen Seite sticht er die Aufrührer, bestraft er das Laster und nur das Laster, dies will der Vers ausdrücken:

Curva trahit mites, pars pungit acuta rebelles.

Wenn Sie es sich zur gewissenhaften Pflicht machen, darauf genau zu achten, so wird die Erde bald von dieser heiligen Bande der Schwarzen befreit seyn, die durch ihre sonderbare Anhänglichkeit an die Mägde die gesellschaftliche, moralische und religiöse Ordnung vergiften, und an ihrer Stelle erbaulichere Pfarrer besitzen. — — — Wie verschieden ist aber der Weg, den Sie einschlagen, von dem Betragen der Bischöfe des dritten Jahrhunderts? Diese, wahrhaft

für das Wohl der Kirche eifrigen Prälaten, erschracken über das Uebel, welches das Beispiel des Bischofs von Antiochien, Paul von Samosata, verursachte; und was hatte denn dieser Paul gethan? Er hielt Mägde in seinem Hause, eingeführte Frauen, und erlaubte der Geistlichkeit von Antiochien das freie Zusammenwohnen mit denselben, wenn man den Vatern des Concils glauben darf, das daselbst gehalten wurde. Die anderen Bischöfe entsetzten ihn eben sowohl wegen der Verdorbenheit seiner Sitten als wegen seiner irrigen Meinungen, und gaben dem durch sein Beispiel verdorbenen Klerus Befehl, sich aller Gemeinschaft und jeder Zusammenwohnung mit dem anderen Geschlecht zu enthalten. Die gegenwärtige Kirchenzucht sollte aber noch viel strenger seyn als die der ersten Kirche, indem damals die Geistlichen, die ihre Schwäche fühlten und der Hitze der Leidenschaft zu unterliegen fürchteten, die Freiheit hatten, sich zu verheirathen. Und Sie könnten es wagen, Stroh zum Feuer zu legen, das der geringste Wind entzünden kann? Das heißt, dünkt mich, ganz und gar das Symbol Ihres bischöflichen Hirtenstabes verkennen, dessen spitzige Seite die Ungelehrigen und Unfolgsamen begünstigt, anstatt sie mit dem Anathema zu schlagen, wie es die Väter von Antiochien thaten. Ich fürchte, daß, hätten Sie in diesen apostolischen Zeiten gelebt, die Bischöfe Sie würden abgesetzt oder Ihnen doch wenigstens befohlen haben, das andere Geschlecht aufzugeben, das Sie so lange beherbergten, und dieselben Befehle auch Ihrem Klerus aufzulegen."

Nachdem er gezeigt hat, daß selbst bei Heiden, Juden und allen christlichen Sekten die Keuschheit geachtet, oder durch den Ehestand der Naturtrieb geheiligt wird, fährt er fort: „Wenn also Menschen, die wir des Lichtes des Glaubens beraubt, und in die dichteste Finsterniß der Unwissenheit versunken glauben, uns zum Beispiel dienen müssen, welche Schande erwächst dann für uns daraus? Die Verantwortlichkeit, die schwer auf uns liegt, drückt noch weit stärker einen Bischof, einen Erzbischof. Wir wollen hoffen, daß es bald besser werden, daß bei dem Mangel an bischöflicher Wachsamkeit, die Weisheit der Magistrate sich es zur Pflicht machen wird, nach dem Beispiel der Heiden aus allen Kräften mitzuwirken zur Ausrottung so furchtbaren Aergernisses, sey es nun, indem man schmachvoll und mit Gewalt diese Götzen aus den Priesterwohnungen hinausjagt, oder die Besoldung den Dienern des Altars verweigert, die, beauftragt, über die Sitten zu wachen, in hartnäckige Sitten- und Seelenverderber ausgeartet sind. Solche Obrigkeiten würden sich außerordentlich um die Menschheit verdient machen."

„Die Kirche kann allerdings die eingeführte Ordnung des Priester-Cölibats aufheben und ihnen das Sakrament der Ehe erlauben, wie sie es seit dem siebenten Jahrhunderte der Griechisch-katholischen und unirten Geistlichkeit erlaubte, weil dieser Punkt ganz der Kirchenzucht angehört, und deshalb dem weisen Ermessen der Bischöfe, oder selbst, nach der Meinung der Ultramontanen, des einzigen Bischofs von Rom anheimgestellt ist; aber das Gleiche gilt nicht für das Zusammenwohnen mit dem anderen Geschlecht, außer wie es das allgemeine Nicäische Concil bestimmt hat. Warum? Weil diese Bestimmung, die Bezug hat auf Menschen, welche sich der Enthaltsamkeit geweiht haben, eine von unabänderlichen Gesetzen der Natur und Gottes ausgehende Bestimmung ist; denn, bemerken wir wohl: 1. daß, da die Unkeuschheit ein Verbrechen ist, das nach dem Apostel, Ephes. 5., von dem Himmelreich ausschließt, auch das schon eine schwere Sünde ist, sich vermessen der Gefahr, darein zu verfallen, auszusetzen; 2. daß das dadurch bewirkte Aergerniß ein anderes Verbrechen ist, das das Wehe des Evangeliums nach sich zieht. Wehe

der Welt, der Aergerniß halben; Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt. Welcher Papst oder Bischof, welches Concilium würde sich ermächtigt halten das, was seiner inneren Natur nach schlecht ist, erlaubt zu heißen? Sollte ein Mensch so weit gehen, eine den göttlichen und natürlichen Aussprüchen widersprechende Sprache zu führen? — — Und wir sollten nicht fürchten eine Gelegenheit zum Aergerniß zu geben in einer vom heiligen Geist hundertfach getadelten Sache? wir sollten es wagen die Erlaubniß zu ertheilen es im Angesicht der ganzen Welt zu geben? welch eine Schande! welche Demüthigung für uns, die wir das Loos unseres Herrn zu unserem Antheil genommen haben. Sehet aber zu, sagt der Apostel, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoß der Schwachen. Sollten wir einen Bruder auf diese Weise umkommen lassen, um welches willen doch Christus gestorben ist? Wenn wir aber also sündigen an den Brüdern, so sündigen wir an Christo. 1 Cor. 8, 9. 11. 12. — — Sollte die Keuschheit nicht ein Schatz seyn, den man in zerbrechlichen Gefäßen trägt? Vergessen wir, daß, nach den Kirchenvätern, von allen Kämpfen der härteste und gefährlichste derjenige ist, den wir in Rücksicht dieser eben so seltenen als lieblichen Tugend zu kämpfen haben? Sola dura castitatis proelia, ibi rara victoria. Ach, das unreine Feuer verfolgt und verzehrt uns oft schon wider unseren Willen, ohne daß wir in Verbindung mit einem Geschlecht sind, welches dazu beiträgt, es zu entflammen! Wenn wir uns in der Bosheit oder in der Tollkühnheit verhärten, so wird die Natur sich an uns rächen; nicht allein die Väter und die Concilien, eben sowohl die Erfahrungen aller Jahrhunderte haben uns dies gezeigt, eben so mehrere Beispiele der heiligen Schrift. Ein Simson, ein David, ein Salomon sind den Reizen des Weibes unterlegen: „„Ihre Unterhaltung,"" sagt der heilige Augustinus, „„hat Männer verführt, die fest wie Cedern und mit allen Tugenden begabt waren."" Und wir wagten es, mit unerhörter Frechheit dieses Zusammenwohnen zu dulden, oder durch unser eigenes Beispiel zu billigen? Man rede mir nichts vor; diese Vertraulichkeiten mögen immerhin im Geiste anfangen, sie müssen früher oder später im Fleische endigen. Meine Bürgschaft dafür ist: Gott, die Concilien, die Kirchenväter und die Erfahrung aller Zeiten und aller Orte. Reinigen wir uns doch von diesen entehrenden Flecken, ehe wir in's Grab hinabsteigen, und laßt uns den strengen Richter fürchten, der uns beim Ausgange aus diesem kurzen Leben erwartet."

„Man sieht seit langen Jahren unseren Klerus ohne Unterschied mit Mägden, Haushälterinnen jeden Alters leben, und was das Erstaunenswürdigste ist, das, was vor Zeiten dem meisten Tadel unterworfen war, scheint heut zu Tage das Erlaubteste, das Beifallswürdigste; der Klerus, der ehemals Concubinen bei sich hatte, wurde verhöhnt und beschimpft; bei uns hingegen sind diejenigen, welche dergleichen halten, die gefeiertsten. — — O Wächter Israels, erwachet, es ist hohe Zeit; das Heiligthum ist entweihet, das Priesterthum entehrt, die Priester sind zum Gelächter der Erde geworden, die Schande und Verachtung der Nationen. Und wir sollten theilnahmslos bleiben?! Die Braut Christi, die in Trauer und Thränen einhergeht, hat keine stolz sich brüstenden Priester nöthig, sondern vom apostolischen Geist angewehete Arbeiter, keine faulen Bäuche, sondern keusche und barmherzige Samariter, um Oel in die Wunden zu gießen, die unser schlechtes Betragen uns geschlagen hat."

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 16. November. № 92.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

Zweiter Artikel.

Es liegt uns bei der selbstständigen Behandlung des Gegenstandes, die wir jetzt versuchen wollen, vor Allem ob, die Gründe zu untersuchen, worauf sich die Vertheidiger der Fortdauer des Alttestamentlichen Sabbaths unter dem N. B. stützen. Wir berücksichtigen hier besonders die Zusammenstellung von Dwight, in der theology explained and defended, vol. 4. Lond. 1824. S. 1 ff. (die hier sich findende Abhandlung über den Sabbath auch in einem besonderen viel verbreiteten Abdruck vorhanden), überzeugt, daß dieser in England und Amerika hoch geachtete Theologe Alles gesammelt hat, was zu Gunsten seiner Ansicht irgend Scheinbares vorgebracht worden, und daß die, wie uns dünkt, elende Beschaffenheit seiner Beweise nicht ihm als Individuum, sondern dem ganzen Charakter der Englisch-Amerikanischen Theologie zur Last fällt.

Die beständige Dauer des Sabbath, behauptet man, geht hervor aus seiner ursprünglichen Einsetzung. Der Bericht über dieselbe findet sich 1 Mos. 2, 1—3. „Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heere. Und Gott beschloß nun am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht, und da ruhete er am siebenten Tage von allem seinem Werke, das er gemacht. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn; denn an ihm hatte Gott geruht von all seinem Werke, das er geschaffen und gemacht." Der Sabbath wurde also für die Stammeltern des menschlichen Geschlechts und somit für ihre ganze Nachkommenschaft eingesetzt. Der in dieser Stelle angeführte Grund für die Ruhe am siebenten Tage, die Ruhe Gottes an demselben ist ganz allgemein, betrifft die Juden nicht mehr als alle übrigen Menschen. Dem ganzen menschlichen Geschlecht ist Gottes Beispiel zur Nachahmung hingestellt.

Wir müssen bei der Beleuchtung dieses Grundes beginnen mit der Bestimmung des Sinnes der Worte: „und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn." Wäre die Erklärung mehrerer Ausleger (Eichhorn, Urgeschichte, I. p. 245., Gabler u. A.) richtig, so würde dem Grunde von vorn herein der Nerv abgeschnitten seyn. Sie behaupten, es sey nicht von dem stets wiederkehrenden siebenten Tage die Rede, sondern nur von dem einen siebenten Tage, an dem Gott das Werk der Weltschöpfung beschloß. „Der siebente Tag war der erste, an dem Gott feierte, und deshalb war er ihm auch ein heiliger, merkwürdiger Tag. Für Gott also war er heilig und merkwürdig." Diese Auslegung findet sich im Wesentlichen schon bei Theodorus (in Nicephori catena). „Er segnete diesen Tag, indem er nämlich die übrigen dadurch ehrte, daß er an ihnen etwas that, diesen aber dadurch, daß er ein Beweis der Vollendung der Schöpfung war. Deshalb heißt es auch: er habe ihn geheiligt, s. v. a. dazu ausgesondert, sofern durch die Muße an ihm das Ende der Schöpfung gezeigt wurde."

Diese Auslegung ist aber unbedenklich zu verwerfen. Sie wird schon allein zurückgewiesen durch 2 Mos. 20, 8—11., wo das „gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest," darauf begründet wird, daß Gott, weil er am siebenten Tage geruht, diesen Tag gesegnet und geheiligt habe, eine Begründung, welche nur dann Sinn hat, wenn der von Gott gesegnete und geheiligte siebente Tag der stets wiederkehrende ist. Dies liegt so am Tage, daß Gabler (a. a. O. S. 131.) sich zu der Annahme genöthigt sieht, Moses habe die Stelle in der Genesis, also sich selbst, mißverstanden.

Ein anderer Gegengrund gegen diese Erklärung betrifft die willkührliche Auffassung des segnen und heiligen. Wir stellen ihn zugleich einer anderen Erklärung entgegen (S. Mercer., Cleric., Rosenm., Gesen. thes. p. 241.), welche, insofern richtiger als jene, als sie unter dem siebenten Tage den siebenten Wochentag versteht, den Sinn also bestimmt: Gott wollte, daß dieser Tag als Festtag fröhlich begangen werden sollte. Ein gesegneter Tag soll so viel seyn als ein fröhlicher und glücklicher. Ein geheiligter ebenfalls. Das „und heiligte ihn," bloße Erklärung des Segnens.

Gegen diese letztere Annahme und für die Verschiedenheit des Segnens und des Heiligens entscheidet nun aber schon ein grammatischer Grund. Das Heiligen kann durchaus nur als etwas auf das Segnen Gefolgtes betrachtet werden. Die Folge der Ereignisse wird im Hebräischen Texte sehr genau bezeichnet. „Und da (am Ende des sechsten Tages) war fertig der Himmel

und die Erde, und da, am siebenten Tage, beschloß Gott sein Werk (er erklärte es für vollendet) und nun ruhete Gott, und da segnete er, und da oder dann heiligte er." Dieselbe Folge findet auch Exod. 20, 11. statt: Gott segnete den Sabbathtag und dann heiligte er ihn.

Dazu kommt noch die Willkührlichkeit der Auffassung des Segnens und Heiligens auch an und für sich betrachtet. Von Menschen gebraucht wird das Segnen durch die menschliche Ohnmacht von selbst oft auf den bloßen Segenswunsch beschränkt; von Gott gebraucht, bei dem die Kraft vollkommen dem Willen entspricht, bezeichnet das Segnen ohne Ausnahme eine reale Mittheilung des Segens, und hier muß dieselbe um so mehr angenommen werden, da sie in dem unmittelbar vorhergehenden C. 1, 22 und 28. vorkommt. Der Tag aber ist als ein Lebloses für sich keines Segens empfänglich. Nur in der Alles personificirenden Poesie und im Affekte, dem es gleich ist, ob, was er wünscht, in dem Gebiete der Möglichkeit liegt oder nicht, kann er für sich selbst als Objekt des Segens und des Fluches erscheinen (Hiob 3, 1—10., Jer. 20, 14.). Hier, in ruhiger historischer Darstellung, kann der Segen, der ihm zugetheilt wird, sich nur auf diejenigen beziehen, welche ihn auf die von Gott vorgeschriebene Weise feiern. Gesegnet wird nicht der Tag an und für sich, sondern die Feier desselben. Wer Gott den siebenten Tag weiht, empfängt von ihm einen besonderen Segen, größer als wenn er einen anderen Tag der Woche Gott weihte — ähnlich wie unter dem A. B. der Gottesdienst in dem von Gott verordneten Heiligthum einen höheren Segen mit sich führte, wie der an jedem anderen Orte. Dem Segnen folgt nun ganz passend das Heiligen. Es ist durchaus falsch, wenn man behauptet, das Heiligen bezeichne manchmal das bloße Absondern. Es heißt stets: also absondern, daß es allein Gott geweiht sey. Ein Tag kann nun wieder nicht für sich geheiligt seyn, sondern nur in Bezug auf die Menschen. Ein heiliger Tag ist ein solcher, der von ihnen allein Gott geweiht wird. Dies zeigt sich deutlich 2 Mos. 20, 8—11., wo das: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest, darauf gegründet wird, daß Gott diesen Tag geheiligt habe. Gott segnet zuerst den siebenten Tag, dann heiligt er ihn. Seine durchgängige Weise ist, daß er zuerst gibt und dann verlangt. Ein heiliger Tag ist der menschlichen Schwäche leichter zu halten, wenn er zugleich ein gesegneter ist.

Es möchte nun scheinen, als ob wir durch die gegebene Auslegung uns selbst unseren Gegnern in die Hände geliefert haben. Aber dem ist nicht so. Wir behaupten nichts desto weniger, daß der Sabbath ein rein theokratisches Institut ist, die Haltung desselben weder vor Moses, noch nach den Zeiten des A. B. geboten. Gott hat den siebenten Tag gleich nach vollendeter Schöpfung gesegnet und geheiligt. Aber daraus folgt ja nicht, daß er diesen Rathschluß sogleich den Menschen offenbart, nicht daß derselbe für das ganze Menschengeschlecht bestimmt war. Seine Realisirung konnte ja Umstände voraussetzen, die nur in der Theokratie und weder vor ihr noch nach ihr vorhanden waren. Können wir erweisen, daß die Zeit vor ihr dieser Rathschluß nicht anging, so zeigt sich zugleich, wie schon die Kirchenväter nach den früher angeführten Stellen einsahen, daß aus seinem Vorhandenseyn nicht gleich auf seine Bestimmung für die Zeiten nach ihr geschlossen werden darf, daß diese vielmehr aus der Natur der Sache erwiesen oder verworfen werden muß.

Hier ist es nun gleich auffallend, daß von einem Befehle an unserer Stelle gar nicht die Rede ist, ja nicht einmal davon, daß Gott den Menschen von seiner Segnung und Heiligung des siebenten Tages Kunde gegeben. Das Auffallende wächst durch die Vergleichung mit 2 Mos. 20, 8. und den übrigen den Sabbath betreffenden Stellen im Pentateuch. Hier gleich: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Wie nöthig die Unterscheidung zwischen dem Rathschlusse, und zwischen Offenbarung desselben und Befehl sey, das zeigt sich auch deutlich daraus, daß dieser Rathschluß den Fall des Menschen voraussetzt, also dem nicht Gefallenen seine Ausführung nicht befohlen werden konnte. Wo die Sünde noch nicht ist, da ist das ganze Leben ein fortgesetzter Gottesdienst, da noch nicht die Gefahr, daß die Beschäftigung mit den irdischen Dingen das Versinken in dieselben nach sich ziehe, da noch nicht das Bedürfniß der Aussonderung bestimmter Zeiten, welcher jeder Christ ja schon um so weniger bedarf, je mehr er in der Heiligung fortschreitet. Wurde aber der Rathschluß nicht gleich offenbart, nachdem er gefaßt worden, so läßt sich auch von vorn herein nicht behaupten, daß er überhaupt in der vormosaischen Zeit vorhanden gewesen seyn müsse.

Daß er dies wirklich gewesen, dafür kann man auch nicht den geringsten probehaltigen Grund anführen. Man hat sich mehrfach darauf berufen (vgl. z. B. Iken, diss. de institutis legis Mos. ante Mosen, in dem zweiten Bande seiner dissertt. p. 27.), daß ohne Sabbath die Entstehung der Woche unmöglich sey, die Wocheneintheilung sich aber schon in der ältesten Zeit, 1 Mos. 29, 27. 28., ja schon C. 7, 4. 10. und C. 8. V. 10. 12., vorfinde. Allein es findet sich für die Entstehung der Woche eine andere sehr natürliche Erklärung. Sie ist Unterabtheilung des synodischen Monates; statt $7\frac{3}{8}$ Tagen, welche die Mondviertel im Durchschnitt haben, nahm man die am nächsten liegende ganze Zahl von sieben Tagen (vgl. Ideler Chronol. Th. 1. S. 60.). Diese Erklärung wird empfohlen durch die analoge Entstehung von Tag, Monat und Jahr, und durch die Thatsache, daß sich die Eintheilung der Zeit nach siebentägigen Wochen bei denjenigen Völkern, welche die meisten Reste ursprünglicher Tradition bewahrt haben nicht, dagegen wohl bei solchen findet, welche, wie die Chinesen und die alten Peruaner (Ideler 1, p. 87.) fast ganz außer dem Traditionszusammenhange mit der ältesten Vorzeit stehen.

Man beruft sich ferner darauf, daß der siebente Tag der Woche bei den verschiedensten Nationen der Erde heilig gewesen, ohne daß die Heilighaltung sich von den Juden ableiten lasse. Dies zeige die Einsetzung in den ersten Anfängen des Menschengeschlechts. Allerdings sieht man die Sammlung dahin gehöriger Stellen an, wie sie sich z. B. bei Dwight S. 37., oder auch bei Spener, Bed. Th. 2. S. 33., findet, so wird man zuerst frappirt. Vergleicht man aber die Prüfung dieser Stellen bei Selden, de jure nat. et gentium l. III. c. 10 ff., bei Gomarus (de sabb. c. 4.) und bei Spencer, und außerdem die Bemerkungen von Ideler in dieser Beziehung, so erholt man sich vollständig von diesem Erstaunen. Es zeigt sich, daß der siebente Wochentag bei keinem einzigen Volke außer den Israeliten gefeiert wurde, und daß, wo eine Feier des siebenten Tages vorkommt, dies nicht eine Feier des siebenten Wochentages ist. Der Grund verwandelt sich dann grade in sein Gegentheil. Wäre der Sabbath ursprünglich eingesetzt, so sollte man doch erwarten, irgendwo außer Israel Spuren von seiner Feier zu finden, und dies um so mehr, je bedeutender die sonstigen Ueberreste der ursprünglichen Tradition sind. Auf jeden Fall kann dieser Grund gegen die ursprüngliche Einsetzung dazu

dienen, das Gewicht des weit bedeutenderen zu verstärken, daß in der ganzen vormosaischen Geschichte sich gar keine Spur von Feier des Sabbaths vorfindet.

Noch beruft man sich darauf, die Erzählung 2 Mos. 16, 22—30. setze voraus, daß der Sabbath schon damals, vor der Gesetzgebung, gefeiert worden. Denn die Israeliten haben am Freitage doppelte Portionen gesammelt, weil sie am Sabbath kein Mannah auflesen wollen. Allein diese Behauptung beruht auf unrichtiger Auffassung der ganzen Erzählung; nach der richtigen zeigt sie vielmehr deutlich, daß der Sabbath ein Mosaisches Institut war. Die Sammlung der doppelten Portion am Freitag war nicht etwa ein Werk der Willkühr des Volkes. Das Volk sammelte jedesmal, was an Mannah vorhanden war, und durch göttliche Fügung reichte dies für seine Bedürfnisse hin. Am Freitage fand sich ganz unerwartet so viel vor, daß das Doppelte der gewöhnlichen Portion gesammelt werden konnte. Nur bei diesem Hergange der Sache erklärt es sich, wie alle Vorsteher des Volkes verwundert zu Moses eilen und ihn fragen konnten, was mit diesem Ueberflusse anzufangen sey. Diese Verwunderung aller Vorsteher des Volkes erklärt sich nur aus ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Sabbath. Außerdem würden sie doch wohl, als die Erscheinung eintrat, leicht auf ihren Grund geschlossen haben. Wie wenig sich das Volk in die Sache finden konnte, geht auch daraus hervor, daß noch am Sabbath Leute ausgingen, um Mannah zu suchen, in der gewissen Erwartung, solches zu finden. — So aufgefaßt stellt sich die Begebenheit in eine merkwürdige Parallele mit einer anderen. Beim ersten Paschah wurde dem Volke noch nicht das Gebot des Essens ungesäuerter Brodte gegeben, sondern Gott fügte wider alles Erwarten die Umstände also, daß es gegen seine Absicht genöthigt wurde, ungesäuerte Brodte zu essen. Diese göttliche Veranstaltung diente der Mosaischen Anordnung für die spätere Festfeier zur Sanktion. Auf ähnliche Weise heiligte Gott selbst den Sabbath, ehe er durch Moses den Befehl seiner Heiligung an das Volk gelangen ließ. Wie hätte das Volk wohl auf wirksamere Weise zur Anerkennung dieses Befehles geführt werden können?

Nachdem also gezeigt worden, daß die vormosaische Feier des Sabbath alle Gründe gegen sich, nichts für sich hat, gewinnen auch diejenigen Stellen Bedeutung, an denen besonderer Nachdruck darauf gelegt wird, daß der Sabbath grade den Israeliten gegeben sey. So Exod. 31, 12.: „und du sprich zu den Kindern Israel: nur meine Sabbathe sollt ihr halten; denn ein Zeichen ist dies zwischen mir und zwischen euch auf eure Geschlechter, damit ihr erkennt, daß ich, der Herr, es bin, der euch heiligt." Ez. 20, 12., wo es in der Aufzählung der Gnaden Gottes gegen Israel, nachdem die Erwähnung der Sinaitischen Gesetzgebung überhaupt vorhergegangen, mit wörtlicher Anspielung auf die vorher angeführte Stelle heißt: „und auch meine Sabbathe gab ich ihnen, daß sie zum Zeichen dienten zwischen mir und ihnen, daß sie erkännten, daß ich, der Herr, es bin, der sie heiligt." Neh. 9, 14., ebenfalls in der Aufzählung der Gnadenwohlthaten Gottes an Israel: „Und deinen heiligen Sabbath hast du ihnen kund gethan." Wären sonst entscheidende Gründe für die vormosaische Sabbathsfeier vorhanden, so müßte man annehmen, daß der Sabbath hier insofern als ein neues, der Theokratie eigenthümliches Institut dargestellt werde, als er in ihr eine neue Bedeutung erhielt. Wobei es freilich schwierig seyn würde, diese neue Bedeutung nachzuweisen, ganz anders wie bei der Beschneidung, die als das Siegel und Unterpfand der Aufnahme in das Gnadenreich Gottes, eine um so erhabnere

Bedeutung erhalten mußte, je reicher die Gnade sich im Fortgange der Zeit entfaltete. Der Sabbath dagegen ist — wenigstens vorzugsweise — nicht auf die Erlösung, sondern auf die Schöpfung gegründet. War er schon vor Mose vorhanden, so konnte er, scheint es, für Israel nicht eine besondere Gnadenwohlthat Gottes, nicht ein Bundeszeichen, nicht ein Unterpfand seiner Erwählung seyn, während er diese Bedeutung sogleich gewinnt, sobald er als Mosaisches Institut betrachtet wird. Denn war er nur Israel von Gott gegeben, war dies das einzige Volk, welches auf seinen Befehl das Andenken der Schöpfung und des Schöpfers mitten unter der abgöttischen Welt beging, war ihm allein der Segen bestimmt, welcher auf diese Feier gelegt war, so war ja der Sabbath ein Zeichen seiner Erwählung vor allen Völkern der Erde, ein Unterpfand, daß Gott es heiligte, es als ihm geweiht und geheiligt, als ein solches, dessen Sündhaftigkeit durch die ihm zugerechnete und mitgetheilte Heiligkeit bedeckt wurde, betrachtete und behandelte und von der profanen Welt unterschied. Daher auch die hohe Wichtigkeit des Sabbaths für die Theokratie; wer ihn verletzte, that das Seinige, um den Bund zwischen Gott und Israel zu zerstören, aus dem er selbst durch diese Handlung heraustrat. Vgl. Exod. 31, 14.: „Und halten sollt ihr den Sabbath; denn ein Heiligthum ist er euch; wer ihn entweiht, soll sterben; denn Jeder, der an ihm Arbeit thut, die Seele ist ausgerottet aus ihrem Volke," d. h. der ist dadurch ipso facto aus dem Volke Gottes ausgeschieden, und soll demzufolge von den theokratischen Obern auch äußerlich durch die Todesstrafe ausgeschieden werden.

Gesetzt aber auch, der Rathschluß der Heiligung des Sabbath sey schon vor Moses den Menschen gegeben, der Befehl dazu ihnen ertheilt und von ihnen befolgt worden, so ließe sich daraus noch nicht mit Sicherheit auf eine Fortdauer dieser Anordnung unter dem N. B. schließen. Wäre dieser Schluß gerecht, so würde folgen, daß auch das den Nachkommen Noah's gegebene Verbot des Blutessens, 1 Mos. 9, 4., noch unter den Zeiten des N. B. Verbindlichkeit habe, während am Tage liegt, daß dies Verbot schon vor Christo ohne Sünde von einem Volke äußerlich übertreten werden konnte, dem in seinem veränderten Zustande wirksamere Mittel zur Erzeugung des Abscheus vor dem Morde zu Gebote stehen. Eben so müßte dann das Gebot der Beschneidung wenigstens für Abraham's Nachkommen noch verbindlich seyn. Das Richtige ist, daß, was in der vormosaischen Zeit von Geboten vorkommt, ganz in demselben Verhältnisse steht zu dem N. B., wie das Mosaische Gesetz selbst, unter dessen Namen es im N. T. mitbegriffen wird. In beiden Fällen hängt die Entscheidung über Verbindlichkeit und Nichtverbindlichkeit ab von der Untersuchung, in welchem Verhältnisse das Gebot zu dem Wesen des N. B. steht. Diese Untersuchung aber kann für den Sabbath nicht günstig ausfallen. Wir heben hier, Anderes späterer Entwickelung aufbehaltend, nur ein doppeltes Moment hervor. 1. Es bildet nach Gen. 2, 1—3. grade das Wesen des Sabbaths, daß er zum Andenken der Weltschöpfung eingesetzt ist. Weil Gott sechs Tage für uns, denen die ganze Schöpfung bestimmt ist, gearbeitet hat, so sollen wir den siebenten Tag unserer Arbeit, unserem Vortheil abbrechen und ihm weihen. Nun ist aber unter dem N. B. die Wohlthat Gottes in der Schöpfung durch die Gnade der Erlösung sehr verdunkelt worden. Es würde heißen die Erlösung unter die Schöpfung erniedrigen, im Gegensatze gegen die heilige Schrift sowohl, wie gegen das christliche Bewußtseyn, wenn man eine der ersteren gewidmete Feier zur Hauptfeier in der Christenheit

erheben wollte. Bei allem christlichen Scheine würde ein solches Verfahren doch auf deistische Grundsätze hinführen und nur aus ihnen zu rechtfertigen seyn. 2. Die Ruhe am Sabbath soll nach Gen. 2, 1—3., verglichen mit dem vierten Gebote zunächst und hauptsächlich, wenn sie gleich auch noch einem anderen Zwecke diente, eine Nachahmung Gottes seyn. Sie war eine symbolische Handlung; indem man sich in Arbeit und Ruhe nach dem Beispiele Gottes richtete, bildete man die Weltschöpfung nach, und legte ein thatsächliches Bekenntniß ab, daß sie durch Gottes Allmacht geschehen. Diese symbolische Darstellung aber erscheint deutlich als auf einen gewissen Zustand berechnet, mit dessen Aufhören sie ihre Bedeutung verliert, grade so wie das Verbot des Blutessens. Auf uns, bei denen der Verstand mehr vorherrschend ist, macht sie nicht den Eindruck, wie im Alterthum und besonders im Orient. Dazu kommt, daß das Christenthum, im Besitze unendlich wirksamerer Mittel zur Erzeugung des Gottesbewußtseyns dieser dürftigen Elemente der Welt dazu nicht mehr bedarf.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Belgien.) (Schluß.) „Von zweien eins, wir müssen entweder einen unverheiratheten und keuschen Klerus haben, oder einen durch Verheirathung geheiligten. Zieht man den Cölibat vor? Nun so ergreife man alle Mittel, die ihn ehrwürdig machen, man wende die Beschlüsse der Concilien an, man untersage die Vertraulichkeit mit dem anderen Geschlechte, man beobachte genau die Regel, zu den Geschäften des Heiligthums nur vom Geiste Gottes durchdrungene Diener zu nehmen, nur dann wird der Kultus seinen Glanz wieder erhalten, und die Worte der Priester werden als Stimme Gottes erschallen. Sieht man nun, daß es unmöglich ist, die Zusammenwohnung mit den Frauen ihnen zu untersagen, wie sollte dann ein in der Ehe lebender Klerus nicht einem vom Geiste der Wollust beherrschten vorzuziehen seyn? Ein von rechtmäßigen Gattinnen bedienter Geistlicher sollte nicht ehrwürdiger seyn als ein Geistlicher, der die Canones verachtend, zum großen Aergerniß der Welt von jungen Mädchen bedient wird? Gewiß, die von Jesus Christus zum heiligen Sakrament erhobene Ehe ist in jeder Hinsicht erhabener, als die vom Satan eingeführte Hurerei. — Sollte uns wohl Gott in dieser Hinsicht zu einem Schauspiel bestimmt haben für die Welt, für die Engel und für die Menschen? (1 Cor. 4, 9.)

Es ist ein eben so alter als frommer Gebrauch, daß die Diener der Kirche sich bei öffentlichen Leiden, die durch die Sünden des Volks über das Volk verhängt worden, vor dem Heiligthum niederwerfen, um den Zorn Gottes zu besänftigen und die Aufhebung der Plage zu erhalten. Der Prophet Joel (2, 17.) sagt: „„Laßt die Priester, des Herrn Diener, weinen zwischen der Halle und Altar und sagen: Herr, schone deines Volkes, und laß dein Erbtheil nicht zu Schanden werden, daß Heiden über sie herrschen.““

Nun aber, wenn wir selbst entweder in der Gelegenheit zur Sünde oder in der Uebertretung des Gesetzes leben, wird uns der Himmel gnädig seyn? Ach, mein theures Volk, sagte der heilige Cyprian (de mor.), die Hand Gottes liegt gerechterweise schwer auf uns, weil diejenigen selbst, die uns mit einem guten Beispiel vorangehen sollten, sich von der Zucht entfernt haben.

Ihr seyd Augenzeugen, sagt Gregor der Große, von den Leiden, welche das Volk verzehren; hat sie nicht unsere eigene Nachlässigkeit hervorgerufen? Städte und Dörfer sind entvölkert, Kirchen und Klöster niedergerissen. Wir allein tragen die Schuld davon; denn anstatt das Volk zum Leben zu führen, haben wir es dem Verderben entgegengeführt“ (S. Greg. homil. de cur. Past.).

Merkwürdig! Als Gott uns heimsuchte durch seine schrecklichen Plagen des Krieges, der Cholera und andere ähnliche, haben wir Priester, weit entfernt, die Ursache in uns zu suchen, die Schuld auf das Volk gewälzt, das wir durch unser Beispiel geärgert haben.“ — — — „Rühmen wir uns nicht, gnädiger Herr! daß, ungeachtet der Verderbniß der Sitten im geistlichen Stande, das heilige Depositum des Glaubens unangetastet geblieben sey. Hat der göttliche Gesetzgeber der bischöflichen Aufsicht die Reinheit der Sitten denn weniger empfohlen, als die Reinheit des Glaubens? Zu was nützt es denn, daß man bloß den Glauben ohne die Sitten habe? Die Teufel glauben auch, sagt der Apostel Jakobus. Der Glaube ohne Werke ist todt an ihm selber. Er wird von dem höchsten Wesen stärker gestraft, als der heidnische Unglaube (Luc. 12, 47. 48.).“

Wir übergehen, was Helfen über das Seminar von Mecheln, über die Lehre von den Heiligen, vom Fegfeuer, über Fasten, Wallfahrten und dergleichen sagt, und theilen nur noch den Schluß seiner Schrift mit.

„Weil es denn,“ sagt er S. 96., „erwiesen ist, daß es nichts Traurigeres gibt, als wenn die zur Reinigung der Sitten bestimmte Religion dazu dient, sie zu verderben und weil es am Tage liegt, daß dieses Unglück unter uns statt findet, so erwachen Sie, gnädiger Herr! aus ihrem tiefen Schlafe. Die heilsame Gnade Gottes ist allen Menschen erschienen und züchtiget uns, daß wir sollen verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt (Tit. 2, 11. 12.). Es ist eben so betrübend als sonderbar, daß wir, nachdem wir die Gerechtigkeit Gottes erkannt haben, noch nicht begreifen können, daß, die solches thun, des Todes würdig sind, aber nicht allein die es thun, sondern auch die, welche Gefallen daran haben (Röm. 1, 32.). Pfui, wir, die wir Andere lehren, lehren uns selbst nicht; wir, die wir uns des Gesetzes rühmen, schänden Gott durch Uebertretung des Gesetzes. Eurethalben, wie die Schrift sagt, wird Gottes Name gelästert unter den Heiden (Röm. 2, 21—24.).

Das ist die Sprache, welche der Gottmensch, die Apostel, die Kirchenväter und die Aussprüche der Concilien wider Sie führen; sollten diese vom heiligen Geist eingegebenen Schriften durch Ihr Ansehen unter die verbotenen Bücher gesetzt werden? Wenn Sie fortfahren, sich gegen die göttliche Stimme zu verharten, so sollen Sie wissen, daß Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, sich Kinder zu verschaffen weiß, um die durch die Verbrechen unseres Standes auf Irrwege geführten Schafe seines Sohnes zu weiden.

Der Friede Gottes sey mit Ihnen! Nicht jener falsche Weltfriede, mit dem bisweilen Ihre Verordnungen verpestet sind, sondern jener wahre Friede, der auf den Geist des Evangelii gegründet ist (Joh. 14, 27.), jener Friede, der die Religion mit den Sitten und die Sitten mit der Religion verbindet, der das Glück des Menschen in dieser und jener Welt, die Grundlage der Gesellschaften, die Kraft der Regierungen ausmacht.“

Nach Zeitungsnachrichten hat Helfen jetzt in Brüssel einen „apostolisch-katholischen Gottesdienst“ eingerichtet, der große Theilnahme findet. Wir hoffen, bald das Nähere darüber mittheilen zu können. Eine Stadt, wo Nacht und Tag, von einem Abend bis zum anderen, Schaaren vor dem Schauspielhause sich lagerten, um Robert den Teufel zu sehen und zu hören, hat freilich wohl Ursache, auch auf das kleinste Licht zu achten, das in ihre dichte Finsterniß hineinscheint.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 20. November. № 93.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

(Fortsetzung.)

Nun können wir füglich zur Beleuchtung des zweiten Hauptgrundes für die Fortdauer des Sabbath übergehen, desjenigen, welcher aus dem Vorkommen der Sabbathsverordnung unter den zehn Geboten entnommen wird. Hieraus, behauptet man, geht hervor, daß das Sabbathsgebot zu dem Moralgesetze gehört; ist aber dies, so kann es nicht durch Christum aufgehoben seyn, der nur das Ceremonialgesetz abschaffte.

Die Beleuchtung muß hier mit der Beantwortung der Frage beginnen: was ist der Dekalog? in welchem Verhältnisse steht er zu der ganzen übrigen Alttestamentlichen Gesetzgebung? Die Englischen Theologen antworten hierauf: der Dekalog ist von der übrigen Mosaischen Gesetzgebung ganz geschieden. Er enthält das reine moralische Gesetz und ist für die ganze Menschheit und für alle Zeiten gültig. Die Gründe, die sie hiefür anführen, sind folgende: das übrige Gesetz wurde durch Moses in ein Buch geschrieben; der Dekalog zuerst gesprochen durch die Stimme Gottes, unter furchtbaren Naturerscheinungen, welche auf seine Wichtigkeit aufmerksam machten und dann durch den Finger Gottes auf steinerne Tafeln, das Symbol der beständigen Dauer, eingetragen.

Allein diese Gründe beweisen nicht, was sie beweisen sollen, sie erhalten ihr vollkommenes Recht, sobald man nur annimmt, was Jeder zugestehen wird, daß der Dekalog den Kern und die Quintessenz der ganzen Alttestamentlichen Gesetzgebung bildete. Es kam darauf an, gleich bei der Schließung des Bundes in groben Zügen die Hauptpunkte der Ordnung für das neue Haus an sein Portal zu schreiben. Der Dekalog ist der Grundriß der ganzen folgenden Gesetzgebung; diese dient zu seiner Vervollständigung, so daß Calvin vollkommen recht thut, wenn er auf jedes Gebot gleich das dahin Gehörige aus dem ganzen übrigen Pentateuch folgen läßt, z. B. auf das Sabbathsgesetz nicht nur alles Uebrige, was darin über den Sabbath vorkommt, sondern auch Alles, was das Sabbaths- und Jubeljahr und was die Feste betrifft. Eben daraus, daß der Dekalog die Quintessenz der ganzen übrigen Mosaischen Gesetzgebung war, erhellt hinreichend das Passende des Symbols der steinernen Tafeln und erklärt es sich, daß die zehn Gebote von Christo und den Aposteln mehrfach unter dem Namen der Gebote schlechthin angeführt werden. Denn waren sie dies, der wichtigste Theil der Alttestamentlichen Gesetzgebung, so folgt daraus, daß der Kern in ihnen die Schale, der ewige Gehalt den zeitlichen überwiegen muß, obgleich keineswegs, daß in ihnen gar keine Schale vorhanden war, daß sie gar keine specielle Bestimmung, gar keine ausschließliche Beziehung auf das Volk hatten, dem sie zunächst gegeben wurden. Daß eine solche specielle Bestimmung allerdings statt fand, daß man die zehn Gebote nicht so ohne weiteres als auch der christlichen Kirche angehörig betrachten darf, daß sie derselben, als Gesetze betrachtet, nicht mehr angehören, wie der ganze übrige Inhalt des Pentateuch, erhellt aus mehreren Gründen, die eben so stark sind, wie die für das Gegentheil schwach. Schon allein die einleitenden Worte 2 Mos. 20, 2.: „Ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Aegypten, aus dem Diensthause, geführt hat," sind dazu hinreichend. Diese Worte begründen das Recht, welches Gott zur Gesetzgebung, und somit die Pflicht, welche Israel hat ihr Folge zu leisten. Gott gründet dies Recht nicht auf sein allgemeines Verhältniß zu dem menschlichen Geschlechte, sondern auf das specielle Verhältniß, in welches er zu Israel getreten. Er hat es losgekauft um theuren Preis von seinen früheren harten Herren, den Aegyptern, nicht damit es nun sich selbst, sondern damit es ihm angehöre. Dieser Verpflichtungsgrund geht uns nicht an, und somit auch nicht die Verpflichtung. Dies sah schon Luther, der überhaupt, wie alle Reformatoren, das Wesen des Dekalogs weit richtiger erkannte, wie manche spätere Theologen. Er sagt in dem „Unterrichte, wie man sich in Mose schicken soll," Werke, Walchsche Ausg. t. 3. p. 8: „Darum ist es hell genug, daß Moses der Juden Gesetzgeber ist und nicht der Heiden. Denn in diesem Texte hat Moses den Juden also ein Zeichen gegeben, dabei sie Gott sollen ergreifen, wenn sie ihn anrufen, als den Gott, der sie aus Aegypten geführt habe. Die Christen haben ein ander Zeichen, dabei sie Gott fassen, als den, der ihnen seinen Sohn gemacht habe zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung, 1 Cor.

1, 30." — Ferner, wie verschieden das Verhältniß des Dekaloges zu der Gemeinde des Alten, und zu der Kirche des N. B. ist, erhellt daraus, daß sich in ihm auch außer dem Sabbathsgesetze noch ein anderes findet, was unter dem letzteren dem Buchstaben nach ohne Sünde verletzt werden darf, während diese Verletzung unter dem A. B. den Zorn Gottes nach sich zog. Wir meinen das Verbot der Abbildung des wahren Gottes. Seit Gott Mensch geworden, seit der Unendliche sich in endlicher Form dargestellt hat, ist eben dadurch dies Verbot aufgehoben. Gott hat selbst ein Abbild seines Wesens gegeben, so dürfen wir es ja nachbilden. Wir ziehen ihn nicht mehr dadurch aus eigener Willkühr in unsere Niedrigkeit herab, sondern er selbst hat sich zu uns herabgelassen. Der Versuchung von der Verfertigung der Bilder zum Bilderdienst und von diesem zum Götzendienst fortzuschreiten wird unter dem N. B. durch weit kräftigere Mittel entgegengetreten. — Noch ist zu bemerken, daß der Grund, worauf das Verbot der Bilderverehrung gestützt wird, daß Gott ein eifriger Gott sey, der die Sünden der Väter strafe an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, eine speciell theokratische Färbung hat, auf das Gesetz der sichtbaren Vergeltung hinsieht, welches in dieser Ausdehnung und Regelmäßigkeit nur der Theokratie eigenthümlich war. Dasselbe gilt von dem: damit lang seyen deine Tage in dem Lande, was der Herr dein Gott dir gibt, in V. 12. Langes Leben, langer Genuß der irdischen Segnungen Gottes ist ein speciell Alttestamentlicher Segen, welcher aufhörte ein solcher zu seyn, nachdem Christus nicht nur eine freiere Aussicht in das himmlische Canaan eröffnet, sondern auch durch sein Blut den Zugang in dasselbe erst recht frei gemacht hatte. — Ein speciell Alttestamentliches Element läßt sich selbst in den Geboten nicht verkennen, welche auf den ersten Anblick die allerallgemeinsten zu seyn scheinen. Nur Befangenheit hat es geläugnet und kann es läugnen, daß unter dem „Nächsten" zunächst nur die Glieder des Bundesvolkes zu verstehen sind. Nicht als ob durch diese Beschränkung erlaubt würde, den Nichtisraeliten Unrecht zu thun. Vielmehr führt man das specielle Gebot auf seine Idee zurück, so zeigt es sich, daß es auch die Nichtisraeliten betrifft, grade so wie in dem Gebote der christlichen Bruderliebe zugleich das der allgemeinen Menschenliebe mit eingeschlossen liegt. Aber doch zeigt die specielle Rücksicht, welche hier auf das Verhältniß der Mitglieder des Volkes Israel unter einander genommen wird, daß der Buchstabe des Dekaloges nur für dieses Volk bestimmt ist.

Nicht nur aber enthält der Dekalog kein reines Moralgesetz, sondern auch der ganze Unterschied zwischen Moral- und Ceremonialgesetz, wie er gewöhnlich gemacht wird, daß das erstere für alle Zeiten verbindlich, das letztere gänzlich aufgehoben seyn soll, ist nicht in der Sache selbst begründet, sondern eine bloße Erfindung der Theologen, welche meinten, es heiße die Verbindlichkeit des moralischen Gesetzes selbst aufheben, wenn man die Verbindlichkeit der Mosaischen moralischen Gebote läugne. Das ganze Mosaische Gesetz bildet ein unzertrennliches Ganze; es ist in gewissem Sinne ganz durch Christum aufgehoben, und geht die Gemeinde des N. B. nichts mehr an; in gewissem Sinne ist es ganz durch Christum bestätigt worden, der ceremoniale Theil nicht weniger als der moralische.

Dies sind nun die beiden Hauptgründe unserer Gegner. Die Nebengründe, die sie noch anführen, sind so unbedeutend, daß sie keiner ausführlichen Widerlegung bedürfen. „Die beständige Dauer des Sabbath" — sagen sie — „wird deutlich gelehrt in Jes. 56, 6—8. Wenn das Haus Gottes ein Bethaus ist für alle Völker, soll der Sabbath noch eine göttliche Stiftung seyn. Ein Bethaus für alle Völker wurde das Haus Gottes aber erst unter dem N. B." Mit demselben Rechte könnte man aber auch aus dieser Stelle erweisen, daß der Tempel zu Jerusalem unter dem N. B. ganz in seiner vorigen Würde fortbestehen werde („ich bringe sie — die in die Theokratie aufzunehmenden Heiden — zu meinem heiligen Berge und erfreue sie in meinem Bethause"), und eben so der ganze Opferkultus („ihre Brandopfer und ihre Opfer werden zum Wohlgefallen seyn auf meinem Altar"). Muß man nun hier zugestehen, daß der Prophet nach durchgängiger prophetischer Weise die dem A. und N. B. gemeinsame Idee in Alttestamentlicher Einkleidung gibt, daß er das Reich Gottes durch seinen Mittelpunkt und Sitz unter dem A. B., den Tempel, bezeichnet, die wohlgefällige Annahme der aus reinem Gemüthe hervorgehenden Huldigungen durch die wohlgefällige Annahme der Opfer, wie ist man denn ferner in Bezug auf den Sabbath berechtigt, den Buchstaben zu pressen? Der Grundgedanke der Stelle ist der: es wird eine Zeit kommen, wo die Berechtigung zur Aufnahme in das Reich Gottes gar nicht mehr an äußere Bedingungen geknüpft ist, wo Alle zu derselben fähig sind, welche die inneren Bedingungen erfüllen. Das Schwinden jeder äußeren Bedingung wird individualisirend ausgedrückt durch die Ankündigung der Aufnahmsfähigkeit der Verschnittenen und der Heiden, mit Beziehung auf Deut. 23., wo in Bezug auf den Alten Bund ihnen dieselbe theils ganz versagt, theils beschränkt und erschwert wird. Als individualisirende Bezeichnung der inneren Bedingungen wird die Haltung des Sabbath gesetzt. Wie wenig es hier mit der grob äußerlichen Feier abgethan sey, erhellt schon aus der Zusammenstellung des: „die meine Sabbathe halten" mit dem: „und erwählen, woran ich Wohlgefallen habe, und festhalten an meinem Bunde" in V. 4., so wie aus V. 6., wo das Halten des Sabbath außer mit dem Festhalten an dem Bunde, noch mit der Liebe zum Herrn zusammengestellt wird. Man vergleiche C. 1, 13., wo die äußere Feier des Sabbath als etwas an und für sich ganz Gleichgültiges bezeichnet wird, und C. 58, 13., wo als das Wesen der Sabbathfeier erscheint, daß man ablasse von eigenem Thun, damit der Herr sein Werk in uns habe, und es wird sich zeigen, daß der Prophet hier sein Augenmerk nicht auf die äußere Einkleidung der ewigen Idee, sondern auf diese selbst gerichtet hat. Ob diese äußere Einkleidung auch unter dem N. B. noch fortbestehen werde, oder ob bloß die ewige Idee, darüber läßt sich aus dieser Stelle weder für noch wider entscheiden, grade so wie in Bezug auf Tempel und Opfer. Es kam dem Propheten für jetzt nicht darauf an, dies in's Licht zu stellen.

Das schwächste Argument ist wohl das, was aus Ps. 118, 24. „dies ist der Tag, den der Herr gemacht" entnommen wird. Hieraus soll hervorgehen, daß es unter dem Evangelium, oder nach der Auferstehung Christi noch einen Sabbath gab, und folglich, daß derselbe bis an's Ende der Welt fortbestehen muß (Dwight, p. 10.). Angenommen auch, was keineswegs zulässig ist, die eigentlich und nicht die typisch-messianische Deutung des Psalmes wäre die richtige, so kann doch der Tag kein anderer seyn, als der Tag der Errettung oder Auferstehung des Messias; von der Einsetzung einer fortdauernden Feier desselben ist mit keinem Worte die Rede, und wäre dies auch, was hat dieser Tag mit dem Sabbath zu thun?

Endlich beruft man sich noch auf Apok. 1, 10.: „ich war

im Geiste an des Herrn Tage." Allein der Schluß: es gab nach dieser Stelle unter dem N. B. einen Tag des Herrn; folglich muß der Alttestamentliche Sabbath auch unter dem N. B. fortdauern, ist ein sehr unglücklicher. Es müßte ja vorher erwiesen werden, daß dieser Tag des Herrn mit dem Sabbath identisch ist.

Schon in dieser Widerlegung der Gründe für die Fortdauer des Sabbath sind bedeutende Beweise gegen dieselbe enthalten, deren Gewicht wir durch die jetzt folgende Durchführung nur zu verstärken brauchen.

Hier tritt uns von vorn herein die große Inconsequenz der Vertheidiger des Sabbath entgegen. Sie selbst verletzen theilweise das Gebot, dessen ewige Gültigkeit sie doch behaupten, und legen dadurch ein thatsächliches Zeugniß für die Unwahrheit ihrer Behauptung ab.

Vor Allem fällt es auf, daß, wenn der Beweis für die Perpetuität des Sabbath triftig wäre, dann auch nicht der erste Wochentag, sondern der letzte gefeiert werden müsse. Man übersehe nicht, daß der Tag bei dem Sabbathsgesetze keineswegs gleichgültig ist. Weil Gott am siebenten Tage geruht hat, so soll, nicht etwa irgend ein Tag, sondern grade der siebente durch Ruhe gefeiert werden. Dieser siebente Tag ist es, und nur er, welcher von Gott gesegnet und dann geheiligt worden. Einen anderen Tag an seiner Statt feiern, heißt seine Feier ganz daran geben.

Unsere Gegner suchen hiegegen 1. nachzuweisen, daß der Sabbath oder die heilige Ruhe, und der Tag, an welchem sie gehalten wurde, schon unter dem A. B. unterschieden worden. Es heiße im Dekaloge ausdrücklich: Der Herr ruhte am siebenten Tage, und segnete (nicht den siebenten, sondern) den Sabbathtag und heiligte ihn. Der Segen also sey nicht an den Tag gebunden, sondern folge dem Sabbath, auf welchen Tag er auch verlegt werde. Allein, daß „der Sabbathtag" hier der siebente und kein anderer ist, nicht jeder Tag der Ruhe, erhellt theils aus der Vergleichung von Gen. 2, 3., wo es ausdrücklich heißt: „und da segnete Gott den siebenten Tag," theils aus dem Artikel, den Sabbathtag, den bestimmten, im vorhergehenden näher bezeichneten, theils auch aus dem darum. Die Verbindung: weil Gott am siebenten Tage ruhte, segnete er den Sabbath, ist nur begreiflich, wenn Sabbath und siebenter Tag identisch sind.

Die Gegner sehen wohl ein, daß mit dieser unhaltbaren Behauptung, auch die Richtigkeit derselben vorausgesetzt, die Sache noch nicht abgemacht ist. Denn dürfte man auf diese Weise nach eigenem Gutdünken irgend einen Theil des Sabbathgesetzes als aufgehoben betrachten, so sieht man nicht ein, wie dies nicht auch bei anderen freistehen sollte. Ein Gesetz aber bleibt nicht Gesetz, sobald die Kritik dabei freien Spielraum behält. Sie behaupten daher 2. der siebente Tag müsse allerdings beibehalten werden, wenn sich nicht eine ausdrückliche Erklärung derselben Auctorität, welche den Sabbath angeordnet, nachweisen lasse, daß der Sabbath vom siebenten Tage auf den ersten verlegt werden solle. Für diese Verlegung führt man nun folgende Gründe an: 1. Die Natur der Sache selbst mache es von vorn herein wahrscheinlich, daß der Sabbath unter dem N. B. an einem anderen Tage zu feiern sey wie unter dem A. Die Wohlthaten Gottes, zu deren Gedächtniß unter dem A. B. der siebente Tag gefeiert wurde, die Schöpfung und die Befreiung aus Aegypten seyen unendlich geringer wie die Erlösung durch Christum. Mit dem Eintreten dieser also sey die Feier

des ersteren nicht mehr an ihrer Stelle. Allein dieser Grund beweist nicht für die Aenderung des Tages, sondern für die Abschaffung des Sabbaths selbst. Stehen Schöpfung und Befreiung aus Aegypten zu der Gemeinde des N. B. nicht mehr in demselben Verhältniß wie zu der Gemeinde des A. B., so schwindet ja auch für die erstere der Grund, welcher die Segnung und Heiligung des Sabbath von Seiten Gottes hervorrief; eben so schwindet wenigstens der eine Hauptgrund für die vollkommene Ruhe am Sabbath, die symbolische Darstellung der Ruhe Gottes nach vollendeter Weltschöpfung. Behauptet man demohnerachtet, daß der Sabbath unter dem N. B. noch fortbestehe, so erlaubt man sich willkührlich von den Merkmalen, welche unter dem A. B. den Begriff des Sabbath bildeten, einen Theil hinwegzunehmen, und andere neue hinzuzusetzen. Unter dem A. B. war dies nicht erlaubt; das Sabbathsgesetz muß also nothwendig zu dem Neuen Bunde in einem neuen Verhältnisse stehen; es muß als äußerer unbedingten Gehorsam fordernder Buchstabe abgeschafft seyn. 2. Es sey ausdrücklich durch den Propheten Jesaias vorherverkündigt, C. 65, 17. 18., daß das Werk der Erlösung mehr gefeiert werden solle, als das Werk der Schöpfung. Die Antwort ist hier dieselbe, wie auf den vorigen Grund. 3. Der 118te Psalm enthalte eine direkte Vorherverkündung, daß der Tag von Christi Auferstehung der Tag seyn werde, an welchem der Sabbath unter dem Evangelium gehalten werden sollte. „Dies ist der Tag, den Gott gemacht." Wir haben schon früher bemerkt, daß hier gar nicht von einem Tage beständiger Feier die Rede ist. Wäre dies aber auch, woher will man erweisen, daß dieser Tag der Sabbath sey? Wäre diese Auslegung der Stelle die richtige, und eben so die Ansicht von der Fortdauer des Sabbath, so würde man weit natürlicher schließen, daß nach der Sitte der alten Kirche beide Tage zu feiern seyen, der Sabbath und der Sonntag. Woher will man wohl die Voraussetzung begründen, daß es nur einen Tag der Feier in der Woche geben könne? 4. Die Apostel haben durch ihr Beispiel uns gelehrt, daß der Tag von Christi Auferstehung der christliche Sabbath seyn sollte. Hier werden die bekannten, später zu erläuternden Stellen 1 Cor. 16, 2., Apg. 20, 7., Apok. 1, 10. angeführt. Aber in diesen allen ist von einer Verlegung des Sabbath auf den Sonntag gar nicht die Rede, eben so wenig von einer Feier des Sonntag nach Weise des jüdischen Sabbath durch gänzliche Enthaltung von aller Arbeit, nicht einmal von einer apostolischen Einsetzung der Sonntagsfeier. Es erhellt aus ihnen nur das, daß schon in der apostolischen Zeit sich die Sitte gebildet, das Gedächtniß der Auferstehung Christi an ihrem Tage durch gottesdienstliche Uebungen zu feiern. Warum sollte daneben nicht der Sabbath haben beibehalten werden können? 5. Die Verlegung des Sabbath auf den Sonntag erhelle aus der großen Thatsache, daß Gott auf die Feier dieses christlichen Sabbath einen so großen Segen gelegt. Die Thatsache wollen wir nicht läugnen, aber ihre Beweiskraft beruht nur auf der falschen Voraussetzung, daß die Gemeinde des N. B. sich noch in Alttestamentlicher Unmündigkeit befinde, daß jede Anordnung, die sie ohne unmittelbar göttlichen Befehl treffe, unter dem Fluche stehe. Auch dies angenommen aber würde daraus nur folgen, daß der christliche Sonntag unmittelbar göttlicher Anordnung sey, über sein Verhältniß zum Sabbath ließe sich daraus nichts entscheiden.

Jeder möge nun selbst entscheiden, ob unsere Gegner leisten können, was sie doch selbst sich verpflichtet bekennen zu leisten, ob es ihnen irgend gelungen ist, die Verlegung des Sabbath

auf den ersten Wochentag durch ein ausdrückliches göttliches Zeugniß zu rechtfertigen. Zeigt es sich nun aber, daß sie in diesem Punkte nicht dem Alttestamentlichen Gebote, sondern der eigenen Einsicht gefolgt sind, wie können sie ferner im Uebrigen seine gesetzlich verpflichtende Kraft behaupten?

Doch die Inconsequenz der Gegner zeigt sich auch noch in anderer Beziehung. Wir wollen hier nicht geltend machen, daß, da, wie wir früher gezeigt, die Scheidung des Dekaloges von der übrigen Gesetzgebung nur eine willkührliche ist, sie bei völliger Consequenz sich alles das aneignen müßten, was in derselben noch vom Sabbath vorkommt, auch was über die Art und Weise der Strafe der Sabbathsverletzung festgesetzt wird, eben so alle mit dem Sabbathsgebote auf's Engste zusammenhängenden Vorschriften über das Sabbaths- und Jubeljahr, auch insofern merkwürdig, als sie es deutlich zeigen, wie begründet unsere Annahme der symbolischen Bedeutung der vollkommenen Ruhe am Sabbath ist; ja daß sie zuletzt zur Haltung des ganzen Gesetzes zurückkehren, wieder vollkommene Juden werden müßten. Wir wollen vielmehr einmal jene Voraussetzung der Geschiedenheit des Dekalog von der übrigen Gesetzgebung gelten lassen. Es heißt in dem Sabbathsgebote: „nicht thun sollst du an ihm alles Werk, du und dein Sohn" u. s. w. Es fragt sich nun, was hier unter Werk zu verstehen sey. Spricht man auch den übrigen Mosaischen Stellen über die Sabbathsfeier gesetzliche Kraft ab, so muß man doch anerkennen, daß sie als der sicherste Commentar über das Gebot des Dekaloges zu betrachten sind. Vergleicht man nun diese anderen Stellen, so zeigt es sich, daß das Verbot alles Werkes in seiner strengsten Bedeutung zu nehmen ist, so strenge, daß selbst die eifrigsten Freunde des Sabbath ihm nicht nachkommen. So gehörte zu dem verbotenen Werke das Anzünden des Feuers und die Zubereitung des Essens am Sabbath; vgl. 2 Mos. 35, 3., wo dies specielle Verbot ausdrücklich als in dem allgemeinen alles Werkes schon enthalten bezeichnet wird. J. D. Michaelis, Mos. Recht IV. 195. schließt mit Recht hieraus auf die Beschränkung des Sabbathsgesetzes auf Israel. Im Orient, wo die Hauptmahlzeit Abends, die Speisebedürftigkeit bei Tage wegen der großen Hitze geringer, und überhaupt nicht so groß ist, wie unter unserem Klima, war diese Verordnung wohl ausführbar, nicht so aber bei uns, wenigstens nicht ohne den Hauptzweck des Sonntags zu stören. — Zu dem verbotenen Werke gehörte auch alle Feldarbeit in der Saat- und Erndtezeit. Exod. 34, 21. Auch die strengsten christlichen Sabbathsverordnungen aber betrachten dies als ein Nothwerk. Auch hier zeigt sich die Bestimmung des Sabbathsgesetzes für Palästina, wo in der Erndtezeit beständiges Wetter ist. Grade so wie in der strengen Forderung solcher Leistungen, von denen sich auch die Vertheidiger der Fortdauer des Sabbath dispensiren, zeigt sich die speciell Alttestamentliche Bestimmung des Sabbathsgesetzes auch in seiner Laxität in Bezug auf Anderes, was jeder Ernstgesinnte als der Feier des Gott geweihten Tages unter dem N. B. höchst zuwider, weit

mehr wie auch die grobe Arbeit halten wird. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß fleischliche Belustigungen der Idee eines solchen heiligen Tages weit mehr widersprechen, wie die Arbeit, und doch werden diese gar nicht ausdrücklich verboten, weder in dem Gebote selbst, noch in seinen zahlreichen Wiederholungen. Zwar Michaelis stellt die Sache auf die Spitze, wenn er behauptet: „Wenn mancher Israelit sich am Sabbath mit Tanzen vergnügt haben mag, so war dies nicht allein dem Mosaischen Rechte nicht zuwider, sondern eigentlich seinem Endzwecke gemäß." Es läßt sich zeigen, wenn man das Sabbathsgebot, wie wir später thun werden, auf seine Idee zurückführt, daß auf die sittliche Unerlaubtheit fleischlicher Vergnügungen daraus geschlossen werden kann; aber eben, daß die sittliche Verpflichtung zu ihrer Unterlassung nur erschlossen werden kann, und eine bürgerliche gar nicht statt fand, während die sittliche und bürgerliche Verpflichtung zur Arbeitslosigkeit in dem Gebote nachdrücklich eingeschärft und nachher beständig wiederholt wird, zeigt, daß unter dem A. B. zwischen beiden ein anderes Verhältniß bestand, wie es unter dem N. B. statt finden soll.

Nun nehme man, um die Inconsequenz der Gegner in ihrem ganzen Umfange zu übersehen, noch hinzu, was schon oben in anderem Zusammenhange berührt worden, daß auch die göttlichen Gnadenwohlthaten, welche die Ursache der Einsetzung des Sabbath unter dem A. B. bildeten, unter dem N. B. nicht mehr diese Bedeutung behalten, daß die Wahrheiten, womit der Geist der Israeliten sich bei ihrer äußerlichen Ruhe beschäftigen sollte, von ganz anderer Art sind, als diejenigen, welche der Christ zum Gegenstande seiner Betrachtung machen soll — hier die Schöpfung und die Befreiung aus Aegypten, dort die Erlösung durch Christum. Zwar bemerkt man dagegen: „Der Sabbath ist noch ein Gedenktag der Schöpfung. Aber die Stiftung ist also erweitert, daß sie auch das Andenken der Erlösung feiert" (Dwight, p. 17.). Aber dies auch würde nur dann begründet seyn, wenn die Schöpfung noch immer die Hauptstelle einnähme; da dies aber nicht der Fall ist, da wie schon die Aenderung des Tages es dokumentirt, und wie jedes christliche Bewußtseyn es ausspricht, die Erlösung durch Christum den Mittelpunkt bildet, und die Schöpfung nur insofern noch in Betracht kommt, als sie mit ihr zusammenhängt, so zeigt es sich leicht, daß die Vertheidiger der Gültigkeit des Sabbathgebotes auch in dieser Beziehung mit einander in Widerspruch sind, daß sie consequenter Weise das Andenken an die Schöpfung wieder zum Mittelpunkte der Sabbathsfeier erheben müßten. — Dieselbe Inconsequenz zeigt sich endlich noch in der Ansicht von dem Zwecke der Sabbathsruhe. Diese betrachtet man nur als Mittel, zur Einkehr in Gott zu gelangen, während man consequenter Weise auch den anderen im A. T. so deutlich hervortretenden Hauptzweck, das Werk der Schöpfung zu symbolisiren und dadurch ein thatsächliches Bekenntniß des Glaubens an dieselbe abzulegen, fortbestehen lassen müßte.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 23. November. № 94.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

(Fortsetzung.)

Daß alle Stellen des N. T., welche die Abschaffung des Mosaischen Gesetzes lehren, auch die Abschaffung des Sabbath darthun, haben wir schon früher nachgewiesen, indem wir gezeigt haben, daß die Trennung zwischen Moral- und zwischen Ceremonialgesetz in dieser Beziehung eine willkührliche sey, und eben so die Behauptung, daß der Dekalog reines Moralgesetz enthalte. Wir haben aber eine doppelte Stelle des N. T., in welcher die Abschaffung des Sabbath noch ausdrücklich gelehrt wird. Die erste ist die Col. 2, 16.: „So lasset euch nun Niemand ein Gewissen machen über Speise, oder über Trank, oder über Feste oder Neumonde, oder Sabbathe; welches ist der Schatten der zukünftigen Dinge; der Körper selbst aber ist Christi." Hier muß vor Allem auffallen, daß das Sabbathsgesetz ganz und gar den Speisegesetzen und den Verordnungen über die anderen jüdischen Feste gleichgestellt wird. (Unter den Festen werden im N. T. immer die drei großen jährlichen Feste gemeint.) Diese Gleichstellung verträgt sich keineswegs mit der von uns bestrittenen Ansicht vom Sabbath. Denn daß die Speisegesetze und die Verordnungen wegen der Neumonde und Feste abgeschafft seyen, erkennt man selbst an. — Dann ist das aus der ganzen Darstellung in V. 8—15. einen Schluß ziehende also zu betrachten. Es zeigt, daß es ein Eingriff in die Rechte Christi, ein Zweifel an der Fülle seiner Gaben, an dem Reichthum seines Verdienstes ist, wenn man noch fortan diesen Dingen eine selbstständige religiöse Bedeutung beilegen, sie gleichsam, um Christo zu Hülfe zu kommen, aus dem A. T. herübernehmen will. — Endlich ist der Gegensatz des Schattens und des Körpers zu beachten. Das Gesetz verhält sich zu Christo wie der Schatten zum Körper. Es ist nur ein dunkles Abbild von ihm, eine dunkle Hinweisung auf ihn. Wer achtet noch wohl auf den Schatten, wenn der Körper selbst sichtbar ist? Ein solcher Schatten war nun auch der Sabbath. Die Heiligkeit und der Segen, die ihm ertheilt worden, bildeten, wie alle Alttestamentliche Heiligung und Segnung, z. B. die der Stiftshütte und des Tempels zu Jerusalem, die des Priesterthums, die Fülle der Heiligkeit und des Segens ab, die in Christo beruht, mit dem alle jene vorbildliche Heiligkeit und Segnung aufgehört hat. Glauben nun, daß man durch dasjenige, was eine solche früher besaß, noch nach Christi Erscheinung etwas erlangen könne, heißt das ganze Verhältniß Christi zur früheren Oekonomie verkennen. Es kann unter dem N. B. so wenig einen Sabbath im Alttestamentlichen Sinne geben — einen Tag, den Gott vor anderen sich geweiht und ihm einen besonderen Segen beigelegt hätte — wie einen Priesterstand, einen Tempel.

Wie entgeht man nun dieser so deutlichen Stelle? In den Unsch. Nachr. 1702. S. 786. wird in Bezug auf sie bemerkt: „Die Sabbather im Plural bezeichnet den ganzen periodum sabbathicum, oder die Woche. Nun soll freilich einen Christen wegen Entheiligung solches Periodi, und warum er den Sonntag anstatt des Sabbath feire, Niemand richten." Dwight behauptet, 1. durch „die Sabbathe" würden die gewöhnlichen Feste der Juden bezeichnet; 2. wolle man dies nicht zugestehen, so müsse man darunter den siebenten Tag, und nicht den christlichen Sabbath verstehen. Das Elende beider Ausflüchte liegt so am Tage, daß es kaum gezeigt zu werden braucht. Daß unter den Sabbathen die Sabbathe zu verstehen sind, erhellt aus dem durchgängigen Sprachgebrauche, so wie daraus, daß die Zusammenstellung des Sabbath mit Neumond und Festen zur Bezeichnung der sämmtlichen Feiertage im A. T. eine stehende ist; vgl. Neh. 10, 34., 1 Chron. 23, 31., 2 Chron. 2, 4., 31, 3. Daß beim Sabbath nur auf den Tag gesehen werde, nicht auf das Wesen, ist gegen den ganzen Zusammenhang. Denn bleibt das letztere, so sieht man gar nicht ein, wie die ganze vorhergehende Darstellung die Abschaffung des Sabbaths begründen soll. Grade das Wesen des Sabbaths trifft ja die ganze Argumentation.

Die zweite Stelle ist die Gal. 4, 9. 10.: „Nun aber, da ihr Gott erkannt habt, ja vielmehr von Gott erkannt seyd, wie wendet ihr euch denn nun wieder zu den schwachen und dürftigen Anfängen, welchen ihr von Neuem an dienen wollt? Ihr

beachtet Tage, und Monate und Feste und Jahre." Es gilt von dieser Stelle im Wesentlichen dasselbe, was von der früheren. Daß von den Tagen, deren Beobachtung (um sie nämlich von anderen zu unterscheiden, sie heiliger zu halten) verboten wird, der Sabbath nicht auszuschließen sey, daß man also die ihm unter dem A. B. zugetheilte Heiligkeit als geschwunden zu betrachten habe, zeigt die Vergleichung mit der Stelle des Briefes an die Colosser; daß man an den Sabbath vorzugsweise und wahrscheinlich ausschließlich zu denken habe, zeigt die Zusammenstellung mit den besonders genannten Neumonden und Festen, die wir schon als eine stehende kennen gelernt haben.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Schreiben an den Herrn Professor H. Ritter, in Beziehung auf dessen „Allgemeine Betrachtungen über den Begriff und Verlauf der christlichen Philosophie" in der Zeitschrift: Theologische Studien und Kritiken, Jahrg. 1833 Heft 2.

> Das Christenthum glaubt also nicht an Lehrmeinungen der Philosophie .... nicht an Bilder und Bilderdienst, nicht an Thier- und Thierdienst, nicht an symbolische Elemente und Losungszeichen ꝛc. Nein, das Christenthum weiß und kennt keine anderen Glaubensfesseln als das feste prophetische Wort in den allerältesten Urkunden des menschlichen Geschlechtes und in den heiligen Schriften des ächten Judenthums ohne samaritische Absonderung und apokryphische Mischnah ꝛc.
>
> Golgatha und Scheblimini.

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie haben in der oben genannten Zeitschrift einen Grund- und Umriß Ihrer Geschichte der Philosophie von dem Zeitabschnitte an, da selbige von dem Einflusse des Christenthums angeregt und durchdrungen ward, dem theologischen Forum vorgelegt. Sie wünschen und erwarten von den ausgezeichneten Gelehrten dieser Fakultät eine Begutachtung Ihrer Ideen und Ihrer Weise der Behandlung. Fast erröthe ich, indem ich die Feder führe, Antwort auf Ihre Vorfrage zu geben, wenn ich mir damit sagen muß, daß ich auf keines der Prädikate, die Sie denen im Vorwege beilegen, von welchen Sie Urtheil begehren, auch nur entfernten Anspruch machen kann. Und dennoch habe ich Ihnen Mancherlei zu sagen, fühle selbst eine Art von Verpflichtung zum Reden, da mich ein legitimer äußerlicher Beruf und innerlicher Geschmack an theologischen Untersuchungen, vielleicht auch eine legitime Befugniß mitzureden — was diese Zeilen bestätigen oder widerlegen müssen — fast, möcht ich sagen, nöthiget. Die Anonymität ist hier durchaus ebenfalls natürlich, da sie nicht gehoben würde, selbst wenn ich meinen Namen nennte; und, wie bekannt, ist in diesem Falle die Bescheidenheit eben so ungewöhnlich als überflüssig. Doch genug der Einleitung und Captationen; wir haben Wichtigeres vor!

In der Geschichte der Menschheit herrscht ein Finger Gottes, und sie ist der Finger selbst. Wer es unternimmt, ihn dem Volke kennbar zu machen, thut wohl, von Zeit zu Zeit inne zu halten, und sich prüfend umzuschauen. Noch mehr muß dies

rathsam und selbst Pflicht seyn, wenn es sich von der Geschichte in der höchsten Potenz, von der des menschlichen Geistes, handelt. Trifft es sich nun, daß diese Geschichte grade in einen neuen Zeitraum höherer Evolution eingeht; daß sie eine Epoche berührt, da ein durchaus neues Element und Ferment, ein wahres Enhormoon und Sauerteig in die träge Masse zur neuen Gährung eingetragen wird; so wandelt der, welcher diesen neuen Finger Gottes wahrnimmt, und sieht, wie er vom Boden nach der Himmelshöhe hinaufdeutet, und diese Herrlichkeit dem Volke mittheilen will, mit noch größerer, freudigerer aber auch mit bebender Behutsamkeit, damit er nicht allein sich überzeuge, daß er jenen Finger Gottes auch recht erkenne, sondern ob auch diejenigen, denen er ihn bekannt machen will. Zu diesem Ende ist es für's Erste von höchster Wichtigkeit, recht anzufangen.

Recht anzufangen, wiederhole ich — denn aller Anfang ist schwer — sagt man — und dürfte man wohl hinzufügend verbessern, die Hauptsache. Das Erste ist es, um das es sich im Grunde hier wie dort, jetzt wie ehemals handelt. Das Erste, was jede Philosophie, die dogmatisirend verfuhr, suchte, haschte, in der Hand hielt, in der geschlossenen Hand umherzeigte, und, wie sie die Hand öffnete, nicht mehr hatte. Das Erste, der Anfang ist es, den Jacobi von seinen Philosophen herauspochte, und den er ihnen, als ein für sie Unmögliches, recht geflissentlich hervorhub. Es wäre demnach nicht unrichtig, wenn man anfinge mit dem Anfang; und darüber möge Folgendes als Erklärung dienen.

Das Erste, der Anfang, das ist die Schöpfung; das ist die Natur der Materie der Welt; und diese ist nicht zu construiren, lehrt die Kritik. Allein wir besitzen doch eine Lehre über die Schöpfung; demnach ist nur eins von Beiden möglich: entweder diese Lehre ist eine falsche Lehre, d. i., sie lehrt uns etwas, was sie nicht weiß, und dann ist sie Vernunftdogmatik; oder sie ist keine falsche Lehre, sondern eine Lehre, die das wahre Verhältniß der Welt uns mittheilt: dann ist sie Offenbarung, d. i. eine Lehre, von dem uns, Unwissenden (in diesem Betrachte), mitgetheilt, der allein davon wissen konnte und allein im Besitze dieses Ungewußten war; mitgetheilt, damit wir über dieses Verhältniß in's Klare kommen mögen.

Und das wäre der Mühe werth? Unser Wissen hier zu befriedigen, eine Offenbarung! — Und dennoch ist es nicht anders, und dies ist das erste neue Element, das mit dem Fermente des Christenthums in's Heidenthum eindringen sollte. Ich werde später Gelegenheit nehmen, etwas über den eigentlichen Inhalt und die Prägnanz dieser Lehre vom Ding — an — sich nach der ersten und letzten Offenbarung mitzutheilen.

Allein, habe ich auch eben eine Frage gethan, die ich, einem Philosophen gegenüber, besser für mich behalten hätte? Sie haben (p. 267.) vom Wesen der Materie nach den Philosophemen (und Theologumenen) des Heidenthums geredet, wie sie nach den Ersten und Tiefsinnigsten immer als ewiges Hemmungsmoment der Offenbarung (im Sinne: Verwirklichung) des Göttlichen in der Welt, dargestellt werde. Da steht denn der alte durchherrschende heidnische Grundsatz: aus Nichts wird Nichts, ex nihilo nihil, den Sie sehen, wohin Ihr Auge sich wenden mag; von dem die Physiologen, die Eleaten, die Spiritualisten und Formalisten, die Atomistiker und Mathematiker, von dem mit Einem Worte die ganze Herrlichkeit der antiken Weisheit voll und gesättigt ist (Arist. φυσικῆς ἀκροάσεως, ἢ περὶ ἀρχῶν c. VIII. etc.). Diesem heidnisch-philosophi-

schen: ex nihilo nihil tritt nun schnurgrade entgegen das offenbarungsmäßige: aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen, ex nihilo omnia sunt creata, als neues Element.

Dies hervorzuheben ist schon darum wichtig, weil es einen der schroffsten Gegensätze bildet, der nur zu denken möglich ist; und schon deshalb von hohem Werthe, weil die Rede ist von einem neuen Denkelemente, das einzudringen, und, nicht sowohl dazu bestimmt ist, eine schon bestehende Anschauungsweise in einen höheren Schwung zu versetzen, sie zu veredlen, zu verbessern; sondern vielmehr, sie gradezu umzukehren. Das ist die Kraft und das Wesen der Offenbarung — heißt es ja — daß sie den Menschen umwandelt in seiner ganzen Denk- und Empfindungsweise. Auch ist es eingedrungen, das neue Wort, allein die tauben Ohren haben es nur halb, oder gar nicht verstanden. Weshalb nicht verstanden? Weil man sich immer ein frevelhaftes Spiel und eine tödtende Spiegelfechterei mit dem Worte: Offenbarung erlaubt hat. Man hat ihm die dialektische Wachsnase so lange gedreht, bis am Ende der Wechselbalg jedes Nationalismus (ich spreche hier von dem verrätherischen des symbolisch-dogmatischen Heidenthums und Neoplatonismi der alten und heutigen Zeit) hinein gepaßt hat. In diesem Falle kann aber Offenbarung nicht seyn und bedeuten ein Sichtbarwerden des Unsichtbaren, ein Erscheinen in der Sinnenwelt aus der Geisterwelt; nicht seyn und bedeuten: ein Mittheilen von Vernunftprincipien und Thatsachen des Bewußtseyns in der Xten Potenz: sondern Offenbarung ist und bedeutet: die Mittheilung einer uns bis dahin unbekannten, und durch kein Nachdenken allein erkennbaren Thatsache. Also hat es der tiefschauende Heide, Galen, richtig erkannt, und hat diesen schroffen Gegensatz zwischen Platon und Moseh, wie er sich ausdrückt, richtig aufgefaßt (cf. Gal. de usu partium, λ'. c. ιδ'): καὶ τοῦτ' ἔστιν, καθ' ὃ τῆς Μωσέως δόξης, ἡ δ' ἡμετέρα καὶ Πλάτωνος, καὶ ἡ τῶν ἄλλων, τῶν παρ' Ἕλλησιν ὀρθῶς μεταχειρισαμένων τοὺς περὶ φύσεως λόγους διαφέρει. τῷ μὲν γὰρ ἀρκεῖ τὸ βουληθῆναι κοσμῆσαι τὸν θεὸν τὴν ὕλην, ἡ δ' εὐθὺς κεκόσμηται. *) κάντα γὰρ εἶναι τῷ Θεῷ δυνατὰ νομίζει . . . . Ἡμεῖς δ' οὐχ οὕτως γινώσκομεν· ἀλλὰ εἶναί γάρ τινα λέγομεν ἀδύνατα φύσει καὶ τούτοις μηδ' ἐπιχειρεῖν ὅλως τὸν Θεόν· ἀλλ' ἐκ τῶν δυνατῶν γενέσθαι τὸ βέλτιον αἱρεῖσθαι. **)

Nach der Denkweise des Heidenthums war die Macht des Weltgeistes gehemmt durch, oder vielmehr gebunden an die ewige Materie. Deshalb hatten die Physiologen vollkommen Recht, wenn sie Gott die Schwerkraft nannten. Es war in der Wirklichkeit einerlei gesagt, ob Schwerkraft, oder das Princip des Ordners im Chaos; man dachte eins und dasselbe.

Nunmehr ist das erste Dogma der Offenbarung mitgetheilt, das von der Schöpfung der Welt aus dem Nichts. — Sollte es nun noch nöthig seyn, daß ich auch das nächste namhaft mache, das doch offenbar darin liegt, und mitgegeben ist? das doch der Heide Galen so wohl erkannt und benannt hat, das: ἀρκεῖ τὸ βουληθῆναι, es reicht das Wollen hin?

Es ist aus der Geschichte der Philosophie nicht unbekannt, und Sie selbst haben es ja so eindringlich ausgesprochen, daß dem Heidenthum die Gottheit eine durch die Materie (ὕλη) beschränkte Geisteskraft war. Bekannt ist, wie die Philosophie von je und je, auch heute noch sich abgearbeitet hat an dem gemeinsamen Standpunkt des Physischen und Ethischen. Ihnen sind diese Bestrebungen bekannter als mir. — Was war der Erfolg? Das Erste, der Anfang, war nicht zu begreifen, nicht herzustellen. — Kein Geist ohne Materie, ohne Hemmung; keine Materie ohne Geist (mochte man sich dies nun denken als ein Ich = Mich, und die Materie verflüchtigen; oder als ein unzertrennbares In- und Durch-einander; oder pur atomistisch): so wurde doch immer die Willensfreiheit vernichtigt, d. h. die Schöpfung aus Nichts geläugnet. Der Gigant, der den zerschmetternden Brand in den unheiligen Tempel der demonstrirten Welt und des demonstrirten Gottes warf, hat ganz gewiß beide Elemente deshalb getrennt, das Physische vom Ethischen, und ist leider in die heidnische Ananke (Nothwendigkeit) zurück verfallen, weil er die Offenbarung nicht kannte, wenigstens nur um ein Geringes besser, als Galen, indem er zwar lehrte, daß dennoch die Mosaische Schöpfungslehre die einzige sey, die vor der menschlichen Vernunft gerechtfertigt werden könnte, aber nicht das zweite ethische Element darin entdeckte.

Ein Anfang ist gemacht, so lehrt die Offenbarung; und dieser Anfang konnte natürlich auch unterbleiben; Gott hat es gewollt, daß ein Anfang entstehe. Er hat allererst eine Materie gemacht, unbeschränkt und unbeengt. Freiheit des Geistes ist das zweite Dogma der Offenbarung und in eben so schnurgradem Widerspruche mit dem Heidenthume und seiner ewigen prima materia, wie mit seiner eisernen Ananke

meinem Herrn und deinem

Prometheus.

Ist es nun wahr, daß eine Offenbarung vorhanden ist. — Ist es nun ferner wahr, daß diese Offenbarung Dinge lehrt, die dem Heidenthume und den Philosophen bis heute nicht allein unbekannt, sondern völlig ihren Lehren widersprechend sind. — Ist es endlich drittens wahr, daß diese Lehren der Offenbarung dennoch die einzigen sind, die unserer Erkenntniß zusagen (man nennt es wohl der Kritik), weil ohne diese Auskunft der Offenbarung 1. kein Anfang, also keine Zeit und in ihr keine Werdung oder Schöpfung denkbar ist, mithin die ganze Welt vor uns vergeht, 2. auch kein Gott existirt; weil ein nothwendiger, mathematischer Gott einen größeren Widerspruch includirt, als ein viereckiger Cirkel (die Quadratur ist nicht allein gesucht, sondern man hat sich eines Polyangels zur Aushülfe in der Meßkunst bedienen müssen). Dies ist aber, denke ich, zu beweisen, oder ist schon längst bewiesen.

Was möchte nun wohl das neue Ferment im Heidenthum bedeuten? Heißt es nicht: den alten Menschen ausziehen — eine völlige Umwandlung in ihm, eine Wiedergeburt erzeugen? Heißt es nicht: Er hat euch befreiet? Befreiet, wovon? Von dem Bewußtseyn und der Lehre, daß ihr Maschinen seyd, und von der Sklaverei der Nothwendigkeit hat er euch gerettet. Er hat euch von eurer geistigen Würde unterrichtet, und euch

*) Den Gedanken einer Schöpfung aus Nichts konnte er nicht fassen; er hatte vielleicht keinen Ausdruck, der diese That völlig aussprach.

**) „Und dies ist es, worin von der Ansicht des Moses die unsrige und die des Plato, und der übrigen, die bei den Griechen mit Glück die Untersuchungen über die Natur betrieben haben, sich unterscheidet. Denn ihm reicht es hin, daß Gott die Materie ausbilden gewollt habe, so ist sie sogleich ausgebildet. Denn er meint, Alles sey Gott möglich. Wir aber denken nicht also. Sondern wir sagen, es gebe gewisse von Natur unmögliche Dinge, und an diese lege Gott gar nicht erst Hand an, sondern er erwähle nur, daß von den möglichen Dingen das Bessere geschehe."

sich als Schöpfer und als Richter (wegen der Freiheit) offenbart. Eure ganze Denkweise, euer ganzer innerer Mensch soll neu geboren werden im Erkennen und im Wollen zugleich!

Ich hätte Ihnen, verehrter Herr Professor, beinahe Alles gesagt, wenigstens das Hauptsächlichste, was ich für den vorliegenden Zweck wichtig und versäumt erachte. Versäumt, weil nicht derjenige Werth auf dasselbe, als Hauptmoment, gelegt worden, den es als solches heischt. Sie werden mir es nicht übel deuten, daß ich so gradezu mich ausspreche. Ihr Charakter, als treuer Geschichtsforscher, und der Gegenstand selbst, fordern es also; und noch mehr, wenn der Charakter des Schriftstellers Einer ist mit dem des Menschen, Ihre, von mir, dem Unbekannten, wahrhaft hochgeehrte Person; denn lassen Sie mich es Ihnen sagen, daß ich mit dieser Richtung der Forschungen durchaus harmonire; daß das erste Motiv meiner Bekanntschaft mit Ihren Untersuchungen über die Pythagoräer jene tadelnde Recension war, die in der Isis darüber enthalten ist. Diese Recension gab mir ein günstiges Vorgefühl, und das hat mich denn auch nicht falsch geführt. In der Qualität eines Forschers, der die Wahrheit sucht, nicht macht, sind Sie mir ehrwürdig, und als solcher nehmen Sie diese Zeilen auf. — Ich möchte Ihnen noch die Ursache, wodurch es geschehen ist, und wohl noch öfter und vielleicht lange noch geschehen wird, daß man in der Geschichte der Philosophie, da, wo diese mit der Religion zusammenstößt, Mißgriffe der bedenklichsten Art macht, andeuten. Es geschieht einzig und allein durch Schwankungen in dem Begriffe Offenbarung. Der Sinn, in welchem es von göttlichen Dingen genommen wird, ist der oben bestimmte (ich rede vom eigentlich Göttlichen — Gott und Freiheit). Nun aber sehen Sie sich um, und schlagen Sie in den neueren Dogmatiken auf, welche und wo Sie wollen, und fragen sich, wie hat man diesen Begriff denn genommen? Um dem herben Geständnisse zu entschlüpfen, entweder: es gibt keine Offenbarung; oder: es gibt keine aprioriſche Vernunfterkenntniß von Gott und Welt, hat man des Wortes Offenbarung geschont, aber den klaren und einfachen Sinn herausgedeutelt, und daher das verschobene und verschrobene Verhältniß, in welches die Philosophie zur Offenbarung, das Heidenthum zum Christenthum, gestellt wird. Es ergab sich von selbst, daß man in dieser Richtung vor Allem darauf hinarbeitete, das Christenthum nicht aus dem Judenthume, sondern lieber aus dem Heidenthume abzuleiten; dies geschah nicht allein durch die heutigen Symboliker, sondern Theologen aller Farbe, und die ersten gingen denselben Weg des Verderbens und der alten Geisteſknechtschaft. Als Vorkämpfer haben Sie die Schleiermacherſche Dogmatik zu betrachten, und es hat sich die Welle, die dieser scharfdenkende Geist in der Theologie aufregte, noch in den fernsten ihrer Kreise concentrisch mit der ersten erwiesen. Und sind nicht auch Sie von dieser Ansicht beherrscht? — Wir werden, wenn Sie noch einige Zeit Ihre Aufmerksamkeit mir zuwenden mögen, noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen. Ich muß für's Erste zu dem zweiten Punkte übergehen, zu welchem diese durchweg schiefe Stellung der Offenbarung zur Philosophie führt, ich meine den, daß man die Offenbarung nicht als Lehre, als ein Wissen, sondern nur als fromme Erregung, als Steigerung des Gefühls gelten lassen will. Die Offenbarung des Alten Bundes heißt aber ausdrücklich Lehre (תּוֹרָה), und wäre es, hieße sie auch nicht so. In was aber diese Lehre besteht, und in welchen Punkten sie sich von der Lehre des, der sie als Lehre nicht gelten lassen will, unterscheidet, ist schon oben für den Verständigen hinreichend angedeutet worden. — Die Offenbarung hat mit der Philosophie einerlei Gegenstände: Gott, Welt, den Zusammenhang zwischen beiden, und was aus diesen heilig großen Elementen emanirt. Eine bloße fromme Erregung; eine Sache des Gefühls; des unmittelbaren, solchen oder solchen Bewußtseyns, mit Ausschluß des Erkennens: das hat die Offenbarung, in natürlichem Wortsinne, nicht zum Gegenstande; diese frommen Erregungen sind aber eben so gewisse Resultate und Correlate der Lehre, daß es Gott gibt, daß es Freiheit gibt, daß es eine wirkliche Materie (Gottes Werk) gibt: als sie unsichere und falsche, oder wenigstens erzwungene und erschlichene Resultate des absoluten Abhängigkeitsgefühls, und aller dialektischer Schlechtsinnigkeit und jedes metaphysischen Kriegskrams sind. Meine Ohren haben in allen diesen fabliaux nichts vernommen, wie den alten mystischen Sirenengesang, oder den der Sikelischen Muse, die den Alten mit der prosaischen Leier bekanntlich um den Aetna besonders unterm Pantoffel hatte. Denn: was die alten Vögelein sungen, das zwitschern die Jungen. Hieß das Alte aber so ausdrücklich, und war es in der Wirklichkeit so sehr Lehre: so heißt das Neue Testament eben so gut eine Botschaft, nicht ein schon im Bewußtseyn liegendes, sondern ein verkündetes Faktum.

Auf der Seite 256. stellen Sie einen Syllogismus gegen diese Behauptung auf und sagen also: „Etwas Anderes würde es seyn, wenn die Religion eine Lehre wäre, denn unter dieser Bedingung würden wir sagen müssen, entweder diese Lehre sey selbst Philosophie, d. h. freie aus der Vernunft geschöpfte Erkenntniß; oder sie sey nicht Philosophie, sondern irgend woher empfangene Annahme, und in beiden Fällen könnte die Philosophie nicht abhängig von der Religion seyn." — In Ernst gesprochen: Kennen Sie eine oder die andere „freie aus der Vernunft selbst geschöpfte Erkenntniß," ich will nicht sagen von Gott, von der Welt, von dem Organismus, sondern von den bloßen Kräften der Materie, oder sind nicht vielmehr die gewöhnlichsten und alltäglichen Erscheinungen und Thatsachen in einem diametralen Widerspruche mit den „freien aus der Vernunft geschöpften Erkenntnissen?" Nehmen Sie einmal die Luft an! Ist sie nicht elastisch-comprimibel, und nimmt nicht dasselbe Quantum bald einen größeren, bald einen kleineren Raum ein? Raum und Raumerfüllendes (Materie) befindet sich in gleichem Widerspruch, wie Innerliches und Aeußerliches.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 27. November. № 95.

Litterarische Anzeige.

Leben Joh. Wilh. Fletscher's, Pfarrers zu Madeley, nach der Bearbeitung von Benson. Aus dem Englischen. Mit einer Vorrede des Consistorialraths Dr. Tholuck. Mit dem Bildnisse Fletscher's in Steindruck. Berlin 1833, bei G. Eichler. 361 S. 8. Preis 1 Thlr.

Wir freuen uns, daß endlich diese schöne Lebensbeschreibung in's Deutsche übertragen ist, und der ehrwürdige Mann, den sie uns darstellt, nun allgemeiner unter uns bekannt werden wird. Schon früher ist zu Frankfurt a. M. eine Bearbeitung dieser Biographie nach Robert Cox erschienen; der Englische Verfasser derselben, ein Geistlicher der herrschenden Kirche, hatte aber aus dem Leben Fletscher's Alles weggelassen, was den Mitgliedern seiner Kirche unangenehm seyn konnte, und darum erscheint er in derselben in einer unvollkommneren Gestalt. Hoffentlich werden diejenigen, welche ihn auch in dieser liebgewonnen haben, um so begieriger geworden seyn, ihn genauer kennen zu lernen.

Joh. Wilh. de la Fléchère war aus einem angesehenen Geschlecht des Waadtlandes 1729 zu Nyon am Genfer See geboren. Ernst und Sinn für göttliche Dinge zeichneten ihn von Jugend an aus, und wie viele Männer, die später der Kirche ausgezeichnete Dienste leisten sollten, erfuhr er in seiner Jugend mehrere merkwürdige Bewahrungen vor einem fast unvermeidlich scheinenden Tode. Ein Gefühl von der Erhabenheit des geistlichen Berufs und seiner eigenen Untüchtigkeit hielt ihn ab, seine Studien für denselben fortzusetzen, und er trat in den Kriegsdienst, für welchen sich ihm glänzende Aussichten eröffnet hatten. Als er jedoch zu Lissabon eben Offizier in einem Schweizer Regimente geworden, ward der Friede geschlossen, und er fand nöthig, wenigstens vorläufig sich nach England zu begeben; hier trat er 1752 als Hauslehrer in den Dienst eines Gutsbesitzers, Thomas Hill, zu Tarn-Hall. Die Zeit, in welcher Fletscher (so nannte man ihn in England und so nannte er selbst sich später) in das Land seines nunmehrigen Aufenthalts kam, war jene merkwürdige große Erweckungszeit, die ihre mächtig segensreichen Folgen nicht nur über Großbritannien und Irland, sondern auch auf Nordamerika und, durch die Missionen, auf einen großen Theil der Erde ausgebreitet hat. Die beiden Brüder Wesley und Whitefield waren schon seit etwa zwölf Jahren herumgezogen an den Landstraßen und Zäunen, unter Bösen und Guten, und hatten die von den kalten kirchlichen Formalisten und Moralisten Verachteten, zum Theil auch wie Schafe ganz ohne Hirten Herumirrenden, mit mächtig weckender und lockender Stimme „genöthiget hereinzukommen." Die Wirkung ihrer Predigten näherte sich den Ausgießungen des heiligen Geistes im Zeitalter der Apostel; wie mit einem Schlage wurden oft Hunderte von Sündern zugleich aus dem Todesschlafe geweckt; „das Land war verheert, und nun ward es wie ein Lustgarten; wo es zuvor trocken gewesen, da standen Teiche, und wo es dürre gewesen, Brunnenquellen." Und das Wort, welches diese Wirkungen hervorbrachte, war kein anderes, als das alte, von der Rechtfertigung des Menschen aus Gnaden allein durch den Glauben, wie es Pauls verkündigt, wie die Reformatoren es aus dem Schutte wieder hervorgezogen hatten, das aber die „Männer vom breiten Wege" (Latitudinarier) in der Kirche sowohl als unter den Dissenters durch abstrakte Verstandesbeweise, durch todtes Moralisiren, durch falsche Klassicität in die alte Nacht wieder zu begraben gewußt hatten. Die ewig frischen und neuen Wirkungen dieses alten Wortes wurden aber bei dieser großen Erweckung sorgfältiger und treuer als früher bewahrt durch innigere Gemeinschaft unter denen, welche gläubig geworden waren; denn überall, wo die Methodisten predigten, bildeten sich jene kleinen Gesellschaften, welche, ohne von der Kirche sich zu trennen, unter einander in Reizen zur Liebe und guten Werken einander wahrnahmen, und sich Handreichung thaten zu allseitiger Förderung. Eine arme, alte Frau, welche so lieblich, als er es noch nie gehört hatte, von Christo sprach, machte Fletscher zuerst auf diese Leute aufmerksam; und als er deshalb hören mußte: „Unser Hauslehrer wird gewiß noch ein Methodist werden," und auf seine Frage, was das für Menschen seyen, die Methodisten? zur Ant-

wort erhielt: „Die nichts thun als beten, den ganzen Tag und die ganze Nacht," entschloß er sich, sie aufzusuchen. In der Bekanntschaft mit ihnen wurde er inne, daß sein äußerlich fleckenloser Wandel, seine gewissenhafte Pflichttreue ein ungebrochenes, stolzes Herz übertünchten, voller Todtengebeine der Hoffahrt und Selbstgefälligkeit, hoch vor Menschen geachtet, aber ein Gräuel vor Gott; und zu Anderer, wie zu seinem eigenen Erstaunen mußte der exemplarische, unsträfliche Mann von seiner falschen Höhe hinab, hinab in die Tiefe des Sündenschmerzes und der Geistesarmuth, und um Gnade betteln wie der Zöllner und der Schächer. Auf eine höchst lehrreiche und anziehend ausführliche Weise wird in dem vorliegenden Buche dieser innere Vorgang aus Fletscher's Tagebuche und den Erzählungen seiner Frau dargestellt.

Mit der eigenen Bekehrung erwachte der Wunsch, auch Anderen das Evangelium verkündigen zu können, um so stärker in ihm, als er ja früher zum geistlichen Stande sich bestimmt hatte. Er trat, seiner Verbindung mit den Methodisten ungeachtet, in den Dienst der Englischen Kirche, und wurde im März 1757 ordinirt. Aus der Zeit, die von da bis zu seinem Eintritt in das Pfarramt zu Madeley verfloß, theilt die Lebensbeschreibung uns einige seiner Briefe mit, die zu dem Schönsten gehören, was wir aus diesem Gebiet kennen; sie betreffen sowohl allgemeine Gegenstände der christlichen Erfahrung, die Buße, die Geistesarmuth, den Glauben, als auch die Stimmungen, in die er durch die ihm bevorstehende Uebernahme des heiligsten Amtes versetzt wurde. Schon um dieser herrlichen Briefe willen wünschten wir diesem Buche recht viele Leser.

Seit Fletscher in das Predigtamt eingetreten war, wußte er auf eine bewundernswürdige Weise ein tief innerliches Leben in der Gemeinschaft mit Christo zu vereinigen mit der größten Thätigkeit nach Außen. Alle Zeugnisse über seinen Herzenszustand, die seine nächsten Freunde übereinstimmend ablegen, zeigen ihn uns als einen Mann, der auf eine seltene Weise das Bild des Herrn an sich trug. Leider werden diese Darstellungen dadurch etwas getrübt, daß der Irrthum Wesley's und seiner Anhänger von einer dem Menschen in diesem Leben erreichbaren, ja nothwendigen „sündlosen Vollkommenheit" unvermerkt auf sie eingewirkt hat. Die sonst so überaus lehrreiche Lebensbeschreibung nimmt dadurch etwas Theil an den Mängeln katholischer Biographien, in welchen ihre Heiligen uns als fleckenlose Ideale sittlicher Vollkommenheit, mit einer gewissen Tendenz zur Menschenvergötterung, dargestellt werden. Je mehr man überzeugt ist, daß es wahr ist, was Melanchthon sagt, daß „auch die Heiligen noch das Ihre suchen, daß in ihnen noch Liebe zu diesem Leben, eigener Ehre, Sicherheit, Hab' und Gut ist" (worüber, recht charakteristisch, in des katholischen Dr. Möhler Symbolik S. 108. gespottet wird: „Wirklich ein wunderlicher Heiliger, der das Seine sucht und nicht Christi Ruhm!"): desto mehr verlangt uns danach, den Kampf von Licht und Finsterniß in den Gläubigen zu sehen, um nicht bei einem unfruchtbaren Anstaunen stehen zu bleiben, sondern von ihnen zu lernen, wie „eben dieselbigen Leiden über unsere Brüder in der Welt gehen," und sich an den Vorgängern auf derselben rauhen und schmalen Bahn zu stärken. Doch trifft Fletscher dieser Vorwurf nicht, sondern seine Englischen Biographen; bei jenem vermissen wir nie das demüthige, gebrochene Herz eines Sünders, der aber in Christi Kraft unablässig nach der Vollendung ringt.

Schwer ist es nun, von dem Leben Fletscher's zu Madeley und an anderen Orten einen Auszug mitzutheilen. Wir sehen ihn durch die interessanten Auszüge aus seinen Briefen und Tagebüchern lebendig vor uns, als den Freund der Armen, Wittwen und Waisen, als den, welchem Geben immer seliger war, als Nehmen, der Allen Alles wurde, um sie für Christum zu gewinnen; im muthigen Kampfe gegen den Weltsinn seiner Gemeinde, gegen den Papismus, der in dieselbe einreißen will, und besonders auch in Schriften thätig gegen den unter den Calvinistischen Methodisten einreißenden Antinomismus. Wir sehen ihn leidend oft fast erliegen unter den Schmerzen eines gebrechlichen Körpers. Auf interessante Weise wird seine Thätigkeit unterbrochen durch eine seiner Gesundheit nothwendige Reise in sein Vaterland und nach Italien; an vielen Orten, welche er nur flüchtig berührte, verbreitete er Segen, der zum Theil ihn weit überlebte. Noch wenige Jahre vor seinem Tode trat dieser außerordentliche Mann mit einer gleichfalls sehr seltenen Frau, Miß Bosanquet, in die Ehe. Merkwürdige Fügungen Gottes veranlaßten ihre Bekanntschaft und begleiteten sie bis zur Schließung ihrer Ehe; so besorglich die Mittheilung solcher eigenthümlicher Führungen Manchem scheinen könnte, so wichtig ist doch die Lehre, die daraus hervorgeht, wie bei einem so in der Gegenwart des Herrn geführten Wandel auch in äußeren Umständen seine unmittelbare Nähe seinen Lieblingen sich fühlbar kund geben kann. Ihre Verbindung diente ihnen nur dazu, sich gegenseitig für den Himmel vorzubereiten, und seine Wirksamkeit in der Gemeinde gesegneter zu machen. Er starb in der seligsten Hoffnung auf die Vereinigung mit dem Heilande am 14. August 1785.

Die Uebersetzung ist leicht und fließend, und hat den Vorzug vor dem Englischen Original, daß manche Längen desselben bedeutend abgekürzt sind.

Schreiben an den Herrn Professor H. Ritter, in Beziehung auf dessen „Allgemeine Betrachtungen über den Begriff und Verlauf der christlichen Philosophie" in der Zeitschrift: Theologische Studien und Kritiken, Jahrg. 1833 Heft 2.

(Schluß.)

Dieselbe Atmosphäre ist ferner begrenzt nach physikalischen Gesetzen; unbegrenzt nach den mathematischen einer unendlichen Reihe der Verdünnung. — Wer aber hat nun Recht? Ist ein Körperliches elastisch, oder nicht? nach der „freien aus der Vernunft geschöpften Erkenntniß" nicht; denn der aprioristische Raum ist bei aller seiner Nichtigkeit, was seinen Grund — Punkt, Linie, Fläche — betrifft, doch das compakteste und undurchdringlichste Ding. In's Unendliche theilbar, oder nicht? Ist die Luft endlich (wie die Materie überhaupt) oder unendlich (wie der mathematische Raum)? Gehen wir nun gar in's organische Reich über, so dürfen wir bloß auf alle die monströsen peccata minorum hinschauen, um uns eben sowohl von der Nichtigkeit einer „freien aus der Vernunft selbst geschöpften Erkenntniß" zu überzeugen. Allein wozu all der argumentorum ad hominem, da doch dem philosophischen Bewußtseyn sein Unmittelbares hinreicht. — Aber dieses unmittelbare Bewußtseyn hat

schon lange über sich den redlichen Spruch gefällt, daß in ihm weder Gott noch Welt, als Wissen, enthalten seyen, sondern grade das Gegentheil, die absolute Vernichtung beider; der Welt, weil sie nur den Raum in sich hat, und aus sich herausspinnt; und Gottes, weil sie nur die Nothwendigkeit in sich hat, und aus sich herausspinnt; ein solches Gespinne und Gespinnst hat selber der breitstirnige Hellene aus sich heraus in's Firmament hineingesponnen, mit jenen drei ewigen, eiskalten Jungfrauen mit Wocke, Haspel und Scheere, und das ist doch wohl der Triumph des Idealen. Sollen wir hier mit Gewalt ein religiöses Element erkennen? — Frage, Sehnsucht ist da; Antwort, Befriedigung ist nicht da! die ist uns erst später, und irgend wo anders offenbart, durch Umwandlung des alten Menschen, und durch die dargebrachte Freiheit. —

Und auf was endlich pocht denn unsere Philosophie? Etwa darauf, daß sie am Ende dahin gelangt ist, im Widerspruch das Leben und die Wahrheit zu finden und zu erkennen? Ich meine fast, das Resultat eines solchen Dogmatismus sähe noch um ein gutes Theil gespenstischer und widerwärtiger aus, als das offenbare Zugeständniß der Kritik. Was diese Unternehmungen nach Kant gewollt haben, ist doch immer nur, wie es Fichte ganz ausdrücklich sagt, ein ὕστερον πρότερον Kant's zu seyn; eine Deduktion dessen, was das: Ding-an-sich sey. Freilich! wäre das gelungen, was Fichte zum Schlusse seiner Wissenschaftslehre ausspricht: „Das Eigenthümliche der Wissenschaftslehre in Rücksicht der Theorie ist daher aufgestellt, und wir setzen unsere Leser vor jetzo grade bei demjenigen Punkte nieder, wo Kant ihn aufnimmt." Alles und Jedes aus dem Ich, = dem unmittelbaren Bewußtseyn! Er hat die reine Expansivthätigkeit des Ich durch tausend und aber tausend sich auseinander entwickelnde Widersprüche auf der 448sten und der letzten Seite endlich dahin gebracht, daß wir die Welt ansehen als das wahre Nichts, als das alte μὴ ὄν, als ein ausgeblasenes Weltei. Aber der Schein! Dieser bejammernswürdige Stein des Anstoßes (oder der Ecke?), die sogenannte Wirklichkeit? Nun! eine philosophische trockene Ascetik muß sich die harte Anmuthung stellen, die Welt zu opfern; eine Kleinigkeit, eine bloße Schemenbildung, die innerhalb eines Guckkastens, oder einer Camera obscura ohne Gegenstand, in unserem Innern, wegen der Unmöglichkeit der Endlosigkeit einer centrifugalen Richtung, vorüberzieht. Als ethisches Element hilft dann das summum bonum, oder vielmehr eine trotzige Menschennatur, die sich gegen die Unnatur der „freien aus unserer Vernunft geschöpften Erkenntniß" immerdar sträubt.

Bewährt es sich aber in der That, was Sie behaupten, „daß kein besonderes Element des Bewußtseyns das Christliche von dem Nichtchristlichen unterscheide," warum sagen wir nicht in einem schlechthinnigen Ausdruck: das Christenthum ist nichts, als ein wirkliches, nur potenzirtes Heidenthum? wie es die Symboliker gethan. Und damit wäre denn die Untersuchung über den Einfluß der Offenbarung auf die Philosophie so gut wie geschlossen, d. i., sie hätte durchaus keinen geübt, sondern stünde in schroffer Abgeschiedenheit, als überflüssiger Eingang, vorangedruckt, weil man nun einmal seit Jahrhunderten es so zu sehen gewöhnt sey. Mit dem „Hand" in „Hand" Gehen der Philosophie mit der Offenbarung hat es eine ganz eigene Bewandniß. Ich fürchte, sie vertragen sich auf die Länge nicht sonderlich mit einander, und es wird damit enden, daß plötzlich der Eine der beiden Wandelnden unter unseren Händen verschwindet, und daß entweder die Philosophie von der Offenbarung, oder diese von jener verschlungen werde.

Es wäre sonach zur Einleitung in die Epoche der Geschichte der Philosophie, in welche Sie einzugehen im Begriffe stehen, auf's Sorgfältigste danach zu suchen: ob es einen Unterschied zwischen dem neuen Elemente, das einzudringen strebt, und dem schon vorhandenen gibt, und wie dieser Unterschied zu begreifen sey? Zuvörderst müßte man sich über das Wort Offenbarung verständigen, so würde sich auch bald etwas Erhebliches von seinem Inhalte sagen lassen. Ein unseliges Durcheinanderwühlen der Begriffe ist hier verderblicher wie irgend wo.

Begreiflich mußte es in einer solchen Epoche geschehen, daß das neue eindringende Element, das ein schon vorhandenes, anders vorhandenes, oder vielmehr, vielartige herrschende Elemente, zu besiegen die Aufgabe hatte; daß dieses durchaus neue Element (ein wiedergebärendes, umwandelndes, befreiendes) sich mit jenem anderen mischte, und ursprünglich in dieser Mischung der Quantität nach als das geringste, der Wirkung nach als das schwächste erschien. Es war der Keimpunkt, der die harte Schale des Heidenthums zu durchdringen hatte, und zwar in der schwierigsten Richtung von Außen nach Innen, um sodann als innerlicher lebendiger Keim wieder von Innen nach Außen in der Zukunft, nach göttlicher Fügung und Verheißung, hervorzubrechen zu einem großen Lebensbaume. Ein anderes Verhältniß bei dieser ersten und anfänglichen Mischung ist eine resnctirende Vermischung, wo nicht eine vorläufige vollkommene Auflösung nach Art chemischer Verbindungen, und mit dem Resultate eines tertii, in dem die contradictorischen Eigenschaften beider, für eine Zeit, gegenseitig wie aufgegeben erscheinen. — Noch ferner erscheint ein sonderbares mediatisirendes und Uebergangs-Wesen obzuwalten zwischen dem eindringenden Neuen und dem vorhandenen Alten (der Offenbarung und dem Heidenthume), wie — um in dem Bilde der chemischen Attractions-Erscheinungen fortzufahren — zwischen zwei heterogenen Substanzen, dem Wasser und dem Oel, und zwar ein solches, das gegen beide besonders eine Wahlanziehung äußert (wie z. B. das Alkali); einige Bestimmungen des menschlichen, natürlichen Bewußtseyns, dessen Sehnsucht nichts ist, als ein großes Fragezeichen, dessen Bogen der Himmel und dessen Punkt die Erde ist. Noch ferner entwickelt sich aus allem diesen ein beherzigenswerthes Verhältniß, das eigentlich modificirend gegen die genannten eingreift (im Bilde der physischen oder chemischen Attractionskräfte) nämlich das Organisch-Lebendige, in seiner sublimsten Gestaltung des Seelenlebens. Dadurch geschieht es denn nun, daß ein scheinbar quantitativ und qualitativ geringes Moment, ein ächter Sauerteig, in der That die unerwartet höchsten Wirkungen hervorbringt. So soll es denn geschehen, und so wird es geschehen, daß das neu eingedrungene Element endlich, wie das Pfropfreis des zahmen Oelbaums auf dem wilden, diesen wilden (das Heidenthum) vollkommen verdrängen wird. Es wird geschehen, wie in der Läuterung der edlen Metalle; es geht eine Cupellirung und Sublimation im höheren Sinne vor sich, und das sublimirende ist zugleich selbst das edle Metall, wie auch zugleich das flüchtige Metall, das diese Mischung von dem Todtenkopf des Gesetzes (der Ananke) reinigt und losschält. — Und endlich ist ein ganz eigenes Verhältniß, als immerdare Hemmniß, noch hervorzuheben, und dies besteht darin, daß das Heidenthum (Mythus, Symbol, Theo-

Kosmogonie, Hierophantie, Geheimlehren ꝛc.) seinen steten Advokaten und Geleitsmann in der dogmatischen Philosophie im Rücken hat. Das Heidenthum ist dem natürlichen Menschen adäquat, weil es mit der Philosophie, der „freien, aus der Vernunft geschöpften Erkenntniß" ähnlich, gleich, ja, eins und dasselbe ist. Nun macht das neue eindringende Element die schwere Anmuthung an den natürlichen Menschen, in einen geistigen sich durch das Wort des Lebens umwandeln zu lassen. Das ist nicht so leicht, kann nicht, oder es wollte es denn der, der Alles kann, von dem Menschen so leicht und sobald bewirkt werden. Es hat sich durchzuarbeiten durch alle die möglichen Versuche, das Räthsel der göttlichen und weltlichen Dinge proprio marte zu lösen, bis es am Ende zu einer noch härteren Anmuthung, daß der Widerspruch die Wahrheit sey, hindurchgedrungen ist. Freilich, nachdem der Mensch diese Tortur und Selbstpeinigung des Fluches hindurchgegangen ist, dürfte ihm die viel leichtere Anmuthung der Schöpfungslehre nach der Weise der Offenbarung wohl verständlich erscheinen.

Meine Rede ist am Schlusse. Ich habe meine Gedanken auszudrücken versucht, so gut es mir hat gelingen wollen; wolle Gott, daß ich mich recht verständlich ausgedrückt habe. Denn ich begreife, wie wichtig das ist, um was es sich hier handelt, und wie es alle Bestrebungen, alle Radien des humanen Lebens in Einen Brennpunkt zusammen lenkt, und weiß, daß das Feuer auch verbrennen könne. Wolle Gott, daß aber ein solches flamme, wie es einst durch den Dornbusch loderte und nicht verzehrte. Sie aber ersuche ich besonders, dem Unbekannten nicht zu zürnen, wenn er etwas vorgebracht hätte, das nicht recht und nicht ziemlich wäre; er will gerne, im Bewußtseyn, ein gutes Wort zu seiner Zeit zum Heile der Menschheit freimüthig ausgesprochen zu haben, allen Nachtheil und selbst die Lächerlichkeit unberufener Einmischung über sich nehmen und ertragen.

Ankündigung eines Predigtbuches zum Besten der Gemeinde Wilhelmsdorf im Königreich Würtemberg.

Die Gemeinde Wilhelmsdorf in dem Würtembergischen Oberamte Ravensburg besteht seit mehreren Jahren aus fünf und vierzig Familien, ohne einen Geistlichen zu haben. Sie ist rings von Katholiken umgeben und die evangelischen Geistlichen, welche geneigt sind, die kirchlichen Verrichtungen in ihr zu versehen, sind zwölf bis vierzehn Stunden entfernt. Als Kolonie von Kornthal steht diese Brüdergemeinde außerhalb des Consistorialverbandes und erhält so von Seiten des Staats keine Unterstützung für kirchliche Zwecke; sie selbst aber ist zu arm, um auch nur die geringe Besoldung von 500 Fl. für einen Pfarrer auf sich nehmen zu können; nur 200 Fl. könnte sie jährlich geben. Die Gemeinde wurde nämlich seit dem Jahre 1824 gegründet auf einem großen Sumpflande, dessen Abtrocknung und Anbau so große Kosten verursachten, daß eine Schuld von 12000 Fl. auf der Gemeinde lastet, deren Glieder, größtentheils arm, sehr kärglich auf dem mageren Boden sich nähren. Das Bedürfniß eines Geistlichen ward schon lange schmerzlich gefühlt, um so mehr, da in neuerer Zeit eine Rettungsanstalt für arme verwahrloste Kinder und zwei Häuser zur Besserung entlassener Sträflinge in Wilhelmsdorf angelegt sind. Deshalb hat die Unmöglichkeit, eine Pfarrbesoldung vollständig aus den eigenen Mitteln der Gemeinde schöpfen zu können, die Freunde derselben dennoch nicht abgeschreckt, sich um Gründung einer Pfarrei in derselben zu bemühen, indem sie hofften, den 200 Fl., welche die Gemeinde selbst darbieten will, anderweitige 300 Fl. durch alljährlich zu sammelnde Beiträge beifügen zu können. Nun verlangte aber die Regierung, vermöge Dekrets vom 23. März 1833, eine Bürgschaft dafür, daß die Pfarrbesoldung alle Jahre hieher zusammengebracht werde, damit nicht der Pfarrer in Ermangelung von Beiträgen darben müsse, und vollzog die Bestätigung der auf den wackeren Candidaten Karl Mann aus Karlsruhe gefallenen Predigerwahl erst dann, als für die Zusammenbringung eines besonderen Fonds, der als Quelle einer ordentlichen Pfarrbesoldung dienen könnte, Bürgschaft geleistet worden war. Um nun diesen Zweck auch in ihrem Theile zu unterstützen, hat sich eine Gesellschaft Würtembergischer evangelischer Geistlichen vereinigt, zu Gründung eines Pfarrbesoldungs-Fonds für Wilhelmsdorf

eine Predigtsammlung über den zweiten Jahrgang der in Würtemberg eingeführten evangelischen Abschnitte

herauszugeben, deren Preis in keinem Falle über zwei Gulden betragen soll.

Die Predigten sollen alle wahrhaft evangelische Zeugnisse von Jesu Christo, dem gekreuzigten Sohne Gottes seyn, ohne dessen Gnade wir ewig verloren wären, durch dessen Blut wir allein versöhnt, durch dessen Geist allein wir neugeboren und geheiligt werden können. Dabei sollen die Meisten der Predigten sich so genau als möglich an den Text halten, und in einfacher herzlicher Sprache kräftige Mittel christlicher Belehrung und Erbauung seyn.

Der erste Theil der Sammlung erscheint wo möglich zu Anfang des nächsten Jahres; die Bezahlung geschieht bei Empfang des Buches; das eilfte Exemplar wird für die Sammler umsonst gegeben. Die Herausgabe besorgen die Unterzeichneten

Den 1. November 1833.

Pfarrer Burck in Thailfingen.
Diakonus Hofacker in Waiblingen.
Pfarrer Kapf in Kornthal.
Pfarrer Seeger in Strümpfelbach.

Bestellungen nimmt in Berlin die Oehmigkesche Buchhandlung an.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 30. November. № 96.

Ein Wort über Predigerzusammenkünfte.

Vor zwei Jahren theilte die Ev. K. Z. eine Schilderung des religiösen und kirchlichen Zustandes von Deutschland durch den Amerikaner Herrn Robinson mit, in welcher unter andern auch der Zug vorkam, daß Predigerzusammenkünfte zu gegenseitiger Förderung in der christlichen Erkenntniß und zu gemeinschaftlicher Besprechung von Amtsangelegenheiten in Deutschland so gut wie unbekannt seyen; wenigstens seyen dem Referenten während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Norddeutschland keine solche bekannt geworden. Diese Schilderung war nun damals schon unrichtig, und beruhte auf Mangel an gründlicher Nachforschung; noch mehr würde sie es aber, Gott sey Dank, jetzt seyn; denn seit den letzten vier Jahren grade hat die Zahl solcher Zusammenkünfte sich bedeutend vermehrt, und die schon vorhandenen sind immer fruchtbarer ausgebildet und zahlreicher besucht worden. Unter den uns näher liegenden Preußischen Provinzen gibt es wenigstens keine, in welcher es nicht eine oder mehrere, größere oder kleinere solcher Zusammenkünfte gäbe, die alle, wie der Schreiber dieses Aufsatzes theils aus eigener Anschauung, theils aus genauer Bekanntschaft mit mehreren ihrer Mitglieder versichern kann, in einem schönen Aufblühen sich befinden, und keineswegs Zerstörung durch den ersten Windstoß von Außen fürchten lassen.

Nichts desto weniger haben an einigen Orten sich Bedenken darüber erhoben, ob und inwiefern man solche Zusammenkünfte als kirchlich erlaubt ansehen dürfe? Womit denn die Fragen auf's Engste zusammenhangen: Hat man dieselben als geboten in dem göttlichen Worte anzusehen? Mit was für Geistlichen soll man sich zu einer solchen Zusammenkunft vereinigen? Indem wir hier vornehmlich diese Fragen, als eigentliche Zeitfragen, zu beantworten suchen, werden wir uns von da aus zugleich über die passendsten Gegenstände der Berathung und die Einrichtung derselben verbreiten.

Die Frage, von der wir zunächst handeln, kündigt sich sogleich an als eine, die in einer zerrissenen, zerfallenen Kirche aufgeworfen wird, in welcher man vor Spaltungen und Partheiungen ängstlich besorgt ist. In einer in sich einigen und zugleich lebendigen Kirchengemeinschaft werden sich von selbst, wie in jedem gesunden Organismus, die Glieder Handreichung thun zu des Leibes Besserung, grade wie in einer solchen die elenden, kleinlichen Besorgnisse, ob religiöse Privatversammlungen zum Separatismus führen möchten, meistens von selbst wegfallen. Die erste Gemeinde zu Jerusalem blieb nicht nur „in der Apostel Lehre," sie blieb auch in der „Gemeinschaft," und es versammelten sich in des Herrn Namen eben sowohl zwei oder drei, um seiner gnadenreichen Verheißung, mitten unter den Seinigen zu seyn, selig inne zu werden, als die ganze Menge der dreitausend; die Lehre, daß es außer der kirchlichen keine andere gemeinschaftliche Andacht geben dürfe, als die Hausandacht, würde jener Gemeinde eben so unverständlich gewesen seyn, als heut zu Tage der presbyterianischen General-Synode in Nordamerika, die in der Uebersicht des inneren Zustandes ihrer Gemeinden es immer als ein unvortheilhaftes Zeichen für das christliche Leben in denselben ansieht, wenn es keine außerkirchliche, aus freiem Triebe der Einzelnen entstandene Betstunden (prayer-meetings) darin gibt. — Hieraus ergibt sich nun aber auch, daß die Beantwortung unserer Frage abhängt von der richtigen Auffassung des Verhältnisses der brüderlichen Gemeinschaft der Glieder Christi zu der Kirche, in welcher sie leben.

Die christliche Kirche wird in ihrem innersten Wesen verkannt, eben sowohl, wenn man mit den Spiritualisten unserer Zeit sie als eine rein unsichtbare, als auch, wenn man mit fleischlich gesinnten Papisten sie als eine rein sichtbare auffaßt. Aber auch die treffen die Wahrheit nicht, welche sie zerspalten, und neben einander eine unsichtbare und eine sichtbare Gemeinde, jede mit einem besonderen Princip, und von der anderen durch eine ewig unausfüllbare Kluft geschieden, sich denken. Wie wäre es möglich, daß der Leib des Herrn mit den von ihm beseelten und beherrschten Gliedern, welche Schmerz und Freude theilen und sich gegenseitig helfen und fördern sollen, etwas Unsichtbares seyn und bleiben könnte? „Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen seyn; auch zündet man nicht ein Licht an, und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf den

Leuchter, so leuchtet es Allen im Hause." Die Gemeinschaft, welche sich in der Gliederung der kirchlichen Gemeinden, in ihren Gottesdiensten und gemeinsamen Verhandlungen, wenn es auch über die äußerlichsten Vermögensangelegenheiten wäre, offenbart, ist, wenn auch in den Aeußerungen noch so weit verschieden, doch wesentlich dieselbe mit der Gemeinschaft, wenn zwei unter den Jüngern Christi eins werden, daß sie etwas erbitten wollen von dem Vater im Himmel. Denn wenn es auch zu jenen ganz äußerlichen Verhandlungen scheinbar gar keiner Leitung durch den heiligen Geist mehr bedarf, so beruht doch das Zusammenhalten des ganzen Leibes, in welchem auch sie ihre Nothwendigkeit haben, auf der Einwohnung des Geistes. Die mechanischen Bewegungen des Magens, wenn er die Speisen aufnimmt und zersetzt, sind unedlere, aber doch eben so nothwendige Lebensäußerungen des irdischen Menschen, als der seelenvolle Blick des Auges und das geistausströmende Wort des Mundes. Und auch die enge Verbindung, ja Vermischung mit dem Politischen hat jene kirchlichen Verhältnisse ihres Wesens nicht beraubt: denn auch sie beruht in ihrem tiefsten Grunde nicht auf Menschenwillkühr, sondern auf der in den Krankheitszuständen der Menschheit nothwendigen Vereinigung von Gesetz und Evangelium, die sich in der Gemeinschaft der Menschen unter einander als eine Vereinigung des Gesetzes- und Gnadenreiches offenbart.

Es folgt nun hieraus, daß die von dem Herrn gebotene Gemeinschaft seiner Glieder unter einander etwas wesentlich *Kirchliches* ist, eben so sehr, als es eine kirchliche Handlung ist, wenn der Superintendent die Kirchenrechnungen durchsieht; d. h. die brüderliche Gemeinschaft gehört ganz eigentlich in das Gebiet der erscheinenden und auf Erden streitenden Gemeinde des Herrn, und nicht in das utopische der fälschlich so genannten unsichtbaren Kirche, wie ja überhaupt eine rein unsichtbare Gemeinschaft unter Menschen ein Unding ist. Nur freilich in der inneren Dignität ist ein bedeutender Unterschied zwischen der „Predigt des Wortes" und dem „zu Tische dienen" (Apg. 6, 2.). Aber „wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch?" — Es folgt ferner daraus, daß jene hochheiligen Aussprüche des Herrn, von dem Hauptkennzeichen seiner Jünger, ihrer Liebe unter einander (Joh. 13, 35), und von der Gemeinschaft der Seinigen: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seyen, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns eins seyen, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt" (17, 20. 21.), daß diese das Lebensprincip der Kirche aussprechen, was von dem Haupte bis zur Fußsohle sie beseelen muß. Wie es daher in einem wahrhaft freien Staate unzählige status in statu gibt, ja jedes Individuum, was statum non habet, nach dem Römischen Ausdruck, ein Sklav ist, diese Selbstständigkeit der Einzelnen und der Genossenschaften, weit entfernt, der Gemeinschaft und Haltung des Ganzen zu schaden, vielmehr ihr Leben steigert und fördert; ja wie selbst in der Ordnung des Universums die Abhängigkeit der Wesen von Gott ihre Freiheit und Selbstständigkeit nicht zerstört, sondern in beiden der Schöpfer auf gleiche Weise sich verherrlicht: so auch in der Gemeinde des Herrn auf Erden, der Fülle des, der Alles in Allem erfüllet. Der große Herr der Welt hat seine „mannichfaltige (πολυποίκιλος) Weisheit" (Eph. 3, 10.) nicht bloß in jedem Moose und Grashälmchen, er hat sie vor Allem „in der Gemeinde" kund gethan; und die Oberhirten der Gemeinde sind seine wahren Nachfolger, die (nicht der abstrakten, rein negativen Wahlfreiheit eines Jeden, aber wohl) der auf das Wort Gottes gegründeten, innerhalb seiner Schranken sich bewegenden Freiheit der Geist- und Leibeignen des Herrn den offensten Spielraum gewähren. — Zu dieser Begründung der Vereinigungsfreiheit in der christlichen Kirche kommt noch ein wichtiges Moment hinzu durch den Mangel der Kirchenzucht in unserer Kirche. Daß unsere gegenwärtige Kirchenverfassung, besonders in der Gestalt, wie sie an den bei weitem meisten Orten verwirklicht erscheint, sich wesentlich von der apostolischen unterscheidet, wer könnte das läugnen? Daß man unseren Kirchengemeinden nicht sagen könne, was der Herr will, daß man der Gemeinde sagen solle (Matth. 18, 17.), daß unter den jetzt bestehenden Formen nur auf sehr unvollkommene Weise auch von dem eifrigsten Prediger das „Hinausthun des, der da böse ist," geübt werden kann, wer wollte das läugnen? Wo wird jetzt auf Erden etwas gebunden so, daß es auch im Himmel gebunden ist? Wo werden des Himmelreiches Schlüssel dem Willen Christi gemäß gebraucht? Was folgt daraus? Daß man sich von einer Kirche, die dergleichen nicht übt, trennen solle? Nein; wo auch nur etwas davon in Bezug auf Lehre oder Leben sich zeigt, da muß der ächte Gemeinschaftssinn uns mit der Kirche verbunden erhalten, und uns in Hoffnung auf bessere Zeiten blicken lassen. Aber *eben derselbe* Sinn, nicht ein demselben entgegenstehendes Princip, muß uns antreiben, durch die freien Vereinigungen unter den Gläubigen, durch ihren vor der Welt leuchtenden heiligen Gemeinsinn innerhalb der Kirche das zu üben und im Kleinen in's Leben zu rufen, was im Großen und Ganzen nicht möglich ist. Eine große Aufgabe, die uns die Heiligkeit und unendliche Wichtigkeit der brüderlichen Gemeinschaft zeigt! Auch um zehn Gerechter willen hält Gott seine Strafgerichte auf; denn jede Gemeinschaft in Christo ist eine Behausung Gottes im Geiste; und wo immer das Senfkorn in fruchtbaren Boden fällt, da kann es zum Baum werden, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen, wo immer die köstliche Perle in's Meer sinkt, da dehnen sich die Schwingungen der concentrischen Kreise über Flächen aus, welche des Einzelnen Auge nicht durchmessen kann.

Gilt dies nun von der christlichen Gemeinschaft überhaupt, so auch ganz besonders von der Gemeinschaft unter Predigern. Ihr ganzes Amt ruhet ja auf ihrem allgemeinen Christenberufe. Wie die Verheißungen, die dem Stande gegeben sind, vorzüglich herrlich, seine Pflichten besonders schwer, so sind auch die Bedürfnisse derer, die darin stehen, besonders groß. Darum bedarf unter andern auch Niemand der brüderlichen Gemeinschaft mehr als Prediger. Weshalb, das springt in die Augen. Soll der, welcher immer lehrt, nicht einmal lernen? Der immer ermahnt, nicht einmal ermahnt werden? Zwar sollte der wahrhaft demüthige Geistliche immer eingedenk seyn, daß er der Hirte einer *Gemeinde* ist, er sollte von jedem Kinde zu lernen bereit stehen; aber ist ihm das so leicht? Ist nicht der Abstand der Bildung, der Mangel des Berufes, die isolirte Stellung bei so vielen Geistlichen ein Schutzwall, hinter welchem das Fleisch mit Begierde sich verschanzt, und mit dem Geschütze der stattlichsten Gründe sich vertheidigt? — Das Bedürfniß eines Elementes der Zucht unter den Geistlichen selbst ist aber gleichfalls sehr groß. Die gröbsten Aergernisse werden zwar allerdings von den kirchlichen Oberen gerügt; aber ist

eine solche Rüge wirklich hinreichend? Und soll die Scheidung von Licht und Finsterniß, von Christus und Belial, auf welche der Apostel 2 Cor. 6, 14 ff. mit solchem Ernste dringt, etwa unter den Geistlichen nicht statt finden? nicht statt finden, auch wenn sie äußerlich, und das mit Recht, sich als Amtsbrüder behandeln? Sollen sie etwa, zur Verwirrung der Gewissen und zum Aergerniß der gläubigen wie der ungläubigen Glieder ihrer Gemeinden sich so stellen, als ob das gleiche Amt Jedem den gleichen Geist schenkte, als ob, besonders in einer Zeit, wo so wenig Lehreinheit in der Kirche herrscht, es einerlei wäre, wen und was die Leute von der Kanzel hörten? Sollen sie den Kampf scheuen, der uns Allen verordnet ist, der durch nichts so sehr hervorgerufen wird als durch Störung des falschen Friedens der Welt, wenn wir, als Nachfolger Jesu, „nicht kommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt?“ — Von selbst ist klar, daß bloße Diöcesanzusammenkünfte, nach einem mechanischen Gesetz geographischer Abtheilung die brüderliche Vereinigung der Geistlichen nicht ersetzen können. Zwar läßt sich das mit den scheinbaren Gründen vertheidigen, daß doch so am sichersten jeder Anstoß vermieden, die Einwirkung der besseren auf die schlechteren Geistlichen erleichtert würde ꝛc. Aber man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen. Es ist ein schönes Bestreben, den äußeren Mechanismus des Kirchenregiments möglichst zu beleben, und dem Geiste dienstbar zu machen; jeder Prediger von ächtem Gemeinsinn soll seinen Oberen hierin so viel als möglich die Hand bieten; aber mit nichten soll der Geist darauf warten, bis die alte Form sich ihm wieder geöffnet und bequemt hat; er soll und wird sich, wo er kräftig genug ist, die Form selbst bilden; sein Recht ist das ursprüngliche und vornehmste in der Kirche, und er soll sich dessen aus keinem Grunde entäußern. Kein Gebot des Herrn dürfen wir unerfüllt lassen, wie auch immer die äußeren Umstände sind, unter denen wir leben; aber wohl soll die Liebe unter alle Formen, die den Geist nicht hindern, gern sich demüthigen. Möchten doch alle Geistliche diese großen Bibelwahrheiten, welche ihnen so gut, als ihren Gemeinden, zur Lehre geschrieben sind, überdenken und immer wieder auf ihr Herz und Leben anwenden!

Aus dem bisher dargestellten Zweck der Predigerzusammenkünfte ergibt sich auch, welche Gegenstände auf denselben am Passendsten verhandelt werden.

Zuerst sollen sie zur Verständigung über die gemeinsame Lehre dienen. In der jetzigen Zeit wird freilich unter vielen Gläubigen so wenig Gewicht auf die Uebereinstimmung in der Lehre gelegt, daß es Vielen wohl scheinen dürfte, als gehörten dergleichen Verhandlungen nicht dahin. Man wird ferner einwenden, daß unter einer nicht allzu großen Anzahl von Geistlichen selten eine hinreichende theologische Bildung vorhanden seyn wird, um Gespräche über die Lehre auf eine fruchtbare Art führen zu können. Man wird endlich noch anführen, daß Predigerzusammenkünfte weder häufig genug statt finden, noch von hinreichender Dauer seyn könnten, um zu irgend erheblichen Resultaten dabei zu gelangen. Aber sollen wir nicht wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus? Nicht also auch in der Erkenntniß? Ist denn nicht jeder Irrthum in der Lehre ein Produkt der Sünde, und hat nicht jede Sünde eine größere oder geringere Verdunkelung der Erkenntniß zur Folge? Daraus folgt noch keineswegs die Verketzerung Anderer, wegen jeder Differenz in der Lehre. Warum sollte es

mit der Lehre anders seyn als mit dem Leben? Wirft man einen Bruder darum weg, weil er von einem Fehl übereilt wird? Ja, wirft man ihn darum weg, weil er theilweise noch an großer innerlicher Blindheit leidet? Mancher, der dies lieset, sieht vielleicht in solchen Gesprächen schon den ganzen streitsüchtigen Dogmatismus der alten Kirche wieder heranziehen, und prallt scheu zurück. Aber grade daß wir ein solches warnendes Beispiel in nicht allzu großer Entfernung vor uns haben, kann uns desto sicherer bewahren vor denselben Abwegen; grade das kann uns recht dringend auffordern, das Einigende bei allen Differenzen, und die Vermittelung der Gegensätze aufzusuchen. Und immer ist es viel, viel besser, der Schaden eines solchen falschen zelotischen Dogmatismus wird an's Licht gezogen, als daß er im Verborgenen um sich frißt. — Was den Mangel an theologischer Bildung betrifft, um die vorliegenden Fragen über die Lehre gründlich zu erörtern, so würde einem bedeutenden Theile desselben abgeholfen, wenn die Verhandlungen sich immer an die kirchliche Lehre anschlössen. Fleißiges Lesen und Forschen in der heiligen Schrift ist bei jedem gläubigen Prediger vorauszusetzen; aber je mehr die fortgesetzte bloß praktische Anwendung der Schrift ihn abzuziehen im Stande ist von der Fortbildung seiner Erkenntniß aus ihr, je mehr er dadurch, wenn er nun auf einmal ihre Lehre gründlicher sich aneignen möchte, seinen subjektiven Einfällen preisgegeben ist, desto mehr sollte er sich nach der Stütze umsehen, die für die Schwachen in der kirchlichen Gemeinschaft, auch in Bezug auf die Lehre, liegt. In den Bekenntnißschriften unserer Kirche besitzen wir, wie Alle, die damit vertraut sind, anerkennen werden, sollten sie im Einzelnen auch davon abweichen, einen großen Schatz kirchlicher Lehrweisheit; wenn Jeder sich diesen Pädagogus recht zu Nutze macht (und Paulus vergleicht uns doch Alle mit Kindern, „bis da kommen wird das Vollkommene“), so wird er allmählig auch in dieser Beziehung erstarken an dem inwendigen Menschen. — Was aber endlich die Beschränktheit in der Zeit betrifft, so muß man nur nicht von einer, oder auch von mehreren Zusammenkünften entscheidende Resultate erwarten. Schon die Anregung einer wichtigen dogmatischen Frage in einer solchen Gemeinschaft ist von Wichtigkeit. Es sprechen sich oft zwei Gegensätze gegen einander aus, und es scheint, daß der Riß dadurch ärger geworden ist, als zuvor. Aber dem ist doch nicht so. Oberflächliche Kirchengeschichtschreiber stellen die Resultate von Religionsgesprächen meistens so dar, als ob nichts dadurch erreicht worden, und die Sache besser unterlassen worden wäre. Aber wir möchten von allen Religionsgesprächen, wo ernste, gläubige Männer zusammentrafen, ja, wo nur keine äußeren Verhältnisse störend einwirkten, das Gegentheil behaupten. Nichts erleichtert die Vermittelung so sehr, als das Aussprechen der Gegensätze. Wäre es etwa besser gewesen, wenn das Marburger Colloquium oder die Wittenberger Concordie nie versucht worden wäre? Selbst manche Uebertreibungen Luther's und der Lutheraner im sechzehnten Jahrhundert wirkten nicht so schlimm, als ein Vertuschen der Gegensätze gewirkt hätte. In demüthiger, dankbarer Gesinnung nehme man bei einer solchen Versammlung daher auch das geringe Ergebniß hin, was sie geliefert hat, und bitte den Herrn, daß er es an Allen segnen wolle; so wird auch das Wenige allmählig mehr werden.

Ganz vorzüglich sollen aber diese Zusammenkünfte sich mit der Amtsführung der Prediger beschäftigen. Gäbe es mehr Erweckungsprediger unter uns, ach wie sehnlich würden solche

Besprechungen gewünscht werden! Denn in solchen Umständen gibt es der Fragen so viele, daß ein Jeder sich nach brüderlichem Rathe sehnt. Aber bei dem gewöhnlichen schläfrigen Predigen des Wortes und dem Mangel an persönlicher Einwirkung des Geistlichen auf die Einzelnen, kommt freilich so wenig Bewegendes oder Schwieriges dem Prediger vor, daß er auch nicht viel Bedürfniß nach brüderlichem Rathe empfindet. Doch ist die Besprechung von solchen einzelnen Fällen für Predigerzusammenkünfte bei weitem nicht das Wichtigste. In Kirchenzeiten, wie die unsrigen, gibt es überall sehr viel gemeinsame Angelegenheiten, welche dem Einzelnen drückend auf dem Herzen liegen, wenn er anders recht treu ist. Sollen sie ihn denn nun erdrücken, oder soll es einer zufälligen Zusammenkunft mit einem benachbarten Amtsbruder überlassen bleiben, den Stein von seinem Herzen zu wälzen? Versagt man dem christlichen Gemeingeiste hier die angemessenen Organe, so sind desto krankhaftere Bewegungen, oder desto völligeres Ersterben des christlichen Sinnes in der Kirche die Folgen davon. — Aber zu gleicher Zeit ist hier auch auf's Ernstlichste vor einem Abwege zu warnen, welcher mehr als vieles Andere, solche Zusammenkünfte Manchen anstößig und sie selbst in übeln Geruch gebracht hat. Es herrscht in unserer zum Aufruhr geneigten, die Schranken gesellschaftlicher Ordnung gering achtenden Zeit ein Geist der Unehrerbietigkeit gegen Obere, wie er wohl selten hervorgetreten ist. Jeder will dem Anderen gegenüber das Gefühl völliger Gleichheit haben, Keiner das der „Furcht vor dem, welchem die Furcht gebührt." Daß man seinen Oberen um des Herrn willen, „als diente man dem Herrn Christo," nicht bloß vor Augen, den Menschen zu gefallen, gehorchen, und diese Gesinnung auch selbst solche Besprechungen beseelen soll, wo man sich Klagen mittheilt, ist leider in unserer Zeit eine nicht überall lebendig erkannte Wahrheit. Zusammenkünfte werden, wo ein solcher schlechter Geist herrscht, dann zuweilen der Ort, wo sich ein Mißvergnügen gegen Vorgesetzte sammelt, und insofern ihnen mit Recht verdächtig. Aber wo läßt sich eine solche Gesinnung auch besser bekämpfen, als grade auf diesen Zusammenkünften selbst? Läßt es sich denken, daß ein ernstlich warnendes brüderliches Wort über diesen Gegenstand überhört und zurückgewiesen werden sollte? Mögen übrigens alle Geistliche auf's Ernstlichste sich prüfen, ob sie nachdrücklich und kräftig schon gethan haben, was sie vermochten, um auch den Schein eines solchen Verdachtes zu entfernen, und um den Grund zu demselben bei Anderen zu bekämpfen. — Je mehr nun solche Predigerzusammenkünfte in geregelten Gang kommen, desto wichtiger kann die Besprechung, auch grade der Amtsangelegenheiten, werden. Man sollte niemals so bloß ex tempore das erste beste, was einem einfiele, darüber vorbringen, es sollte vielmehr eine förmliche Vorbereitung auf die Berathung statt finden. Die zu berathenden Punkte sollten zuvor namhaft gemacht, und allen Theilnehmern mitgetheilt werden; ja es würde sehr vortheilhaft seyn, wenn von einer Zusammenkunft zur anderen einem oder dem anderen aufgegeben würde, sich, auch mit Hülfe von Büchern, auf einen Gegenstand vorzubereiten, und einen Vortrag darüber zu halten. Die Wenigsten sind im Stande, über irgend einen Gegenstand ganz plötzlich ein reifes Urtheil abzugeben; ist derselbe aber von Wichtigkeit für die Pastoralwirksamkeit, was kann es für eine bessere Beschäftigung geben, als wenn der Geistliche in der Zwischenzeit zwischen jenen Vereinstagen allmählig eine Hauptfrage der praktischen Theologie nach der anderen, oder auch der wissenschaftlichen selbst, gründlich untersucht? Eine solche Regelmäßigkeit ist unseres Wissens bis jetzt noch an sehr wenigen Orten eingeführt worden.

Mögen diese Bemerkungen, welche den wichtigen Gegenstand keineswegs erschöpfen, aber doch einige Seiten desselben zu beleuchten suchen, hie und da unter Predigern Anklang finden, und dazu dienen, sie auf das große Bedürfniß des gemeinschaftlichen Ausbaues der Kirche des Herrn aufmerksamer zu machen!

Nachrichten.

(Stuttgardt.) Den zahlreichen Freunden der trefflichen Hofackerschen Predigten wird es erfreulich seyn zu vernehmen, daß kürzlich bei dem früheren Verleger Steinkopf in Stuttgardt eine neue geordnete und vervollständigte Auflage derselben erschienen ist (62 Bogen in gr. 8.), mit besserem Papier und Druck. Diese Ausgabe wird in Leipzig für den äußerst billigen Preis von 1 Thlr. abgegeben, während die frühere ungeordnete in sieben Heften bestehende Auflage um mehr wie die Hälfte theurer war.

(Griechenland.) Die Geistlichkeit Griechenlands stand bisher unter dem Patriarchen zu Konstantinopel, als ihrem Oberhaupte. Seit dem Abfall dieses Landes vom Türkischen Scepter bestand jedoch die Abhängigkeit größtentheils nur dem Namen nach, weil der Einfluß des Sultans auf den Patriarchen und durch denselben auf die wichtigsten Angelegenheiten Griechenlands zu fürchten war. Dieselbe Befürchtung, aber wohl eben so sehr die Betrachtung des ungeordneten Zustandes der Griechischen Kirche, unter den obwaltenden Umständen hat die Regentschaft des Königs veranlaßt, eine allgemeine Synode nach Nauplia zu berufen, und ihr den Vorschlag der Trennung von dem Patriarchen zu Konstantinopel zu machen. Die Synode bestand aus sechs und dreißig Metropoliten, Erzbischöfen und Bischöfen Griechenlands, und trat den Anträgen der Regierung bei. Eine Königl. Verordnung von fünf und zwanzig Artikeln, aus Nauplia vom 4. August, erklärt nun die Unabhängigkeit der Griechischen Kirche nach dem einstimmigen Wunsche der versammelten hohen Geistlichkeit und errichtet eine permanente Synode, welche unter der Oberherrlichkeit des Königs die oberste geistliche Gewalt ausübt. Die Griechische Kirche heißt von nun an „die orthodoxe Orientalisch-Apostolische Kirche im Königreich Griechenland." Oberhaupt der Kirchenverwaltung ist der König; zum Präsidenten der Synode ist der Metropolit von Korinth, Kyrillos, ernannt; zum Staatsprokurator der Ministerialrath Konstantin Schinas, zu Mitgliedern die Metropoliten Poisios von Theben und Zakkaria von Santorin, der Exmetropolit von Larissa und Kirchenvorsteher von Elis, Kyrillos, und der Bischof Joseph von Andrussa; zum Sekretär der Priester Theokles Pharmakides. Die Synode korrespondirt mit dem Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Siehe über Griechenland Nr. 12. 13. 14. des Jahrgangs 1832.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 4. December. № 97.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Welchen Einfluß eine exegetische Behandlung der heiligen Schrift wie die angegebene auf die Dogmatik gehabt haben müsse, läßt sich leicht einsehen. Eine Exegese, welche überall im N. T. nichts als örtliche und Zeitideen erblickt, schneidet der Dogmatik die Wurzel ab, aus welcher sie Lebenskräfte ziehen kann. Der Grundirrthum Semler's auf dogmatischem Gebiet ist jene Ansicht, welche, wie er sagt, ihm bereits einstmals in Baumgarten's Vorlesung, als er noch zu den Füßen dieses Meisters saß, aufgedämmert war, von dem himmelweiten Unterschiede von Religion und Theologie.*) Alle dogmatischen Lehren der Schrift sind entweder Accommodationen zu jüdischen Vorurtheilen, „kleine Lokalideen," wie er es immer zu nennen beliebt — und er nimmt keinen Anstand, selbst die kolossale Idee eines Reiches Gottes unter diesen kleinen Lokalideen mit zu begreifen — oder es läßt sich gegenwärtig gar nicht mehr ausmachen, was eigentlich unter gewissen biblischen Ausdrücken genau zu verstehen sey, wie z. B. unter dem Terminus Sohn Gottes, Mittler, Rechtfertigung, wenn man also nur darauf denke, für sich auf die nutzbarste Weise die biblischen Lehren zu seiner „Ausbesserung" zu gebrauchen, so sey es genug. Bei einer solchen Ansicht weiß man freilich nicht, was nun eine christliche Dogmatik noch Positives zu lehren habe, und in der That ist es eine ganz consequente Fortbildung Semlerscher Ideen, wenn rationalistische Dogmatiken, wie die von Henke, Wegscheider, Bretschneider, sich fast nur mit Aufstellung des historischen Stoffes, des Wechsels der Meinungen und der Fundamente jüdischer Theologie beschäftigen, welche den christlichen Dogmen zu Grunde liegen. Semler geht in diesem seinem Lokalisiren und Temporalisiren so weit, daß er oft von dem „sogenannten Christenthum" und „sogenannten Christen" redet; das heißt doch allerdings historisch gesprochen! Die Sätze der natürlichen Religion aus der Wolfschen Schule blieben freilich auch noch für Semler als objektive Wahrheit stehen, wenn gleich in ziemlich abstrakter Unbestimmtheit; was aber die christlichen Dogmen insbesondere betrifft, so hat er hier Alles auf bloße Meinung reducirt. In der That hatte schon damals ein Recensent ihm die Frage vorgelegt, ob es denn für ihn gar keine objektive Wahrheit gebe, zu welcher sich, wie sich der Recensent ausdrückte, die subjektive Ansicht annähernd verhalte? Semler's Antwort war: „Objektivische Wahrheit gibt es freilich, ob man sich aber derselben genähert oder davon entfernt habe, ist und bleibt stets etwas Verschiedenes, muß immer verschieden seyn, weil es eben ein moralisches Urtheil ist." (Vorbereitung auf die Königl. Großbrit. Aufgabe von der Gottheit Christi, 1787 S. 59.) — Sein Aufräumen auf dem dogmatischen Gebiete begann mit seinen Untersuchungen über die Dämonischen. Er erklärte sich über dieselben zuerst in einer unter ihm gehaltenen Disputation von Betke de daemoniacis 1760, von welcher er am Schlusse sagt, daß sie ganz und gar ihm angehöre. Er thut daselbst S. 38. unter Anderem die Aeußerung, viele Theologen trügen dafür mehr Sorge, daß man de diabolis bene multa credat, quam ut insignes leges amoris studiosissime observaverint. Gewöhnlich führt man als sein erstes Werk über diesen Gegenstand die 1762 erschienene Untersuchung der dämonischen Leute an; diese ist allerdings das vornehmste über den Gegenstand, woran sich dann noch von 1783 die Farmersche Schrift anschließt. Grade daraus, daß der Rationalismus sich von dieser Lehre aus entwickelt, ist es wohl auch zu erklären, daß die Supernaturalisten der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, wie Knapp, namentlich die Teufelsbesitzungen so nachdrücklich vertheidigen.*) — Das Bedeutendste, was Semler als Dogmatiker ge-

*) Semler meinte hiemit nichts wesentlich Anderes als nachher der Gielsdorfer Zopf-Schulze in seinem verrufenen Buche: Erweis des himmelweiten Unterschiedes der Moral und der Religion, von einem unerschrockenen Wahrheitsfreunde, Frankfurt 1788, aussprach.

*) Mit vielem Interesse liest man auch die dahin gehörigen Verhandlungen über Teufelsbesitzungen, Magie u. s. w. in neuerer Zeit

schrieben hat, dürfte wohl die Einleitung in die dogmatische Gottesgelehrsamkeit seyn, welche er im ersten Bande der Baumgartenschen Glaubenslehre 1759 vorangeschickt hat, außerdem sein Versuch einer freieren theologischen Lehrart von 1777. Zwar ist auch hier, wie in Allem, was er Dogmatisches geschrieben hat, sein einseitiger Endzweck der, das Entstehen und die Beschaffenheit der dogmatischen Theologie zu zeigen (Einleit. S. 101.), also mit anderen Worten, die Verschiedenheit von Religion und Theologie und dem unendlichen Wechsel theologischer Vorstellungen. Indessen streut er doch in diesen wie in allen seinen dogmatischen Evolutionen — denn Abhandlung kann man es eigentlich nicht nennen, da man nämlich den Verfasser niemals bestimmt einem Ziele zusteuern sieht — eine große Anzahl einzelner Samenkörner aus, welche nachher wohl aufgingen. In jener Einleitung, die in einer Zeit geschrieben ist, wo in Halle noch die Tendenz Baumgarten's und Semlers nach gelehrter theologischer Bildung mit Verdacht betrachtet wurde, wird nachgewiesen, warum theologische Gelehrsamkeit nothwendig sey. Es wird erstens gezeigt, die Vernunft sey nicht zu tief herabzusetzen, denn der Sündenfall habe die Verstandesgesetze nicht verändert, was Gott natürlich thun könne, thue er nicht übernatürlich, daher habe Gott auch die Apostel bei der Offenbarung insoweit der natürlichen Kraft überlassen, insoweit sie ausreichte; ja der Erlöser selbst habe sich seiner natürlichen Gaben bedient, und nicht bloß vermittelst seiner übernatürlichen Gaben die Wahrheit mitgetheilt. Zweitens zeigt Semler, daß die Schrift überall die göttliche Wahrheit analogice und metaphorice und eben darum auch lokal und temporal vortrage, so daß es verkehrt sey, sich bloß an die Worte zu halten, ohne sich dieselben in die Sprache unserer Zeit zu übersetzen. Grade um dieses zu thun, seyen aber Studien nothwendig. „Wenn es bloß darauf ankäme," sagt er, „immer die Worte „„thut Buße"" zu wiederholen, so brauche es am Ende gar keines theologischen Studiums und keiner Universitäten mehr" (Einleit. S. 140.). „Der Rath, man solle alle Zweifel der Vernunft durch's Gebet los werden, ist" — sagt er S. 51. — „ein guter Rath, aber nicht das eigentliche Mittel, sondern daneben wird noch Mehreres erfordert. Unsere Kirche habe gar mit Recht darauf gehalten, daß das menschliche Verderben nicht manichäisch und enthusiastisch erklärt werde; daß mithin die Vernunft auch nicht gar zu tief herabgewürdigt werden dürfe, nur in concreto, aber nicht in abstracto." „Es ist phantastisch," sagt er S. 52., „wenn man die Bibel als eine allgemeine Encyklopädie für die Menschen ansieht und sagt, die Christen hätten in aller Hinsicht an der Bibel genug; die Bibel ist uns nicht gegeben, um Menschen, sondern um Christen zu machen, daher alles Menschliche anderwärts her gelernt werden muß." Merkwürdig ist das schon damals von Semler ausgesprochene Bekenntniß, in welchem sich die Einwirkung der Wolffschen Philosophie auf seine Denkart zeigt, daß nämlich der größere Theil der Bibel bloß die natürliche Religion wiederhole, die auch schon sonst her den Menschen bekannt sey, wie Paulus Röm. 1, 32. und Röm. 2. lehre, nur in der Bibel mit größerer Deutlichkeit und Gewißheit vorgetragen; der kleinere Theil aber derselben die „sehr wenigen Sätze" vortrage, welche die heilige Schrift von der natürlichen Theologie unterscheiden, nämlich „über die Möglichkeit der besten Vereinigung mit Gott und die Uebereinstimmung mit allen seinen über uns gehabten Endzwecken" (S. 51—57.). Uebrigens äußert er sich hier gegen Ueberschätzung der Vernunft S. 103. folgendermaßen: „Ich will übrigens hoffen, daß billige Leser meinen bisherigen ganzen Vortrag nach meiner Absicht beurtheilen; ich will gewiß unsere wenige und arme Vernunft nicht zur Meisterin und Anführerin des selig machenden Glaubens machen, oder zum eigentlichen Erkenntnißgrunde theologischer und uns seliger unentbehrlicher obgleich nicht vollständig begreiflicher Wahrheiten, obgleich ich es mit völligem Grunde thun könnte, wenn ich dazu setzte, die christliche, die Gottes Wort gebrauchende und dadurch erleuchtete Vernunft, wodurch die herrschende Abneigung vor Gott und geistlichen Dingen und der Kitzel der Selbstgefälligkeit wegfallen würde. Ich verehre Gottes Wort mit inniger Ergebenheit und herzlicher Annahme, aber ich kann keine anderen Schranken als allgemeine ansehen, als Gott haben will und weislich gestattet hat." Später hat er sich mit minderer Bescheidenheit geäußert.

Als Samenkörner aus dem anderen angeführten Werke: Versuch einer freieren theologischen Lehrart, führen wir folgende an: „Für Gottes Endzweck unter den Heiden war das Naturgesetz ganz ausreichend, auch hat gewiß bei allen heidnischen Religionen ein näherer Einfluß statt gefunden durch Träume oder besondere Wirkung auf die Seelenkräfte; so gewiß nicht Alles an sich wahr ist, was hievon häufig vorgegeben worden, so beweiset es doch so viel, daß Menschen es überhaupt gern eingestanden, daß sie allein nicht zureichen, zu großen Endzwecken die besten Mittel zu ergreifen. Haben sich doch auch die Kirchenväter kein Bedenken gemacht zu behaupten, daß manche philosophi und ihre Schriften unter den Heiden die Stelle der Propheten vertreten haben (S. 84. 85). „Schon in der apostolischen Zeit selbst findet sich die einfache christliche Religion von fanatischen Juden in's Unendliche verunstaltet und die Sittlichkeit, wie dies die Gemeinde zu Corinth zeigt, nur im geringen Maaße" (S. 162.). „Wenn gleich gewesene Platoniker, Stoiker und krasse Juden ihre Vorstellungen, als sie Christen wurden, großentheils beibehielten, so ist doch auch in diesen eine neue Stimmung und Richtung ihrer Vorstellungsarten entstanden, die mit innerlichen moralischen Veränderungen zusammenhängen. — Die Ungleichheit in der Erkenntniß und ihrer Anwendung macht Stufen des Christenthums, aber sie hebt das Christenthum keineswegs auf. Selbst jene gemeine Meinungen von Ketzern sind in dieser Hinsicht gemeiniglich falsch und unrichtig; auch diese gehören zur Ausbreitung der christlichen Religion" (S. 166.). „Man sollte die Vernunft, die doch bei allem Unterricht der Bibel selbst vorausgesetzt wird, gradehin gefangen nehmen unter den Gehorsam des (Kirchen-) Glaubens; welche Redensart doch von Paulo nur von dem Inbegriff der christlichen Lehre gebraucht worden ist, die er den unrichtigen Bestreitungen und Verfälschungen der Absicht Christi entgegensetzte" (S. 207.). „Die Juden übertrieben den Vorzug und die Vollkommenheit ihrer eigenen Religion; das Christenthum erklärt ihre große Mangelhaftigkeit. Der Begriff von dem Jehovah nach vielen Stellen ist bei den meisten Juden nur Nationalgott und ihre Religion nur partikula-

in Semler's Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerschen und Schröpferschen Geisterbeschwörungen, 2 Stücke 1776. In dieser Hinsicht trat Erneſti Semler'n zur Seite und beide fochten unter Anderem gegen Chr. A. Crusius; dagegen machte Erneſti in seiner theol. Bibl. gegen Semler's Ansichten von den Dämonischen wesentliche Ausstellungen.

ristisch." „Wenn auch Moses selbst von einer Unsterblichkeit wußte, so doch nicht die Masse der Juden; die meisten von ihnen haben nur eine ceremonielle Religion" (S. 263—66.). „Wenn das Leben und der Zustand eines Menschen nach Christi Lehre und Vorschrift eingerichtet wird, so ist der Mensch ein wahrer Christ und dahin sollen es christliche Lehrer bringen; nicht aber zu einer Gleichförmigkeit der Erklärung aller Sätze, die nicht praktisch sind." Von den deistischen und theistischen Schriften der Engländer und Franzosen sagt er S. 75.: „kurz man muß gestehen, im Ganzen haben alle diese Schriften unseren Zeitgenossen mehr Nutzen als Schaden gebracht, ob es gleich was Anderes ist, was für Absichten der Schriftsteller selbst gehabt habe" (S. 75.). S. 100. erklärt er sich für Spencer, daß die jüdischen Ceremonien aus Aegypten gekommen und von Moses nur für anderen Endzweck eingerichtet, wie ja auch Moses niemals zu erkennen gebe, daß er sie zum ersten Male mittheile. S. 111. bringt er sein Lieblingsthema, daß die Anführungen des A. T. im N. T. nur für judenzende Leser berechnet. S. 114. erklärt er, daß Lowth mit seiner poetischen Erklärung des A. T. mehr Nutzen geschafft, als große dogmatische Commentarien. Der Messias im A. T. ist ein individuum vagum, den sich ein Jeder anders gedacht. S. 175. 398 u. s. w. Diese Mittheilungen werden hinreichen, eine Vorstellung davon zu geben, wie vielfach Semler im Einzelnen die neuere rationalistische Dogmatik anticipirt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

Die ewige Ruhe der Heiligen, dargestellt von Richard Baxter. „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." Hebr. 4, 9. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, bei Eichler, 1833. XVI und 367 S. 8. (Preis 25 Sgr. netto.)

Es kann wohl nicht geläugnet werden, was der Uebersetzer in der Vorrede zu dieser Schrift von Baxter sagt, daß auch die gläubigen Christen in Deutschland über keine biblische Lehre so wenig Aufschluß bisher erhalten haben, daß keine so wenig unter ihnen lebt und herrscht, als die von der seligen und unseligen Ewigkeit, welche die Menschen nach dem Tode und dem Weltgericht erwartet. Die ersten, welche in Deutschland und in England die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge vortrugen, waren excentrische chiliastische Schwärmer, denen ihr innerer Gegensatz gegen die Schriftlehre wohl selbst nicht leicht entging. Wenn man den damaligen Lehrern der Kirche gesagt hätte, in hundert Jahren würde es selbst unter denen, welche an Christum glaubten, kaum einige wenige geben, die dem Worte Gottes in dieser Lehre ganz und gar die Ehre gäben, würden sie es für möglich gehalten haben? So mächtig sind unter uns die Wirkungen des Antinomismus gewesen, der unter den Gläubigen, nicht ohne Schuld der Brüdergemeinde, aufgekommen, die Schrecken des göttlichen Gesetzes durch zärtliches Gefühlswesen verscheuchte, und weder in der Genugthuung Christi noch in den ewigen Strafen der Verdammten die Rechte der entheiligten Majestät Gottes anerkennen will. Unter wie vielen Predigten vom seligen Heimgange der Gläubigen kommt wohl auch nur eine oder die andere vor, welche davor warnt, daß

doch nicht Jemand „an jenen Ort der Qual" kommen möchte! Und geschieht es auch einmal, daß der Prediger, oder der warnende Freund, durch eine Stelle der heiligen Schrift genöthigt, ein ernstes Wort dieser Art ausspricht, — er möge sich gewissenhaft fragen, ob er wirklich lebendig glaubt, was er spricht! — Und doch können ernstere Christen, wenn sie auch nicht die ewigen Strafen glauben, wohl selten eines Gefühles des Wohlgefallens sich erwehren an Bußpredigten und Ermahnungen, deren Grundton ist: „Eile, und errette deine Seele!" Sie müssen sich sagen, das eigentlich Gewaltige, Schlagende, mächtig Erschütternde, was solche Predigten und Ermahnungen haben, können sie durch nichts Anderes ersetzen; und es begegnet daher wohl Manchen, daß sie in ihren erwecklichsten Reden unvermerkt Farbe und Ton, ja die Lehre selbst von der entgegengesetzten Ueberzeugung sich borgen. *) Um diese Inconsequenz zu entschuldigen, behaupten sie, daß in der Ansicht von der Ewigkeit der Strafen ja eine große Wahrheit liege, die nur kraß-äußerlich gefaßt sey; daß, um den innerlich ewigen, unendlichen Abstand von Gut und Böse, und das Elend der Trennung von dem Einigen höchsten Gut recht grell zu bezeichnen, unsere Zeitbegriffe darauf übertragen, und eine endlose Ausspannung an die Stelle einer innerlich unendlichen Tiefe des Elends gestellt worden sey. Aber wir behaupten dreist, daß es solchen Lehrern nie gelingt, nicht nur die Hauptstellen der heiligen Schrift von dem seligen und unseligen jenseitigen Zustande in diesem Sinne anzuführen, noch auch den ganzen Ton derselben, wenn sie von dergleichen Dingen redet, zu dem ihrigen zu machen. Es wird immer ein mehr oder weniger gemachtes Feuer, ein an den Krücken der Reflexion gehender Eifer seyn, wenn sie warnen wollen vor dem breiten Wege, der in's Verderben führt, auf dem die Meisten wandeln, vor dem Wurm, der nicht stirbt, und dem Feuer, das nicht verlöscht, vor der ewigen Pein, die dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, vor dem schrecklichen Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird; wären es nicht Schriftworte, Worte Jesu selbst, nie würden sie es aussprechen können, daß „Viele berufen, aber Wenige auserwählt" sind; daß es, um irgend einer Handlung willen, „einem Menschen besser wäre, er wäre nie geboren worden." In allen diesen Aussprüchen herrscht ein Geist, den sie, abgesehen von jeder besonderen Form, in die sie ihr Dogma gießen mögen, nie ihrer Lehre verleihen können.

Welch einen Einfluß es dagegen auf das Herz und Leben, welchen mächtigen Einfluß auf den Vortrag der evangelischen Wahrheiten hat, wenn man in ihrem vollen ganzen Sinne die Aussprüche der heiligen Schrift annimmt, und als demüthiger Schüler aus ihnen lernt, das zeigt das vorliegende herrliche Buch von Baxter, welches wir grade von dieser Seite unseren Lesern recht dringend empfehlen möchten. Welch eine Realität ist in den Ermahnungen und Warnungen, welch gewaltiger, Mark und Bein durchschneidender Ernst, und doch (oder vielmehr, eben darum) welche süße, himmlische Lieblichkeit in den Tröstungen und Aussichten, welche diese Schrift uns darbietet!

Sie beschreibt zunächst die Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden ist; und ohne mit der Phantasie in Räume sich zu verirren, für welche der irdische Mensch keine Organe hat,

*) Selbst dem Chrysostomus, der so gewaltig von den Höllenstrafen predigen kann, gibt Herr Dr. Neander (Kirchengesch. II. 3. 1406.), wir bezweifeln aber, ob mit Recht, ein solches Verfahren Schuld.

zeigt sie, wie lebendig, wie mächtig das Wort Gottes, wenn es nur ein voller, zuversichtlicher Glaube ergreift, von dem Jenseits zu uns redet. Sodann redet der Verfasser von der Beschaffenheit derer, für welche jene Ruhe bestimmt ist, und dem Elende derer, welche ihrer verlustig gehen. Die letzte Darstellung gehört wohl zu dem Herzdurchdringendsten, was von Menschen geschrieben worden ist; hier tritt auch dem gläubigen Christen der furchtbar ergreifende Gedanke vor die Seele: Wie, wenn nach so vieler Gnade, die der Herr an dich gewandt, das Ende von allen deinen Wegen dennoch die Verdammniß wäre? Und die Schauder der Ewigkeit in der Trennung von Jesu, der uns liebte und suchte, durchbeben unser Innerstes. An eine Vorstellung, wie nothwendig es also sey, nach der Ruhe der Heiligen ernstlich zu trachten, schließt sich die Beantwortung der Frage: Wie wir gewiß werden können, daß wir in die ewige Ruhe eingehen? — und die Einschärfung der Pflicht, auch Andere zu erwecken, daß sie nach dieser Ruhe trachten. Der in den schwersten Leidenskämpfen geübte Verf. zeigt sich von einer besonders schönen Seite in dem Abschnitt, der davor warnt, die Ruhe der Heiligen auf Erden zu erwarten. Die letzten Abschnitte handeln davon, wie man hienieden schon im Himmel wandeln, und namentlich in der Betrachtung der himmlischen Dinge leben möge. Er ermahnt deshalb, die Ewigkeit nicht bloß so nebenbei, hie und da, dann und wann einmal auch in's Auge zu fassen, sondern zu bestimmten Zeiten ganz ausdrücklich sie zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Den Schluß bildet ein Beispiel einer solchen Betrachtung; ein geistliches Herzensgespräch von hinreißender Gewalt und reicher Gedankenfülle. Indem der Verf. sein Herz zu dem Gedanken an das Schauen des Herrn von Angesicht zu Angesicht erhebt, spricht er hier: „Doch komm noch näher heran, meine Seele, mit deiner feurigsten Liebe. Sieh, welch eine Schönheit hier vor dir steht! Braucht man dich hier noch zur Liebe zu ermahnen? Hier ist ein Festmahl für deine Augen und alle deine Seelenkräfte; bedarf es vieler Ermahnungen, daß du dich hinsetzest und genießest? Kannst du dich in ein wenig glänzende Erde, in einen wandelnden Erdenklos verlieben, und diesen Gott, diesen Heiland, diese Herrlichkeit nicht lieben, die so unermeßlich liebenswürdig sind? — — — Oder suchst du einen innig vertrauten Herzensfreund? Deine Augen haben zwar den Heiland nicht gesehen; aber du hast seine Stimme gehört, die Unterpfänder seiner Liebe empfangen, und an seiner Brust gelegen; er lehrte dich, dein eigenes Herz und sich selbst erkennen; er that dir dies erste Fenster auf, durch das du in den Himmel blicken kannst. Hast du es vergessen, wie dein Herz so sicher schlief, und er es aufweckte? wie es so hart war, und er es weich machte? wie es so widerspenstig war, und er es sich unterwarf? wie es falschem Frieden sich hingab, und er ihn störte? wie er es brach und wieder heilte? Hast du vergessen, wie oft er dich in Thränen fand, wenn er deine verborgenen Seufzer und Klagen gehört hatte, und nun Alles verließ, um zu dir zu kommen und dich zu trösten? wenn er dich gleichsam in seine Arme nahm und sprach: „„Armes Herz, was quält dich so? Warum weinest du, da ich doch so sehr für dich geweint habe? Sey gutes Muthes, deine Wunden heilen und sind nicht tödtlich, ich habe sie zu deiner Gesundheit, nicht zu deinem Verderben dir geschlagen.““ . . . Solche herzerquickende Worte hat der Heiland zu mir gesprochen. Als ich nun nach diesem allen dennoch zweifelhaft wurde an seiner Liebe, da erinnere ich mich noch wohl dieser seiner überwältigenden Worte: „„So viel habe ich für dich gethan, du Sünder, um dir meine Liebe zu bezeugen, und dennoch zweifelst du? Durch welche noch kräftigere Beweise soll ich dir denn meine Liebe zu erkennen geben? Glaubst du denn nicht, daß ich aus Liebe zu dir in mein bitteres Leiden ging? Hab' ich mich nicht im Evangelium als ein Löwe gegen deine Feinde und als ein Lamm gegen dich hingestellt, und doch willst du noch meinen Langmuthssinn verkennen? Hätte ich Wohlgefallen an deinem Verderben, wozu hätte ich zu leiden und zu sterben brauchen? wozu dir nachgehen mit so unermüdlicher Zudringlichkeit?““ . . . Dies, ja dies waren die seligen, süßen Worte, die sein Geist aus seinem Evangelium mir in's Herz sprach, bis er mir zu stark ward, und ich mich zu seinen Füßen niederwarf und ausrief: Mein Heiland, mein Herr und mein Gott, du hast mein Herz gebrochen und hast es geheilt, du hast es überwunden und gewonnen, nimm es hin, es ist dein! Herr, welch eine Summe von Liebe bin ich dir schuldig! und wie wächst meine Schuld unabläßig an! Wie soll ich solche Liebe erwiedern? Oder kann mein Scherflein dir deine Centner Goldes zurückzahlen? Soll ich mein erborgtes Fünkchen Liebe gegen die Sonne der Liebe setzen?“ —

Doch wir brechen ab mit dieser kleinen Probe, zumal da das Buch seit den drei Monaten, die es erschienen ist, sich schon selbst die Bahn gebrochen hat. Möge es der Segen des Herrn in recht viele Häuser und Familien, zu recht vielen Trost und Stärkung bedürftigen Herzen begleiten! —

Nachrichten.

(Griechenland.) Der Amerikanische Prediger Jonas King schreibt aus Athen: „Die Baierschen Truppen, 360 Mann, sind hier angekommen und haben einige Tag danach die Akropolis in Besitz genommen. Wir fühlen uns nun von der Furcht befreit, die wir lange vor den unordentlichen Griechischen Soldaten, vor Raubern und Dieben hatten. Ich habe jetzt an dem Prediger Elias Riggs einen Gehülfen meiner Arbeiten. Fünf Schulen habe ich errichtet, drei Lankasterſche, eine für Mädchen und eine Hellenische, d. h. für Unterricht im Altgriechischen, in der Grammatik, Erdkunde, Mathematik, Englisch und Französisch. Diese Hellenische Schule zählt gegen 70 Schüler von 7 bis 35 Jahr alt, darunter ein 20jähriger Priester und ein 35jähriger Diakon. Jeden Sonnabend erkläre ich in derselben einen Abschnitt der heiligen Schrift, und Sonntags halte ich eine Auslegung in Griechischer Sprache in einer der Lankasterschulen, wozu die anderen Schüler alle eingeladen sind. Es ist ein regelmäßiger Gottesdienst mit Gebet und Gesang. Nachmittags predige ich Griechisch in meinem Hause für eine kleine Versammlung; ferner habe ich wöchentlich zweimal katechetischen Unterricht.“ Die Baierschen Truppen haben einen evangelischen und einen Römischen Feldprediger, beide sind in Nauplia, dem einstweiligen Sitz der Regierung. Der evangelische Prediger ist ein ausgezeichneter junger Mann von ächter Frömmigkeit, Julius Meyer aus Baireuth. Jeden Sonntag schließt die Mannschaft auf der Burg Palamidi ein Viereck um den Prediger unter freiem Himmel; wenn die Predigt zu Ende ist, tritt der Priester an die Stelle des Predigers und liest vor derselben Mannschaft die Messe; eine Union eigener Art, wobei die Römisch-katholischen Soldaten besser versorgt sind, als die evangelischen. Prediger Meyer bedauert, bis jetzt noch wenig Neigung für's Evangelium unter seinen Landsleuten gefunden zu haben; im Krankenhaus lernte er einige durch die Noth zerbrochene und empfänglich gemachte Herzen kennen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1823. Sonnabend den 7. December. № 98.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Was die Kirchen- und Dogmengeschichte betrifft, so sind seine wissenschaftlichen Verdienste auf diesen Gebieten am größten. „Semler," sagt der neueste Bearbeiter der Dogmengeschichte (Baumgarten-Crusius I. S. 44.), „ist ohne Zweifel der Erste, welcher auf die Bearbeitung der Dogmengeschichte hingedeutet hat, wie er selbst auch allenthalben Vorarbeiten für sie gegeben." Wie schon gesagt, haben wir es hier nicht eigentlich mit seinen Verdiensten um die Wissenschaft zu thun, sondern nur mit seinem Wirken, insofern es den Rationalismus vorbereitete. In den historischen Disciplinen ist dieses nun vorzugsweise durch seine Eingenommenheit gegen die Kirchenlehre überhaupt geschehen, wie dies auch von Baumgarten-Crusius a. a. O. bemerkt wird.*) Er geht absichtlich darauf aus, vorzüglich den Zustand der ersten Christen, dann aber auch die Beschaffenheit der Kirche überhaupt und namentlich diejenigen Lehrer, welche vorzüglich als Verfechter der Orthodoxie auftreten, in möglichst schlechtem Lichte darzustellen und dies wird ihm um so leichter, da es ihm an Tiefe und Geist gebricht, um in anscheinenden Gegensätzen die Einheit zu entdecken, in unbeholfener Einkleidung, wie namentlich bei Tertullian, das Mark des Gedankens und in Ansichten und Vorstellungen, die von den seinigen weit abliegen, überhaupt nur irgend einen Sinn und Gehalt. So erscheinen denn Männer, wie Tertullian, Augustin, Bernhard, Thomas von Aquin, bei ihm nur in abschreckendem Lichte. Tertullian ist der „höchst sonderbare" und „fanatische," Augustin ist der „spitzfindige," der aber doch „hie und da richtige Begriffe hat," Bernhard der „andächtelnde" — so war für Spittler und Henke eine gute Vorarbeit gegeben. Selbst bei Männern, wie bei Chrysostomus und Theodoret, stellt sich Semler'n Alles, was von den Begriffen des achtzehnten Jahrhunderts weit abliegt, im grellsten Lichte dar; so wird jede Eingenommenheit für das Mönchthum auf's Schärfste der Censur unterworfen. Chiliasten, Gnostiker, Mönche, Eremiten, erscheinen ihm nur als blinde Schwärmer.*) Dagegen labt er sich, sobald er auf einen Gei-

*) In seinem fruchtbaren Auszug der Kirchengeschichte I. 40. heißt es z. B. gleich zu Anfang von den Schriftstellern des ersten und zweiten Jahrhunderts: „Die Quellen der meisten Vorstellungen waren sehr unächt, die Griechische Alexandrinische Uebersetzung, viele erdichtete Griechische Aufsätze, die voll fanatischer Vorstellungen und Träumereien waren. Es ist vornehmlich zu bedauern, daß von sogenannten ketzerischen Schriften fast gar nichts übrig ist; aus manchen Ueberbleibseln sieht man leicht, daß sie lesenswürdiger gewesen seyn mögen, als die elenden Aufsätze der katholischen Partheien."

*) Es ist indessen nicht zu übersehen, daß grade Semler, vermöge seiner Ansicht von der totalen Verschiedenheit von Religion und Theologie leicht dahin kommen konnte, auch da, wo sehr verderbte theologische (wie er es nannte) Vorstellungen herrschten, die Förderung guter religiöser Grundsätze anzuerkennen. Bei seinen Ansichten von der praktischen Gleichgültigkeit theologischer Ueberzeugungen, hat er daher auch häufig papistische Irrthümer milder beurtheilt als sonst die Protestanten. Ja er ergriff auch zuweilen die ächt historische Betrachtungsweise, und rechtfertigte gewisse Verirrungen für die Zeit, d. h. erkannte an, wie unter Leitung der Vorsehung sie zum Besten für die Zeit dienten. Sehr merkwürdig ist in der Hinsicht folgende Stelle in seinen theologischen Briefen von 1781. 2te Samml. S. 46. über die Scholastik: „Ich weiß wohl, daß Viele, zumal Protestanten (es fehlet auch nicht an Jesuiten) diese scholastischen neuen Theorien gemeiniglich sehr übel beurtheilen, als hätten sie die wahre christliche Erkenntniß unterdrücken helfen. Ich werde auch gewiß nicht läugnen, daß Manche in der Neigung und Liebhaberei ihres sic et non, fast Leichtsinnige, zu weit gegangen sind. Man thut aber der Sache zu viel, wenn man so gradehin von scholastischem Systemwust redet. Gesetzt (welches doch in der concreten Welt nicht möglich war), es wäre die ganze Successio der Scholastik gar nicht da gewesen: ist es gewiß, daß alsdann das reine Christenthum, die sogenannte Christusreligion,

siesverwandten, auf seinen lieben „freidenkenden" Pelagius stößt, dessen epistolam ad Demetriadem er bekanntlich 1775 mit Schutz- und Trutzanmerkungen versehen herausgegeben hat. Da er auf diesem Gebiete immer neu und reich an Entdeckungen war und häufig aus Anderen unzugänglichen Materialien Mittheilungen machte, so wurden diese kirchen- und dogmenhistorischen Schriften besonders studirt und sowohl bei denen, die sie genauer studirten, als auch bei denen, die nur eine oberflächlichere Kenntniß davon nahmen, war damals der allgemeine Eindruck, wie erstaunlich schlimm es doch um die Kirche bis zu der Zeit hin gestanden habe, wo die Aufklärung ihre Fackel geschwungen, wie erstaunlich wenig Frucht eigentlich das Christenthum durch alle Jahrhunderte hindurch gewirkt, wie erstaunlich viel verdrehte Köpfe einen berühmten Namen in der Theologie erlangt, und somit — ein Widerwille und Ekel an den ganzen patristischen und kirchenhistorischen Studien, so daß der Herzensfreund Semlers, der jüngstverstorbene Hofrath Schütz, der bekannte Gönner lustiger Schwänke, nichts mehr bedauerte, als daß es nicht besondere Vademecums aus den Kirchenvätern gebe, und daß Bahrdt dem Minister Zedlitz vorschlug, das kirchenhistorische Studium der jungen Theologen auf einen Auszug der wichtigsten Data und ein Enchiridion der glänzendsten Narrheiten aller Zeit zu beschränken, zur Warnung für die Gegenwart. — Bedenkt man nun andererseits, wie viel unsere neueste Zeit dadurch gewonnen hat, daß die jungen Theologen wieder zum Studium der Kirchenväter und Reformatoren zurück und überhaupt zu einer würdigen Behandlung der Kirchengeschichte hingeführt worden sind, so wird man ermessen, wie viel Schaden Semler auch in dieser Hinsicht gestiftet habe.

Nach dieser Uebersicht von Semler's Neuerungen auf den verschiedenen Gebieten der Theologie wenden wir uns wiederum zu seiner Persönlichkeit zurück. Wie war es möglich, fragt man, daß dieser selbige Mann, der in allen Disciplinen das Alte umgestoßen hatte, bald darauf, im Jahre 1779, als Vertheidiger der Trinität, der Gottheit Christi, der ihm so verhaßten Mirakel des Alten und Neuen Testaments, der Unsterblichkeitslehre im A. T. gegen den Fragmentisten auftreten konnte, und gleich darauf mit dem stärksten Ausdruck des Unwillens als Gegner des Bahrdtschen Glaubensbekenntnisses? Es hat diesen Mann, der nichts weniger als gleichgültig gegen die Ehre bei seinen Zeitgenossen war, fast sein ganzes Leben hindurch ein herbes Schicksal getroffen. Von der ersten Zeit seines Auftretens an bis 1780 trifft ihn bittere Rüge, Schmähung und laute Anklage von Seiten der rechtgläubigen Parthei. Die Büzower, Göttinger, Jenaer und andere theologische Zeitschriften überhäufen ihn mit Vorwürfen, in der Nova bibliotheca ecclesiastica wird er ein homo impius et Judaeis pejor genannt. Piderit, damals Professor in Cassel, erhebt eine Anklage gegen seine Lehre bei dem Corpus Evangelicorum in Regensburg, die Hallischen Collegen in dem ersten Jahrzehend seiner Wirksamkeit verdächtigen ihn auf alle Weise — da er keine Beschuldigung und keinen Tadel unbeantwortet hingehen ließ, so hatte er beständig Vertheidigungsschriften zu verfassen. Jemehr indeß der Zeitgeist gegen die 80ger Jahre hin sich umschwingt, desto schwächer werden die Angriffe, die Heroen der theologischen Litteratur um jene Zeit, ein Ernesti und Michaelis, bald auch ein Döderlein, hat er ohnedies, wenn auch bei manchem eingestreuten Tadel, zu Bewunderern; so schien sein Ruhm immer mehr gesichert zu seyn. Ganz anders stellt sich die Sache mit dem Beschluß der 70ger Jahre. Gleich beim Erscheinen der Fragmente verbreitet er selbst die Nachricht, daß er als Gegner derselben auftreten werde. Niemand will es glauben, er theilt uns selbst ein Brieffragment des Professor Peter Miller aus Göttingen mit, worin derselbe ihm erklärt, daß es auch ihm unbegreiflich vorgekommen sey, wie ein Semler namentlich zum Schutze der biblischen Wunder auftreten werde. Kaum ist sein Werk erschienen, so äußert sich überall die Klage über Heuchelei, Zweizüngigkeit, Jesuitismus; dem Manne, welcher zwei und zwanzig Jahre lang dem Königl. Seminarium in Halle mit Ruhm vorgestanden, wird von dem rationalistischen Minister Zedlitz die Leitung desselben abgenommen mit dem ausdrücklichen Bemerken im Rescript: „er habe durch sein bisheriges Betragen sein Ansehen auswärts mehr verloren, als er meinen möchte" —; es erscheint seine Widerlegung des Bahrdtschen Glaubensbekenntnisses und der Zorn über ihn bricht aller Orten los. Am Gewaltigsten fallen die Invectiven in der Basedowschen Urkunde: Eine Urkunde des Jahres 1780, Von der neuen-Gefahr des Christenthums durch die Semlersche Vertheidigung desselben wider den Fragmentisten. Die Frechheit dieses Basedow, welcher Semler'n, seinen bisherigen trauten Freund und Gastgeber, durchgängig als Zweizüngler behandelt, geht so weit, daß er ihm hier eine dreifache Alternative stellt: entweder zu zeigen, daß Basedow ihn mißverstanden, oder zu bekennen, daß er sich wieder zur Orthodoxie bekehre, in welchem Falle Basedow ihn, wie jeden anderen Orthodoxen, mit tödtlichem Haß verfolgen werde, oder daß er eigentlich ein Naturalist sey, der sich nur aus Schwäche verstellt habe, in welchem Falle Basedow sich anbiete, seine Einkünfte mit ihm zu theilen. Wie die damaligen Zeitschriften und fast alle Stimmen, die über Semler laut wurden, von einer Treulosigkeit Semler's gegen seine frühere Ueberzeugungen reden, so wird auch für jetzt noch von einem Wendepunkte in Semler's theologischen Ueberzeugungen von den 80ger Jahren an gesprochen. (Man vergleiche z. B. Fuhrmann in seinen Aufhellungen neuerer Gottesgelehrter S. 244.) Die ihm wohlwollenden Zeitgenossen, wie der Herr Teller (Ueber Ernesti's Verdienste S. 49.), sprechen den Wunsch aus, „Gott möge ihn vor ähnlichen Retractationen bewahren, als er sie bisher gethan," u. s. w. Diese gangbare Ansicht von einer bei Semler statt gefundenen gänzlichen Umänderung seiner Ansichten ist aber durchaus irrig, wie Jeder anerkennen wird, der entweder den Gang der Ueberzeu-

---

überall in Hütten und Palästen geherrscht haben würde? Wer so denken kann, vergißt zugleich die langsam fortschreitende Erkenntniß der Menschen, die Ordnung und Weisheit der Providenz; und erhebt seine persönliche Weinigkeit so hoch, daß man seinen regen Schöpfungsgeist gern in der Schwebe sieht, aber es ist nichts weiter als leere Worte, denen wir gewiß nicht sogleich unsere eigene Urtheile zu unterwerfen haben. Woran sollten denn damalen junge Köpfe geübt werden, da man noch keine Griechischen Originale hatte, und wenig litterarische auctores in Händen waren, die sich Jeder noch dazu erst gut oder schlecht abschreiben mußte? Freilich nach diesen neuen Einsichten wäre es auch besser gewesen, daß die Buchdruckerkunst schon unter Kaiser Karl wäre erfunden gewesen; aber wie lange soll man dergleichen selbstbeliebige Einfälle noch anhören?" Hätte nur diese Art der Betrachtung seine ganze Kirchenhistorie durchdrungen! —

gungen Semler's verfolgt hat, oder von den nach dem Jahre 1780 aus seiner Feder geflossenen Büchern Notiz genommen. Wie er es uns in seinem Leben ausspricht (Th. 1. S. 96.), hatte er bereits, als Baumgarten die verschiedenen abweichenden dogmatischen Ansichten der Theologen vortrug, wie er es nennt, „einige Einfälle über den Unterschied von Religion und Theologie." Er war stets gewohnt, die katholische Lehre der Kirche als ein Band zu betrachten, welches bloß dazu dienen solle, die Lehre gleichförmig zu machen, billigte die Ausbildung einer akroamatischen Theologie im Gegensatz zur biblischen, weil die letztere zu unbestimmt sey und daher alle möglichen Irrthümer zulasse (s. die unter seinem Präsidio gehaltene und gegen Büsching gerichtete Dissertation de praestantia Theologiae acroamaticae prae sic dicta biblica 1758) und schrieb immer der Obrigkeit das Recht zu, zu bestimmen, was gelehrt werden solle, so daß diese es zu verantworten habe, wenn die Kirchenlehre eine schlechte Gestalt annehme. Ueberall hatte er sich ja dahin ausgesprochen, daß man mit den biblischen und kirchlichen Terminis sehr verschiedene und doch alle zur moralischen Ausbesserung dienende Ansichten verbinden könne. Er gerieth mithin keineswegs mit sich selbst in Widerspruch, wenn er den Fragmentisten und Bahrdt, so wie auch nachher Basedow deshalb angriff, daß sie die christliche Religion gradezu umstoßen und abschaffen, oder wenigstens wesentliche Neuerungen in Kirchenlehre und Gottesdienst einführen wollten. Er gestattete ihnen für sich — und das nannte er Privatreligion — bei den kirchlichen und biblischen Lehren sich zu denken, was sie wollten, nur müßten sie nicht die einmal hergebrachte öffentliche Lehre stören, denn wenn man hier anfange Veränderungen vorzunehmen, so nehme es gar kein Ende, Alles gerathe in Verwirrung und viele gute Seelen, die einmal an den bestimmten, hergebrachten Worten klebten, geriethen in Verirrungen. Wie er bereits in der Zeit, wo ihn selbst die Angriffe auf seine Heterodoxie auf's Härteste trafen, über sein eigenes Verhältniß zur Kirchenlehre dachte, zeigt unter Anderem besonders sein Buch: Abhandlung über die rechtmäßige Freiheit der akademischen theologischen Lehrart, in bescheidener Antwort auf Herrn Professor Danov's Sendschreiben, auch Beantwortung einiger Schriften über Röm. 9, 5. Halle 1771. Dort sagt er S. 16.: „Alle diese Stellen aber, die etwa in manchen von meinen Schriften mögen anzutreffen seyn, enthalten nicht Theile derjenigen wirklichen Lehre, die ich etwa selbst (im Unterschiede von der gemeinen Kirche) von Christi höherer Natur so behauptete, daß ich dabei die allgemeine sogenannte katholische Lehre selbst fahren gelassen, bestritten, oder für falsch und unrichtig erklärt hätte, als welches sogar wider die Grundgesetze einer mit feierlichen Privilegien versehenen protestantischen Universität anstoßen, und mich unfähig machen würde, die allgemeine Lehre, wie es die alte und bekannte Unterscheidungslehre der katholischen Kirchenparthei ist, in der sogenannten Dogmatik, mit Beweisen und Gründen vorzutragen, und in der Polemik die Einwürfe aller unkatholischen Partheien, welche eine ganz andere Lehre für alle Christen einführen, ehrlich zu widerlegen." Neuerungen schließt er hier zwar nicht aus, macht sie aber von dem jedesmaligen Gutheißen der Lutherischen Landesobrigkeit abhängig. „Ob wirklich stets und in Ewigkeit es zur reinen Lutherischen Kirche gehört, aus dem großen Katechismo von Hexen, Zaubern, Wettermachern u. s. w. alle Jahre alles zu wiederholen; ob es ganz charakeristisch und antheutisch Lutherisch sey, nicht Unser Vater aus unseren Deutschen Bibeln, sondern Vater unser aus dem Katechismo zu beten u. s. w., nicht wenig solcher Aufgaben, die wirklich die Verbesserung der Lehrart in unserer Zeit angehen, könnte ich hinschreiben, worin ein jeder treuer Prediger und Lehrer selbst das Recht hat, nach seinem jetzigen Beruf, den Unterricht ohne Stolz und Prahlerei, mit Vorwissen seiner Obern, zu bessern, ohne erst auf sogenannte Einstimmung anderer Lutherischer Kirchen zu warten, oder ein responsum von der sogenannten Lutherischen Kirche in anderen Staaten sich geben zu lassen, ohne seines Landesherrn besondere Einwilligung. Das Consistorium, sein Landesherr, ist es, von dem er Beruf und Befehl hat, nicht eine Lutherische Kirche in abstracto."

Allerdings waren es erst die Zeitverhältnisse gewesen, welche ihn dahin gebracht hatten, diesen Gedanken, daß in der öffentlichen Religion nichts geändert werden dürfe, bestimmt herauszustellen, weil eben auch erst im Fortschritte der Zeit dergleichen freche Angriffe erfolgten, aber entgegen war diese Betrachtungsweise seinen früheren Ansichten nicht. In der That wäre ein ungeheurer Grad von Verstellung erforderlich, wenn Semler, welcher von 1780 an sich stets in seinen Aeußerungen über das Verhältniß von Privatreligion und öffentlicher gleich blieb, und der sonst überall als so offenherzig erscheint, entweder diese Ansicht nicht wirklich gehegt, oder in der Versicherung geheuchelt hätte, daß er nie anders über diese Sache gedacht habe. Wie sehr trägt jene Aeußerung über Retractationen, die er S. 50. in seinen Zusätzen zu Teller's Schrift thut, den Charakter der Ehrlichkeit, wie rührend gesteht er, daß si magnis parva haec componere fas est, er sehr gern um des gemeinen Nutzens willen dulden wolle, mit Melanchthon, varius, instabilis, nimis lenis, timidus genannt zu werden, daß er nach dem: dies diem docet bekenne, täglich mehr Besserung und Retractationen nöthig zu haben, und spricht dennoch zu gleicher Zeit aus, daß er sich gar nicht bewußt sey, welche Retractationen denn er seit 1779 gethan haben solle. Nachdem er nun einmal auf diesen Gegenstand geleitet worden, hat er ihn von jener Zeit an immer auf's Neue wieder behandelt und unter allen Formen ausgesprochen in seiner Antwort auf Basedow's Urkunde, in seiner Lebensbeschreibung, in seinen theologischen Briefen, in den Zusätzen zu Teller's Schrift, in seinem Büchlein: Ob der Geist des Widerchrists unser Zeitalter auszeichne, in seinem Versuch, die gemeinnützige Auslegung des Neuen Testaments zu befördern, in seinem Buche über historische, gesellschaftliche und moralische Religion der Christen, vorzüglich in seiner Vertheidigung des Königlichen Religionsedikts. —

(Schluß folgt.)

Litterarische Anzeige.

1. Biblische Historien nach dem Kirchenjahre geordnet, mit Lehren, Liederversen und Schul-Liturgien versehen, mit Angabe des mit den Historien gleichlaufend zu ertheilenden Katechismusunterrichts, für Schüler, Lehrer und Familienväter bearbeitet von Franz Ludwig Zahn, Seminar-Direktor. 1 Exemplar 12½ Sgr. — 30 Expl. 9 Thlr. — 1 Expl. mit mit Bildern 20 Sgr. Mörs am Rhein beim Verfasser, Dresden in der Waltherschen Hofbuchhandlung. 1832.

2. Dr. Martin Luther's Handbuch zur biblischen Geschichte nebst dessen Vorreden zu den Büchern der heiligen Schrift. Ein Erbauungsbuch für jeglichen Christen, ein Hülfsbuch für Lehrer und Eltern, welche unterrichten wollen nach Zahn's biblischen Historien. Erster Theil. Das Alte Testament. Mörs am Rhein, beim Herausgeber. Dresden, in Commission der Walther'schen Hofbuchhandlung. 1832.

Bekanntlich erschien bereits in den Jahren 1830 und 1831 von Zahn: „Biblische Geschichte, nebst Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der christlichen Kirche." Eine zusammenhängende Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, die mit der Schöpfung beginnt und mit dem dritten Jubelfeste der Augsburgischen Confession endigt. Hiezu als Handbuch für den Lehrer: „Das Reich Gottes auf Erden. Erster Theil. Das Alte Testament." Ersteres ist bereits stereotypirt und von letzterem eine zweite Auflage erschienen.

Da aber die „Biblische Geschichte" mehr für die obere Klasse der Volksschule sich eignet, so sind diese „Biblischen Historien" dagegen mehr für die Mittel- und Unterklasse bestimmt. So wie jene, so erzählen auch diese fast nur mit den Worten der heiligen Schrift selbst, auf daß die Kleinen mit der einfach kindlichen Redeweise der Schrift vertraut werden. „Denn wer vermöchte" — sagt der Verfasser — „ganz abgesehen davon, daß wir Gottes Wort haben, besser, kindlicher zu erzählen?" — Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der „Historien" aber, wodurch sie sich von allen früheren Schriften der Art unterscheiden, ist, daß sie sich an das Kirchenjahr anschließen. — Die Schöpfungsgeschichte beginnt daher mit dem Dreieinigkeitsfeste, und das Alte Testament schließt mit dem letzten Sonntage des Kirchenjahres. Mit dem ersten Advent-Sonntage beginnt das Neue Testament, wo sich nun die Geschichte sehr schön an die Sonn- und Festtage der Kirche anschließt bis zum Osterfeste. Die Geschichten der vierzig Tage, der Himmelfahrt und der Pfingsten kommen bis Misericord. Dom. Dann bis Pfingsten die Apostelgeschichte. Kaiser Nero. Tod Pauli, Petri, Jakobi. Zerstörung Jerusalems. Der Apostel Johannes. Ausbreitung des Reiches Christi in Deutschland. Für jede Woche sind im Durchschnitt drei Historien bestimmt. „Der aufmerksame Lehrer wird sich leicht in diese sehr einfache Ordnung finden. Lehrer, die diesen Gang in ihren Schulen, Familienväter, die ihn mit den Ihrigen zu nehmen versuchen, werden hoffentlich ihn liebgewinnen, und nimmer lassen; und Schul-Inspektoren in größeren und kleineren Kreisen werden bald wahrnehmen, welche Vortheile auch in äußerer Hinsicht hiemit verbunden sind. Und diejenigen werden mit noch besonderer Freude die äußere Einrichtung dieser Historien billigen, die da wünschen, daß Kirche und Schule Hand in Hand recht einträchtiglich gehen möchten, weil keine Anstalt ohne die andere gedeihen kann." — Eben so wünscht der geehrte Verfasser, daß sich auch der Katechismusunterricht an das Kirchenjahr anschließen möge. Es ist daher bei jeder Woche auch der Theil des Katechismus angegeben, der in derselben soll durchgenommen werden. Auch hier stimmen beide, Katechismus und Geschichte oft merkwürdig überein: Schöpfung — erstes Gebot. Einleitung. Kain und Abel. — Erstes Gebot. Furcht Gottes. Abraham's Berufung — Liebe zu Gott. Isaak's Geburt und Opferung — Vertrauen zu Gott. Joseph gibt sich zu erkennen — viertes Gebot ꝛc. Mit dem Advent beginnt der zweite Artikel. Endlich sind noch jeder Historie Lehren, ein Bibelspruch und ein Liedervers „aus dem Schatze unserer alten Kirchenlieder" hinzugefügt, so wie dem Ganzen drei Schul-Liturgien: auf das Trinitatisfest, auf den Advent und auf das Christfest, und vierzig sauber lithographirte Bilder werden, wenn es gewünscht wird, für 7½ Sgr. noch beigegeben, um zu den Geschichten, die sie darstellen, beigebunden zu werden. Durch alles dies unterscheiden sich die „Historien" von der „Geschichte."

So wie aber dort bei der Geschichte, so gibt der Verfasser auch hier ein Handbuch für den Lehrer, und zwar

Dr. Martin Luther's Handbuch zur biblischen Geschichte

Eine sehr glückliche Idee. Wie Wenige sind im Stande, Luther's Werke sich anzuschaffen. Und wer unter denen, die sie besitzen, hat Zeit und Lust, aus diesen mächtigen, bändereichen Folianten oder Quartanten das herauszusuchen, was der theure erleuchtete Mann Gottes über die biblischen Geschichten da und dort gesagt hat. Hier findet man das Hauptsächlichste über das Alte Testament in der gehörigen Ordnung beisammen. Das sind köstliche Schätze aus verfallenen Gruben wieder an's Tageslicht heraufgebracht. Wer unseren Luther als Historiker noch nicht kennt, der wird erstaunen über diese ungemein reiche und lebendige historische Phantasie, die freilich mit seinem Glauben und inneren Leben genau zusammenhängt und — so wie immer — daraus hervorgeht. „Es ist ein rechter Historienmaler, der mit seinem saftigen Pinsel lebendige Bilder dir vormalet; er stellet es gleichsam vor die Augen, als wäre man dabei. Diese schöne Kunst lerne hier, und du wirst, unter Gottes Beistand, Frucht davon sehen unter deiner Kinderheerde." Aber nicht bloß für Lehrer wird das Büchlein von Nutzen seyn, denen es einen reichen Stoff, und tiefe Exegese liefert, sondern wir wünschen, daß es als Erbauungsbuch in jeder Familie seyn möchte. Man hat schon mit vielem Segen verschiedene Auszüge aus Luther's Schriften. Hier ist ein vollständig geordneter über die wichtigste und heiligste Geschichte. Von Nutzen dürfte es vielleicht für diejenigen, die darüber weiter und ausführlicher nachzulesen wünschen, gewesen seyn, wenn jedesmal angegeben wäre, wo die entlehnte Stelle im Originale zu finden. Luther's herrliche Vorreden über die Bücher der heiligen Schrift (Alten Testaments) werden ebenfalls Vielen willkommen seyn.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 11. December. № 99.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Schluß.)

Semler hat aber auch nach jener Periode seiner angeblichen Aenderung keineswegs seine eigenen neologischen Ansichten — wie er doch hätte thun müssen, wenn er heucheln wollte — zurückgenommen, im Gegentheil, er hat sie in manchen Beziehungen noch weiter ausgebildet, er hat noch nach jener Zeit Farmer's Briefe über die Dämonischen herausgegeben, Townson's Abhandlung über die vier Evangelien, Kiddel's Abhandlung von der Eingebung der Schrift, Zusätze zu Lord Barrington's Versuch über Christenthum und den Deismus u. s. w., welche Englischen Schriftsteller ihm alle noch nicht weit genug gehen, so daß er in seinen Anmerkungen über ihre laxen Aeußerungen noch weit hinausgeht. In den Zusätzen zu Lord Barrington S. 278. geht er so weit, zu sagen, die Ansichten von Christen und Deisten ließen sich freilich nicht unter einen Hut bringen, „wenn sie gleich in eigenen moralischen Uebungen sich sehr nahe kommen und mit einander zum unfehlbaren Gewinn und Vortheil aller ihrer Zeitgenossen wetteifern können und sollen;" diese Aeußerung ist von 1783. Ja grade bei Herausgebung seiner Widerlegung des Fragmentisten kündigt er ein Werk an, welches der sogenannten Freiheit der Privatreligion bis zum äußersten Maaße Vorschub that; damit sich nämlich die Naturalisten nicht entschuldigen könnten, daß die Theologen ihre Einwendungen zu unterdrücken suchten, kündigte er ein Magazin für die Religion an, welches allen gegen das Christenthum geschriebenen Aufsätzen offen stehen sollte, und zwar so, daß er selbst sofort die Antworten auf alle Einwürfe beifügen würde. Von diesem Magazine sind auch wirklich drei Theile erschienen. Es enthält die rohesten Ausgeburten fanatischer Opposition gegen das Christenthum. Man vernehme z. B. wie in einem Aufsatze das Christenthum des Paulus, die Erlösungslehre dargestellt wird: „Es ist ein gewisser Ort zwischen der Erde und der Welt in dem sogenannten Aether, den man Himmel nennt; dies ist mehr als Elysium, mehr als ein Paradies; dies ist die Wohnung des höchsten Regenten der Welt. Dieser Regent oder König hatte hier, noch ehe er die Erde entstehen ließ, einen Liebling; ungefähr wie Jupiter den Ganymedes, den er über Alles zärtlich liebt, und der ihm in Allem gehorchet. Nachdem aber die Menschen sich durch ihre eigenen Sünden und Laster unglücklich gemacht hatten, Gott sie aber doch nicht sogleich verloren gehen lassen wollte: so wußte er keinen anderen Rath, seinen Zornbecher auszuleeren — als seinen Liebling, den er seinen Sohn nennt, herzugeben — um als ein Schlachtthier sein Blut für die unglücklichen Menschen, zur Tilgung ihrer Sünden, zu vergießen. In diesem Augenblicke also, da die Erfüllung angehen soll, hält der Sohn an den Vater folgende Anrede." Freilich fügt nun Semler jedem Unsinn jener rationalistischen Ausgeburten eine Widerlegung bei, diese ist indeß so mild und bescheidentlich gehalten, und gibt jenen Stürmern so außerordentlich viel nach, daß dieses Magazin für Religion in jener Zeit vielen Schaden gestiftet haben muß und gewiß ein Zeugniß dafür ablegt, daß Semler nach dem Jahre 1780 weder den Orthodoxen simulirte, noch auch wirklich zur Orthodoxie sich bekehrt hatte. — Hätte Semler sich wesentlich geändert, so hätte sich dies wohl namentlich aus seiner Schrift von 1784: Ob der Geist des Widerchrists unser Zeitalter auszeichne, ergeben müssen. Während man erwarten sollte, daß er hier in die lebhaftesten Klagen darüber ausbrechen würde, daß die Abweichungen von der kirchlichen Lehre immer größer und allgemeiner würden, spricht er auch hier wieder ganz gelassen davon, daß ja das Privatchristenthum nothwendig sehr verschiedenartige Gestalten annehmen müsse, daß man durchaus nicht auf Uebereinstimmung in der christlichen Privatsprache dringen dürfe und daß, wenn ja solche Naturalisten auftreten, wie Bahrdt, diese doch eben nicht mehr innerhalb der christlichen Religion selbst bleiben, auch nirgends eine öffentliche Anstellung erlangen, und daß es ja auch schon in der ersten Kirche heiße, sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns, denn wären sie von uns gewesen, so wären sie bei uns geblieben. *) Endlich finden

*) Was will in jener Schrift der Schluß derselben S. 211. sagen?: „Die christliche kirchliche Religion ist stets lokal, kann also nie die Religion aller Menschen werden, nie hat sie Gott dazu

wir auch den ganzen früheren Semler in jenen Gesprächen wieder, welche uns aus den letzten Abendstunden seines Lebens A. H. Niemeyer berichtet in der Schrift: Semler's letzte Aeußerungen über religiöse Gegenstände zwei Tage vor seinem Tode 1791. Wie schmerzhaft ist es, hier z. B. Folgendes zu lesen: „Auf einer Seite, meinte er, sey noch der alte Pfaffendünkel viel zu tief in einer Menge armer unwissender Leute, die nun Diener Gottes hießen. Es ist nicht wahr — hier ward er sehr lebhaft — man muß es nicht leiden, daß sie mehr Diener Gottes sind, als andere Menschen, die zum Besten der Welt arbeiten. Diener der Gesellschaft sind sie, die ihnen den Auftrag gibt, zu lehren, und der sind sie so gut responsabel, wie jeder andere Mensch. Es ist falsch, wenn sie nur ihr eigenes Forum anerkennen wollen. Die Unterwerfung unter die bürgerliche Macht in Frankreich ist eine große Begebenheit, die wir erlebt haben, die große Folgen haben wird. (Er war sonst gar sehr gegen diese ganze Revolution eingenommen und ein strenger Vertheidiger der Fürstenrechte.) Bei uns sind wir noch nicht so weit, setzte er hinzu. Aber es muß dahin kommen. Die Prediger müssen es aufgeben, durch ihren Stand qua talis auf andere Menschen wirken zu wollen. Das muß ja ein kläglicher innerer Zustand eines Menschen seyn, der nie an eine Ausbesserung seiner Seele gedacht, sich nie mit dem Großen, was in der Christuslehre liegt, vertraut gemacht hat, und nun am Ende denkt, das Erscheinen des geistlichen Mannes soll eine ganz neue innere Historie in ihm anfangen, die sich an nichts Voriges anschließt."

Noch ein Umstand ist hier zu erörtern, welcher gewöhnlich mit der angenommenen Veränderung der Ueberzeugungen Semler's in Zusammenhang gebracht wird, die Alchymisterei seiner späteren Lebensjahre. Man meint hieraus erweisen zu können, daß er nicht nur in den späteren Jahren zum Glauben zurückgekehrt, sondern selbst über denselben hinaus in Schwärmerei übergeschlagen sey. Doch auch diese Annahme ist nicht richtig. Wir dürfen es ihm glauben, wenn er in der Einleitung zu den Zusätzen zur Deutschen Uebersetzung von Fludd's Schutzschrift für die Rosenkreuzer 1785, von seiner Vereinigung mit einigen Freunden zum Goldmachen sagt: „Nichts als der Wunsch für stete Bereicherung des Wissens und nützliche Entdeckungen in dem unumgränzten Mineralreiche vereinigte uns in dergleichen Aufmerksamkeit." Wie jedes curiosum ihn anzog, so hatte er, wie er in seiner Lebensbeschreibung erwähnt, schon früh auf die abgelegene branche alchymistischer Litteratur seine Aufmerksamkeit gerichtet, um so mehr, da solche Alchymisten gewöhnlich Mystik und Theosophie vortrugen, und Semler auch die theosophische Geistesrichtung als ein curiosum verfolgte. Dazu kam, daß er wirklich ein Interesse für naturhistorische Gegenstände besaß, wie er denn auch eine Schrift: über einige Erscheinungen der Schnecken im Winter, herausgegeben hat und zwar in Folge seiner Ernennung zum Ehrenmitgliede der Hallischen Gesellschaft der Naturforscher, unter dem Titel: Versuch eines Diarium über die Oekonomie mancher Insekten im Winter. 1782. Es scheinen diese Arbeiten nur aus einer ähnlichen Liebhaberei hervorgegangen zu seyn, wie seine Sammlungen zur

bestimmt. Ihr Inhalt war nie einer und derselbe, er kann es auch nicht bleiben; er kann sich aber in's Unendliche entwickeln und alsdann kann er alle einzelne historische Religionen in sich auflösen, aber keine historische Religion kann allgemein werden."

Geschichte der Formschneidekunst in Deutschland von 1782. — Freilich steigerte sich bei ihm jene Liebhaberei grade zum Goldmachen in seinen allerletzten Jahren bis zu einem solchen Grade, daß man wohl zweifelhaft seyn kann, ob nicht andere Motive, als die bloße wissenschaftliche Neugierde, dabei mitwirkten, da man zumal aus mehrfachen Andeutungen bemerken kann, daß ihm der Gott Plutos keineswegs gleichgültig war. *) Eine mystisch-theosophische Richtung seiner Dogmatik ist aber dadurch auf keine Weise veranlaßt oder unterstützt worden.

Ein Brief an den Herausgeber über die Breslauer Angelegenheit.

Theurer Freund.

Sie fordern mich auch schriftlich auf, in den Breslauer Streitigkeiten einige Worte zu sagen; dabei haben Sie aber selbst, obgleich mißbilligend, in der Ev. K. Z. einen Grund angegeben, der bisher manche Reformirte und Lutherische Theologen von der Beantwortung jener unglaublichen Angriffe und Mißgriffe zurückhielt, die Entfernung, in der wir bis jetzt, geistig wie leiblich, von jenem neuen Lutherthume gestanden haben. Dieser Grund erhält bei mir wenigstens noch eine Verstärkung dadurch, daß meine geringe Kraft und Muße durch wesentlichere Bedürfnisse in Anspruch genommen, und die Aufmerksamkeit auf viel bedeutendere Differenzen, auch unter den Gläubigen, unwillkührlich hingezogen wird. Obgleich nun einige dieser näher liegenden Streitfragen mit den Breslauischen in Verhältniß stehen, so wird doch eben hiedurch die gleichzeitige Beschäftigung mit beiden Arten nur noch schwieriger und unangenehmer. Es gibt nämlich theils gradezu entgegenstehende Irrthümer zu bekämpfen, theils solche, die nur unter veränderter Form dieselben sind, z. B. mit demjenigen, der jenen biblisch-geschichtlichen Nachweisungen der Nothwendigkeit einer Separation (Nr. 68. der Ev. K. Z.) zu Grunde liegt. Ueberdies und vor allem Anderen liegt aber ein Grund unseres Stillschweigens einerseits in der Beschaffenheit jener Vorwürfe und Angriffe auf die Reformirte Lehre und Kirche, andererseits in den Ansichten und dem Betragen, die uns die wahre Natur und die Ehre dieser unserer Kirche in solchen Fällen gebietet. Ich denke dies am besten zu erklären, wenn ich hier sogleich die Stellung angebe, in der ich mich, immer dem Geist und den Grundsätzen meiner Kirche gemäß, zu ihr selbst und zu der Lutherischen zu befinden glaube.

*) Da wo er von Ernesti's Bedächtigkeit in dogmatischen Neuerungen redet (Zusätze u. s. w. S. 18.), setzt er mit Emphasis hinzu: „Ernesti war reich!" Semler aber war wenigstens gegen Gelderwerb nicht gleichgültig, wie dies außer der Tradition derer, die ihn noch gekannt haben, auch manche seiner eigenen Aeußerungen bezeugen. — Bei der Gelegenheit machen wir noch auf eine interessante Notiz aufmerksam. Es ist bekannt, wie viel Aufsehen die Ernestische Bestreitung des munus triplex in der Dogmatik erregte, und wie allgemein sie in die Lehrbücher der Dogmatik Eingang fand. Semler berichtet uns nun in jener Schrift S. 11., wie er einst dem Ernesti geklagt, daß es ihm fast unmöglich sey, sich länger in jene antiquirte Lehrform zu fügen, er könne aber keine Aenderung vornehmen, sonst würde es vollends heißen, der Semler sey Socinianer geworden; da habe Ernesti erwidert: „Nun so will ich's thun." Sonach wäre demnach jene berühmt gewordene — an sich aber sehr unbedeutende — Abhandlung de munere triplici eigentlich auf Semler zurückzuführen.

Die Kirche Christi ist, wie innerlich, so auch äußerlich, eine allgemeine. Ihre Einheit (immer äußerlich) beruht auf der Einheit ihres Ursprungs aus derselben, infallibeln und unzerstörlichen, apostolischen Predigt, deren Grundstein hinwiederum, durch den Geist des Vaters, in Petrus gelegt wurde. Sie erhält sich, je mehr die Einheit der Predigt — im vollen Sinne des Wortes, also die Reinheit, Vollständigkeit und praktische Treue in Verwaltung der Lehre — bewahrt wird; und sie beweist sich durch die Bruderliebe, also auch durch den, nach Bedürfniß des Orts und der Zeit mehr oder minder engen, äußerlichen Verband der einzelnen Kirchen oder Christenversammlungen. Sie erhält sich aber auch fortwährend als Einheit, so daß es unmöglich ist, eine Kirche zu stiften oder zu finden, die, wenn sie wirklich christliche Kirche ist, nicht auch äußerlich mit der ersten apostolischen Kirche zusammenhinge, und von da aus, durch irgend eine Ueberlieferung, das Princip ihrer Existenz erhalten hätte, die göttliche Berufung.

Die Kirche ist allgemein, katholisch, ökumenisch, nicht nur in Bezug auf die äußerliche Ausdehnung, sondern auch innerlich, in Bezug darauf, daß nirgend und niemal, weder an Ort, noch Zeit, noch Person ein Primat und Principat geknüpft ist, als ob nur von da aus die Kirche durch Christum belebt, regiert, gestaltet und umgestaltet werden könnte.

So fest wir also glauben, daß Gott nur durch seine erwählte und ausgerüstete Werkzeuge in der Kirche Großes und Kleines wirkt, und zugleich nur in und vermittelst der Kirche, so sehr sind wir überzeugt, daß Gottes Kirche weder in Rom noch in Wittenberg ihr Haupt hat oder hatte, und seine Wahl zum Reformator eben so wenig auf einen Einzelnen sich beschränkt, als sie an die sichtbare Ueberreichung des Bischofstabes gebunden ist.

Israelitisch zu reden: Es gab mehr als einen Propheten zu einer Zeit, so es Gott gefiel, und der Priester war ja immer eine ganze Schaar. Ich sehe also nicht ein, warum gar im N. B. nur ein Reformator geglaubt werden soll, und die Güte Gottes verachtet, die uns Schaaren von Evangelisten gab, Männer, die wir vielleicht nicht mehr kennen und nennen, die aber dort in der Blutkrone der Ueberwinder prangen.

Jeder hat allerdings ein Maaß der Gaben; doch dieses Maaß ist in Jesu Christo, und wir haben einen einzigen Kanon — nicht in biblisch-kirchenhistorischen Parallelen, wie sie unsere Vernunft und Mutterwitz zieht, sondern im Worte: Ob auf den Grund gebaut wird, der einmal für immer gelegt ist — und den auch jeder von uns kennt, so viel unser gläubig sind und den heiligen Geist empfangen haben, ein unmündiges Kind so gut als der größte Kirchenheld, — und wie darauf fortgebaut werde — worüber Jeder sich verschiedentlich täuschen kann, ein Kirchenlehrer und Kirchenvater oft gleich wie ein Kind, denn „der Tag wird's offenbaren."

Ich halte keine einzelne Kirche — d. h. Gemeinde oder Gesammtheit gleichförmig constituirter Gemeinden — für die ganze Kirche Christi, oder auch nur für eine so vollendete Kirche, daß alle anderen bei ihrem Neubau oder Umbau von ihr den Grundriß entlehnen müßten. Ich bin zu tief überzeugt, daß unser ganzer Zustand hienieden, im innerlichsten und umfassendsten Sinne des Worts, ein provisorischer ist, als daß mir nicht immer noch genug Stoff zu Hoffnung und Sehnsucht überbliebe nach dem, was kommen soll. Ich finde auch, daß grade die tüchtigsten und treusten Diener ihrer Kirchen von aller Vergötterung derselben fern, in unaufhörliche Klagen über die innere Verwüstung, den unaustilgbaren Schaden ausgebrochen sind, und nicht in genußsüchtiger Eitelkeit, sondern in Glauben und Geduld fortarbeiteten, und zwar überall eben sowohl evangelisch als zugleich reformirend, weil eine Reformation und Restauration — (die beiden Worte besagen dasselbe) — den Gemeinden wie den Einzelnen immerfort und unausgesetzt nöthig ist.

Es ist dem Protestanten gewiß, daß die große Hälfte der christlichen Kirche, welche in den Widerspruch eines Römischen Katholicismus verfallen war, ganz besonders einer Reformation bedurfte, und das einer um so durchgreifendern, je tiefer der Schaden war, an dem sie litt. Die Größe dieses Schadens selbst wurde erst durch die ersten Reformationsversuche recht aufgedeckt, und am meisten damals, als der von vielen Seiten zugleich kräftiger und evangelischer als je geförderten und betriebenen Reformation eine immer feindseligere, immer fester in die Lüge sich einnistende Opposition unverhüllt entgegentrat, bis sie zuletzt durch die förmliche Verwerfung und Verdammung des reformirenden Evangeliums sich als eigentlich häretische Sekte neben die evangelischen Gemeinden stellte.

Es ist daher auch gewiß, daß die aus der vorzugsweise so genannten Reformation hervorgegangenen (oder noch vermittelst einer evangelischen Reformation aus der Römischen Sekte heraustretenden) Gemeinden die lebendigen Glieder des Christusleibes, die integrirenden Theile der großen Diaspora sind.

Die Namen Evangelisch und Reformirt sind so weit entfernt sich auszuschließen, daß vielmehr der Evangelische heut zu Tage nothwendig ein Reformirter — d. h. durch die Reformation evangelisch geworden — ist, wie umgekehrt jede nicht mißbräuchlich so geheißene Reformation wesentlich evangelisch seyn muß, widrigenfalls sie eine bloße neologische Revolution wäre. Beide Namen bezeichnen jetzt aber auch zwei wirklich verschiedene Klassen*) der durch dasselbe Evangelium in derselben durchgreifenden, wahrhaft katholischen und ökumenischen Reformation neugestalteten Gemeinden, indem ursprünglich die Namensverschiedenheit grade so unabsichtlich entstand, wie in den ersten Jahren des Christenthums die Einen Nazarener, die Anderen Christianer, die Anderen wieder anders hießen. Denn das werden und müssen wir, wäre es auch bloß der historischen Wahrheit wegen, beständig und vor allen Dingen läugnen, daß irgend eine der antipapistischen Kirchen, wie verschieden sie sich gestaltet haben mögen, aus einem anderen Principe hervorging, als dem ächt reformatorischen. In Frankreich, in der Schweiz und in Sachsen war es ein und derselbe Grund, auf dem gebaut wurde; Heinrich's VIII. selbstsüchtige Bestrebungen scheiterten, der Arianer und der Wiedertäufer antievangelische Sekten wurden überall mit derselben Strenge zurückgewiesen, und so auch die Principien der weltlichen Papstgewalt, des Rationalismus und der Schwärmerei (als Principien) förmlich ausgeschieden.

Ob nun dennoch in der einen oder anderen Kirchenlehre und Kirchenverfassung bald dieses, bald jenes irrige und sündliche Princip, bald mehr bald weniger sich eingemischt habe (wie auch im Leben des Gläubigen die Sünde fortwirkt, obgleich ihre Wurzeln ausgehauen sind), das ist eine Frage, die zwar Calvinisten wie Lutheraner (und Lutheraner wie Calvinisten) nothwendig und immerfort zu erwägen haben, die aber von der Frage über die Göttlichkeit und Rechtmäßigkeit des Ursprungs und innersten Wesens eben so sehr verschieden ist, als die einzelnen

*) Obgleich beide Namen nicht einmal alle Arten der evangelischen Gemeinden umfassen und ordentlich bezeichnen.

Selbstprüfungen des Gläubigen über Lehre und Leben verschieden sind von der Frage über seine Bekehrung, Rechtfertigung, Wiedergeburt und Gnadenstand.

Dieser Ebenbürtigkeit und göttlichen Natur sich freuend, hat es nun die Reformirte Kirche nie nöthig gefunden, die Lutherische Kirche zu mißachten und herabzuwürdigen, und es ist merkwürdig, daß ihr hierin selbst von ihren Feinden unwillkührlich das Zeugniß der Bruderliebe gegeben wird. Sie kann und darf es aber auch nicht nöthig finden, wenn sie noch ferner an sich selbst zu bessern und zu reformiren hat, deswegen „auf die Lutherische Kirche zurückzugehen," die weder ihr Ursprung noch ihr Vorbild gewesen ist, so wenig als die Lutherische Kirche der Reformirten nachfolgte, ja sogar so wenig als z. B. die Lutherischen Gemeinden Würtembergs an die Sächsischen oder Schlesischen auf solche Art gebunden sind.

Die Differenzen in Lehre und Verfassung, wo sie sich vorfinden, sollen weder geläugnet noch bemäntelt werden. Ich komme aber darauf zurück, daß, ihrer unbeschadet, wir uns gegenseitig christliche Anerkennung und Handreichung, ja innige, brüderliche Verbindung schuldig sind, da ja auch einzelne Christen um solcher und noch größerer Verschiedenheit willen sich nicht das Christenthum absprechen oder bei Seite stoßen dürfen. Es kann seyn, daß durch das ganze Reformirte Wesen hindurch sich ein Faden des Irrthums und der Menschlichkeit zieht; ich glaube dasselbe vom Lutherthum; aber gibt mir das ein Recht, dem Bruder zu sagen: Ich will nichts von dir? Zu aller Zeit wäre es häßlich; heut zu Tage aber, da die Gemeinde Christi ganz andere Feinde in ihrer Mitte hat, heut zu Tage (ich kann mich nicht anders ausdrücken) sieht es dem Wahnsinne gleich, der das eigene Fleisch frißt. Gal. 5, 15.

Es ist ein Anderes, die Wahrheit bekennen, in Liebe belehren und strafen, und ein Anderes, den Rücken kehren.

Gott hat dafür gesorgt, daß die Evangelischen Kirchen nicht aus einander können, wenn sie auch wollten, und daß die Differenz nicht zum bleibenden Risse werde. Was uns betrifft, so haben es die Lutherischen längst eingesehen, und bisweilen auch stark genug zum Vorwurf gewendet. Ich zweifle aber, ob es bei ihnen anders aussieht, und sehe hierin eben sowohl, als menschliche Schwachheit, die Langmuth und vorsorgende Gnade Gottes. Ich meine den Mangel an abgeschlossener, absoluter Einheit innerhalb der Lutherischen Kirche selbst, wie innerhalb der Reformirten, die mannichfaltige Nüancirung ihres Systems und ihrer Kirchenformen. Es gibt leider solche, die es läugnen, oder doch sich wohl hüten, ihrem Volke etwas davon zu sagen, und so mag es denn freilich gelingen, ihm durch Gegenüberstellung der beiden entferntesten Spitzen des Lutherthums und des Reformirten Wesens die Distanz als unendlich erscheinen zu lassen, aber auch dies liegt nur im Charakter des ausgearteten selbstsüchtigen Lutherthums.

Zwei dieser Unterschiede, und zwar zwei der hauptsächlichsten treten z. B. höchst merkwürdiger Weise, der eine auffallender, der andere weniger beachtet, grade schon in den zwei

vorzüglichsten Werkzeugen der Sächsischen Reformation hervor. Melanchthon's bekannte Hinneigung zur Calvinischen Abendmahlslehre, die auf seine zahlreichen Schüler überging und nur durch den Arm der weltlichen Obrigkeit im Vaterlande jener Reformation unterdrückt werden konnte, — gegenüber dem Starrsinn Luther's, der ihn selbst zuerst zur Uebertretung des Marburger Friedensvertrages, seine Anhänger aber bald zu noch größerer Lieblosigkeit und dogmatischen Uebertreibungen hinriß; — und zweitens Luther's eigenes, nie widerrufenes Bekenntniß zu der strengsten Lehre vom servum arbitrium und von der absolut unbedingten Gnadenwahl, — gegenüber dem später bis zur Häresie entwickelten Synergismus Melanchthon's.

Eben so gütig und weise, glaube ich ferner, hat dieselbe göttliche Fürsorge für die Einheit der evangelischen Kirchenpartheien ihre absolute Entfremdung verhindert, indem sie keiner gestattete, sich selbst die bereits geschmiedeten Fesseln dauerhaft anzulegen, nämlich diesseits die Formula Consensus, welche die Bezasche Prädestinationslehre, und jenseits die Formula Concordiae, welche die Lutherische Abendmahlslehre in der strengsten, ausschließenden Gestalt als unübersteigliche Scheidewände aufgerichtet hätten.

Wie man nun dazu kommen kann, die Lutherische Kirche selbst nur in ihrem kleinsten Theile — ich rede von den wirklichen und legitimen Theilen derselben, — zu finden, und der Reformirten entgegenzustellen, die eigentliche Gestalt der letzteren aber nicht einmal in ihr selbst und ihren Uebertreibungen, sondern gradezu in ihrer Ausartung und Entstellung durch den Rationalismus zu sehen; und wie man umgekehrt eine solche Polemik bekämpfen könnte, die das Gute im Gegner immer nur zu ignoriren oder gar in Fehler zu verkehren, was sie aber in der eigenen Parthei Mißfälliges vorfindet, ebenfalls zu ignoriren oder dem heimlichen Einfluß der anderen zuzuschreiben weiß, dies ist mir beides bis jetzt gleich unbegreiflich. Nur das können wir Reformirten daraus lernen, wie wir uns zu hüten haben, theils dieses Pseudolutherthum zu bekämpfen, als wäre es die Lutherische Kirche selbst, theils das Gute zu verkennen, was wir dem Einflusse der wahren Lutherischen Kirche verdanken.

Eine historische „Ehrenrettung" der Reformirten Kirche scheint mir wenigstens unmöglich, so lange die Historie so gründlich und systematisch mißhandelt wird; eine dogmatische kann nur in der Weise selbstständiger Abhandlungen statt haben, in denen statt der Sophismen und Gleichnisse menschlicher Vernunft gründliche Bibelforschung die entscheidende Stimme führt.

Kann ich Ihnen in der einen oder anderen Weise für Unbefangene Beiträge liefern, so werde ich es mit Freuden thun; ich muß jedoch gestehen, daß ich auch den völligsten Sieg der Wahrheit in solchen Punkten nicht mit der Freude sehen würde, als in einem derjenigen Artikel, die den Evangelischen Kirchen gemein sind und doch so oft von den Gläubigen unserer Tage verkannt und bezweifelt werden.

G—f. W. St.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 14. December. № 100.

Litterarische Anzeigen.

„Züge aus dem Leben des sel. Joh. L. Pfister, ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von J. Kirchhofer, Pfarrer und Professor der Theologie." (Schaffhausen bei Hurter, 1833. br. VI und 251 S. 8.)

Ein Vorzug, den die enge Bezirkung des Städtelebens der alten Schweiz darbot und noch bis auf den heutigen Tag in verschiedenem Maaße sich erhalten hat, besteht in der Bewahrung und Bewachung der Persönlichkeit und damit in der Achtung und Gedächtnißfeier derselben auch nach dem Tode, als ermunterndes Beispiel, so oft sich der Verstorbene, auch ohne Glanz und Geräusch oder ausgezeichnete Stellung, nur durch gehörige Thätigkeit und heilsamen Einfluß auf das geordnete Gesammtleben eine gewisse Bedeutsamkeit erworben hatte. Der Darstellungen in Bildern nicht zu gedenken, welche, namentlich in Zürich, oft aus Meisterhand hervorgingen, um in dem stillen Kreise seiner nächsten Wirksamkeit und bis auf die Urenkel herab, das gesegnete Andenken eines bescheidenen, aber tüchtigen Bürgers fortzupflanzen, sind die biographischen Denkmäler wohl kaum anderswo so zahlreich und, wir dürfen hinzusetzen: so nützlich und zweckgemäß, als grade hier, wo zugleich die mündliche Tradition ergänzend, berichtigend und belebend nebenhergeht. Man kann darin allerdings, wenn man will, im Allgemeinen etwas Kleinstädtisches und oft Spießbürgerliches erblicken, — wir sind dessen gewohnt, und könnten uns allenfalls damit trösten, daß selbst die Athenienſische Geschichte von einem Göttingischen Professor ähnlich travestirt wurde; *) aber das Kleine ist doch nur dann klein, wenn man es einerseits für etwas Großes und allgemein-Bedeutsames ausgeben wollte, oder von der anderen Seite nicht in der Bedeutsamkeit aufzufassen weiß, die es für seine Sphäre hat. Versteht man dies, so wirft man auch von der Höhe des Staats, der Geschichte, Litteratur und Kunst gerne bisweilen den Blick in das engere Bürgerhaus, und läßt das ermüdete Auge, und wie oft auch den ermüdeten, umgetriebenen Geist! im Anschaun des niedrigen Stilllebens ausruhen. Eine Erquickung und Stärkung, dünkt uns, muß es grade für den Größeren und Größesten seyn, zu fühlen, daß unter ihm auch Herzen schlagen, und nicht eine empfindungslose, ewig unempfängliche Menge, ohne Idee, Tag für Tag im Kreis sich herumdrängt.

Noch mehr aber müssen wir uns freuen, wenn solche biographische Druckschriften wahrhaft christlich sind, d. h. wenn sie uns offen und treu die Einsicht in ein Herz und Leben eröffnen, das auf der Erde des Himmels nicht vergaß, sondern von der Erde weg zum Himmel aufstrebte, und die Einsicht in dieses Streben und Ringen, das nicht dem Menschen selbst, sondern Gott seinen Ursprung und seine Kraft verdankt, dem Gotte, vor dem das Hohe niedrig ist, und der das Niedrige zu Hohem, in seinem Sinne, erwählt. Da verändert sich auch der Maaßstab des Lesers, wenn er anders wirklich zu lesen versteht, — nicht im Buche allein, sondern vor Allem in der Menschenbrust; — er begleitet mit einer innigen Theilnahme die stillen Erfahrungen, die unscheinbaren und doch so tief eingreifenden, die für die ganze Ewigkeit fortwirkenden Ereignisse; Rührung und Betrübniß wechselt mit Empfindungen des Dankes; Freude über

*) Ein Anderes und Neues ist's freilich, wenn ein Königl. Preuß. Professor der Rechte neuerlich die Behauptung des Leidenschaftlichsten aller demagogischen Schriftsteller der Schweiz ruhig nachschreibt: Der gegenwärtige Kampf in der Schweiz sey der zwischen der fortschreitenden, gebildeten Schweiz und (s. v.) der alten Kuh- und Mistschweiz. (S. in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, die Recension einer Troxlerschen Flugschrift.) Wer jenen Kampf — nicht spekulativ, sondern in der gemeinen Wirklichkeit, auch nur von ferne kennt, weiß ungefähr das Gegentheil, und es kann jenem Rec. nicht zur Entschuldigung dienen, sich (vermeintlich) auf den „republikanischen Standpunkt" gestellt zu haben, da der politische Standpunkt, und wäre es selbst der revolutionäre, in Republiken so wenig als in Monarchien die Geschichte verfälschen darf. So viel beiläufig und als äußerlich historische Notiz, da die geistliche Sachlage bereits in diesen Blättern beurtheilt worden, in einem Aufsatze (Nr. 60.), dem wir, als naher und unpartheiischer Zeuge, gern unsere Beistimmung ausdrücken wollten, da der unsrige in der Darstellung älterer Verhältnisse von den neuesten Ereignissen und den noch viel bedeutenderen bevorstehenden Veränderungen gänzlich absieht. Einstweilen besteht und dauert der Kampf der, allerdings neuen — Rohheit und Sittenlosigkeit gegen die alte Bildung und Sitte.

manchen Aufschluß mit unerwarteter, um so tieferer Beschämung; und eine sanfte Beruhigung herrscht über dies Ganze, wenn das Räthsel des Erdenlebens gelöst und mit all seinen Schmerzen und Gefahren im Schoße der seligen Ewigkeit begraben wird. Mitdenken, mitempfinden, mitleben und auch mitsterben ist das, worauf es hier ankommt, um den Genuß und den Nutzen eines christlichen Lebens davonzutragen. Und je anspruchloser ein solches Leben ist, je schlichter und ordinärer in seinen äußeren Verhältnissen, um so mehr zwingt es uns, auf das Eine, was noth thut, zu sehen, um so näher liegt es uns also, um so enger und leichter schließt es sich den Erfahrungen der Mehrzahl und oft auch derer an, die ihm äußerlich am Entferntesten zu stehen scheinen.

Es wird uns jetzt schwer, die vorstehende Lebensbeschreibung näher zu charakterisiren. Und doch ist zu fürchten, daß noch Mancher sich eine unrichtige Vorstellung davon machen dürfte. Es ist also, kurz zu reden, auch im geistlichen Sinne kein ausgezeichnetes Leben, und der Selige war weder ein grober Sünder gewesen, noch in einer plötzlich durchgreifenden, klaren, selbstbewußten Veränderung eines felsenfesten Glaubens, einer gewaltigen, reformirenden Thatkraft theilhaft geworden. Dieser Umstand ist theils aus seiner Individualität zu erklären, theils auch insofern merkwürdig, als er einen Unterschied in den allgemeineren kirchlichen und religiösen Verhältnissen andeutet, zwischen dem Theile der Schweiz, dem Pfister angehörte, und den südlichen, der Deutschen Nationalisterei oder dem Französischen Unglauben mehr oder minder anheimgefallenen Kantonen. In Schaffhausen hat nämlich nach den ersten, sehr lebhaften, theilweise fast konvulsivischen Erregungen des religiösen Lebens (1817 sqq.), und dem Druck der stillschweigenden Verachtung, dasselbe einen sehr geregelten, festen, schönkirchlichen Charakter angenommen und, ohne heftigen Widerstand zu erfahren, meist auf dem Wege ruhiger Ueberzeugung unter allen Klassen der Gesellschaft, namentlich in dem Predigerstande, viele Herzen auf immer für Christum gewonnen. Persönlich war Pfister selbst in der Jugend von jener Erweckung berührt und mit Gläubigen — namentlich dem jetzigen Missionar J. J. Lang — in freundschaftliche Verhältnisse getreten, aber so, daß der Anflug von jugendlicher Gefühlsschwärmerei wieder weichen mußte und mit ihm der Glaube selbst Gefahr lief, der enttäuschten Seele entrissen zu werden. Dies wirkte dann bedeutend auf die Art ein, wie er nach vollendeten Studien zur Erkenntniß und zum Besitz der Wahrheit gelangte, indem er (wie jedes Kind Gottes) auf eine seiner Natur eben so sehr angemessene als widersprechende Art geführt wurde. War er schon seinen Anlagen nach zur phlegmatisch ruhigen und ausharrenden Verstandesreflexion auf sich selbst geneigt, und nun durch jene Erfahrungen noch mehr zu skrupulösem, fast mißtrauischem Zergliedern jeder Empfindung angetrieben, so sollte er grade das größte aller psychologischen Phänomene, die übernatürliche Umwandlung seiner selbst, nicht durch Selbstbeobachtung belauschen, nicht durch verständige Kritik zersetzen können; gegen Natur und Gewohnheit sollte er glauben, vertrauen und in der Entsagung des Gehorsams, geistig wie leiblich, seinen Lauf vollenden, — dennoch überall geführt und fühlbar getragen von der unsichtbaren Hand der zuvorkommenden, errettenden, bewahrenden Gnade. Und so kann man denn auch dieses nüchterne Leben zu tiefer Erbauung lesen, und wer ohne Erbauung, ja ohne Rührung z. B. das Selbstbekenntniß S. 85—91. läse, dem würde weder ein Biograph noch ein Referent zum Verständnisse helfen können.

Das äußere Leben Pfister's enthält trotz seiner Einfachheit manches Anziehende, vorzüglich die stille Ordnung seiner Verhältnisse und den sichern Gang, verbunden mit der Amtstreue, der Selbstbeschränkung und Ausdauer des Verewigten, die einen erquickenden und erbauenden Eindruck hinterlassen. Er war bis 1828 Hauslehrer und einige Jahre lang zugleich Pfarrer einer kleinen, armen Filialgemeinde gewesen, und 1829 von einer anderen Pfarrstelle definitiv zum Religionslehrer am Gymnasium zu Schaffhausen ernannt worden, wo er im April dieses Jahres, nach einem schmerzlichen Krankenlager, im Anfang des ein und dreißigsten Lebensjahres, geläutert und gegründet in die Ewigkeit ging.

Zugleich gibt auch der Lebensgang des Seligen in manchen Theilen einen Beitrag zum Bilde und zur Beurtheilung der Zeit ab. Wir erwähnen hier nur einer kritischen Periode, der Universitätsjahre. Mit schwächeren Eindrücken vom Christenthume, aber doch (menschlich zu reden) mit gutem Willen, wie mit guten Vorkenntnissen, hatte Pfister (1821) erst Göttingen, und gleich darauf Halle bezogen. An letzterem Orte wurde er vom Nationalismus ergriffen, jedoch ohne ganz mit fortgerissen zu werden. Es blieb ihm hohe Achtung vor Christus, und vor der Bibel im Ganzen. Aber der Zweifel erschien ihm bereits als objektiv nothwendig und rechtmäßig — (weil er allerdings für ihn nützlich war); — die Vernunft sollte ihm die Dogmen de Wettisch idealisiren. Von der Wirkung dieses geistigen Zustandes auf eine mit sich selbst so redliche Seele, wie Pfister's, gibt uns ein späterer Brief eine merkwürdige Schilderung.

„Du sprichst mir (schrieb er schon 1825 einem Universitätsfreunde) von unserem Leben in Halle. Du beklagst es mit mir, daß wir uns so oft für nichts entzweit haben, und uns oft so kalt gegenüber gestanden sind. Aber, mein Freund, wie war es anders möglich? — war nicht unsere ganze Stimmung Disharmonie? Trugen nicht alle unsere Verhältnisse den Stempel eines unzufriedenen Herzens?.... Ist es möglich, daß wir mit einem Freunde eins seyen, wenn wir mit uns selbst uneins sind? — Und das war wenigstens bei mir damals der Fall. Die falsche Richtung, welche die heutige Theologie genommen hat, und die sich durchaus nur im Zusammenreißen, nicht im Aufbauen, gefällt, die immer nur nimmt, niemals gibt, diese war für mich die Quelle einer wirklich feindlichen Stimmung, die weder Gott noch Menschen verschont ließ. Es wurden mir Güter geraubt, die ich vorher mit und ohne Grund hoch im Werthe gehalten hatte; ich mußte mich auf irgend eine Weise entschädigen; ich suchte daher dasjenige mit Gleichmuth entbehren zu können, was ich mit Schmerzen verloren hatte. Daher ergab ich mich nun jener Kälte, die Dir oft so wehe gethan hat, mit der ich selbst Eis wurde, und Alles um mich her in Eis verwandelte. Ich triumphirte in meinem Herzen, diese Stimmung mir immer mehr aneignen zu können; und ich wußte nicht, daß dieses die Hauptquelle meines Unfriedens war. .... Ich war dem Manne gleich, dem die eine Hälfte seiner Schätze geraubt wird, und der in der Verzweiflung die andere Hälfte freiwillig fortwirft, um über seine Bettelarmuth frohlocken zu können. .... Ich habe vorhin die Schuld auf den gegenwärtigen Stand der Theologie gewiesen. Ich kann und will nicht rechten mit den Männern, die auf den Kathedern sitzen, und wenn ich mit ihnen hadern wollte, so könnte ich ihnen vielleicht auf tausend nicht eins antworten; ich will daher auch nie über sie ein entschiedenes Urtheil fällen. Aber ich frage Dich: hast Du je in irgend einem der staubigen Hör-

säle in G. und H. nur eine Stimme vernommen, welche Dir mit wahrer Achtung vom Christenthum geredet; nur eine, welche Dir „„das Köstliche des Bischofsamtes““ gezeigt; nur eine, die Dich mit wahrer Liebe gegen den Stifter unserer Religion begeistert hätte? *). Diente nicht Alles dazu, den Mann herabzuwürdigen, der uns über Alles theuer seyn soll? Hatte man nicht wahre Noth, ihn vor den Vorwürfen eines unehrlichen Menschen zu retten? Und wenn der Geist, der von den Kathedern aus verbreitet wurde, in einem Augenblick sich über die Christenheit verbreiten würde, glaubst Du wirklich, die Folge davon würde eine Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit seyn, von welcher sie immer sprechen? — Nein, gewiß nicht! Die Kälte, welche sich auch meiner bemächtigte, würde dann alle Herzen bemeistern; und so wie Christus seiner moralischen Würde als Gesandter Gottes beraubt, und die Fülle der Gottheit, die nach des Apostels Zeugniß in ihm lebte, ihm abgesprochen wird, so theilt sich Alles wieder in die zwei großen Partheien, welche durch das Christenthum aufgehoben seyn sollten, — in einen Stoicism, der hochmüthig auf die Welt hinabsieht, sich selbst und seinesgleichen für weise, alle Anderen aber für Narren hält; und in einen Epikuräism, der flott und lüderlich in der Welt davon lebt. Es gelten dann Schiller's Worte: „„Genieße, wer nicht glauben kann; wer glauben kann, entbehre!““ (S. 108 ff.)

Wir brechen nur ungern ab, um noch von den zahlreichen Stellen aus dem Tagebuche ein paar auszuheben, die uns besonders angesprochen haben.

(1824?) „Die heillose Aufklärung, welche sich an Romanen, an Komödien und Karten mästet, läßt doch, wo sie eingewurzelt ist, keinen Funken wahrer Humanität Feuer fassen. Verwirrung der Begriffe und Sprachen ist eine nothwendige Folge davon. Spreche einer in einer (selon le monde) gebildeten Gesellschaft von Gott, von Himmel, von Heil, von Christus, ob er nicht bald als ein Pietist verschrieen ist; aber allerdings darf man, ohne anstößig zu seyn, die Wörter göttlich, himmlisch, heilig, christlich gebrauchen. Und was sind diese Wörter ohne jene? Etwa, was der Mond ohne Sonne, und was die Blätter und Zweige ohne Stamm und Wurzel. Unsere Zeit kennt nichts Wahres und Selbstständiges (objectum) mehr; sie hat sich ganz in Adjectiva aufgelöst" (S. 66.).

(1826.) „Daß wir doch verdammt sind, uns die Uebel, welche uns in dieser Welt quälen, selbst zu schaffen! — Mit Geißeln, welche wir selbst geflochten, zerhauen wir uns. . . . . Wir peinigen uns mit Dingen, die weder von Gott noch Menschen über uns gekommen sind, deren Quelle vielmehr tief in uns liegt. Wir kommen auch mit diesen Selbstpeinigungen selten an ein baldiges Ende; sondern wir hören wohl mit der einen auf, um mit der anderen noch schmerzlichern wieder anzufangen. Wenn uns auch die Furien des Gewissens nicht quälen, so plagen uns die Tollheiten der Phantasie, wenn wir auch nicht mit der profanen Welt an einem Joche ziehen, so sind wir doch von der Tyrannei der Ideale gedrückt. Kurz, des Klagens ist kein Ende auf dieser Welt. Wir bereuen an einem fort, um es in dem nächsten Augenblicke noch schlimmer zu machen. Und wie bitter ist das Gegengift für dieses Uebel!" (S. 118 f.) —

Was die Art der Abfassung vorliegender Schrift betrifft, so sagt schon der Titel, daß sie vorzüglich Auszüge aus den

*) Der Herausgeber bemerkt, daß Pfister hier den sel. Knapp vergessen zu haben scheint.

hinterlassenen Briefen, Tagebüchern, Aufsätzen und Gedichten enthält. Als Mangel glauben wir nur bemerklich machen zu müssen, daß das Ganze zu bruchstückartig aussieht, namentlich für fremde Leser. Dies hängt mit der nächsten Bestimmung derselben und dem oben im Eingange berührten Charakter solcher Denkschriften im Allgemeinen zusammen. Dem einheimischen Leser schwebt immer das Bild des Mannes selbst vor. Vieles weiß er bereits; Manches darf bloß angedeutet werden. So scheinen uns die Nachrichten über die erste Epoche zu sparsam, und späterhin kann man einmal bloß errathen, daß auch geistigere Leiden und Entsagungen den Seligen bereiteten.

Der treffliche Verfasser, auch durch die Herausgabe hinterlassener Schriften von Georg und Johannes Müller der Lesewelt bekannt, zeigt besonders die Gabe, für ein religiöses Publikum (im allgemeinen Sinne des Worts) zu schreiben. *) Wir wissen aber auch, daß sie ihm nicht, wie manchem Anderen, zur Versuchung gereicht, das Christenthum zu entnerven und die reine, gesunde Lehre zu verwässern. Wir dürfen also getrost wünschen, daß es ihm gefallen möge, auch Eigenes in reicherem Maaße uns mitzutheilen, damit der Segen Gottes, mit dem er in seinem Berufe wirkt, auch einem größeren Kreise zu Theil werde.

G—f.

Funfzig Fabeln für Kinder. In Bildern gezeichnet von Otto Speckter. Nebst einem ernsthaften Anhange. Hamburg bei Fr. Perthes.

Die Weihnachtszeit naht und manche Eltern sind in Verlegenheit um Bücher, welche sie den jüngeren Kindern schenken wollen. Alle Zeitungen sind voll Anzeigen solcher Bücher; wie sind aber die meisten derselben nur auf Spekulation geschrieben und gedruckt! Zum Theil charakterisirt sie schon ein marktschreierischer, zudringlicher Titel, hieß doch eins: „Bitte, bitte, lieber Vater, liebe Mutter, beste Tante, guter Oncle, schenke mir das allerliebste Buch mit den schönen ausgemalten Kupfern und den vielen hübschen Erzählungen."

Obige funfzig Fabeln sind nun ganz vorzüglich zu einer Weihnachts- oder Geburtstagsgabe für Kinder geeignet. Es sind funfzig feine lebendige Bilder, besonders treu sind die Thiere dargestellt; unter jedem Bilde ist eine kurze Fabel, welche das Bild deutet, im ächten, naiven Kinderstyl. — Unächten naiven Kinderstyl haben wir leider genug kennen gelernt in so vielen widerlichen Kinderschriften unkindlicher Menschen, die doch recht kindlich thun und sich mit Einfalt zieren.

Jede kleine Fabel gehört so ganz zum Bilde, unter welchem sie steht, daß wir kaum eine Probe ohne Bild geben

*) Man vgl. sein Schriftchen: „Das Missionswerk, betrachtet nach seiner Wichtigkeit und Nothwendigkeit" ꝛc. (Schafth. 1832. 8. S. 72.) Es ist dies eine Rede, gesprochen, als zum ersten Male die seit 1819 in Schaffhausen bestehende Missionsgesellschaft ihre Versammlungen in eine kleine Kirche verlegen durfte, wo sie nun monatlich durch den Verfasser und andere gläubige Prediger gehalten und von Stadt und Land, ja aus den benachbarten Kantonen zahlreich besucht werden. Es ist auch diese größere Freiheit — durch Gottes Gnade — eine unerwartete Folge der Zeitereignisse, „die Manche zu größerem Ernste und Nachdenken in den höchsten Angelegenheiten des Menschen erweckten," und namentlich auch hie und da den Obrigkeiten fühlbar machten, wo eigentlich ihre Feinde, und wo gegentheils die wahre Stärke und Gesundheit des Staats seyen.

sollten. Da sitzt z. B. vor dem Hause ein feister dummer Mops auf einem Stuhl, neben ihm steht ein munterer frischer Jagdhund, die Aussicht ist in's Weite über's Feld in den Wald. Drunter diese Fabel:

Mops und Jagdhund.

M. Möcht ich doch nicht so immer zu
Laufen durch Wetter und Wind, wie du!
J. Möcht ich doch nicht in der Stube stecken
Tage lang in den staubigen Ecken!
M. Kann ich doch auf dem Sopha liegen.
J. Springen und Laufen, das ist mein Vergnügen.

Jagdhund lief fröhlich durch Feld und Wald,
Fragte nicht: ist es warm oder kalt?
Mops der blieb gar bedachtsam zu Haus,
Ruhte den halben Tag lang aus;
Ach und sein Fett das plagt ihn sehr,
Hatte nicht Kraft noch Athem mehr.

Der ernsthafte Anhang enthält meist kleine fromme Gedichte für Kinder, zuletzt eine Zusammenstellung schöner Bibelsprüche. Auch von den Liedchen hier eine Probe:

Wo sind alle die Blumen hin?
Schlafen in der Erde drin,
Weich vom Schneebettchen zugedeckt.
Stille nun, daß sie Niemand weckt.
Uebers Jahr mit dem Sonnenschein
Tritt der liebe Gott herein,
Nimmt die Decke hinweg ganz sacht,
Ruft: ihr Kinder, nun all erwacht!
Da kommen die Köpfchen schnell herauf,
Da thun sie die hellen Augen auf.

Bilder, Fabeln und Gedichte des ernsthaften Anhangs sind von demselben Verfasser und aus einem Gusse. So sehr uns auch die ernsten Gedichte gefallen, so wünschten wir doch, manches ältere, schöne, den Kindern herzlich liebe Lied möchte in den Anhang aufgenommen worden seyn, wenn es auch nicht ganz zu den übrigen Gedichten zu passen schiene. Wie lieben die Kinder Luther's Weihnachtslied: Vom Himmel hoch da komm ich her! Wie freuen sie sich an Paul Gerhard's: Geh aus, mein Herz, und suche Freud! Und so haben wir noch viele schöne Kinderlieder aus jener guten alten Zeit, da es noch Männer von kindlichem Sinn und Glauben gab, die, ohne sich zu zieren und kindisch zu werden, den Kinderton anstimmten. Solche Kinderlieder, die eben so schlicht als tiefsinnig sind, wachsen mit uns auf, ja, wie Jugendfreunde, werden sie mit jedem Jahre dem Herzen lieber. Ihre wesentliche Wahrheit und Schönheit verblüht nicht, weil sie aus dem Wort entsprungen sind, das in Ewigkeit bleibt.

Nachrichten.

(Bern. Bericht der evangelischen Gesellschaft, den 3. Herbstmonat 1833.)

Der 43 Oktavseiten starke Bericht enthält zuerst das Reglement der Gesellschaft, in dem uns die mehrfach ausgesprochene Anhänglichkeit und Treue gegen die Reformirte Landeskirche und die reine Lehre der Helvetischen Confession und des Heidelbergischen Katechismus in der gegenwärtigen Zeit allgemeiner Zerrissenheit und Zerflossenheit besonders anspricht. Der Bericht selbst beweist die Redlichkeit, mit der die Gesellschaft diese Grundsätze aufstellt, die Demuth und Liebe, in der sie dieselben zu verwirklichen sucht, und mehr als Alles, die Gnade, mit der Gott auf schwieriger Bahn sie führt und segnet. Sie steht nicht abgesondert und vereinzelt da, sondern freut sich, recht vielen ähnlichen Vereinen die Hand zu reichen: der Missionsgesellschaft und dem Vereine für Freunde Israels in Basel,*) der Missionsgesellschaft in Schaffhausen, den evangelischen Gesellschaften von Genf und Zürich, der Brittischen und ausländischen Bibel- und verschiedenen Deutschen und Französischen Traktatgesellschaften. Besonders aber hat sie den Wunsch und bis jetzt auch wirklich die große Freude, die christlichen Vereine im eigenen Kantone sich vermehren und sich mit ihr vereinigen zu sehen. Außer den drei Hülfsvereinen, die bereits vor einem Jahre bestanden, kamen neun bis zehn neue zu Stande, die größtentheils von gläubigen Predigern geleitet werden, so daß es im ganzen Kantone „nur wenige Gegenden gibt, wo wir keine Anknüpfungspunkte haben." Ueberdies finden an vielen Orten Versammlungen statt, die, ohne eigentliche Vereine zu christlicher Thätigkeit zu seyn, und bloß auf die eigene Erbauung gerichtet, mit der evangelischen Gesellschaft in brüderlichen Verhältnissen stehen (der Bericht zählt funfzehn namentlich auf), und bei dem Verfall der Evangelischen Kirche gewiß in ihr einen segensreichen Stütz- und Mittelpunkt finden. Selbst im Colportiren, zuerst in dem (katholischen) Kanton Luzern, versucht sich die Gesellschaft. „Bald mußten wir indeß wahrnehmen, daß der Beförderung des Reiches Gottes auf diesem Wege (durch Hausiren mit Bibeln und Traktaten) in der Schweiz größere Hindernisse entgegenstehen, als in Frankreich." Doch war es nicht ganz unmöglich, und gelang namentlich unter den im Kanton Bern befindlichen, geistlich ganz verwahrlosten Polnischen Flüchtlingen. In der Stadt Bern selbst verweigerte dagegen die Stadtbehörde das Begehren, die Missionsversammlungen, für welche das bisherige Lokal zu enge wurde,**) in eine Kirche zu verlegen (was man doch sogar in Zürich seit Kurzem erlaubt), „aus Gründen, über die wir uns hier (sagt der Bericht) kein Urtheil erlauben wollen." Dennoch wurden auch die eigentlichen Erbauungsstunden (Mittwochs, und besonders Sonntag Abends) ziemlich zahlreich besucht. Um ihren kirchlichen Charakter zu bewahren, machte die Gesellschaft denjenigen, welche diese besonderen Versammlungen besuchen wollten, zum Beding, „den öffentlichen Gottesdienst, wo das Wort Gottes lauter und rein verkündigt werde, vorzugsweise zu besuchen." Und um Aergernissen und Lästerungen vorzubeugen, wird nun sogar darauf gesehen, daß Niemand sie regelmäßig besuche, der durch ärgerlichen Wandel Anstoß gebe. Wenn die Gesellschaft sich hier auf dem engen Pfade zu erhalten und, wie bis jetzt, die Abwege einer selbstständigen Kirchenzucht und einer völligen Zuchtlosigkeit zu vermeiden weiß, so hat sie eine große, schwere Aufgabe der christlichen Versammlungen unserer Tage gelöst. Das Mittel dazu kennt sie aber; es ist die Liebe und Weisheit von oben, die Furcht des Herrn und die Scheu vor allem Eigenen.

Die Erbauungs-Bibliothek enthält jetzt 400 Bände. Traktate, ebenfalls sorgfältig ausgewählt, verkaufte sie während des letzten Jahres 2850, verschenkte 4135 und verbreitete vermittelst der Niederlagen auf dem Lande 3737 (Summa 10722). Bibeln verbreitete sie neben der älteren, in ihrer Wirksamkeit nicht geschmälerten Bibelgesellschaft: 232, und 413 N. T. An Geld bedarf sie stärkerer Unterstützung, um den Druck einiger größeren Schriften fortsetzen zu können (des „Cöthnischen" Liederbuchs, eines christlichen Volkskalenders ꝛc.). Es wird ihr aber gewiß so wenig fehlen, als die Segenswünsche und Fürbitten aller aufrichtigen Christen; der das Wollen gab, gibt auch das Vollbringen.

*) Auch den Missionen der evangelischen Brüderunität übermachte sie eine Summe, als „Zeichen der Theilnahme und Bruderliebe."

**) Sie sind doppelt, einmal monatlich für die Heiden, und einmal für die Juden. Auch für die Proselyten sorgt ein Untercommittee.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 18. December. № 101.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

(Fortsetzung.)

Der negative Theil unserer Arbeit ist durch die frühere Mittheilung vollendet. Nachdem wir zerstört haben, liegt es uns nun ob, aufzubauen. Es könnte aus dem Vorhergehenden scheinen, als läugneten wir jede Alttestamentliche Basis der Sabbathsfeier; dem ist aber nicht so; wir glauben vielmehr, daß Luther und viele Andere sich in dieser Hinsicht mehrfach unvorsichtig und einseitig ausgedrückt haben.

Wir müssen hier nothwendig die Bedeutung des ganzen Mosaischen Gesetzes für die christliche Kirche in's Auge fassen. Sobald man das Gesetz als wahrhaft göttlich anerkennt, kann man unmöglich annehmen, daß es jetzt abgeschafft sey, wie das Gesetz Napoleon's, daß seine Vorschriften uns so wenig angeben, wie die Vorschriften des Koran. Da Gottes Willen auf seinem Wesen beruht, Willkühr also nicht in ihn gesetzt werden kann, so kann auch von ihm keine rein zeitliche Gesetzgebung ausgehen. Wenn Luther sagt, Unterricht wie man sich in Mose schicken soll, Werke Th. 3. S. 9., „Moses ist der Juden Sachsenspiegel," so ist dies auf jeden Fall ein unbequemer, und in dem Sinne, wie er ihn nach dem Vorhergehenden und Folgenden gebraucht, ein nur halbrichtiger Ausdruck. Eben so, wenn Melanchthon (Bialloblotzky p. 91.) sagt: „Das Mosaische Gesetz geht uns nichts an, sondern einiges im Gesetze verpflichtet uns, weil es natürlichen Rechtes ist." Ein zeitliches Element hatte das Mosaische Gesetz allerdings; deshalb hat es als äußerer Buchstabe keine Geltung mehr, kann dem äußeren Buchstaben nach oft mit Fug und Recht gradezu verletzt werden. Aber wird dies zeitliche Element ausgesondert, und also das rein geistige Element des Gesetzes gewonnen, so ist dies für uns nicht weniger, wie für das Volk des A. B. Wir haben keine Wahl mehr, ob wir ihm folgen wollen oder nicht, sondern es verwerfen, heißt Gott widerstreben.

Diese Bedeutung des Gesetzes für die Gemeinde des N. B. hat unter den Neueren Mich. Weber (S. d. prol. zum Dekalog in der Ausgabe der libri symbol. 1809) wohl gefühlt, aber nicht zur rechten Klarheit zu bringen gewußt. Er legt sie bloß dem Dekaloge bei, statt dem ganzen Mosaischen Gesetze, auch demjenigen Theile desselben, der gewöhnlich das Ceremonialgesetz genannt wird. Die Scheidung des Dekaloges von dem übrigen Pentateuch, des Moralgesetzes von dem Ceremonialgesetze ist auch hier willkührlich. Das Moralgesetz ist nicht weniger abgeschafft, wie das Ceremonialgesetz; das Ceremonialgesetz hat nicht weniger ewige Gültigkeit wie das Moralgesetz. Das Gegentheil behaupten, heißt den göttlichen Ursprung des ersteren läugnen. Denn diesen vorausgesetzt muß es ja nothwendig Offenbarungen über Gottes Wesen und Willen enthalten, die nur in einer den speciellen Bedürfnissen des Volkes Israel angemessenen Einkleidung erscheinen. Den Grundgedanken aber: die Gebote sind nicht bloß deshalb verpflichtend, weil sie natürliche, sondern auch deshalb, weil sie in den Schriften des A. B. von Gott wiederholt sind, hat er richtig aufgefaßt und vergeblich ist die Polemik, welche Bialloblotzky in der angeführten Schrift S. 135 ff. dagegen erhebt. Dieser stellt den Satz auf: Wenn Jemand nur diejenigen Gesetze eines Gesetzgebers beobachtet, die ihm gut erscheinen, die übrigen aber nach Willkühr vernachlässigt, so folgt ein solcher nicht sowohl jener äußeren Gesetzgebung, als vielmehr sich selbst, wenn er auch zuweilen den Inhalt des Gesetzes durch seine Handlungen ausdrückt, so daß es scheint, als ordne er sein Leben nach dieser Gesetzgebung (S. 146.). Wenn es sich nun mit dem wenn so verhielte, oder so verhalten dürfte, so hätte es allerdings mit dem so seine Richtigkeit. Aber wie könnte dies wohl seyn? Nicht nach Willkühr geschieht die Scheidung des ewigen Gehaltes von der zeitlichen Einkleidung, sondern nach festen Gesetzen. Zu der letzteren kann nur dasjenige gehören, was sich aus dem Wesen der Theokratie als speciell auf sie bezüglich nachweisen läßt. Hierüber kann im Einzelnen Streit statt finden, aber wo ein solcher sich nicht erhebt, da ist von einer Willkühr, ob man folgen wolle oder nicht, keine Rede mehr. Wer nicht folgt legt dadurch seine Verachtung Gottes nicht weniger an den Tag, wie ein ungehorsames Mitglied des Alten Bundes. Auf dieser Ansicht beruht die ganze Geltung des Dekaloges in der christlichen Kirche. Die Wirkung, welche derselbe durch alle Jahrhunderte auf sie ausgeübt hat, zeigt, daß seine Gebote für sie etwas ganz Anderes sind, als freundliche Rath-

schläge. Sie sind dem natürlichen Gesetze nicht untergeordnet, sondern sie gehen ihm parallel; die Art und Weise ihrer Fassung, die begleitenden Umstände ihrer Gebung, die feierliche göttliche Sanktion, sichern ihnen einen Eindruck, welchen das Naturgesetz auch in der besten Fassung nicht erreichen wird. Wie Mancher ist durch das laut in seinem Inneren wiedertönende Sinaitische: Du sollst nicht ehebrechen! vor den Sünden der Unkeuschheit bewahrt worden, den das so leicht zu verwischende und zum Schweigen zu bringende Naturgesetz nicht davor bewahrt haben würde.

Wir haben für die eben entwickelte Ansicht in einem Ausspruche des Herrn eine so schlagende Bestätigung, daß wir uns mit der Führung anderer Schriftbeweise nicht zu befassen brauchen. Es ist dies die Stelle Matth. 5, 17—19.: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu vollenden. Denn wahrlich ich sage euch: bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetze, bis daß es alles geschehe. Wer nun also eins von diesen kleinsten Geboten auflöst, und lehret die Menschen also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich." Die Propheten erscheinen hier nicht als Verkünder der Zukunft, sondern als Prediger des Gesetzes, grade so wie C. 7, 12., 22, 40. Dies wird schon durch das oder, nicht „und," angedeutet, und bestätigt durch den ganzen Zusammenhang, besonders durch das denn in V. 18., wo das Gesetz (das Mosaische) und die Propheten unter dem allgemeinen Namen des Gesetzes befaßt werden. Nur von den Geboten redet auch V. 19., und der Zweck des ganzen Abschnittes, dem diese Verse zur Einleitung dienen, ist deutlich der, eine falsche Ansicht von dem Verhältnisse des Gesetzes zu der neuen Oekonomie zurückzuweisen, so daß die Erwähnung der Weissagung ganz fremdartig seyn würde. Das Auflösen und das Vollenden bilden einen vollkommenen Gegensatz, und beide werden daher zugleich erklärt durch die Erklärung, welche von dem letzteren gegeben wird durch das thun und lehren, wonach das Auflösen nichts Anderes seyn kann, wie das nicht thun und nicht lehren. Jenes Thun und Lehren geschieht nun zuerst durch Christum selbst (mit dem letzteren beschäftigt er sich gleich in V. 20 ff.); theils durch seine Glieder. Was unter dem „bis daß es alles geschehe" zu verstehen sey, wird gegen die, welche bei der Erklärung dieser Worte zu sehr nach dem Scheine der Tiefe haschen, gesichert durch die Parallelstelle Luc. 16, 17.: „Es ist leichter, daß Himmel und Erde vorübergehe, als daß ein Titel des Gesetzes falle." Hieraus geht hervor, daß der richtige Sinn der zunächst liegende ist: das Gesetz wird ewig bestehen bleiben und in keinem Punkte weichen, bis zu seiner vollen Befriedigung.

Hier wird also in den stärksten Ausdrücken die ewige Dauer des Gesetzes und seine Verbindlichkeit für die Glieder des N. B. behauptet. Man darf, was vom ganzen Gesetze gesagt wird, nicht willkührlich auf einen einzelnen Theil beschränken, auf das bloße Moralgesetz. Eben so wenig aber geht es an, unter Buchstaben und Titel einen Buchstaben und Titel des Buchstabens zu verstehen. Dann würde nicht nur dieser Ausspruch Christi im deutlichen und graden Widerspruche mit anderen Aussprüchen des N. T. stehen, sondern schon die gleich folgende Ausführung widerlegt diese Ansicht. Ueber den Buchstaben des Mosaischen Gesetzes geht sie ja offenbar hinaus; seine Idee macht sie geltend, was der Gesetzgeber selbst in manchen Fällen wegen der Herzenshärtigkeit des Volkes noch nicht konnte. Wird aber als wirklicher Bestandtheil des Gesetzes betrachtet, was der Idee nach darin liegt, so muß dieselbe ideelle Behandlung auch consequent durchgeführt, und ihr zufolge das Zufällige von dem Wesentlichen, das Bedingte von dem Unbedingten gelöst werden. Von dem also gefundenen Geiste des Gesetzes kann kein Buchstabe und kein Titel fallen. Die Hauptsumme desselben wird von dem Herrn selbst Matth. 22, 36—40. angegeben, in welcher Stelle die Propheten auch nur als Gesetzesprediger, nicht als Weissager in Betracht kommen.

Was schwindet und bleibt nun aber von dem Sabbathsgebote? Folgen wir Spencer und seiner Schule, so ist des letzteren sehr wenig. Das heiligen bezeichnet ihm nichts weiter als das aussondern zu einem bestimmten Zwecke, nicht der Arbeit, sondern der Ruhe widmen. Die äußere Ruhe steht zu der inneren in gar keiner Beziehung. Sie ist bloße symbolische Darstellung der Ruhe Gottes nach der Weltschöpfung, außer daß sie noch den Zweck hat, den Sklaven Erquickung zu gewähren. Mit ihr ist die ganze Feier des Sabbaths abgethan. Wer ihn außerdem der Betrachtung göttlicher Dinge und gottesdienstlichen Uebungen weihte, that dies auf eigene Hand.

Diese Ansicht enthält allerdings, wie schon früher bemerkt, ein richtiges Element. Daß die Ruhe nach der einen Seite hin eine symbolische Handlung war, und daß hieraus sich zum Theil die große Strenge der betreffenden Verordnungen erklärt, welche uns, denen die Ruhe nur Mittel zum Zwecke ist, nur Entfernung der Hindernisse des Gottesdienstes, nicht in dem Maaße angehen können, wie die Juden, muß anerkannt werden. Aber deshalb hört die Ansicht nicht auf im höchsten Grade einseitig, und in ihrer Einseitigkeit falsch zu seyn.

Nach ihr genügte unter dem A. B. dem Gesetze vollkommen, wer nur keine äußere Arbeit that; er konnte ohne es zu verletzen nicht nur seine Gedanken und Empfindungen ganz von Gott abschweifen lassen, sondern sogar sich groben Ausschweifungen hingeben. Daß dies aber falsch sey, erhellt schon aus dem: Gott heiligte den Sabbath, und gedenke des Sabbath, daß du ihn heiligest. Hierin liegt die ganze Idee des Sabbath ausgedrückt. Daß heiligen die bloße Absonderung bedeuten könne, ist durch die von Spencer angeführten Stellen nicht erwiesen, und kann durch keine anderen erwiesen werden. Wer sähe nicht, daß Joel 2, 15. die Worte: heiliget ein Fasten, nicht bloß bedeuten: bestimmet eine Zeit zum Fasten, sondern ordnet ein heiliges Fasten an, ein solches, welches äußerlich und innerlich dem Herrn wahrhaft geweiht ist? daß Jos. 20, 7. die Worte: und sie heiligten Kedesch in Galiläa, nicht bloß bedeuten: sie bestimmten es zum Asyl, sondern sie weiheten es Gott, so daß es ein Eingriff in Gottes Rechte war, wenn Jemand an einem Flüchtling, der sich dorthin begeben, sein Recht suchen wollte? Den siebenten Tag heiligen, kann nur heißen: ihn Gott weihen. Wodurch dies geschieht, das muß aus der Idee selbst, und aus dem bestimmt werden, was die Grundurkunden der Alttestamentlichen Religion darüber enthalten. — Daß mit der bloßen trägen Ruhe die Feier des Sabbath nicht abgemacht war, erhellt auch daraus, daß an ihm nicht nur ein besonderes Opfer dargebracht, vgl. 4 Mos. 28, 9. 10., sondern auch eine heilige Versammlung gehalten wurde, vgl. 3 Mos. 23, 3., Jes. 1, 13. und 2 Kön. 16, 18. (vgl. z. d. St. L'Empereur bei Spencer p. 78.).

Welchen Umfang und welche Tiefe die gebotene Heiligung des Sabbath hatte, das wurde dem Volke, das nur zu

viele Lust hatte, bei der äußeren Feier stehen zu bleiben, von den Propheten, die Moses selbst zu gesetzmäßigen Auslegern des Gesetzes erhoben, zum Bewußtseyn gebracht. Zwar, wo man so weit ging, auch das Aeußere zu verletzen, da strafen sie, wie Jerem. 17., die Gottlosigkeit in dieser ihrer groben Erscheinung, wie man bei einem Mörder nicht damit anfangen wird, ihm vorzuwerfen, daß er die zarten Pflichten christlicher Bruderliebe nicht erfüllt; aber wo die äußere Feier beobachtet wurde, da erklären sie in den stärksten Ausdrücken, daß damit noch gar nichts ausgerichtet, daß dieselbe ohne Beziehung auf die innere Gesinnung gar nicht für eine Erfüllung des Gesetzes zu halten sey. Jesaias erklärt schon C. 1, 13. in der gleich bei Antritt seines Amtes gehaltenen Rede, die bloße äußere Sabbathsfeier sey Gott ein Gräuel. Worin die wahre Heiligung des Sabbath bestehe, das sagt er positiv C. 58, 13. „Wenn du kehrest vom Sabbath deinen Fuß, daß du nicht deine Lust thust an meinem heiligen Tage, und den Sabbath nennest Wonne, den heiligen (Tag) des Herrn geehrt, und ihn ehrest, daß du nicht deine Wege thust, nicht deine Lust findest und Worte redest." Man beachte hier die Erläuterung, welche der Begriff des heiligens hier dadurch erhält, daß als sein Gegensatz der des Thuns der eigenen Lust, der eigenen Wege bezeichnet wird; man sehe, wie dies als das Wesen der Entheiligung des Sabbath betrachtet wird, als ein freches sich Vergreifen an demselben, dessen Gegentheil das Abkehren des Fußes ausdrückt; wie der Prophet dies Thun der eigenen Lust, des eigenen Begehrens (dem Gesenius ganz sprachwidrig, bloß weil ihm der Gedanke zu tief ist, den Begriff des Geschäftes substituirt) so sehr in seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen Tiefe nimmt, daß er auch das Reden der Worte, d. h. solcher Worte, die nichts weiter als dieses sind, die nicht zur Ehre Gottes und der eigenen und des Nächsten Erbauung dienen, eitele Reden (die Erklärung von Gesenius: Gezänk über Geschäfte und Mein und Dein ist wiederum nichts als eine sprachlich unbegründete Ausleerung) als darunter begriffen betrachtet. Man sehe, wie der Prophet so sehr auf die innere Gesinnung dringt, daß er verlangt, man solle den Sabbath nicht für eine beschwerliche Last halten, durch die man wider Willen von seinem eigenen Thun abgezogen werde, sondern für eine Wonne, für ein gnadenreiches Privilegium, was Gott den Seinen ertheilt, aus der Zerstreuung und den Sorgen der Welt in ihn einzukehren. Wie er verlangt, daß man den Sabbath ehren solle, weil der Herr ihn geheiligt habe, und wie er dies ehren dann also erklärt: Du sollst von deinem eigenen Thun lassen ab, damit Gott sein Werk in dir hab'. — Aus dieser Ansicht der Propheten von dem Wesen der Heiligung des Sabbath erklärt es sich dann auch, warum sie grade an diesem Tage erbauliche Zusammenkünfte hielten, zu denen sich die Gläubigen, wie aus dem Beispiel der Sunamitin erhellt, 2 Kön. 4, 23., auch aus größerer Entfernung begaben.

Dieser tiefere Sinn der Mosaischen Verordnung wurde auch von den späteren Juden erkannt, und darauf beruhte die Sitte, ihn gottesdienstlichen Uebungen zu widmen. Der Alexandriner Philo sagt (de vit. Mos. I. 3. p. 685.): „Es ist eine von den Voreltern empfangene und noch jetzt fortdauernde Sitte, diesen Tag der Wissenschaft und Betrachtung der Natur der Dinge (in seiner hochtrabenden philosophischen Sprache s. v. a. der göttlichen Dinge) zu weihen" Josephus (c. Ap. 2. §. 17.): „Er (Moses) befahl ihnen das Gesetz nicht etwa bloß ein- oder zweimal oder öfter zu hören, sondern in jeder Woche, die anderen

Werke lassend, sich zur Hörung des Gesetzes zu versammeln." Daß diese Ansicht des ganzen Volkes vom Sabbath aus bloßem Mißverstande des Gesetzes hervorgegangen, wie Spencer behauptet, ist wahrlich keine leichte Annahme.

Haben wir nun auf diese Weise die Grundidee des Sabbath unter dem A. B. kennen gelernt, so wird es nicht mehr schwer seyn zu bestimmen, inwiefern diese Verordnung uns angeht, welche Pflichten sie uns auferlegt. 1. Sie zeigt uns, wie Gott zwar nicht, wie der kategorische Imperativ, der Pharao des Moralgesetzes verlangt ohne zu geben, aber auch nicht gibt ohne zu verlangen, wie jede seiner Wohlthaten die Verpflichtung mit sich führt, daß wir ihm uns heiligen. War diese Verpflichtung schon unter dem A. B. wegen der Schöpfung und wegen der Befreiung aus Aegypten eine so große, wie denn erst unter dem N. B., wo Gott seines eingeborenen Sohnes nicht verschonet hat, sondern ihn für uns Alle dahingegeben! 2. Wir ersehen hieraus, daß die menschliche Schwäche, nur zu geneigt, dieser Pflicht zu vergessen, bestimmter regelmäßig wiederkehrender Zeiten bedarf, welche mit Beseitigung aller äußeren Hindernisse ihrer Erfüllung allein gewidmet sind. Behaupten, daß dies Bedürfniß nur unter dem A. B. statt gefunden habe, daß für den Christen jeder Tag ein Sabbath sey, nur für diejenigen die Haltung bestimmter Tage erforderlich, welche dem N. B. nur äußerlich, innerlich dem A. B. angehören, wird gewiß nicht der wirklich Geförderte, sondern nur wer über seinem erträumten Selbst sein wirkliches vergessen hat. Der falsche Spiritualismus, aus dem solche Behauptungen hervorgehen, ist ein Wurm, der weit verderblicher an unserem Leben nagt, wie die Gesetzlichkeit es irgend thun könnte. Was von der Idee gilt, gilt ja nicht ohne Weiteres von dem Individuum, am wenigsten in unserer Zeit, wo die Unreinigkeit so groß, der Glaube so matt, das Streben nach Heiligung so gelähmt ist. Wären wir Glieder Christi und nichts weiter, so brauchten wir keine bestimmten Zeiten mehr zu halten; unser ganzes Leben wäre ein fortgesetzter Gottesdienst. Aber neben dem Geiste wohnt in uns noch das Fleisch, und zwar grade in dem Verhältniß um so stärker, als wir es nicht merken, so daß jeder bestimmter Zeiten der Sammlung um so mehr bedarf, je lauter und zuversichtlicher er sie für überflüssig erklärt, je tiefer er auf diejenigen, als solche, die nicht wissen, welche Zeit es im Reiche Gottes ist, herabsieht, die sie noch für nothwendig halten. Zum Fliegen reicht hin, daß man sich einbildet Flügel zu haben. Wer weiß, daß er keine hat, und demüthig auf seinen Stab gestützt fortpilgert, kommt am Ende doch noch weiter. Mit dem Fortbestehen der Sünde in uns ist zugleich unsere Erregbarkeit durch äußere Eindrücke, unsere Empfänglichkeit für die Einflüsse der Sünde außer uns, die Leichtigkeit der Zerstreuung gegeben. Auf Eisen kann der Funke ohne Gefahr fallen, aber nicht auf Zunder. Daraus folgt, daß wir, um ohne Unterlaß beten zu können, wie es unserem Stande geziemt, zuweilen in's Kämmerlein gehen, und die Thür hinter uns zuschließen müssen, um jeden Tag als Tag des Herrn zu feiern, einen regelmäßig wiederkehrenden Tag Alles abschneiden, was uns in der Andacht stören kann. Dies sind nun überhaupt alle irdischen Geschäfte; das Mehr oder Weniger, also auch das Maaß der Verpflichtung, sie zu meiden, richtet sich nach der Beschaffenheit des Individuums und es lassen sich im Allgemeinen keine Vorschriften darüber geben. Das muß aber bemerkt werden, daß grob körperliche Arbeiten, die man gewöhnlich als am meisten mit der Sabbathsruhe unverträglich erachtet, in der Regel dies weniger sind, wie geistige, auch solche

mit eingeschlossen, die sich mit gelehrter Erforschung der Worte und Wege Gottes beschäftigen. Diese nehmen weit mehr den ganzen Menschen nach Leib und Seele in Anspruch. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Brüssel den 26. November 1833.

Abbé Helsen begnügte sich nicht mit Herausgabe seiner Schrift gegen den Erzbischof von Mecheln; denn in der That wäre dies in Belgien, wo das Volk wenigstens zur Hälfte nicht lesen noch schreiben kann, sehr wenig gewesen; sondern er begann vor einigen Monaten auch öffentlich als Prediger, in einem großen Saale, einer ehemaligen Freimaurerloge, aufzutreten. Papst und Priester werden dabei nicht geschont, ja einer seiner Vorträge war ganz allein dem Beweise gewidmet, daß der Papst der Widerchrist sey, weil die von ihm ausgegangenen Lehren der heiligen Schrift gradezu widersprächen, ja er ging so weit, seine Zuhörer förmlich aufzufordern, sich von dem Papst und der Priesterherrschaft loszureißen, weil sie mit diesen in's höllische Verderben rennen würden, dagegen bat er sie mit Thränen in den Augen und auf das Eindringlichste, doch allein Christo anzuhängen, sich ihm ganz zu eigen zu geben, und zu dem Ende fleißig die heilige Schrift zu lesen, durch deren Lesung er auch allein zu seiner jetzigen Erkenntniß der Wahrheit gekommen sey, während er früher, wie seine Zuhörer, im Irrthum und Aberglauben sich befunden habe.

Diese seine Predigten hält er regelmäßig an den Sonntagen und katholischen Feiertagen zweimal, das erstemal um 9 Uhr in Flamländischer, das zweitemal um 11 Uhr in Französischer Sprache, und jedesmal ist er von etwa 2000 und mehreren Personen umgeben. Im Anfange folgte dem Amen seines Vortrages gewöhnlich ein lautes Beifallklatschen und Bravorufen, das jedoch auf seine Bitte aufgehört hat, und auch darum, weil er nun vor und nach der Predigt die Messe, und zwar in Flamländischer und Französischer Sprache liest. Daß er die Messe noch beibehalten, gehört freilich mit zu den vielen Beweisen, daß er zur evangelischen Wahrheit noch nicht ganz durchgedrungen ist; weit besser wäre es auch, er gäbe die feindlichen Angriffe gegen Priester und Papst auf, die so oft ihren Ursprung aus dem Fleische noch verrathen, und predigte einfach dagegen das Evangelium; Alle, die gläubig würden, ließen, was er angreift, von selbst fallen, und sein Häuflein würde wahrscheinlich kleiner, aber desto geläuterter seyn, denn jetzt gehen offenbar viele Ungläubige in seine Vorträge, die an nichts als an den Schmähungen gegen die Priester Freude haben, gegen die sie schon längst, wie gegen Alles, was positives Christenthum heißt, erbittert waren. Doch sein dringendes Einladen, zu Christo selbst zu kommen, kann vielleicht, mit des Herrn Hülfe, auch dieser Etliche gewinnen. Selbst viele Protestanten befinden sich unter seinen Zuhörern, die an dem Ernst und der freimüthig ausgesprochenen Wahrheit seiner Vorträge mehr Erbauung finden, als an so manchem rationalistischen Wortgeklingel in ihrer Kirche. Die Freunde der Bibelverbreitung in Brüssel haben sogleich diesen Anlaß zu benutzen gesucht, Flamländische Neue Testamente und Französische Bibeln und N. T. in Umlauf zu setzen. Abbé Helsen verrichtet alle Amtsgeschäfte umsonst, da er auch besonders gegen die Gebühren in der Katholischen Kirche eifert. Eine aufgestellte Büchse sammelt vor seiner Kirche freiwillige Gaben für die Miethe des Saales, für die Armen, und zur Einrichtung einer Schule ein. Man sammelt Unterschriften, um von der Regierung die ehemalige Holländische Kirche für die Glieder dieser Katholisch-Apostolischen Kirche, wie Helsen sie nennt, zu erbitten. Diese Kirche dient leider jetzt zur Aufbewahrung von Theaterdekorationen.

Daß die katholische Geistlichkeit diese Spaltung nicht gerne sieht, läßt sich begreifen, aber dennoch schützt die Constitution jede Religionspartei; auch ist noch nicht die geringste Unordnung vorgefallen, noch irgend ein Auflauf, den man anfangs befürchtete. Die Katholiken scheinen andere Mittel ergreifen zu wollen. Seit zwei Tagen predigt ein vorzüglicher Französischer Kanzelredner, wahrscheinlich ein Jesuit, und wird diese Woche hindurch täglich predigen, und zwar, wie man vernimmt, zur Vertheidigung der katholischen Kirchenlehren. Möge aus solchem Streite die helle Wahrheit des Evangelii für alle die hervorleuchten, die ihr Heil und ihre Seligkeit suchen. Zu verkennen ist es übrigens nicht, daß auch unter den katholischen Belgiern manches stille und fromme Gemüth ist, das, zwar befangen in mehreren Irrthümern, doch den Herrn liebt und in dieser Liebe zum Herrn und im Glauben manches Werk der Christenliebe übt. Während reichliche Unterstützungen allen Arten von Leidenden zufließen, ist ihnen auch die Missionssache nicht fremd, und während der unter dem vorigen protestantischen Prediger Merle d'Aubigné, rühmlichen Andenkens, gegründete Missionsverein aufgehört hat, und nur einzelne wenige zu monatlichen Missionsbetstunden zusammenkommende Glieder der protestantischen Gemeinde, wie im Verborgenen das Werk des Herrn fortsetzen, thut das katholische Belgien sehr viel für die Missionen, und viele Belgische Priester arbeiten in frommem Sinn in Kanada und der Umgebung. Nachfolgender Bericht der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens in Frankreich, wie er in einer hiesigen Zeitung stand, muß uns mit Freude erfüllen; — wenn nur Christus gepredigt wird. —

(Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens in Frankreich.)

Die Einnahme der Gesellschaft zur Verbreitung des (katholischen) Glaubens im Jahr 1832 hat die des vorigen Jahres ungefähr um 1000 Franken überstiegen. In einigen Diöcesen hat sie sehr zugenommen, in anderen dagegen abgenommen. Vorzüglich hat dieses Werk reißende Fortschritte in Belgien gemacht. Man sieht aus den Rechnungen der Gesellschaft, daß zu diesem Werke im Jahr 1832 beigetragen haben:

Frankreich	280534 Fr.	35 Cents.
Belgien	26735 „	— „
Deutschland	1800 „	51 „
Die Schweiz	877 „	40 „
Total	309947 Fr.	26 Cents.

Die Summe, welche Belgien beitrug, wurde zusammengetragen auf folgende Weise:

Die Diöcese Mecheln	5,511,67.
„ „ Tournay	7,813,96.
„ „ Lüttich	11,983,57.
„ „ Namür	1,376,31.
„ „ Gent	50,00.

Um Mitglied der Gesellschaft zu seyn reicht es hin wöchentlich 5 Centimen, oder jährlich 2 Franken 60 Centimen beizutragen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 21. December. № 102.

Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen.

(Schluß.)

Auch in dieser zweiten Beziehung hat die Alttestamentliche Verordnung nur noch an Kraft gewonnen. Wir haben ja noch viel mehr Grund, dasjenige mit der größten Sorgfalt zu beobachten, was die Bedingung eines gesunden geistlichen Lebens ist. Mit Recht sagt Cäsarius von Arles (im fünften Jahrhundert) in dieser Hinsicht in seiner zwölften Homilie: „Ich sage mit Wahrheit, es ist arg und gar gottlos, daß Christen nicht die Ehrfurcht vor dem Tage des Herrn haben sollten, die sie die Juden dem Sabbath beweisen sehen. Denn da jene Unglücklichen also den Sabbath halten, daß sie sich scheuen irgend ein irdisches Werk an diesem Tage zu verrichten, wie viel mehr sind denn diejenigen, die weder durch Gold noch durch Silber, sondern durch das kostbare Blut Christi erkauft sind, schuldig, auf ihren Preis zu achten, und am Tage der Auferstehung Gott sich zu widmen und eifriger ihr Seelenheil zu bedenken." — Ob freilich grade unter sieben Tagen immer einer dem Dienste Gottes ausschließlich gewidmet seyn soll, das läßt sich aus dem Mosaischen Gesetze nicht mit derselben Sicherheit schließen, wie daß es überhaupt solche Zeiten geben muß. Denn es fragt sich, ob diese Bestimmung auf einem allgemeinen naturgemäßen Verhältniß beruht, oder ob sie nur mit Rücksicht auf die Geschichte der Schöpfung gegeben worden ist, in welchem letzteren Falle sie ihre Anwendbarkeit verlieren würde. Daß das erstere aber wenigstens neben dem letzteren der Fall ist, welches freilich keineswegs ausgeschlossen werden darf — denn wenn es feststeht, daß der siebente Tag zu symbolischem Zwecke ausgesondert wurde, so auch zugleich, daß unter sieben einer —, scheint durch die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigt zu werden, welche diese Bestimmung als die der menschlichen Natur gemäße kennen gelehrt hat, in niederer und in höherer Beziehung. — 3. Wir ersehen aus dem Gesetze, daß die Aussonderung gewisser gottesdienstlicher Zeiten nicht bloß für den Einzelnen, sondern daß sie auch für die ganze Gemeinde Pflicht ist. Der Sabbath wurde ja nicht bloß von Jedem in seinem Hause gefeiert, sondern es wurden an ihm auch gemeinsame religiöse Handlungen verrichtet, die Darbringung der Opfer, die heiligen Versammlungen, in denen man doch nicht müßig da stand, sondern sich gemeinschaftlich im Lobe Gottes und in der Erkenntniß seiner Wege übte. Wer daher die Versammlung verläßt, wie Etliche pflegen, der läßt sich schon aus dem A. T. der Sünde überweisen; eben so wer in dem Wahne steht, daß er bei der Aussonderung gewisser Zeiten bloß auf seine Bedürfnisse zu sehen habe.

Was Calvin (inst. II., 8, 28. 34.) noch außerdem aus dem vierten Gebote ableitet, die Pflicht, den Untergebenen Ruhe zu gewähren, und überhaupt sie nicht zu drücken und lieblos zu behandeln, das liegt zwar allerdings darin, gehört aber nicht für unseren Zweck.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, zu untersuchen, worauf für den Einzelnen und für die ganze kirchliche Gemeinschaft die Pflicht beruht, grade den Sonntag als einen für die Erbauung ausgesonderten Tag zu betrachten und zu halten. Es findet sich in dieser Beziehung eine doppelte Ansicht. Die Einen berufen sich auf die kirchliche Sitte. So die Verfasser der Unschuldigen Nachrichten 1702: „So ist demnach die Fixirung eines Tages in periodo per septenarium revoluta eine göttliche unumstößliche Ordnung, daß aber vorjetzo eben der Tag, so dies solis heißt, dazu genommen wird, ist ein adiaphoron toti ecclesiae, nicht aber cuivis privato, noch weniger der Obrigkeit allein heimzustellen." Andere halten diese Ansicht für sehr bedenklich. So Mosheim, Sittenl. Th. 5. S. 486.: „Die Kirche, sagen wir, hat den Sonntag verordnet. Wir sind verbunden uns derselben zu unterwerfen. Wie schwach ist diese Stütze! — Jesus hat uns von den Satzungen der Menschen befreit, die Kirche hat keine Macht Gesetze zu geben." Sie berufen sich auf einen durch die Apostel ertheilten göttlichen Befehl.

Das ist außer Zweifel, daß der Sonntag zu den Zeiten der Apostel schon allgemein gefeiert wurde. Schon aus dem N. T. läßt sich dies erweisen. Die drei Stellen, welche gewöhnlich dafür angeführt werden, haben schon jede für sich betrachtet Beweiskraft, gewinnen sie aber noch mehr, wenn sie in Verbindung mit einander betrachtet werden.

Die erste Stelle ist die Apostelgesch. 20, 7. Aus ihr erhellt,

daß die Gemeinde zu Troas, zu der Zeit, da Paulus sie besuchte, schon gewohnt war, am ersten Tage der Woche (Luther fälschlich: auf einen Sabbath aber, statt: an dem ersten Tage nach dem Sabbath, oder am ersten Tage der Woche) zum Gottesdienste zusammenzukommen. Der Tag wird hier eben so, wie in der folgenden Stelle, durch denselben Ausdruck bezeichnet, wodurch der Tag, an dem der Erlöser von den Todten auferstanden ist Matth. 28, 1., Joh. 20, 1. Als Theile des Gottesdienstes kommen vor die Predigt, die, wie aus C. 2, 42. erhellt, von Anfang an in den Versammlungen der Christen gebräuchlich war, — Paulus vertrat die Stelle des gewöhnlichen Redners —, das Abendmahl und das Liebesmahl. — Zwar haben Franke (de dici dominici celebratione ap. vett. Christianos, Halle 1826 p. 18.) und Dr. Neander, Kirchengesch. 1, 2. p. 513. gegen die Beweiskraft dieser Stelle eingewandt, es scheine aus ihr selbst hervorzugehen, daß die Versammlung nur eine außerordentliche, durch die bevorstehende Abreise des Apostels veranlaßte gewesen, die nur zufällig auf einen Sonntag fiel. Allein bei näherer Betrachtung zeigt es sich, daß die Versammlung selbst mit ihrem Hauptzwecke, das Brodt zu brechen, von der Abreise des Apostels unabhängig war, und daß diese nur Veranlassung gab, daß er darin überhaupt, und daß er so lange redete.

Die zweite Stelle ist 1 Cor. 16, 2., wo Luther fälschlich wiederum hat: auf einen jeglichen Sabbather, für: an jedem ersten Tage der Woche. Der Apostel verordnet, daß die Steuer für die Heiligen an jedem ersten Wochentage von Jedem nach seinem Vermögen zurückgelegt werden soll. Den Bedürfnissen der Heiligen abzuhelfen ist ein würdiges Geschäft für den heiligen Tag. An ihm sind die Herzen offener und zum Geben geneigter. Die Bemerkung, daß der Apostel dasselbe auch allen Gemeinden in Galatien vorgeschrieben habe, zeigt, daß auch dort schon der Sonntag feierlich begangen wurde. Zwar bemerken Franke und Dr. Neander dagegen, Alles erkläre sich hier hinlänglich, wenn man auch nur an einen im bürgerlichen Leben gewöhnlichen Wochenanfang denke. Allein es scheint dabei übersehen, daß die großentheils aus Heidenchristen bestehende Gemeinde zu Corinth keinen bürgerlichen Wochenanfang hatte, da ja die jüdische Wocheneintheilung bei Griechen und Römern nicht gebräuchlich war. Und dann, wäre dies der Grund der Festsetzung des Apostels, so würde er ihn doch, da er ziemlich ferne lag, wohl mit einem Worte angedeutet, und auch schwerlich so bestimmt befehlend, sondern mehr rathend, und es der eigenen Ueberlegung anheimstellend geredet haben. Wer bei uns aufforderte, am Sonntag eine Beisteuer zu religiösen Zwecken zu geben, bedürfte keiner weiteren Umschweife; der Grund der Wahl dieses Tages läge klar am Tage; wer aber den Montag festsetzen wollte, würde gewiß eine weitere Erklärung für nöthig erachten.

Die dritte Stelle ist Offenb. 1, 10.: „Ich wurde im Geist (ich gerieth in eine Entzückung) am Tage des Herrn." Daß hier unter dem Tage des Herrn der Sonntag zu verstehen sey, nicht wie Mehrere, zuletzt Franke p. 21., annehmen, der Ostertag, erhellt daraus, daß in dem übereinstimmenden Sprachgebrauch der ältesten Griechischen und Lateinischen Kirchenlehrer in den verschiedensten Gegenden durch den Tag des Herrrn der Sonntag bezeichnet wird, nie der Ostertag. Vgl. Suicer thes. s. v. κυριακή. Es wird dies auch jetzt fast allgemein anerkannt, vgl. Neander l. c., Ewald zur Apok. u. A. Diese Benennung des Sonntags aber hängt mit der Feier desselben

eng zusammen, und daß der Apostel grade an ihm außerordentlicher Mittheilungen des heiligen Geistes gewürdigt wurde, scheint vorauszusetzen, daß er besonders den dazu vorbereitenden Uebungen der Andacht geweiht war, so wie auf der anderen Seite diese Mittheilungen dazu dienen mußten, die Heiligkeit des Tages zu vermehren. Denn sie waren eine Art von Realerklärung, daß die Feier dieses Tages Gott wohlgefällig sey.

Dasselbe Resultat, was aus dem N. T., ergibt sich auch aus den anderweitigen Quellen der ältesten Geschichte des Christenthums. Stammte die Feier des Sonntages nicht schon aus dem apostolischen Zeitalter, so läßt es sich schwerlich erklären, wie dieselbe bald nach demselben in den verschiedensten Gegenden verbreitet gefunden wird, wie unter allen Spaltungen, Abwegen, Streitfragen keine vorkommt, die diesen Gegenstand betraf, wie keine ketzerische Gemeinde einen anderen Versammlungstag hielt. Wir wollen hier, mit Uebergehung der noch von Dr. Neander dahin gezogenen Stelle aus dem Briefe des Ignatius an die Magnesier C. 9., die nicht nach dem durch die Handschriften und durch innere Gründe bestätigten, sondern nach dem von den Herausgebern willkührlich geänderten Text dahin gehört, einige der vorzüglichsten Zeugnisse anführen. Plinius in seinem bekannten Briefe sagt, daß die Christen sich stato die, an einem feststehenden Tage, *) zum Gottesdienste zu versammeln pflegen. Und daß man hierunter nicht, wie Mehrere gethan, den Sabbath, sondern den Sonntag verstehen müsse, erhellt aus der Vergleichung anderweitiger Angaben. So sagt der Apostelschüler Barnabas in seinem aus unzureichenden Gründen verdächtigten Briefe, c. 15., ed. Cot. 1. p. 47., die Christen feiern nicht mehr den nunmehr abgeschafften Sabbath, sondern sie begehen als einen Freudentag den ersten Tag der Woche, als den Anfang der neuen Welt, den Tag, an dem Jesus von den Todten auferstanden. In dem Briefe des Corinthischen Bischofs Dionysius an den Römischen Bischof Soter heißt es: Heute haben wir den heiligen Tag des Herrn gefeiert. Eus. h. eccl. IV., 23. Derselbe erwähnt B. 4. C. 26. von Melito, Bischof von Sardes, er habe ein Buch über den Tag des Herrn geschrieben. Von den Ebioniten berichtet er B. 3. C. 27., sie feiern den Tag des Herrn zum Andenken der Auferstehung des Heilandes. Bekannt ist die Beschreibung der Feier des Sonntags bei Justin in der zweiten Apologie. Die Feier des Tages, an dem „Gott die Finsterniß und die rohe Materie vertreibend, die Welt schuf, und Jesus Christus unser Heiland von den Todten erstand," ist ihm eine allgemein christliche.

Allein, wenn es auch unbedingt zugestanden werden muß, daß der Sonntag schon in der apostolischen Zeit, daß er unter den Augen der Apostel, daß er mit ihrer Billigung und eigenen Theilnahme an der Feier gefeiert worden, so folgt daraus doch noch nicht ein unmittelbarer göttlicher Befehl. Ein solcher würde uns gewiß auf deutlichere Weise kund gethan seyn, so daß wir

---

*) Die Behauptung von Franke (l. c. p. 29.) status dies sey nicht ein feststehender, regelmäßig wiederkehrender, sondern ein jedes Mal in der Versammlung abgesprochener Tag, läßt sich leicht aus dem allgemeinen Sprachgebrauche und aus dem besonderen des Plinius widerlegen, in dem das status von religiösen Tagen und Handlungen gebraucht immer die Bedeutung „feststehend" hat; es war in dieser Beziehung ein terminus technicus. Man bemerke auch, daß es *stato* die heißt, nicht statis. Diese und ein paar ähnliche neue zwar, aber auch ganz unhaltbare Behauptungen sind das einzige Eigenthümliche in dieser sehr unbedeutenden Schrift.

ihn nicht erst zu erschließen brauchten. Ein solcher, so angesehen, wie das Alttestamentliche Sabbathsgesetz, widerspricht der ganzen Natur der Kirche unter dem N. B., und vermischt beide Oekonomien nicht weniger, wie die starre Uebertragung des Alttestamentlichen Sabbathsgesetzes, der diese Ansicht von Mosheim u. A. entgegengesetzt wird. Die Kirche des N. B. ist durch den Geist Christi, was alle äußere Einrichtungen betrifft, eine mündige geworden. Wäre dies nicht, wie erklärte es sich wohl, daß über die wichtigsten anderen äußeren Anordnungen, über kirchliche Verfassung, über Festtage, über die Kindertaufe u. s. w. sich gar keine in der Form allgemein und für alle Zeiten gültiger Gesetze ausgesprochene Bestimmungen finden? Alles, was die Kirche in dieser Beziehung anordnet, mit den Puritanern für Menschensatzung im schlechten Sinne erklären, heißt selbst eine Menschensatzung aufstellen, die unbegründete Voraussetzung, daß was unter dem A. B. galt, ohne Weiteres auf das N. T. zu übertragen sey, und nöthigt zugleich zu einer Menge von Willkührlichkeiten, indem man nun genöthigt ist für dasjenige, was man von äußeren Anordnungen noch beibehalten will, eine unmittelbar göttliche Sanktion zu erfinden, wie die Uebertragung des Sabbathsgesetzes auf den Sonntag, die Art der Rechtfertigung der Kindertaufe, die Verwandlung der offenbar auf die Verhältnisse der apostolischen Zeit berechneten Vorschriften in Bezug auf kirchliche Verfassung in allgemeine, unter allen Verhältnissen gültige Gesetze hinreichend zeigt, und eben so indem man sich genöthigt sieht, Manches abzuschaffen, dessen Beibehaltung doch das christliche Bewußtseyn, wie schon das Vorhandenseyn dieser Einrichtungen durch alle früheren Jahrhunderte zeigt, laut fordert, z. B. die christlichen Feste, deren Feier ja auf demselben Principe beruht, auf dem die Feier des Sonntags. Wird dieser gefeiert zum Gedächtniß der Auferstehung des Herrn, wie sollte dann nicht auch der jährlich wiederkehrende Tag derselben, wie sollte nicht der Tag der Geburt des Heilandes, der Tag seines Leidens, seiner Himmelfahrt, der Ausgießung des Geistes gefeiert werden? Daß man sich genöthigt sieht, hier das nothwendig Zusammengehörige aus einander zu reißen, sollte schon allein auf das Falsche des ganzen Princips aufmerksam machen. Schon die bischöflichen Theologen machten darauf aufmerksam, daß so stark, wie man hier verlange, nicht einmal unter dem A. B. die Freiheit der Kirche in Bezug auf äußere Einrichtungen beschränkt gewesen sey, wie das durch Esther und Mardochai ohne unmittelbaren göttlichen Befehl eingerichtete Purimfest, und das in einer Periode, wo alle unmittelbaren göttlichen Mittheilungen aufgehört hatten, angeordnete Fest der Tempelweihe zeige, an dessen Feier doch der Herr selbst theilgenommen.

Wie haben wir uns nun wohl die Entstehung der Feier des Sonntags schon in der allerältesten christlichen Zeit zu denken? Sie entstand ohne allen Zweifel ganz von selbst, aus demselben Grunde, aus dem alle Völker unabhängig von einander das Andenken der Geburt und des Todes der Ihrigen, ihrer Könige und ihrer Wohlthäter feiern, und um so natürlicher, je höher unser Herr und Heiland über Vater, Mutter, Kind, und irdischen König und Wohlthäter erhaben ist. Wo dies natürliche Gefühl sich nicht von selbst äußerte, da wurde es angeregt durch die Gemeinschaft mit denen, bei welchen es schon die Feier des Sonntags in's Leben gerufen. Die Apostel, indem sie sich dieser Feier anschlossen, thaten dies nicht als Apostel, sondern sie standen in dieser Hinsicht mit den übrigen Gliedern der Gemeinde auf gleicher Linie. Ihr Beispiel ist uns nur

insofern von Wichtigkeit, als es auch den letzten Zweifel an der Wahrheit und Christlichkeit des Gefühles niederschlägt, welches die Basis der Sonntagsfeier bildet.

Worauf beruht denn aber unsere Verpflichtung, da wir einmal, wie nachgewiesen worden, eine bestimmte, regelmäßig wiederkehrende dem Gottesdienste ausschließlich gewidmete Zeit haben müssen, grade den Sonntag dazu zu wählen? Wir antworten, zuerst und hauptsächlich auf demselben Gefühle, welches die Feier des Sonntags zu Anfang hervorrief. Dieser Grund muß so gewiß immer dieselbe Kraft behalten, als Christus noch immer derselbe Heiland ist, seine Auferstehung als die Spitze seines ganzen Erlösungswerkes für uns noch dieselbe Bedeutung hat, wie für diejenigen, welche den Auferstandenen mit leiblichen Augen erblickten.

Dazu kommt aber für uns noch ein besonderer Grund, welcher bewirkt, daß der Sonntag uns noch unantastbarer ist, wie den Gliedern der apostolischen Kirche. Er ist nun schon beinahe achtzehn Jahrhunderte hindurch der Tag des Herrn gewesen. Das Gebet und Flehen von Millionen hat sich an ihm zum Herrn erhoben; eine unendliche Fülle von Segnungen ist an ihm über die Kirche ausgegossen worden. Er wird noch jetzt durch alle Welttheile von allen Völkern und Zungen gefeiert. Durch die Feier des Sonntags treten wir in die engste Gemeinschaft mit der christlichen Kirche der Vergangenheit und der Gegenwart, und diese Gemeinschaft muß nothwendig auf unsere Andacht einen belebenden Einfluß ausüben.

Unsere Arbeit hat jetzt ihr Ziel erreicht. Zur wesentlichen Ergänzung würden ihr, die sich mehr auf dem theoretischen Gebiete bewegt, eingehende Mittheilungen vom praktischen Standpunkte aus dienen, wie der Tag des Herrn vom Einzelnen, von der Familie, von der Kirche, vom Staate am gottgefälligsten zu heiligen, wie dem in dieser Beziehung unter uns eingerissenen Verderben, was auf die Gottlosigkeit unserer Zeit gewiß eben so zurückwirkt, wie es aus ihr hervorgegangen, zu steuern. In dieser Hinsicht zum Bau der Mauern Zions beizutragen, fordern wir Jeden auf, dem Gott Kräfte und Gaben dazu verliehen.

Nachrichten.

(Nordamerika.) Eine Nordamerikanische Zeitschrift macht die Bemerkung, daß die diesjährigen Feste der christlichen Gesellschaften ganz besonders anziehend gewesen seyen, und schreibt es der Thatsache zu, daß alle Vereine es in einer früher ungewöhnlichen Ausdehnung als die Pflicht der Kirchen anerkannten, auf die baldige Bekehrung der ganzen Welt hinzuwirken. Sie fügt hinzu: „So sehr erhebt und heiligt es, das Herz und den Sinn in Liebe zu erweitern; das Werk zu betrachten und mit anzugreifen, um dessen willen der Sohn Gottes sich seiner Herrlichkeit entäußerte und am Kreuze starb; für welches die Apostel arbeiteten und litten bis zum Tod, nach dessen Vollendung unser hochgelobter Erlöser allen seinen Nachfolgern zu trachten befohlen hat! Was anders ist der große Zweck der Kirche auf Erden, als das Evangelium allen Menschen aller Zeiten zu verkündigen! Wenn sie sich in Gott stärkt, so wird sie diese Aufgabe desto wirksamer lösen können. So angesehen haben ihre Erziehungsgesellschaften, einheimische Missionsvereine, Bibel- und Traktatgesellschaften und alle anderen frommen Anstalten unermeßliche Wichtigkeit. Ihre Endabsicht ist dieselbe: alle streben nach Unterjochung der Welt unter Christum." — Die allgemeine Missionsgesellschaft (Board of missions) hat in einem Monat (vom Anfang Juni bis Anfang Juli 1833) folgende Zeugen Christi aus-

gesendet: die Prediger Robinson und Johnson zur Unterstützung Abeel's nach Siam, die Prediger Munson und Lyman auf eine Untersuchungsreise nach der Indischen Inselwelt, den Prediger Tracy mit dem Drucker Williams nach Kanton in China zur Unterstützung der Missionare Bridgeman und Stevens, den Prediger Perkins zu den Nestorianern in Persien, die Prediger Todd, Hutchins, Hoisington und Apthorp mit Dr. Ward nach Ceylon, und den Prediger Allen nach Bombay in Ostindien; zwei Missionare standen in Bereitschaft, sich zur Untersuchung Patagoniens einzuschiffen.

(Mäßigkeitsvereine.) Die Mäßigkeitsvereine greifen in Nordamerika so weit um sich, daß die Brandtweinhändler bange werden und einen Anti-Maßigkeitsverein gestiftet haben. In den fünf Jahren 1824—28 wurden jährlich im Durchschnitt 4,146,894 Gallonen (1 = 4 Maß) eingeführt; im Jahre 1829, wo die Vereine Einfluß zu gewinnen anfingen, verminderte sich die Masse auf 2,462,303, und im Jahre 1830 auf 1,095,488 Gallonen. Diese Abnahme der Einfuhr war nicht der Vermehrung einheimischer Erzielung zuzuschreiben, sondern auch letztere hatte sich in den letzten vier Jahren allmählig verringert. Im Mai 1831 zählte man 2200 Vereine mit 170000 Mitgliedern; im Mai 1832 berichtet der Ausschuß der Gesellschaft, man dürfe rechnen, daß mehr als 1,500,000 Köpfe in den Vereinigten Freistaaten sich der gebrannten Wasser enthielten, und von der Verabreichung derselben an Andere, daß es über 4000 Vereine mit mehr als 500000 Gliedern gebe; daß über 1500 Destillationen geschlossen worden seyen, mehr als 4000 Kaufleute den Handel mit berauschenden Getränken und über 4500 Trunkenbolde den Genuß derselben aufgegeben hätten. Im Mai dieses Jahres betrug die Anzahl der Vereine 6000 mit einer Million Mitglieder; über 2000 Brandtweinbrennereien hatten aufgehört und über 5000 Kaufleute dies Geschäft niedergelegt. Als ein Wunder der Beharrlichkeit dieser Gesellschaft muß es betrachtet werden, daß der Brandtwein aus dem Heer der Vereinigten Staaten und großentheils aus der Schiffsmacht verbannt war; über 700 Schiffe waren ausgesegelt, ohne Brandtwein mitzunehmen; mehr als 5000 Trunkenbolde hatten sich binnen fünf Jahren die hitzigen Getränke abgewöhnt und waren nüchterne Männer geworden, ja Viele von ihnen höchst achtbare und tüchtige Männer. Wie sehr das Laster der Trunkenheit in die häuslichen und öffentlichen Verhältnisse eingreift, läßt sich aus folgenden Angaben über den Verbrauch des Brandtweins in England ermessen. Dieser ist in wenigen Jahren auf's Doppelte gestiegen, nach Angaben beim Parlament im Jahre 1831 auf 27,719,999 Gallonen probehaltigen Brandtweins, was mit Hinzurechnung eines Sechstels Verdünnung durch die Verkäufer sich auf 117,156,984 Thlr. beläuft, ungerechnet die vielen Millionen Gallonen, die heimlich bereitet oder eingeschwärzt werden. — Die Armensteuer für England und Wales allein beträgt jährlich 56,000,000 Thlr.; zwei Drittel davon, also 37 Millionen Thaler, werden durch die Trunksucht nöthig; dies zu den Kosten der Brandtweine gerechnet, gibt für diese beiden Punkte allein binnen fünf Jahren die ungeheure Ausgabe von mehr als 770 Millionen Thalern. — Ferner hat man berechnet, daß vier Fünftel aller Verbrechen in England unter dem Einflusse des Brandtweins begangen werden. Im Jahre 1832 wurden von der Stadtpolizei allein in den Vorstädten Londons 32636 Betrunkene zur Haft gebracht, nicht eingeschlossen die zahlreichen Fälle, wo in trunkenem Muthe Beleidigungen oder noch stärkere Vergehungen geschahen, und die noch zahlreicheren Fälle von Trunkenheit, die in der Stadt selbst vorkamen. — Trunksucht ist ferner die Hauptursache der Parochialausgaben. Von 143 Bewohnern eines einzigen Parochialarbeitshauses waren 105 durch Unmäßigkeit so weit herabgekommen, die übrigen waren Blinde, Epileptische, Blödsinnige und alte Leute, die den Brandtwein auch nicht verschmähten, wenn sie dessen habhaft werden konnten. Mehr als die Hälfte der Wahnsinnigen in England sind Trunkenbolde gewesen; von 495 Verrückten, die binnen vier Jahren in das Irrenhaus zu Liverpool aufgenommen wurden, hatten 257 erweislich ihre Vernunft durch dies Laster verloren. Die fürchterlichen Verwüstungen des Kopfes und Herzens, welche die Trinksucht hervorbringt, verdienen es wohl, auch bei uns ernster betrachtet zu werden. Zwar ist in Deutschland der Genuß der Brandtweine noch nicht zu solcher Allgemeinheit und Höhe gelangt, wie in Britannien und Nordamerika; aber es ist augenscheinlich, daß er seit kurzer Zeit, besonders in den nördlichen Gegenden und in den größeren Städten sehr zugenommen hat; Statistiker würden Aufschluß darüber geben können. In Berlin z. B. ist es dem Fremden höchst auffallend, fast alle hundert Schritte auf den Schild: Destillation, zu stoßen und die Fenster voll geschmackvoll aufgerichteter Flaschen zu sehen; auf den Straßen hört man allenthalben die Jungen Lieder zum Ruhm des Brandtweins singen und nicht selten ist der widerliche Anblick von Betrunkenen selbst bei hellem Tage. Wessen sich die Hottentotten in Südafrika erfreuen, das ist unseren Landsleuten auch zu gönnen. Jene haben unlängst in ihrer Kolonie am Kat River ein Jahresfest der Mäßigkeitsgesellschaft gefeiert. Etwa 700 Menschen waren trotz des schlechten Wetters zugegen, Hottentotten, Kaffern, Umfinquas, Ghonaquas, Mantätis u. s. w. Der Saal faßte nur 500 Menschen, also mußten die übrigen draußen bleiben und obwohl es fast immer regnete, waren doch die offenen Thüren und Fenster mit schwarzen Gesichtern bepflanzt und Jedermann begierig, den Rednern das Wort vom Munde zu stehlen. Sechs Stunden dauerte die Versammlung und drei und zwanzig schwarze Redner traten auf. Einer sagte z. B.: Ich bin ein Ghona und kann es bezeugen, daß ein Ghona ein Mensch ist, der sich betrinkt. Ich kam nach Grahamstown (Hauptstadt der Provinz Albany) und das Trinken zehrte meine Waaren auf. Es machte mich so blind, daß ich es nicht gesehen haben würde, wenn ich auch ein Haus in Brand gesteckt hätte. Es machte mich streitsüchtig. Die Ghonaquas, mein ich, können jetzt nicht fechten, denn sie haben Alles weggeworfen, selbst ihre Bogen und Pfeile: sie haben nichts, um damit zu fechten. Als ich zuerst Brandtwein trank, wankte der Boden um mich und ich wurde krank. Der Boden war über mir und ich hielt mich daran fest. Der Brandtwein brachte mich unter den Boden. Wir müssen Gott danken, daß er unseren Lehrern den Weg gezeigt hat, uns von einem solchen Zustand frei zu machen. Wie das Samaritische Weib, das den Leuten ihres Kraals sagte, wo Jesus zu finden sey, so haben sie uns von Gott, der alle unsere Thaten kennt, gesagt. Ein Anderer sagte: Eh ich zu dieser Gesellschaft gehörte, pflegte ich, wenn ich nach Beaufort kam, um einzukaufen, gewöhnlich ein oder zwei Thaler in Brandtwein zu verschwenden; und wenn ich dann heim kam, war ich allweg krank, und schickte nach mehr, um mich wieder gesund zu machen. Wenn ich heim kam, zankte ich mit meiner Frau; war das Essen nicht gut gekocht, gerieth ich gleich in Hitze, und war kein Brodt da, so schalt ich tüchtig, obgleich ich wußte, daß kein Mehl im Hause war. Ich rief meiner Frau, das Essen herauszubringen, und doch war ich, statt ein Schaf zu schlachten, in der Schenke gewesen. Aber seit ich mich unterzeichnete, hab ich nur Wasser getrunken, und, Gott sey Dank, ich bin vergnügt und gesund, und wenn ich nach Beaufort gehe, komm ich mit Geld in der Tasche zurück. Nur eins will ich noch erwähnen. Als ich zu Balfour unterzeichnete, sagte ich zu Herrn Thomson: ich zweifle nur, ob ich ohne Brandtwein leben kann, aber ich will es recht gern versuchen. Da sagte mir Herr Thomson: ich müsse, sobald ich wieder Brandtwein trinken wolle, zu ihm kommen, damit mein Name ausgestrichen werden könne; aber ich habe seit jenem Tage nicht ein einziges Mal begehrt, Brandtwein zu kosten. Ich bin sehr dankbar für das, was die Gesellschaft an mir gethan hat und hoffe, sie werde immer mehr Eroberungen machen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Mittwoch den 25. December. № 103.

Uebersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

Die Leser der Kirchenzeitung werden sich vielleicht noch erinnern, daß am Schlusse des vorigen Jahres der Versuch gemacht wurde, die neuesten kirchlichen Ereignisse in einem der merkwürdigsten Europäischen Länder in Ein Bild zusamenzufassen. Hoffentlich wird den meisten der Vorzug einer solchen Darstellung vor dem Liefern einzelner abgerissener Zeitungsnachrichten eingeleuchtet haben; möge nur ihre Nachsicht auch den zweiten Versuch dieser Art begleiten, dessen Mangelhaftigkeit Niemanden fühlbarer seyn kann, als dem Verfasser selbst, welchem die Entbehrung eigener Anschauung der Verhältnisse, von denen er schreibt, und mancher Hülfsmittel sein Geschäft sehr erschwert.

Schon unsere vorjährige Uebersicht machte darauf aufmerksam, wie jenem großen alterthümlichen Gebäude, „der Vereinigten Kirche von England und Irland," in der nächsten Zukunft eine gewaltige Veränderung bevorstehe. Bis gegen das Ende des Jahres 1830 hatte die Parthei der Tories, wenige kurze Unterbrechungen abgerechnet, mehrere Geschlechter hindurch Kirche und Staat in England beherrscht; sie waren die Hüter des alten Nationalgeistes von Britannien, die Bekämpfer und Ueberwältiger der ersten Französischen Revolution, die Befreier von Europa, auch unsere Befreier; und jeder Deutsche, welcher sich der Zeit der Schmach und der Knechtschaft unter Napoleon's Materialismus, und des großen sittlichen Gerichts über ihn, welches die Europäischen Fürsten hielten, noch erinnern kann, muß mit Dankgefühl auch an jene Brittischen Gewalthaber denken. Aber es läßt sich nicht läugnen, daß von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr ihre Leitung eine instinktmäßige wurde; sie konnten an dem ungeheuren Verfassungsgebäude die Fenster und die Thüren und das Gesims in dem alten Geschmack fortsetzen, sie konnten es vermöge ihres historischen Sinnes und ihrer daher entstehenden Kenntnisse mit weit größerer Sicherheit, als irgend sonst Jemand; aber die Ideen, welche das Ganze in's Leben gerufen hatten, waren ihnen so fremd geworden, als ihren Gegnern; wenn der Verfall einzelner Theile immer ärger wurde, getrauten sie sich darum keinen Neubau eines kleineren oder größeren Ganzen vorzunehmen; die drohenden Gefahren wurden verschwiegen, und die Risse in den Mauern durch äußeren Abputz übertüncht. Wie dieses Alles auf dem rein politischen Gebiete, so zeigte es sich auch auf dem in England so innig damit verbundenen kirchlichen. Vor einigen Jahren trat der Graf v. Mount-Cashel im Oberhause mit einigen, sehr gemäßigten, und aus einem christlichen Geiste hervorgegangenen kirchlichen Reformvorschlägen auf, aber so völlig verachtet wurde seine Stimme, daß auch nicht einer sich für ihn erhob; und der damalige ministerielle Courier äußerte, der Graf habe darin gefehlt, daß er im Parlament Vorschläge zur Kirchenreform vorgetragen habe, solche müßten vom Könige ausgehen, und dieser einer Convocation der Geistlichkeit sie vorlegen. In dieser Belehrung lag damals etwas recht Heuchlerisches; denn die herrschende Parthei, sicher im Besitze ihrer Macht, wußte sehr wohl, daß etwas so Außerordentliches, als die Berufung einer Convocation, welche seit weit über hundert Jahren nicht statt gefunden, gewiß nicht eintreten würde. Nicht der geringste Vorschlag der Art ging von einem Bischofe oder irgend einem anderen kirchlichen Organe aus; und so sahen denn nun jetzt, nach der großen Umwälzung der Reform-Akte, die eisernen Nacken sich genöthigt, unter die Nothwendigkeit von parlamentarischen Verhandlungen sich zu beugen, welche leicht viel weiter führen dürften, als sie selbst damals hätten zu gehen brauchen.

Die Stimmung in England hat sich seit einiger Zeit über die Nationalkirche freier ausgesprochen als je. Während nun aber auf der einen Seite unläugbar eine nicht unbedeutende Anzahl Dissenters und unchristlich gesinnter Radikaler, an welche sich eine Menge von Feinden des Christenthums überhaupt anschließt, heftiger in ihren Anfeindungen der Kirche geworden ist, gereicht es doch einer vielleicht noch bedeutenderen Anzahl von Dissenters zu nicht geringem Ruhme, daß sie, weit entfernt davon, in sektirischem Geiste an dem Umsturze der Kirche mitzuarbeiten, oder müßig dabei zuzusehen, dem Werke der Zerstörung kräftig sich entgegenstemmt. In den Verhandlungen des Hauses der Gemeinden vom 20. Mai d. J. lasen wir Folgendes: „Herr Robinson versicherte im Namen der großen Masse der protestantischen Dissenters das Haus, daß unter ihnen kein Wunsch herrsche, das Eigenthum der Kirche anzutasten. (Hört! hört!) Weit davon entfernt, die Landeskirche für etwas Ver-

derbliches (a nuisance) zu halten, wie sie das ehrenwerthe Mitglied für Middlesex witzig nannte, sey der bei weitem einsichtsvollste Theil der protestantischen Dissenters der Meinung, daß sie ein nicht nur für die Beförderung der Religion im Allgemeinen heilsames Institut sey, sondern heilsam insbesondere für die Religion der Dissenters selbst. (Hört! hört!) Herr Sinclair bezeugte gleichfalls von Seiten der Schottischen Dissentergemeinden, daß sie die Nationalkirche für eine große Nationalwohlthat hielten. Mit Ausnahme der Römischkatholischen oder der bischöflichen Dissenters in Schottland gebe es gewiß nur Wenige, die, wenn man sie fragte, der Säkularisirung von Kirchengut sich günstig erklären würden."

Günstige Stimmen der Art treten doch aber immer nur einzeln hervor, und es läßt sich nicht läugnen, daß die stolze Hierarchie von England, die unter Elisabeth, Jakob I. und Karl I. verfolgte, und nach der Restauration so trotzig sicher über zweitausend Dissenterprediger aus ihren Stellen verdrängen konnte, die niemals Unterhandlungen auch über Nebenpunkte Gehör geben wollte, jetzt selbst für ihre Existenz anfängt besorgt zu werden. Während das Vermögen der Dissentergemeinden so gesichert ist, wie das eines jeden Privatmanns in England, beginnt die Landeskirche für das ihrige zu zittern. Denn nicht nur über die Reform der Kirche wird von vielen Seiten verhandelt, sondern bei dem Ueberhandnehmen der Sekten gewinnt die Behauptung, daß eine Landeskirche (eine established church, ein establishment) überhaupt überflüssig, und Kirche und Staat am besten völlig geschieden seyen, eine immer gefährlichere Kraft und Bedeutung. Vor einigen Jahren entstand, mit, um diese Grundsätze zu verbreiten, eine Dissentergesellschaft unter dem Titel: Society for Promoting Ecclesiastical Knowledge (zur Verbreitung von Erkenntniß über kirchliche Gegenstände), welche Schriften dieses Inhalts zu den wohlfeilsten Preisen verbreitet; und von der anderen Seite treten die bedeutendsten und frömmsten Geistlichen der herrschenden Kirche in die Schranken. Zu den angesehensten dieser Art gehört der berühmte (auch unter uns bekannte) Dr. Chalmers zu Edinburgh, und ganz neuerlich der Bischof von Calcutta, Dr. Daniel Wilson. Dieser hat in einer Rede bei einer bald nach seiner Ankunft in Indien gehaltenen Ordination die Pflicht, sich an die Englische Kirche anzuschließen, dargestellt, und dem Abdruck derselben in einer sehr ausführlichen Anmerkung die Gründe für eine Verbindung von Kirche und Staat (oder für ein establishment) auseinandergesetzt. Da dieser ehrwürdige Geistliche allgemein als eine Zierde seines Amtes angesehen wird, und seine Stimme von großem Gewichte ist, so dürfte es nicht uninteressant seyn, einen Auszug aus jenem Anhang zu seiner Predigt hier mitzutheilen. Er sagt: 1. Ein Fürst oder eine Obrigkeit vertritt Vaterstelle bei dem Volke; wie ein Vater daher verpflichtet ist, für die religiöse Bildung seiner Kinder zu sorgen, offenbare Sünden zu unterdrücken, und ihr ewiges und sittliches Heil zu fördern, so eine Obrigkeit. 2. Darum erhielt Abraham einen göttlichen Befehl, so gegen seine Kinder und sein Haus, welche einen kleinen Stamm oder Staat bildeten, zu handeln. 3. Hiob erklärt es für eine allgemein angenommene Wahrheit, daß Götzendienst eine Missethat sey, welche die Richter zu bestrafen hätten. 4. Der allmächtige Gott selbst gab ein Beispiel der genausten Vereinigung von Kirche und Staat und von der Einrichtung einer großen Landeskirche unter den Israeliten. 5. Die Könige von Israel und von Juda werden in der heiligen Schrift gelobt nach Maßgabe ihres Eifers in der Beförderung der wahren Religion, der Unterdrückung des Götzendienstes, und der Verherrlichung Gottes durch Aufrechthaltung der Landesreligion — wie David, Assah, Josaphat, Josia. 6. König Salomo ging voran in allen religiösen Angelegenheiten des Volks, hielt das Gebet bei der Tempelweihe, und sah es offenbar als keinen Eingriff an, der Anführer in allen gottesdienstlichen Angelegenheiten der Nation zu seyn. 7. Als Gott im Begriff stand, das Gefängniß seines Volkes zu wenden, erweckte er Staatsmänner, wie Esra, Nehemia, Daniel, in welchen sich die höchsten Staats- und Kirchenämter vereinigten, und welche die heidnischen Monarchen bewogen, die wahre Religion aufrecht zu erhalten und zu befördern. 8. Die Propheten behandeln nicht allein die Israeliten, sondern alle benachbarte Völker als Völker wegen ihrer Religion als Gott verantwortlich. 9. Sie weissagten, daß Könige die Säugammen der Kirche des Neuen Bundes seyn würden. 10. Unser Herr unterwarf sich nicht allein den göttlichen Anordnungen unter seinem Volke, sondern auch allen frommen menschlichen Einrichtungen, z. B. dem Synagogengottesdienste; obwohl er wirkliche Mißbräuche, welche die Schriftgelehrten und Pharisäer aufgebracht hatten, davon unterschied und verdammte. 11. Dasselbe thaten auch die Apostel nach der Ausgießung des heiligen Geistes. 12. Der erste christliche Römische Kaiser gründete eine christliche Landeskirche und unterdrückte den Götzendienst mit der Beistimmung der ganzen christlichen Kirche, und leitete diese Pflicht aus dem Vorgange der frommen Könige des Alten Testaments ab. 13. Im sechzehnten Jahrhunderte ermahnten alle Reformatoren wie Ein Mann die Fürsten und Obrigkeiten, die reine Religion einzuführen und Landeskirchen zu gründen, wo nur immer eine Gelegenheit ihnen sich darbot. 14. Auch die Kirche von Schottland ist eine Landeskirche (established church). 15. Eben so alle reformirte Kirchen, Calvinistische und Lutherische. 16. Bis auf den heutigen Tag gibt es kein Beispiel eines christlichen Staats, welcher gar keine Sorge für die Erhaltung des christlichen Bekenntnisses unter dem Volke trüge. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind auch keine Ausnahme, da für religiöse Erziehung gesorgt, die Sonntagsfeier durch Gesetze geschützt, öffentliche Gottlosigkeit unterdrückt, Prediger in der Armee und Flotte angestellt, und in manchen Staaten sogar bis zu einem gewissen Grade eine Landeskirche aufrecht erhalten wird. 17. Sehr viele fromme und gelehrte Theologen der Englischen und Schottischen Kirche haben sich bis auf diesen Tag für Landeskirchen ausgesprochen. Dr. Chalmers vertheidigte seine und die Englische Kirche auf folgende Weise: „Lasset unsere Mißvergnügten so viel Mißbräuche der Englischen und Schottischen Kirche herzählen, als sie wollen, wir halten sie für die von Gott ausersehenen Werkzeuge, um das Christenthum in unserem Vaterlande zu erhalten und zu befördern, und würden nie aufhören den Umsturz dieses mächtigen Rüsthauses zu bejammern, und ihn für eine Katastrophe von den tödtlichsten Folgen für den Charakter unserer Nation zu halten." 18. Man darf noch hinzusetzen, es ist auch kein Beispiel einer heidnischen Obrigkeit bekannt ohne Landesreligion, die, mag sie noch so verderbt und abgöttisch seyn, doch immer noch eine gewisse Gewalt über die Furcht und die Hoffnungen der Menschen übte, wenn auch auf unvollkommene Weise die Gewissen beherrschte, und in dem Hinblick auf ein zukünftiges Gericht den Grund des Gehorsams legte. — Nächst diesen aus der Schrift und Geschichte entnommenen Gründen fügt er noch folgende allgemeine hinzu: 1. Die Verderbniß unserer Natur ist so groß, daß für die Beförderung und Aufrechthaltung

des Christenthums nicht hinreichende Sorge würde getragen werden von Einzelnen, die unter einander nicht verbunden wären, ohne Plan, ohne Fond, ohne Schutz der Obrigkeit. — 2. Entlegenere Gegenden und die volkreicheren Städte würden auch in den reichsten Nationen vernachlässigt werden, wie die Erfahrung bewiesen hat. — 3. Da der nöthige Unterhalt nur precär seyn würde, so würde eine gelehrte, fromme, geachtete Geistlichkeit nicht gebildet werden können. — 4. Schulen und Universitäten würden dahin sinken, wenn man weniger auf eine gelehrte Vorbereitung für den Kirchendienst dränge. — 5. Laster, Gottlosigkeit, Entheiligung des Sonntags, die jetzt schon weit verbreitet sind, würden noch viel mehr überhand nehmen von dem Augenblick an, wo das Christenthum aufhörte Landesreligion zu seyn. — 6. Die großen Lehren und Thatsachen, welche die christlichen Feste feiern, Advent, Weihnachten, Epiphania, Fasten, Ostern, Pfingsten, das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit, würden sich nicht mehr unter die ersten Gefühle, Ansichten und Gesinnungen mischen, die im Volke sich bilden, wenn es kein Nationalbekenntniß und keinen Landeskultus gäbe, der sie den Leuten vor die Augen und Gewissen stellte. — 7. Die Lehren der Prediger und der Jugendlehrer würden ewig wechseln, und immer mehr abwärts gehen, bis der Deismus durch das menschliche Verderben wahrscheinlich allgemein werden würde. — 8. Der Gehorsam, die Treue, der friedliche Sinn des Volks, die durch die Gottesfurcht und beständige Gebete für die Obrigkeit in der Landeskirche genährt werden, würden weniger als allgemeine Pflicht erscheinen. — 9. Es würde kein Nationalbekenntniß, kein nationales Anerkenntniß der göttlichen Weltherrschaft, keinen sichtbaren christlichen Volkskörper, keine kirchliche Autorität mehr geben, welche den Eid der Fürsten, des Adels und der Parlamente bei ihrer Inauguration empfinge. — 10. Eine Zeit großer politischer Aufregung ist von allen die gefährlichste für Neuerungen in Religionssachen. — 11. Bei der Verbreitung des Christenthums in heidnischen Ländern würde es keine Liturgie, keine Glaubensbekenntnisse, keine Kirchenverfassung, keine Kirchenzucht, keine anerkannte Religion geben, um Dauer und Sicherheit den jungen, unreifen Gemeinden der Neubekehrten zu geben. — 12. Die schöne Ehrfurcht für alte Gebräuche und kirchliche Sitten würde ganz aufhören, welches in neu entstandenen Kirchen Alles in Unruhe versetzen und zu immer neuen Grübeleien und Neuerungen auffordern würde. — Hierauf werden dann noch die wichtigsten Einwendungen der Gegner widerlegt: 1. „Mein Reich," sagt Christus," ist nicht von dieser Welt." Dies würde gegen jedes Aeußerlichwerden der Kirche sprechen, man könnte sie auch nicht mehr in einem Gebäude versammeln. 2. „Die Obrigkeit könne doch fehl greifen" — aber dieser Mißbrauch könne den Gebrauch doch nicht aufheben. 3. „Unter dem Vorwande der Erhaltung einer Landeskirche seyen so oft Verfolgungen innerhalb der christlichen, ja selbst Protestantischen Kirche vorgekommen." — Dieser Einwand trifft darum nicht, weil ja der Begriff einer Landesreligion noch nicht ein Exclusivrecht derselben in sich schließe, und die Toleranz anderer untersage. — Man sieht, wie diese Ausführungen des Bischofs, wenn sie auch nicht die Sache in ihrer Tiefe auffassen, doch allerdings manche gute, wohl zu beherzigende Bemerkung enthalten.

Während auf diese Weise die Frage über das Fortbestehen der Landeskirche überhaupt angeregt worden, und auch im Parlament sich bedenkliche Stimmen hatten vernehmen lassen, sind doch neuerlich ihre Grenzen auf eine höchst erfreuliche Weise gewissermaßen erweitert worden. Das, was wir im vorigen

Jahre als eine noch zweifelhafte Frage ansahen, ob das Parlament bei der Erneuerung der Charte der Ostindischen Compagnie die Errichtung neuer Bisthümer in Indien derselben zur Pflicht machen werde? ist nach einer nur geringen Opposition zu Gunsten der Kirche entschieden worden; der Bischof von Calcutta wird künftig zwei Suffraganbischöfe, den einen zu Bombay, den anderen zu Madras haben; und damit die Vornehmheit des Ranges der Vermehrung der Bisthümer nicht im Wege stehe, sollten diese den Titel „Lords" nicht mehr führen, wie ihn, man sagt durch ein Versehen, der Bischof von Calcutta noch erhalten hat. Bedenkt man, daß ohne feste kirchliche Institute die große Masse der Engländer in Indien in völliges Heidenthum versinkt, und daß die vornehmen und reichen Europäer die wenigen unter der Heidenmenge sich ganz unscheinbar verlierenden Missionare kaum bemerken, viel weniger ihrer Theilnahme werth achten, daß aber die ungeheure Größe der Diöcese von Calcutta die Bischöfe mit Geschäften überhäufte, die ihnen über kurz oder lang lebensgefährlich wurden, so muß man die außerordentliche Wichtigkeit dieser Einrichtung anerkennen. Nach den neuesten Nachrichten ist schon die eine der beiden Stellen auf höchst glückliche Weise besetzt. Der Archidiakonus Robinson, ein frommer Mann und ein thätiger Beförderer des Missionswesens, ist Bischof von Madras geworden.

Von immer größerer Bedeutung werden nun mit jedem Jahre die Verhandlungen über die Reform der Landeskirche. Obwohl man es erwartet hatte, sind diese Verhandlungen in dem verwichenen Jahre dennoch kein Theil der Parlamentsdebatten geworden; aber eine zahllose Menge von Schriften von Verfassern aller Farben sind wieder darüber erschienen. Um unsere Mittheilungen aus denselben den Lesern verständlicher zu machen, theilen wir eine Uebersicht des äußeren Zustandes der Kirche von England, nach den officiellen Berichten an das Parlament, hier mit: Nach den Diöcesanberichten für das Jahr 1831 gibt es in England und Wales 10560 geistliche Stellen (Beneficien), von deren Inhabern 4649 an dem Orte ihres Beneficiums wohnen, 2506 sind vermöge Exemption Non-residents, 1968 Non-residents vermöge bischöflicher Erlaubniß, und 1437 Non-residents wegen verschiedener anderer Ursachen, als Verfall der Kirchen, Sinekuren ꝛc. Von der ersten Klasse der Non-residents, von der jedoch 428 ihre Pflichten als Pfarrer dennoch selbst verrichten (?), residiren 2080 auf anderen Beneficien, und 360 sind Beamte, Hofmeister oder Fellows auf den Universitäten; die übrigen sind Kapläne des Adels, Direktoren von Schulen ꝛc. Von der zweiten Klasse entschuldigen sich 1227 mit dem Verfall der Pfarrhäuser und 769 von ihnen versehen dennoch ihr Pfarramt, wie auch 487 von der dritten Klasse. In allen Diöcesen von England und Wales gibt es 4373 Pfarrverweser (curates); 1532 von ihnen wohnen in Häusern, die auf einem zu ihrer Erhaltung angewiesenen Grundstück stehen (glebe-houses), und 1005 in den Parochien, die sie bedienen. Nur 3915 von diesen Curates sollen bischöfliche Licenz haben. Das Gehalt von zweien derselben soll noch nicht 10 Pf. St. erreichen; 1278 haben unter 60 Pf., 1282 nicht über 110 Pf. und nur 32 über 200 Pf. Von solchen Beneficien, deren Inhaber Non-residents sind, tragen 2548 weniger als 300 Pf., und 1139 mehr als diese Summe. — Eine genügende Uebersicht gewährt übrigens dieser Bericht durchaus nicht. Denn alle Beneficien sind keineswegs, was wir Pfarrämter nennen, sondern viele derselben sind nur ein zur Ordination befähigender Titel. So hat z. B. jeder Pair von England das Recht, so

viel Kapläne, als er will, zu ernennen, und sein Versprechen, für deren Unterhalt zu sorgen, ist ein hinreichender Titel zur Ordination; solche haben in der That keinen Ort, wo sie residiren könnten. Ferner kann, wie in der Katholischen Kirche, jeder Pfarrer so viel Curates anstellen, als er erhalten kann; diese unterstützen ihn in der Verwaltung seines Amtes, und es kann daher seyn, daß grade die am schlechtesten Besoldeten unter ihnen von den frömmsten Geistlichen angestellt sind.

Unter den Schriftstellern, welche über Kirchenreform geschrieben haben, gibt es einige, welche wesentliche Grundzüge der Englischen Kirchenverfassung geändert, andere, die nur innerhalb ihrer Verfassungsgrenzen die Kirche reformirt wissen wollen. Zu den ersteren gehört der schon in der Uebersicht des vorigen Jahres unseren Lesern bekannt gewordene Lord Henley (ein Schwager des Sir Robert Peel), dessen Kirchenreform-Plan ziemlich viel Beifall zu finden scheint; ferner ein gewisser Thom. Sims, der verlangt, daß in England nicht mehr als 94 Bisthümer, jedes mit noch einigen Suffraganbischöfen, errichtet werden sollen; die Pairswürde der Bischöfe solle dann natürlich mit ihren gegenwärtigen Inhabern erlöschen. Der originellste Vorschlag dieser Art, den ein Engländer doch fast nothwendig als eine wild German idea ansehen muß, ist von einem Manne ausgegangen, der sonderbarer Weise einen Deutschen Namen hat (obwohl es schon vor mehr als hundert Jahren einen eben so benannten Komponisten in England gab); man möchte fast glauben, der Verf. sey diesseit der Nordsee in die Schule gegangen; sein Buch heißt: „Principles of Church Reform; by the Rev. Mr. Arnold, Head Master of Rugby School." Dieser Mann geht von der Idee aus, eine Nationalkirche müsse alle Hauptrichtungen des kirchlichen oder religiösen Geistes in der Nation umfassen. Daher müsse das kirchliche Glaubensbekenntniß so weit gemacht werden, daß keine derselben, auch nicht die der Socinianer, ausgeschlossen werde. Eben so müsse aber auch der geistliche Stand Personen aus allen Klassen der Gesellschaft enthalten. Die Englische Kirche sey zu aristokratisch, und schließe sich zu sehr bloß an die höchste Klasse an; die Schottische Kirche sey zu wenig aristokratisch, und es fehle ihr daher zu den höchsten Ständen der Zugang; die Römische Kirche habe beides zu verbinden gewußt. Ein ungebildeter, dabei aber wahrhaft gläubiger Mann (of serious impressions), könne in der Englischen Kirche keine Stelle finden. Wolle man aber etwa den Dienst solcher Leute überhaupt für schädlich ansehen, so möge man wenigstens bedenken, daß seit der Toleranz-Akte (1689) zwar die Kirche, nicht aber das Land vor solchem Schaden bewahrt bleibe. Ferner verlangt er, daß die Laien an dem Kirchenregiment einen größeren Antheil erhalten sollten. Eine ganz monarchische Regierung der Kirche durch Bischöfe sey ein so gefährliches Ding, daß man eben deshalb den Bischöfen in England fast alle Macht genommen habe. Dieser Mangel an einer organisirten Gesellschaftsverfassung sey eine Haupturſache der Zunahme der Dissenters. Die geselligen Bedürfnisse der Menschen seyen durch die Kirche nicht befriedigt worden, und eine christliche Kirche, die es in diesem Punkte fehlen lasse, vernachlässige einen der Hauptzwecke der christlichen Religion. Man sehe nur einmal den Zustand einer oder der anderen Parochie in einer großen Manufakturstadt an; hier finde man viele Tausende dem Namen nach in dieselbe Unterabtheilung der ganzen christlichen Gesellschaft des Landes zusammenbegriffen; wie aber seyen sie organisirt, was sey ihr Einigungsband? Sie haben eine Pfarrkirche, in der schlechterdings nicht mehr als der vierte Theil der Parochianen Platz habe; und einen Prediger, dem es physisch unmöglich sey, mit allen, ja auch nur mit der kleineren Hälfte persönlich bekannt zu werden. Eben damit stehe der Mangel an Disciplin in Verbindung. — Von da geht der Verf. dann zu einem Tadel der Einförmigkeit des Gottesdienstes, zu dem Mangel des Gesanges bei demselben über, da ja in vielen Kirchen nur zwischen einer alten und neuen Uebersetzung der Psalmen abgewechselt werde. Zuletzt verlangt er gleichfalls Theilung der Diöcesen, Errichtung eines Bischofssitzes in jeder größeren Stadt, und Aufhören der Theilnahme der Bischöfe an dem Parlament.

Interessant sind vorzüglich zwei Schriften von Einem, aber anonymen Verfasser, der in dem Journal, das wir benutzt haben, Naikes genannt wird: „Ueber die Ausbildung zum geistlichen Stande" (On Clerical Education, a Letter addressed to the Bishop of Llandaff, by a Clergyman), und: „Ueber das Amt eines Diakonus" (On the Office of Deacon, a 2. Letter to the B. of Ll. by a Cl.). Auf den Englischen Universitäten finden bekanntlich gar keine eigentlichen Fachstudien statt, sondern Jeder bekommt bloß eine allgemeine klassische Bildung, und geht mit einem Fakultätsgrade von dort ab. Diese Einrichtung hat ohne Zweifel auf den ganzen Stand der wissenschaftlichen Bildung in England sehr nachtheilig gewirkt. Wie wäre es sonst möglich, daß alle Zweige der Theologie in einem Lande, wo so außerordentlich viel christliches Leben schon seit mehreren Generationen sich findet, so wenig ausgebildet wären! Bei den Dissenters darf man dergleichen natürlich nicht suchen; bei ihnen wird Niemand in eine theologische Bildungsanstalt aufgenommen, von dem die Leiter derselben nicht die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er zuvor schon sich wahrhaft bekehrt habe; es findet daher keine eigentliche Erziehung und Bildung zum geistlichen Stande statt, sondern etwa dieselbe Klasse von jungen Männern, welche unter uns in die Missionsanstalten tritt, meldet sich zur Aufnahme in die theologischen Seminare der Dissenters. Ein unter ihnen als D. D. (Doktor der Theologie) hervorragender Mann, W. Orme, welcher vor drei Jahren starb, führt in seiner Lebensbeschreibung des Dr. J. Owen, eines Hauptes der Independenten des siebzehnten Jahrhunderts, als eine Autorität das Urtheil von Walch in seiner Bibliotheca theologica über Owen's Commentar zum Brief an die Hebräer an! Desto mehr sollte man von der Kirche erwarten; allein auch hier ist, einige Schriften über Orientalische Sprachen abgerechnet, neuerlich kein irgend bedeutendes theologisches Werk erschienen. Ueberall wird unser Mosheim (von den Engländern Moschiem ausgesprochen), oder wohl gar Milner als eine wichtige Autorität in der Kirchengeschichte, Michaelis in der Exegese citirt; was würden die Engländer aber sagen, wenn sie wüßten, daß selbst das große gebietende Ansehen eines Gesenius unter uns schon in eine vergangene Periode fällt, da so viele unter ihnen, um bis dahin mitzukommen, sich haben außer Athem laufen müssen!

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1833. Sonnabend den 28. December. № 104.

Uebersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Eine große Seltenheit ist es selbst, und das ist wirklich sehr zu verwundern, daß die gründliche philologische Bildung, die in England unläugbar verbreitet ist, auf die Exegese angewandt wird. Der jetzige Bischof von London, Dr. Bloomfield, ist als Herausgeber des Aeschylus auch unter uns sehr bekannt; aber wir erinnern uns nicht, von einem exegetischen Werke dieses Prälaten gehört zu haben. Das in der That scharfsinnige und gelehrte Werk von Middleton über den Griechischen Artikel, mit Anwendung auf das N. T., welches schon 1811 erschien, dürfte wohl die letzte recht ausgezeichnete Arbeit dieser Art seyn. — Wenn aber nur wenigstens für die praktische Ausbildung zu dem geistlichen Berufe recht viel geschähe! Aber in dieser Hinsicht ist es in der Englischen Kirche wie bei uns; nach empfangener Universitätsbildung bleibt dieser Theil der Vorbereitung Jedem lediglich selbst überlassen. In der ersten der angeführten Schriften wird nun darauf gedrungen, daß bei einer bevorstehenden Kirchenreform doch ja dieser Gegenstand vorzüglich möchte in's Auge gefaßt werden. Die Universitätsbildung möchte bleiben, wie sie jetzt sey; aber es sollte festgestellt werden als kirchliches Gesetz, daß Jeder, der den Grad eines A. M. auf der Universität empfangen, erst dann zu ordiniren sey, wenn er ein Jahr zuvor bei einem Geistlichen in die Verwaltung des Predigtamtes eingeführt worden. Wäre diese Einrichtung erst einmal getroffen, so würden viele musterhafte Geistliche sich finden, deren Umstände und Lage einen solchen Zuwachs zu ihrem Hausstande sehr wünschenswerth finden würden, obwohl sie es mit ihren Pastoralpflichten nicht vereinigen könnten, Pensionäre zur Erziehung bei sich aufzunehmen. Ein Wetteifer würde eintreten, der hier dieselben guten Folgen, wie überall, haben würde. Eltern würden vorsichtig bei der Wahl des Geistlichen seyn, Bischöfe würden einzelne Geistliche besonders auszeichnen, und andere würden durch ihre eigene Vortrefflichkeit und Thätigkeit hervorragen. Es würde nichts Unschickliches darin liegen, wenn diese, welche so ihr Probejahr bei dem Geistlichen durchmachten, ihn bei dem Vorlesen der kirchlichen Lektionen unterstützten; sie könnten ihn bei seinen Pastoralbesuchen begleiten, oder auch, falls die Pfarren zu den größeren gehörten, selbst allmählig einen Theil dieses Geschäfts unter der Aufsicht des Geistlichen übernehmen. Sie würden so mit den Umständen der Kranken und Sterbenden bekannt werden, und in kurzer Zeit Pastoralerfahrungen sich sammeln. Außerdem würden sie aber auch Muße für eigentlich theologische Studien haben, zu welchen die Geistlichen ihnen Anweisung und Rath ertheilen könnten; und sollte es sich zutragen, daß einige junge Männer in dieser Probezeit entdecken sollten, daß der Beruf eines Geistlichen der nicht sey, für welchen sie den rechten Sinn und das rechte Geschick empfangen hätten, so würde es sowohl für sie vortheilhaft seyn, wenn ihnen eine fruchtlose, weil zu späte, Reue erspart würde, als auch für die Kirche, wenn sie einen untüchtigen Geistlichen weniger hätte. Um diese Einrichtung weiter auszudehnen, würde vielleicht einige Geldunterstützung der Geistlichen nöthig seyn, und zugleich würde vielleicht ein Jahr von dem Universitätskursus abgezogen werden müssen. — In der zweiten der angeführten Schriften wird die Antiquirung des Diakonenamts in dem ursprünglichen Sinn, nicht bloß der apostolischen, sondern auch der Englischen Kirche selbst, angegriffen. Es sey ein Mißbrauch, daß ein Diakon gegenwärtig in der Englischen Kirche die ganze Sorge für eine Parochie, und sehr oft unter einem nichtresidirenden Pfarrer erhalte. In allen anderen Berufsweisen erhalte der neu Eintretende eine diesen seinen Umständen angemessene Vorbereitung; so im Advokatenstande unter einem älteren Praktikus, eben so bei den Aerzten, in der Armee, der Marine; nur im geistlichen Stande sey die unglaubliche Anomalie, daß einem jungen Manne sogleich das ganze Geschäft übertragen werde, was auch der älteste habe, höchstens mit einem Unterschiede an Einkommen. Und doch werden bei der Ordination in der Englischen Kirche die Pflichten des Diakonus dahin bestimmt, daß er „dem Priester (Presbyter), bei welchem er angestellt ist, beistehen soll beim Gottesdienst, insbesondere wenn er das heilige Abendmahl administrirt, und ihn bei der Vertheilung desselben unterstützen, und im Vorlesen der heiligen Schrift und der Homilien in der Kirche; daß er die Jugend im Katechismus unterrichte, in Abwesenheit des Priesters Kinder taufe, und predige, wenn er dazu vom Bischof die Erlaubniß erhalten hat. Ferner ist es seine

Pflicht, wo die Einrichtung dazu getroffen ist, daß er die Kranken, Schwachen und Armen in der Parochie aufsuche, ihre Umstände, Namen und Wohnungen dem Pfarrer anzeige, damit sie auf dessen Ermahnung durch die Almosen der Parochianer oder Anderer möchten unterstützt werden." Was wäre es für ein herrlicher Gedanke, wenn die hier beschriebene Thätigkeit jenes Amtes wieder in's Leben gerufen würde! Welch eine Kraft würde es der Londoner District Visiting Society, der Gesellschaft zum Besuche der Bewohner der Hauptstadt nach einzelnen Bezirken, geben, wenn eine solche Anzahl von Diakonen sie unterstützte!

Wollen wir nach diesen Stimmen auch noch einen recht eigentlichen Weltmann über diesen Gegenstand reden hören, so finden wir die Ansichten eines solchen in dem weit verbreiteten, viel gelesenen, sehr unterhaltenden Werk des Novellenschreibers Bulwer: „England and the English" — einem Buche, beiläufig gesagt, worin die schon oft in der Geschichte vorgekommene Thatsache sich wiederholt: Victoribus victi leges dederunt, denn der Ton und Geist darin ist recht eigentlich Französisch, die von dort geliehene Weisheit soll das charakteristisch Englische, und darunter einiges wahrhaft Bewundernswürdige des geselligen Zustandes in England wie Scheidewasser zersetzen helfen. Doch daß wir uns nicht auf ein fremdes Feld verirren: in dem dritten Buch, welches überschrieben ist: „Ueberblick des Zustandes der Bildung, sowohl der aristokratischen als bürgerlichen, und des allgemeinen Einflusses der Moralität und Religion in England" kommt ein der Religion ausdrücklich gewidmetes Capitel vor. Nachdem dort die allzu aristokratischen Auswüchse der Englischen Kirche ihre Rüge empfangen, und sonst an der Religion der höheren Klasse noch Manches getadelt worden, dringt der Verfasser dennoch auf die Beibehaltung einer Landeskirche. Ohne eine solche zersplittere sich die Religion in tausend verschiedene Formen, und jede erhitze sich zu Extremen. Eine milde und tolerante Landeskirche dagegen biete dem Auge einen gewissen Maaßstab dar für gesundes religiöses Gefühl, und eben dadurch werde der Sektengeist aufgefordert, eher die alten Mißbräuche zu verlassen, als neue zu ersinnen. „In unserem Vaterlande würde die Vernichtung der Landeskirche eine düstere, finstere Austerität zur Folge haben; alle Sektirer unter uns sind ungünstig gegen die Kunst gesinnt, und gäbe es keine Kirche mehr, so würde eine Sekte mit der anderen in Strenge wetteifern. Die Kirche mit allen ihren Mängeln, welche erst aus einer zu gewaltsamen Reformation, dann aus einem zu hartnäckigen Widerstand gegen alle Reform hergeflossen sind, ist dennoch in England ein mildes aber stätes Gegengewicht gegen den Geist fanatischer Hypochondrie gewesen. Bei allen ihren aristokratischen Mängeln hat sie auf dem Lande doch oft dazu gedient, der aristokratischen Unwissenheit das Landadels entgegenzuwirken. Eine geistliche obrigkeitliche Person hat gewöhnlich ein viel helleres Bewußtseyn ihrer Amtspflicht, als ein bloßer Squire (Gutsherr), und in neun Fällen unter zehn sind die Armengesetze von der benachbarten Obrigkeit besser gehandhabt worden, wenn diese ein Geistlicher war. Viele sehen unter uns die Mängel unserer Kirche, aber Wenige fühlen den Segen einer Landeskirche überhaupt; bemerken, wie sie bis in's Herz der Nation nicht nur mit dem Licht des Evangeliums, sondern auch einer gewissen Bildung eindringt; wie sie Schulen gründet für Arme, und die Dissenters zu einem edlen Wetteifer darin auffordert; wie sie die Sektirer selbst zu größerer Ausbildung nöthigt; wie sie einen Anstand und eine Sitte unter ihren Gliedern und damit den Dissenters ein Beispiel erhält, von dem sie selten abweichen." Als eine Hauptverbesserung schlägt er vor, daß das Privatpatronat gänzlich dem Staat möge übertragen werden; dann würden alle Familienrücksichten bei Besetzung der Stellen, aller aristokratische Einfluß aufhören, eine harmonische Mischung aller Stände folgen ꝛc.

(Ein zweiter Artikel dieser Uebersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland folgt zu Anfang des nächsten Jahrgangs.)

Ein Krankenbesuch wider den Willen des Arztes.

Viele Aerzte unserer Tage sind so tief in den Materialismus versunken, daß sie jeden Gedanken an die Ewigkeit, jede Beschäftigung mit überzeitlichen Dingen, zu geschweigen des Glaubens an ein künftiges Gericht, nur als unnütze, häufig schädliche Aufregung betrachten und so fern als möglich von dem Kranken zu halten suchen. Ihnen ist das Leben „der Güter höchstes," und ihre Aufgabe, das zwischen zwei Finsternissen aufflackernde Fünkchen, das Leben, welches, wenn es köstlich gewesen, nur Mühe und Arbeit gewesen ist, um eine Minute hinauszuziehen. Ein ewiges Leben mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Schrecken, ist Unding für sie. Es scheint ihnen, als müsse der Geistliche, der ihnen auf der Schwelle des Kranken begegne, lächeln, oder wenn er es nicht thut, um so gefährlicher seyn. Darum widerrathen sie so oft die Herbeirufung des Seelsorgers und lassen die Seele unvorbereitet dahinfahren. Sie haben keine Ahnung davon, daß das Evangelium der süßeste Trost geängsteter Seelen ist, und der Geistliche noch von etwas Anderem, als dem Tode, zu sprechen hat.

Vor etwa funfzehn Jahren, schreibt ein Englischer Prediger, verwaltete ich das Pfarramt in einer Gemeinde der Grafschaft N—. Die Frau eines reichen, angesehenen Pächters ging fleißig zur Kirche und hörte meine Predigten gern; doch bemerkte ich keine deutliche Veränderung an ihr und nichts berechtigte mich anzunehmen, daß eine wahre Bekehrung in ihr vorgegangen sey. Diese Frau wurde krank und stand nach des Arztes Urtheil in großer Gefahr. Sie verlangte sehnlich, mich zu sehen, sprach täglich mit ihrem Manne davon und bat ihn, mich ungesäumt rufen zu lassen. Aber dieser war durch den Arzt aufgefordert, es nicht zu thun, weil der Besuch eines Geistlichen eine gefährliche Krisis herbeiführen und alle guten Wirkungen der Arzneien hindern würde. Inzwischen wurde die kranke Frau sehr viel schlimmer; beunruhigt, gejagt, verfolgt von ihrem Gewissen, bat sie sich ein Gespräch mit mir als Wohlthat aus. Der Gatte wandte sich an den Arzt, der ihm weiter nichts entgegnete als: „Wenn Sie Ihre Frau am Leben behalten wollen, so halten Sie den Geistlichen fern; ich stehe für nichts mehr, wenn Sie ihn kommen lassen."

Ein frommer Nachbar benachrichtigte mich davon und ich ging sobald als möglich in's Pächterhaus. Er empfing mich höflich aber kalt, und sprach von den bestimmtesten Befehlen des Arztes. Ich brachte alle Gründe zur Zerstreuung seiner Furcht bei; ich stellte ihm vor, daß der Arzt wahrscheinlich die Tröstungen des Evangeliums nicht kenne, und daß man nur eine glückliche Wirkung desselben bei einer geängstigten Seele erwarten dürfe. Der Pächter wurde unschlüssig, was er thun solle, indem er sich von der einen Seite fürchtete, gegen den Willen des Arztes zu handeln, und von der anderen Seite den Wunsch seiner Frau gern erfüllt hätte. Der Kampf wäre wahrscheinlich zu Gunsten der ärztlichen Vorschriften ausgefallen, wenn nicht

die Frau in der neben anstoßenden Kammer meine Stimme gehört, erkannt und meine Einlassung durchaus gefordert hätte.

Als ich in die Kammer trat, versuchte sie sich aufzurichten, aber war so schwach, daß sie zurücksank; Thränen und abgebrochene Worte bezeugten ihre Dankbarkeit, ihren Seelenzustand und ihr Verlangen. Bald aber wurde sie ruhiger und sie war im Stande, mich über den ganzen Zustand ihres Gemüths zu unterrichten. In ihrer Mittheilung war nichts Außergewöhnliches. Das Schmerzenslager war, wie oft, das Mittel gewesen, sie unter der Leitung des heiligen Geistes zur Erkenntniß ihres Elends zu führen, und sie war von der Last ihrer Sünden niedergebeugt. Gott gab mir die Gnade, ihr kräftig die auf sie passenden köstlichen Verheißungen vorhalten zu können, und sie nahm sie mit kindlichem Glauben auf und ihr Herz frohlockte über die Hoffnungen, die in Christo Jesu sind. Meine Unterweisung war gesegnet für ihre Seele, das Gebet war voll Kraft und Trost; und als wir geendigt hatten, sagte sie zu mir: Jetzt bin ich im Vergleich gegen zuvor ein neues Geschöpf. Ich fühle jetzt die Liebe Christi weit über Bitten und Verstehen. Ich bin mir selbst ein Wunder. Was für eine gewaltige und gnädige Veränderung hat der Herr an mir gewirkt! Gott segne Sie dafür! Wie glücklich bin ich! Wie grausam war es, daß man Sie nicht holen wollte, um mich in meinem Jammer zu trösten! Aber sie haben es gethan, weil sie den Trost des Christenthums nicht kennen.

Ich unterrichtete den Mann von der glücklichen Veränderung, die in dem Zustande seiner Frau vorgegangen war. Er dankte mir herzlich und lud mich zur Wiederholung meines Besuches ein. Ehe ich aus dem Hause trat, ließ mir die kranke Frau noch sagen, daß sie die Erlaubniß bekommen habe, mich jeden Tag zu sehen und der Mann fügte, als er aus der Kammer kam, hinzu: „Wahrhaftig, es ist was Wunderbares, ein so großer Unterschied in so wenig Zeit; ich bin ganz beschämt und bestürzt, daß ich Sie nicht schneller habe rufen lassen; wie viele Leiden hätte ich meiner Frau erspart!“

Denselben Abend noch kam der Arzt und fand sie ruhig und still daliegend. Er fühlte den Puls, wandte sich mit zufriedenem Lächeln zur Wärterin und sagte: Es geht ganz gut; ich erwartete wirklich, daß die neue Arznei heilsam seyn würde, aber ich glaubte nicht, daß die Besserung so schnell eintreten würde. Sie ist jetzt so ruhig und die Erscheinungen sind so günstig, daß ich glaube, sie für außer Gefahr erklären zu können. — Die Wärterin antwortete nur: Der Herr Pfarrer hat sie heute morgen besucht und von dem Augenblick an hat sie sich besser befunden.

Die Frau erholte sich wieder und diese Trübsal war für sie und ihren Mann gesegnet. Alle beide bekannten sich offen zum Christenglauben und ihr Beispiel ist in meiner Pfarrei nicht ohne Frucht geblieben.

Nachrichten.

(Die evangelische Gemeinde in Karlshuld.)

Als der Pfarrvikar Lutz im Juli 1832 die Evangelische Kirche wieder verließ, bestand die Gemeinde aus ungefähr hundert Familien mit mehr als fünfhundert Seelen. An und für sich würde sein Rücktritt vielleicht kaum zehn Familien wankend gemacht haben; aber es kam dazu, daß Lutz der Katholischen Kirche sich dadurch wieder zu empfehlen suchte, daß er sich alle ersinnliche Mühe gab, wo möglich die ganze Gemeinde wieder nach sich zu ziehen. Er wirkte daher nicht allein durch eine Menge Briefe auf sie ein, sondern auch durch Unterhändler, die er grade unter den einflußreichsten Gliedern der Gemeinde durch die mannichfaltigsten Vorspiegelungen zu gewinnen wußte. Insbesondere suchte er die fast abgöttische Verehrung der Leute gegen seine Person zu seinen Zwecken zu benutzen, indem er ihnen vorstellte, nur wenn sie mit ihm zurücktreten, könne er wieder nach Karlshuld kommen. Hiedurch gelang es ihm, die evangelische Gemeinde bis auf 190 Seelen zu verringern, und diese hatten nun noch überdies einen sehr schweren Stand; sie waren dem wehthuendsten Spotte, den muthwilligsten Neckereien und den ernstlichsten Versuchungen zum Abfall unaufhörlich ausgesetzt, und grade ihre Standhaftigkeit schien den Grimm ihrer Gegner noch mehr zu reizen. Um nur Einiges anzuführen: so wurden in einer Nacht des verwichenen Februars die Fenster ihres Kirchleins eingeschlagen, der evangelische Pfarrvikar Pächtner wurde, wenn er über die Straße ging, von den Gassenjungen auf die frechste Weise geschimpft, seine Fenster, während er vor denselben stand, mit Erdschollen eingeworfen; einmal kam ein roher, halbtrunkener, um ein Paar Maaß Bier gedungener Bursche in sein Haus, um ihn, was jedoch der Herr verhinderte, thatlich zu mißhandeln. Man drohte mit Mord und Brand u. s. w. In der Mitte Juni d. J. kam Lutz auf das Donaumoos, um die über den Tod seiner jüngsten Schwester trauernden Verwandten zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit las er in der Katholischen Kirche zu Karlshuld eine Messe, und hielt nachher am Altare eine Rede an die Gemeinde, worin er seine Fehltritte bekannte, und nachdem er die versammelte Gemeinde durch Erinnerung an die frühere schönere Zeit gehörig gestimmt hatte, scheute er sich nicht, diejenigen gradezu für Lästerer zu erklären, welche sagen, er sey nicht Römisch-katholisch, sondern apostolisch-katholisch, und habe bloß den katholischen Rock an (früher hatte er das selbst sagen lassen, um die Leute zum Austritt aus der Evangelischen Kirche zu bewegen). Ja, er ging noch weiter, und bekannte in dem Kirchlein, wo er ehemals mit so großem Segen und so eindringender Kraft das Evangelium gepredigt hatte, daß er von ganzem Herzen Römisch-katholischer Priester sey, indem er betheuernd hinzusetzte, er sage dies vor dem gerechten Gott. Er stellte die Katholische Kirche als die allein wahre und unfehlbare hin, und so gelang es ihm, daß die laut weinende Menge, einige Wenige ausgenommen, auf seine Fragen: ob sie bei der Römisch-Katholischen Kirche bleiben, die sieben Sakramente fleißig gebrauchen, und die Ceremonien in Ehren halten wollen? unter Thränen mit „Ja“ antwortete. Wenn er übrigens meinte, er habe auch die evangelisch gebliebene Gemeinde vor sich, so irrte er sich, denn nur ein Paar Glieder derselben wohnten seiner Rede bei, um ihren Brüdern Nachricht darüber geben zu können; noch mehr aber irrte er sich, wenn er sich von diesem Besuche die Zurückführung der ganzen evangelischen Gemeinde in den Schoß der Katholischen Kirche versprach. Nicht ein einziges Glied derselben ist dadurch in seinem Glauben wankend geworden, im Gegentheil wurden sie dadurch nicht wenig in der Wahrheit befestigt, und sogar haben Viele der Zurückgetretenen ernstlichen Anstoß daran genommen, daß er sich jetzt als Römisch-katholisch bekannte, und sind nun in ihren Gewissen unruhiger als zuvor. Ueberhaupt kann man die katholische Gemeinde in Karlshuld nicht ohne das innigste Mitleiden ansehen. Durch Lutz's evangelische Predigt und Seelsorge kamen die Meisten dahin, daß sie erkannten, daß gar Vieles in ihrer Kirche mit dem Worte Gottes nicht übereinstimme; und diese Eindrücke sind mit ihrem Rücktritte nicht ganz verwischt worden. Einige machen Vieles nur darum wieder mit, um, wie sie sagen, die Schwachen nicht zu ärgern; Andere können sich zu dieser Nachgiebigkeit nicht verstehen, und geben daher vielen Anstoß. Mehrere z. B. haben seit ihrem Rücktritt noch nicht gebeichtet, sie gebrauchen zu Hause noch immer evangelische Gebete und Bücher, und die Klugheit ihrer Vorgesetzten wagt es für jetzt noch nicht, sie daran zu hindern.

Was das kleine, unter so schwierigen Umständen treu gebliebene evangelische Häuflein betrifft, so findet hier noch immer der Unterschied statt, daß noch nicht Alle die Kraft des Evangeliums an ihrem Herzen dergestalt erfahren haben, daß man von ihnen sagen kann, sie seyen neue Menschen geworden; Mehrere scheinen bis dahin die

bessere Erkenntniß nur mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen aufgefaßt zu haben, indeß berechtigen sie doch zu der Hoffnung, daß auch ihnen bald der Tag anbrechen und der Morgenstern in den Herzen aufgehen werde. Gibt der Herr, wie wir nicht anders hoffen und glauben, ferner seinen Segen dazu, so wird dieses treu gebliebene Häuflein unter der Leitung seines redlichen, treuen, kräftig und liebevoll wirkenden Seelsorgers fernerhin wachsen in der Erkenntniß, im Glauben und in der Liebe, und was es zum Theil jetzt schon ist, je länger je mehr werden, ein Salz für die umliegende Gegend, in der es noch immer nicht ganz vergessen ist, daß sie ehedem evangelisch war.

Was die äußerlichen Umstände betrifft, so bleibt die Gemeinde noch immer in hohem Grade der brüderlichen Unterstützung bedürftig. Das sumpfige, kalte Moos ist nicht fruchtbarer geworden, als es ehedem war. Ein 40 Schuh langes, 28 Schuh breites und 16 Schuh hohes Kirchlein ist zwar gebaut, aber von Brettern, die gegen Wind, Regen und Schnee nicht gehörig sichern und nicht von langer Dauer seyn werden. Von den eingegangenen Beiträgen konnte zwar ein Kapital von 4000 Fl. angelegt werden; daß dies, zumal bei dem gegenwärtig niedrigen Zinsfuß, zu einer Pfarrbesoldung nicht ausreicht, ist leicht zu berechnen. Ein Pfarr- und Schulhaus ist noch nicht vorhanden; der Pfarrvikar wohnt zur Miethe in einem armseligen Stübchen, das erst tiefer ausgegraben werden mußte, damit er darin aufrecht stehen konnte; hier hält er zugleich auch Schule. Was er da von Feuchtigkeit, Kälte und Ungeziefer zu leiden hatte, ist mehr, als man hier sagen kann. Daher ist die Erbauung eines eigenen Pfarr- und Schulhauses dringendes Bedürfniß. Pächtner machte vor einigen Monaten eine Reise durch's Würtembergische und erhielt bei dieser Gelegenheit so reichliche Geschenke, daß er damit ein Bauerngütlein ankaufen kann, auf welchem Pfarr- und Schulhaus errichtet werden sollen, und möchte nun gerne in Verbindung mit seiner Gemeinde und den Curatoren der einlaufenden Beiträge, Kaufmann Volk und Pfarrer Bomhard in Augsburg, Hand an's Werk legen; aber er bedarf dazu, wie gesagt, fortgesetzte brüderliche Unterstützung.

Indem wir diese Nachrichten auf Verlangen aus dem Christenboten entlehnen, sprechen wir den herzlichen Wunsch aus, daß recht Viele durch sie veranlaßt werden mögen, zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse des treu gebliebenen Häufleins aus ihrem Ueberflusse etwas mitzutheilen. Es vermag um so weniger sich selbst zu helfen, da im Donaumoose wie im vorigen Jahre, so auch in diesem, eine Mißerndte statt gefunden hat, welche durch Reife im vergangenen August herbeigeführt wurde. Zwei edle Königinnen, J. M. die Königin von Würtemberg und J. M. die Königin von Baiern, hat der Herr, zur Bewährung seiner Verheißung, daß Könige seiner Kirche Säugammen seyn werden, zu lebhafter Theilnahme an der armen Gemeinde erweckt, über deren Hirten auch im buchstäblichen Sinne „alle Wetter gehen." In Würtemberg ist viel geschehen. Möchten die Christen der übrigen Deutschen Länder nicht hinter ihren Brüdern zurückbleiben! In Berlin ist auch ferner Herr Kaufmann Elsner zur Annahme von Beiträgen bereit.

(England.) In den letzten Jahren hat kaum ein erfreulicheres Ereigniß statt gefunden, als die große, herrliche Veränderung, die in den Herzen und im Wandel der Seeleute vorgegangen ist. Wer mit Seehäfen bekannt ist, muß es bemerkt haben. Manche staunen, wundern und ärgern sich über die Veränderung, Andere aber sind erfüllt von Dank und freuen sich in der Hoffnung, daß das Werk fortgehen und gedeihen wird, bis jedes Schiff ein Bethel wird, jedes Seemanns Herz ein Tempel des heiligen Geistes. Verschiedene Ursachen haben zu dieser gesegneten Umwandlung mitgewirkt, unter welchen der Eifer einiger frommer Seeleute nicht die geringste ist. Ein Beispiel gebe ich in der Geschichte zweier Unterschiffer: Eines Sonntags Nachmittag ging ich auf dem Hinterdeck auf und ab und dachte über Gottes Güte nach. Wir hatten einen sehr feierlichen und erquicklichen Morgen gehabt; viele Zuhörer waren bis zu Thränen gerührt worden und ich erwartete eine noch wichtigere Versammlung am Abend, als ich durch einen frischen jungen Mann, der an Bord kam, unterbrochen wurde. Es war eine Stunde vor dem Gottesdienst, und um ihn zu beschäftigen, wies ich ihn an, wo er Traktate finden könne. „Kann ich auch für die Leute etliche haben?" fragte er freundlich. Ja wohl, antwortete ich, nehmen Sie einen für Jeden von Ihrer Schiffsmannschaft. Darauf kamen unsere Leute auf das Verdeck und als der Unterschiffer sich zeigte, sah ich den Fremden rasch vom Backbord zum Steuerbord springen und des ersteren Hand auf's Herzlichste schütteln. Während sie sprachen nahm das Handeschütteln kein Ende. Nach dem Gottesdienste fragte ich unseren Unterschiffer, einen frommen Mann, nach der Ursache dieses unablässigen Handeschüttelns. „Ja, Herr," antwortete er, „das ist eine eigene Geschichte. Sie müssen wissen, daß ich vor ungefähr zehn Jahren in Sunderland winterte. Damals war eine große Bewegung unter frommen Leuten jeder Benennung; sie schienen entschlossen, Sünder wie Brände aus dem Feuer zu reißen, und vielmals gelang es ihnen. Ich war mit Anderen beschäftigt, Matrosen zum Besuch der Predigt zu bewegen, und der junge Mann, den Sie meine Hand drücken sahen, und der jetzt Unterschiffer ist, war einer der wildesten Burschen, die mir vorgekommen sind. Ich bewog ihn, mit mir in die Predigt zu gehen; und grade da gefiel es Gott, sein Herz zu rühren und ihn zu tiefem Gefühl der Sünde zu bringen. Nun fing er an, ernstlich den Herrn Jesus zu suchen als den Heiland seiner Seele, und bald fand er ihn und erlangte Gnade, und seit der Zeit hat er auf dem schmalen Wege gewandelt, der zum ewigen Leben führt; und was mich sehr überrascht hat, Herr, wir haben uns seit jenem Abend nicht wieder gesehen, ja es ist nach so vielen Jahren ganz aus meinem Gedächtniß entflohen, ich kann mich nicht einmal erinnern, den jungen Mann jemals gesehen zu haben." Der Seemann war bei seiner Erzählung sehr gerührt von der unerwarteten, fröhlichen Nachricht. Auf mich aber machte die Geschichte einen unvergeßlichen Eindruck; sie erzeugte in mir eine Reihe von Gedanken über die mannichfaltigen Wege des Herrn zur Errettung der Seelen, über den Segen, den Gott auf geringe Mittel legt, über die herrlichen Folgen kleiner Bemühungen und die verborgenen Wirkungen unserer Handlungen. Zehn Jahre waren verronnen, seit die beiden Männer sich gesehen hatten, und die zehn Jahre konnte sich der Fremde der Tröstungen eines frommen Lebens erfreuen, ohne daß der Unterschiffer etwas davon wußte; und wären sie nicht zufällig in einem fremden Hafen zusammengetroffen, so hätte er wohl bis zum Gerichtstag nichts von ihm gehört. Diese Betrachtung stärkte besonders meine Seele, denn ich arbeitete unter Fremden, die ich nie zuvor gesehen hatte und vielleicht nie wieder sehen werde. Doch faßte ich Muth und hoffte, nach zehn Jahren oder am jüngsten Tage einen oder den andern dieser wackeren Bursche wiederzufinden, der dann sagen wird: „Du warst das Werkzeug zu meiner Seligkeit." Mögen Alle, die einen ähnlichen Auftrag haben, Muth fassen. „Laß dein Brodt über Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort 1
Vgl. S. 55.
Mittheilungen aus dem Reiche 7
Vgl. die früheren Jahrgänge. 333
Dr. Bretschneider wider Dr. Hahn 13
Bedenken bei dem Aufsatze eines Lutheraners der separirten Gemeinde in Breslau in Nr. 91 und 92. des Jahrgangs 1832 38
Die Rechte der Israeliten an Palästina 41
Fortsetzung 73
Nachtrag zu dem Vorworte 55
Die biblisch-kirchliche Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo . . . 92
Die sieben Parabeln vom Reiche. Matth. 13. 105
Ausschreiben des bischöflichen Ordinariats Augsburg, den Widerruf und die Wiederaufnahme des Priesters Joh. Georg Lutz, vormaligen Pfarrvikars in Karlshuld, in die Katholische Kirche betreffend 125
Vgl. Jahrg. 1832 Inhaltsanzeige.
Der Unglaube in Frankreich 127
Bemerkungen zu dem Aufsatze in der Ev. K. Z. Nr. 88. 1832, das Stillstehen der Sonne, Josua 10. 135
Ich will euch zum Wetteifer reizen. Röm. 10, 19.
Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Nebst einem Berichte über das Bürgerhospital zu Koblenz und erläuternden Beilagen. Koblenz 1831. 137
Vgl. S. 417.
Bericht der Commission des Unterhauses über die Beobachtung des Tages des Herrn, erstattet im August 1832. Im Auszuge mitgetheilt 150
Vgl. Jahrg. 1832, S. 745 und 826.
Trennung von Kirche und Staat 156
Gemeinschaftliches Schreiben von neun und zwanzig Predigern in Basel und dortiger Umgegend an die Herrnhuter Predigerconferenz 164
Votum eines Mitgliedes des großen Rathes in Basel über das Staatsanlehn den 5. Februar 1833 173
Moser, über die Psalmen 177
Zur Auslegung der Propheten 182
Bitte an Prediger, sich der Armen- und Krankenhäuser anzunehmen 191
Ueber die Stelle Josua 10, 12—15. mit besonderer Rücksicht auf den Aufsatz in Nr. 88. des vorigen Jahrgangs der Ev. K. Z. 193
Der Staatsminister Freiherr v. Stein 205
Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur. (Das Leben J. J. Moser's und des Freiherrn F. C. v. Moser Doktor Leidemit) . . 209
Vgl. Jahrg. 1821 S. 217.
(Das Leben des Dr. Petersen, der El. Petersen und des Superintendenten Reimmann) 216
(Das Leben Schubart's) 222
(Das Leben Boßhardt's) 256

Seite

Was enthält die Schrift über die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten? 257
Mittheilungen über Frankreich in Briefen an den Herausgeber 273
Aus dem Leben eines Juristen 278
Die Lehre der ältesten Kirche vom Tode Jesu mit Beziehung auf die Schrift: Die Lehre der Kirche vom Tode Jesu in den ersten drei Jahrhunderten u. s. w., dargestellt von K. Bähr. Sulzbach 1832 281
Ein Brief des Pfarrers Samuel Luzius an den Professor Malärida in Bern vom 6. Februar 1706 304
Ueber das Glaubensbekenntniß des Herrn Dr. Röhr in der kritischen Predigerbibliothek von 1832 305
Aufforderung zu thätigerer Seelsorge und gemeinschaftlicher Wirksamkeit für das Heil unserer Brüder, aus älterer, neuerer und neuster Zeit 313
Der evangelische Schulmann 318
Die Sonntagsfeier in Schottland 337
Fortsetzung 361
Einige Bemerkungen über die Gemeinschaft der Gläubigen vom Herausgeber des Christenboten mit Beziehung auf Nr. 1. dieses Jahrgangs der Ev. K. Z. 342
Ueber Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmandenunterrichts, nebst Vorschlägen zu seiner Berichtigung 345
Einige erwiedernde Bemerkungen zu der in Nr. 94 und 95. der Ev. K. Z. von 1832 enthaltenen „Uebersicht der wichtigsten kirchlichen Ereignisse in England seit Anfang dieses Jahres" in Bezug auf die Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden . . . 363
Vgl. S. 817.
Gegen Dr. Bretschneider's Bemerkungen über ein neu abzufassendes Glaubensbekenntniß für die Protestantische Kirche des neunzehnten Jahrhunderts 369
Die Mißhandlung des Alten Testaments auf dem evangelischen Gymnasium zu Liegnitz 372
Vgl. S. 557.
Bernard Overberg. (Nach der Schrift: Bernard Overberg in seinem Leben und Wirken dargestellt von einem seiner Angehörigen. Münster, 1829) 390
Vgl. S. 417.
Der Professor Bautain in Straßburg 409
Ich will euch zum Wetteifer reizen Röm. 10, 19.
Anzeige der Schrift: Leben Bernard Overberg's. Von C. F. Krabbe. Münster 1831 417
Vgl. S. 137 und 390.
Bemerkungen „über die Erzählung vom Sündenfall." Vom Kirchenrath und Pastor Nußwurm zu Herrnburg . . 431
Ignatius Aurelius Feßler. Nach: Dr. Feßler's Rückblicke auf seine 70jährige Pilgerschaft. Breslau 1824, und: Dr. Feßler's Resultate seines Denkens und Erfahrens als Anhang zu seinen Rückblicken 454
Fortsetzung 492
Der Geist des Aufruhrs im Kanton Basel 475
Welche Bedeutung sollen für einen treuen Lutherischen Predi-

Seite

ger die dogmatischen Unterschiede der Lutheraner und Reformirten in gegenwärtiger Zeit haben? 517
Der reelle Unglaube und der vorgebliche Mysticismus. „Ueber Mysticismus und Pietismus. Zwei Vorlesungen von Dr. E. F. A. Fritzsche." Halle 1832 521
Erachten über das Bedenken eines „entschiedenen Lutheraners" in Nr. 5 und 6. des Jahrgangs 1833, den Aufsatz in Nr. 91 und 92. des Jahrgangs 1832 betreffend . . . 529
Ueber die Ausbildung und Entwickelung des Verhältnisses von Kirche und Staat in den Lutherischen und Reformirten Kirchen 561
Rowland Hill 595
Etwas über Schulgebete mit besonderer Rücksicht auf das Buch: Morgengebete zum Gebrauch in den obern Klassen evangelischer Gymnasien und höheren Bürgerschulen, verfaßt und herausgegeben von Dr. J. E. G. Kästner und Professor K. G. Küchler. Leipzig 1833 601
Christliche Stimme eines Juristen 606
Aus dem Leben eines Geistlichen 612
Ueber die heutige Gestalt des Eherechts 617
Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen . . 641
Zweiter Artikel 729
Fortsetzung 801
Zur Breslauer Angelegenheit 652
Die evangelische Gesellschaft zu Genf 669
Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden. Zweiter Artikel 697
Vgl. Jahrg. 1832 S. 345. Fortsetzung 769
Ueber die verlästerte Union an die Lutheraner in Breslau von einem reformirten Geistlichen 716
Schreiben an den Herrn Professor H. Ritter in Beziehung auf dessen „Allgemeine Betrachtungen über den Begriff und Verlauf der christlichen Philosophie" in der Zeitschrift: Theologische Studien und Kritiken, Jahrg. 1833, Heft 2. 747
Ein Wort über Predigerzusammenkünfte 761
Ein Brief an den Herausgeber über die Breslauer Angelegenheit 788
Uebersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland 817
Vgl. Jahrg. 1832 S. 745.
Ein Krankenbesuch wider den Willen des Arztes 828

II. Litterarische Anzeigen.

Der evangelische Geistliche von Richard Baxter. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, Verlag von G. Eichler, 1833 62
Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Nebst der Geschichte des Israelitischen Volks und einem Ueberblick der christlichen Kirchengeschichte. Von Joh. Fr. v. Meyer, Kempten 1832 67
Der Monismus des Gedankens. Zur Apologie der gegenwärtigen Philosophie von Karl Friedr. Göschel. Naumburg 1832 86
Historisches Lesebuch der christlichen Bibellehre von J. Gottfried Schöner. Nürnberg 1801 133
Geistlicher Liederschatz. Berlin bei Samuel Elsner, 1832 245
Das Missionswesen in der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien u. s. w. von Fr. Krohn. Hamburg, 1833 406
Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde, herausgegeben von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert. Dritter Band. Erlangen bei Heyder 472
Was der Mensch saet, das wird er erndten. Eine Predigt u. s. w. gehalten von C. O. v. Ferber. Hamburg 1833 489

Seite

Sendschreiben eines Gliedes der Evangelischen Kirche an Herrn Dr. Herbst als Verfasser der Schrift: „Die Kirche und ihre Gegner." Erlangen 1833 503
Provinzial Prediger-Bibliothek, enthaltend eine Sammlung von Predigten und geistlichen Reden, eingesandt von den evangelischen Geistlichen des Großherzogthums Posen und herausgegeben von Dr. C. A. W Freymark. Posen 1832 und 1833 678
Leben Joh Wilh. Fletscher's, Pfarrers zu Madeley, nach der Bearbeitung von Benson. Aus dem Englischen. Mit einer Vorrede des Consistorialraths Dr. Tholuck. Berlin 1833 753
Die ewige Ruhe der Heiligen, dargestellt von Richard Baxter. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin 1833 . . 773
Biblische Historien nach dem Kirchenjahre geordnet u. s. w. von Franz Ludw. Zahn. Mörs und Dresden 1832, und: Dr. Martin Luther's Handbuch zur biblischen Geschichte. Mörs und Dresden 1832. 782
Züge aus dem Leben des sel. Joh. L. Pfister u. s. w. Herausgegeben von Joh. Kirchhofer. Schaffhausen 1833 793
Funfzig Fabeln für Kinder. Hamburg bei Perthes . . . 798

III. Nachrichten.

I. Europa.

Berlin S. 32, 494, 568, 691.
Uckermark S. 32.
Breslau 488.
Naumburg a. d. Saale 511.
Halle a. d. Saale 512, 558.
Hamburg 159.
Frankfurt a. M. 215.
Herzogthum Braunschweig 223.
Hessen-Kassel 504.
Stuttgardt 768.
Die evangelische Gemeinde in Karlshuld 825.
Basel 23.
Bern 71, 799.
Genf 56, 80, 272, 311.
St. Gallen und Appenzell 709.
Waadt 691.
Malta 56.
Saratow 47.
Holland 176, 558.
Belgien 326, 726, 807.
Norwegen 176.
Südliches Frankreich 208.
Die Protestanten in Frankreich 294.
Frankreich 398, 808.
Straßburg 573.
Die Evangelische Kirche in Lyon und Adolph Monod 615.
England S. 271, 831.
London 344, 695.
Ehstland 528.
Russisch Polen 655.
Griechenland 768, 776.

II. Amerika.

Die Nordamerikanische Einheimische Missionsgesellschaft 269.
Nordamerika 814, 815.

III. Asien.

China 445.

IV. Polynesien.

Sandwichsinseln 367.
Nachrichten und Anzeigen 174, 208, 557 (Vgl. S. 372.), 759.

Beilage zur evangelischen Kirchen-Zeitung.

Christlicher Volksbote aus Basel.

N°. 1. Donnerstag den 2. Mai 1833.

Friede sey mit Euch. Joh. 20, 19.

Des Boten Gruß.

Fluthen gleich in unsern Zeiten
Hebt sich der Empörung Macht.
Sieh'! Gewitterwolken schreiten,
Und verkünden dunkle Nacht.
Brüder, doch verzaget nicht,
Denn von drüben scheint ein Licht.

Der die Arche hat gesendet
Durch das weite, tiefe Meer,
Führt sie, als die Fluth geendet,
Auf den Ararat daher,
Schickt, da Er gerettet hat,
Ihr die Taube mit dem Blatt.

Er wird auch Sein Schifflein retten
Durch der Zeiten wilde Fluth,
Und auf Felsen wird Er's betten,
Da es ewig sicher ruht.
Ist es doch der Herr der Welt,
Der das Steuerruder hält.

Brüder, hebet auf die Blicke
In der Finsterniß der Zeit,
Denn es ist zu unserm Glücke
Rettend stets der HErr bereit.
Frohe Botschaft fort und fort
Bringet uns Sein heilig Wort.

Er, der durch die bangen Wogen
Noah einst gerettet hat,
Wird auch mit dem Friedensbogen
Wieder segnen Land und Stadt.
Denn Sein Nam' ist Wunderbar,
Und Er ist noch der Er war.

Darum zaget nicht im Drange
Einer Zeit voll Kampf und Noth,
Wird es auch dem Herzen bange:
Rettung bringt des Heilands Tod,
Und das Kreuz auf Golgatha
Steht zum ew'gen Heile da!

Ueber Veranlassung, Zweck und Inhalt des christlichen Volksboten.

Wir lesen in den Schriften des Römers Cicero, daß sich einst in den traurigen Zeiten der zerrütteten Republik einige Freunde auf's Land zurückgezogen haben, und daß sie dort, unter einem Baume gelagert, in traulichen und ernsthaften Gesprächen über wichtige Gegenstände einen Trost für ihren Schmerz gefunden haben.

In den traurigen Zeiten unserer Republik finden sich nun manche Freunde, die sich sonst als Pfarrer auf dem Lande zu sehen gewohnt waren, in der Stadt zusammen. Donnerstag Abends um 4 Uhr wird abwechslungsweise von einem unter ihnen ein öffentliches Gebet in der St. Martinskirche für des Landes Wohl gehalten. Dann kommen sie noch mit andern Freunden zusammen, und schließen einen brüderlichen Kreis, in welchem die Herzen leicht sich öffnen, weil Alle Einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, um den sie sich bewegen, und dieser ist das Heil Gottes in Christo Jesu.

In diesem Kreise entstand bey den Anwesenden die Frage, was für ein schicklicher Weg wohl eingeschlagen werden möchte, damit sowohl die aus ihren Wirkungskreisen entfernten, als auch die bleibenden Amtsbrüder auf eine dem Bedürfniß der Zeit entsprechende Weise für die Sache des HErrn reden und zeugen könnten, und so wurde nach und nach der Entschluß reif, gemeinschaftlich dieses Blatt herauszugeben.

Unser Blatt heißt ein Volksbote. Wir schreiben für das Volk, und zwar im weitern Sinne des Worts, in welchem alle Stände, gelehrt und ungelehrt, Städter und Landmann, zu demselben gehören.

Es soll aber unser Blatt ein christlicher Volksbote seyn. Wir treten als Christen auf, die sich auch in diesem Blatte des Evangeliums von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, nicht schämen wollen. Wir möchten gern auch in diesem Blatte etwas beitragen zum Aufbau des Reiches Gottes, und zu dem Ende die großen und wichtigen Erscheinungen unserer Tage vom Standpunkte des Reiches Gottes aus betrachten; wir möchten auch die politischen Ereignisse mit Christenaugen ansehen und mit christlichem Lichte sie beleuchten.

Endlich nennt sich unser Blatt der Volksbote aus Basel. Unsere liebe Vaterstadt wird freilich in unsern Tagen von vielen Menschen gehöhnt, aber wir schämen uns dieses Hohnes nicht, sondern theilen ihn gerne, und darum lassen wir auch unser Blatt seinen Ursprung an der Stirne tragen. Unser Blatt ist aus Basel, und auch zunächst für den Kanton Basel.

Das ist der Zweck unseres Blattes. Und welches soll nun sein Inhalt seyn? Wir glauben denselben am beste unter folgende vier Hauptrubriken bringen zu können:

1.) Bibelerklärung und kurze religiöse Betrachtungen und Ansprachen mit Rücksicht auf unsere Zeit.

2.) Politisch-religiöse Aufsätze, die das Nachdenken des Volkes über die großen Fragen unserer Tage in Anspruch nehmen, und wahre Aufklärung verbreiten helfen.

3.) Vermischte Mittheilungen aus der Christen- und Heidenwelt, neuerer und auch älterer Zeit.

4.) Eigentlich-Politisches; kurze Angabe der neuesten Ereignisse in unserm Vaterlande und andern Ländern. Denn so viel ist uns klar geworden, daß auch für diejenigen Christen, die keine eigentlichen Zeitungsleser sind, eine kürzere Darstellung der politischen Ereignisse Bedürfniß sey, damit Niemand die vielbesagenden Zeichen der Zeit, und die ernsten mahnenden Gerichte Gottes übersehe. Denn der Gang der Weltereignisse erscheint besonders in unsern Tagen in tiefem bedeutungsvollem Zusammenhang mit der Entwicklung und Gestaltung des Reiches Gottes auf Erden.

Die Herausgeber des Volksboten sind nun von dem herzlichen Wunsche tief erfüllt, daß der HErr dieses von ihnen zwar im Gefühle ihrer Schwachheit, aber doch mit heiligem Ernst und in sehnsuchtsvollem Aufblick zu Ihm unternommene Werk mit seinem Segen begleiten möge, damit ihre Arbeit dahin mitwirke, daß das zerstoßene Rohr des Glaubens und der glimmende Docht der Liebe in manchen Herzen nicht vollends zerknickt und ausgelöscht werde vom Sturme unserer Tage. Ja, möge es uns gegeben werden, manchen im Strudel der Zeit Untersinkenden auf Den hinzuweisen, der dem Petrus auf den Wogen die rettende Hand reichte! Möge es uns gelingen, die in so Vielen durch die Ungerechtigkeit erkaltete Liebe wieder anzufachen! Möge das Blatt des christlichen Volksboten als ein Oelblatt des Friedens ausgehen in den großen Unfrieden dieser Zeit, und freundliche Aufnahme finden bei allen denen, die den Frieden lieb haben und mit uns tief erkennen, daß nur der Balsam des Christenglaubens die tiefen Wunden des Vaterlandes heilt.

Christliche Freunde des Boten! versagt uns nicht die Mitwirkung Eurer Liebe und Fürbitte!

Die Redaktion des christlichen Volksboten
Johannes Linder, Pfarrer in Zyfen.
Eduard Bernoulli, Pfarrer von Benwil.
Adolf Sarasin, Pfarrer von Tenniken.

Unterzeichneter, als Verleger des christlichen Volksboten aus Basel, erlaubt sich, diesem Probeblatt noch einige Bemerkungen nachzusetzen. Von dem christlichen Volksboten erscheint jede Woche eine Nummer von einem halben, oder nach Bedürfniß auch von einem ganzen Bogen auf weißem Druckpapier, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; jedoch findet die Versendung auch monatlich durch den Buchhandel statt.

Der Preis für die übrigen acht Monate des laufenden Jahrs ist 20 Sgr. netto, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz und sämmtliche löbl. Postämter. Dieselben sind berechtigt, sich ihre allfälligen Auslagen ꝛc von den resp. Subscribenten vergüten zu lassen. — Zweckmäßige Mittheilungen beliebe man, sobald sie per Post gehen, an die Herren Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler A. Barth in Leipzig oder durch die löbl. Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M., und zwar mit der Bemerkung: Für den christlichen Volksboten aus Basel, zur Post.

Felix Schneider.

ei Felix Schneider, Buchhändler in Basel, ist so eben erschienen, und durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

C. W. F. Bähr,

(Pfarrer in Eichstetten)

Commentar über den Brief Pauli an die Kolosser,

mit steter Berücksichtigung der ältern und neuern Ausleger.

8°. 21 Bogen auf weißem Druck-Velin-Papier. Preis 1 Thlr. 12 gr. ord.

Der durch seine dogmen-historische Entwicklung der Lehre von dem Tode Jesu in den drei ersten Jahrhunderten hon rühmlich bekannte Verfasser übergibt hiemit der gelehrten Welt die Resultate Jahre lang fortgesetzter Forschungen. — ur Charakterisirung dieser Auslegung reicht hin, was derselbe in der Vorrede sagt: „Mein oberster hermeneutischer Grundsatz t der der evangelisch-protestantischen Kirche: daß nämlich sola S. Scriptura judex, norma et regula sei. Um eben eses Grundsatzes willen scheint es mir ganz verkehrt, bei der Erklärung sich von einer andern Autorität, als der des Geistes r Wahrheit, der uns verheißen ist, leiten zu lassen, und mit einer gewissen Aengstlichkeit darauf hinzuarbeiten, daß man in keinem Punkte mit den symbolischen Büchern, vor denen ich übrigens die größte Hochachtung habe, zerfalle." — Je reuer und vorurtheilsfreier von dogmatischer Befangenheit dieses Princip der Auslegung festgehalten wird, um so mehr eht zu hoffen, daß die Exegese an Einseitigkeit verlieren, an Allseitigkeit gewinnen, und der Sinn der heiligen Schrift ründlicher eruirt und ausgemittelt werden werde. Der Anfang dazu ist in der neuesten Zeit gemacht worden, und auch ige Auslegung des Briefes an die Kolosser verfolgt dieß Ziel mit eben so großer Umsicht und Unpartheilichkeit, als ründlichkeit und Gelehrsamkeit.

Die Uhrfeder, eine Geschichte zum Ostergeschenk für Kinder, vom Verfasser der Rabenfeder. 3 gr.

Ruth Clarke, oder das wohl angewandte Pfund. Eine wahre Geschichte. 2½ gr.

Ferner wird im Laufe dieses Jahres erscheinen:

1.) Biblisches Spruchregister, welches in alphabetischer Ordnung die vornehmsten Sprüche, wie sie von Anfang lauten, enthält. Ein Handbuch für Freunde der heiligen Schrift, und insbesondere für Lehrer und Prediger, um die Schriftstellen, welche die Glaubens- und Sittenlehren enthalten, bequem zu finden. Neue Auflage. Taschenformat.

Anmerkung. Dieses kleine Handbuch, dessen frühere Auflagen längst vergriffen sind, wird den Freunden und Verkündigern des Wortes Gottes um so willkommener seyn, da sich das Bedürfniß nach solcher Handkonkordanz so vielfältig schon ausgesprochen hat.

2.) Taschenkalender fürs Jahr 1834, mit kleinen lieblichen Erzählungen und Gedichten.

Anmerkung. Die sorgfältige Auswahl der darin enthaltenen freundlichen Mittheilungen und Gaben, die wir dem Fleiß und geläuterten Geschmack einer theuern Jüngerinn Jesu verdanken, wird dieses Taschenbüchlein hinlänglich empfehlen.

3.) Die Ehe der Kinder Gottes! — Ein christliches Handbüchlein für Verlobte und Ehegatten, die sich nach wahrer Glückseligkeit sehnen.

Anmerkung. Dieses liebliche Schriftchen eignet sich besonders als Zugabe zu Hochzeitsgeschenken, und ist den Herren Geistlichen zu empfehlen, welche gerne ihren Gemeindsgliedern bei ehelichen Verbindungen ein väterliches Vade mecum in die Hände geben wollen. Taschenformat.

Ferner ist in meinem Verlag erschienen:

(Der Thaler zu 1 fl. 48 kr.)

Die Rabenfeder. Eine Geschichte zum Ostergeschenk für Kinder. 12°. 1832. ord. 3 gr.

Der arme Anton, oder Darstellung verschiedener Führungen Gottes. 12°. 1832. ord. 3 gr.

Leben und Wirken von Johannes Newton, evangelischem Prediger in London. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Vayhinger. Mit Newtons Bildniß. gr. 8°. 1832. ord. 16 gr.

Leben und Schicksale von M. Christ. Vos, Prediger in Holland, Südafrika und Asien; durch ihn selbst in Briefen an einen Freund beschrieben, und aus dem Holländischen übersetzt von J. G. Vayhinger. Mit dem Bildniß von Vos. gr. 8°. ord. 16 gr.

Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit, von Loskiel. Sechste neu revidirte Ausgabe. 1833. 8°. ord. 22 gr.

Linder Joh., des Vaterlandes Fall, und des Vaterlandes Trost. Zwei Bettagspredigten, gehalten den 16. Sept. 1832. 8°. 2te Auflage. netto 3 gr.

Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften. Jahrg. 1820—1833, jeder zu 4 Heften, mit Kupfern und Karten. Der Jahrg. netto à 1 Thlr. 13 gr.

Morgen- und Abend-Andachten auf jeden Tag in der Woche, nebst Worte des Trostes in allen Leiden und Anfechtungen. 2te Aufl. netto 4 gr.

Anleitung zum Seligwerden, oder kurzer Unterricht von der Zubereitung zu einem seligen Ende. netto 2 gr.

Banga, Joh. Jak. Gedichte. 12°. broschirt. netto 2 gr.

Biblische Spruch-Lotterie, eine angenehme religiöse Unterhaltung im gesellschaftlichen Zirkel. 9 gr.

Darstellung der Begebenheiten im Kanton Basel. Erste Abtheilung, von den Monaten Okt., Nov. u. Dez. 1830. gr. 8°. 12 gr.

Der Jugendfreund, eine Zeitschrift in monatlichen Heften von 32 Seiten, mit vielen Vignetten geziert. Ein Jahrgang von 12 Heften in 384 Seiten. 16°. 12 gr. Einzelne Hefte zu 2 gr.

Eglinger, Pfr. Kommunionbüchlein für junge Tischgenossen unsers HErrn Jesu Christi. 8te Auflage. 4 gr.

Erzählung von dem Untergange des Schiffes Kent, durch Feuer. Mit litogr. Titelkupfer. 8°. broschirt. netto 2 gr.

Freundschaftliche Vergißmeinnicht, zarten Kinderseelen gewidmet. netto 1 gr.

Gebetbuch, vermehrtes, aus Arndts, Gerhardts, Cassinii und anderer evangelischen Lehrern geistreicher Bücher. 11 gr.

Hilmers christliches Taschenbuch für Kinder, 1s Bändch. mit 5 Kupfern. gebund. 10 gr.

— 2tes Bändchen mit einer schön lithographirten Musik-Beilage. gebund. 10 gr.

Johannes, oder die Macht des Christenthums und seine Würde, ein Drama. 9 gr.

Lazarus der Kranke, Sterbende und Auferweckte. Für Leidende und Freunde der Leidenden; herausgegeben von M. C. G. Blumhardt. 16 gr.

Loskiels Passions- und Ostergesänge. 12°. 3 gr.

Louise, oder der Sieg der göttlichen Liebe, (frei nach dem Englischen.) Basel 1828 8°. 9 gr.

Stier, R. Altes und Neues in deutscher Bibel. Oder Vergleichung Dr. M. Luthers mit ihrer Berichtigung durch Dr. J. F. von Meyer. Als Hülfsmittel des Urtheils dargereicht von Rudolf Stier. gr. 8°. Auf Druckpap. 8 gr., auf Velinpap. 10 gr.

Stimmen der Wanderer nach Zion, oder Lieder und Gesänge für kleinere oder größere Christen-Vereine. Mit Musik-Beilage nach dem Bedürfniß unserer Zeit, gesammelt von J. J. Sch. 3 gr.

Stückelbergers C. U. Catechismus-Predigten. netto 16 gr.

Ulber, C. S. Der rechtschaffene Naturalist. In 60 erbaulichen Betrachtungen aus der Natur. 3te Auflage. 16 gr.

Ziehbüchlein zur freundschaftlichen Unterhaltung und Erbauung. Niedlich in doppeltem Futteral. 16 gr.

Zwanzig geistl. Lieder, komponirt von Joh. Verbeek. gr. 4°. 16 gr.

Kunstsachen.

Einziger wahrer Weg zur Religions-Vereinigung; oder, die verschiedensten Nationen vor dem Kreuze Jesu Christi sich beugend. In Kupfer gest. 4°. à 6 gr.

Christusbild, eine idealische Darstellung desselben. Lithogr. in Folio auf Kupferpapier 20 gr.

— auf chinesisches Papier 1 Thlr. 4 gr.

Bei Herrn J. A. Barth in Leipzig wird gegen Baar ausgeliefert.

Biblia hebraica, ad optimorum editionum fidem summa diligentia ac studio recusa Societatum Biblicarum sumtibus Basileae. 1827. gr. 8°. netto 4 Thlr.

Novum Testamentum graece, textui ante Griesbachium vulgo recepto additur lectionum variantium earum praecipue quae Griesbachio potiores gensentur delectus. 2 Tomi. 8°. netto 22 gr.

Die Bibel, oder die ganze heilige Schrift Altes und Neues Testament, nach Dr. M. Luthers Uebersetzung, mit grober Schrift auf schönes weißes Papier gedruckt, zum Familien- und Kanzelgebrauche. gr. 4°. netto 3 Thlr. 12 gr.

— mit etwas kleinerer Schrift, in gr. 8°. 37ste Aufl. Postpap. netto 2 Thlr. 15 gr.

Bibel, dieselbe Ausgabe auf Schreibpapier. netto 2 Thlr.

— dieselbe Ausgabe auf weißem Druckpapier. netto 1 Thlr. 3 gr.

— in klein 8°. netto 1 Thlr. 2 gr.

Das Neue Testament nach Dr. M. Luthers Uebersetzung, gr. 8°. Weiß Druckpapier. netto 7 gr.

— mittel 8°. netto 7 gr.

— klein 8°. netto 7 gr.

— in 12°. Auf Postpapier. netto 9 gr.

— in 12°. Auf weißem Druckpapier. netto 7 gr.

Sammlung von 40 Kupferstichen zum Alten und Neuen Testament. Gestochen von J. J. von Mechel in Basel. netto 2 Thlr.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062052771